IM NEUEN REICH: WOCHENSCHRIFT FÜR DAS LEBEN DES DEUTSCHEN VOLKES IN STAAT, ...

Im neuen Reich.

Wochenschrift

für

das Leben des deutschen Volkes

in

Staat, Wissenschaft und Kunst.

Herausgegeben von Dr. Wilhelm Lang.

1881. № 1.

Inhalt:

Literarische Beilage von F. A. Brockhaus in Leipzig.
" " " A. Hartleben's Verlag in Wien.

Leipzig, Verlag von S. Hirzel.

1881.

Zusendungen für die Redaction der Wochenschrift „Im neuen Reich“ sind an Herrn Dr. Wilhelm Lang in Stuttgart, Blumenstraße 44, zu richten.

Im neuen Reich.

Wochenschrift

für

das Leben des deutschen Volkes

in

Staat, Wissenschaft und Kunst.

Herausgegeben

von

Dr. Wilhelm Lang.

Elfter Jahrgang, 1881.

Erster Band.

(Januar bis Juni.)

Leipzig
Verlag von S. Hirzel
1881.

Inhaltsverzeichniß.

Politik.

Deutsches Reich.

Nachbarn und Fremdlande.

Geschichte und Biographie.

Literatur.

Kunst und Alterthum. Musik und Theater.

Länder- und Völkerkunde.

Verschiedenes.

Literarische Kritiken.

Notizen.

Unsere Lage.

Veränderliches Wetter, zunehmende Bewölkung. So ließe sich mit Anwendung meteorologischer Formeln auch der politische Charakter des vergangenen Jahres am besten bezeichnen. Die Wetterverkündigung auf das beginnende Jahr würde aber wahrscheinlich lauten: die Veränderlichkeit des Wetters bleibt, bei gesteigerter Neigung zu Niederschlägen. Wer constantes sonniges Wetter liebt, muß freilich durch solche Aussichten trübe gestimmt werden. Er wäre aber ein Thor, wenn er fürchtete, die Sonne werde niemals wieder voll scheinen, unser politisches Leben niemals wieder eine fröhliche, zu eifrigem Mitwirken einladende Form annehmen. Pessimismus in der Politik ist mit dem politischen Selbstmorde, mit dem Verzichte auf jede Lebensthätigkeit im Staate gleichbedeutend. Der Einzelne kann freiwillig sein Dasein verkürzen, ein Volk, wie jede höhere sittliche Gemeinschaft, denkt nicht an Selbstvernichtung, hegt, auch wenn es ihm noch so schlimm ergeht und die Gegenwart noch so viel Stoff zur Unzufriedenheit bietet, den Glauben an eine bessere Zukunft. Das Bekenntniß müssen wir freilich ablegen, daß die jüngste Zeit im Kreise unsers öffentlichen Lebens nichts Erfreuliches brachte; nimmermehr werden wir aber den Schluß daraus auf einen stetigen Niedergang unserer staatlichen und gesellschaftlichen Zustände zugeben.

Zwei Dinge nehmen unsere Interessen und unsere Aufmerksamkeit fast ausschließlich in Anspruch, die wirthschaftlichen Wirren und Kämpfe im Innern, die orientalische Frage in unseren äußeren, internationalen Beziehungen. Herzerwärmend und zu fröhlichem Mithandeln ist weder das eine noch das andere angethan. Wirthschaftliche Kämpfe entfesseln stets in peinlichster Weise die Leidenschaften des Egoismus und der Habsucht. Wenn die Schriften der sich bis zum Messer bekämpfenden wirthschaftlichen Parteien die Wahrheit sagen, so ist die Erde fast nur von Spitzbuben und Dummköpfen bevölkert. Jede Partei nimmt von ihren Gegnern selbstverständlich an, daß diese sich auf Kosten der Mitbürger bereichern wolle und auf die Dummheit der letzteren speculire. Die Ackerbauer und Grundbesitzer hängen den anderen Volksklassen den Brodkorb so hoch als möglich, den Kaufleuten ist um schnöden Gewinn

das ganze Vaterland feil, jeder größere Industriezweig klagt den andern an, daß er wie eine Schmarotzerpflanze auf Kosten des Ganzen sich nähre. Dabei fällt nur auf, daß die Parteien, obgleich sie die Menschenfreundlichkeit ihrer ökonomischen Ansichten laut versichern, es doch für nöthig halten, dieselben unter einem politischen Aushängeschilde anzupreisen und den Sieg der liberalen oder conservativen Sache ausschließlich von dem Gelingen ihrer Pläne abhängig machen. Dem simpeln Manne, der weder Herrschaften besitzt, noch Seeschiffe auslaufen läßt, noch Fabriken angelegt hat, schwindelt der Kopf über diesem unaufhörlichen Strome gegenseitiger Anklagen und er müßte verzweifeln, wenn er nicht aus Erfahrung wüßte, daß schließlich auch das wirthschaftliche Leben eines Volkes nach festen Gesetzen sich regelt. Zwei Umstände erschweren bei uns das Finden des richtigen Ausweges. Die Zoll- und Steuerreform soll gleichzeitig die Handhabe zu einer weniger fühlbaren Steuervermehrung bieten. Die Steuersumme im Ganzen verlangt die Regierung erhöht, die Steuerlast der bedürftigen Klassen wünscht sie erleichtert zu sehen. Lassen sich so verschiedenartige Ziele erreichen, wird nicht die Unverträglichkeit dieser entgegengesetzten Wünsche, sobald man an eine ernste sachliche Erörterung der Finanzfragen schreitet, offen zu Tage treten? Das Schlimme ist, daß nur ein Punkt unabänderlich feststeht: die Nothwendigkeit der Steuererhöhung, hervorgerufen durch die dauernde schwere Kriegsrüstung, welche uns die äußeren politischen Verhältnisse aufdrängen. Man braucht kein großes Gewicht auf Gambetta's Punschreden zu legen, gehalten vor einer ehrwürdigen Versammlung von Weinreisenden, und nicht gerade zu zittern bei Spuller's, Reinach's und anderer deutscher Renegaten offen eingestandenen Revanchegelüsten, um dennoch die ständige Gefahr, die uns von Frankreich droht, zu empfinden. Daß die Dinge dort einer schweren Krisis entgegenreifen, erscheint ebenso gewiß, wie daß keine Partei anstehen wird, durch einen äußern Krieg die Volksleidenschaften von den inneren Kämpfen abzuleiten, falls sich nur die geringste Aussicht auf Erfolg bietet. Wir würden diese Aussicht namhaft verstärken, wenn wir mit der Kriegsbereitschaft jetzt plötzlich innehielten, unsere Wehrkraft schwächten. Die Frage, was besser sei, die Steuerlast, so schwer sie auch auf uns lastet, noch einige Zeit weiter zu tragen und dadurch die Gefahr eines Krieges zurückzuschieben, oder auf eine kurze Frist in unseren Finanzverhältnissen uns bequemer zu betten mit der gesteigerten Wahrscheinlichkeit, daß der durch unsere verminderte Widerstandskraft näher gerückte Krieg uns zehnfache Opfer kosten werde, kann ein ehrlicher Deutscher nur in einem Sinne beantworten.

Die andere Schwierigkeit, zu geordneten wirthschaftlichen Zuständen zu gelangen, liegt in unseren seltsam verschlungenen Regierungsverhältnissen. Wir besitzen nur einen Staatsmann. Leider, klagen die Einen; Gottlob, daß wir

gerade ihn und ihn allein besitzen, rufen die Anderen. An der Thatsache, daß in den Händen des Reichskanzlers die Leitung der Finanzen ausschließlich ruht, wird nichts geändert. Während aber den Fürsten Bismarck als Lenker der äußern Politik das allgemeinste Vertrauen begleitet, seine diplomatische Thätigkeit kaum einen Gegner in Deutschland findet, selbst die giftigste Opposition gegen den Reichskanzler verstummt, sobald auf sein Wirken als Minister des Aeußern die Rede kommt: hat die Nachricht, daß er auch das Handelsministerium sich aufgeladen habe, die ganze Zoll- und Steuerreform als seine persönliche Aufgabe betrachte, auch viele seiner wärmsten Anhänger verblüfft. Nicht als ob an seinem Verständnisse auch dieses Verwaltungszweiges gezweifelt, seine persönliche Fähigkeit hier minder ausreichend gefunden würde. Bismarck hat durch seine parlamentarischen Reden die sichere Beherrschung auch der verwickeltsten Finanzfragen bewiesen und daß sein Studium der Steuerverhältnisse nicht von heute oder gestern erst datire, dargethan. Seine Unabhängigkeit von starren Theorien spricht nur zu seinen Gunsten. Kein Staatsmann läßt sich durch ein Lehrgebäude und theoretisches System binden. Andere Umstände haben die Sorge, ob die Finanzpläne des Reichskanzlers der volle Erfolg krönen werde, wachgerufen. Ihm fehlen die Gehilfen und die Organe, seinen reformatorischen Ideen genau zu folgen, seine Pläne auszuarbeiten. Auch hier wieder scheiden sich die Meinungen, wer an diesem peinlichen Zustande, welcher die Regierungsmaschine in Stocken, jedenfalls in Unordnung zu bringen droht, die Schuld trägt. Die Feinde Bismarck's behaupten, mit dem nervös gereizten Manne, welcher überdies mit den Jahren gegen fremde Meinungen und andere Ansichten immer unduldsamer werde, könne ein selbständiger Charakter auf die Länge nicht zusammen arbeiten. Die Anhänger des Reichskanzlers bedauern dagegen, daß die Schablone und Routine die höheren Beamtenkreise vollständig verdorben habe und der Fürst gegen seinen Willen und seinen Wunsch gezwungen sei, die Amtsgenossen und Gehülfen so häufig zu wechseln. Es geht in politischen Kreisen vielfach die Meinung, daß der Reichskanzler von Niemandem mehr völlig begriffen und verstanden werde. Dadurch empfängt die Discussion der Finanzpläne ein unklares, unsicheres Element. Auf die Detailausführung kommt es doch wesentlich an. In keinem Augenblicke weiß man aber, ob der Vertreter der Person des Reichskanzlers auch noch der Vertreter seiner Ansichten sei. Heute glaubt man seine Absichten errathen zu haben, und schon am nächsten Morgen bemerkt man den gewaltigen Irrthum, entdeckt, daß man sich unerwartet im Gegensatze zu denselben befinde.

Die Methode überhaupt, nach welcher in den entscheidenden Kreisen die Finanzpolitik betrieben wird, hat für den Fernstehenden etwas Auffallendes. Das letzte Ziel ist wohl erkennbar; in Bezug auf die Mittel jedoch, das Ziel

zu erreichen, scheint der Opportunität der weiteste Spielraum geöffnet zu werden. Um einzelne Maßregeln durchzusetzen, werden die verschiedensten politischen Parteien nach einander verwendet, von jenen Maßregeln aber weiß man nicht, ob sie provisorisch, als bloße Abschlagszahlung oder definitiv gelten, ob wir es mit einer Politik, die Zug für Zug, wie bei einem Schachspiele, vorgeht, zu thun haben, oder mit einem auch in Einzelpunkten endgiltig festgesetzten Programme. Die Vorgänge in der innern Politik erinnern vielfach an die Kunst, welche der Reichskanzler in der Behandlung der äußeren Angelegenheiten mit so großem Erfolge geübt hat, und welcher wir die Erhaltung des Friedens bisher vorzugsweise zu danken haben. Wir würden es dem Staatsmanne gönnen, wenn er nicht mehr so oft in die Lage versetzt würde, seine Meisterschaft in der Gruppirung der großen Mächte, so daß sie sich gegenseitig die Wagschale halten und der Ausschlag zuletzt nach seinem Wunsche fällt, zu bewähren. Leider sind aber die europäischen Verhältnisse ganz darnach angethan, seiner diplomatischen Kunst namentlich in der nächsten Zeit einen weiten Schauplatz zu bieten. Die Dinge im Oriente haben sich doch anders und schlimmer entwickelt, als es vor wenigen Jahren die meisten Leute und selbst der größte Staatsmann Europas dachten und glaubten. Wer hätte die geflügelten Worte von dem „bischen Herzegowina" vergessen und die öffentlichen Erklärungen, daß die türkischen Wirren Deutschland nicht berühren, unser Bündniß mit Rußland felsenfest stehe? Aus dem bischen Herzegowina ist der Liquidationsproceß des türkischen Reiches, welcher noch lange nicht zu Ende geführt ist, hervorgegangen, an der Regelung der orientalischen Angelegenheiten nimmt das deutsche Reich jetzt in erster Linie Theil, unsere Beziehungen zu Rußland sind kühl geworden wie zwischen einem Ehepaare am Tage vor der gerichtlichen Scheidung. Alle Mächte Europas treiben, scheinbar widerstandslos, dem Strudel zu, welcher sich in den türkischen Gewässern aufgethan hat. Ob im letzten Augenblicke der eine oder der andere Steuermann die Kraft und das Glück besitzen wird, ungefährdet hindurchzuschiffen, müssen wir abwarten. Nach den jüngsten Erfahrungen dürfen wir uns keinen ungemessenen Hoffnungen hingeben. Verrathen doch die Thaten der Großmächte, von den Berliner Conferenzen angefangen, alles andere eher als einen sichern Blick und eine feste Hand. Niemand hätte es für menschenmöglich gehalten, daß Montenegro, dieses widerwärtige Zerrbild eines Hofes und eines Staates, wochenlang ganz Europa in Athem halten, die Erfüllung seiner Ansprüche sich zu einem Gegenstande allgemeiner europäischer Interessen aufbauschen werde. Und dann wieder: Von allen christlichen Völkern des Orientes erfreuen sich die Griechen aus guten Gründen der größten Sympathien aller Gebildeten. Auch wer in ihnen nicht die legitimen Erben des alten griechischen Geistes erblickt, von allem Philhellenenthume sich frei hält,

trägt die Ueberzeugung in sich, daß sie am ehesten noch zu einer hervorragenden politischen Rolle im Oriente berufen sind. Während die Bulgaren, in denen doch alle Welt die Werkzeuge Rußlands erblickt, mit Freiheiten überschüttet werden, ungehindert zu weiteren Uebergriffen sich rüsten dürfen, setzen die Großmächte gegenüber Griechenland allein die strenge Mentormiene auf. Nachdem man die Hoffnungen der Griechen genährt, ihren Eroberungstrieb aufgestachelt hat, werden sie plötzlich zur Ruhe vermahnt und zur Geduld auf bessere künftige Zeiten vertröstet. Entweder hätte man sie niemals mit kühnen Hoffnungen erfüllen sollen oder, was klüger gewesen wäre, auf dem Berliner Congresse die Grenzen Bulgariens und Ostrumeliens enger ziehen, dagegen jene Griechenlands erweitern. Was werden die Mächte thun, wenn die Griechen, dessen eingedenk, daß auch das geschlagene Italien die Früchte des Sieges einheimsen durfte, dennoch zu den Waffen greifen, oder wenn sie alle Hebel in Bewegung setzen, um durch eine wiederholte bulgarische Erhebung sich Luft zu schaffen und durch einen allgemeinen Krieg ihr Ziel zu erreichen?

Gegen die Gefahren, mit welchen die orientalischen Wirren den Weltfrieden, also auch unsern Frieden bedrohen, soll uns das Bündniß mit Oesterreich schützen. Ist aber Oesterreich heute noch derselbe Staat wie gestern? Unvermerkt hat sich hier ein folgenreiches Ereigniß vollzogen. Aus dem Doppelreiche ist ein Tripelstaat geworden, welcher außer aus den deutsch-slavischen Ländern und Ungarn noch aus der kaiserlich königlich ausschließlich privilegirten Provinz Galizien besteht. Den Polen ist es nicht nur gelungen, dem eigenen Lande, soweit es unter österreichischer Hoheit steht, die vollkommenste administrative Unabhängigkeit zu erobern, so daß Galizien jetzt nur noch äußerlich, wie ehemals die Lombardei, mit Oesterreich zusammenhängt; sie beherrschen auch den Wiener Reichstag, üben auf die Regierung einen täglich wachsenden Einfluß, und setzen ihren ganzen Ehrgeiz darauf, auch die äußere Politik des Kaiserstaates mitzubestimmen. Ob eine von Polen inspirirte Politik für das deutsche Reich sich wohlwollend zeigen würde? Früher glaubten wir auf Ungarn rechnen zu dürfen, wenn es sich um ein Gegengewicht gegen slavische deutschfeindliche Aspirationen handelte. Ungarn ist aber leider in einem traurigen Niedergange begriffen. Niemals hat ein Volk und ein Land die auf dieselben gesetzten Erwartungen so bitter getäuscht, niemals ist ein Staat so rasch verfallen, wie Ungarn und die magyarische Nation. Wo man hinblickt, entdeckt man die Spuren arger, wahrscheinlich unheilbarer Zerrüttung. Durch einzelne krampfhafte Kraftbewegungen will Ungarn sich und die Welt täuschen, aber nach jedem solchen Ausbruche verfällt es in größere Schwäche. Je größer die innere Machtlosigkeit, desto ärger der Hochmuth. Niemand kennt den wahren Zustand Ungarns besser, als die Südslaven, welche ruhig auf den

Augenblick lauern, in welchem das muthwillig sein Verderben beschleunigende ungarische Staatswesen zusammenbricht. Und dazu kommt schließlich das unleugbare Anwachsen des slavischen Elementes in den Erbländern. Wo die eigene Kraft zum Zurückdrängen des deutschen Volksthumes und der deutschen Bildung nicht ausreicht, hilft die Verbindung mit der ultramontanen und reactionären Partei. Gerade in der orientalischen Frage sind diese edeln Bundesgenossen uneins. Während die Slavenführer Oesterreichs Einfluß im Orient mit schelem Auge betrachten und für selbständige südslavische Staaten schwärmen, hoffen die Ultramontanen von jenem eine Einschränkung der griechischen Kirchenmacht und erfreuen sich die Strengconservativen an dem bosnischen undefinirbaren Besitzthume Oesterreichs, wo die Armee Lorbeeren pflücken durfte und das absolute Regiment nicht nur ungehindert, sondern auch segensreich sich entfaltet. Diese Gegensätze zwischen den Gliedern einer und derselben politischen Verbindung hemmen nicht den Willen der Regierung, dürften aber die energische Ausführung desselben lähmen. Jedenfalls macht die schwere Krisis, welche über Oesterreich eingebrochen ist, den Wunsch rege, daß unseren Staatsmännern ihre Absicht — Frankreich und Rußland auseinander zu halten — gelinge, ohne daß wir nöthig haben, uns auf unsern Alliirten fest zu stützen. Der eingeschlagene Weg, alle im Oriente auftauchenden Schwierigkeiten, welche zu Reibungen und Conflicten zwischen den Hauptmächten Europas führen könnten, Fall für Fall einzeln zu schlichten, deutet zwar die Verlegenheit, die schwebenden Fragen endgiltig zu lösen, an, ist aber heute der einzig mögliche und war bis jetzt auch erfolgreich. Noch erfolgreicher wäre freilich die Einsetzung eines ständigen Schiedsgerichtes, wenn man hoffen dürfte, daß dieser Vorschlag von den streitenden Parteien angenommen werde. Dazu ist aber leider die Aussicht so wenig vorhanden, wie zu der von Friedensfreunden bereits geträumten Ausdehnung des Schiedsgerichtes auch auf die Streitigkeiten zwischen den großen europäischen Mächten.

A. Springer.

Der Winter vor zehn Jahren.*)

Als in der Neujahrsnacht des Jahres 1814 die schlesische Armee über den Rhein setzte, galt es, den Sieg von Leipzig zu vollenden. Die lange

*) Der deutsch-französische Krieg, redigirt von der historischen Abtheilung des Großen Generalstabes. Zweiter Theil. Geschichte des Krieges gegen die Republik. Heft 18. Die Ereignisse auf dem südöstlichen Kriegsschauplatze bis Mitte Januar 1871 und vor Paris von Beginn des Jahres 1871 bis zum Waffenstillstande. Mit Karten, Plänen und Skizzen im Texte. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.

Verzögerung des Einmarsches, die unheilvollen Mißverhältnisse der Verbündeten und nicht zum Mindesten der Winter selber, alles dies gereichte dem thatkräftigen Gegner zum Vortheile und das in Deutschland nahezu vollendete Werk seiner Bezwingung mußte auf französischem Boden von Neuem begonnen werden. Die Kriegführung des Jahres 1870 gewährt ein erfreulicheres Bild. Fast immer folgt die Ausnutzung des Erfolges dem Schlage selber und die Handlung erfährt keine Unterbrechung. Welche Hilfsmittel der Heeresführung heute zu Gute kommen, ist leicht zu ermessen, doch auch im Jahre 1870 bewährte die elementare Gewalt des Winters ihre Macht. Wenn auch thatsächlich die Franzosen mehr durch die harte Kälte litten, als wir selber, weil Ungewandtheit und die Rücksicht auf die unerzogenen Truppen sie häufig abhielt, diese unter Dach und Fach zu bringen, so machte sich doch auf deutscher Seite die Ausdehnung der kriegerischen Anstrengungen in Folge des überraschend gesteigerten Widerstandes empfindlich fühlbar.

Die letzten frischen Linientruppen waren aus Deutschland schon im Herbste nachgezogen worden, sobald von den Dänen und der französischen Flotte keine Gefahr mehr drohte. Nur Landwehren und junger Ersatz waren zur Verstärkung der Feldarmee bereit, welche stetigen Abgang durch Gefechte und Krankheiten erfuhr. Menschenkräfte aber waren es, welche dem Gegner am Wenigsten fehlten und so sehen wir auf den verschiedenen Schauplätzen des Kampfes Krisen eintreten, welche sämmtlich erst überwunden werden müssen, bevor die unterliegende Macht darauf verzichtet, die Entscheidungen des Waffenganges anzufechten. Die beiden vorigen Hefte des Generalstabswerkes brachten die Darstellung der letzten Zusammenstöße im Loiregebiet und im nördlichen Frankreich. Ein jüngst ausgegebenes Bändchen schildert jene Kämpfe in Südosten, welche von dem deutschen Volke damals und auch später noch mit ganz besonderer Theilnahme beobachtet worden sind. Erst nach dem Ausgange dieser Schlachttage tritt auch der Abschluß bei Paris und die Beendigung des ganzen Ringens ein. Der Untergang der letzten französischen Armee (Bourbaki) bildet ein Nachspiel, das dem Sieger neben dem Hauptpreise noch eine Beigabe verleiht.

Beim Jahresschlusse standen von den zur Sicherung des Belagerers von Belfort sowohl als zum Schutze der Verbindungen der Deutschen vorgeschobenen Truppen (vierzehntes Armeecorps) die Hauptmasse bei Vesoul. Gegen Süden nach Gray und Villersexel waren Theile vorgeschoben. Die Belagerung von Belfort ward unmittelbar gedeckt durch kleinere Truppenkörper, welche am Jura und an der Lisaine aufgestellt waren. Beträchtliche Kräfte des Gegners sammelten sich hinter dem Doubs, jedoch widersprachen sich die Nachrichten über Stärke und Zusammensetzung derselben, und die feindlichen Absichten konnten ebensowohl gegen das obere Elsaß wie gegen die

Verbindungen der Einschließung von Paris gerichtet sein. Der Feind verhielt sich auch in den ersten Tagen des Januar ganz passiv und auf deutscher Seite dachte man bereits an einen Vorstoß gegen den Doubs, als am 5. Januar starke feindliche Abtheilungen den Vorposten des vierzehnten Corps gegenüber erschienen. In verschiedenen kleinen Gefechten wurden an diesem Tage mehrere hundert Gefangene gemacht, aus deren Uniformen und Angaben sich in unzweifelhafter Weise ergab, daß drei der neugebildeten Corps und zwar diejenigen, welche man dem General Bourbaki unterstellt wußte, im Anmarsche waren. Man kannte bereits auf deutscher Seite die Eintheilung der französischen Heereskräfte und besaß Angaben über die Gliederung im Einzelnen. Charakteristisch für die Schwierigkeiten, im fremden Lande Einblick in die Rüstungen des Gegners zu erwerben, ist der (anderweitig) mitgetheilte Umstand, daß man auf deutscher Seite wohl von den bedeutenden Heeresaufgeboten frühzeitig erfahren hatte, an die Zusammenstellung ganzer Armeecorps mit geordneten Truppenverbänden indeß nicht eher glaubte, als bis man zufällig bei einem gefallenen Officier ein vollständiges Verzeichniß der Heereskörper gefunden hatte. Es schien, als wolle der Feind das vierzehnte Armeecorps angreifen, um im Falle des Erfolges sich weiter gegen Nancy, oder, rechts abmarschirend, gegen Belfort zu wenden. Die deutschen Truppen wurden daher am 6. Januar bei Vesoul concentrirt und die längs des Doubs nach Belfort führenden Straßen mit der Cavallerie beobachtet.

Die telegraphische Meldung dieser Vorgänge veranlaßte sofort wichtige Gegenmaßregeln von Seiten des Großen Hauptquartiers in Versailles.

Westlich des vierzehnten Corps stand seit Mitte November bei Auxerre die Hälfte des siebenten Corps (Westfalen). Die Heranziehung dieser Truppen von Metz war nothwendig geworden, um in der großen Lücke zwischen dem Wirkungsbereiche der zweiten Armee und dem des General Werder die Etappen, insbesondere die deutscherseits befahrenen Eisenbahnen gegen feindliche Streifcorps und Franctireurs zu sichern. Etwa einen Monat später wurde das zweite Corps (Pommern) aus der Cernirung von Paris — wo es bei dem großen Ausfalle im Marnethale gefochten hatte — abgelöst und auf Montargis gegen die obere Loire vorgeschoben, um dem damals vermutheten Vormarsche Bourbaki's von Bourges auf Paris entgegenzutreten. Es war dies zu der Zeit, als die zweite Armee nach einigen Wochen der Ruhe sich zum Vorgehen auf Le Mans gegen General Chanzy anschickte.

Nunmehr, nachdem sich die Absichten des Gegners klarer aussprachen, wurde das zweite Corps angewiesen, sofort von Montargis in südöstlicher Richtung auf Nuits am Armançon abzurücken. Vom siebenten Corps wurden die Truppen von Auxerre nach Chatillon an der oberen Seine gezogen.

Dorthin sollte der Rest des Corps, die zur Belagerung der Ardennenfestungen verwendete vierzehnte Division, welche nach der Anfang Januar erfolgten Capitulation von Mezieres und Rocroy freigeworden war, mit der Bahn befördert werden. Zur Deckung dieser Bewegungen nach der Seite von Dijon, wo vom General Werder jetzt nichts mehr stand, waren einige Truppen aus der Gegend von Chaumont vorgesendet worden. Man berechnete das Eintreffen beider Corps in der Linie Nuits-Chatillon etwa auf den 12. Januar. Behufs einheitlicher Leitung der Heereskräfte auf dem östlichen Kriegsschauplatze wurde General Manteuffel (von der ersten Armee) zum Oberbefehlshaber der neugebildeten „Südarmee" ernannt, und zur mündlichen Unterweisung nach Versailles berufen. Die Vereinigung der in Burgund sich sammelnden Corps mit den Werder'schen Truppen konnte in Anbetracht der inzwischen eingetretenen Verhältnisse voraussichtlich nicht ohne Verdrängung des Gegners erreicht werden. Vorerst mußte daher General Werder selbstständig bleiben und erhielt in diesem Sinne seine Aufträge. Er sollte vor Allem bis zum Eintreffen des zweiten und siebenten Corps die Belagerung von Belfort decken und zwar unter Basirung auf das südliche Elsaß. Einem feindlichen Vormarsche westlich der Vogesen direct entgegenzutreten, lag nicht mehr in seiner Aufgabe, er hatte einen solchen nur zu beobachten und sobald ihm gegenüber nur schwächere Kräfte des Feindes verblieben, sofort wieder angriffsweise vorzugehen und gegen dessen Verbindungen zu wirken. In dieser Weise sollte also eine gegenseitige Unterstützung der beiden getrennten Gruppen der neugebildeten „Südarmee" erzielt werden; man rechnete darauf, so den Feind am sichersten zu hindern, sich mit voller Ueberlegenheit weder nach links gegen General Manteuffel, noch nach rechts gegen Belfort zu wenden.

Vom großen Hauptquartiere war gleichzeitig daran erinnert worden, die Straßen über die oberen Vogesen nöthigenfalls gründlich zu zerstören. Auch eine Insurgirung des Elsaß faßte man ins Auge und empfahl die rücksichtsloseste Strenge. Was im Badischen noch an Ersatztruppen verwendbar war, wurde an den oberen Rhein verlegt. Da die feindliche Armee in Bezug auf Verpflegungs- und Munitionsnachschub stets an die Eisenbahn gebunden bleiben mußte, weil ihr Fahrzeuge fehlten, so versprach man sich von einer Bedrohung ihres Rückens entscheidende Vortheile.

Die Instructionen, welche General Manteuffel in Versailles erhielt, entsprachen dieser Auffassung der Lage. Sie konnten nur allgemeine Gesichtspunkte enthalten und mußten dem Oberbefehlshaber freien Spielraum für seine eigenen Entschließungen lassen. Schon die weitere Richtung, welche dem zweiten und siebenten Corps von der Linie Nuits-Chatillon aus zu geben war,

hing von der Entwickelung der Verhältnisse beim General Werder und von den Zielen Bourbaki's ab. Aber sowie dem General Werder die Offensive gegen den Rücken Bourbaki's empfohlen war, falls dieser etwa in nördlicher Richtung weiter vorzudringen suchte, so wurde auch damals schon die Offensive gegen Flanke und Rücken Bourbaki's für den Fall in bestimmte Aussicht genommen, daß Letzterer sich gegen das obere Elsaß wenden und durch den Gang der Ereignisse die unmittelbare Unterstützung Werder's nicht unbedingt geboten erscheinen sollte. Der von General Werder am 6. Januar bei Vesoul erwartete Angriff erfolgte nicht. Die Spitzen des Feindes blieben an diesem Tage stehen. Dagegen ließen die von verschiedenen Seiten eingehenden Nachrichten vermuthen, daß Bourbaki direct nach Belfort vorzudringen beabsichtigte. Es wurden stärkere Ansammlungen am oberen Doubs gemeldet, dessen zuvor von ihm gesprengte Brücken der Feind wieder herstellte. Die im Thale des Flusses über Besançon nach Montbeliard führende Bahn führte bis Clerval Militärtransporte. In der Gegend von Gray — also vor dem äußersten rechten Flügel des vierzehnten Corps — bemerkte man durch Recognoscirungen ein Zurückweichen der feindlichen Vorposten.

Marschirte Bourbaki nun gegen Belfort, so blieb dem General Werder zur Erfüllung seiner Aufgabe nur die Wahl, entweder dem Feinde in die Flanke zu fallen und durch einen Sieg zum Aufgeben seiner Absicht zu zwingen, oder ihm durch Linksabmarsch bei Belfort zuvorzukommen und dort seinen Angriff in der günstigen Stellung am Rande des Lisainethales zu erwarten. Die feindlichen Heerhaufen mußten auf etwa 150 000 Mann geschätzt werden. In Anbetracht der Schwierigkeiten zumal, welche die Berge einer Unternehmung gegen die feindliche Flanke bereiteten, war von einem Vorgehen in die Flanke ein entscheidender Erfolg kaum zu hoffen, vielmehr zu befürchten, daß die weit geringeren Kräfte des vierzehnten Armeecorps sich in fruchtlosen Defilegefechten erschöpfen würden, während Bourbaki mit den nicht berührten Theilen seiner Armee die Bewegung gegen Belfort über das obere Elsaß fortsetzte. Dagegen stand zu hoffen, das es gelingen würde, in der zwar ausgedehnten, aber doch sehr festen Stellung westlich vor Belfort, unter Mitverwendung der dort bereits stehenden Abtheilungen und schwerer Geschütze der Belagerungsartillerie einem Angriffe Bourbaki's zu widerstehen. Daß ihm Letzterer bei Belfort zuvorkommen könnte, war kaum zu besorgen. Die zahlreichen Gefangenen, welche man in den letzten Tagen gemacht hatte, waren so schlecht genährt und bekleidet, daß schnelle Bewegungen großer Massen obenein bei der schneidenden Kälte jener Tage nicht zu fürchten waren. Um ganz sicher zu gehen, beschloß General Werder, während seines Linksabmarsches einen kurzen Stoß gegen die Flanke des Feindes zu führen und denselben dadurch in seiner Vorwärtsbewegung zu unterbrechen. Jeder

Zeitgewinn kam überdies auch den Operationen des Generals Manteuffel zu Gute.

Zur Einleitung dieser Maßnahmen wurden am 8. Januar Theile des Corps von Vesoul (in südöstlicher Richtung) gegen Villersexel vorgeschoben. Man beobachtete Colonnen des Gegners im Marsche auf den nach Osten führenden Straßen, seine Spitzen erschienen bereits wenige Meilen vor Héricourt, auch erfuhr man, daß die Vorposten gegenüber Vesoul zurückgezogen seien.

Man durfte daher hoffen, im Laufe des 9. Januar in der Gegend von Villersexel mitten in die Marschstaffeln des Gegners hineinzustoßen. Während in Vesoul und an der Saône nur schwache Abtheilungen zurückblieben, um den Abmarsch zu maskiren, wurde die Hauptmasse des Corps auf Villersexel und an den Abschnitt eines von Osten her dort in den Ognonfluß mündenden Baches vorgesendet.

Schon am 19. December hatte General Bourbaki, auf stetes Drängen des Kriegsministers, mit seiner nach der zweiten Einnahme von Orleans kaum wieder hergestellten Armee Bewegungen begonnen, um die Loire oberhalb (bei Nevers) zu überschreiten und in der Richtung auf Fontainebleau und Paris vorzugehen. In der Besorgniß, auf diesem Vormarsche von dem zu jener Zeit gerade vom Loir nach Orleans zurückgekehrten Prinzen Friedrich Karl in der Flanke angegriffen zu werden, ging er gern auf neue Vorschläge der Regierung ein, welche sich von einem Auftreten der ersten Loirearmee im Osten Frankreichs die entscheidenden Erfolge versprach. Zunächst waren hierfür etwa zwei Corps bestimmt. Zu diesen sollten ferner ein bei Lyon neu gebildetes Corps stoßen, während der bei Autun mit ihren Zurüstungen beschäftigten Vogesenarmee Garibaldi's die Deckung der linken Flanke der neuen Ostarmee zerfiel. Außerdem rechnete man noch auf erhebliche Verstärkungen durch die im Südosten des Landes aufgebotenen Nationalgarden. Zum Schutze von Bourges, welches als Waffenplatz für die Rüstungen gedient hatte, verblieben Abtheilungen im Loiregebiet.

Die dem General Bourbaki gestellte Aufgabe war eine sehr umfassende und weit aussehende. Man zweifelte nicht, daß Dijon mit leichter Mühe zu nehmen sei, die Belagerung von Belfort, selbst ohne Schwertstreich, deutscherseits aufgegeben werden müsse. Die Unterbrechung der rückwärtigen Verbindungen der in Frankreich stehenden feindlichen Heere hielt man für gesichert. Lediglich das Erscheinen einer Armee von 110 000 Mann würde die festen Plätze im Norden befreien. Demnächst war ein Zusammenwirken mit der Armee des General Faidherbe in Aussicht genommen.

Aber schon die Anfänge der französischen Heeresbewegung waren von Mißgeschick begleitet. Die Eisenbahntransporte nach der Saône verzögerten

sich über Erwarten. Bei dem Mangel an Vorbereitungen traten Störungen und Stockungen ein, welche, ganz abgesehen vom Zeitverluste, den Truppen bei der strengen Winterkälte und bei nicht hinreichenden Verpflegungsanstalten sehr große Beschwerden auferlegten. Namentlich litt das Pferdematerial, von welchem gerade die in Aussicht stehenden Fußmärsche große Leistungen erheischen mußten. Zunächst wurden die von der Loire kommenden Abtheilungen nach Chalon sur Saône geschafft. Als aber inzwischen bekannt wurde, daß die Deutschen Dijon geräumt hätten, entschloß man sich, die bereits ausgeschifften Truppen wieder auf die Bahn zu setzen, um sie näher an das nach Besançon beförderte Corps zu führen. Diese Maßregel war mit neuen Verzögerungen verbunden, denn die Linie Chalon-Dole befand sich noch unter der Leitung ihres Bauunternehmers, die Gebirgsbahn über Lons le Saunier am Jura konnte ihrer starken Steigungen halber sehr wenig leisten. Die Versuche der Kriegsdelegirten, auf die Eisenbahnverwaltungen einzuwirken, schafften keine gründliche Abhilfe. Erst mit Beginn des neuen Jahres stand die Armee zwischen Besançon und Dijon bereit. Eine weitere Verstärkung, welche Bourbaki bei der Regierung durchgesetzt hatte, konnte auf der für große Transporte wenig geeigneten Bahn über Besançon-Doubs aufwärts erst vierzehn Tage später ihren Transport beendet haben.

Die Leistungsfähigkeit der französischen Eisenbahnen, welche während des Krieges einzelne hervorragende Ergebnisse geliefert hatte, traf somit nur bei den großen, unter einheitlicher Verwaltung stehenden Linien zu. Hier, bei ungenügenden Vorarbeiten, zeigten sich die angedeuteten Mängel. Dennoch war das Unternehmen an sich großartig durchgeführt, auch gelang es den Deutschen nicht, von den Transporten genauere Kenntniß zu erhalten.

Die Absicht des französischen Führers war, das Corps des General von Werder durch Umfassung des linken Flügels gänzlich von Belfort und den diesen Platz belagernden Truppen abzudrängen.

Als nun Nachrichten eingingen, daß Villersexel von den Deutschen stark besetzt wäre, entschloß sich General Bourbaki zur Erreichung seines Zweckes weiter rechts auszuholen, und trat den vom Gegner am 8. Januar beobachteten Marsch nach Osten an, wodurch dann freilich die Entscheidung hinausgeschoben werden mußte.

Bei dieser Kriegslage fand am 9. Januar der Zusammenstoß statt. Villersexel, welches der Feind Tages zuvor besetzt hatte, wurde von einer deutschen Abtheilung genommen und demnächst größere Kräfte bei diesem Orte vereinigt, als auch der Feind von allen Seiten starke Colonnen auf diesen Ort heranführte. Bis zum Abend scheiterten alle Angriffe, welche dieser mit großer Heftigkeit gegen die deutschen Truppen führte. Bei Einbruch der Dunkelheit indeß gelang es ihm, durch die Parkanlagen des Schlosses in

dasselbe einzudringen — ähnlich wie 1814 nach der Schlacht von Brienne — und von nun an entbrannte ein äußerst erbitterter Häuserkampf, der bis in die Nacht fortwährte. Die Franzosen waren nach und nach in so bedeutenden Massen aufgetreten, daß der Zweck, den Gegner im Vormarsche gegen Belfort aufzuhalten, als erreicht gelten konnte. Es war kaum anzunehmen, daß Bourbaki am folgenden Tage wagen sollte, den Marsch in östlicher Richtung ohne Weiteres fortzusetzen, wahrscheinlich hatte ihn vielmehr die Heftigkeit des Kampfes bei Villersexel zu veränderten Dispositionen für die ganze Armee oder doch den größten Theil derselben veranlaßt und es verstrich dann wohl eine werthvolle Zeit, bevor die schwerfälligen Massen wieder in das frühere Geleise zurückgeführt werden konnten. Noch in der Nacht wurde deshalb der Befehl gegeben, die Vorposten stehen zu lassen, den Rest aber nach Osten zurückzuziehen. Die Truppen führten die vorgeschriebenen, Angesichts des Feindes schwierigen Bewegungen mit Ordnung aus und brachten die sehr kalte Nacht größtentheils im Bivouak zu. An den folgenden beiden Tagen führte das vierzehnte Armeecorps den Linksabmarsch in der Art zu Ende, daß die näher am Feinde befindlichen Theile stehen blieben, bis der Rest im Bogen auf die von Lure nach Héricourt führende Straße gesetzt war. Bei ersterem Orte verblieb eine gemischte Truppe mit dem Auftrage, längs des Ognon abwärts den Feind noch weiter zu beunruhigen. Am Nachmittage des 11. Januar stand das Corps von Frahier bis Héricourt vertheilt und man beschloß, es in dieser Weise stehen zu lassen, bis sich die Marschrichtung des Feindes entschieden aussprechen würde. Die Linie von Héricourt bis zur Schweizer Grenze war durch die zum Schutze der Belagerung bereits aufgestellten Truppen besetzt, welche ihre Vorposten nach Westen eine Strecke weit vorgeschoben hatten.

Die durch die Thaleinschnitte des Lisaine- und Allaine-Baches gebildete Vertheidigungsstellung Frahier-Montbéliard-Delle sperrt das obere Elsaß ab, indem sie sich links an die schweizerische Grenze, rechts an die Vogesen anlehnt. Die Allaine bildet von Montbéliard bis Delle ein breites, sumpfiges, nur an wenigen Punkten zu passirendes Thal; die von Frahier nach Montbéliard fließende Lisaine ist zwar an vielen Stellen zu durchwaten, bietet aber dem Vertheidiger auf dem höheren linken Rande des breiten Thales ausgezeichnete Stellung. In der Mitte bildet Montbéliard, durch welches die Straßen von Besançon und Pontarlier laufen, mit seinem sturmfreien Schlosse einen besonders festen Stützpunkt. Auch der Eisenbahndamm gewährt am östlichen Ufer stellenweise ein nicht ganz leicht zu überschreitendes Hinderniß. Die kleineren Verbindungswege, welche das Thal überschreiten, sind meist eng, tief eingeschnitten und waren bei der herrschenden Glätte nur schwer zu benutzen. Die über Héricourt hereinführende Straße ist durch Höhen östlich des Thales

beherrscht. Nicht unbeachtet durfte aber die Straße von Lure bleiben, welche die offene Gegend von Frahier durchzieht. Das im allgemeinen stark bewaldete Gelände begünstigt ein verdecktes Herankommen des Feindes, erschwert jedoch seine Entwickelung und beschränkt die Aufstellung größerer Artilleriemassen auf einzelne wenige Punkte. Die Hauptnachtheile der Stellung waren ihre große Ausdehnung und der Mangel an Verbindungswegen hinter der Front, welche die rechtzeitige Unterstützung der Vertheidigung an den nicht vorherzusehenden Angriffspunkten des Gegners erschwerte. Die Entfernung von Frahier bis Montbéliard beträgt 2½ Meilen. Zur Vertheidigung dieser Strecke standen nur 48 Bataillone (darunter fast die Hälfte Landwehr), 30 Schwadronen und 126 Feldgeschütze zur Verfügung. Die Nähe von Belfort ermöglichte die Heranziehung eines Theiles der Belagerungsartillerie in die Vertheidigungslinie. Vom 11. Januar an wurde mit allen Kräften an der fortificatorischen Verstärkung der Position, für welche Seitens des Belagerungscorps bereits manches geschehen war, sowie an der Heranschaffung schwerer Geschütze nebst Schießbedarf gearbeitet. Der Feind ließ in der That genügende Zeit, um diese Vorbereitungen, welche demnächst große Bedeutung erlangten, zu vollenden. Am 12. Januar ergaben die Meldungen aus Lure, daß der Feind noch mit starken Massen bei Villersexel stehe. Tags darauf rückten indessen starke Colonnen gegen die deutschen Vorposten an der Straße von Héricourt, welche sich nach kurzem Gefechte näher an die Hauptstellung heranzogen. In Folge dessen wurde die badische Division hinter diesem Punkte vereinigt.

Am 14. Januar standen die Truppen in Gefechtsbereitschaft. Man erwartete den allgemeinen Angriff, der Feind beschränkte sich jedoch darauf, die Vorposten an verschiedenen Stellen lebhaft anzugreifen, ohne dieselben zu verdrängen. Jedoch nöthigten seine fortgesetzten concentrischen Bewegungen gegen Lure an diesem Tage das dort stehende Detachement, auf der Straße gegen Frahier eine Strecke zurückzugehen.

Inzwischen war in der Nacht vom 13. zum 14. Januar die Kälte bis auf 17 Grad Réaumur gestiegen; sämmtliche Bäche fest zugefroren, ein Ereigniß, durch welches die gewählte Stellung einen so wesentlichen Theil ihrer Stärke einbüßte, daß General Werder noch Abends telegraphisch beim Großen Hauptquartier, unter Darlegung der Lage, Befehl erbat, ob er den Kampf bei Belfort annehmen solle. Ihm ging hierauf folgende Drahtantwort zu: „Feindlicher Angriff ist in der Belfort deckenden festen Stellung abzuwarten und Schlacht anzunehmen. Von größter Wichtigkeit ist dabei die Behauptung der Straße von Lure auf Belfort. Beobachtungsposten in St. Maurice (Vogesenstraße) wünschenswerth. Das Anrücken des General Manteuffel wird schon in den nächsten Tagen fühlbar."

Dies Telegramm traf erst am 15. Januar Abends ein, nachdem das vierzehnte Corps an diesem Tage bereits siegreich das Schlachtfeld behauptet hatte. Vom Oberbefehlshaber der Südarmee ging an demselben Abende die Mittheilung ein, daß er am 14. Januar mit seinen beiden Corps den Vormarsch von Chatillon in der Hauptrichtung Vesoul angetreten habe.

Der Oberbefehlshaber der französischen Ostarmee, welcher dem Angriffe auf Villersexel persönlich beigewohnt hatte, war unter dem Eindrucke eines erfochtenen Sieges in sein Hauptquartier zurückgekehrt und berichtete in diesem Sinne an die Regierung in Bordeaux. Allerdings konnte damals die französische Ostarmee versuchen, indem sie geradeaus vorrückte, den erheblich schwächeren Gegner nördlich zurück und dadurch von Belfort abzudrängen, oder durch einen Parallelmarsch mit ihm zugleich vor diesem Platze eintreffen. Aber in der festen Meinung, General Werder sei genöthigt, am folgenden Tage anzugreifen, um sich den Weg nach Belfort zu bahnen, blieb die Armee am 10. Januar bei Villersexel stehen. Auch der im Hauptquartier anwesende Mr. de Serres, Vertrauter des Kriegsdelegirten de Freycinet, sprach in einer seiner Depeschen von der Schlacht, welche der Feind unter allen Umständen liefern müsse, wenn er sich seiner Lage bewußt sei. Obschon nun diese bestimmt gehegte Erwartung nicht zutraf, fanden auch am 11. Januar nur unbedeutende Truppenbewegungen statt, welche ein Zusammenschieben der Armee nach dem rechten Flügel zum Zwecke hatten. Die Regierung drängte ihrerseits zu einer lebhafteren Fortsetzung der Operationen und forderte namentlich zur Besetzung von Lure auf, in der Meinung, dadurch General Werder, mit dem die Fühlung verloren war, von Belfort abzudrängen. Aber auch der 12. Januar verlief, ohne daß etwas Ernstliches unternommen worden wäre. Nichts war geschehen, um den Flankenmarsch zu stören, welchen die Deutschen vor der Front des französischen Heeres ausführten. Die Ungunst der Jahreszeit, die Beschaffenheit des Kriegsschauplatzes, die Schwierigkeit der Ernährung und Unterbringung so zahlreicher Truppen, vor Allem aber wohl die inneren Zustände eines so eilig zusammengerafften Heeres werden lähmend auf die Thatkraft des Führers eingewirkt haben. Erst am 13. Januar setzte Bourbaki die Armee neuerdings in Bewegung, um sich zunächst des Straßenknotens von Arcey — vor Héricourt — zu bemächtigen. Die Armee führte eine Rechtsschwenkung aus, welche ihre bisher nach Norden gerichtete Front nach Osten kehrte.

Die deutschen Vortruppen, auf welche an diesem Tage das Vorgehen des größten Theiles der französischen Armee treffen mußte, hatten Befehl, zwar durch Standhalten den Feind zur Entwickelung zu zwingen, aber keinenfalls sich die Freiheit des Rückzuges rauben zu lassen.

Eifrigst war die gewonnene Zeit benutzt worden, um die Widerstandsfähig-

keit der Stellung zu erhöhen. Das Hauptquartier — an der Straße von Héricourt — trat in telegraphische Verbindung mit den Flügeln. In ausgedehntestem Maße wurden Relaislinien hergestellt. Unter Mithilfe der Festungspioniercompagnien entstanden an allen wichtigen Punkten Schützengräben und Geschützstände. Die Uebergänge über den Fluß wurden zerstört, die glatten Wege soweit es anging mit Sand und Asche bestreut. Auf besondere Schwierigkeiten war die Munitionsergänzung gestoßen, da während des Linksabmarsches die Trains im Bogen über Epinal und Straßburg entsendet waren. Der Ersatz wurde nun aus Baden herangeschafft, traf jedoch erst im Laufe der Kämpfe bei Dammerkirch ein. Zu Straßenzerstörungen wurde nach St. Maurice eine Pionierabtheilung entsendet, welche bei starker Kälte und auch fußhohem Schnee den Kamm des Elsässer Belchen überstieg.

Dieser Art waren die Vorbereitungen, mit welchen man der Entscheidung entgegensah. Am 15. Januar Morgens, bei vierzehn Grad Kälte, griff der Feind mit großen Massen die Vorposten des rechten Flügels und der Mitte an. Dieselben zogen sich auf die Hauptstellung zurück, gegen welche der Feind darauf eine sehr zahlreiche Artillerie entwickelte, um dann mit der im Schutze der Wälder aufgehäuften Infanterie gegen die Hauptpunkte der Stellung vorzubrechen. Auf dem rechten Flügel wurden immer aufs Neue seine Angriffsversuche bis zum Abend zurückgewiesen. An der Hauptstraße bei Héricourt ward während des ganzen Tages ein heftiger Artilleriekampf geführt. Mittags erfolgte ein Angriff mit Infanterie, welche ungeachtet bedeutender Verluste in einem vorgelegenen Dorfe sich festsetzte. Alle Versuche, aus demselben über den Lisainebach hervorzubrechen, scheiterten an dem Feuer des Vertheidigers. Auch in Montbéliard drang der Feind Nachmittags ein, aber die Besatzung des Schlosses behauptete sich und hemmte jede weitere Vorwärtsbewegung. Auf dem äußersten rechten Flügel, bei Frahier, sowie auf dem linken beschränkten sich die Franzosen an diesem Tage auf Scheinangriffe. Der Versuch, die deutsche Stellung in der Mitte zu durchbrechen, war für diesen Tag glücklich abgewiesen. Alle nicht auf Vorposten befindlichen Abtheilungen wurden für die Nacht in den der Gefechtslinie nahe gelegenen Orten untergebracht, während die Franzosen fast ausnahmslos bivouakirten.

Daß eine aus schnell zusammengerafften Aufgeboten bestehende Armee unter solchen Umständen nicht allzulange mit ihren Kräften ausreichen werde, konnte mit Wahrscheinlichkeit angenommen werden und da der eben beendete Gefechtstag den Deutschen nur etwa 650 Mann gekostet hatte, so wuchs die Zuversicht, daß man sich auch ferner gegen den nur der Zahl nach überlegenen Feind behaupten werde.

Auf französischer Seite wurde das Ergebniß des Tages als ein nicht

gerade ungünstiges betrachtet. Die Truppen hatten im Allgemeinen gute Haltung gezeigt und daß die Entscheidung nicht eingetreten war, glaubte man hauptsächlich dem Ausbleiben der umfassenden Bewegung des linken Flügels zuschreiben zu dürfen. Nachdem General Bourbaki vergeblich auf dieselbe gewartet hatte, ließ er bei Eintritt der Dunkelheit hierüber Erkundigungen einziehen. Der Commandirende des Flügels erwiderte, die Stellungen der Deutschen erstreckten sich weiter nach Norden, man müsse daher noch mehr ausholen. Aus dieser Wahrnehmung und den unbegründeten Nachrichten, daß beim Gegner Verstärkungen eingetroffen seien, erwuchs die Vorstellung, als ob dieser über 80 000 Mann zähle. Trotzdem versprach man sich von einer Umfassung im Norden die Oeffnung der Straße auf Belfort. Dem Kriegsminister wurde gemeldet, daß die Armee den Tag über gefochten und Montbéliard, zwar ohne das Schloß, sowie die Dörfer am rechten Lisaineufer gewonnen habe.

Die deutschen Patrouillen waren in der Nacht überall in nahen Entfernungen auf den Feind gestoßen und hatten gemeldet, daß derselbe sich in den Wäldern festsetze und beschäftigt sei, Batterien einzuschneiden.

Am 16. Januar setzte Bourbaki den Angriff fort. Bis zum Mittag lagerte ein dichter Nebel im Thale der Lisaine, die Artillerie konnte daher nicht vor Mittag in Wirksamkeit treten. Im Centrum richtete der Feind des Morgens heftige Angriffe gegen die Stellung bei Héricourt, wurde indessen überall zurückgewiesen. Gegen die Seite von Montbéliard setzte er erst von Mittag ab bedeutende Kräfte in Bewegung, jedoch alle seine durch zahlreiche Artillerie eingeleiteten Versuche, hier durchzubrechen, scheiterten wie am vorhergegangenen Tage. Während so in der Front die Deutschen entschiedenen Erfolg behaupteten, gestaltete sich die Lage des rechten Flügels bedenklicher. Der Feind hatte seinem Plane gemäß im Laufe des Morgens dorthin sehr beträchtliche Kräfte gerichtet und drängte eine Abtheilung badischer Truppen nach zehnstündigem Kampfe bis nach Frahier zurück. Auf dem äußersten linken deutschen Flügel wurden auch am Tage nur leichte Vorpostengefechte geführt. Mit dem Dunkelwerden trat auf der ganzen Linie Ruhe ein. Bald aber versuchte der Feind unter dem Schutze der Nacht zu gewinnen, was er unter dem verderblichen Feuer der Artillerie bei Tage nicht hatte erreichen können. Nach hitzigem Kampfe endete indeß auch der zweite Versuch dieser Art mitten in der Nacht mit dem Rückzuge des Angreifers. Für den 17. Januar waren entscheidende Kämpfe vor Héricourt nicht mehr wahrscheinlich. Die Gefahr drohte dagegen noch auf dem rechten Flügel bei Frahier. Hier kam es schon in früher Morgenstunde zu dem lebhaftesten Gefechte jener denkwürdigen Tage. Es handelte sich dort um die Wiedergewinnung des am 16. Januar von den Franzosen genommenen Dorfes Chenebier. Der Führer der mit

dieser Aufgabe betrauten badischen Truppen beschloß, den Feind frühmorgens in der Dunkelheit zu überfallen. Um halb 5 Uhr ging er von Frahier vor, überwand die feindlichen Vorposten und drang stürmend in Chenebier ein. Ein erbitterter Kampf entspann sich in diesem Orte, aus welchem der Gegner nicht völlig verdrängt wurde. Als derselbe in den Vormittagsstunden tiefe Colonnen zur Unterstützung vorführte, mußte das Dorf sogar wieder geräumt werden. Bei den gegebenen Stärkeverhältnissen konnte es, nachdem es am Morgen durch den Ueberfall nicht gelungen war, nicht Aufgabe der Truppe sein, den Feind aus seinen Stellungen zurückzutreiben, sondern nur, zu verhindern, daß derselbe gegen Belfort herandringe. Dieser Zweck wurde vollständig erreicht. Die deutschen Abtheilungen behaupteten sich Chenebier nahe gegenüber und der Feind machte keinen ernsten Versuch, anzugreifen. Die Gefahr für den rechten Flügel war beseitigt. Das Verhalten des Feindes auf den übrigen Theilen des Schlachtfeldes ließ deutlich seine vollständige Erschöpfung wahrnehmen. Das Gefecht nahm auf französischer Seite einen mehr und mehr defensiven Charakter an und gegen Abend wurde von allen Seiten gemeldet, daß derselbe sich vor der Front verbarrikadire und Schützengräben aufwerfe. Im Laufe des Abends und der Nacht wurde der Rückzug des Feindes auf der ganzen Linie festgestellt.

Hatte General Bourbaki auf ein erfolgreiches Vorgehen seines linken Flügels zur Umfassung der deutschen Stellung gerechnet, so erblickten die dort commandirenden Führer ihre Aufgabe mehr in Sicherung der eigenen, ihnen bedroht erscheinenden linken Flanke, als in Fortsetzung der Offensive. Der deutsche Gegenangriff bestärkte vollends den Gegner, sich auf die Abwehr zu beschränken. Am Mittage des 17. Januar war der Oberbefehlshaber über das Schlachtfeld geritten, um die Meinung der Führer zu hören. Dieselben sprachen sich dahin aus, daß man mit den ermüdeten, hungernden und frierenden Soldaten den Durchbruch durch die deutschen Linien nicht mehr werde erzwingen können. Alle bisherigen Anstrengungen waren erfolglos gewesen und dazu kamen nun noch die bedrohlichen Nachrichten über den Anmarsch des Generals Manteuffel. Schweren Herzens entschloß sich General Bourbaki zum Rückzuge. Sein hierüber noch am Abend des 17. Januar der Regierung erstatteter Bericht sprach zwar nur von einer Verlegung der Stellungen der Armee, ließ aber doch den endgiltigen Entschluß deutlich genug durchblicken trotz des ausgesprochenen Wunsches: „Si l'ennemi se décidait à nous suivre, j'en serais enchanté; peut-être nous offrirait-il ainsi l'occasion de jouer à nouveau la partie dans des conditions beaucoup plus favorables."

Ueber die Unausführbarkeit einer Wiederaufnahme des Angriffes, nachdem man einmal zurückgewiesen, dürfte der erfahrene General sich selbst kaum

getäuscht haben. Die Armee de l'Est mußte an der Lisaine siegen oder in die allerbedenklichste Lage gerathen.

Die Verluste der Franzosen betrugen im Ganzen nach eigenen Angaben gegen 8000 Mann, die der Deutschen nur den vierten Theil. Von diesen hatten 45 000 Mann der dreifach überlegenen Ostarmee gegenüber gestanden. Die Ausdauer der an der Lisaine versammelten Truppen hatte alle Gefahr für die Belagerung von Belfort und die rückwärtigen Verbindungen der eigenen Armeen beseitigt.

Mit Ausnahme der Einschließungskämpfe von Metz und Paris gewährte allein die Schlacht an der Lisaine den Deutschen die Gelegenheit, in großem Maßstabe die Vortheile der Abwehr zu nutzen. In dem Verhältnisse der Verluste findet sich dies ausgesprochen, welches in umgekehrter Stellung beispielsweise in der Schlacht bei Gravelotte sowie in den übrigen großen Angriffen der ersten Hälfte des Krieges erscheint. Bei aller Anerkennung für die an den drei Tagen bewährte Ausdauer der französischen schlecht geschulten Truppen darf zur Würdigung der deutschen Leistungen nicht vergessen werden, einmal, daß ein sehr erheblicher Bruchtheil der Truppen aus Landwehren bestand, dann aber, daß die unheimliche Lage des Vertheidigers einer sehr ausgedehnten Stellung in harter Winterszeit die Festigkeit auf eine schwere Probe stellt. Die Vortheile, welche dem Angreifer unter allen Umständen bleiben, sind die überraschende Wahl des Angriffspunktes und die größere Ruhe, welche er während der Nacht seinen Massen gewähren darf. Diese Chance freilich wagten die Franzosen nicht auszunutzen.

Ein Gegenangriff der gesammten deutschen Kräfte nach der siegreichen Abwehr würde eine Krönung ihrer Leistungen bedeutet haben, welche das Ideal der Kampfesführung ausmacht; das Ideal, welches zu keiner Zeit erreicht worden ist. Vom sofortigen Uebergange zur Offensive mußte Abstand genommen werden, einerseits in Rücksicht auf die leicht erklärliche Erschöpfung der Truppen, andererseits, weil man dem Feinde in die gänzlich ausgesogenen Gegenden längs dem Doubs mit größeren Massen nicht folgen konnte, ohne vorher die Verpflegung von rückwärts her gesichert zu haben. An verschiedenen Stellen der Schlachtlinie war bereits wirklicher Mangel eingetreten. Auch waren im Laufe der Kämpfe die einzelnen Truppenverbände gänzlich verschoben.

Eine starke feindliche Nachhut behauptete die Höhen vor der Front bis zum Abend des 18. Januar und trat dann erst den Rückzug an, nachdem das am Mittag begonnene Vorgehen des linken deutschen Flügels sie bedrohte.

Während der beiden nächsten Tage fand eine Linksschwenkung der deutschen Truppen der Art statt, daß der rechte deutsche Flügel wieder über Lure hinaus vorrückte und Villersexel ebenfalls wieder besetzt wurde. Es kam bei

dieser Bewegung zu leichten Arrieregardegefechten, welche jedoch eine große Zahl von Gefangenen einbrachten. Erst am 22. Januar wurde den Truppen Ruhetag gewährt. Die Früchte des Sieges, welchen die Standhaftigkeit der Deutschen erfochten, lagen nicht auf dem Schlachtfelde an der Lisaine, sie mußten aber aus dem nun eintretenden Zusammenwirken mit der herannahenden Südarmee in reichem Maße erwachsen.

Auffallend erscheint, daß die noch recht starke Besatzung von Belfort keinen Versuch machte, die Angriffe Bourbaki's durch einen Ausfall zu unterstützen. In der Festung waren die Kämpfe an der Lisaine deutlich wahrgenommen worden, aber der Platz hatte sich vollkommen ruhig verhalten. Man erwartete die Befreiung, that aber nichts, um sie herbeizuführen. Vermuthlich war die Besatzung bereits moralisch stark erschüttert, obgleich ein entscheidender Erfolg in der Belagerung noch nicht herbeigeführt war. Man hatte bei Belfort verfahren, wie es die Umstände bei den meisten französischen Festungen mit sich brachten. Bei Beginn des Krieges war zunächst nur der Angriff auf Straßburg vorgesehen, das dort frei gewordene Material war dann zum Theil in das innere Frankreich nachgezogen worden. So blieb Anfangs nicht viel für Belfort übrig. Man wiederholte daher den häufig vergeblich gemachten Versuch, durch eine Beschießung aus leichteren Geschützen die Uebergabe zu erzwingen, nach 21 Tagen wurde dieselbe aufgegeben und Anfangs December der förmliche Angriff eingeleitet. In der Nacht zum 8. Januar wurde die wichtige Position von Danjoutin, welche der Feind noch außerhalb der Werke hielt, mit ihrer ganzen Besatzung genommen. Die drohenden Entsatzversuche beanspruchten jedoch in der ersten Hälfte des Januar die Kräfte des nicht starken Belagerungscorps der Art, daß die Arbeiten, zumal bei dem felsigen Boden und dem Winter, nur langsam vorschreiten konnten. Erst nach dem Siege über Bourbaki wurde es möglich, die Belagerung energisch zu fördern. Am 18. Januar erging deshalb vom großen Hauptquartier der Befehl, in Folge dessen das Belagerungscorps auf 27 Bataillone verstärkt wurde. Zum 22. Januar wurde dann die erste Parallele eröffnet.

In das Reich des Festungskrieges führt uns auch der zweite Theil des Heftes, welcher den letzten, entscheidenden Ereignissen vor Paris gewidmet ist. Neben den wiederholten Bestrebungen, sich mit den Waffen in der Hand nach außen Bahn zu brechen, hatten die Vertheidiger der Hauptstadt gegen Schluß des Jahres den Versuch gemacht, gleichsam mit der Contreapproche der Einschließung zu begegnen. Ausgedehnte Laufgräben waren in verschiedenen Richtungen geführt und zahlreiche Batterien außerhalb der Werke mit Festungsstücken befahren worden, denen zunächst nur Feldgeschütze antworten konnten. Eine Zeit lang schien es, als ob einem kleinen und offenen Orte wie Le

Bourget die Ehre eines förmlichen Belagerungsangriffes zu Theil werden sollte. Es zeigte sich hier, welche gewissermaßen nur eingebildete Bedeutung ein viel umstrittener Punkt häufig erlangen kann. Für die Pariser war das schmale, längs der Chaussee sich erstreckende, nur von preußischer Infanterie besetzte Dorf nicht bedrohlich. Wollten sie nach Norden ausbrechen, so hatten sie vor den Forts noch genügenden Raum zur Entwickelung und konnten dann mit Massen zu beiden Seiten vorbeigehen — so drangen sie beim Kampfe am 21. December von rückwärts her ein —, die deutsche Hauptstellung weiter nördlich hinter der Ueberschwemmung blieb dann noch anzugreifen. Von deutscher Seite war indeß schon durch den Sturm am 30. October bekundet worden, welches Gewicht man auf die Behauptung des Punktes legte, und darüber verbissen sich auch die Franzosen darauf. Im weiteren Fortgange traten dann allerdings schwere Batterien des Angreifers in Höhe des Dorfes gegen Fort Aubervillers in Thätigkeit.

Die seit geraumer Zeit — in der Heimath sowohl wie in den Reihen des Heeres — sehnsüchtig erwartete Beschießung der feindlichen Hauptstadt sollte um den Jahreswechsel endlich zur Wirklichkeit werden. Erst nachdem die Stellung der Franzosen auf dem Mont Avron sich drohend zwischen die sächsischen und württembergischen Linien eingeschoben, war Belagerungsartillerie zur Wirkung gebracht worden. Der Verlust dieses Postens nöthigte die Franzosen, ihre Vertheidigung auf die Höhen von Romainville zurückzunehmen. Je mehr indeß die Hoffnung auf Ersatz von Außen schwand, desto ausgiebigeren Gebrauch machte der Platz von seiner Artillerie, fast als wolle man mit dem Schießvorrathe aufräumen. Der Erfolg entsprach freilich dem Aufwande an Mitteln in keiner Weise und es war nicht die Größe der Gefahr, sondern ihr beständiges Vorhandensein, welches die volle Hingebung der bei Tag und Nacht keinen Augenblick sicheren Mannschaft in Anspruch nahm. Nur mit der gleichen Waffe konnte dem Belagerten begegnet werden.

In den ersten Tagen des Januar waren alle Vorbereitungen getroffen, um die schon seit längerer Zeit fertig gestellten Batterien der Südfront zu armiren und am Morgen des 5. Januar begannen 98 Geschütze den Hauptangriff. Die Ausrüstung der bedrohten feindlichen Linien war mehr als ausreichend. Nach französischen Angaben befanden sich in den Forts der Stadtumwallung und den Zwischenbatterien nahe an 700 Geschütze. So hatte der Angreifer Anfangs einen schweren Stand. Dann aber machten sich die günstigere Lage der Batterien und ihre besseren Waffen bald geltend. Der nächste Zweck, das Niederkämpfen der Forts, wurde erreicht; diese gewannen von Stund an nie wieder die Oberhand. Der großen Entfernung halber konnte das Feuer der Stadtumwallung nicht zum Schweigen gebracht werden, doch blieben auf der ganzen Südfront die Einschließungstruppen von demselben

befreit. Mehr zu erreichen wäre nur durch den Uebergang zum förmlichen Angriff gegen die nächsten Forts möglich gewesen, welcher indeß nicht beabsichtigt wurde, zumal man täglich deutlicher wahrnahm, daß die Widerstandsfähigkeit von Paris ihrem Ende nahe war. Selbst wenn die Lebensmittel noch für längere Zeit ausgereicht hätten, drohte doch jetzt auch von Norden eine Beschießung, welche auch die Stadttheile des rechten Seineufers treffen konnte, wie die südlichen Quartiere seit längerer Zeit bereits durch weit gehende Granaten beunruhigt wurden. Ein Theil des Belagerungsparkes von Mézières wurde auf der Nordbahn herangeschafft und der Maasarmee zur Vermehrung ihrer Batterien überwiesen. Man fand hierin die Mittel, nunmehr auch noch zum Angriffe von St. Denis zu schreiten, welcher in der letzten Woche vor der Capitulation begann und schnell sich wirksam zeigte.

In der französischen Hauptstadt hatten sich die Zustände im Laufe des Januar wesentlich verschlimmert. Die Einwohner fingen an, die Schrecknisse der Belagerung zu empfinden. Um Brot und Fleisch zu beschaffen, mußte die Kriegsbesatzung einen Theil ihrer Mehlvorräthe und ihrer Pferde hergeben. Es mangelte an Brennmaterial und Entbehrungen machten sich nach jeder Richtung hin fühlbar. Vor dem immerhin noch schwachen Bombardement flüchteten die Einwohner in die Keller oder in entferntere Stadtviertel. Das Gouvernement hatte durch seine amtlichen Erlasse den Glauben an Unüberwindlichkeit bei der einsichtsvollen Menge groß gezogen. Unterstützt von einem großem Theil der Presse tadelte man die getroffenen Maßnahmen und klagte die Armee der Unthätigkeit an. Schon seit der Neujahrsnacht hatte eine Reihe von Berathungen stattgefunden, bei welchen fast alle einsichtigen Militärs darüber einig waren, daß ein Durchbrechen der Einschließung ohne die Mithilfe eines Entsatzheeres unausführbar sei. Dennoch redete man mit Rücksicht auf die in Frankreich so maßgebende „öffentliche Meinung“ einem erneuten Massenausfall und zwar über Bougival gegen Versailles das Wort. Trochu wollte auf das von Gambetta verheißene Vorgehen der beiden Loirearmeen warten und rechnete auf Entsendungen, zu welchen das Einschließungsheer durch Bourbaki's Vorgehen gezwungen würde. Favre indeß drängte zur Eile und forderte, daß den Vertretern der Stadt Einsicht in die militärischen Verhältnisse gegeben werde. So wurde am 15. Januar endgiltig der Ausfall für den 19. beschlossen. Die Richtung nach Westen war die allein mögliche. Nur noch auf dem südlichen Theile der Halbinsel Gennevilliers und unter dem Schutze des Mont Valerien konnten große Massen sich sammeln.

Am Tage nach der Kaiserproclamation, welche am 18. Januar in einfacher, würdevoller Feier im Schlosse zu Versailles erfolgte, schickte sich die Armee von Paris zum letzten verzweifelten Kampfe an. Stärke und Be-

wegungen des Feindes konnten wegen des trüben Wetters nur mangelhaft erkannt werden, doch ergab sich bald die Gewißheit, daß der lange erwartete große Ausfall von ihm eingeleitet werde.

Der Angriff scheiterte. Die Montretoutschanze vor dem rechten Flügel, welche die Franzosen genommen und für den Rest des Tages behauptet hatten, wurde am Abend wieder geräumt gefunden. Der Feind bivouakirte in der Nacht mit starken Massen am Fuße des Valérien, erneuerte jedoch am folgenden Morgen nicht, wie man erwartet hatte, seine Angriffe. General Trochu war schon Nachmittags zu der Ueberzeugung gelangt, daß eine weitere Fortsetzung des Kampfes bei der, namentlich unter den Nationalgarden eingerissenen Zügellosigkeit völlig aussichtslos sei. Als der Befehl zum Rückzuge ertheilt wurde, vergaß man die tapfere Besatzung von einigen Häusern in St. Cloud. Sie ergab sich nach längerer Verhandlung erst am folgenden Nachmittage, als man zwei Geschütze gegen sie auffahren ließ. (Hier würde also die Art der Darstellung des Malers de Neuville „Kirche von le Bourget" historisch richtiger sein.)

Als am 20. Januar Vormittags der Nebel sich lichtete, erblickte man die langen Colonnen des Feindes, welche von der Halbinsel nach Paris zurückzogen. Der Ausgang der Schlacht am Mont Valérien rief eine allgemeine Aufregung hervor. Erhitzte Gemüther verlangten stürmisch, daß die ganze Bevölkerung, einschließlich der Frauen und Kinder, gegen die deutschen Linien anlaufen sollten. Eine zahlreiche Klasse der Bevölkerung hatte das Interesse, den Zustand erhalten zu sehen, wie er durch die Umwälzung vom 4. September geschaffen war, der sie ernährte, ohne daß sie zu arbeiten oder sich sonderlich in Gefahr zu begeben brauchte. Volksaufläufe mußten mit Gewalt zerstreut werden und ein Theil der Nationalgarde betheiligte sich an den Umsturzbestrebungen, welche wenige Wochen später in der Schreckensgestalt der Pariser Commune zum Ausdruck kommen sollten. Die Regierung konnte sich nicht darüber täuschen, daß alle Mittel der Vertheidigung erschöpft waren, nachdem eine Depesche Gambetta's den Mißerfolg bei Le Mans eingestand. Die Scheu vor der Menge verhinderte, daß die einzig noch möglichen Entschlüsse sofort gefaßt wurden. Jules Favre glaubte die öffentliche Beruhigung mit dem Rücktritt des Gouverneurs zu gewinnen. General Trochu behielt die Präsidentschaft, Vinoy übernahm den Befehl über sämmtliche Truppen, Ducrot legte das Commando der zweiten Pariser Armee nieder. Die Lage der Dinge wurde dadurch nicht geändert. Am 23. Januar erschien Jules Favre, um über die Capitulation zu verhandeln. Zum Glück für Paris und Frankreich hatten die anarchischen Bestrebungen diesmal noch nicht den Sieg davongetragen, denn wer hätte rechtzeitig die Capitulation abschließen sollen, falls das Gouvernement seinen Platz nicht behauptete? Sollte den Schreck-

nissen einer unausbleiblichen wirklichen Hungersnoth bei einer Bevölkerung von über zwei Millionen vorgebeugt werden, so war vor Allem die schleunigste Wiederherstellung der Verbindungen nach Außen nöthig. Selbstverständlich mußte aber dann der Belagerer Bürgschaft dafür erhalten, daß nicht nach erfolgter Zuführung von Vorräthen der Widerstand erneut werde. Als Unterpfand dafür mußte die Besetzung sämmtlicher Forts einschließlich des Mont Valérien und der Stadt St. Denis zugestanden werden. Es wurde verabredet, die Feindseligkeiten um 12 Uhr Abends am 26. Januar einzustellen und alle Zufuhren freizugeben. Am 28. Januar gelangte dann ein allgemeiner Waffenstillstand von 21 Tagen zur Annahme, von welchem jedoch die Festung Belfort, sowie diejenigen Departements im Südosten ausgenommen wurden, in welchen augenblicklich Operationen im Gange waren, von denen beide Theile sich einen glücklichen Ausgang versprachen. Die gesammte Besatzung wurde kriegsgefangen, blieb aber in Paris. Die Linientruppen, Mobilgarden und Marinesoldaten, mit Ausnahme von 12 000 Mann, welche zur Aufrechthaltung der Ordnung im Dienste belassen wurden, hatten sogleich die Waffen abzuliefern. Die Stadt Paris zahlte 200 Millionen Francs. Von den Geschützen des Hauptwalles wurden die Lafetten gefordert. Ohne störenden Zwischenfall fand am 29. Januar die Besetzung der Forts und der Stadt St. Denis statt. Die Massen der Waffen und Munition, welche die Franzosen auslieferten, waren ungeheuer.

Die 132 tägige Einschließung der Hauptstadt war beendet, ein Theil der Streitkräfte, welche so lange unter ihren Mauern festgehalten gewesen, verfügbar geworden, um, falls es noch nöthig blieb, im freien Felde das Ende des Krieges zu erkämpfen.

Die großartige Leistung der Einschließung der mächtigen Stadt durch die Deutschen tritt um so schärfer hervor, wenn die Hartnäckigkeit des Widerstandes so klar gelegt wird, wie es durch die ruhige Darstellung des Werkes geschieht. Vergegenwärtigen wir uns, daß die Aufnahme des Kampfes um Paris schon zwei Wochen nach dem Zusammenbruche der kaiserlichen Staatsgewalt die neue Regierung auf die Probe stellte und daß dieselbe vier Monate lang das Werk der Abwehr mit Kraft leitete, so verdient diese unsere Anerkennung. Wenn auch die Ansammlung von Vorräthen und Waffen bereits bald nach Ausbruch des Krieges begonnen hatte, so war doch der Ausbau der Werke, die Neubildung von Truppen die Arbeit weniger Wochen, welche andauerte, während auf den Außenlinien der Gegner sich fest und fester einnistete. Daß eine ganz andere Energie der Vertheidigung denkbar ist, wird Niemand leugnen. Jede Leistung im Kriege ist indeß ein Product der gesammten Lage. Oft und leider auch in unserm Vaterlande zeigt die Geschichte einen schnellen Zusammenbruch des Widerstandes nach den ersten Schlägen.

Wenn daher in Frankreich der Energie einzelner Leiter von selbstgeschaffener Autorität das wachgerufene Kraftbewußtsein der Menge pünktlich entsprach und das Selbstvertrauen der Nation noch eine Reihe neuer Niederlagen überdauerte, so werden wir gut thun, an diesem Vorbilde recht fest zu halten. Daß ein großer Bruchtheil der Franzosen der Fortsetzung des Kampfes abgeneigt war, daß der Volkskrieg à outrance in Wirklichkeit unterblieb, leuchtet ein. Der Rest der Leistung bleibt bedeutend genug. Auch im Einzelnen war die Belagerung von Paris großartig. Der Verkehr nach Außen durch die Lüfte, die Ausnutzung aller Hilfsmittel, die Organisation der Ernährung erwecken unser lebhaftes Interesse. Die Tapferkeit bei den Ausfällen verdient alles Lob. Auch für den eigentlichen Festungskrieg hat eine Maßregel des Vertheidigers, welche vor Paris zum ersten Male in großem Maßstabe zur Ausführung kam, große Tragweite erhalten. Es ist dies die Anlage von Batteriebauten außerhalb der bestehenden Festungswerke, welche seither in der Theorie festen Fuß gefaßt hat. Der Vertheidiger besitzt darin ein Mittel, der unausbleiblichen Ueberlegenheit eines Artillerieangriffes, der sich auf ein gleichbleibendes Ziel (Fort) richtet, zu begegnen, indem er in gleicher Weise überraschend neue Geschütze über Nacht an verschiedenen Stellen zur Thätigkeit bringt.

Die Darstellung des Werkes hat die gedrängte Kürze, welche das Bestreben der Beendigung nach zehn Jahren kennzeichnet. So erfährt auch die Kaiserproclamation nur eine Erwähnung, ohne die Angabe, wie die Armee durch Abgesandte vertreten war. Dagegen ist der Armeebefehl abgedruckt, welcher mit den schönen Worten schließt: „Seid stets eingedenk, daß der Sinn für Ehre, treue Kameradschaft, Tapferkeit und Gehorsam eine Armee groß und siegreich macht; erhaltet Euch diesen Sinn, dann wird das Vaterland stets, wie heute, mit Stolz auf Euch blicken und Ihr werdet immer sein starker Arm sein." Eine ungewöhnlich reiche Beigabe von Actenstücken und Karten liegt vor uns, welche in bequemster Weise die Vorgänge zu verfolgen hilft. Die oft und mit Recht gerühmte Sprache des monumentalen Werkes ist nicht frei von Mängeln. Gleichklänge und unlogische Superlative verletzen hin und wieder das Ohr.

Aphorismen aus Jean Paul's Nachlaß.

Mitgetheilt von Paul Nerrlich.

Ein großer Mann ein Sturmwind, der Staub, Obst, Wolken, Blumenstaub und endlich schön Wetter hertreibt.

Große Menschen wie Riesen, die kein recht bequemes Bett, Haus, Stuhl finden und für die alles besonders gemacht sein mag.

Bei großen Menschen sind große Ecken keine, wie die Erde trotz der Berge rund ist.

Die höheren Menschen, die höheren Wolken scheinen sich wenig zu bewegen, obgleich sie am meisten.

Die größten Städte und Genies sind unregelmäßig gebaut, voll Sackgassen und Paläste. Das Genie scheint wie der Mond lange vorher gerundet, eh' es so ist.

Die kleinsten Fehler an sich bemerkt nur der Beste, wie man die Mücken sieht, wenn man in die Sonne sieht.

Auf Höhen sieht man Berge kleiner, Thäler breiter; der höhere Mensch findet am unteren mehr zu entschuldigen, am höheren mehr zu beschuldigen.

Der große Mann hofft noch, wo andere verzweifeln, wie oben am Pik noch die Sonne glüht, wenn's auf dem Meere dunkel ist.

Genies sind oft in Geschäften Hengste vor einem Leichenwagen.

Die Philosophen machen die Welt zu einem Worte, die Philologen das Wort zu einer Welt.

Es ist immer besser, daß über eines Esels Schatten gestritten wird, als daß der Esel selber über Schatten und Licht streitet.

Goethe in den Wanderjahren mehr ein Buchbinder als ein Buchmacher.

Jugend um sich zu haben ist so viel wie in sich haben.

Das einzige Mittel, nichts in die Almosenkasse zu geben, ist, daraus zu bekommen.

Ein Gläubiger wird ein Ungläubiger zuletzt.

Er glaubt, er habe den Zügel in der Hand, er ist aber in seinem Maule.

Am Tage halt ich sie, Nachts sie mich — Federn.

Der Adler und die Fliege fliegt, und diese sogar leichter.

Die Uhr ändert darum ihren Gang nicht, wenn sich eine Mücke auf ihr Gewicht setzt.

Den ersten Geburtstag feiert man mit Weinen.

Sie ziehen Amors Flügel die Federn aus und füllen damit ein Kopfkissen.

Par l'église ins Schlafzimmer, so die jetzigen Geistlichen; auch kommen sie oft durch das Schlafzimmer in die Kirche.

Die echte Liebe weidet auf Berg-, die andere auf Sumpfwiesen.

Von einer schwatzhaften Mutter einer schönen Tochter: sie ist die klappernde Windmühle, die die Spatzen von den Kirschbäumen entfernt.

Das Jahr ist mit dem weißen und leeren Winter durchschossen.

Para pacem si vis bellum.

Wenn man aus den Worten révolution française das Wort veto wegnimmt, so bleibt: un Corse la finira.

Berge Brustknochen der Erde.

Die biegsamen Leute passen für die hohe Staatsverwaltung wie die Weidenruthen als Hebel.

In seinem Stücke stirbt Niemand nach der poetischen Gerechtigkeit, als das Stück selbst.

Von jeder Handlung sind wie von Jesu zwei unähnliche Geschlechtsregister vorhanden.

Die fünf Welttheile sind fünf große in den Ocean gelegte Steine, worauf der Mensch sich sonnt.

Die Wahrheit muß sich wie eine Seele reinigen, indem sie Seelen wandert.

Leben ein Antispastus, die hintere und vordere Silbe kurz, die zwei mittleren lang.

Im Lebensbuch hat jeder sein Blatt und darunter steht: volti subito.

Für höhere Wesen sind unsere Sonnensysteme Pflasterfunken der Pferde.

Unser Paradies wird von hundert Scheeren, die im Gange sind, zu einem französischen Garten verschnitten.

Menschen im Alter wie Erde im Winter, der Sonne näher.

Das Alter macht physisch und moralisch taub und weitsehend.

Das gebückte Haupt verkündet die Reife des Menschen und der Aehren.

Die Jugend kann nie in völligem Glück des Sonnenscheins sich entwickeln; aller Same braucht Schatten zum Keimen, daher mit Moos bedeckt.

Dichter oder auch Jüngling: wenn die Glocke auf der Erde aufsteht oder sonst nicht frei hängt, dumpfer Klang.

Die Menschen taugen desto weniger, je leiblicher ihr Schicksal, so Hasenfelle, je linder der Winter.

Sonst sieht man das Gebirge vor dem Regen; bei Unglück sieht man nach den Thränen das Große.

Eine Himmelsleiter braucht einen Himmel und eine Erde.

Gefühl, Vernunft (Gewissen), jenes der Sternenhimmel, diese die Magnetnadel, die uns zeigt, wenn jener sich bedeckt.

Leidenschaft erleuchtet wie ein Komet die Nacht, er bleibt aber nicht.

Die Sünde wird gleich dem Igel ohne Stacheln geboren.

Haß und Eis entstehen viel schneller als sie vergehen.

Wachs gegen Lobredner, Marmor gegen Tadler.

Dichter wie Saturn Flügel auf Rücken, Fesseln an Füßen.

Das Kunstwerk ist ein Thautropfen, der immer andere Farben wirft, wenn man geht.

Prosa und Poesie, schlagende und läutende Glocke.

Bei den Römern wurden nur Reiche verbrannt und Arme blos begraben; so mit den Büchern.

Ein Buch, das nicht wieder Bücher erzeugt, ist ein Kastrat.

In Duodezbänden ist verhältnißmäßig mehr Geist als in Folianten, wie in Gesträuchen mehr Mark als in hohen Bäumen.

Manche Autoren halten im Frühling einer neuen Literatur immer ihr welkes Laub des vorigen Herbstes fest.

Unsere meisten Dichter folgen dem Phöbus und sind wahre Apollo- oder Sonnenblumen, welche sowohl dem Apollo folgen als sich durch runde Größe, gelbe Farbe und Geruchlosigkeit auszeichnen.

Ueberall nehm' ich in der Natur dieselbe Harmonie der Zwecke wahr. Geh' ich nun zu den Thieren, so seh' ich, daß die die meisten Jungen zeugen, die am kürzesten leben; geh' ich zu den Autoren, so find' ich wieder, daß die, deren Name das vergänglichste Leben hat, die meisten Bücher schreiben.

Die meisten Poesien sind eigentlich nur Façonnudeln, welche Sterne, Herzen, Blumen vorstellen und dieselben Magennudeln sind.

Bei den Vögeln, vierfüßigen Thieren und bei den Menschen ist ein Raubthier König.

Eine Blattlaus hat mehr Ahnen als ein Elephant.

Sonderbar, daß bei uns der Bauer zugleich einen Käfig bedeutet und den darein gesperrten.

Für Freiheit streiten heißt sie noch haben.

Es wird aus dem Menschen, zumal aus dem moralischen, nichts, wenn nicht die Mittel zu leben erleichtert werden. Sobald der Mensch noch in ewigen Nahrungssorgen und Liebe für einen elenden Groschen bleiben muß, bleibt der Kopf düster, das Herz klein und schlecht.

Es giebt in der Geschichte mehr gährende als stille Jahrhunderte.

Da der Mensch ein Bedürfniß des Unendlichen und Wunderbaren hat, so will ihm ein aufgeklärtes Christenthum aus Mangel daran kahl und leer erscheinen. Aber zeigt ihnen nur das Unergründliche im Welt- und Lebensbau: so habt ihr mehr als ergänzt.

Giebt's eine Offenbarung, so bekommen alle Völker sie, nur unter anderm Namen.

Mancher Unglaube ist ja nur ein anders angewandter Glaube.

Wäre das ganze alte Testament verloren gegangen: wir hätten durch das Neue und durch Jesus allein eine ganz höhere Anschauung der Gottheit.

Niemand hat mehr gegen das Christenthum, aber nicht gegen das leichte, kurze der Bibel, sondern das spätere — als ich; das spätere zerfließt in die Irrgänge aller falschen Religion. Nur eine wahre Religion giebt's, den angeborenen Religionstrieb.

Mit dem Glauben bin ich kein Christ, aber mit dem Herzen war ich von jeher einer.

Nicht an sich ist Christus zu verehren, sondern an seinem moralischen Werthe. Sein Ich als Ich kann mir gleichgiltig sein.

Christi körperliche Leiden könnte ein großer Mensch auch aushalten und Andere haben größere Schmerzen erduldet als das Sclavenkreuz. Sein Höchstes ist: wer kann mich einer Sünde zeihen und daß er selbst nie sich des kleinsten Fehlers zeiht. Durch seine Wunderwerke kann sich keine Gottheit verkündigen, da die ganze geschaffene Endlichkeit nicht sie auszusprechen vermag: jedes Wunder Christi ist kleiner als der Bau einer Blume.

. . . Christus, der nichts that als lehren und das Schreiben den Theologen mit langen Ohren und Fingern überließ.

Die höchste Philosophie ist eigentlich nichts als das deutlichste, größeste Bewußtsein.

Gerade die Philosophen, die das Wahre oder Tiefe suchen, erfahren den Vorwurf, sie suchen das Dunkle. Das ist das Tiefe; das Leere ist freilich hell.

In der Philosophie glaube man nicht, daß einer, der etwas Besseres sagt als seine Vorgänger, es ohne diese gekonnt hätte.

Nur durch die Form wird man unsterblich, die ist nicht zu stehlen.

Man drückt die Empfindung am besten aus, wenn man sie beherrscht.

Das Geistige muß man ahnen — das Körperliche schauen — und dann beides umgekehrt darstellen.

Ein Weiberfeind ist auch ein Menschenfeind.

Die Weiber sind die Metriker der Moralität, der Antibarbarus des Mannes.

Sie führen den gebrochenen Strahl der Männer wieder durch eine neue Brechung grade hinaus.

Wir sind die Heldengedichte, sie die Idyllen der Menschheit.

Es sind weiche Thautropfen auf Blumen, wir harte Edelsteine im finstern Boden; Kornblumen im männlichen Korn; Thalvolk, wir Männer Bergvolk zarte Sinnpflanzen; Marienbild mit Scepter.

Jungfrauen sind viel kühner, entschlossener als Frauen und Jünglinge — leichter Selbstmörderinnen.

Regel für Mädchen: nicht so leicht den Mannspersonen, nicht so schwer den Mädchen zu vergeben.

Da die Mädchen in der Ehe alles vergessen, was sie eben nur halb wissen, wie Musik, Zeichnen, Sprachen: so sollten sie desto mehr vorlernen, was sie dann üben müssen, Kochen und Geschäftsblick.

Weiber sind weder Realisten noch Idealisten, sondern verbinden beides.

Ich will viel hundertmal lieber für die Treue als Nicht-Sinnlichkeit einer Frau stehen.

Das Gute, was ich von den Weibern gesagt und gedacht, nehme ich jetzo (1819) nicht zurück; aber ich denke seitdem nur mehr Böses dazu.

Es ist fast einerlei, ob man das Beste oder das Schlimmste von ihnen sage; sie wissen schon beides zu widerlegen.

Die Liebe würde der Weiber ganze Moral und Tugend sein können, wenn sie fähig wären, die Liebe auch auf Weiber auszudehnen.

Diese weichen Lauten der Menschheit behalten die Stimmung schwer.

Eine fremde Frau kann deine Freundin werden, nur die eigene kann dein Freund werden.

Wie viel Genies mögen erst unter dem weiblichen Pöbel verloren gehen, da doch die männlichen einige Mittel der Emporhebung haben.

In der Liebe ist Melancholie reizender, in der Ehe Heiterkeit und Laune.

Wenn um eine Frau umher alles mit Schnee bedeckt ist, so sind die Kinder die Quelle, die in einer beschneiten Aue die grünen Stellen machen.

Nicht die Ehe, sondern die Kinder nehmen den poetischen Muth des Geistes.

Die Kinder gehen immer weiter vom Herzen weg, je älter sie gehen; aber die Frau geht immer näher zu, je länger sie geht.

In der Ehe müssen die Männer die Liebe mehr durch Worte, die Weiber durch Thaten beweisen.

Warum fühlt ein Ehemann denn oft so viele Liebe und zeigt sie selten, indeß er mit einem kleinen Zeigen immer so viele Erwiderungen sich erobern könnte?

Der Mann giebt sich weit mehr der Ehefrau hin, die er wählt — da er so viele Freiheiten um sich hat — als die Frau, die ihm ihre opfert, da sie ja nur eine um sich hat.

Das Weib sei eine Blume am, nicht im Wege.

Das höchste einer Gattin ist, die Eigenheiten des Mannes zu schonen; thut sie es, so wird er leicht und bald die ihrigen schonen, was ihm leichter wird, da er mehr reflectirt und sich beherrscht. Aber umgekehrt stellt und sperrt sich männliche Stärke gegen weibliche, männliche Laune furchtbar gegen weibliche.

Wenn Caroline mich stets gehen ließe wie ich wollte: so würd' ich gerade der beste Ehemann.

Unter allen Ehen ist die unglücklichste eines männlichen Genies mit einem weiblichen; rechte, stärkste Entgegensetzung sogar ist besser.

Kein Genialer heirathe eine Geniale. Wenn schon die Zustimmung von Mann zu Frau schwer ist: so noch seltener und schwerer die eines Genius zu einem andern Genius, da hier vollends die Geschlechtsunterordnung alles erschwert.

In der Ehe gefallen die Männer den Weibern länger als umgekehrt; um nur einen unter vielen Gründen anzugeben, so verlieren die Männer in der Ehe wenig an Schönheit, weil sie nur wenig hineingebracht.

Warum haben so wenige Dichter die Ehe gemalt? — weil sie die Gichtknoten darin durch keine Arzenei aufzulösen verhofften.

Nur der unendlich Große sieht das unendlich Kleine.

In der Entzückung, in der Rührung der Natur bist du der hohe Geist, den du suchst.

Die Erinnerung ist das einzige Paradies, aus dem wir nicht getrieben werden können.

Das Salomonische „alles ist eitel" sollte man doch zuerst auf den Schmerz beziehen.

Im Winter lieg ich in den Dämmerstunden oft vor dem Monde auf dem Kanapee .... und hier tritt das Leben, die Wahrheit, mein Thun in voller Gestalt vor mein Auge. Jeder Gelehrte, jeder Geschäftsmann sollte sich täglich und wöchentlich eine solche stille Stunde bestimmen, wo er ohne das Geräusch der Bücher und Geschäfte blos mit sich allein wäre.

Kleine Leiden machen schlimmer, große besser.

Im Denken müssen wir Kosmopoliten und ausgebreitet sein, im Lieben und Handeln eingeschränkt und Autochthonen.

Man macht sich unabhängig von Menschen nicht dadurch, daß man sie verläßt, sondern daß man sie gebraucht und benützt.

Es giebt viel weniger Tugendhafte und Lasterhafte auf der Erde als jeder denkt, der eine Abweichung von sich für eine von der allgemeinen Moral ansieht.

Es ist leichter, zehn Freunde zu haben, als einen.

Im Alter lernt man mehr von sich als von Anderen; in der Jugend umgekehrt; daher dort Einsamkeit gut, hier Gesellschaft.

Die Menschen werden alle so breit im Gesichte, wenn keine scharfe Anstrengung es zusammenhält, sondern die Behaglichkeit des Lebens es auseinanderfließen läßt.

Die Wahrheit, welche edlen Gemüthern so eigen ist, daß sie lange bedenken, eh' sie nur wenige Schritte von ihr ausweichen, ist den gemeinen Volksseelen etwas so Fremdes oder Gleichgiltiges, daß sie sich blos bei einer Unwahrheit nicht bedenken, sondern erst bei jener. Und eben diesen Pöbelseelen ist auch die Ueberweisung, eine Unwahrheit gesagt zu haben, fast keine Strafe, sondern nur ein Reiz, künftig klüger zu lügen.

Bloße Humoristen erfahren die schlimmsten Urtheile, Sterne, Rabelais, Montaigne.

Zu einem humoristischen Autor mag man mit Liebe kommen, sonst findet man nichts komisch.

Niemand errieth mein Innerleben, ob ich gleich alles aussprach ... Ich habe nicht blos einen andern Standpunkt, auch anderes Standland.

Ich bin der Autor der Einsamkeit.

Goethe wurde zwischen Dichtkunst und Malerei auseinander gehalten, ich durch Poesie und Philosophie.

Ich fürchte mich vor nichts als vor meinem Körper. Ist der nicht mein zweiter Feind, so besteh ich leicht jeden ersten.

Ich weiß nur eine Person, über die ich wie ein Monarch herrschen will, die zu allen meinen Befehlen — jede Secunde geb' ich ihr einen — nicht sagen darf „Muck" — und die in allem meine Meinung haben oder befolgen muß — und diese bin ich selbst.

Die Kraft, zu combiniren und Ursachen zu finden, wächst bei mir so, daß ich zuletzt gar keine Unähnlichkeiten mehr kenne, sondern wie ein Gott alles ähnlich sehe.

Meine biographischen Bauten stehen da so viele, daß sie ein ganzes Dorf ausmachen; das Dorfschloß ist der Titan, die Kirche der Hesperus, das Schulhaus Fixlein 2c.

Ob ich gleich nicht weiß, wer unter allen Autoren der Erde die meisten Gleichnisse gemacht, so freut es mich doch, daß ihn niemand übertrifft, als ich.

Das Goethe-Haus.

1832—1882.

Ein alter Weimaraner, der in der Nähe des Goethe-Hauses wohnte, sagte mir einst: wenn man die Schritte zusammenzählen könnte, welche von Neugierigen und von Bewunderern Goethe's vergebens an den Versuch gewendet worden, das Goethe-Haus zu betreten, es würde mehr als der Gesammtumfang der Erde dabei herauskommen.

Auch der deutsche Schriftstellerverein, der in den Sechziger Jahren einmal in Weimar tagte, hat zu dieser Pilgerschaft vergeblicher Art seiner Zeit sein Schärflein beigetragen. Damals lebten die beiden Enkel Goethe's in Jena. Es sei, hieß es, Niemand in Weimar mit den Räumen und Sammlungen des Goethe-Hauses hinreichend vertraut, um die Führung zu übernehmen. Man bedaure daher, dem Wunsche nicht begegnen zu können.

Begreiflicher Weise war die Verstimmung über diese Ablehnung sehr groß. Vor Allem die aus weiter Ferne heran Gereisten hatten Mühe, an die Vergeblichkeit eines so wesentlichen Theiles ihres Reisezweckes zu glauben. Man sucht denn auch seit jener Zeit in der Tagesliteratur vergebens nach einer rechtfertigenden Erklärung für die absolute Unzugänglichkeit der Räume, in denen Goethe lebte und starb.

Um so mehr wird eine billig denkende Beurtheilung den Hütern dieses nationalen Schatzes zu Theil werden, nachdem sie unlängst den Genossen des Schriftstellerverbandstages das gewiß ihnen schwer gewordene Opfer brachten, von dem so lange Jahre beharrlich durchgeführten Principe abzugehen. In der That vergegenwärtigt man sich erst an Ort und Stelle den vollen Umfang der Verantwortlichkeit, der auf den Schultern dieser beiden Männer, Walter und Wolfgang von Goethe, liegt. Wir sind durch die heute als Regel bestehende fast absolute Oeffentlichkeit aller Kunstgalerien und ähnlicher Institute verwöhnt. Aber vor wenigen Jahrzehnten noch war man namentlich in Deutschland nach dieser Seite hin durchaus illiberal. Wie lange hat man die in Paris unter Louis Philipp allen Fremden zugestandene Vergünstigung, durch bloßes Vorzeigen des Passes sich für den Eintritt in die Galerie des Louvre &c. zu legitimiren, auch bei uns zur Nachahmung empfohlen! Und nun gar die großartigen Privatgalerien des italienischen Adels — wie lange hat es gedauert, ehe in Deutschland der Gedanke für correct befunden wurde, daß großer Besitz des Einzelnen nicht ausschließlich auch der geistigen Nutznießung dieses Einzelnen gehören darf! Noch jetzt sind die wenigsten deutschen Privatsammlungen dem Publikum bekannt. My house is my castle steht in der Vorstellung der Leute als Geheimschrift über jedem Privatbesitze, der Eigner mag noch so weitherzige Begriffe haben. Und allerdings: was hilft der gute Wille des Besitzers, wenn nicht die Großartigkeit des ganzen Zuschnittes ihn selbst aus dem Spiele zu lassen gestattet.

Das würde im Goethe-Hause unter den jetzigen Verhältnissen nicht möglich sein. Und dabei weiß man, wie rücksichtslos Stätten dieser Art geplündert zu werden pflegen. Nicht jeder Besucher läßt sich auf Schritt und Tritt überwachen, und doch kann in jedem ein Dieb stecken, sagen wir selbst nur ein so fanatischer Goethe-Schwärmer, daß er etwas für seinen Privatcultus auf die Seite zu bringen für Pflicht hält.

Ich erinnere mich, auf der Akropolis von Athen solche Langfinger beim Werke gesehen zu haben. Es waren junge, nichtdeutsche Edelleute, ungemein liebenswürdige Patrone, die später auf der Rückreise uns Mitpassagiere des Lloyddampfers — und wir zählten an Hundert — mit der exquisitesten Turtlesuppe tractirten, die jemals aufgetischt worden sein mag. Diese gastliche Ader hatte sie zwei Tage zuvor nicht gehindert, als ich gleichzeitig mit ihnen die Akropolis besuchte, ihren Gelüsten nach classischen Funden die Zügel schießen zu lassen, und da die wenigen invaliden Aufseher leicht zu beschäftigen und zu täuschen waren, und der Marmorschutt damals noch voll werthvoller Bruchstücke lag, so war die Ausbeute an allerlei Köpfchen und Händchen keineswegs gering gewesen.

Wie soll im Goethe-Hause ähnlichen Ueberlistungen vorgebeugt werden; gestand doch Goethe selbst, einen Mineralliebhaber, wie ihn, in einem Mineraliencabinet allein zu lassen, halte er für ein Unrecht!

Dennoch zeigt sichs immer mehr, daß der jetzige Zustand nicht haltbar ist. Zu viel Fleiß und zu viel Scharfsinn ist schon von Literarhistorikern aller Nationen auf den Dichter und den Menschen Goethe verwendet worden; es kommt in der That zu sehr darauf an, daß die hier dem Anscheine nach lösbare Aufgabe, ein ganzes bedeutendes Menschenleben bis ins Kleinste hinein zu begreifen und zu verstehen, wirklich gelöst werde; es ist zu undenkbar, daß je im Erdenleben für die Anthropologie im Allgemeinen wie für die Psychologie insbesondere sich wieder die Gelegenheit zu so interessanter Ausbeute finden wird; — wie sollte die Vollendung dieser Arbeit denn für alle Zukunft in Frage gestellt werden dürfen durch Verhältnisse, die, auf rechte Weise angefaßt, zu überwinden sind!

Mit bewundernswürdiger Pietät scheint bis jetzt alles hier in Betracht kommende intact erhalten worden zu sein. Aber eine solche Hüterpflicht, je gewissenhafter sie erfüllt wird, desto mehr übersteigt sie die Kräfte des oder der Einzelnen. Es ist oft darauf gepocht worden, die ganze Nation habe ein Recht an das von ihrem größten Dichter an nicht geprägten oder fundirten Schätzen Hinterlassene, aber man hat nie von Anerbietungen Seitens der Nation oder Seitens eines Bruchtheiles derselben gehört, Anerbietungen, welche berechtigten Ansprüchen ein schickliches Aequivalent für die Dahingabe des freien Dispositionsrechtes entgegenbrächten. Worauf käme es also an? In liberaler Weise von Reichswegen jene Uebereignung anzubahnen und nachdem man damit zum Ziele gekommen, das Goethe-Haus und seine Sammlungen so in Verwaltung zu nehmen, daß allen Rücksichten auf die überlebenden Angehörigen Rechnung getragen, zugleich aber die auf andere Weise unmögliche Vereinigung von Zugänglichkeit und exemplarischer Sicherstellung erreicht werde.

Oder weiß Jemand — außer etwa den Angehörigen — was Alles im Goethe-Hause aufgespeichert liegt? „Ich habe Stöße von Excerpten und Notizen über jeden Lieblingsgegenstand," sagte Goethe zum Rath Müller. Gegen Henry Crabb Robinson äußerte er noch Anno 1829, er habe Notizen, Zettel, Rechnungen ꝛc. von allen seinen Reisen actenmäßig beisammen. Man weiß wie die Neigung zum Aufheben solcher Pfadweiser in vergangene Erlebnisse Gewalt über Einen gewinnen kann. Ohne Zweifel hat sich alles dies erhalten. Was darunter werthlos und was werthvoll ist, kann nur der Goethe-Specialist beurtheilen. Von Maler Schneller hatte Goethe um die nämliche Zeit etwa dreihundert Porträts in schwarzer Kreide beisammen, groß gehaltene Porträts, für alte Augen berechnet. Einige wenige kennt man im Publikum. Die übrigen liegen in Mappen. Es mögen keine Meisterwerke sein. Aber die Zeit, in der, und die Veranlassung, aus der sie entstanden, hebt sie über die gewöhnlichen Machwerke hinaus. Von vielen der hier Porträtirten mögen gar keine anderen Bilder existiren. Und die Bibliothek Goethe's! Was enthält sie? Zu welchen Büchern ist er am öftesten zurückgekehrt? Wie hielt er es mit den fremden Sprachen? Wenn mich nicht Alles täuscht, las er weit mehr englische Autoren als wir ahnen. Ist ihm bei den Worten:

„Ein echter, deutscher Mann mag keinen Franzmann leiden,
Doch seine Weine trinkt er gern."

nicht Swift's Ausspruch gegenwärtig gewesen:

„for, though I hate the French,
I love their liquor as thou lov'st a wench?"

Und

„Ueber allen Wipfeln ist Ruh"

klingt uns daraus nicht Dryden's

„Husht winds the topmost branches" etc.

entgegen?

Oder:

„Geh' dem Mädchen dreist entgegen,
Du gewinnst sie auf mein Wort" ꝛc.

gemahnt es nicht an die Ansicht Waller's (On love)

„For women (born to be controll'd)
Stoop to the forward and the bold,
Affect the haughty and the proud,
The gay, the frolic and the loud?"

Oder:

„Vorüber, ihr Schafe, vorüber"

hört sich's nicht an wie Dryden's

„Away, my goats, away?"

Mit Recht äußerte Goethe gegen Rath Müller in Bezug auf die angeblichen Plagiate Lord Byron's: „Gehört nicht Alles, was Vor- und Mitwelt geleistet hat, dem Dichter von Rechtswegen an? Nur durch Aneignung fremder Schätze entsteht ein Großes." Gerade von diesem weitblickenden Standpunkte aus gesehen, hat Alles, was Goethe sich und dadurch uns anzueignen wußte, ein tiefes und förderndes Interesse.

Kurzum, nicht Neugier, Pietät selbst ist es, was uns von der Hoffnung nicht abstehen läßt, es werde das „Sesam öffne dich" auch für diese Schatzkammer gefunden werden. Die näher rückende Feier seines fünfzigjährigen Sterbetages mahnt dringend dazu. R. Waldmüller.

Der Reichstag und die Parteien.

Bei der fast ängstlichen Zurückhaltung, mit welcher in Deutschland die handelnden Staatsmänner nicht nur, sondern auch die Führer einflußreicher Parteien es noch immer vermeiden, in die journalistische Discussion hinabzusteigen, muß doppelt dankenswerth das Bemühen eines Mannes wie des früheren badischen Staatsministers Dr. Jolly erscheinen, durch seine Schrift: „Der Reichstag und die Parteien" (Berlin, G. Reimer. 1880) zur Klärung der Ansichten über eine Reihe der meistumstrittenen innerpolitischen Fragen beizutragen. Gerade jetzt, wo wiederum von mehr als einer Parteikrisis die Rede ist, werden Viele, die berufen sind, auch ihrerseits ein wenn auch noch so kleines Gewicht in die Wagschaale des Geschickes der Parteien zu werfen, es besonders zu schätzen wissen, daß ihnen hier ein „Wissender" entgegentritt, dessen rühmliche Vergangenheit seinem Namen für alle Zeiten einen Ehrenplatz in dem Buche unserer nationalen Geschichte sichert. Schon beim Aufschlagen der Broschüre fühlt sich der nationalgesinnte Leser freudig durch die Wahrnehmung berührt, daß der Verfasser zu den gerade in unserer Zeit doppelt seltenen Menschen zählt, denen ein gütiges Geschick nach einem wechselreichen Leben als schönsten Lohn des Alters den heitern und zuversichtlichen Blick in die Gegenwart und Zukunft schenkte. Auf Grund desselben ist Jolly weit entfernt davon, das Mißbehagen falsch zu deuten, welches die Gemüther bei uns vielfach beherrscht. Er erklärt es wesentlich aus jener Eigenart des deutschen Idealismus, der alles wirklich Erreichte zu unterschätzen geneigt sei, weil es sich nicht in der ganzen Schönheit des Gedankens darstelle, und aus jenem deutschen Hange zur Kritik, welche nur die Unvollkommenheiten an Sachen und Personen hervorhebe, während das Entsprechende an ihnen als etwas Selbstverständliches hingenommen werde. In besonderem Grade droht diese Unterschätzung, wie der Verfasser meint, auch den Reichstag zu treffen. Um so mehr fühlt er sich verpflichtet, den Zeitgenossen ins Gedächtniß zurückzurufen, in welchem Umfange der deutsche Reichstag seinen Einfluß auf die Verfassung, auf das Budget und auf die Gesetzgebung geltend gemacht habe. Um nur einiges aus dem Gebiete seiner gesetzgeberischen Leistungen zu nennen, sei an die Militär-, die Justizgesetzgebung, an die kirchenpolitischen und wirthschaftlichen Gesetze, an das Socialistengesetz und die Tarifreform erinnert.

„Bei der gesammten hier angezogenen Thätigkeit hat der Reichstag einen ganz bedeutenden Einfluß auf den Gang der Verhandlungen und die endgiltigen Entscheidungen ausgeübt.“

Eins hat der Reichstag allerdings nicht vermocht: Machtmittel zu gewinnen im Sinne des parlamentarischen Systems. Daß ihm dies aber nicht gelungen ist, liegt nach des Verfassers Ansicht wesentlich an seinen Parteien, die nun Jolly einzeln vornimmt, um aus dem Principe ihrer historischen Entwickelung heraus es zu erklären, welche Functionen im Staatsleben dieselben zu erfüllen geeignet sind. Die Socialdemokratie hält er für eine Krankheit, die überwunden werden muß. Sie bietet nur ein pathologisches Interesse und kommt bei der Weiterentwickelung unsers deutschen Staatswesens nur als Hemmniß, nicht als active Kraft in Betracht. Dem Staate in ähnlicher Weise feindlich gegenüber steht die ultramontane Partei, deren Reichsfeindlichkeit objectiv durch ihre Grundlagen, ihre Taktik und ihr oberstes Ziel begründet ist. Auch in rein weltlichen Fragen wird ihr politisches Verhalten durch die alleinige Richtschnur ihrer kirchlichen Ziele bestimmt.

Diesen Parteien gegenüber stehen alle anderen nach Jolly's Auffassung auf dem Boden des gegebenen Staates und des Reiches, an welchem er keiner ein warmes Interesse absprechen will. Eine Hauptscheidelinie bildet für ihn bei diesen Parteien der Gegensatz der liberalen und der conservativen Partei. Der Liberalismus beruht ihm nicht auf einer Interessengemeinschaft, ist vielmehr zu einem großen Theile die Frucht theoretischen Nachdenkens über den Staat, seine Aufgaben und Mittel, Ziele und Grenzen und in vielen Beziehungen nichts anderes, als der Ausdruck der jeweilig darüber bestehenden Ansichten. Als die Vertreterin einer wirklichen Interessengemeinschaft, eines bestimmten Standes und zwar des der preußischen Ritterschaft erscheint dem Verfasser die deutsch-conservative Partei. Ebensowenig aber wie sich bei der letzteren die bloße Interessengemeinschaft, ebensowenig hat sich beim Liberalismus das bloße theoretische Nachdenken zu einer Staatsanschauung erheben können. Erst auf dem Wege der historischen Ueberlieferung haben beide wirklich lebendige politische Parteien werden können und speciell der Liberalismus, indem er durch die Anwendung der zunächst theoretischen Ideale auf alle sich darbietenden Aufgaben des Staatslebens weite und einflußreiche Kreise der Bevölkerung als Anhänger und Vertheidiger des von ihm als lebensfähig und ihren Interessen entsprechend anerkannten Programmes gewann. Hier haben wir uns erlaubt, den Verfasser möglichst in seinen eigensten Worten anzuführen, weil sie eine der Hauptstellen in den Darlegungen Jolly's bezeichnen, an denen sich eine Kritik einzubohren vielleicht gern versuchen würde. Je weniger dies aber im Plane der vorliegenden Skizze liegt, um so rascher kann dieselbe weiter schreiten. Wo er sich vorgenommen hat, eine Rolle zu spielen, ist der Liberalismus nach Jolly theoretisch und praktisch in ununterbrochener Fortbildung begriffen, ganz besonders in der Auffassung des Verhältnisses der Staatsgewalt zu der Freiheit des Einzelnen. Er betrachtet dann weniger die möglichste Unbeschränktheit des letzteren an sich als höchstes Ziel, als daß er sich um eine Organisation des Staates bemüht, in welcher derselbe unbeschadet seiner Kraft und ohne Nachtheil für seine Aufgaben seinen Angehörigen die größtmögliche Summe persönlicher Freiheit zu gewähren vermöge. Während sich in dieser Weise der Liberalismus im Allgemeinen darstellt, besteht das Wesen der Fortschrittspartei darin, daß sie die liberale theoretische Staatserkenntniß übertreibt und sie als praktische Forderung be-

handelt. Ueber das Wie urtheilt Jolly unsers Erachtens viel zu milde. Im Gegensatze zur Fortschrittspartei zieht die nationalliberale Partei das praktische Bedürfniß und die thatsächlichen Zustände in Rücksicht und berichtigt demgemäß ihre Ueberzeugung vom Staate. Die charakteristischen Züge der Deutsch-Conservativen sind hauptsächlich Hingebung an das preußische Königshaus, das Hochhalten seiner stark monarchischen Gewalt, das Verhältniß zum Heere und zur evangelischen Kirche. Während die Liberalen mehr das kritische und treibende, geben die Conservativen mehr das Element des Beharrens und der Autorität ab, und zwar ist der Gegensatz zwischen Liberalen und Conservativen nach des Verfassers Ansicht unausgleichbar. Durchaus auf conservativem Boden, aber dem materiellen Inhalte des Liberalismus sehr viel freundlicher gegenüber steht die deutsche Reichs- bezw. freiconservative Partei. Sie ist durchaus damit einverstanden, daß die Resultate der modernen nationalen Bildung auch im Staatsleben Berücksichtigung beanspruchen, aber allerdings macht sie eine schärfere Kritik, als sie liberalerseits beliebt wird, zur Vorbedingung. Was noch das Verhältniß der Parteien zum Ausbau des Reiches betrifft, so betrachtet Jolly als die nach Neigung und Princip am meisten unitarische Partei den Fortschritt, dagegen als die am meisten für eine preußische Hegemonie eintretende die deutschconservative Partei.

So ungefähr lautet das Urtheil unsers Gewährsmannes über die Parteien. So sehr man auch im Allgemeinen mit demselben einverstanden sein mag, so wenig wird man sich verhehlen können, daß in verschiedenen Punkten und zwar gerade in solchen von durchaus nicht untergeordneter Bedeutung der Verfasser doch nicht bis auf den Grund der wirklichen Tiefe der Fragen vorgedrungen ist. Speciell die Frage der Entwickelung des deutschen Liberalismus heischt ebenso wie die des Verhältnisses der Conservativen zur liberalen Partei eine andere Lösung, als sie der Verfasser gefunden, weil er nicht weiter gesucht hat.

Ihm kam es offenbar hauptsächlich darauf an, den Nachweis zu liefern, daß nach Beschaffenheit unserer Parteien das parlamentarische Regierungssystem für uns eine Unmöglichkeit sei. Für diesen Zweck genügte ihm die oben skizzirte, in einem Theile ihrer großen ebenso wie in den meisten ihrer kleinen Züge überaus vortreffliche Darlegung vollkommen. Obgleich man schon sehr davon abgekommen sei, meint Jolly, werde doch immer wieder das Verlangen nach dem parlamentarischen Regierungssysteme laut. Aber nicht nur, daß sich dasselbe nicht mit den zwei mächtigsten Stützen und Werkzeugen, welche das deutsche Königthum für sich und den Staat geschaffen, mit unserm Heere und unserm Beamtenthume, verträgt, auch die diesen in dem Parlamente gegenüberstehende Körperschaft selbst, welche durch die Art und Beschaffenheit der politischen Parteien bestimmt wird, schließt für uns das parlamentarische Regierungssystem aus. Denn einmal haben wir viel zu viel Parteien und keine derselben hat bisher jemals über die absolute Mehrheit im Reichstage verfügt oder hat irgend welche Aussicht dazu. Was aber ihre Regierungsfähigkeit betrifft, so steht die numerisch stärkste Partei, das Centrum, auf seiner außerstaatlichen Basis unserm Staate mindestens fremd, eventuell feindlich gegenüber. Bei der Fortschrittspartei ist eine normale Leitung der Staatsgeschäfte nicht wohl möglich vom Standpunkte des starren Princips. Auch die nationalliberale Partei kann die Aufgabe nicht zwingen, welche das parlamentarische System an eine Partei stellt. Wesentlich durch theoretische Meinungen zusammengehalten, gegen deren Schwanken und Differenzen es

keinen Schutz giebt, ist sie nicht stark genug, die schwere und kostbare Last der Regierung tragen zu können. Die Deutsch-Conservativen sind Gegner des parlamentarischen Regierungssystems, sie sind ihm aber nicht nur abgeneigt, sondern zu Handhabung desselben auch ebensowenig wie die liberalen Parteien geeignet. Die im gewissen Sinne geeignetste Partei wäre die Reichspartei, wenn es ihr nicht eben als Partei an einer festen Wurzel im Volksleben fehlte.

Ebensowenig aber wie eine einzelne Partei für sich geeignet ist, dem parlamentarischen Regierungssysteme zu dienen, ebensowenig paßt zu demselben ihr gegenseitiges Verhältniß. Die Gegensätze sind zu scharf, in Folge dessen würde ein Wechsel des Regiments zwischen ihnen die Leitung des Staates abwechselnd nach dieser und jener Parteirichtung und unvermeidlich zur Verwirrung führen. Das parlamentarische Regierungssystem setzt grundsetzlich nicht allzuweit auseinanderstehende Parteien, welche die einzelnen im Staatsleben auftretenden Probleme im Wesentlichen nach dem gleichen Maßstabe beurtheilen, voraus. Diese Voraussetzung trifft bei uns nicht zu, also mögen wir dem parlamentarischen Regierungssysteme immer als theoretischem Ideale unsere Anerkennung zollen, für das praktische Handeln müssen wir vollständig und vorbehaltlos von demselben absehen.

Das einzige System, welches für uns paßt, ist das constitutionelle. Dasselbe hat aber ordentlicher Weise keinen Raum weder für eine reine Regierungs-, noch für eine reine Oppositionspartei. Ihm angemessen sind die wechselnden Majoritäten. Daß es aber als verwerflich zu betrachten sei, wenn die Regierung in einem gegebenen Falle eine Mehrheit für ihre Anträge zusammenzubringen suche, daß sie eine ihr sonst gegnerische Partei für dieselben zu gewinnen suche, giebt Jolly schlechterdings nicht zu, so lange nicht die Motive oder Mittel verwerfliche sind. Die Gefahr des Mißbrauches der Parteien durch die Regierung bei dem constitutionellen Systeme ist nicht größer, als die der mißbräuchlichen Coalitionen unter den Parteien bei dem parlamentarischen Systeme. Die Regierung, mag sie auch noch so unabhängig der Volksvertretung gegenüberstehen, kann und soll sich doch nicht jeder Rücksichtnahme auf die Anschauungen derselben entschlagen. So gewiß der Constitutionalismus für uns unentbehrlich ist, so gewiß werden auch die nothwendigen Consequenzen desselben sich geltend machen. Kannte der patriarchalische Staat nur die Pflicht des schweigenden Gehorsams gegen die Gebote der Obrigkeit, so hat der constitutionelle Staat die Pflicht der Regierung daneben gestellt, sich vor der Volksvertretung über ihr Thun und Lassen zu verantworten.

Die pessimistische Auffassung also, daß die Volksvertretung zu wenig Einfluß habe, ist nach Allem und Allem unbegründet. Auch die persönliche Machtstellung des Fürsten Bismarck, so anomal sie sein mag, bedeutet kein fortdauerndes gleiches Uebergewicht der Regierung gegenüber der Volksvertretung. „Möge es uns nur nicht beschieden sein," ruft Jolly aus, „daß die Alles überwältigende Kraft, die jetzt von ihm ausgeht, allzubald auch von denen vermißt wird, welche jetzt über das Uebermaß dieser Kraft klagen."

Alsdann betrachtet unser Gewährsmann die zwei wichtigsten Waffen, durch welche die Volksvertretung der Regierung gegenüber den ihr gebührenden Einfluß erlangen und behaupten könne — nach der constitutionellen Doctrin — nämlich die Ministeranklage und das Steuerbewilligungsrecht, und tritt dann in einem kräftigen Schlußworte für die Pflege und Fortbildung

des rein constitutionellen Systemes ein, das noch weit von der Vollendung seines innern Ausbaues entfernt sei. „Wir sind seit der Gründung des Reiches entschieden und mit Erfolg in seinen Bahnen gewandelt, und wenn man nach seinem Maßstabe und ohne beirrende Seitenblicke auf das parlamentarische Regierungssystem mißt, wird ein großer Theil des, wie sich nicht leugnen läßt, jetzt vorhandenen Mißbehagens und der Klagen, für die Zukunft sei nichts vorbereitet, als unbegründet erscheinen. Der Reichskanzler selbst hat uns auf den richtigen Weg gewiesen und er hat, indem er den Reichstag zum Pfleger und Vertreter des nationalen Gedankens machte, demselben ein politisches Machtmittel ersten Ranges in die Hand gegeben."

Die Schrift Jolly's wird in allen national gesinnten Kreisen einer sympathischen Aufnahme begegnen und auch in Bezug auf diejenigen Theile, in denen das erlösende Wort nicht ausgesprochen worden ist, wärmste Anerkennung der Absicht finden.

Literatur.

Oeffentliche Vorträge, gehalten in der Schweiz. Basel, Schweighauser. — Diese Sammlung von Vorträgen, welche sich neben anderen ähnlichen Unternehmungen in der Gunst des Publikums erhält, hat vor kurzem den sechsten Band begonnen: von ganz besonderem Interesse und nach Form und Inhalt gleich ausgezeichnet ist unter den erschienenen Heften der Vortrag von E. Desor, Im Urwald, auf welchen die Liebhaber einer gediegenen populär-naturwissenschaftlichen Lectüre namentlich hingewiesen sein mögen. —r—

Deutsche Staatslehre und die heutige Staatenwelt. Ein Grundriß mit vorzüglicher Rücksicht auf die Verfassung von Deutschland und Oesterreich-Ungarn von Dr. J. C. Bluntschli. Nördlingen, C. H. Beck. 1880. — Das Buch ist populär geschrieben. Seine Bestimmung ist, die allgemeinen Begriffe vom Staatsleben mehr, als bisher der Fall ist, unter die Gebildeten, vornehmlich unter die gebildete Jugend zu verbreiten. Daß wir Deutsche in dieser Art von Kenntnissen hinter den Bürgern anderer Staaten zurück sind, ist eine Klage, in der man dem Verfasser wohl Recht geben muß. „Sogar unseren Studirenden der Rechtswissenschaft wird es durchweg leichter, eine classische Stelle von Ulpian oder ein Responsum von Papinian zu interpretiren oder eine privatrechtliche Begriffsconstruction zu verstehen, als den Staat als eine lebendige Person zu erkennen." Eine gedrängte Uebersicht, wie sie hier dargeboten wird, ist sicherlich nutzbringend und verdient Verbreitung. Ein reicher Stoff ist mit Geschick zusammengefaßt (beispielsweise im kirchenrechtlichen Theil), zuweilen wird der Leser auch in den Controversen orientirt, überall aber auf das geschichtliche Werden der heutigen Formen aufmerksam gemacht. Der erste Theil enthält die allgemeine Staatslehre, erörtert Entstehung, Zweck des Staates, die Begriffe Nation, Volk, Gesellschaft, die Staatsformen, die Staatsorgane, das Verhältniß von Kirche und Staat. Der zweite Theil ist dem deutschen Staatsrechte gewidmet, ein dritter Theil bringt das Staatsrecht des befreundeten österreichisch-ungarischen Staatswesens und ein vierter giebt eine flüchtige Ueberschau der anderen europäischen und nichteuropäischen Staaten. g.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.
Ausgegeben: 30. December 1880. — Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig.

Ueber Klopstock.

I.

Im Jahre 1825 bot Niebuhr in Bonn die Wette, daß nur wenige sich rühmen dürften, die letzten fünf Gesänge von Klopstock's „Messias" gelesen zu haben, und d'Alton ersuchte keinen geringeren als Goethe in dem freundschaftlichen Streit das entscheidende Wort zu sprechen. Heute weiß jedermann von dem Gedicht, aber niemand liest es, außer wen historischer Eifer dazu antreibt. Es hat längst aufgehört ein Quell poetischer Erbauung zu sein. Einst mit Enthusiasmus gehegt, erweckt es der Gegenwart unläugbar ein Gefühl frommen Schauders; einst als unveraltbar gepriesen („so lange die Bibel steht, so lange steht Klopstock auch"), gilt es heute für das große Denkmal einer weit hinter uns liegenden Epoche, dem nicht einmal immer die gebührende Ehrfurcht vor dem Alter gezollt wird. Seine triebkräftigen Elemente sind in der nachfolgenden Poesie verarbeitet worden, aber die dauernde selbständige Bedeutung ist dahin. Und was Lessing scharfblickend früh in dem ersten lateinischen Epigramm dem Turanius Klopstock zurief, daß dem todten Dichter selten der dem lebenden reichlich zugeflossene Ruhm verbleibe und auch ihm nicht verbleiben werde, hat sich im weitesten Umfange bestätigt. Ja, der Kenner des „Messias" pflegt gleich einem, der eine mühselige Parforcetour mit aller Anstrengung zurückgelegt hat, angestaunt, und spricht er gar von genußreichen Abschnitten seines Wüstenrittes, mit einem ungläubigen Kopfschütteln verabschiedet zu werden. Ein so allgemeines Urtheil ist im Großen und Ganzen unumstößlich und nur ein Cramer redivivus wird den eitlen Versuch wagen, was unsere Vorfahren entzückte der Leserwelt unserer Tage von neuem zum Genusse zu unterbreiten. Die beliebte oberflächliche Redensart von der Gleichgiltigkeit des deutschen Publikums gegen seine Dichter verfängt hier am wenigsten, denn ein Werk, das wir alle von klein auf haben nennen hören und welches trotz den in der Schule vorgelegten Proben allen ein verschlossenes Buch ist, muß eine überwundene Leistung sein. Doch um so stärker wird es Pflicht und Bedürfniß, in die Halle der Vergangenheit

zurückzuschreiten, wo einst das Wort des hohepriesterlichen Dichters einer andächtigen Gemeinde begeisternd ertönte, und die Entstehung, Eigenart und Wirkung einer Schöpfung zu erkunden, die der Ertrag eines langen Lebens gewesen ist.

Den Jüngling Goethe nahm der Titanismus Faust's gefangen. Faust ward sein Held und erhielt Antheil an seiner drängenden Jugendfülle, an seiner männlichen Kraft, an der Weisheit und befriedigten Arbeit seines Greisenalters. Dichter und Gedicht wuchsen mit einander empor, so hoch, daß frühere Geschlechter nicht nachfliegen konnten und erst eine langsame Vorbereitung die Gegenwart befähigt, den Faust als Ganzheit zu würdigen. Wie anders Klopstock, wie anders sein Held, wie anders das Verhalten des Publikums. Im idealen, jedoch knabenhaften Feuereifer weiht er, von dem Vollgefühl einer großen Mission beseelt, sein ganzes Leben der poetischen Verklärung des Höchsten, eines Helden, der nicht wachsen konnte, weil er überirdisch groß ist. Stolz spielt Klopstock seine Trümpfe aus, siegend dringt er vor, aber er ermattet auf dem langen Weg und gelangt von einer zusammengeschmolzenen Verehrerzahl geleitet ans Ziel. Reif sein ist alles, doch wohl dem, der langsam heranreift, wie es Schiller's Loos war und am harmonischesten sich in Goethe erfüllte. Stellt Lessing's Leben und Wirken einen Entwickelungsproceß in aufsteigender Linie dar und wurde ihm das jugendliche Ideal eines deutschen Moliere nichts weniger denn ein eigensinniger Selbstzwang, so bewegt sich Klopstock zeitig auf einer ansehnlichen Hochebene und hält sein jugendliches Ideal eines deutschen Milton einseitig fest. Danzel polterte einst, Klopstock habe den Deutschen seine Primanerexistenz ins Gesicht geworfen, wie er denn Klopstock überhaupt mit einseitiger Schroffheit und beinahe persönlicher Feindschaft verfolgt. Aber wir können nicht mit den neuesten vielbelesenen Klopstockapologeten entrüstet ausrufen: Klopstock war von Anfang an reif! Wer ist das mit zwanzig Jahren? Nein, den Segen des allmählichen Herausreckens aus der Kindheit des Geistes, vordringender Eroberungszüge, immer tiefer gründender Bildung hat er bei aller Vervollkommnung von Vers und Sprache nicht empfunden, wohl aber neben den Vortheilen den argen Schaden einer Frühreife, die keine gedeihliche Reife ist und dem jungen Genie das verhängnißvolle Gefühl der Unerreichbarkeit und Unfehlbarkeit verleiht. Herder, dessen vorzeitige Ideenfülle wir nicht ohne Befürchtungen anstaunen, wußte wahrhaftig, warum er sich ein pomum praecox nannte und seinem Hamann mit einem Stoßseufzer klagte, wie Zweige im Gewitter hätten seine Studien auf ein Mal getrieben.

Stelle man sich doch Klopstock's Jugend vor. Auf dem Lande ohne strengen Schulzwang aufgewachsen, im Freien sich tummelnd, an Naturempfindung reich und zu den „ernsthaften Vergnügungen des Landlebens" sorglich

angeleitet, ausgerüstet mit der seinem Hause eigenen kernfesten Gläubigkeit und einem selbst des visionären Zuges nicht ermangelnden religiösen Enthusiasmus, gehoben durch die vom Vater ererbte stolz mit dem preußischen Adler auffliegende Begeisterung und das vom Vater so soldatisch stramm zur Schau getragene Selbstgefühl, war er für ernste verstandesmäßige Arbeit verloren, aber berufen zur Selbstherrlichkeit des gefühlvollen Dichters, zur straffen Brutushaltung den Mäcenen gegenüber, zur ungebundenen Lust am Landleben, raschen Ritt und behenden Eislauf. Spät noch ein Jüngling mit Jünglingen, wenn etwa der Göttinger Hain Herolde sandte und des Commando's harrte, glich er einem unklugen und unreifen Jüngling, als er dem Weimarer Goethe die Leviten lesen, die Gelehrtenrepublik zunftmäßig organisiren, eine überseeische Dichtercolonie gründen und die deutsche Philologie bereichern wollte. Große Einfälle und Ahnungen, aber alles so verkehrt und ungegohren. Aus dem Preußen Friedrich's des Großen flieht er, lebendiges Staatsgefühl mit verworrener Deutschthümelei vertauschend, in den rauschenden Bardenhain Armins des Cheruskers. Aus Hellas in eine formlose nordische Nebelwelt, der seine Odenpoesie erst spät wieder entweicht. Anfangs begeisterter Citoyen der französischen Republik, verliert er dann, als er seinen Irrthum bekennt, jedes Maß in der Verdammung der Revolution.

Deutschland schien keinen Raum für einen Dichter zu haben, der ohne Glücksgüter oder eine auskömmliche Bedienung nur Dichter sein wollte. Das Gefühl der Verpflichtung, ein großes poetisches Talent frei zu erhalten und zu fördern, war weder den Fürsten noch dem Publikum damals aufgegangen und nur einzelne Privatmänner übten bescheiden eine hilfreiche Gönnerschaft. Mit grimmigem Stolze verkündet Klopstock, der König der Dänen habe dem Messiasdichter, welcher ein Deutscher sei, die nöthige Muße zur Vollendung des Werkes gegönnt. Lessing las die Satire zwischen den Zeilen, möchte sie ausdeuten, sich ergehen über die „nordische Verpflanzung unserer witzigen Köpfe", aber er bricht ab und seine wenigen Worte sind noch lapidarer als die Klopstock'schen. Er hätte die rettende Hand eines Ausländers nicht ergriffen, so lange nur irgend seines Bleibens auf heimischem Boden sein konnte. Ganz auf eigenen Füßen steht er da, unser männlichster Schriftsteller, der erste freie deutsche Literat großen Stiles. Klopstock heischte die Anerkennung und Unterstützung nicht als huldvolle Gabe, sondern als sein Recht. Preußen versagte es; nun wurde nach England ausgeschaut und schließlich war die Annahme der rettenden dänischen Einladung selbstverständlich. Nie hat sich Klopstock als dänischen oder badischen Pensionär gefühlt, stets als den freien Dichter, der Männerstolz vor Fürstenthronen recht geflissentlich wahrte. Klopstock war immer erstaunlich von seiner eigenen Bedeutung eingenommen. Er ehrte den Freund, wenn er ihn anredete „der Du mir gleich bist", nahte

älteren Gönnern ohne eine Spur von Clientenmiene, glaubte ihnen eine Schmeichelei zu sagen, wenn er sie ähnlich einem Klopstock nannte; als Bodmer ihn zur Arbeit trieb, sagte er in edlerer Auffassung der Poesie, er dichte nur in angeregten Stunden, als der Züricher Philister das Leben des heiligen Sängers gemein fand, kneipte und liebelte er munter fort, verlachte die Zumuthung den Lebbäus zu spielen und schrieb impertinente Briefe. Den Karlsruher Schranzen warf er sein ganzes bardisches Selbstbewußtsein entgegen. Mit jüngeren Dichtgenossen verkehrte er als Vater und Meister, mit dem Publikum nie wie ein um Beifall buhlender Lohnschreiber, sondern als der gottgeweihte Sendling, zu dem man aufschauen sollte, denn er beugte sich nicht und stieg nicht herab von seinem Postamente. Stolz und Glück ließen ihn, so unsympathisch manches in diesem anspruchsvollen Gebahren uns sein mag, eine Befreiungsarbeit für den ganzen deutschen Dichterstand thun.

All das ist bereits in dem Gymnasiasten Klopstock vorgebildet. In Schulpforta, von wo schon mehrere Dichter ausgegangen waren, übte er bei den dort beliebten lateinischen Versexercitien sein metrisches Geschick. Der religiöse Geist der Fürstenschule, die vielen gemeinsamen Andachten erhielten und mehrten, was er als inneren Besitz aus dem Vaterhause mitgebracht hatte. „Er war," wie Goethe in Dichtung und Wahrheit sagt, „von der sinnlichen wie von der sittlichen Seite betrachtet, ein reiner Jüngling. Ernst und gründlich erzogen, legt er von Jugend an einen großen Werth auf sich selbst und Alles, was er thut, und indem er die Schritte seines Lebens bedächtig vorausmißt, wendet er sich im Vorgefühl der ganzen Kraft seines Innern gegen den höchsten denkbaren Gegenstand." Als der meist über Gebühr zur Triebfeder der literarischen Entwickelung Deutschlands im achtzehnten Jahrhundert gestempelte Streit der damaligen Parteien über die Einbildungskraft, über das Wunderbare in der Poesie, über das Epos, über das von Addison und Bodmer neu gepriesene religiöse Epos Miltons als höchste Höhe zu ihm drang, schwand sogleich der Plan einer vaterländisch heroischen Epik und der angehende Student verabschiedete sich von dem Schulcoetus mit jener Rede, die sein Programm war und blieb. Wunderbares sollte die Poesie in ihrem Zauberspiegel zeigen? Hier trat ein junger Poet auf und wählte das größte aller Wunder, die Erlösung der sündigen Menschheit durch den Gottmenschen, zum Mittelpunkte seines Gedichtes. War Milton, der göttlich blinde Mann, auf den Schild erhoben worden — hier stand ein muthiger Nacheiferer, der stolz über die romanischen Epiker hinwegblickend, den christlichen Epiker Englands als den großen, himmlischen, unübertrefflichen pries und einem künftigen deutschen Milton das Ziel steckend sein eigenes Hervortreten pathetisch ankündigte: Komm, großer Tag, der diesen Dichter erzeugen wird, und vor

seinen Augen öffne sich das ganze Gefild der Natur und die anderen unerreichbare Weite der heiligen Religion! Es ist, als wolle er sich selbst salben zum Dichter und Hohepriester in einer Person. So kamen die Anfänge des Messias, von ein paar befreundeten Wasserpoeten nicht begriffen, den Züricher Vorkämpfern Miltons, die bisher nur mit Worten, nicht mit Thaten gefochten hatten, in Wahrheit als Retter und Vater Bodmer jubelte, Milton's Geist ruhe auf dem Verfasser. Klopstock's „Messias" ist der Messias der Schweizer.

Klopstock's Programm beruht auf dem Bodmer-Breitinger'schen und dem Pyra-Meier'schen. Der fromme Pyra war, nachdem er wie Herkules am Scheidewege die falsche, die sinnliche Poesie abgewiesen, an der Hand der heiligen Poesie, das ist Milton's Urania, Klopstock's Sionitin, in den „Tempel der wahren Dichtkunst" (1737) gewandert, um im Allerheiligsten die Mahnung zu hören: besingt reimlos christlich-epische Stoffe mit verständiger Nachahmung der Alten. Aber Homer und Vergil überragt Milton, „der göttliche Prophete":

„Mit majestätschen Schritten
Trat Milton nun einher. Er hat die Poesie
Vom heydnischen Parnaß ins Paradies geführet."

Nur ein früher Tod hinderte den hochbegabten Mann, selbst sich der frommen Dichtung zu weihen.

Pyra's Wurzeln sind in Halle, einer Hauptstätte des Pietismus, zu finden. Und es wäre höchst oberflächlich und äußerlich, wollte man die Entstehung des Klopstock'schen Lebenswerkes nur aus dem Hader literarischer Factionen erklären und nicht über solche Triebkräfte hinaus die großen geistigen und gemüthlichen Mächte suchen, die das Kind ihrer Epoche bestimmen und zum Organe machen. Als Deutschland aus dem dreißigjährigen Kriege hervorging wie aus schwerer Krankheit, war vielen der Glaube, den andere verroht oder blasirt von sich warfen, der einzige köstliche Trost und in jener weichen, religiösen Eindrücken so zugänglichen Stimmung des Genesenden, welche nachmals den jungen Goethe dem Pietismus des Fräuleins von Klettenberg zuführte, suchte die Seele ein unmittelbareres Verhältniß zu dem Erlöser. Wieder waltete die alte mystische Vorstellung von dem Seelenbräutigam Jesus, aber zu dem minniglichen Sehnen trat im Zeitalter des großen Krieges eine Strömung, die im Drama damals einen oft so crassen Niederschlag gefunden hat, die grausame Lust am Martyrium und die häufig genug an das Ekle streifende Neigung, nicht nur die Folterung einer Epicharis, sondern auch die Todesqualen des Heilands allzu verweilend zu beschreiben. Wir begreifen, daß der Poet des Kirchhofs, Andreas Gryphius, vom Parnaß auf den Oelberg eilte (Olivetum), daß Fleming's Talent die von den Holländern mit großer Vorliebe behandelte Passion zur poetischen Darstellung

erkor und daß viel später die Herrenhuter so gern von Wunden — Wunden — Wundenblut, Seitenhöhlchen, Würmchen und Kreuzvöglein sangen. Aber sehen wir ab von einer solchen nur pathologisch interessanten Wundenlitanei Zinzendorf's, so hatte der Pietismus den Bund der Seele mit Gott und dem Mittler innigst gekettet, ein Ineinsfließen geschaffen, das Gefühl bis zur Ueberspannung erregt, religiöse Erweckungen gezeugt, alle zur Selbstschau ermahnt, viele zur Selbstbespieglung verleitet und jedem die Heilsfrage beredt ins Herz gepredigt. Die vielen Tausende, die durch die Pietät in deutschen Landen schwesterlich und brüderlich verbunden waren und mündlich wie schriftlich manches schönseelige Bekenntniß tauschten, lebten in dem Gedanken an Christi Opfertod und die Erlösung. Was Luther einst mit lautem siegesgewissen Schalle verkündigt hatte, erklang jetzt gedämpfter, zaghafter, in Molltönen, und der Ueberschwänglichkeit der vom Pietismus befreiten Empfindung war eine nervöse Sentimentalität angekränkelt. Gefühl ist alles. Um die dogmatischen Satzungen schierte man sich wenig, während die Aufklärer Bresche legten.

Gegen die Orthodoxie und gegen die Aufklärer reagirt das Gefühl. Während in England Elisabeth Rowe, „der Todten Gesellerin", für Klopstock ein Frauenideal, und Young, der „prophetische Greis", der den Freigeist mit endlosen Nachtgedanken bedrängte und von Klopstock zum Genius ersehnt wurde, aus einer verwandten Stimmung heraus ihre poetisch-religiösen Betrachtungen schrieben, wählte sich Klopstock eben das Hauptthema des Pietismus, die Erlösung der Menschheit durch den Mittler, wie Milton vom Falle des ersten Paares aus eine Perspective in die rettende Zukunft eröffnet und Leibnitz den Plan einer „Uranias" vom Paradies bis auf Golgatha gehegt hatte. Klopstock dichtete in demselben Jahrhundert, das Bach's Passionen und Graun's „Tod Jesu" erschallen hörte.

Der Opfertod, der uns doch nur innere seelische Vorgänge versinnlicht, die Auferstehung, die Vision des jüngsten Gerichtes sind alles eher denn ein epischer Stoff. Von den Zuständen Palästina's wird nichts exponirt. Noch dazu beschränkt sich Klopstock ganz auf die letzten Tage Jesu und führt uns gleich im Eingang auf den Oelberg. Er singt einem gedrückten Geschlecht, dem der göttliche Dulder Lebensideal ist, von einem passiven Helden. Die Thätigkeit desselben ist eben das Dulden. Einen leidenden Helden diesem kriegerischen Geschlechte, dem ein Dulder verächtlich ist? hatte sich einst der altsächsische Heliandbichter gefragt und sich aus der Klemme zu ziehen gesucht, indem er die Passion möglichst zurückschob, Christus als den drohtin, den helag hebencuning, den herro mâri endi mahtig, als den König mit einer wackeren Gefolgschaft, demgemäß die Jünger als seine Degen vorführte und die Scene, wo Petrus dem Malchus das Ohr abhaut, in zwanzig kriegerischen

Versen schilderte, der Gelegenheit froh, einmal von tapferem Vordringen und spritzendem Blut erzählen zu können. Wir blicken in eine andere Welt, wenn wir in Klopstock's sechstem Gesange lesen:

> Petrus sah es, den Kühneren weckte der Anblick, er riß sich
> Durch die Jünger hervor, verwundet' im muthigen Angriff
> Einen der Schaar. — Der Menschenfreund heilte die Wunde des Mannes.

Kann man wohl unepischer, unhomerischer verfahren? Wir wollen den Namen Malchus wissen und statt des vagen „verwundet" das Abhauen des Ohres erzählt haben. Oder in demselben Gesange:

> Da that ein Knecht mit knechtischer Seele
> Eine That, die niedrig genug war Unmenschlichkeiten
> Anzukündigen.

Was für eine That? Aber was der Dichter des „O Haupt voll Blut und Wunden" ungescheut ausspricht, verschweigt Klopstock. In seinem würdevollen „Messias" darf kein Hahn krähen, und wenn im sechzehnten Gesange, übrigens recht wunderlich, eines Hundes gedacht wird, vermeidet er das Wort „Hund". Er will ja gar nicht erzählen. Die epischen Schönheiten sind den moralischen aufgeopfert und der Programmaufsatz „Von der heiligen Poesie" stellt den schlechthin verwerflichen Satz auf: „Der letzte Endzweck der höheren Poesie und zugleich das wahre Kennzeichen ihres Werthes ist die moralische Schönheit." Seine aristokratische Poesie befolgt mit unerträglicher Convenienz vor allem das Gesetz der Würde und der Feierlichkeit. „Diese Würdigkeit muß für die geringsten Personen des heiligen Gedichtes einige Züge übrig haben. Und um ihrentwillen gehören weder gewisse Personen noch gewisse Handlungen darein, die in anderen epischen Gedichten einen Platz verdienten."

Um so sicherer wird Klopstock der weiteren Gefahr seines Gegenstandes erliegen: er läßt seinen zwiespältigen Helden, den er der Würde zu Liebe immer isolirt, unendlich mehr Gott als Mensch sein oder balancirt gelegentlich recht unglücklich. Von dem Aussehen des Helden vernehmen wir selbstredend gar nichts. Fast großsprecherisch ruft er auf dem Oelberge dem Vater zu: „ich schwöre dir bei mir selber, der ich Gott bin wie du." Besonders interessant ist der klaffende Zwiespalt bei der Kreuzigung. Der Todesengel kommt feierlich als göttlicher Bote, sich entschuldigend, wie ein Scharfrichter, der einen König köpfen soll. Der Gott spricht am Kreuz:

> Jesus Christus erhub die gebrochenen Augen gen Himmel,
> Rufte mit lauter Stimme, nicht eines Sterbenden Stimme,
> Mit des Allmächtigen, der, das Erstaunen der Endlichkeiten,
> Freygehorsam, dem Mittlertode sich hingab! Er rufte:
> Mein Gott! mein Gott! warum hast du mich verlassen?
> Und die Himmel bedeckten ihr Angesicht vor dem Geheimniß!

Aber Jesus ist ja der Gottmensch, darum läßt Klopstock einlenkend nach dem Gott den Menschen reden:

> Schnell ergriff ihn, allein zum letztenmale, der Menschheit
> Ganzes Gefühl. Er rufte mit lechzender Zunge: Mich dürstet!
> Ruft's, trank, dürstete! bebte! ward bleicher! blutete, rufte:
> Vater, in deine Hände befehl ich meine Seele! . . . .
> Und er neigte sein Haupt, und starb.

Wenn also Schelling gelegentlich der poetischen Evangelienharmonie Rückert's äußert (Aus Schelling's Leben 3, 147): „Gewiß ist dieses doch eigentlich der volksmäßigste Stoff, den Klopstock ganz verkannt und eigentlich verdorben hat," so wird man dem zweiten Theile dieses Ausspruches jedenfalls dahin beistimmen: Klopstock's „Messias" ist als Epos nicht zu retten. Zwar hat ein Forscher, der an Klopstock alles lieb und schön findet, entdeckt, daß der epische Fortgang in dem Anschlage des Adramelech liege, aber seine Auffassung wird wenige bekehren. Es war eine arge Selbsttäuschung, daß Klopstock später sich rühmte, „den Menschen menschlich den Ewigen" gesungen zu haben. Alles eher, nur nicht menschlich. Aber er durfte in der verzückten Schlußode „An den Erlöser" bekennen, daß er gesungen habe „der ganzen Seele Bewegung, bis hin in die Tiefen . . . . ., daß Himmel und Erde mir schwanden"; nur daß eine so taumelnde Schwärmerei, eine so weihrauchumnebelte Ekstase nie den ruhigen epischen Ton treffen, sondern sich in halblyrische Rhapsodien verlieren wird. Klopstock selbst nennt seine Manier bedenklicher Weise: lyrische Erzählung.

Der Epiker muß seines Stoffes Herr sein. Die frei schaffende Phantasie soufflirt ihm, daß er ohne Stocken alles redlich vom Anfang bis zum Ende erzähle. Homer ruft die Muse kurz an: „Melde den Mann mir" oder „Singe den Groll" und was er zu künden verheißt, kündet er wirklich als ein Eingeweihter. Wie langathmig und verzwickt ist dagegen nicht Klopstock's „Cano". Erst nach der Anrufung seiner eigenen unsterblichen Seele und mehreren Einschaltungen fleht er „Melde mir, Muse von Tabor, das Lied"; die Muse Urania meint er, welche Milton als Lichtspenderin gegrüßt und Pyra gegen die Genossinnen des Heidengottes Apoll vorgeschickt hatte. Gleich anfangs spricht Klopstock von der Mißlichkeit, sich einer allein Gott bekannten Handlung zu nähern, und während Homer die Muse nicht weiter bemüht, appellirt Klopstock's epische Verlegenheit nur zu häufig an ihren Beistand. Völlig machtlos und klein, zu Boden gestreckt vor dem Heiligen befindet sich dieser gefühlvolle, aber unepische Dichter seinem Stoffe gegenüber: „In das Heilige hast du mich zwar, o Muse, geführet, aber ins Allerheiligste nicht und hätt' ich die Hoheit eines Propheten . . . und hätt' ich des Seraph's erhabene Stimme . . . tönte aus meinem Munde die hohe Posaune, die auf

Sina erklang . . . sprächen Donner aus meiner Rechte . . . dennoch würd' ich, Messias, erliegen, dein Leiden zu singen."

Mit stattlichen Belegen ließe sich erhärten, wie Klopstock andächtig bebend den Weg empor schreitet, zu dessen beiden Seiten Abgründe gähnen: hier droht unfeierliche Würdelosigkeit, dort unehrerbietige Kühnheit. Und er ist Staub! So hüllt er sich bescheiden in die Tugend der Unwissenheit und verzichtet darauf, die geheimnißvollen Reden der Göttlichen wiederzugeben oder das ganze Getriebe der großen That darzulegen.

Die Handlung ist auf ein Nichts herabgedrückt worden. Gleich die Ereignisse auf dem Oelberge bleiben unklar. Unablässig unterbrechen Erzengel und Seraphim den sachlichen Fortgang bis zur Vernichtung. Nur mit einem weinenden Laute soll die Sionitin die Geißelung und den ganzen Marterweg singen, doch schon beim ersten Ansatze diese Schrecken zu verdeutlichen sinkt dem Harfner die Hand. Das Ende des bekehrten Schächers erfährt eine ausführlichere Beschreibung als die Kreuzigung des Helden. Dieser Dichter wendet sein Auge weg von dem Jammerthale zu den neuerweckten großen Todten, er kehrt sein Ohr ab von dem irdischen Geklage zu dem Auferstehungsjubel in den Himmeln. Er verschweigt, wann und wie Petrus der verzagten Unwahrheit verfallen sei, und die lyrische Klage Petri gegen Johannes, welche in einer schönen Scene Pilati Gemahlin Portia vom Söller aus anhört, enthält von thatsächlichen Angaben allein die: „ich hab' ihn vor allen Sündern verläugnet". Nur die der Grablegung, der Auferstehung und dem Gange nach Emmaus geltenden Gesänge des dritten Viertels zeigen erfreulich einen engeren Anschluß an die Evangelien. Das letzte Viertel hingegen entführt uns ganz ins Jenseits. Und was geschieht denn? Wirken die verruchten Gesellen Satan und Adramelech irgend etwas außer der Verführung des Judas, da doch ein strafender Blick Jesu den bösen Feind entwaffnet? Thut Abbadona etwas? Sind die Jünger nicht müßige Statisten? Selbst Episoden werden selten in einem Zuge auserzählt, sondern skizzirt, abgebrochen, spät beendet.

Früh schon haben zahlreiche Leser, welche sich in dem Gewimmel englischer Legionen, denen Gott in einem Moment tausendmal tausend Befehle ertheilt, und in apokalyptischen Scenen, wo etwa ein Stern zur Sonne fliegt, sie auszulöschen, nicht zurecht fanden, einzelne Stellen aufgesucht, die ihnen faßlicher waren, weil sie nicht so ätherisch-seraphisch verschwammen. Klagen Abbadona's, die Empörung der Teufel, das meisterhafte Redeturnier im Synedrium fesselten die Theilnahme und Jahrzehnte lang blieb der empfindsamen Jugend jene elegische Liebesepisode zwischen Lazarus und Cidli, oder der späteren Aenderung nach Jairi blassem Töchterlein Cidli, der Himmelsbraut, und Semida, dem schmachtenden Jüngling zu Nain, der ohne Glück

wirbt, im vierten Gesang eine bewunderte Leistung, weil Klopstock hier seine sehnsüchtig melancholische Empfindung für die Cousine Fanny ergossen hatte. Einst mit Semida und Cidli, mit Klopstock und Meta in den himmlischen Lauben zu sitzen war das Ideal schwärmerischer deutscher Liebespaare. Weltliche Züge hatten sich hier vorgewagt, das lockig fliegende Haar einer Schönen in dem heiligen Gedichte Bewunderung gefunden, doch später wurde sogar ein solcher unschuldiger Erdenrest getilgt und Semida ein noch reinerer Platoniker.

In Magdeburg las der junge Dichter diese Verse seinen gerührten Verehrerinnen vor, um Thränen und Mäulchen zu ernten; auf dem Züricher See declamirte er sie nebst Abbadona's Klage und — einem ausgelassenen Trinkliede. Man stieß auf die Gesundheit der göttlichen Schmidtin, Fanny, an, während der Messiassänger wohlgemuth den Handschuh der niedlichen Demoiselle Schinz an seinen Hut heftete. Culturhistorisch interessante Scenen.

Steht so innerhalb der ersten zehn Gesänge der Erniedrigung ein Denkmal wonnig wehmüthiger Erlebnisse, so innerhalb der zehn letzten der Erhebung ein Monument treuester Gattenliebe für die heimgegangene Meta, die mit Vossens Ernestine einen unverlierbaren Ehrenplatz in unserer Dichtergeschichte behauptet. Nach vierjähriger glücklicher Ehe starb die feingebildete, in aller Bescheidenheit schriftstellerisch thätige, schmiegsame, ganz im Gatten aufgehende zarte Frau. In der Vorrede zu ihren gesammelten Schriften hat Klopstock auffallend rasch dem Publikum das Intimste mitgetheilt, das letzte Gespräch genau buchend. Dem ist fast wörtlich im fünfzehnten Gesange der Abschied Cidli's von ihrem Gatten Gedor nachgebildet als ein Thränenopfer von wahrhaft verklärender Wirkung:

Jetzt kam, der eilende Tod kam
Näher und wurde gewiß. Sie richtet von Gedor gen Himmel
Ernst ihr Auge, dann wieder auf ihn vom Himmel herunter,
Wieder gen Himmel von ihm. So erhub sie zweymal ihr Auge.
Niemals sah er Blicke, wie diese, nie wurden ihm Blicke,
Wie die ihrigen waren, beschrieben, voll feyrlichen Ernstes,
Und der innigsten Wehmuth, und mächtiger Ueberzeugung
Jenes ewigen Lebens. Ich sterbe! verlasse dich! gehe
Zu der namenlosen Ruh! war's, was sie redeten! war's nicht!
Stärker war's, unaussprechlich! . . . . . .

Und er trat zu ihr hin mit mehr als Ruhe, mit Freude;
Legt' auf ihre Stirne die Hand, und begann sie zu segnen . . . .
Und sie sprach mit der Stimme der Zuversicht und der Freude:
Ja, Er mach es, wie Er es beschloß! Gut wird Er's machen!
Gedor hielt ihr die Hand: Wie ein Engel hast du geduldet!
Gott ist mit dir gewesen . . . . .
Sey mein Engel, läßt Gott dir es zu! Du warest der meine!

Sagte Cidli. Sey nun, du Himmelserbin, mein Engel,
Läßt der Herr dir es zu. Und liebend erwiderte Cidli:
Gedor, wer wollt' es nicht seyn? . . . . . .
Und du machtest dich auf zu deiner Gespielin zu kommen.

Doch mir sinket die Hand, die Geschichte der Wehmuth zu enden!
Späte Thräne, die heute noch floß, zerrinn mit den andern
Tausenden, welch' ich weinte. Du aber, Gesang von dem Mittler,
Bleib, und ströme die Klüfte vorbey, wo sich viele verlieren,
Sieger der Zeiten, Gesang, unsterblich durch deinen Inhalt,
Eile vorbey und zeuch in deinem fliegenden Strome
Diesen Kranz, den ich dort am Grabmal von der Cypresse
Thränend wand, in die hellen Gefilde der künftigen Zeit fort.

Aber solche schönmenschliche Stellen sind gerade in der zweiten Hälfte des Messias ganz vereinzelt anzutreffen, wo z. B. Adam's Vision vom Weltgericht einen überaus breiten Raum beansprucht.

Nur selten hat Klopstock verstanden, seine Figuren dem Leser hübsch nahe zu bringen, denn dieses Gedicht, das so gern mit Myriaden rechnet, führt die Personen als Legion geschaart oder in trocknen Katalogen vor. Ersteres macht anfangs einen gewissen Eindruck, der sich jedoch rasch verliert, wie wenn etwa Doré in seinen alttestamentlichen Illustrationen immer wieder mit oberflächlicher Technik unübersehbare Massen andeutet. Die Jünger des Herrn marschiren einer nach dem andern auf, einer nach dem andern wird charakterisirt. Sie haben in dem Gedichte nicht viel mehr zu thun als zu weinen, klagen, beten und jubeln. Der blasse verstummende Jüngling Lebbäus ist geradezu ein neutestamentlicher Siegwart. Judas bleibt trotz allen Besserungsversuchen Klopstock's eine verzeichnete Figur. Er ist ein Opfer des Satans, der ihn im Traume berückt, wie bei Milton die Eva. Dagegen bezeugen der verschlagene Kaiphas, der Fanatiker Philo und ihre sympathischen Gegenspieler Gamaliel und Nicodemus, daß die Gabe der Charakteristik Klopstock keineswegs gebrach. Gut gezeichnet ist Pilatus, eine überaus ansprechende Frauengestalt Portia, besonders wie sie mit Maria zusammentrifft und ihren Traum von Sokrates erzählt, den Klopstock großherzig anerkennt. Die Unzahl der Seraphim hingegen, die sich gar breit macht, litt keine differenzirte Charakteristik; sie ermüdet und langweilt den Leser. Ungleich besser sind die Teufel gelungen, Satan und der grimmigere Adramelech zwei gewaltige Groteskgestalten. Mit wuchtiger Rhetorik ist ihr Ansturm, ihr Erliegen, ihr Sturz ins todte Meer, höchst schaurig das letzte Aufbäumen der Höllischen geschildert. Aber während Milton's Satan als Großmacht erfolgreich mit dem Himmel Krieg führt, gelangt Klopstock's Titanomachie der Hölle nicht über fruchtlose Anläufe hinaus. Zu den rebellischen Höllengeistern tritt der empfindsame gefallene Engel in Contrast, Abbadona, der heulende Abbadona,

mit dem sich noch Schiller's Karl Moor in der Krisis der „Räuber" vergleicht. Alle seelische Zerknirschung, alles Beben und Zagen des geängstigten Gemüthes, alle Qualen der Reue sind auf ihn mit vielen Variationen und Steigerungen gehäuft. Wird Abbadona noch selig? war eine Frage, die viele, so gut schöne Seelen wie ernste Prediger angelegentlich für und wider beschäftigte, bis Klopstock nach langem Zaudern endlich im vorletzten Gesang auch ihn in den Gnadenstand aufnahm, wie er es weichmüthig von Anbeginn vorgehabt hatte. So versöhnlich ist das achtzehnte Jahrhundert. Undenkbar, daß im sechzehnten ein Teufel, der noch sentimentaler wäre als Marlowe's Mephisto, wieder zu Gott kommen könnte.

Wir begreifen die Theilnahme vieler rührseligen Zeitgenossen Klopstock's, die im drückenden Bewußtsein eigener Sündhaftigkeit auch derartige Freisprechungen gut hießen, aber wir fragen auch hier: ist es episch, solche innere Vorgänge, solch handlungsloses Jammern unermüdlich zu besingen? Und wie der ganze Stoff durchaus unepisch gefaßt ist, so fehlt dem einzelnen die Plastik. Wenn Goethe in den wundervollen Fragmenten seines „ewigen Juden" den Erlöser im Beginne der zweiten Erdenfahrt auf einem Berge anhalten und voll Sehnsucht nach seinem Geschlechte die Erde anschauen läßt wie eine treulose Geliebte, so ist das alles so faßlich und menschlich. Wenn dagegen Klopstock's schwörender Mittler, von Gottvater gar nicht zu reden, auf dem Oelberge sein Haupt gen Himmel, seine Hand in die Wolken erhebt, so wird niemand aus den sprachgewaltigen Versen eine klare Vorstellung gewinnen, und Goethe's jugendlich frevle Parodie dieser Stelle in demselben „ewigen Juden" entsprang offenbar der gleichen künstlerischen Abneigung gegen das Unangeschaute, die ihn später gegen Eckermann spötteln ließ, Klopstock habe sich bei der Ode „Die beiden Musen" nicht überlegt, wie denn die guten Mädchen beim Wettlauf aussähen.

Wir möchten den Schauplatz der Geschehnisse kennen lernen, aber Klopstock entspricht diesem berechtigten Wunsche nicht. Anschaulich breitet sich das troische Gefilde vor uns aus, die Landschaften der Odyssee konnte Preller im Bilde nachschaffen, wir finden uns in Dante's Hölle wohl zurecht, Milton hat nicht nur das blühende Eden so farbenprächtig geschildert, sondern auch die himmlische Burg und die Behausung der Teufel vorstellbar gemacht, selbst Byron's dramatisches Gedicht „Kain" giebt auf jener grandiosen Fahrt durch die Weltenräume der Phantasie faßliche Bilder. Klopstock's Local verschwimmt vor unseren Blicken, wie wenn man von einem hohen Berggipfel aus unter sich unendliche Nebelmassen erblickt. Keine abgegrenzte Oertlichkeit; Erde, Himmel und Hölle, in jener Programmrede als der weite Schauplatz des christlichen Idealgedichtes verkündigt, verflüchtigen sich grenzenlos. Wir können Eloa nicht auf seinem Fluge begleiten, wie Homer's Poseidon auf seiner

Reise, den Orcus Klopstock's nicht sehen, und versuchen vergebens wenigstens in Palästina heimisch zu werden. Aber der Schatten eines Oelbaumes oder einer Ceder ist uns zu kümmerlich. Orientalische Färbung wird im ganzen Messias vermißt. Diese unsichere Hand wühlt nur Begeisterung auf das Papier und dem thränenden Auge ist die Sehkraft getrübt.

Das zeigen Klopstock's Gleichnisse. Man kann ihn nicht illustriren, er kann nicht illustriren. Niemand wird von dem feierlichen Gedichte die durchsichtigen Bilder Lessing's oder die überhomerisch naiven Goethe's erwarten, der seine Unruhe mit der einer vergifteten Ratte oder sein bewegtes Inneres mit einem umgewandten Strumpfe vergleicht; aber wer nach der Mahnung der Schweizer und dem Homerischen Vorbilde vergleichen will, sollte doch von der einfachen Erwägung ausgehen, daß im Gleichniß ein Glied das andere erhellen soll. Sehr mit Recht spricht Schiller in der Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtung von Klopstock's „schimmernden" Gleichnissen. Einige wenige sind tadellos, zumeist jedoch überwiegt das Abstracte erschrecklich das Concrete, das Geistige das Körperliche. Eloa von der einen, Satan und Adramelech von der andern Seite prallen auf einander wie zwei Gewitter im Alpenthal; der Vergleich gehört zu den anschaulicheren. Kaiphas, unruhig träumend, wälzt sich auf seinem Lager wie der sterbende gottlose Feldherr in der Schlacht — man muß von Julianus Apostata wissen, dessen Rolle später der sterbende Philo spielt; Homer's Held, der sich hin und her wirft, wie die Bratwurst auf dem Roste schmorend sich bewegt, ist uns deutlicher. Wenn Philo sich zur Rede erhebt wie eine nächtliche Donnerwolke, Satan aufsteht wie ein neuer Vulkan aus dem Thale, Gabriel Jesum schlummern sieht wie der Seraph die Erde am Frühlingsabend, Matthäus Christus folgt, wie ein Held — also Achill — beim Rufe des Vaterlandes den Königstöchtern entflieht, wenn der Messias vor Gericht steht wie die göttliche Vorsehung als Angeklagte vor Freigeistern, dem sterbenden Jesus die letzten Stunden theurer und der Vollendung näher führend erscheinen wie einem sterbenden Weisen seine letzten Augenblicke, falsche Zeugen gegen Christus auftreten wie Spötter gegen den Christen, bei Christi Auferstehung an die einstige große Auferstehung erinnert wird; wenn der Bote in die Versammlung stürzt wie ein schneller Gedanke in die Nacht melancholischen Grübelns, Maria eilt: „so fliegt ein großer Gedanke feurig gen Himmel empor zu dem, von dem er gedacht ward", so ist die Illustration unklarer als das zu Illustrirende, oder beide Vergleichsglieder fallen zusammen, oder sinnliche Vorgänge werden durch Heranziehung geistiger nur verdunkelt. Hamel freilich wird, fürchte ich, in seiner verheißenen Abhandlung mit Bodmer's Freund Heß gerade diese unsinnlichen schweizerischen Gleichnisse bewundern —, „die besondere Art von Gleichnissen, die aus der unsichtbaren Geisterwelt hergenommen sind." Soll ich Homer gegen Klopstock

beschwören? Lieber sei daran erinnert, daß Milton, der Abgott der Schweizer, in seinen Gleichnissen viel gelehrtes mythologisches, geographisches, ethnographisches Material verarbeitet und eine Ausschau mit Galilei's Himmelsbeobachtung, die teuflische Schlange mit einem Sophisten, Eva's Eden mit Proserpina's Enna vergleicht; aber sein Satan springt in das Paradies wie der Wolf in die Hürde, die Geister wimmeln wie ein Bienenschwarm, während Klopstock's Ariel vor den Seelen fliegt gleich dem einsamen Denker, den tausend Gedanken umschweben. Nicht immer sind es Vorzüge des „verlorenen Paradieses", die Klopstock, von Milton im Großen und Einzelnen angeregt, nachahmt. Namentlich hat er die endlosen Reden der letzten Gesänge mit zu viel Nutzen gelesen und Milton zu Liebe Adam und Eva so prophetisch und beredt gehalten.

Nach all den Wirren eines bewegten, thatenvollen Lebens, als er das heilige Licht des Tages nicht mehr schaute, rief Milton „um so heller strahle du inneres Licht" und flehte in erhabenen Versen Urania um ihren Beistand an. Im Bewußtsein einer Großthat hob er stolz hervor, daß vor ihm nur Fabeln und Turniere das Epos ausgefüllt hätten. Auch der junge Klopstock fühlte sich als Reformator und wir erkennen ihn nach zwei Seiten als solchen an: er war ein schlechter Epiker, aber er befreite die Empfindung, er entfesselte das Pathos. Lang gestaut ergoß sich der Strom, das Festland überschwemmend. Klopstock gab der Dichtung einen überreichen Gefühlsinhalt. Allerdings spannte er die Sehne zu straff, muthete dem Leser eine Verzückung ohne Pause und Ende zu, entschwebte dem Boden des Realen völlig, schwang sich aus dem Kreise der Menschen in die Chöre der Seraphim und trachtete einer Erhabenheit nach, die durch Uebertreibung und Permanenz gar sehr an Wirkung einbüßt und den Leser endlich kalt läßt, aber er widerlegte die sächsische Anschauung von falscher poetischer Popularität durch seinen Adlerflug himmelan. Das andächtige Beben vor dem Höchsten, die furchtbarste Zermalmung, die zerfließende Wehmuth, die ekstatische Schwärmerei, der hinreißende Jubel durchrieselten und erschütterten das deutsche Gemüth. Das Geheimnißvolle, das sich nicht sagen läßt, weiß er ahndevoll anzudeuten: „dieses zu denken hat die Seele kein Bild, es zu sagen nicht Worte die Sprache." Groß war die Wirkung auf die Empfindung. Vielen spendete der Messias in Weihestunden die Wonne der Thränen und Klopstock selbst nennt eine an den Stufen des göttlichen Thrones aufgestellte Schale voll Christenzähren seinen hohen Lohn. Wie man von sogenannten Lacherfolgen spricht, so darf man wohl auch von den großen Weinerfolgen reden, welche einzelne Dichtwerke des achtzehnten Jahrhunderts bei einem der Rührung so nachgebenden Geschlechte gefunden haben. Gellert liest in Richardson's Tugendroman den Abschied Grandison's und Clementinens und flugs schildert der schwächliche

Mann den Weinkrampf, der ihn dabei übermannt, in einem Brief an Brühl: „Heute, diesen Morgen den 3. April zwischen 7 und 10 Uhr (gesegneter Tag —) habe ich geweinet, theurer Graf, mein Buch — mein Pult — mein Gesicht — mein Schnupftuch durchgeweinet, mit unendlichen Freuden geschluchzet, als wäre ich in Bologna, als wäre ich Er, als wäre ich Sie." Dann entfaltet Klopstock die ganze facultas lacrimatoria, wie Füßli seine Macht über die Thränendrüsen der Empfindsamen genannt hat. Später stammelt Schubart „mit zerfloßnem Herzen, mit klopfender Brust, und mit Augen, aus welchen wollüstiger Schmerz tröpfelt" eine Anzeige von Goethe's „Leiden des jungen Werther's" und zur Verdeutlichung seiner Stimmung erinnert er an Klopstock's im himmlischen Gefühle zerrinnende Rahel. Werther's schwindsüchtiger Vetter Siegwart ließ viele Zähren fließen und in dem Miller-schen Romane selbst wird unendlich oft geweint, sogar beim Walzer. Aber wie im Werther nicht nur Ossian das Paar überwältigt, sondern Lotte mit thränenvollem Auge die Losung „Klopstock" ausspricht, so schwören sich Miller's Liebende über der nassen Messiade ewige Treue. Und das ist keine pure Erfindung, sondern Miller hat diese ganze sentimentale Scene mit Lotte von Einem, der Mündener Flamme fast sämmtlicher Haingenossen, erlebt.

Erich Schmidt.

Das Problem der Option.

Die welthistorische Umgestaltung, welche die deutschen Staatenverhältnisse im letzten Jahrzehnt erfahren haben, hat auch eine in vielen ihrer Erscheinungen unzweifelhaft bedeutende Literatur hervorgerufen: die von der praktischen Entwickelung der Dinge dem juristischen Scharfsinne zu theoretischer Erkenntniß und Construction gestellten Probleme haben mehrfach sehr gründliche und tiefgehende Untersuchungen veranlaßt. Die Schriftsteller, welche sich an dieser staatsrechtlichen Arbeit in Deutschland betheiligten, waren fast ohne Ausnahme bereits durch frühere Arbeiten auf staatsrechtlichem Gebiete wohlbekannt und legitimirt; jüngere Kräfte dagegen traten nur wenige in die Arena ein trotz des großen Reizes, den die staatsrechtliche Arbeit in und an dem neu errichteten staatlichen Gemeinwesen bot. Anders in unserem Nachbarstaate Oesterreich-Ungarn. Eine ganze Reihe von Publikationen jüngerer österreichischer Autoren auf staatsrechtlichem Gebiete sind in den letzten Jahren erschienen, welche beweisen, daß die Disciplin des Staatsrechtes dort eifrig gepflegt wird und einen vielversprechenden Nachwuchs jüngerer Kräfte nicht vermissen läßt. Die hervorgehobene Verschiedenheit bildet unzweifelhaft eine nicht uninteressante und zum Nachdenken Anlaß bietende Erscheinung

Erklärt sich der wissenschaftliche Eifer auf staatsrechtlichem Gebiete in Oesterreich-Ungarn daraus, daß die Verfassungszustände dort noch viel unfertiger sind als bei uns?

Unter den österreichischen Publikationen verdient eine besonders rühmende Erwähnung die Arbeit des Wiener Docenten Störk.*) Dieselbe zerfällt in drei Abschnitte: 1) Das Recht der Persönlichkeit bei territorialen Veränderungen des Heimathsstaates; 2) Option und Plebiscit in ihrer Werthrelation; 3) Geschichte des Optionsinstitutes und der Plebiscittheorie (richtiger: der Plebiscitpraxis). Im ersten Abschnitte entwickelt der Verfasser rechtsphilosophisch, in welcher Weise allmählich im Staatenverkehre das Recht des Individuums zur Anerkennung gelangt sei: erst tödtet der Sieger die Besiegten; dann läßt er sie zwar am Leben, aber vernichtet ihre wirthschaftliche Existenz, indem er sie zu Sklaven macht; dann hört zwar die Sklaverei auf, aber der Besiegte muß Unterthan des Siegers werden (was noch Bodinus theoretisch festhält); dann darf er zwar auswandern, aber unter den schwersten wirthschaftlichen Nachtheilen (Verlust der Immobilien, Abschoß und andere Auswanderungsgebühren); endlich wird ihm die Auswanderung frei und ohne wirthschaftlichen Nachtheil gestattet.

Dieser letztere Satz enthält den Grundgedanken des modernen Optionsinstitutes. Die Entwickelung desselben in der Weltgeschichte von dem ursprünglichen jus vitae ac necis des Siegers gegenüber dem Besiegten zu verfolgen, böte hohes Interesse: unser Verfasser hat sich die Aufgabe nicht nach der historischen Seite, wenigstens nicht in dem oben skizzirten Umfange gestellt. Vielleicht entschließt er sich, weiterhin seine Optionsstudien nach dieser historischen Seite zu ergänzen.

Der oben präcisirte Gedanke der Option oder freien Staatswahl wird gekreuzt von einer anderen Gedankenreihe, die hinsichtlich des Zweckes mit dem Optionsgedanken zusammentrifft: der Plebiscittheorie. Beide bezwecken, das Recht des Individuums zur Anerkennung zu bringen. Die Plebiscittheorie beruht aber auf dem Satze: daß die Bewohner eines Territoriums über dessen Staatszugehörigkeit zu entscheiden haben. Dieser Satz folgt theoretisch mit logischer Nothwendigkeit aus der Rousseau'schen Lehre vom Staatsvertrage, der auf der volonté générale des Volkes beruhe; praktisch wurde er zuerst in dem Gesetze aus der französischen Revolutionszeit (13. September 1791) verwirklicht, durch welches das päpstliche Gebiet von Avignon und Venaissin dem französischen Staate kraft des Willens der dortigen Bevölkerung einverleibt wurde. Daß jener Satz von der Basis des

*) Felix Störk über: Option und Plebiscit bei Eroberungen und Gebietscessionen. Leipzig 1879.

monarchischen Staatsrechtes aus absolut falsch ist, bedarf keines Nachweises. Es kann sich nur fragen, ob er von der Basis des republikanischen Staatsrechtes aus haltbar ist. Theoretisch müßte diese Frage unseres Erachtens bejaht werden. Praktisch aber wird derselbe sich auch hier als unhaltbar erweisen, da seine Consequenz, wie Störk richtig ausführt, nothwendig zu der Annahme führt: daß auch im Frieden jedem mißvergnügten Bruchtheile des souveränen Volkes das Recht zuerkannt werden müßte, sich vom Staatsverbande zu lösen. Das wäre aber auch für das republikanische Staatsrecht trotz des Principes der Volkssouveränetät eine Absurdität.

Indem unser Verfasser die „Werthrelation" der beiden Institute prüft, gelangt er zu dem Ergebnisse, daß zwar die Option eine Anerkennung des Rechtes des Individuums enthält, also ihren Zweck erfüllt, das von kritiklosen Freiheitsaposteln so vielgepriesene Plebiscit dagegen nicht. Es können im Völker- und Staatenleben Momente eintreten, wo der Einzelne seine Freiheit nur mehr dadurch wahren und retten kann, daß er den Staat verläßt, wenn er die von den verfassungsmäßigen Factoren der Staatsgewalt getroffene Verfügung über den Staatstheil seines Wohnsitzes nicht annehmen will. Indem das Recht der Auswanderung Jedermann gewährt wird, ist die Freiheit des Individuums gewahrt, mag auch thatsächlich dies Beneficium im einzelnen Falle „flebile" sein. Das Plebiscit der Majorität aber enthält immer eine Todeserklärung der Minorität, wahrt also die Freiheit des Individuums nicht. Es ist höchst charakteristisch, daß gerade die große Freiheitsbewegung der französischen Revolution und deren, allerdings despotischer Erbe Napoleon jenes in der Option liegende Recht des Individuums nicht anerkannten, während vorher und nachher dasselbe in allen internationalen Akten gewahrt wurde.

Im dritten Abschnitte giebt der Verfasser eine sehr gute Darstellung der Praxis von Option und Plebiscit. Daß der Verfasser die Bestimmungen des Augsburger Religionsfriedens von 1530 und des Westfälischen Friedens über das „beneficium emigrandi" nicht unter dem Gesichtspunkte der Option gelten lassen will, ist irrig; allerdings war die Auswanderung in jenen Friedensinstrumenten aus religiösen Gründen gestattet; diese religiösen Gründe aber waren eben damals staatsrechtliche. Wer die Staatsreligion nicht annahm, konnte auch in den religiös exclusiven nachreformatorischen Confessionsstaaten nicht vollberechtigter Staatsbürger sein. Um letzteres zu sein, mußte er in einen Staat seiner Confession auswandern, und dieses staatsrechtliche beneficium gewährten die vorgenannten Friedensschlüsse.

Bei Betrachtung der einzelnen Friedensschlüsse der letzten Jahrhunderte geht der Verfasser auch auf die verschiedenen Einzelfragen ein, zu welchen das Optionsinstitut Veranlassung wurde: Optionsfrist, Optionsberechtigung,

Nothwendigkeit thatsächlicher Auswanderung der Optanten. Diese Fragen haben sämmtlich noch jetzt für uns ein sehr erhebliches praktisches Interesse. Es ist bekannt, daß der Frankfurter Friede das Optionsrecht principiell anerkannte. „Den aus den abgetretenen Gebieten herstammenden, gegenwärtig in diesem Gebiete wohnhaften französischen Unterthanen (les sujets français originaires des territoires cédés domiciliés actuellement sur ce territoire), welche beabsichtigen, die französische Nationalität zu behalten, steht bis zum 1. October 1872 und vermöge einer vorgängigen Erklärung an die zuständige Behörde die Befugniß zu, ihren Wohnsitz nach Frankreich zu verlegen und sich dort niederzulassen, ohne daß dieser Befugniß durch die Gesetze über den Miltärdienst Eintrag geschehen könnte, in welchem Falle ihnen die Eigenschaft als französische Bürger erhalten bleibt.“ (Artikel 2.) Im Einzelnen aber entstanden über die Durchführung dieses Artikels zahllose und theilweise höchst peinliche Controversen: die Praxis der deutschen Verwaltung selbst war schwankend; weiterhin ergaben sich tiefgehende Differenzen zwischen der deutschen und der französischen Rechtsauffassung; endlich ein bedenklicher Gegensatz zwischen der Verwaltungspraxis und der Rechtsprechung des ehem. Reichsoberhandelsgerichtes als obersten Gerichtshofes für Elsaß-Lothringen. Die Frage wurde sodann 1878 (Sitzung vom 6. März) auf Anregung der elsaß-lothringischen Reichstagsabgeordneten im Reichstage verhandelt und eventuell eine gesetzliche Regelung der Frage beantragt, der Antrag auch vom Reichstag angenommen. Die Verhandlungen waren von hohem staatsrechtlichen Interesse: ohne Werth zwar waren die Reden der Abgeordneten Peter Reichensperger, Simonis und Winterer, werthvoll dagegen die Ausführungen der elsaß-lothringischen Abgeordneten Grad und Nessel, sowie insbesondere des Abgeordneten von Stauffenberg und des Unterstaatssecretärs Herzog. Eine gesetzliche Regelung erfolgte nicht. Wohl aber wurde vor ganz kurzer Zeit in Straßburg eine Specialconferenz unter dem Vorsitze des elsaß-lothringischen Staatssecretärs der Justiz von Puttkamer niedergesetzt, welche die Einzelfälle zu prüfen und für die Entscheidung des Statthalters vorzubereiten hat. Es mag auch an dieser Stelle dem Wunsche Ausdruck gegeben werden, daß eine Publication der Arbeiten jener Commission seiner Zeit in geeigneter Weise veranstaltet werden möchte. Das Optionsinstitut setzt sich fast aus lauter Controversen zusammen: die Wissenschaft wird der Praxis zu lebhaftem Danke verflichtet sein für Bereitstellung und Sichtung des Materiales, welches zum Zwecke sicherer juristischer Formulirung des Optionswesens nothwendig ist.

Die Hauptcontroversen, welche auf Grund des Frankfurter Friedens sich ergaben, waren: 1) Muß Auswanderung der Optanten nach Frankreich erfolgen, oder genügt bloße Erklärung? 2) Was ist unter den Worten „ori-

ginaires domiciliés" des Artikel 2 zu verstehen? 3) Wie steht es mit der Option der Minderjährigen?

Die erste Frage ist zu bejahen. Die Option besteht begrifflich aus erstens der Optionserklärung und zweitens der Thatsache der Verlegung des Wohnsitzes. Daß diese beiden Momente vorhanden sein müssen, um eine rechtsgiltige Option zu constituiren, ist nach der ganzen Entwickelung des Institutes unzweifelhaft und wurde in der Praxis immer und überall gefordert: in der Auswanderung lag jederzeit der Schwerpunkt. Die Vaterlandsliebe wird eben in diesem Falle zu einem schweren Opfer. Merkwürdiger Weise scheint die Praxis der deutschen Verwaltung im Reichslande selbst in diesem Punkte Anfangs schwankend gewesen zu sein, obwohl derselbe vielleicht der einzige klare Punkt des ganzen Optionsinstitutes ist. Im Reichstage aber hat man diesen Punkt jedenfalls mit einer ganz tadelnswerthen Sentimentalität behandelt (speciell gilt dies von der Rede des Abgeordneten Peter Reichensperger). Vollkommen zutreffend bemerkt hierüber Störk (S. 36): „es ist ein Irrthum, der zum Verderben führt, wenn dem Staate auf diesem Punkte, wo es sich um entscheidende Fragen seines Bestandes für alle Zeiten handelt, weichliche Rücksichtnahme auf alle gegenwärtig sich regenden Individualinteressen zugemuthet wird. Die oberste Voraussetzung unserer Cultur liegt in der dauernden Verbindung der Lebenskräfte des Volkes mit dem staatlichen Territorium, in der Seßhaftigkeit." Störk fordert an anderer Stelle sogar den animus non revertendi zur Giltigkeit der Option und gelangt von hieraus zur Rechtfertigung eines Rückkehrverbotes. Ist die Auswanderung nur zum Schein erfolgt, so ist die Option ungiltig. „Der Frage der Staatsbürgerschaft in ihrer Präcisirung für das Individuum wohnt eine so eminente politische und rechtliche Bedeutung inne, nicht nur für den einzelnen Staat, sondern für die Gesammtheit, daß in Sicherungsmaßregeln zur Erlangung der erwünschten Bestimmtheit im einzelnen Falle nicht leicht zu viel gethan werden kann" (S. 167).

Die daran sich schließende Frage, wann und unter welchen Modalitäten den Optanten Rückkehr ins Land zu gestatten, bezw. ob ihnen die Naturalisation zu gewähren sei, läßt sich nicht nach allgemeinen Grundsätzen entscheiden. Jedenfalls muß hier der Verwaltung freier Spielraum zur Würdigung concreter Verhältnisse gelassen werden. Ganz irrig aber ist es offenbar, jene Personen nach den nämlichen Gesichtspunkten betrachtet und behandelt wissen zu wollen, wie andere Fremde: leider spielte diese trügerische und gefährliche Phrase z. B. bei den Verhandlungen im Reichstage eine große Rolle, speciell in der Rede des Abgeordneten Simonis. Wenn Tausende von fanatischen Franzosen, die nur des günstigen Momentes zur Erhebung gegen die deutsche Staatsgewalt harren, sich im Reichslande aufhalten, so ist dies offen-

bar eine schwere Gefahr.*) Wenn aber Tausende von Engländern oder Chinesen sich daselbst befinden, die von dem ungeheuren Gegensatze zwischen Sieger und Besiegtem völlig unberührt sind, so wird dies der deutschen Staatsgewalt sehr gleichgiltig sein.

Zu großen Schwierigkeiten haben sodann die Worte des Friedensvertrages Anlaß gegeben, daß zur Option verpflichtet sein sollen alle „personnes originaires domiciliés", welche Franzosen bleiben wollen. Wörtlich übersetzt besagen jene Worte: optionspflichtig sind alle im Reichslande geborenen wohnhaften Personen. Es fragt sich nun, wie dies zu verstehen sei, ob alle geborenen und domicilirten, oder ob alle geborenen oder domicilirten Personen zu optiren haben, um Franzosen zu bleiben, mit anderen Worten: ob es sich bei jenen Worten um eine einheitliche oder um zwei getrennte Voraussetzungen handelt. Die Consequenz der ersteren Meinung ist: daß alle im Reichslande domicilirten Franzosen, die nicht daselbst geboren sind, ohne Option Franzosen bleiben; ebenso alle anderwärts, besonders also in Frankreich domicilirten, wenn auch im Reichslande geborenen Personen. Die Consequenz der zweiten Meinung ist: daß alle im Reichslande wohnhaften Personen, gleichgiltig wo sie geboren sind, optiren müssen, um Franzosen zu bleiben; daß aber ferner auch alle daselbst geborenen Personen, selbst wenn dies bei einem ganz vorübergehenden Aufenthalte der Mutter geschehen wäre, Deutsche würden, wenn sie nicht optiren, z. B. der siebzigjährige Sohn eines im Jahre 1802 auf wenige Monate nach Straßburg commandirten Officiers, der nach Ablauf dieser Zeit das Reichsland nie wieder gesehen, sondern die siebzig Jahre seines Lebens in Paris gewohnt hat.

Beide Meinungen führen somit zu praktisch unhaltbaren Consequenzen. Der Wortlaut des Frankfurter Friedensvertrages spricht offenbar für die erstere Meinung, die deutsche Praxis stand zeitweilig ganz auf dem Boden der zweiten. Einige Schriftsteller (so Edgar Löning in seinem trefflichen Buche über die Verwaltung des Generalgouvernements im Elsaß, Mitscher im 33. Bande der „Preußischen Jahrbücher") haben Angesichts dieser bedenklichen Consequenzen gefordert: man solle das Originitätsprincip ganz fallen lassen und nur von den zur bestimmten Zeit in dem cedirten Gebiete domicilirten Personen, gleichgiltig wo sie geboren sein mögen, eine Option fordern, bezw. bei Nichtabgabe einer solchen die neue Staatsangehörigkeit präsumiren. Alle Elsaß-Lothringer, die in Frankreich domicilirt sind, wären demnach ohne Option Franzosen geblieben. Daß dieser Vorschlag nicht ohne Bedenken ist,

*) Die Optionserklärung gaben 378 777 Personen vor französischen, 159 740 vor deutschen Behörden ab bei einer Gesammtbevölkerung von 1 517 494 Seelen; 110 240 Optionen wurden für ungiltig erklärt. (Störk, S. 172; die Angaben stimmen im Wesentlichen mit denjenigen des k. Staatssecretärs Herzog im Reichstage.)

kann nicht bestritten werden; Störk (S. 165) erklärt sich auch für die Beibehaltung der Verbindung von Originitäts- und Domicilsprincip. Immerhin scheinen die Bedenken, die gegenüber dem Löning-Mitscher'schen Vorschlage obwalten, bei vorsichtiger Abwägung am wenigsten ins Gewicht zu fallen. Doch läßt sich das ohne praktisches Material kaum übersehen. So viel steht fest, daß die Textredaction des Frankfurter Friedens unklar ist und daß die deutsche Praxis auch diese Seite der Frage sehr schwankend behandelt hat.

Die allerschwierigste und praktisch bedenklichste Frage jedoch war das Optionsrecht der Minderjährigen. Für die juristische Beurtheilung der Dispositionsfähigkeit der Minderjährigen mußte das französische Civilrecht als maßgebend erscheinen, da dieses damals und bis zur Stunde in Elsaß-Lothringen gilt. Dasselbe schließt aber jede Rechtskraft der Willenserklärung Minderjähriger aus.*) Nach französischem Rechte waren somit Minderjährige optionsunfähig, ihre Optionen ungiltig. Andererseits bestimmt der Code civil, daß Minderjährige, welche von Fremden auf französischem Staatsgebiete geboren worden sind, bis zum Ablaufe eines Jahres nach erreichter Volljährigkeit ihre französische Staatsangehörigkeit reclamiren dürfen.**) Dieser letztere, in jeder Beziehung exorbitante und nur aus dem französischen Größenwahnsinn zu Ende des vorigen und im Anfange dieses Jahrhunderts erklärbare Satz hätte somit in Elsaß-Lothringen die Ordnung der Staatsangehörigkeit der Bevölkerung vollständig in der Schwebe gelassen. Selbstverständlich konnte man hierauf deutscherseits nicht eingehen und wies das französische Ansinnen rundweg und entschieden ab. Wie man aber positiv zu der Option von Minderjährigen sich verhalten solle, darüber besteht bis zu dieser Stunde keine Klarheit. Da das französische Civilrecht die Rechtskraft derartiger Optionen überhaupt nicht anerkennt, mußte das Reichsoberhandelsgericht sich gleichfalls für die Ungiltigkeit entscheiden, wie dies auch thatsächlich in mehreren Urtheilen aus dem Jahre 1876 geschah.***) Die Verwaltungspraxis dagegen ging im Wesentlichen von folgenden Grundsätzen aus: 1) Primär folgen Minderjährige der Staatsangehörigkeit der Eltern. 2) „Emancipirte" Minderjährige — die Emancipation kann nach französischem Rechte nach zurückgelegtem achtzehnten Jahre erfolgen — dürfen mit Consens des Familienrathes und eines

*) Zwar ist dies nicht direct gesetzlich ausgesprochen, wohl aber indirect vorausgesetzt und jedenfalls die unbestrittene Meinung der bedeutendsten französischen Schriftsteller, vgl. Urt. d. Reichsoberh.-Ger. v. 16. Mai 1876 in Entscheid. B. 20, S. 144.

**) Der vielcitirte Art. 9 lautet im ersten Satze: „tout individu né en France d'un étranger, pourra, dans l'année qui suivra l'époque de sa majorité, reclamer la qualité de Français."

***) Vgl. das oben Note * citirte Urtheil, sowie ein zweites vom 23. Juni 1876. Entscheid. B. 21, S. 611.

Specialcurators selbständig optiren und diese Optionen sind giltig. 3) Nicht-emancipirte Minderjährige können durch ihre gesetzlichen Vertreter optiren.

Da diese Sätze sämmtlich dem französischen Rechte unzweifelhaft widersprechen, so wäre es offenbar das einzig Richtige, um eine feste Basis zu gewinnen, gewesen, daß man deutscherseits von Frankreich ein Specialgesetz des obigen Inhaltes erwirkt hätte, was gewiß ohne Schwierigkeiten zugestanden worden wäre. Der französische Justizminister Dufaure hatte in einem Rundschreiben aus dem Jahre 1871 die Ungiltigkeit der Optionen von Minderjährigen präcise hervorgehoben und betont, es sei wünschenswerth, ein französisches Specialgesetz zu erlassen, um jene Optionen zu legalisiren. Angesichts der officiellen Erklärungen der deutschen Regierung wurde jedoch leider jener Anregung keine Folge gegeben, so daß dann das Reichsoberhandelsgericht die Ungiltigkeit aussprechen mußte (vgl. die Rede des Abgeordneten von Stauffenberg im Reichstage). Möglicherweise wird sich ein französisches Specialgesetz selbst jetzt noch als wünschenswerth erweisen, denn sachlich sind die von der deutschen Verwaltungspraxis befolgten Grundsätze gewiß richtig, aber sie entbehren der gesetzlichen Unterlage im französischen, d. i. elsaß-lothringischen Rechte.

So zeigt sich, daß die Frage der Option einerseits von höchster praktischer Bedeutung für das moderne internationale Recht, daß dieselbe andererseits noch weit davon entfernt ist, im Einzelnen zu juristisch brauchbarer Formulirung gebracht werden zu können. Die Frage der Optionsfähigkeit insbesondere hängt ab von dem betreffenden einzelstaatlichen Civilrechte, entbehrt somit völlig jeder internationalen Grundlage. Zu internatinnalen Vereinbarungen zwischen den einzelnen Staaten ist gerade diese Frage weder geeignet, noch kann sie im dermaligen Stadium als überhaupt für Vereinbarungen reif erachtet werden. Sollte es aber in kommenden Zeiten sich als möglich erweisen, das internationale Kriegsrecht nach Maßgabe des Brüsseler Projectes zu codificiren, so müßte man gewiß auch dieser Frage näher treten und eine internationale Einigung zu gewinnen suchen: 1) über Auswanderung und Rückwanderung der Optanten, 2) über die Zeitfristen, 3) über Originitäts- und Domicilsprincip, 4) über das Optionsrecht der Frauen und Minderjährigen. Auf Grund der gemachten praktischen Erfahrungen und der neueren theoretischen Erörterungen dürften etwa folgende Sätze auf Anerkennung rechnen dürfen:

1) Der Optionserklärung hat die Auswanderung zu folgen, und zwar binnen einer kalendarisch zu fixirenden Frist von einem Jahre.

2) Die Rückkehr der Optanten in das aufgegebene Staatsgebiet darf binnen der nächsten zehn Jahre nach Ablauf des Endtermines für die Auswanderung

a) zu vorübergehendem Aufenthalte nur mit Genehmigung und nach Maßgabe der Zeitbestimmung der Kreispolizeibehörde,

b) zu dauerndem Aufenthalte nur mit Genehmigung der Landespolizeibehörde erfolgen.

3) Die Naturalisation von Optanten ist binnen des sub 2 bezeichneten Zeitraumes nur ganz ausnahmsweise aus dringenden Gründen zu gewähren.

4) Optionspflichtig sind alle zur Zeit des Friedensschlusses in dem abgetretenen Gebiete wohnhaften Personen, welche die frühere Staatsangehörigkeit bewahren wollen.

5) Optionsberechtigt sind alle volljährigen Männer und selbständigen volljährigen Frauen, Minderjährige nach zurückgelegtem achtzehnten Lebensjahre; die übrigen Minderjährigen, verheirathete Frauen und unselbständige Männer können durch ihre gesetzlichen Vertreter giltig optiren. Kinder und Ehefrauen folgen außerdem der Staatsangehörigkeit des Familienhauptes.

Philipp Zorn.

Die königlichen Museen zu Berlin.

Seit die oberste Leitung der königlichen Museen zu Berlin aufgehört hat in den Händen privilegirter Männer zu liegen, welche außer ihrem gewiß nicht zu bestreitenden guten Willen für ihr Amt kaum eine andere Befähigung mitbrachten, als das bekannte „durch Sachkenntniß nicht getrübte Urtheil", seit diese Leitung in die Hand eines sachverständigen, für seinen Beruf mit warmer Begeisterung und mit der Vollkraft des rüstigsten Mannesalters eintretenden Kunstgelehrten, einst selbstschaffenden Künstlers, gelegt ist, hat auch die Museumsverwaltung aufgehört, aus ihrer Thätigkeit ein Geheimniß zwischen ihr und dem lieben Gott zu machen, und hat dem Wunsche, daß das kunstliebende Publikum an ihren Bestrebungen lebendigen Antheil nehme, durch die Schöpfung ihres „Jahrbuches der preußischen Kunstsammlungen" beredten Ausdruck gegeben. Eine weitere, in hohem Grade dankenswerthe Aeußerung ihrer für weitere Kreise bemühten Fürsorge ist die Herausgabe eines officiellen Kataloges für die sämmtlichen zur Zeit in den Räumen des alten und neuen Museums aufgestellten Sammlungen.*) Fünfzig Jahre mußten vergangen sein, bevor es der Museumsverwaltung klar wurde, daß für das Verständniß des colossalen Schatzes, der in diesen Sammlungen aufgespeichert liegt, auch einmal von berufener Seite etwas gethan werden müsse, nachdem unberufene Federn aus der Beschreibung derselben fast eine Domäne für sich gemacht

*) Führer durch die königlichen Museen. Herausgegeben von der Generalverwaltung. Mit 9 Grundrißtafeln. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung. 1880.

hatten. Nicht daß es an einzelnen Specialkatalogen für den Dienst der Kunstgelehrten gefehlt hätte. Seit Gerhard's Vorgange, der neben den großen illustrirten Veröffentlichungen der etruskischen Spiegel, der apulischen Vasenbilder, der Trinkschaalen und Gefäße des Berliner Museums auch einen kleinen Katalog des letzteren herausgab, hat es an Nachfolgern auf Specialgebieten nicht gefehlt. Von dauernder Bedeutung bleiben Friederich's „Bausteine", deren Neuauflage und Erweiterung für den heutigen Standpunkt der Forschung und unter Berücksichtigung des Zuwachses der Sammlungen als ein in hohem Grade wünschenswerthes Unternehmen, wo nicht geradezu als ein Bedürfniß zu bezeichnen ist. Karl Bötticher versuchte in einem kleineren Kataloge der Gypsabgüsse das Gebiet der antiken Plastik dem weiteren Kreise der Gebildeten zu erschließen, ohne wohl den richtigen Ton hierfür zu finden; H. Brugsch erwarb sich durch einen sehr brauchbaren Katalog der egyptischen Abtheilung ein dankenswerthes Verdienst. Nach und nach, sonderlich in den letzten drei Jahren entstanden auch für andere Sammlungen eingehendere Kataloge, die doch für den Gebrauch des unvorbereiteten Publikums nicht geeignet waren. Letzteres blieb mithin auf die der Privatspeculation entstammenden kleinen Handkataloge angewiesen, insbesondere auf die Compilationen von Max Schasler und von Löwe.

So erscheint denn der sachliche, trotz seiner knappen Form durchweg lesbare amtliche Führer durch die königlichen Museen als ein in höchstem Grade dem Bedürfniß entsprechendes Unternehmen. Er „ist bestimmt, eine Uebersicht über den Bestand der in denselben vereinigten Sammlungen zu gewähren und dem Besucher, welcher zu selbständigen Studien nicht vorbereitet ist oder nicht die Muße besitzt, die unentbehrlichen Erläuterungen und einen Hinweis auf das Beachtenswertheste zu bieten". Die Anordnung schließt sich an die räumliche Folge der einzelnen Sammlungen an.

Die Einleitung bringt eine kurze Geschichte der Museumsbauten und einen Ueberblick über deren räumliche Anordnung. Kurz und glücklich werden die Gedanken entwickelt, welche den Schinkel'schen Fresken in der Außenhalle des alten Museums zu Grunde liegen, mit wenigen treffenden Worten ist der Männer gedacht, deren Standbilder und Büsten diese und die Hallen am neuen Museum schmücken, die Besprechung der Kaulbach'schen Wandgemälde schließt diesen allgemeineren Theil. Wer sich des Phrasenwustes erinnert, mit welchem ein vielverbreiteter Katalog die Schinkel'schen, wie die Kaulbach'schen Bilder behandelt — dem Halbgebildeten ohne Nutzen, dem Gebildeten zum Ekel —, der wird sich an der knappen und doch zureichenden Form erfreuen, in welche das Nothwendige hier gekleidet wurde.

Was den Führer durch die Specialsammlungen für den Laien besonders werthvoll macht, ist die jeder einzelnen Abtheilung vorangehende Einleitung.

Bei jeder einzelnen Sammlung wird zuvörderst die Geschichte ihrer Entstehung und Vermehrung kurz erzählt. Dem Kataloge der Sculpturensammlung geht sodann ein Ueberblick über das Material und die Technik der antiken Kunst unter stetem Hinweis auf einzelne Beispiele der Sammlung, eine Andeutung über die Art der Ergänzungen sonst und jetzt und über das Verhältniß von Originalschöpfung zu Replik und mechanischer Copie voraus.

Auf dem geringen Raume von acht Seiten wird das für das Verständniß der reichen Münzsammlung Nothwendigste klar entwickelt.

Ein Ueberblick über die verschiedenen Malerschulen und deren Hauptwerke eröffnet den Führer durch die Gemäldegalerie. Die Hinweise auf Beispiele der Sammlung sind hierbei so zahlreich, daß bei dem bekannten Charakter der Berliner Galerie, die, an Meisterwerken verhältnißmäßig arm, einen desto höheren Werth durch die außerordentliche Vollständigkeit ihrer Beispiele besitzt, auch der Laie im Stande ist, eine Vorstellung von der Entwickelungsgeschichte der Malerei diesseits und jenseits der Alpen zu gewinnen.

Es folgt der Katalog für die Gipsabgüsse, der bei der keineswegs auf die Dauer berechneten jetzigen Aufstellung derselben mit Recht nicht der räumlichen Anordnung folgt, sondern an den Beispielen die Grundzüge einer Geschichte der Plastik zu entwickeln bestrebt ist. Der Verfasser dieser Abtheilung ist sichtlich bemüht gewesen, in dieser Geschichte nur das bisher als wirklich erwiesen Geltende als geschichtlich hinzustellen; dennoch leuchtet für denjenigen, der mit den Streitfragen der Gegenwart bekannt ist, der eigene Standpunkt des Autors nicht selten in interessanter Weise hindurch.

Der der egyptischen Sammlung gewidmete Theil des Führers giebt zunächst eine kurze Geschichte der Sammlung, darauf einen summarisch gehaltenen Ueberblick über die Perioden der egyptischen Geschichte. Der Katalog folgt dann der räumlichen Aufstellung der Gegenstände, nicht ganz ohne erläuternde Bemerkungen bei einzelnen derselben zu geben, doch nicht in dem in dankenswerther Weise in den übrigen Theilen gewährten Maßstabe.

In sehr erfreulichem Gegensatze hierzu steht der Katalog für die ethnographische Abtheilung, zu welcher mit Recht die Sammlung „nordischer", richtiger gesagt „prähistorischer" Alterthümer hinzugerechnet ist. Die ethnographische Sammlung ist in einem der Kunst gewidmeten Museum überhaupt nicht an ihrem Platze; da zudem die Räumlichkeiten desselben schon längst so unzureichend waren, daß die reiche und werthvolle indische Sammlung des Dr. von Jagor bereits in den Räumen der alten, durch den Neubau der geologischen Landesanstalt verfügbar gewordenen Bergakademie eine provisorische Unterkunft suchen mußte, ist man zum Bau eines selbständigen ethnographischen Museums geschritten, dessen nach Ende's Plänen in edlen Renaissanceformen gehaltener Bau in unmittelbarer Nachbarschaft des nahezu

vollendeten Kunstgewerbemuseums in der Königgrätzerstraße eine passende Stelle gefunden hat und eben aus den Fundamenten herauszuwachsen beginnt. Die hocherfreuliche beständige Vermehrung der werthvollen Sammlung ist einer endgiltigen Aufstellung ihres Bestandes an und für sich schon ungünstig; mit Rücksicht auf die spätere Uebersiedelung in andere, geeignetere Räume hat man um so mehr von dem Versuche einer solchen Abstand genommen. Der Katalog vermag sich deshalb nur generell an die einzelnen Gelasse anzuschließen. Um so reicher und ausführlicher sind sowohl die allgemeine Einleitung wie die den einzelnen Abtheilungen voraufgeschickten erläuternden Bemerkungen.

Von hohem Interesse ist die Geschichte der Sammlung nordischer Alterthümer. Wir sehen aus derselben, wie spät in unserem Vaterlande der Sinn für die eigene Vorgeschichte sich entwickelt und die Würdigung auf dieselbe bezüglicher Funde sich Bahn gebrochen hat: Ausgrabungen und Erwerbungen von Alterthümern des Vaterlandes für die Kunstkammer des königlichen Hauses beginnen schon zur Zeit des großen Kurfürsten, welcher bereits 1642 mehrere von seinem Geheimen Rath Erasmus Seidel aus dem Cleve'schen mitgebrachte Alterthümer erwarb; 1680 gelangten die von dem ehemaligen Prediger zu Wesel, Hermann Ewich, im Cleve'schen gesammelten Anticaglien in das kurfürstliche, mit der Kunstkammer vereinigte Antiken-Cabinet. Aber freilich hatte man in jener Zeit nur die Absicht, Gegenstände des classischen Alterthums auf vaterländischem Boden zu gewinnen; das eigentlich Heimathliche, als Barbarisches verachtet, hatte gar keiner Aufmerksamkeit sich zu erfreuen, und brachte ja einmal der Zufall Ausgezeichnetes zu Tage, so war man weit entfernt, es für germanisch oder slavisch zu halten, sondern trug kein Bedenken, es für römisch zu erklären. Darum bedürften noch heute die Sammlungen römischer Denkmäler der genauesten Sichtung und Ausscheidung dessen, was vom Standpunkte des classischen Alterthums aus den barbarischen Völkern angehört. In dieser Voraussetzung allein, daß es sich um die Erwerbung einer römischen Antike handle, geschah im Jahre 1707 der Ankauf einer jener schönen, bei Wulffen unfern Cöthen ausgegrabenen Urnen, die König Friedrich I. für den ansehnlichen Preis von 100 Thalern erwarb.

Erst unter Friedrich Wilhelm I., der selbst so entschieden dem Vaterländischen sich zuwandte, fanden auch die eigentlich vaterländischen Alterthümer mehr Beachtung und Anerkennung; wie amtliche Berichterstattungen über gelegentlich im heimathlichen Boden gefundene Alterthümer an das königliche General-Directorium, welches sie der königlichen Societät der Wissenschaften übermittelte, bezeugen. Was jedoch an Erwerbungen in dieser Hinsicht aus der Zeit Friedrich Wilhelm's I., Friedrich's II. und Friedrich Wilhelm's II. erfolgt sein mag, darüber ist uns nichts bekannt, als daß des großen Königs

Absicht, die von Oelrich's in der Marchia gentilis beschriebene ausgezeichnete Sammlung Märkischer Alterthümer des Hofrath Eltester anzukaufen, scheiterte; dieselbe ward erst 1839 für das Museum erworben.

So war es denn eigentlich erst der Regierung Friedrich Wilhelm's III. vorbehalten, die ursprünglich in einer Galerie des königlichen Schlosses in Monbijou aufgestellte Sammlung zu gründen und in kurzer Zeit zu Bedeutung zu erheben, theils durch Erwerbung ansehnlicher Sammlungen, theils durch Geschenke patriotisch und wissenschaftlich gesinnter Privatpersonen, die das, was durch Zufall und vereinzelt in ihren Besitz gelangte, gern darbrachten, um die Erhaltung dieser dem Untergange so leicht ausgesetzten Gegenstände dem Vaterlande und der Wissenschaft durch Aufnahme in das königliche Institut zu sichern.

Der Betrachtung der einzelnen Objecte der prähistorischen Sammlung geht eine vorzügliche Darstellung der vorgeschichtlichen Periode, der Stein- und Broncezeit, sowie der fränkischen und alemannischen Epoche voran; dann werden die wichtigsten Gegenstände selbst, nach den Fundorten geordnet, aufgeführt.

Für die einzelnen Gebiete der ethnographischen Sammlung (im engeren Sinne) Amerika, Australien, Afrika, Asien hat man sich mit einer kurzen Entwickelung allgemeiner Gesichtspunkte für die Betrachtung der Gegenstände begnügt.

Das Antiquarium, die Sammlung der kleineren Kunstwerke und der Kunstindustrie des Alterthums, hat im vergangenen Jahre sehr zu ihrem Vortheile einen Localwechsel vollzogen. Aus den dunklen Kellerräumen des Souterrains, wo die besten Schätze, in unzweckmäßigen Schränken und Wandkästen zusammengepfercht, von der Mehrzahl der Museumbesucher unbeachtet blieben und selbst von dem Suchenden oft nicht zu finden waren, sind die reizvollen kleinen Broncen, die anmuthigen Gestalten der tanagräischen Statuettenformerei, die Gemmen und Cameen, die Geschmeide und Prunkgefäße, endlich die hochbedeutende Vasensammlung zu den lichten und luftigen Räumen des obersten Geschosses im Neuen Museum emporgestiegen, welche früher die sogenannte „Kunstkammer" bildeten.

Durch alle diese Schätze leitet der Führer den Besucher, überall auf das Wichtigste verweisend, hier und da eine nothwendige Erläuterung gebend, und auch die zum Verständniß nothwendige technische Herstellung und das Material berührend.

Der Katalog des „Kupferstich-Cabinets" zeichnet sich durch die klare und eingehende Schilderung der Technik und der Geschichte der vervielfältigenden Künste aus.

So ist denn dieser neue Katalog ein sehr reicher Gewinn für den

Besucher der Berliner Museen, und es ist mit besonderer Freude zu begrüßen, daß sich zur Herstellung des kleinen und wohlfeilen Büchleins die ersten Kräfte, die höchsten Autoritäten der Wissenschaft vereinigt haben.

Für eine neue Auflage des Kataloges, die ja über kurz oder lang sicher erfolgen wird, möchte aber doch noch der Wunsch hier Platz finden, daß den allgemeinen Erläuterungen, welche der Aufzählung und Besprechung der einzelnen Gegenstände vorangehen, eine noch weit größere Ausdehnung gewährt werde, als bisher. Fünfzig Seiten mehr würden der Handlichkeit des Buches keinen Abbruch thun, sie würden bei dem Charakter der Publikation auch auf den Preis desselben ohne Einfluß bleiben. Und auf diesem Raume könnte das Auge des die Sammlungen Besuchenden durch Hinweis auf die einzelnen Gesichtspunkte, von denen aus die Gegenstände zu betrachten sind, in dankenswerthester Weise geschärft werden. Es ist beispielsweise möglich, auf wenigen Seiten die Grundideen der griechischen Tektonik einem gebildeten Laien vollkommen klar auseinanderzusetzen und ihm hierdurch das Verständniß für die Architektur und die gesammte Geräthebildnerei des Alterthums für jeden einzelnen Fall zu erschließen.

Derartige Einleitungen würden nicht nur für eine einzige, sondern für die verwandten Sammlungen aller Länder von gleicher Brauchbarkeit werden.

—r.

Steuererlaß und Steuerreform in Preußen.

Die Weihnachtsferien des preußischen Landtages sind diesmal nicht dazu angethan, daß seine Mitglieder sich einer seligen Vergessenheit ihrer politischen Mühen und Sorgen hingeben mögen. Noch vor den Festtagen ist ihnen in die Heimath der Entwurf nachgewandert, welcher die erst aus neuen Steuerbewilligungen des Reichstages zu erwartenden Einnahmen im Voraus zur Steuerreform designirt und vertheilt. Inzwischen werden in Varzin die Fäden weiter gesponnen, um den bereits vielbesprochenen, in der Thronrede angekündigten und von den Conservativen als Wahlsignal so enthusiastisch aufgenommenen „Steuererlaß" auch nüchterneren Beurtheilern durch „organische Verbindung mit der Steuerreform" annehmbarer erscheinen zu lassen; und die halbamtliche „Provinzial-Correspondenz", obwohl sie von dem Inhalte dieser vertraulichen Abmachungen zwischen den conservativen Fractionen und der Regierung noch nichts zu verrathen hat, ist unermüdlich in ihren Mahnungen an die nationalliberale Partei, denselben unbesehen beizutreten und

sich durch Annahme der Bitter'schen Reformvorschläge auch für den Reichstag zur Annahme der entsprechenden Steuerprojecte zu binden.

Ueberblicken wir nun noch einmal kurz die thatsächlichen Umstände des „Steuererlasses", wie dieselben nach den neuesten Feststellungen liegen. Der vorjährige Etatsentwurf schloß schon im Ordinarium (dauernde Ausgaben) mit einem Deficit von über 4½ Millionen Mark ab, obwohl gegen das Vorjahr als außerordentliche Einnahme ein Reichsüberschuß von 23 900 000 (aus der Erhöhung der Zölle und Tabaksteuer) eingestellt war. Nur in Folge der inzwischen perfect gewordenen Verstaatlichung der sechs Eisenbahnen konnte bei der schließlichen Feststellung des Etats jenes Deficit in einen „Ueberschuß" von stark einer Million verwandelt werden, neben welchem zur Deckung des Extraordinariums noch eine Anleihe von 37¾ Millionen erforderlich blieb. In dem vorliegenden Etatsentwurfe (für 1881/82) erschien nun jener „Ueberschuß" über das Ordinarium auf 23 Millionen gesteigert und diese „Besserung der Finanzlage" sollte einen Steuererlaß von 14 Millionen gestatten, neben welchem dann noch 9 Millionen, wie Herr Bitter sich „classisch" ausdrückte, zur „Herabminderung des Extraordinariums", d. h. des Deficits verwendbar bliebe, welches bei alledem noch in einem Anleiheerforderniß von 30½ Millionen sich darstellte. Untersucht man nun aber jene „Besserung der Finanzlage" um 22 Millionen „Ueberschuß" näher, so geht dieselbe vollständig in einer Erhöhung des Reichsüberschusses um 9⅗ Millionen und des Eisenbahnüberschusses um 16 Millionen auf. Nun aber hat der vor kurzem dem Bundesrathe zugegangene Entwurf des Reichshaushaltsetats für 1881/82, obwohl alle einmaligen Ausgaben in Folge des diesjährigen Militärgesetzes auf eine Anleihe verwiesen sind, eine Erhöhung der Matricularbeiträge um 25 Millionen veranschlagt, wovon auf Preußen etwa 15 Millionen kommen. Da nun der preußische Etatsentwurf den Matricularbeitrag noch in der Höhe des laufenden Etatsjahres aufführt, so stellt sich die veranschlagte Erhöhung des Reichsüberschusses in Wirklichkeit nicht nur als illusorisch heraus, sondern verwandelt sich in ein Minus von über 5 Millionen, so daß von den 23 Millionen „Ueberschuß" in der That nur 8 übrig bleiben, die ausschließlich den veranschlagten Mehreinnahmen der Eisenbahnen entstammen. Abgesehen aber davon, daß dieser Anschlag nicht ohne Grund als sanguinisch angefochten wird, steht diesen 8 Millionen ein Eisenbahn-Extraordinarium von 9 Millionen gegenüber, welches auf die Anleihe angewiesen ist. Dies entspricht allerdings einem bei der vorjährigen Feststellung der sog. „Eisenbahngarantien" angenommenen Grundsatze, aber doch nur unter der Bedingung, daß diesen Garantien entsprechend auch die Eisenbahnüberschüsse, nach Vorabzug eines Beitrages von nur 2 200 000 Mark zur Deckung des Deficits im Ordinarium, zur Ansammlung eines Reserve- und Amortisationsfonds für

die Eisenbahnschuld verwendet werden. Dieser Bedingung glaubte sich die Regierung für das bevorstehende Etatsjahr dadurch entziehen zu können, daß sie die Vorlage zur gesetzlichen Feststellung der finanziellen Eisenbahngarantien, obwohl dieselbe nur wörtlich die vorjährige Resolution des Abgeordnetenhauses wiedergiebt, also in absichtlicher Verzögerung bis zur Mitte der Session hingehalten hat, so daß dieselbe erst nach den Ferien zur ersten Lesung gelangt. Nun beträgt der gesammte Eisenbahnüberschuß des vorliegenden Etats nach Deckung der Zinsen der Eisenbahnschuld 25⁴/₅ Millionen; da hiervon nach obiger Berechnung im Gesammtabschlusse des Ordinariums nur noch 8 oder, wenn man selbst die 5 Millionen Manco der Reichsüberschüsse gegen den Matricularbeitrag außer Betracht läßt, nur 13 Millionen erscheinen, so sind statt des nach den Eisenbahngarantien zulässigen Beitrages von 2¹/₅ Millionen in der That 17⁴/₅ oder doch 12⁴/₅ Millionen zur Deckung eines in Wirklichkeit vorhandenen Deficits im Ordinarium verwendet.

Wenn man also eine Besserung der Finanzlage nur an den wirklichen Etatziffern feststellen darf, so ist davon nach dem Vorstehenden nicht nur nichts, sondern eher das Gegentheil nachweisbar. Was daneben der Finanzminister an Vermuthungen und Hoffnungen zu bieten hat, wäre vielleicht recht erbaulich, um für die augenblickliche Ungunst der Umstände zu trösten, aber wohl noch in keinem Staate der Welt hat man mit dergleichen den Erlaß einer ohne drückende Schwierigkeiten aufzubringenden Steuersumme begründet, ein Erlaß, der nicht nur durch keinerlei Nothstand erfordert wird, an den vielmehr niemand gedacht hat, ehe ihn die Thronrede ankündigte. Wenn es also — was übrigens der Finanzminister gar nicht versucht hat — frivol erscheinen muß, diese Maßregel auf Grund der gegenwärtigen Lage des preußischen bezw. Reichsetats finanzpolitisch rechtfertigen zu wollen, so kann, wer dennoch derselben zustimmen will, dies nur in der stillschweigenden Voraussetzung thun, daß neue Bewilligungen bereits in der nächsten Reichstagssession den herbeigeführten Ausfall einer sichern Staatseinnahme ausgleichen werden. Wird nun aber gleichzeitig eine Vorlage eingebracht, nach welcher alle für Preußen aus solchen neuen Bewilligungen zu erwartenden Einnahmen unverkürzt zu Steuerreformen verwendet werden sollen, die abseit des Steuererlasses liegen, so muß man doch fragen: qui trompe-t-on ici? Die zwischen der Regierung und der conservativen Partei geplante „organische Verbindung" des Steuererlasses mit der Steuerreform ist also einfach das Mittel, um die erstere aus der handgreiflichen Unwahrheit herauszuwickeln, in welche dieselbe durch unbesonnene Zusagen in widersprechender Richtung sich verstrickt hat. Aber wie immer in solchen unklaren Verhältnissen wird der Schaden, der mühsam an einer Stelle verdeckt werden soll, alsbald an einer andern bloßgelegt. Um die Reformen durchzuführen, für welche die

Regierung den Landtag binden will, ehe noch die Mittel dazu in wahrscheinlicher Aussicht, geschweige gesichert sind, würde nach dem Entwurfe des sog. neuen Verwendungsgesetzes ein Zufluß von $64^1/_2$ Millionen aus dem Reiche erforderlich sein; die entsprechend auf die übrigen Einzelstaaten entfallenden Beträge und die Erhebungskosten zugeschlagen, müßte der Reichstag Steuererhöhungen im Bruttoertrage von etwa 110 Millionen bewilligen. Dazu käme dann aber in Wahrheit derjenige Betrag hinzu, welcher zur Deckung des 14 Millionenerlasses nöthig ist, also abermals gegen 25 Millionen! Und bei alledem reicht diese Deckung nur gerade hin, um die Erhöhung des Matricularbeitrages zu compensiren — so daß es bei der Vermehrung der preußischen Staatsschuld um $30^1/_2$ Millionen sein Bewenden behält, unter gleichzeitiger Vermehrung der Reichsschuld um 54 Millionen. Wo steckt die Wünschelruthe, um diese Art von Reformpolitik ohne Zerrüttung der Reichs- und Staatsfinanzen weiter zu führen? x.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Politische Randglossen. Frankreich im Jahre 1880. — Die französische Republik hat ein weiteres Jahr der Existenz hinter sich, das ist auf alle Fälle ein Gewinn für die herrschende Partei, die Optimisten werden versichern, daß die Befestigung der Republik auch in diesem Jahre Fortschritte gemacht habe. Sie werden darauf hinweisen, daß die Staatsorgane regelmäßig, ungestört fungiren. Das Cabinet Ferry hat ohne Anstand das Cabinet Freycinet abgelöst, und wenn der Name des neuen Ministerpräsidenten abermals einen weiteren Schritt nach links bedeutet, so hatte er dafür das Glück, einen Minister des Auswärtigen zu finden, der auch im Auslande für die nächste Zukunft das Mißtrauen niederschlägt. Das Mißverständniß, von welchem das Cabinet Ferry bei dem Wiederzusammentritt der Kammern im November plötzlich sich bedroht sah, ist ebenso plötzlich wieder verschwunden, ein Conflict, der sich wegen des Budgets zwischen beiden Kammern erhoben hatte, kurz vor Jahresschluß wieder beigelegt worden. Und die Verhandlungen des Parlamentes sind nicht ohne Früchte gewesen. Ein durchgreifendes Gesetz, das mit der Befestigung der republikanischen Herrschaft eng zusammenhängt, ist zu Stande gekommen in der Aufhebung der nicht ermächtigten Ordensgesellschaften. Ohne ernsthafte Conflicte ist die Austreibung der verbotenen Orden erfolgt, die übrigen sind dem gemeinen Rechte der Besteuerung unterworfen, und das wichtige Gesetz, welches endlich den obligatorischen Volksunterricht in Frankreich einführt, zwar noch nicht in Giltigkeit getreten, aber doch in der einen Kammer durchberathen worden.

Erheblicher noch ist, daß das materielle Befinden des Landes von einer unverwüstlichen Gesundheit zeugt. Die Einnahmen aus den indirecten Steuern wie die Ausweise der Handelsbewegung zeigen fortschreitend günstige Ziffern, die Sparkassen füllen sich, und diese Blüthe der Geschäfte läßt ein wachsendes Vertrauen der Bevölkerung in den gegenwärtigen Zustand erkennen. Das Fortschreiten der Befestigungswerke und die Vollendung der Heeresorganisation hebt das Selbstgefühl der Nation auch nach dieser Seite. In der auswärtigen Politik hat Frankreich seine Stelle als Großmacht im europäischen Concert wieder eingenommen, schon sind wieder diplomatische Erfolge wie in der tunesischen Angelegenheit zu verzeichnen, in der griechischen Frage, dem Hauptprobleme, welches das neue Jahr vom alten überkommen hat, ist die führende Rolle in die Hand Frankreichs gelegt: es marschirt an der Spitze Europas. Wer in dieser Weise die Jahresbilanz für die französische Republik zieht, giebt kein falsches Bild, aber freilich ein unvollständiges, es fehlt die Kehrseite, und durch diese erhalten alle jene Erfolge eine eigenthümliche und unheimliche Beleuchtung. Es ist das Schicksal der Republik, daß sie mit jedem Schritte, den sie nothgedrungen zu ihrer Befestigung thut, die Kluft innerhalb der Bevölkerung erweitert. Sie treibt bis jetzt ihre Gegner siegreich zurück, drängt sie aber zugleich in eine immer schärfere Oppositionsstellung.

Der Klerikalismus ist eine Macht, der auch durch die gewichtigen Schläge, die ihm beigebracht worden, noch nicht zur Capitulation gebracht wird. Man kann die Jesuiten verbannen, die Crucifixe aus den Schulen entfernen: die Wurzeln, welche das römische Wesen im Lande getrieben, sind damit nicht ausgerissen, mindestens nicht in der gegenwärtigen Generation, die unter dem jesuitischen Einflusse herangewachsen ist. Die Klerikalen, das ist der eine geschworene Feind, mit dem die Republik fortan zu rechnen hat, der andere ist der Radikalismus. Die einschneidendste Thatsache, die in der vorjährigen Geschichte Frankreichs zu verzeichnen ist, ist ohne Frage die Amnestie, die Zurückrufung der Communarden. Es gehört zum immanenten Gesetze der Revolution, daß die herrschende republikanische Partei zu ihrer Selbsterhaltung genöthigt war, ihre bittersten Feinde zu rehabilitiren. Gambetta sah sich und seine Zukunft verloren, wenn er nicht diejenigen zurückrief, die seine Herrschaft untergraben, noch ehe er sie angetreten hat. Das Erscheinen der begnadigten Sträflinge, die nichts gelernt, nichts vergessen haben, die lediglich mit dem Durste nach brutaler blutiger Rache zurückkehrten, hat sofort ein anderes Temperament in den öffentlichen Geist Frankreichs gebracht. Seitdem ist der Bürgerkrieg eröffnet, nicht derjenige, der in Barrikaden und ohnmächtigen Putschen sich erschöpft, sondern die vom Gesetz nicht faßbare Anarchie der Geister, die an der Zersetzung der öffentlichen Zustände arbeitet, unablässig

und mit sichtbarer Wirkung. Unleugbar ist das Interesse weit weniger den soliden Arbeiten der Gesetzgebung zugewandt gewesen als den unterhaltenden und aufregenden Episoden. Wie von der Boulevardpresse eigens bestellt war, jeden Tag eine neue Sensation auf dem Plane, hat die öffentliche Meinung in Wahrheit von den Scandalen gelebt, die sich in ununterbrochener Folge ablösten: Scandal Cissey-Kaulla, Scandal Rochefort-Gambetta, Scandal Laisant-Girardin. Das Charakteristische ist, daß diese affaires vor die Volksvertretung selbst gebracht und zum Theil von ihr verhandelt wurden, in Folge dessen man die erbaulichsten Scenen im Sitzungssaale erlebte. Eine Atmosphäre unsäglichen Schmutzes weht aus diesen Vorkommnissen entgegen, und wenn die anständige Gesellschaft in Frankreich selbst mit Ekel vor dem würdelosen Treiben sich abwendet, kann man doch zwei Thatsachen nicht verkennen, welche diesen Dingen einen ernsteren Hintergrund verleihen. Die eine ist die, daß alle moralischen Keulenschläge, so wuchtig sie niederfallen, dem Radikalismus nichts anzuhaben vermögen. Als Gambetta Rochefort's Charakterlosigkeit vor die Oeffentlichkeit zog, schien der Pamphletist der Commune entlarvt, vernichtet, todtgeschlagen; triumphirend rühmte man das feine Manöver, das den Helden der Belleviller für immer beseitigt habe: heute ist er mit seinem Troß wüthender Weiber, welche die Ausrottung der Bourgeoisie verlangen, so fest in der Gunst der vorstädtischen Volksmassen wie zuvor. Er ist, so grotesk das Auftreten dieser Gesellschaft ist, doch für die nächsten Wahlen, wenigstens in der Hauptstadt, zu einem ernsthaften Gegner Gambetta's geworden.

Die Entscheidung der kommenden Wahlen gewinnt überhaupt mehr und mehr eine persönliche Bedeutung, die Losung heißt Gambetta, und es kann leicht kommen, daß gerade die Angriffe der Intransigenten den Führer des Opportunismus früher, als seine Absicht war, in den Vordergrund zerren. Die andere Wahrnehmung aber ist die, wie tief die wahnwitzige alberne Spionenfurcht in der Phantasie des französischen Volkes sitzt. Wenn heute ein Emil Girardin, der zuerst das Geschrei à Berlin erhob, der das Signal zur Deutschenhetze gab, dem Verdachte nicht entgeht, der Oberste der Spionenzunft zu sein, so kann man darin eine für die Sitten der Demokratie bezeichnende Nemesis sehen; es zeigt aber zugleich, welche Instincte im französischen Volke die mächtigsten, ursprünglichsten, unvertilgbarsten sind. Einen Punkt giebt es, wo selbst das Lächerliche in Frankreich nicht mehr tödet. Die wahnsinnigsten Invectiven und die kindischsten Erfindungen darf sich erlauben, wer sich in die Toga des Patrioten wirft, des besorgten Wächters gegen arglistigen Verrath. Man darf nicht vergessen, daß es Volksvertreter sind, die sich solchen Abgeschmacktheiten zum Organe darbieten. Es wäre natürlich verkehrt, das ganze Volk für Verirrungen dieser Art verantwortlich zu machen. Aber doch sind augenscheinlich die Elemente reichlich vorhanden, mit denen im rechten

Augenblicke ohne Mühe die Revanche-Leidenschaft sich entflammen läßt. Nimmt man dazu, daß der kritische Zeitpunkt für die Herrschaft Gambetta's unabwendbar sich nähert, daß jetzt schon neben der officiellen Politik Barthelemy's eine nichtofficielle zu bemerken ist, die unruhig und lauernd in den auswärtigen Verwickelungen experimentirt, während andrerseits das Heer die einzig positive Leistung der Franzosen im letzten Jahrzehnt ist, so läßt sich nicht behaupten, daß der Blick auf die Entwickelung des Nachbarlandes in diesem Augenblicke eine sonderliche Beruhigung gewährt. g.

Aus der Rheinprovinz. Noch ein Wort über die Secession. — Wir haben es nicht begriffen, wenn einige befreundete Blätter es den Herren Bamberger, von Forckenbeck und Genossen ins Gewissen schoben und übel nahmen, daß sie ihre bisherige Partei verlassen hätten. Darin haben diese Männer, wie die „Secession" des Herrn L. Bamberger zeigt, nur ihr Recht geübt. Ob die Trennung für die liberale Mittelpartei nützlich wirken wird oder nicht, darüber lassen sich nur Vermuthungen hegen, die sich nicht lohnt auszusprechen. Ob die Secession Beifall gefunden und in welchem Maße, ist eine statistische Frage, die erst bei den Neuwahlen zur Beantwortung reif werden wird. Ueber die Motive der Secession hat die Broschüre völlige Klarheit gegeben. Mit großer Aufrichtigkeit ist der Reichskanzler in die Mitte der Beweggründe zur Trennung gestellt. Die Polemik gegen den Fürsten ist scharf, in der Form nicht gerade strafbar, aber vielleicht um so mehr verletzend, zum Gaudium der Radikalen. Gerade hier können wir die Broschüre nur bedauern. Sie ist nicht so grob, wie die Volkszeitung im Mai 1879 war, die bei dem Präsidiumswechsel (Forckenbeck-Stauffenberg) mit Pathos à la Ziegler declamirte: der Herr Reichskanzler muß fort von seinem Platze, aber sie sagt dasselbe mit anderen Worten. Wiederholt nennt sie die Bismarck'sche Politik „mechanisch", reactionär; mit Mitleid sieht ihr Verfasser auf die, welche den Reichskanzler noch immer nicht durchschaut haben und noch etwas von ihm hoffen. Man fragt sich erstaunt, wie kommt der alte Parlamentarier zu solchen Herbheiten? Die zwei Hauptgründe sind diese, oder vielmehr es ist ein einziger Grund in zwei Richtungen entwickelt: die liberale Doctrin ist ihm nicht ein Zukunftsideal, sondern ein Recept für die Praxis des Tages und ein Hauptstück dieser Doctrin ist der Freihandel und die Nichtintervention des Staates in Dingen der bürgerlichen Gesellschaft. In diesen beiden Ideen war Herr Bamberger von je consequenter als die meisten seiner Genossen und wäre Consequenz der Stern aller Tugend, so wäre er eine wahre parlamentarische Himmelserscheinung. Wir halten ihn nicht dafür. Und wenn er auch jetzt einsamer am Himmel einhergeht, seine Genossen und alle Compromisse verlassend, weil er den nur auf Macht er-

pichten, dilettantischen, reactionären Reichskanzler mit seiner mechanischen Ansicht vom Staate nicht mehr zu belehren hofft, so gewinnt er dadurch in unseren Augen nichts an Bedeutung. Er wirft dem Reichskanzler häufig vor, daß er die eigenen Fehler nicht erkenne und alle Fehler auf die Parteien schiebe. Im Gegentheile haben wir von Bismarck gar oft Retractationen gehört und wie oft hat er zugestanden, gelernt zu haben? wie oft hat er uns versichert, er habe seine Ideale zurückdrängen müssen, weil er das Staatsinteresse auch mit seinen Hemmnissen in persönlichen und sachlichen Dingen habe berücksichtigen müssen? Natürlich fragt es sich, ob er diese Hemmnisse richtig veranschlagt. Aber es ist sehr wahrscheinlich, nach eigner Ansicht Bamberger's, daß er sie nicht zu hoch veranschlagt, denn seine Energie ist außer Zweifel. Es ist nicht ganz billig, wenn die Broschüre Seite 22 in der Parallele zum Cardinal Richelieu bei Richelieu die Schwierigkeiten, die ihm von oben bereitet wurden, wohl zugesteht, bei dem Reichskanzler aber nur an die demselben feindlichen Parteien, an die „unschuldvollen deutschen Liberalen" denkt. Darin thut der Verfasser unwissender als er wirklich ist. Schlimmer ist, daß er, wie es scheint, keine rechte Möglichkeit sieht, daß der Liberalismus Kritik an sich selbst zu üben Veranlassung habe. Als Lasker in spaßhafter Würdigung seiner Parteidoctrin einmal (1873 Juni) von „Rechten des Volkes" sprach und die bekannte energische Erklärung Bismarck's hervorrief, als er ferner in gleicher Richtung (1879 Juli) sagte, daß seine Partei lange gehofft habe, nicht blos ein deutsches Reich, sondern ein „liberal regiertes deutsches Reich" zu erhalten, so sprach er schon dasselbe aus, was aus allen Seiten der Broschüre heraustönt: „wir allein wissen, was liberal ist und sind unfehlbar." In diesem Parteifanatismus ist es nur consequent, wenn der Verfasser nicht mehr mitthun will bei Compromissen, denn es liegt im Compromiß für ihn immer die beschämende Thatsache, daß das allein Richtige noch nicht das allein Herrschende ist. Er geht also entschieden „linkwärts", ohne Rücksicht auf das Reich, um dessen willen wir allein Politik haben, oder vielmehr in seinem Sinne, um das Reich zu retten, denn der Liberalismus muß ja unter allen Umständen retten und beglücken. Wir geben zu, daß unsere liberale Partei das „Freiheitsbedürfniß" der Nation mitunter sehr überschätzt hat und daß darum in der Gesetzgebung eine Reihe von Fehlern gemacht sind; wenn unter der lebhaften Betonung dieser Fehler durch die anderen Parteien daran gearbeitet wird, dieselben wieder zu mindern, so sehen wir darin allerdings Reaction, aber eine nothwendige, berechtigte, denn das Wohl der Nation, für welche die Gesetze da sind, steht uns immer höher, als der Liberalismus. Es ist eine klägliche und boshafte Insinuation, zu behaupten, daß der Reichskanzler, wenn er dem Rufe nach Rückbildung von gewissen Auswüchsen des Liberalismus Gehör giebt, dabei von etwas anderem

geleitet werde, als von dem Wohle der Nation, auf deren Dank er in der That einen ganz andern Anspruch hat als wir Anderen. Nach der Secessionsbroschüre ist der Reichskanzler ein Reactionär. Wir setzen getrost Bismarck's eigene Worte dagegen (vom Juli 1879) bei Gelegenheit des Franckenstein'schen Antrages (Hahn III, Seite 706 ff.). Und so viel Credit hat der Fürst noch wohl, daß man über seine Motive sich lieber aus seinen eigenen Worten, als aus den Behauptungen seiner Gegner belehren läßt. Wir finden es ganz angemessen, daß Bismarck bis 1871 alles Streben auf die Einheit und Macht Deutschlands (nicht auf die eigene Macht, wie man insinuirt) richtete; daß er auch nach 1871 damit genug zu thun hatte, wissen wir Alle. Und daß er nicht das Programm der blos Liberalen im Innern ausführen konnte, obwohl viel davon im ersten Schwunge der Begeisterung sich verwirklichen ließ, werden die zugeben, die mehr die Natur der Dinge zu Rathe ziehen, als ihre subjectiven Wünsche und Parteiideale. Auch die Secessionspartei erstieg die Höhe der Antipathie gegen den Reichskanzler, die zur Absage führte, erst dann, als die wirthschaftlichen Bestrebungen desselben offenbarer wurden und zahlreiche Anhänger fanden. Damals ergoß sich die Feindschaft in dem bekannten Artikel des Berliner Tageblattes, wobei vielleicht zum ersten Male der Fürst, der als „müder Jäger" verhöhnt wurde, ein „genialer Dilettant" genannt wurde. Dies Thema wird denn in der Broschüre mit Variationen versehen und bei Manchen wird das verfangen. Wir sind uns bewußt, den wirthschaftlichen Studien und Theorien wohl noch etwas mehr nachgegangen zu sein, als Herr Bamberger, und haben im Gegentheil von diesem Parlamentarier wohl praktische Beredsamkeit, eine schöne Stilbegabung und viele Einzelkenntnisse gesehen, aber keineswegs etwas, was ihn in nationalökonomischen Dingen über den Rang eines Dilettanten emporgehoben hätte. Das ist gar nicht als Tadel gemeint, wir brauchen keine großen wissenschaftlichen Nationalökonomen in Parlament und Regierung, aber man soll nicht alberne Forderungen an Andere stellen, die man selbst nicht befriedigt. Die Sache ist auch wesentlich anders. Hätte Bismark die eigene wirthschaftliche Ansicht, die er sich seit Jahren hat erarbeiten müssen, für den Freihandel in die Wagschale geworfen, dann wäre er nicht ein Dilettant bei diesen Herren, dann hätte man vielleicht gesagt, er sei der potenzirte Delbrück, Delbrück habe zwar von Theorie nichts verstanden, sei aber ein vollendeter Praktiker gewesen, nur etwas trocken, Bismarck nun habe einen ebenso praktischen Blick, sei aber durch Genialität ihm weit überlegen. So würde man dann wohl in den Zeitungen gesprochen haben. Jetzt aber hat er sich in der Zollreform auf einen andern Boden gestellt, ungefähr auf den Boden von 1818, den wir erst 1865 entschieden in der Richtung des Freihandels verlassen haben; nun ist er „reactionär", hängt Ansichten an, die schon hundert Jahre und

länger hinter uns liegen. Zwar der Reichkanzler wird dies zu tragen wissen, denn mit einer Mehrheit von hundert Stimmen ist ihm der Reichstag in der Hauptsache gefolgt. Aber es muß auch gesagt werden, daß von Wissenschaft hier gar nicht die Rede sein kann. Es handelt sich nur um eine Gesammtansicht vom Beruf des Staates und eine Gesammtansicht von der Natur und Fähigkeit der Menschen, also mehr um einen Glaubensartikel. Und hier muß man Dr. Bamberger den Ruhm der Consequenz lassen. Er hat einmal die Glaubensüberzeugung einiger englischen Wirthschaftslehrer, daß der Staat unfähig ist, positiv zweckmäßig in das Wirthschaftsgetriebe einzugreifen. Er soll sich möglichst auf formale Anordnungen, also auf das politische Bereich zurückziehen. Die Gesellschaft werde schon für sich sorgen und verstehe sich besser auf ihr Interesse als der Staat. Das ist der Kern der Ueberzeugungen der Freihändler. Ganz folgt ihnen Niemand, wie sich noch vor einigen Jahren bei der Bankfrage gezeigt hat. Und es ist nicht zu leugnen, daß man im Großen mehr und mehr diese Ansicht von Staat und bürgerlicher Gesellschaft verläßt. Man glaubt nicht mehr so unbedingt an die wirthschaftliche Unfähigkeit des Staates und an die Intelligenz der unteren Kreise, die „Harmonie der Interessen" erweist sich als ein Aberglaube, weder wissenschaftlich noch empirisch beglaubigt. Die Noth sucht bei dem Staate Zuflucht. Schon sind die gedrückten unteren Kreise in den entgegengesetzten Aberglauben an die Zauberkraft des Staates gerathen. Und die Socialisten würden das benutzen können, wenn nicht das Bild ihres Staates, der weder Freiheit noch ideale Güter übrig läßt, den Mittelstand abschreckte. Kurz, die Glaubensüberzeugungen des classischen Freihändlers sind überall zu Scheiter gegangen. Sie glänzen als ideale Punkte am Himmel der fernen Zukunft, aber sie werden abgewiesen, wenn es sich um die gegenwärtige Noth handelt. Damit muß man sich aussöhnen und man kann es, wenn man den Unterschied zwischen Doctrin und den Bedürfnissen des Lebens ruhig anerkennt. Aber es ist eben nicht allen gegeben und das ist eine Berührung der Freihändler mit den Religionsschwärmern, die durch keine Wirklichkeit veranlaßt werden, von den Thoren des himmlischen Jerusalem den Blick abzuwenden.

Uns fehlen also alle Motive, mit der Secession „linkwärts" zu gehen, ebensowenig gehen wir „rechtwärts", wohl aber möchten wir mit dem großen Reichskanzler und den anderen vorhandenen Parteien im Lande vorwärts. Weshalb wir manchmal dabei muthlos zu werden Gefahr laufen, liegt an dem Eindrucke, daß wir in Deutschland noch immer mehr an dem Parteiinteresse als am Ganzen hängen. Die Schrift „Secession" ist besonders geeignet, diesen betrübenden Eindruck zu machen.

Literatur.

Brand. Dramatisches Gedicht in fünf Acten. Nach H. Ibsen's Original „Brand" aus dem Norwegischen ins Deutsche übertragen und mit einem Vorworte versehen von P. F. Siebold. (Zweite Auflage.) Cassel, Theodor Kay. 1880. — Bei der Anzeige von Siebold's Uebersetzung von Heiberg's „Elfenhain" (Im neuen Reich 1880, I. Seite 724) haben wir erwähnt, daß nach des Uebersetzers Plane der „Elfenhain" den ersten Band einer „Anthologie der nordgermanischen (skandinavischen) dramatischen Literatur in deutschen Uebertragungen" bilde und diesem Erzeugnisse der dänischen Literatur H. Ibsen's „Brand" und A. Blanche's „Engelbrecht und seine Dalekarlier" als Vertreter der norwegischen und schwedischen folgen sollten. Siebold hat nunmehr in Betreff des „Brand" sein Wort eingelöst und damit seinerseits schon die zweite Uebersetzung dieses Stückes veröffentlicht. Außerdem sind, wie er in seinem Vorworte bemerkt, nach seiner ersten 1872 erschienenen Uebertragung noch zwei andere, von Julie Ruhkopf (1874) und Alfred von Wolzogen (1877), herausgegeben und beiden, namentlich aber der letzteren, macht Siebold den Vorwurf einer unerlaubten Benutzung seiner Arbeit; die mitgetheilten Proben lassen seine Anklage allerdings als begründet erscheinen, indessen enthalten wir uns ohne vollständige Vergleichung in einer so heikligen Frage jedes entscheidenden Urtheiles. Das können wir übrigens auch nicht verschweigen, daß uns die Art, in welcher Siebold sein Prioritätsrecht zu wahren sucht und sich durch die Mittheilung eines Briefes von Ibsen selbst den Werth seiner Leistung attestirt, keineswegs sympathisch ist.

Indem wir endlich von diesen Vorfragen zu dem Stücke selbst kommen, bemerken wir zunächst, daß unsere Aeußerung in jener oben erwähnten Anzeige des „Elfenhains", daß Ibsen's „Brand" schon längst ins Deutsche übertragen sei (daß Siebold selbst schon eine Uebersetzung veröffentlicht habe, war uns dabei nicht gegenwärtig), also vielleicht in der Anthologie durch ein anderes norwegisches Drama ersetzt werden könnte, nicht durch eine Unterschätzung des Werthes unsers Stückes dictirt war. Andererseits wissen wir uns freilich auch von jener Ueberschätzung frei, welche in „Brand" ein Seitenstück zu Goethe's „Faust", ein dichterisches Werk ersten Ranges sieht. Schon in rein dramatischer Beziehung hat wenigstens jener Theil des „Faust", welcher die Gretchenfabel enthält, einen höheren Werth, Ibsen's „Brand" aber ist als Drama unsers Erachtens von sehr zweifelhafter Bedeutung; dazu ist der concrete Stoff in ihm zu dürftig, zu sehr von Abstractionen überwuchert. In Ansehung des Ideengehaltes ist eine Zusammenstellung beider Dichtungen vollends unzulässig; weder an Tiefe noch an Folgerichtigkeit kann sich das norwegische Werk auch nur im Entferntesten mit dem deutschen messen. Jene Idee, welche der Pfarrer Brand hauptsächlich vertritt, daß nämlich der Mensch der Erfüllung der Pflicht Alles hintansetzen und opfern müsse, kann an und für sich gar nicht zu einem tragischen Conflicte führen; wird sie von einem vernünftigen, seine Pflicht richtig auffassenden Menschen alles Ernstes zur Wahrheit gemacht, kann demnach die Leidenschaft nicht zur Herrschaft gelangen oder kein Conflict verschiedener Pflichten entstehen, so kann der Träger dieser Idee zwar unendlich viel Schweres und Schmerzliches erfahren, aber ein tragischer Zwiespalt ist unmöglich. Soll also nach der Intention des Dichters Brand an der Vertretung dieser Idee zu Grunde gehen, so stehen wir vor einer Widersinnigkeit. Der Schluß des Werkes, an welchem gewissermaßen als Richtspruch über Brand das Wort „Gott ist die Barmherzigkeit" ertönt, läßt uns allerdings

an dem Vorhandensein jener Intention zweifeln; nach ihm macht ihn nicht der Grundsatz als solcher, sondern die Art, wie er seine Pflicht aufgefaßt hat, zum Opfer eines tragischen Conflictes. Nur liegt, so viel Anstoß jene Auffassung sonst auch erregt (z. B. in seinem Verhalten beim Tode seiner Mutter und in dem, was er von Agnes fordert), gerade im letzten Theile des Stückes ein Zusammenstoß der Pflichterfüllung mit der Barmherzigkeit in keiner Weise vor, sondern hier wird ein Gegensatz von Kirchenthum und Menschenthum aufgestellt, der an früheren Stellen der Dichtung wohl auch schon zum Vorschein kommt, aber als Hauptgedanke erst hier, wo das entscheidende Schlußwort doch so gar nichts mit ihm zu thun hat, auftritt. Aber nicht blos in dieser Vermischung zweier Ideen, sondern auch in der Charakteristik Brand's und in der Stellung, welche ihm der Dichter zu seiner Aufgabe und zu seiner Umgebung anweist, zeigt sich ein Mangel an Klarheit und Folgerichtigkeit. Wir erfahren nirgends, was sich Brand eigentlich als den specifischen Inhalt seiner Pflicht denkt; Alles, was er davon sagt, bewegt sich in allgemeinen Phrasen. In einem kleinen versteckten Winkel der Erde widmet er sich freiwillig einer seelsorgerischen und priesterlichen Thätigkeit, aber redet so davon, als gälte es, von diesem Winkel aus die ganze Welt aus den Angeln zu heben und auf einen andern Standpunkt zu versetzen; das, was in solcher Thätigkeit noth thut, stille, phrasenlose, das Thun gedrückter und in ärmlichen Verhältnissen lebender Menschen mit Verständniß erfassende Menschenliebe, kennt er gar nicht. Nun könnte man sagen, gerade dadurch wolle ihn der Dichter schuldig werden lassen; dann müßte er nur nicht durch Brand's Mund die Männer, welche diesen Weg des praktischen und sich auf einen kleinen Kreis beschränkenden Thuns betreten, so bitter als die „halben Liberalen" verspotten und sie absichtlich zu Karrikaturen machen; trotz alledem steckt in ihrem Thun offenbar wider die Absicht des Dichters mehr Vernunft als in dem des so stolz über sie aburtheilenden und in aller seiner „Ganzheit" so gar nichts zu Stande bringenden Phantasten. Zwischen dem, was Brand sein will, und dem, was er wirklich ist, besteht ein arges Mißverhältniß und schon räumlich ist er mit seinen großartigen Weltverbesserungsplänen innerhalb dieses kleinen und abgeschiedenen Stückes Erde eine widerspruchsvolle Erscheinung. Noch ein anderes Mißverhältniß macht sich bemerkbar zwischen den realen Zuständen, wie sie im Uebrigen der Dichtung zu Grunde liegen, und den phantastischen Elementen, welche nicht nur in dem Wesen von Brand selbst, sondern auch in dem des Zigeunermädchens Gard hervortreten; das Eine geht unvermittelt und unverbunden neben dem Andern her; von einem Zusammenhange des Realen und Phantastischen, wie ihn die Faustsage kennt und wie ihn Goethe für seine Dichtung so vortrefflich nutzbar zu machen gewußt, findet sich hier keine Spur. Immerhin ist Ibsen's Dichtung sowohl wegen ihres Ideenreichthums und wegen einer gewissen Großheit des Wurfes, die ihr unleugbar eigen ist, als auch um deswillen, weil sie ein interessantes Zeugniß für die in Norwegen augenblicklich herrschenden geistigen Strömungen ist, in hohem Grade der Beachtung werth. E—o.

Die neu-russische Taktik in ihrer gegenwärtigen Entwickelung mit besonderer Berücksichtigung der herrschenden Ausbildungsprincipien nach Dragomirow u. A. von A. v. Drygalski, Premierlieutenant a. D. Berlin, E. S. Mittler und Sohn. 1880. — In Rußland gährt auch das geistige Leben des Heeres. Dieser Proceß war durch den Orientkrieg eher unterbrochen worden, als daß er durch die Erfahrungen desselben erst angeregt worden ist. Das Wesen der alten Fechtweise, welche wir auf den Namen Suworow zu taufen pflegen, ist seit längerer

Zeit schon einer Prüfung unterworfen. Wir sehen in Rußland dieselben militärischen Fragen die Gemüther einnehmen, welche im westlichen Europa für und wider erwogen und vielfach bereits zu zeitweiligem Abschlusse geführt worden sind. Hier kämpft das Neue noch vielfach mit dem Alten und Uebergangsformen behaupten naturgemäß eine längere Existenz. Der General Dragomirow, ein gebildeter Soldat, darf vermöge seiner Stellung an der Spitze der Generalstabsakademie als ein Vertreter einer Hauptrichtung gelten, welche von der leitenden Persönlichkeit bei der Neuordnung des Heerwesens gewählt worden ist. Einer Hauptrichtung darf man nur sagen; denn daß zahlreiche verschiedene Strömungen auf der Oberfläche und in den unteren Schichten sich eingestellt haben, wird durch die Masse und die schnelle Erscheinung des Neuen erklärlich. Dragomirow ist seinem eigentlichen Wesen nach der Vertheidiger der alten Eigenthümlichkeiten der russischen Armee, welche den unbestrittenen Werth derselben begründet haben, doch blieb er nicht auf diese Gesichtspunkte beschränkt. An der Hand der Schriften von Dragomirow, vorzugsweise eines Lehrbuches, welches der Verfasser zum Theile wörtlich wiedergiebt, versucht der Letztere ein Bild des gegenwärtigen Standes der gesammten Armeeverhältnisse Rußlands zu geben, indem er die Anschauungen anderer Officiere einfügt, beziehentlich gegenüberstellt. Wir kennen auch in Deutschland eine Reihe bedeutender russischer Militärschriftsteller, deren Urtheile unser Interesse erregen. Es wird ungeheuer viel in Rußland Militärisches geschrieben. Auch gelesen wird viel, wenigstens die Verbreitung der Fachjournale und namhafter Werke bis in die entferntesten Truppenstandorte des Reiches wird in anerkennenswerther Freigebigkeit von der Regierung gefördert. Die Discussion organischer Fragen innerhalb der Officierkreise wird häufig mit einer für unsere deutschen Gewöhnungen befremdlichen Offenherzigkeit vorgenommen. Von all diesen Dingen wünscht der Verfasser einen Ueberblick zu geben und im großen Ganzen darf das Unternehmen als gelungen gelten, zumal die Kenntniß der russischen Sprache bei uns selten ist und wenig Material in deutscher Sprache existirt, welches darüber zusammenhängenden Aufschluß zu geben vermag.

Max Nordau, Paris unter der dritten Republik. Neue Bilder aus dem wahren Milliardenlande. Leipzig, B. Schlicke. 1881. — Eine Reihe von leicht hingeschriebenen Skizzen aus dem neuen republikanischen Paris, worin theils hervorragende politische und literarische Persönlichkeiten geschildert sind, theils die äußere und innere Physiognomie, welche die Stadt unter dem jetzt zehnjährigen Regimente der Republik angenommen hat. Diese Feuilletons waren eine ganz angenehme Illustration der Tagesgeschichte und haben somit ihren ursprünglichen Platz wohl ausgefüllt; tiefere Studien darf man aber nicht in ihnen suchen, weder in den literarischen Portraits, und noch weniger in den politischen Räsonnements, die der Verfasser zum Besten giebt. Er sieht ungemein optimistisch in die französische Zukunft und ist überzeugt, daß, was heute in Frankreich vorgeht, „ein Bild der näheren oder entfernteren Zukunft aller übrigen Culturvölker sei.“ Was er freilich über die bewundernswürdige Abwendung des französischen Geistes vom persönlichen Regimente sagt, erfährt durch seine eigenen Schilderungen von Gambetta und Victor Hugo eine seltsame Beleuchtung. Der Sehwinkel des Verfassers reicht aus, ganz hübsche Bilder aufzufassen, die Versuche in divinatorischem Scharfblicke hätte er sich besser erspart. g.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.
Ausgegeben: 5. Januar 1881. — Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig.

Die Zustände in Irland.

I.

Seit einiger Zeit zieht Irland die Blicke der gesammten europäischen Menschheit, zu seinem eigenen Unglück und zu Europas Entsetzen, von neuem auf sich. Wer Irland und die dortigen Verhältnisse kennt, konnte leicht vorher sehen, daß sich dort endlich solche Scenen einer weitreichenden Volkswuth ergeben würden, wie wir sie jetzt mit Schrecken erleben. Der Verfasser dieser Zeilen gehört zu denen, die seit Jahrzehnten die jetzt dort eintretende Wendung der Dinge vorher gesehen und vorher gesagt haben. Wie die Uebel, an denen die von der Natur reich ausgestattete Insel leidet, entstanden sind, ist eben auch leicht geschichtlich nachzuweisen. Wenn es nur auch eben so leicht wäre zu sagen, wie diesen Uebeln abzuhelfen sei! Doch leider so leicht es ist, Vergangenheit und Gegenwart des Landes zu beurtheilen, das Wesen des alles bedingenden Unheiles bei Namen zu nennen und dessen Entstehung festzustellen, so schwierig ist es, den Ausweg aus diesem unseligen Labyrinthe zu zeigen. Zustände, die durch Jahrhunderte theils unvernünftiger, theils sogar ruchloser Mißregierung von Grund aus verdorben sind, lassen sich nicht so leicht gesund wieder herstellen, und wenn es dann blinde Leidenschaft unternimmt, wie das eben jetzt geschieht, altes Unrecht durch ein neues zu tilgen und zu sühnen, so fügt sie in der Regel nur ein neues Unheil zu dem alten.

Bedenklich für Großbritanniens Zukunft ist vor allem, daß die Uebel, die gegenwärtig Irland in wilde Aufregung versetzen, sich auch in Schottland und selbst im eigentlichen England geltend machen, wenn sie auch hier in anderen Formen, und vor der Hand in weit geringerem Grade, zu Tage treten, ohne bis jetzt die Leidenschaften der Menge anzufachen.

Was die Zukunft der drei als Großbritannien und Irland vereinigten Königreiche ernstlich bedroht, ist der böse Umstand, daß der Bauernstand dort gänzlich verschwunden, und alles Grundeigenthum in sehr wenigen Händen vereinigt ist. Es ist gewiß ein unnatürliches und gefährliches Verhältniß, wenn in einer Nation, die an achtundzwanzig Millionen Individuen zählt, nur etwa zehntausend Familien wirklichen Antheil am Grundbesitz haben.

Der Bauernstand ist verschwunden in Irland und in Schottland wie in England, aber unter sehr verschiedenen Bedingungen. In England ist dabei kein Recht verletzt worden; es ist dabei, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, ganz mit rechten Dingen zugegangen. In Schottland dagegen und ganz besonders in Irland ist schweres Unrecht gegen den Bauernstand verübt worden.

Wenden wir zunächst, um den Unterschied hervorheben zu können, den Blick auf England. Wir übergehen dabei das Fürstenthum Wales, in welchem sich die bäuerlichen Zustände aus keltisch-römischen Colonatsverhältnissen entwickelt haben, die dem Landvolke bei weitem ungünstiger waren als das deutsche Gewohnheitsrecht, das Angeln und Sachsen mit hinüber brachten in ihre neue Heimath. Aus mehreren Stellen der Gesetzsammlungen, die uns aus jener fernen Zeit des Inselreiches erhalten sind, geht hervor, daß es auch unter den sächsischen Königen des Landes schon Bauernhöfe gab, auf denen Knechte angesiedelt waren, und neben den freien Landgemeinden auch Gemeinden höriger Bauern, die einem Häuptling, einem Atheling, unterthan waren. Das darf uns nicht befremden, da Tacitus solche Zustände schon bei den Germanen seiner Zeit kennt. Die Dienstbarkeit scheint aber eine verhältnißmäßig milde gewesen zu sein, wie sie eben auch Tacitus schildert.*) Vielfach scheint auch in England, schon zur Zeit der sächsischen Könige, ein Uebergang freier Wehren in einen mehr oder weniger bedingten Zustand der Hörigkeit stattgefunden zu haben, wie das ja auch in den deutschen Reichen auf dem Festlande der Fall war.

Die Eroberung Englands durch Wilhelm von der Normandie machte in dem unterworfenen Lande der Freiheit des Landvolkes bis auf sehr wenige zweifelhafte Ausnahmen ein Ende. Der eiserne Arm des normännischen Königs und des normännischen Ritters legte sich mit furchtbarem Gewicht auf das Land. Nach dem Lehnrecht, das wohl nirgends so ganz ausschließlich, so folgerichtig und mit solcher Strenge durchgeführt worden ist, als eben in dem England der normännischen Könige, war aller Grund und Boden Eigenthum des Königs, der einzelne Theile davon mit allem Landvolk, das darauf hauste, seinen Edlen zu Lehn gab.

Ganz frei von Dienstbarkeit und Hörigkeit scheint sich unter den normännischen Königen keine einzige sächsische Bauerschaft erhalten zu haben. Wir ersehen freilich aus den Urkunden jener Zeit, daß die Unterthänigkeit auch damals mehrfache Abstufungen hatte, daß es auch mildere Formen derselben gab; die große Masse des Landvolkes aber sank ohne Zweifel auf die unterste Stufe hinab, und verfiel einer Leibeigenschaft, die nicht härter gedacht

*) — Ceteris servis non in nostrum morem descriptis per familiam ministeriis utuntur: suam quisquam sedem suos penates regit. Frumenti modum dominus aut pecoris aut vestis ut colono injungit, et servus hactenus paret. Germ. 25.

werden kann. Wie drückend diese Zustände waren, das geht schon aus den Bauernaufständen und Bauernkriegen hervor, die sich zur normännischen Zeit so häufig wiederholten, und charakteristisch ist dabei, daß die Bauern niemals volle Freiheit verlangten, sondern immer nur die Gesetze Eduard des Bekenners, die Zustände heißt das, wie sie zur Zeit der sächsischen Könige gewesen waren. Auch der Oberrichter Granvil, der die Verhältnisse seiner Zeit, nämlich des zwölften Jahrhunderts darlegt, zeigt uns die Bauern in der weit überwiegenden Mehrzahl ohne jegliches Rechtsmittel ihren Herren gegenüber, selbst ohne Eigenthumsrecht in Beziehung auf fahrende Habe, und zu unbestimmten Diensten ganz nach der Willkür des Herrn verpflichtet; daneben andere in geringerer Anzahl, die nur zu bestimmten Leistungen verbunden sind; endlich als besonders bevorzugte Klasse auch persönlich freie Zinsbauern.

Die Keime einer bessern Zukunft blieben dadurch bewahrt, daß sich eine ziemliche Anzahl sächsischer Edlen sich als sogenannte Franklins, wenn auch ohne alle politische Bedeutung, doch als Lehnleute des Königs geringeren Grades im Besitze von Land und Leuten behauptet hatten. Es finden sich ihrer eine ziemliche Anzahl in „Doomsday Book", der Landrolle, verzeichnet, die Wilhelm der Eroberer aufnehmen ließ, und es fällt, beiläufig bemerkt, gar seltsam auf, einige der dort genannten Familien mit ihren sächsischen Namen, wie z. B. Elmenhorst, Walpole, Scharneborn 2c. noch heute im Besitze ihrer damaligen Ländereien zu finden. Diese sächsischen Landherren und ihre Hintersassen waren die hauptsächlichsten Bewahrer des alten Volksrechtes, und als ihre Behörden blieben neben der Feudalhierarchie, die der normännische König einführte, auch die alten Volksmagistrate bestehen, namentlich der vom König ernannte Gaugraf, der Shiregerefa (Sherif). Ueberhaupt tritt in England besonders erkennbar hervor, welche Lebenskraft ein Gewohnheitsrecht in sich trägt, das seine Wurzeln wirklich im Volksleben hat. Vielfach können die Stürme bewegter Zeiten darüber hingehen, ohne es zu zerstören. Die Genossen der Landgemeinden verlieren so zu sagen den Glauben daran nicht; durch jeden Eingriff ist in ihren Augen das Recht nur verletzt, nicht geändert, und so ist man oft veranlaßt darüber zu erstaunen, wie viel davon selbst nach längeren Perioden der Unterdrückung lebendig wieder zu Tage tritt.

Auch kamen bessere Zeiten, die mildere Sitten herbeiführten. Zwar die berühmte Magna carta der Engländer bestimmte gar nichts zu Gunsten des Landvolkes. Englische Rechtsgelehrte lieben es zwar auf einen Punkt dieser Urkunde zu verweisen, der angeblich zu Gunsten der Bauern eingefügt ist. Es ist da verordnet, daß, wenn ein Bauer Schulden halber ausgepfändet wird, die Pfändung sich nicht auf sein Arbeitsvieh und sein Ackergeräth erstrecken darf. Es gehört aber wohl kein großer Scharfsinn dazu, gewahr zu werden, daß auch dies Gesetz lediglich zu Gunsten der Grundherren erlassen.

war. Der einer begünstigteren Klasse angehörende Bauer, der ein Eigenthumsrecht an seine fahrende Habe beanspruchen konnte, sollte nicht, um einen Gläubiger, einen Städter oder Nachbar, zu befriedigen, außer Stande gesetzt werden können, dem Herrn die Frohndienste zu leisten, zu denen er verpflichtet war. Die Barone, welche die Magna carta erzwungen hatten, sorgten eben nur für sich selbst und für Niemand sonst. Ihr Streben ging dahin, England zu einer Ritterrepublik zu machen, mit einem ohnmächtigen König an der Spitze, der nur den Willen der Ritterschaft auszuführen hätte. Aber eben dieses Streben führte bessere Zustände herbei. Es kam zwischen der Krone und dem Adel zu den langjährigen Kämpfen, die in der englischen Geschichte als der Baronenkrieg bezeichnet werden. In diesen unruhigen Zeiten bedurften beide Parteien des Volkes; dieser Umstand bewirkte, daß auch Abgeordnete der Städte zu den Parlamenten berufen wurden, die bis dahin einfach Lehnhoftage gewesen waren, auf denen Niemand Sitz und Stimme hatte als die ritterlichen Lehnleute der Krone. Dieselbe Zeit brachte aus denselben Gründen auch eine wesentliche Verbesserung in der Lage des Landvolkes mit sich. Wir finden nach diesen Kriegen, zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts überall in England, so weit die damaligen örtlichen Verhältnisse bekannt geworden sind, die Bauern zwar zu mannichfachen, aber doch nur zu bestimmten Frohndiensten verbunden, nicht mehr zu unbestimmten, die der Herr ganz nach Willkür fordern konnte. Zur Zeit Eduard's III. sehen wir es als Grundsatz, als althergebrachtes Gewohnheitsrecht anerkannt, daß der Bauer sein Land verwirkt, wenn er seinen Dienst nicht leistet, daß der Grundherr es ihm in diesem Falle entziehen kann. Aus einer solchen gesetzlichen Bestimmung folgt von selbst, daß der Grundherr den Bauer nur in dem Falle, den das Gesetz nennt, außer Besitz seines Hofes setzen kann. Das Gesetz verfügt für einen Fall, der eine Ausnahme bildet; die allgemeine Regel, die ein Besitz- und Erbrecht des Bauern anerkennt, das nur in dem angegebenen Falle aufgehoben wird, ergiebt sich daraus von selbst. Leider giebt die wenig bearbeitete Rechtsgeschichte Englands keine Antwort auf die Frage, was dann weiter mit dem eingezogenen Bauernlande geschah. Wir erhalten nirgends unmittelbare Auskunft darüber, ob der Grundherr solches Bauernland in seinem unmittelbaren Besitze behalten durfte, oder ob er es wieder als Bauernlehn vergeben mußte. Doch ist das letztere sehr wahrscheinlich, denn das Gesetz unterschied schon damals der Krone zu Ritterdienst verpflichtete Domanial-, und einem Grundherrn zu bäuerlichen Leistungen verpflichtete Rustical-Ländereien, ganz wie bis auf die neueste Zeit herab, als „freehold“ und „copyhold“. So hatte sich die strenge und regellose normannische Leibeigenschaft wieder zu Hörigkeit nach altem Sachsenrechte gemildert.

Unter Eduard IV. ließen die königlichen Gerichtshöfe ganz entschieden

Klagen der Bauern der „Copyholders“ gegen ihre Grundherren in Beziehung auf Verletzung in ihren Besitzrechten zu, wodurch denn das bäuerliche, bedingte Landeigenthum unter den wirksamsten Schutz der allgemeinen Reichsgesetze gestellt war. Auch in Beziehung auf die Beurtheilung persönlicher Verhältnisse wurden die Entscheidungen der Gerichtshöfe der Freiheit stets günstiger; es wurde, vorkommenden Falls, der positive Beweis, nicht der Freiheit, sondern der Leibeigenschaft gefordert. Ausdrückliche Freilassungen kamen hinzu, die Leibeigenschaft verschwand allmählich.

Wir übergehen die Einzelheiten der veränderten wirthschaftlichen Lage, welche steigende Cultur und zunehmender Reichthum im Laufe der Jahre herbeiführten. Im Wesentlichen und dem Rechte nach blieben die Verhältnisse unverändert, bis die bürgerlichen Kriege unter Carl I. eine gänzliche Umgestaltung derselben mit sich brachten.

Religiöse und politische Bestrebungen vereint hatten diese Kämpfe hervorgerufen, die schließlich dem gesammten Leben des Staates, in scheinbar alten Formen, eine durchaus veränderte Bedeutung gaben, indem sie die ständische Verfassung des Reiches in eine parlamentarische umwandelten. Mancherlei zum Theil drückende Rechte, welche die Krone den ritterbürtigen Lehnsträgern gegenüber hatte, sowie die Verpflichtungen der Bauernschaften gegen die Grundherren, waren in den unruhigen Zeiten außer Uebung gekommen und überhaupt in tumultuarischer Weise der Vergessenheit verfallen. Sie wieder herzustellen hielt man, als Carl II. auf den Thron seiner Väter zurückgerufen wurde, wohl mit Recht für unmöglich. Die Gesetzgebung des Jahres 1660 trat in das Mittel, und suchte zu versöhnen, indem sie sich bemühte, Altes und Neues auszugleichen. Die Parlamentsbeschlüsse dieses Jahres sind von viel größerer Bedeutung als die „glorreiche Revolution“ von 1688, auf die der Blick der Engländer ausschließlich geheftet bleibt. Sie verfügten die Emancipation des Bauernstandes.

Alle realen Verpflichtungen der Bauernschaften den Grundherren gegenüber wurden aufgehoben, den Grundherren blieb von ihren früheren Rechten nichts übrig als die Patrimonialgerichtsbarkeit, die in der Theorie bis auf den heutigen Tag fortbesteht, aber durch die Concurrenz der königlichen Friedensgerichte ganz von selbst und ohne daß es dazu eines besondern Beschlusses bedurft hätte, auf eine bloße Feld- und Flurpolizeigerichtsbarkeit beschränkt worden ist. Ferner ist dem Grundherrn, durch sehr strenge Gesetze geschützt, die Jagd auf den Bauernländereien geblieben; desgleichen das Bergwerksrecht, das anderswo regal, in England grundherrlich ist, endlich „treasure trove“, der „Fund“, wie deutsche Juristen sagen, d. h. ein auf Bauernland gefundener Schatz gehört nicht dem Besitzer des Feldes, sondern dem Grundherrn. Endlich war dem Grundherrn, bis auf die neueste Zeit herab,

der Heimfall jedes Bauerngutes seiner Herrschaft vorbehalten, sowohl für den Fall, daß die besitzende Familie ausstarb, als für den, daß der Besitz durch ein Verbrechen (z. B. Hochverrath) verwirkt wurde.

Die Art, wie die Grundherren für die aufgegebenen Rechte entschädigt wurden, war, beiläufig bemerkt, gleichfalls von tief gehender geschichtlicher Bedeutung. Die Krone erließ ihren ritterbürtigen Lehnsträgern alles, was noch von Lehnsabgaben und -Pflichten bestand: die Entrichtung einer besondern Abgabe bei Erbfällen, das Recht Lehen, die Unmündigen zufielen, als Vormund zu verwalten und zu nützen und dergleichen mehr. Die Krone verlor damit alle Einkünfte, die sie unabhängig von den Bewilligungen des Parlamentes in eigenem Rechte besaß. Die Regierung wurde dadurch, in finanzieller Beziehung, ganz und unbedingt abhängig vom Parlamente.

So war denn nun der Bauernstand in England durchaus selbständig geworden. Seltsam aber ist, daß ihm dabei keinerlei politische Rechte zugestanden wurden. Das Unterhaus bestand aus Abgeordneten der Grafschaften (Shires) und der Städte. Die ersteren aber waren nicht eigentlich Vertreter der allgemein gedachten Grafschaften, sondern ganz bestimmt Vertreter nur des ritterbürtigen Adels in den Grafschaften. Ursprünglich durften dazu nur angesehene Herren gewählt werden, die den Ritterschlag erhalten hatten, und herkömmlich werden noch heute die Vertreter des flachen Landes, der Grafschaften, die Ritter aus den Grafschaften (knights of the shires) genannt. Gewählt wurden sie ausschließlich nur von den Mitgliedern der Genossenschaft, das heißt von den Ritterlehns-, Freilehnsbesitzern in der Grafschaft. Niemand sonst hatte mitzustimmen. Um den Einfluß der großen Grundbesitzer den kleinen gegenüber zu steigern, hat man Mittel gefunden, die Pächter von Domanialländereien zu Wählern zu machen, dadurch nämlich, daß man solche Pächter vermöge gewisser Klauseln im Pachtcontracte (z. B. die Befugniß, die Pacht zu veräußern, einem Anderen gegen Entschädigung zu überlassen) als Besitzer von Freilehen auf Lebenszeit oder auf eine bestimmte Anzahl Jahre gelten ließ. So ergab sich das gewiß sehr eigenthümliche Verhältniß, daß die Pächter von Domanialländereien Wähler waren, und die wirklichen Besitzer von Bauernländereien nicht. Der Bauernstand blieb auch nach seiner Emancipation, so lange er überhaupt in England als besonderer Stand ein eigenthümliches Dasein hatte, bis auf unsere Tage herab ohne alle und jede Vertretung im Parlamente.

Trotz dieser Seltsamkeit hatten sich die Verhältnisse für den Augenblick sehr glücklich gestaltet; wenn es nur dabei geblieben wäre! Aber die Gesetzgebung schützte diesen Zustand, diese Art der Auftheilung des Grundes und Bodens in keiner Weise; die Gesetze Englands kennen Landgüter als geschlossene Realeinheiten nicht, und verhindern oder erschweren deren Aufhebung oder

Zusammenlegung so wenig als ihre Theilung. England aber erhob sich nach seiner großen Revolution stufenweise, in rascher Folge zur ersten Seemacht und zur ersten Handelsmacht der Welt, und Gesetz und Sitte, von dem steigenden Reichthume unterstützt, führte dahin, daß das Grundeigenthum, in große Besitzungen zusammengefaßt, sich in immer wenigeren Händen vereinigte.

Nicht daß alles oder das meiste Landeigenthum in England Majorat wäre, wie man wohl hin und wieder angenommen hat; es giebt im Gegentheil dort zu Lande nur sehr wenig eigentliche Majorate. Auch das Erstgeburtsrecht trägt dazu nicht ganz so viel bei, als man glauben sollte. Zwar erbt, wenn nicht ein Testament näheres oder anderes bestimmt, der älteste Sohn jedes Hauses alles liegende Vermögen der Familie allein: aber er erbt es als vollkommen freies Eigenthum, mit dem er ganz nach Belieben schalten kann, ohne die Verpflichtungen, die den Besitzer eines Majorats oder Fideicommisses beschränken. Es steht ihm frei, die ererbten Güter ganz oder theilweise zu veräußern, mit Schulden zu belasten u. s. w. Sehr allgemein aber sind in England Substitutionen (entails). Jeder Grundeigenthümer kann durch Testament den nächsten zur Zeit der Abfassung eines solchen letzten Willens noch nicht geborenen Erben seiner Besitzungen zum eigentlichen Erben einsetzen, so daß alle vor ihm Berechtigten nur zu Genuß auf Lebenszeit gelangen. Die betreffende Besitzung wird auf die Zeit bis zum vollendeten einundzwanzigsten Jahre jenes substituirten Erben ein unantastbares, unveräußerliches Fideicommiß; der Erbe tritt bei Lebzeiten seines Vorgängers nicht in Genuß, Veräußerungen aber, Belastungen mit Schulden und dergleichen, die vom Augenblicke seiner Mündigkeit an wieder möglich werden, hängen von seiner Zustimmung ab. Herrschende Sitte gebietet, diese Verfügungen zu erneuern, so oft sie erlöschen, und so ist denn allerdings ein sehr großer Theil alles Grundeigenthums in England vermöge nur für eine Zeit gültiger, aber immer nach kurzen Unterbrechungen erneuerter Bestimmungen, Fideicommissum. Verkleinert kann eine solche Besitzung natürlich nur sehr ausnahmsweise werden, daß sie sich dagegen von Zeit zu Zeit durch neue Ankäufe vergrößert, liegt in der Natur der Verhältnisse.

In der That haben die Besitzer der Rittergüter (manors) die Bauerschaften nach und nach ausgekauft, so daß ihnen nun das ungetheilte Eigenthum auch der Rusticalländereien ihres Gebietes zusteht. Reiche Besitzer haben nicht selten Bauernländereien auch in fremden Gebieten an sich gekauft, woraus zum Theil sehr verwickelte Verhältnisse entstanden sind.

An die Stelle der Bauern traten Pächter, was aber auch in dem Maße, wie sich ein kapitalreicher Pächterstand bildete, eine fortschreitende Verminderung der landwirthschaftlichen Anwesen herbeiführte. Wie einerseits die

alten Domanialländereien in Pachthöfe zerschnitten waren, wurden nun andererseits stets mehrere Bauerngüter zu einem größeren Meierhofe zusammengelegt, auf dem der Pächter den nöthigen Raum fand, ein ansehnliches Betriebskapital zu verwenden und zu verwerthen.

Nicht nur die Zahl der Landeigenthümer, sondern auch die der selbstständigen Landwirthschaften und der Familien, die nicht als Knechte oder Tagelöhner, sondern selbständig vom Ackerbau leben, ist in England eine sehr geringe geworden. Es giebt auf den 2398 Quadratmeilen des eigentlichen Englands, wenn man von den 236 000 Anwesen, die da außerhalb der Städte gezählt werden, die Luxusbesitzungen abrechnet, kaum 200 000 landwirthschaftliche Anwesen, d. h. weniger als auf 743 Quadratmeilen Schlesiens. Auf jeden landwirthschaftlichen Betrieb kommt in England im Durchschnitt ein Areal von 64 Hektaren, was als Durchschnittsgröße gar viel ist; und wenn gleich die Ergebnisse des von einem gewaltigen Kapital unterstützten Landbaues glänzend genannt werden können, so muß man doch gestehen, daß solche Verhältnisse in einem dicht bevölkerten Lande, das mehr als 5000 Einwohner auf die Quadratmeile zählt, ihre sehr bedenkliche Seite haben. Doch wie sehr das Verschwinden des Bauernstandes in England auch zu beklagen sein mag, wie viel Unheil sich daraus auch vielleicht noch ergeben mag, es ist dabei wenigstens, wie gesagt, mit rechten Dingen zugegangen. Abgerechnet, daß hin und wieder bei Einhegungen und Theilungen von Gemeindeländereien der eine und der andere der ärmeren Dorfbewohner nicht wie er sollte berücksichtigt worden sein mag, ist kein Recht geradezu verletzt worden; mit einem Worte, die heutigen Verhältnisse haben sich da in einer Weise gebildet und entwickelt, gegen die juristisch gar nichts einzuwenden ist.

Anders wohl schon in Schottland, besonders im nördlichen Gebirgslande. Die englischen Gerichte und Rechtsgelehrten kleben am Buchstaben der Urkunden wie keine anderen. Die Urkunden auf denen der adelige Grundbesitz beruht, Lehnverleihungen oder Bestätigungen des Besitzes, besagen aber in Schottland wie überall im Mittelalter, dem edeln Lehnsträger sei der in der Urkunde bezeichnete Landstrich mit allen dazu gehörigen Bauernhöfen, Mühlen, Rechten und Gerechtsamen u. s. w. verliehen. Die bedingenden Rechte der Untersassen, die auf Herkommen und Gewohnheitsrecht beruhten, verstanden sich überall von selbst. Der Sinn der Urkunde war, daß der Lehnsträger berechtigt sei, die herkömmlichen Dienste und Leistungen von den Insassen seiner Herrschaft zu fordern. Der Wortlaut schien ihm ein unbedingtes Eigenthumsrecht zuzusprechen. Zu einer Zeit, wo man sich in England daran gewöhnt hatte, sich alles Grundeigenthum in den Händen weniger adeliger Familien und von Pächtern bebaut zu denken; wo man sich in solchem Grade in diese Vorstellungen eingelebt hatte, daß man dieselben Zustände gleichsam

als die allein möglichen, auch in der Vergangenheit voraussetzte und selbst zur Zeit und unter der Herrschaft der sächsischen Könige wieder zu finden glaubte, zu einer solchen Zeit konnte sich eine Ansicht festsetzen, die in dem Edlen des keltischen Landes nicht den Häuptling eines Stammes, eines Clans sieht, sondern den Eigenthümer der ganzen Landschaft, welche der Clan bewohnt. Die Mitglieder des Stammes, die in ihm ein patriarchalisches Oberhaupt verehrten, und ihm als solchem einen Theil der Erzeugnisse ihres Landbaues darbrachten, wurden demgemäß nicht etwa als dinglich hörige Bauern betrachtet — ein solcher Zustand hätte ihnen Rechte an den Grund und Boden gelassen —: man ließ sie nur als Pächter gelten, die durchaus auf fremder Scholle wirthschafteten; getheiltes Eigenthum wollte man nirgends sehen. So schienen die Urkunden das Verhältniß aufzufassen und auszusprechen; Herkommen konnte dagegen nicht gelten; was es den Bauern bis zur Zeit gewährt hatte, wurde als Herrengunst angesehen, die natürlich jeden Augenblick zurückgenommen werden konnte. Wo war ein schriftlicher Beweis aufzuweisen, daß jene Landstriche, die man zum Theil Provinzen nennen könnte, als Gesammteigenthum des Clans anzusehen seien, der Häuptling aber nicht für den Grundherrn, sondern für das Oberhaupt des Stammes gelten müsse? — Hatte er doch wirklich, bei der unbegrenzten Hingebung seiner Untersassen, im Innern des Stammeshaushaltes Alles, selbstverständlich auch die ökonomischen Verhältnisse ohne Widerrede geordnet.

So begünstigte die zur Zeit herrschende Auffassung des Rechtsverhältnisses die Häuptlinge ihren Untersassen gegenüber, als die Aufmerksamkeit der Ersteren sich auch hier, wenn auch später als sonst wo in Europa, auf Verminderung ihres bewaffneten Gefolges und Vermehrung ihrer Einkünfte in Geld und Gut richtete. Die Umgestaltung mußte der Regierung um so erwünschter kommen, da sie eine Macht vernichtete, die ihr leicht gefährlich werden konnte. Nur wo es früher zu Streit zwischen Häuptling und Untersassen und zu einem Vertrage, zur schriftlichen Abfassung eines Hofrechtes, wie wir sagen würden, gekommen war, konnten die Bauern des Hochlandes in gesichertem Besitze bleiben, denn da lag eine bestimmte Urkunde vor, die ihr Recht bestätigte. Aber wo war es, gerade in solchen patriarchalischen Verhältnissen, wie in dem keltischen Schottenland herrschten, je dazu gekommen? — Uns ist nur ein Fall dieser Art bekannt geworden, der sich in der Nähe von Glasgow ereignet hat.

So konnte es denn auch hier mit aller Macht an jenes vielgepriesene „clearing of estates" (Aufräumen des Landbesitzes) gehen; an die Vertreibung aller Insassen, die bisher einen geringen herkömmlichen Zins bezahlten und bei wenigem Kapital und mangelhaften technischen Kenntnissen nicht allsogleich in einen energisch betriebenen Landbau überzugehen und eine

wirkliche und zwar hohe Pacht zu zahlen im Stande waren. Wenn sie sich nicht in die neuen Verhältnisse zu finden wußten, mochten sie nach Amerika auswandern, um betriebsamen, kapitalreichen Pächtern aus dem Süden Platz zu machen, die große Höfe und Schafzucht nach großem Maßstabe einrichteten. Daß diese Verbesserungen den Ertrag gesteigert haben, besonders den Ertrag, der schließlich in den Händen des Grundherrn blieb, das steht außer Zweifel. Ueber harte, unbillige Maßregeln der Ausführung ist hin und wieder geklagt worden. Daran aber, daß möglicherweise die Rechte der Bauern an dem Grund und Boden verletzt worden sein könnten, scheint, der einmal herrschenden Ansicht gemäß, Niemand gedacht zu haben.

So sind in Schottland, wo wirklich der allermeiste Grundbesitz Majorat ist, die Verhältnisse der Vertheilung des Grundeigenthums und der Auftheilung zur Benutzung zum Theil noch ungünstiger geworden als in England. Man zählt im ganzen Lande auf 1461 Quadratmeilen kaum 7800 Grundeigenthümer, und diese Zahl umfaßt natürlich auch alle Eigenthümer von Luxusbesitzungen und Gemüsegärten bei den Städten, sowie die Besitzer ganz kleiner Freigüter, die man allenfalls Bauern nennen könnte. Im Ganzen also nur elf Grundeigenthümer auf je zwei Quadratmeilen. Acht Neuntheile des Grund und Bodens werden von Pächtern bestellt. Die Pachtungen sind großentheils durchschnittlich kleiner als in England, zum Theil aber auch, nämlich da, wo hauptsächlich Schafzucht betrieben wird, von ganz gewaltigem Umfange. Die Zahl der landwirthschaftlichen Anwesen betrug vor einer Reihe von Jahren in runder Zahl 80 000 im ganzen Lande, davon waren aber 54 000 so klein, daß sie ohne Gesinde von dem Pächter und seiner Familie allein bestellt wurden. Schon daraus läßt sich entnehmen, von welchem Umfange die 26 000 anderen sein mußten, auf denen Gesinde gehalten wurde.

Seitdem hat sich die Zahl der landwirthschaftlichen Anwesen noch erheblich vermindert, und das durchschnittliche Areal derselben in gleichem Verhältnisse vergrößert. Theodor von Bernhardi.

Ueber Klopstock.

II.

Wie Klopstock das Gefühl befreite, so gebührt ihm der Löwenantheil an der Schöpfung der neuen Dichtersprache. Die Anerkennung dieser Leistung ist ihm früh von Lessing und Herder geworden. Er selbst preist sich in dem Fragment „Zur Geschichte unserer Sprache“ recht geschmacklos als den

Meister nach Luther, Opitz und Haller. Wilhelm Schlegel rühmt: „Er schuf uns eine Dichtersprache; die deutsche Poesie ehrt in ihm den Vater." Hagedorn und die ganze französirende Dichterschule fand in anmuthig tändelnder Glätte das Ideal, von den ernsten Poeten rang der gedrungene Haller noch zu mühsam mit dem Ausdruck und Pyra war der steifen Gravität noch nicht ledig — Klopstock aber, von Milton's und Young's Uebung und von Bodmer's, Breitinger's und Meier's Theorie lernend, handhabt die neue pathetische Rede und den neuen Vers schon mit einer instinctiven Sicherheit. Sein Aufsatz „Von der Sprache der Poesie", zu eigensinnig im Abgrenzen der gebundenen und ungebundenen Rede, enthält unveraltbare Grundsätze. Wie Melodien hallt dem Ohre zu, was die Dichtkunst dem Geiste schafft. In der That, wie er wegen der Meisterschaft in Wortverschränkung, Satzgliederung und Accentuirung der Machtwörter ein grammatischer Poet genannt worden ist, so gehört er mit Brockes, Kleist und anderen zu den musikalischen Poeten des achtzehnten Jahrhunderts. Vieles ist geradezu recitativisch und arienmäßig gehalten, nicht nur Deborah und Miriam, auch Maria und Eva singen Duette und das Ganze klingt in einem großen Hallelujah aus. War doch Händel's Messias vorausgegangen, eine Leistung, auf welche Klopstock mit Stolz blickte. In der Klangmalerei ist er groß. Klopstock will nicht gelesen, sondern gehört werden. Man glaubte Gluck zu ehren, wenn man ihn, der manche Oden componirt hat, den Klopstock der Musik nannte, aber man rühmte auch Klopstock als den Gluck der Poesie. Herder, Boie, Schubart, dieser öffentlich in süddeutschen Städten, wußten seine Verse meisterlich zu declamiren. Die Anekdote aus Goethe's Knabenzeit ist jedem geläufig. Klopstock hat nach geringfügigen Versuchen älterer und neuerer Vorgänger den Hexameter und die antiken Odenmaße für Deutschland gewonnen, und obwohl er uns anfangs über schwere Dactylen und unrichtige Betonungen stolpern macht, später aber metrischen Schrullen verfällt, war ihm stets ein starkes rhythmisches Gefühl eigen. Seiner pathetischen Diction fehlen die Ruhepunkte. Es ist unmöglich, zwanzig Gesänge hindurch diese Wucht, diesen lyrischen Ueberschwang, diese feierlich rauschenden Perioden und diese prägnanten kurzen Sätze, diese Hyperbeln, Fragen und Ausrufe, diese Häufungen und heftigen Accente, diesen andächtigen Spondäengang oder die unruhige syntactische Abspiegelung des bebenden Gefühles, dieses Sagen des Unsagbaren ohne Erschöpfung auszuhalten. Namentlich krankt die zweite Hälfte trotz erstaunlichen Einzelheiten unrettbar an stilistischer Manier und schon Füßli sagte übertreibend, die zehn ersten Gesänge seien der Gesang eines Schwanes, die zehn letzten das Gekrächze eines Raben.

Die Zeitgenossen hatten Mühe, die neue Form zu bewältigen. Da schilt Gottsched die Diction schwülstig, ein nüchterner Mathematikus sieht dies toll-

erhabene Gewäsch in reimlos ametrischen Zeilen nur für rasende Prosa an, einem Schwachen wird wirklich von den Klopstockianern der gute Rath ertheilt, zunächst alles wie Prosa zu lesen, ein dritter muß sich die Sätze erst mühsam construiren, wie Schulbuben die Phrases eines lateinischen Autors. Wahrhaft rührend aber schildert die treue Meta mit andächtiger Bewunderung dem verehrten Samuel Richardson ihres Gatten Messiasarbeit: „Ich still, still mit meiner kleinen Arbeit, sehe nur manchmal das liebliche Antlitz meines Mannes, welches so ehrwürdig ist in Thränen der Andacht bei dem Erhabnen seines Gegenstandes . . . . Die Verse des Gedichts sind ohne Reime, sind Hexameter. Mein Mann ist der Erste, welcher diese Verse in unsre Sprache einführte."

Klopstock hat durch den Messias, diese sentimentale Bibel des achtzehnten Jahrhunderts, der Poesie als dem „Sieger der Zeiten" und dem Dichter als dem heiligen Sänger eine ganz neue Werthschätzung erobert. Doch langsam und bruchstückweise rückte das Werk vorwärts, langsam eroberte es sich über die Begeisterung kleiner interessirter Gemeinden hinaus die Theilnahme eines größeren Publikums. Unmuthig hielten die Freunde dem schlechten Absatz dieses göttlichen deutschen Heldengedichtes die in rascher Folge erschienenen Auflagen von Glover's Leonidas entgegen. Populär ist der Messias nachweislich nie geworden. Auch in den Jahren, wo es fast selbstverständlich war, ihn als das größtmögliche Dichtwerk zu preisen, hatten nur die wenigen Edlen sich denselben wahrhaft angeeignet und eine schärfere Prüfung würde viele Lobredner gedankenloser Phrase und oberflächlicher Kenntniß überführt haben. Den dröhnenden Posaunenstößen der schweizerischen und Hallenser Reclame tönte zunächst ein vielstimmiger Verdammungsruf entgegen, obgleich die Leipziger den jungen Schönaich als concurrirenden Epiker auszusenden für nöthig fanden. Orthodoxe und Aufklärer waren gleich wenig befriedigt; sie kämpften wohl auch mit denselben Waffen der Verdächtigung gegen die Erdichtung in der Darstellung des Heiligen. Dem einen war die Dichtung zu seraphisch oder „sehraffisch" und er sah wie Voltaire schon Epen von Gabriel und Maria drohen, dem andern war die Dichtung zu frei und weltlich. Am unbefangensten sprach Lessing; aber sein Urtheil zielte nur auf das Detail und zum Herold Klopstock's fehlte ihm die innerliche Verwandtschaft. Es reizte seinen Verstand ein Stückchen zweifelnd und tüftelnd durchzugehen, gegen den großen Dichter — und als solchen hat er Klopstock immer bewundert — den unerbittlichen Kritiker zu spielen. Durch den Laokoon wird auch der Messias als Epos stillschweigend gerichtet. Also nicht lange vermochte derselbe den brennenden Ehrgeiz zu schüren, der Lessingen anfangs, wie sein Fragment „Die Religion" in einer höchst interessanten Stelle beweist, zum Wetteifer angestachelt hatte. Nach seinem eigenen Zeugniß nahm ihn „der ewige Gesang,

durch den der deutsche Ton zuerst in Himmel drang" „mit heilgem Schauder ein" und so sehr die widerstrebende Vernunft den Wunsch bemeistern, ja ins Lächerliche ziehen möchte, er konnte sich zunächst des Gedankens nicht erwehren: „Wann ich der Dichter wäre!" Abgekühlt verfolgte er dann prüfend den Werde- und Wandlungsproceß des „Messias", bis er auch dafür keine Mußestunde mehr frei hatte.

Es war der begleitenden Aufmerksamkeit werth, wie Klopstock fünfzig Jahre lang sein Werk immer wieder von neuem durcharbeitete, den Vers glättete, die Sprache bis ins kleinste und feinste musterte und alle Bedenken zu entkräften strebte, wobei freilich einige dem unbefangenen Leser gar nicht anstößige Stellen einem theologischen Richter zu Liebe ängstlich gestrichen oder „gebessert" worden sind. In dieser Form halte ich Lessing's Einwurf aufrecht. Die Umwandlung des Lazarus-Semida, der verliebte Reden hält und entzückt ausruft „Gott selbst liebt ich noch mehr, weil du sein hohes Geschenk warst", in einen Burschen von ängstlichster Frömmigkeit, der nun sagt „Welch ein Geschenk warst du mir von Gott, wie dankt ich dem Geber" ist und bleibt eine Schlimmbesserung. Lieber eine Jugendlichkeit, als gar so viel Würde oder, wie Hamel will, Strenge der Charakteristik! Warum soll Adramelech sich nicht das Geheul der Seraphim nach der geplanten Vernichtung der Seele Jesu ausmalen, warum nicht mehr Gottvater entthronen wollen; darf ein Teufel nicht teuflische Gedanken haben? Und heißt es die Behutsamkeit nicht übertreiben, wenn Jesus von der Ausgabe 1755 an nicht mehr „von tiefen Gedanken ermüdet", sondern „in tiefe Gedanken" oder „tief in Gedanken versenkt" einschlummert? Für den „Olymp" wird der christliche Himmel eingesetzt, während doch Milton Anspielungen auf die antike Mythologie gar nicht scheut; von Renaissancepoeten wie Sannazaro zu schweigen. Aber Klopstock (oder sein Tadler Schönaich) hat Recht: der Olymp gehört nicht in das moderne christliche Gedicht, auch hat schon Sannazaro's frommer Zeitgenosse Vida seine „Christias" von aller humanistischen Vermengung frei gehalten. Klopstock's Gedicht wird immer „würdiger". Gott darf nicht mehr eine lange Rede halten — „seine höchste Beredsamkeit ist hier das Schweigen" sagt schon Klopstock's Valediction in Bezug auf Milton's Verfahren — sondern nur anheben, worauf der Engel wunderlich genug das weitere von seinem Antlitz abliest.

Für die Redaction dieses Gedichts fielen nicht nur ästhetische, sprachliche, metrische Gründe in die Wagschale, sondern auch die Gebote der christlich-moralischen Schönheit. Dieses Gedicht erhob allen Ernstes den Anspruch, neben der Bibel eine ewig fließende Heilsquelle zu sein. Ferne Jahrhunderte sollten daraus, nach Salem's Weissagung in der Ode „Die Stunden der Weihe", Gott und den Mittler ernster betrachten und heilig leben lernen.

Nicht allein Klopstock der Vater, der einst die Freigeister mit dem blanken Degen bedroht hatte, erklärte jeden Verächter des „gottseligen Gedichtes" für einen „neuen Heiden" und „Feind Gottes". Und Bodmer hatte ja in jenem erschrecklich komischen Briefe, der die spröde Schöne zu Langensalza zur Gegenliebe bekehren sollte, Fanny gemahnt, daß sie sich dadurch um das Seelenheil ganzer Nationen verdient machen werde. Ja Klamer Schmidt verstieg sich zu einer Hyperbel, die blasphemisch sein würde, wäre sie nicht albern und geschmacklos:

Der Weg zum Himmel.

Zwo Gnaden hat uns Gott erzeigt,
Die keines Menschen Dank erreicht:
Die eine, daß er uns den Weg zum Himmel wies,
Die andre, daß er ihn durch Klopstock singen ließ.

Die Poesie ist dienende Schleppenträgerin der Religion. So wenig wir heute der Mannheimer Lobrede Schiller's auf die Schaubühne als moralische Anstalt und Bundesgenossin der Religion und Polizei eine ästhetische Berechtigung zuerkennen, so wenig kann uns der Messias als reiner Born der Poesie oder der Religiosität gelten. Wir verbitten das beiden zu Liebe. Er konnte nur entstehen und wirken in einer Zeit, wo das theologische Uebergewicht trotz mancher Schwächung noch immer merklich vorhanden war und eine erziehlich moralisirende Tendenz, gleichviel ob in strenggläubiger oder in rationalistischer Richtung die Poesie einengte, wo in den Tempel der Dichtkunst die Verfasser von Theodiceen, Tugend- und Abschreckungsromanen und Rührstücken einzogen, das Künstlerische häufig mit dem Erbaulichen verwechselnd. So seltsam es klingen mag, die Ruthe, mit welcher Schlegel die lüderliche Tugend Kotzebue's schlug, trifft auch die ethisch unverdächtige christliche Epik Klopstock's.

Zäh hielt Klopstock an seinem Programm fest. Daß der alternde den Schluß des Messias ein Vierteljahrhundert nach dem Anfang erscheinen ließ und in diesem Jubiläumsjahre gewiß noch mehr als früher für den göttlichen Dichter der Deutschen zu gelten begehrte, war eine Zumuthung an die Ausdauer der Leserwelt, wie sie eben nur sein, höchstens von Hebbel überbotener Hochmuth stellen konnte. Das Publikum wurde anders, das Gedicht aber konnte sich nach der Natur sowohl des Stoffes als des Dichters nicht frei fortentwickeln. Klopstock's Wocken war abgesponnen. Was im letzten Viertel packte, war lange fertig. Immer luftiger und leerer an faßlichem Gehalt wurden die Gesänge. Weiße schreibt seinem Uz, er würge an den letzten, doch dieser schale Geist hat auch die ersten nie bewältigt. Dagegen ist es bezeichnend, daß junge Brauseköpfe, die für den Werther schwärmen, beim Vorlesen des Messias eine entsetzliche Langeweile verspüren. Die neue Generation wirthschaftete mit

einem Kapital, zu dem die epochemachenden Leistungen Klopstock's Erhebliches beigesteuert hatten; kein hervorragender junger Dichter bis Schiller, der nicht der Sprache Klopstock's mittelbar und unmittelbar viel verdankte. Aber ein Geschlecht, das sich an Rousseau's Naturevangelium berauschte, den Spinozismus streifte, die Dichtung aus dem Aether des körperlosen Seraphenthums hübsch auf die Erde herabrief, das allmählich immer tiefer in die homerische Welt eindrang, das ferner die Sprache der Leidenschaft aus Shakespeare's Dramen vernahm, konnte nicht vor Klopstock's Denkmal der heiligen Poesie anbetend auf den Knien liegen. Man feierte den Odendichter, der an der Schwelle der Siebziger Jahre zum ersten Male, recht als hätte er auf diese Constellation gewartet, mit einer Sammlung erschien, und gab dem Messiassänger den Abschied. Auch den Göttingern imponirte wesentlich der Lyriker, doch würde sie eine freimüthige Kritik des Epikers immerhin Kirchenraub gedäucht haben. Sie schwärmten und trogen sich künstlich in diesen Enthusiasmus hinein, von dem Strohfeuer blieb ein kümmerliches Aschenhäufchen übrig, und manche sind im reiferen Mannesalter so ehrlich, das Gemachte jener verflogenen Begeisterung einzugestehen. Bewußt vollzog der rheinische Kreis schon 1772 die Scheidung. Die „Frankfurter gelehrten Anzeigen", welche Klopstock als den „Schöpfer unserer Dichtkunst, des deutschen Numerus, der Seelensprache des vaterländischen Genius" feiern, beschließen ihren Artikel „mit der einzigen Anerkennung, daß eine Zeit war, wo Waller an St. Evremond schrieb: ‚Der Lyrische Dichter Milton hat auch ein Episches Gedicht, das verlohrne Paradies, geschrieben' und wir überlassen es unsern Lesern zur Ueberlegung, ob nicht eine Zeit bey der Nachwelt möglich ist, daß das Rad der Dinge da stehen bleibt, wo es heist: Klopstock, der gröste lyrische Dichter der Neuern, schrieb auch den Messias'." Das Rad hat sich noch weiter gedreht und zwar ungemein rasch, denn Goethe's Recension der Gedichte eines polnischen Juden in denselben „Frankfurter gelehrten Anzeigen" entfaltet das Programm einer Lyrik, von welcher Klopstock's hohe Ode wenig ahnen läßt.

So war Klopstock, our more than Milton, our Milton and Shakespeare united (Ebert an Young 2, 78), in Pyra's Tempel der Dichtkunst neben Milton getreten. Und hatte Pyra eine höhere Lyrik angestrebt, so brachte Klopstock den Deutschen wirklich eine solche. Man war längst über die lüsterne Manier Hofmannswaldau's hinausgekommen, freilich ohne echte Gelegenheitsdichter wie Günther zu würdigen. Geschwätzigem Singsang hatte Haller seine ernste sinnreiche Prägnanz als Damm entgegengestellt; eine antikisirende Fröhlichkeit lächelte aus Hagedorn's und der Anakreontiker heiter gefälligen Liedern; religiöse Weihe und Freundschaftscultus adelten manche reimlose Strophen der ersten Halle'schen Schule, der Horazianer Pyra und Lange.

Nun erscheint Klopstock, wie überall, so auch hier auf höchste Hebung der Poesie bedacht, hohe Themata: Tugend, Liebe, Freundschaft, Vaterland besingend, mit einem unendlichen Drange vager Empfindung, die nichts Gegenständliches festhält und uns kein Bild, keine Situation, kein Erlebniß vor Augen führt. Will man diese wogende Poesie fassen, so zerrinnt sie unter den Händen. Ihr Wesen läßt sich nicht besser kennzeichnen als durch Herder's Wort (Lebensbild 3, 333): „An Guß der Empfindung, wenn sie blos Empfindung ist, ist Klopstock weit über mir, aber von seinen Oden bleibt auch nichts als Dämmerungston dunkler Empfindungen in der Seele! Nachhall der Glocke."

Klopstock's Odendichtung durchläuft drei Perioden, deren erste bis 1754, deren zweite von 1758 bis 1771, deren dritte von 1771 bis zum Tode des Dichters reicht.

Klopstock beginnt als „Lehrling der Griechen" und Römer. Pindar, Smintheus-Anakreon und Horaz sind ihm Leitsterne. Den Schellenklang des Reimes verachtend, bemächtigt er sich kühner als die Lange, Uz, Götz der antiken Strophen und des elegischen Maßes. Die raschere Form des Alcäus ist ihm lieber, als die ruhigere sapphische. Glücklich und unglücklich stattet er die lyrische Dichtersprache mit verwegenen Latinismen aus, mit Anklängen vor allem an Horaz, mit gedrungenen Constructionen. Wuchtige Prägnanz ist früh sein Ideal, aber anfangs wird er, obwohl oder weil er wenig zu sagen hat, nicht selten unerträglich weitschweifig. Seine Oden führen das Rüstzeug der antiken Mythologie und ein Rest der Renaissancemanier klebt ihnen zunächst auch dadurch an, daß er zwar Ebert Ebert, Bodmer Bodmer, nicht Damon oder Thyrsis, aber Marie Sophie Schmidt erst Daphne, dann Fanny nennt. Die Antike ist Ideal mit ihrem weit ausschreitenden Odengang, der scheinbar planlos und doch so planvoll erreicht, was Gottsched als „künstliche Unordnung", Ramler als „künstliche Begeisterung" bezeichnet. Die Gebildeten sind das Publikum, unter den Frauen die schönseligen, nicht die nur schöne Frau oder die Mädchen, die gedankenlos blühn.

Wir haben eine größere Gruppe literarischer Oden, die ein neues Programm der Lyrik oder der gesammten Poesie entwickeln und 1752 in „Die beiden Musen" gipfeln. Auch die Gruppe der Freundschaftsoden, der Oden an und auf einzelne Personen und der geselligen Oden ist reich an literarischen Bekenntnissen. „An die Freunde" breitet die ganzen literarischen Beziehungen und Ideale des Kreises, die Auffassung von Poesie und Kritik, das Verhältniß zur Antike, zu England und Frankreich, zu Schlegel und Hagedorn aus. Jeder einzelne Beiträger ist trefflich charakterisirt, das Ganze von echt dithyrambischem Schwunge. Eine antike Halle, Klopstock empfangend auf der Schwelle, die Genossen nahen im festlichen Zug, als Dionysospriester kommt

Ebert. Man denkt sich ein edles Symposion als Abschluß. So durchgeistigt Klopstock die Anakreontik, die von Wein und Spatzenliebe verselte. Aber ihre berufenen Vertreter hatten auch nach horazisch-sokratischer Weisheit getrachtet und diese begeisterte, fröhliche, nicht von der Glosse triefende Weisheit, die man an Hagedorn bewunderte, läßt Klopstock und Genossen von Höherem reden als von Kelchgläsern und Küssen:

> Lieblich winket der Wein, wenn er Empfindungen,
> Beßre sanftere Lust, wenn er Gedanken winkt
> Im sokratischen Becher,
> Von der thauenden Ros' umkränzt.

Ruhm und Unsterblichkeit sind die großen Gedanken; ein neues deutsches Jünglingsideal wird aufgestellt. Und die Ode „Der Rheinwein" ist Klopstock's Antwort auf Bodmer's thörichte Schmähungen, die sich bis in den abscheulichen Noah verirren.

Aber auch die Freundschaftsoden lassen durch Construction und Geschraubtheit gar oft den vollen Drang der Gelegenheit vermissen. So hoch die Oden an den König über der früheren erbärmlichen Schmeichelpoesie stehen, das mühsame Carmen an Bodmer überragt die alte üble Gelegenheitsdichtung nur wenig. Eine unjugendliche Gespreiztheit schädigt die Verse an Giseke und allen schönen Einzelheiten zum Trotz die Nänie an Ebert. Wie unnatürlich, daß ein muntrer Juvenil beim Kelchglas an das Hinsterben aller seiner frischen Freunde denkt, den Tod der Geliebten beklagt, die er noch gar nicht hat, und sein eigenes Begräbniß beschreibt; Young-Singer'sche Mode. Und ängstlich weicht er von Fassung zu Fassung dem Weltlich-sinnlichen aus, wie auch die Krone seiner geselligen Poesie, „Der Zürichersee", diese Verklärung der Lebensfreude, alles Genrehafte behutsam fernhält und die Reflexion über Gebühr vorwalten läßt. Klopstock konnte sinnlicher dichten. Sein „tibullisches" Hochzeitslied, ein poetischer Trumpf gegen die unsauberen Epithalamien, beweist es trefflich, aber er will nun einmal immer erhaben sein. Im Leben zum Erstaunen manches Mädchens, das einen „bloßen Geist" erwartet hatte, ein kühner Jüngling, der gern nach der tour de gorge schielte, nennt er sich in der Poesie reuig „unberufen zum Scherz" und läßt sich von der heiligen Muse ernstlich an Freundschaft und Tugend mahnen.

Das Gezwungene zeigt sich am auffälligsten in der Liebeslyrik. Fanny blieb kühl. Er jammert bloß, er erlebt nichts. „So liebt er die nicht liebende Geliebte", wie es bei Tasso heißt. Nur ein vages Sehnen nach Liebe hat er mitzutheilen. Schön sagt er vom Lenz, dem Liebewecker 1750: „durch dich reden die Lippen der verstummenden Liebe laut," schöner 1771: „lauter redet der Liebe nun entzauberter Mund durch dich" — aber für ihn war der Mund der Liebe nicht entzaubert. Er hatte ein „daurend Verlangen, und

ach! keine Geliebte dazu!" also nur eine „künftige Geliebte": „die du künftig mich liebst!" Wenn er von diesem Schattenbild wirklich schon auf Fanny blickt und trotzdem nur vag phantasirt, sich an fremden Flammen erhitzt („Petrarka und Laura"), ins Blaue hinein ruft „heißest du Laura?", später gar komisch genug einschiebt:

Wirst du Fanny genannt, ist Cidli dein feyrlicher Name?
Singer, die Joseph und den, welchen sie liebte, besang?
Singer, Fanny, ach Cidli, ja Cidli nennet mein Lied dich,

so erscheint uns das Ansingen der künftigen Geliebten nur noch mehr als Komödie, noch mehr als Sünde gegen den heiligen Geist der Lyrik, die überhaupt im Präsens, nicht im Futurum spricht. Wie wesenlos müssen erotische Gedichte sein, in denen „Schinzin" mit „Fanny", „Fanny" mit „Cidli" oder „Cilie" vertauscht werden kann. Jeder, dem dichterische Wahrheit heilig ist, nennt derlei Mache und Fälschung. Solche Aenderungen sind auch nur bei Klopstock möglich, denn ein Goethe'sches Friederikenlied ist aus der Sesenheimer Stimmung geboren, jedes Lililied zeigt uns Lili, während wir von Klopstock's Mädchen nur hören, sie sei göttlich, sie sei ein Engel, und ein Engel sie uns vorstellt. Klopstock hatte „der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit" nicht empfangen. Seine ungemeine Empfindung fand bei dem luftigen Flug und der unkräftigen Phantasie keine Gestalten; es ist daher gefährlich, den Schleier dieser Dichtung zu heben. Wenn Daphnis und Daphne oder Selmar und Selma sich hitzig um den Vortritt im Tode streiten, so ist das durchaus forcirt. Worte, nur Worte, aber sehr viele Worte, und Klopstock hat später einsichtig ein Blutbad unter den Oden und Elegien an Fanny angerichtet.

Seine Liebesempfindung enthält einen fatal religiösen Beigeschmack à la Lazarus-Cidli, bis er sich ungeduldig „an Gott" wendet, damit seine ausgestreckten Arme doch endlich die Geliebte fassen möchten. Wir lächeln über diesen Appell an den Himmel und Lessing lenkte den kalten Wasserstrahl des Witzes auf den echauffirten Dichter: „was für eine Verwegenheit, so ernstlich um eine Frau zu bitten." Dem frommen Heß aber that es weh (an Bodmer Juni 1749), „daß der Poet nichts wichtigeres von Gott zu erbitten gehabt, als die körperliche Liebe seiner Fanny." Die körperliche Liebe! Es kann nichts unkörperlicheres, keuscheres, platonischeres geben. Bodmer (Briefe der Schweizer S. 48) spricht mit lapidarer Naivetät rühmend aus, was aus Lessing's Munde vernichtend boshaft geklungen hätte: „Ich habe von ihm auch eine Ode auf ein Frauenzimmer gesehn, welche Messias selbst ohne Uebelstand hätte machen können, wenn er auch verliebt gewesen wäre." So eröffnet die Fannyode „Wenn ich einst todt bin" eine unendliche Perspective in

die Zukunft, wo der männliche Seraph den weiblichen finden wird. Diese Lyrik, die nichts Positives mitzutheilen hat, erschöpft sich in einer Fülle von Bedingungssätzen.

Auch die Naturempfindung Klopstock's ist keine reine. Mitunter nur in verkünstelter Ornamentik angebracht, hat sie meist einen religiös-teleologischen Beisatz, nur daß der Gedanke, wie doch der Schöpfer alles so gut und schön gemacht, nicht philiströs Brockesisch ausgesponnen wird. Saugt Goethe auf dem Züricher See frische Nahrung, neues Blut aus dieser Welt, am Busen der Natur ruhend, so preist Klopstock in derselben Landschaft die Erfinderin Natur, um über ihre Pracht den Menschen zu erheben, der den großen Schöpfungsgedanken noch einmal denkt. Aehnlich personificirt die schöne Ode „Friedensburg", welche eine herrliche Strophe auf den nordischen See enthält, die Natur als die wandelnde Schmückerin.

Seine patriotische Lyrik hat in der ersten Periode einen verheißungsvollen Anlauf genommen, der nicht nur ohne Fortgang blieb, sondern später geradezu verleugnet wurde. Erst ist Friedrich der Große Klopstock's Fürstenideal. Dann trennt sich Heinrich's Sänger von dem „Fremdling im heimischen", dem Freund des Henriadendichters, der Messiassänger von dem Gönner des Deismus. Diese Gründe hätten für Klopstock ausgereicht, aber sein eigener verletzter Stolz, die Mißachtung seiner christlich-germanischen Dichtung schürten die Flamme zum heftigen Auflodern: „Du erniedertest dich Ausländertöne nachzustammeln, dafür den Lohn zu ernten: selbst nach Arouet's Säuberung bleibe dein Lied noch tüdesk." Man halte dagegen Lessing's, Gleim's, Goethe's Unbefangenheit.

„Kriegslied zur Nachahmung des alten Lieds von der Chevy-chase-jagd" nennt sich ein energischer, stramm in reimlosen jambischen Vierzeilen gehaltener, im Ausdruck kräftiger und populärer Sang, der den siegreichen Preußenkönig als besten Mann im Vaterland verherrlicht — aber die spätere Fassung setzt Heinrich den Vogler an Friedrich's Stelle. So wandte Klopstock sich eigensinnig von einer im besten Sinne politisch-patriotischen Lyrik ab und auch die volksmäßige, der englischen Ballade abgewonnene Form ließ er wieder fallen, während Gleim sie aufhob. Gegen den verwälschten König ruft er den Befreier Arminius aus dem Dunkel der Vorzeit ans Licht, so daß schon 1752 das feurige Duett „Hermann und Thusnelde", auf die bardischen Oden und die Bardiete vordeutet. Sein Patriotismus wird Teutschthümelei. In demselben Jahre 1752 entsteht die Ode „Die beiden Musen", die in adeliger Form einen nationalen Ehrgeiz athmet, der später in literarische Engherzigkeit umschlug.

Aber ebenfalls 1752 (—1754) tritt Klopstock's Liebeslyrik in eine neue Phase. Meta wird seine Braut und die Cidlioden bezeugen im Gegensatz zu

den vergebens schmachtenden Fannyoden die erwiderte Liebe. Noch mit allerhand frommen Tugendgedanken belastet, aber ohne ermüdende Weitschweifigkeit, überhaupt von durchgebildeter Form sind sie Urkunden eines echten, dankbar genossenen Glückes. Auch sie sind sehr allgemein gehalten und das ererbte anakreontische Motiv der in Rosen schlafenden Schönen vertritt oder maskirt mehrmals die wirkliche Gelegenheit. Einmal jedoch hat der Gestrenge hier den Zauber der Grazie im kleinen Lied gefunden. Es heißt „Das Rosenband" und entstammt dem December 1753:

Im Frühlingsschatten fand ich sie,
Da band ich sie mit Rosenbändern:
Sie fühlt' es nicht, und schlummerte.

Ich sah sie an: mein Leben hing
Mit diesem Blick an ihrem Leben:
Ich fühlt' es wohl, und wußt' es nicht.

Doch lispelt' ich ihr sprachlos zu,
Und rauschte mit den Rosenbändern:
Da wachte sie vom Schlummer auf.

Sie sah mich an; ihr Leben hing
Mit diesem Blick an meinem Leben,
Und um uns ward's Elysium.

Nie ist Klopstock früher oder später etwas so lyrisches gelungen. Keine Reflexion stört, die Form ist von seltener Anmuth, die Responsion reizvoll und zwanglos, aber wir vermissen den Schmuck des Reims.

Schon die erste Periode also sucht nicht durchweg antike Hoheit: balladenmäßig das Kriegslied, forcirt einfach die Trauerode „An den König" (Die Königin Luise), graziös wie die griechische Anthologie, oder einiges von Hagedorn und Götz „Das Rosenband", doch ist strophische Fassung Gesetz und classische Strenge der Form Regel.

Die zweite Periode durchbricht diese Strenge. Klopstock hatte, sehr unähnlich seinem lieben Giseke, der die Hausfrau alljährlich mit Geburtstagsoden beglückte, während der Ehe die Leier ruhen lassen. Er nahm sie nach Meta's Tode nicht wieder in die Hand, sondern griff nach Harfe und Telyn. Danach müssen zwei große Gruppen geschieden werden: die Hymnen und die bardischen Oden. Die ersteren gediehen besonders in der Zeit, wo Klopstock ein eifriger Mitarbeiter des von dem Psalmendichter Cramer herausgegebenen „Nordischen Aufsehers" war. Der große Cyclus meist religiöser Dithyramben zeigt statt der Strophen freie Systeme, die später willkürlich nach Vierzeilen abgetheilt worden sind. In „Geistlichen Liedern" ist Klopstock recht unglücklich gewesen, was er aber, einzelne Wendungen der Psalmen aufgreifend, im frommen Dithyrambus zu leisten vermochte, beweist vor allem „Die Frühlings-

feier", deren schöne Gewitterschilderung der junge Goethe mit Recht bewunderte. Hat hier die Naturempfindung einen pietistischen Anflug, so lehren die Eisoden, welchen kühnen Aufschwung sie durch Klopstock's nordischen Aufenthalt gewonnen hat.

Die sprachlichen Wagnisse der ersten Periode werden in der zweiten weit überboten. Indem die Oden Sulamith's Chöre, Braga's Schwung, Alcäus' Töne, Ossian's Musik vereinen sollen, entsteht nicht selten ein Mischmasch der Stile. Immer höhere Aufgaben stellte der musikalische Dichter, der einen Gluck als Componisten fand, der pathetischen Declamation und Herder forderte solche Uebung für jede deutsche Schule. Klopstock's wortbildnerische Kraft, sein musikalisches Gehör, die Berechnung der Responsion, die Kunst der poetischen Perioden und ihrer Gliederung nach Verstheilen, die ungemein eindringliche Accentuation der Machtwörter sind noch im Zunehmen begriffen. Es gelingen ihm großartige Tonwirkungen, wie die, daß er in den drei letzten Strophen der „Warnung" auf ein „die Wage klang" ein anschwellendes „die Wage klang, klang" und das Fortissimo „die Wage, die Wage, die furchtbare Wage klang" folgen läßt. In den ersten Fassungen der Ode stören uns prosaische Unebenheiten, die der Meister der gehobenen Dichtersprache, und harte Betonungen, die der Entdecker von Hoch- und Tiefton nicht länger dulden konnte. Um den Fortschritt der Ausgabe von 1771 zu ermessen, vergleiche man z. B. die letzte Strophe der „Ode an Daphnen" mit der Fassung in der Umarbeitung „An Fanny":

> Fließt unterdessen, fließt, melancholische
> Stunden, vorüber! Keine von Thränen leer!
> Keine der bangen schwermuthsvollen
> Zärtlichkeit leer! Und umwölkt, und dunkel!

Dafür 1771:

> Rinn unterdeß, o Leben! Sie kommt gewiß
> Die Stunde, die uns nach der Cypresse ruft!
> Ihr andern, seyd der schwermuthsvollen
> Liebe geweiht! und umwölkt und dunkel!

Einige Male aber ist der Eindringlichkeit zu Liebe 1771 das Ebenmaß gestört und erst 1798 wieder hergestellt worden.

In der zweiten Periode wurde der Stil des Sprachgewaltigen Manier, streifte die Kunst an Künstelei. Da rauscht und braust alles und mit dem Rheinfall wird der deutsche Sang verglichen. „Den Gedanken, die Entzückung, treffend und mit Kraft, mit Wendungen der Kühnheit zu sagen, das ist, Sprache des Thuiskon, Göttin, dir . . . . ein Spiel" oder „tausendfältig und wahr und heiß! ein Taumel, ein Sturm! waren die Töne für das vielverlangende Herz." Laut rühmt er sich der neuen Sprache und Metrik. Allerdings wird der Eislauf in trefflichen Choriamben gemalt und kriegerischer Ansturm be-

flügelt die Versfüße im Schlachtgesang („zu der vertilgenden Schlacht und dem Siege den Befehl rief"), aber wir ziehen die alte classische Form diesen Wagnissen, mögen sie auch oft virtuos durchgeführt sein, vor.

Der Lehrling der Griechen wurde zum Barden. Er erhob Ossian über Homer, schmähte den Parnaß und wollte im Hain statt des Lorbeers den Eichenkranz tragen. In dieser Krankheit entstand eine große Reihe von Oden, wo das Vortrefflichste durch ungenießbare Bardenschrullen kläglich geschädigt wird. 1767 ist das Unglücksjahr, wo „Bragar", „Terna", „Wir und Sie", „Der Hügel und der Hain" u. s. w. geboren wurden und ältere Oden eine häßliche Vermummung erlitten. „An die Freunde", nach Herder ein wahrhaft pindarisches Gebäude, wurde zum Wingolf, Aedon zur Bardale, das Glück des Elysiums zur „Freud' in dem Hain Walhalls". „Wo Mythologie vorkommt, da ist es keltische, oder die Mythologie unserer Vorfahren." Welche Verwirrung! Keltisch ist nicht altnordisch und altnordische Mythologie ist nicht deutsche. Solches Unheil stifteten Mallet's Monumens de la Mythologie et de la Poësie des Celtes et particulièrement des anciens Scandinaves. Und jeder gebildete Deutsche kennt Hebe, niemand Gna. Darum muß Klopstock dem Verständniß seiner vermeintlich vaterländischen Lyrik durch Fußnoten zu Hilfe kommen, wie Gerstenberg durch ein Lexikon!

Die dritte Periode wendet erfreulich dem Bardischen den Rücken zu und kehrt zu den Griechen zurück. Manche Oden des alternden Dichters tönen wie ein heller Nachklang aus der Jugendzeit seiner Lyrik und die alten empfangen oft durch die bessernde Hand des unermüdlichen Redactors die letzte Weihe. Fünfzig Jahre lang hat er die Feile gerührt. Eine unangenehme Episode ist nur die der französischen Revolution geltende politische Lyrik. Er gesteht empört seinen „Irrthum" ein, überschüttet Marat und Robespierre mit Schimpfworten und läuft mit Wortungethümen wie „Klubbergmunicipalgüllotinoligokratierepublik" Gefahr, den classischen Stil von neuem zu verlieren.

Die erste Ausgabe von 1771 mit dem stolzen Titel „Oden" und der stolzen Widmung „An Bernstorff", das erste in einer Kette literarischer Ereignisse (1772 Emilia Galotti, 1773 Götz von Berlichingen, 1774 Die Leiden des jungen Werthers u. s. w.), übte auf Genießende und Producirende eine gleich große Wirkung. Antike Strophen bei Hölty und Voß, rasche Dithyramben bei Goethe und Fritz Stolberg. Aber das Reich des Odengewaltigen war von keiner Dauer, denn wer dem Volksliede lauschte, mußte der nur pathetischen, unsinnlichen Oden müde werden und das „Sah ein Knab' ein Röslein stehn" der ganzen Eidlipoesie vorziehen. Wie Moliere's Alcest (Misanthrop 1, 2) den unnatürlichen Renaissancepoeten des siebzehnten Jahrhunderts das reizende Liedchen: Si le roi m'avoit donné entgegenruft mit

dem Proteste: j'estime plus cela que la pompe fleurie, so betheuert Goethe's Crugantino gegenüber der gekräuselten Poesie dem die alten Lieder preisenden Gonzalo (Der junge Goethe 3, 580): „Der allerneueste Ton ist's wieder, solche Lieder zu singen und zu machen."

Es war eine große Einseitigkeit, das Ideal der Lyrik nur in der hohen Ode zu suchen und die antike Ode und noch specieller Horaz als alleinseligmachendes Muster aufzustellen. Was Klopstock mit Einschränkungen sagt: „Man kann den Werth einer Ode nicht besser ausmachen, als wann man frägt, würde Horaz diese Materie so ausgeführt haben? Das Wesentliche, was die lyrische Poesie fordert, dem sich selbst ein Originalgenie unterwerfen muß, dies Wesentliche hat Horaz durch sein Muster festgestellt", behauptet Ramler kategorisch und legt der Lyrik eherne Bande an, die ihr erst Herder und Gerstenberg wieder abnehmen.

Ramler war ein vornehmer Uebersetzer, der seinen Horaz kannte, auf gewählte Sprache und saubere Verse hielt, aber was er dichtete, vertrat nur in deutscher Sprache die bisher lateinisch abgefaßten Gelegenheitscarmina. Ohne eine Spur von innerem Berufe, obgleich ihn seine Mutter „unter den zärtlichsten Gesängen heller Nachtigallenchöre" empfangen, brachte er es nie über exercitienhafte, frostige, mühselig herausgepreßte akademische Poeme hinaus, sammelte Lesefrüchte in eine Schale, flickte horazische Lappen zu kleinen Teppichen zusammen, sagte das nüchternste pompös und mit einem mythologisch-allegorischen Aufwande, der ebenso wie einzelne Versspielereien an das siebzehnte Jahrhundert erinnert. Seine preußisch-patriotischen Bemühungen lassen uns heute ebenso kalt wie einst Friedrich den Großen. Andererseits sinkt diese Stelzenpoesie zu Gegenständen wie Kaffee und Rauchtoback herab, zum Thema alter burschikoser Poeten. Ob er eine todte Wachtel, Gleim eine todte Nachtigall, die Karschin einen todten Kanarienvogel besingt, wir hören nur eine matte Nachahmung des Catull. Ramler hat überall bloß experimentirt, in der Ode, der Idylle, der Cantate; sogar das bardische wird gestreift und seine Muse Teutonida schmäht die verbuhlte Gallinetta um so grundloser, als Ramler in der Aesthetik durchaus Nachtreter der Franzosen ist. Wie ihm Klopstock's überreiche Empfindung fehlt, so gebricht ihm der mächtige Rhythmus der pathetischen Rede. Claudius nennt einmal Klopstock's Oden feurige Rosse, die Begeisterung wiehern — Ramler, sagen wir dagegen, reitet nur die hohe Schule. Zahme Correctheit ist sein Ideal. Weil er Sprache und Vers rein hielt und keine Härte passiren ließ, war er manchen ein willkommener Revisor und galt weit über Verdienst als Meister der Form, der er nicht ist. In der Form liegt allerdings sein Verdienst, denn auf saubere Form hat er die deutschen Dichter achten gelehrt, so daß auch die Göttinger seine Oden als Musterbeispiele einsahen. Aber Corrector, nicht Kritiker, ahnte

er nichts von dem Rechte der dichterischen Individualität, meinte alles müsse erst von ihm in Schick gebracht werden, schor alles über einen Kamm, versificirte, strich, interpolirte und verwandelte, so daß mehr als ein Dichter kahl und entstellt aus dieser Barbierbude herauskam.

Klopstock war ein Dichter, Ramler nur ein künstelnder Nachahmer, so wie auch Willamow dionysische Entzückung nie gefühlt hat.

Eine große Maskerade, wo willig oder unwillig Hagedorn, Uz, Ramler, Lange den Horaz, Klopstock Horaz und Homer, Zachariä den Ovid, Wieland den Lucrez, Lessing den Catull, Gerstenberg den Alciphron, Geßner den Theokrit, Gleim Anakreon und Tyrtäus agiren; erwünscht stellt sich in Frau Anna Luise Karsch die Sappho ein. Ihre Erscheinung ist der traurigste Beweis für den Zwang und die Verlogenheit der damaligen Berliner Kunstpoesie. Hätte man sie in Frieden ihrem Reimdrange genügen lassen, so wären wahrscheinlich viele einfache und einfältige, an sprachlichen und prosodischen Schnitzern reiche Verseleien, wohl auch ein paar gefällige Lieder ans Licht gekommen. Jetzt aber ist die Karschin durch Ramler's Schuld nur eine komische Figur in unserer Literatur. Nicht so sehr durch ihre Reimepisteln und Bettelbriefe, als gerade durch ihre hohe Poesie. Die ersteren entsprechen ihrer Bildung und Vermögenslage, die letztere ist schlechthin lächerlich. Die arme Dorfpoetin muß in Berlin unter Sulzer's Anleitung Milton und Bodmer lesen und auf Ramler's Befehl bei den Griechen und Römern in die Schule gehen. Da ihr Patron Sulzer die Losung ausgiebt „sie gleicht der Sappho", spricht sie bald selbst von ihrer „ganz sapphischen Brust" und genießt sapphischen Ruhm, bis ihr Herder mit der wahren Sappho zuruft: „Du hast ja nie Rosen gepflückt auf den Pierischen Bergen, wo die Musen und Grazien wohnen."

Als gezwungene Horazianerin muß sie von Meergöttern, Nymphen, Parzen, Jovis Blitz singen, aus dritter Hand empfangene Horazphrasen in Umlauf bringen, Moschus, Pindar, Anakreon citiren, Friedrich den Großen mit Cyrus vergleichen, Uz im Metrum seiner Frühlingsode begrüßen, Gott Brockesisch-Kleistisch in der Natur verherrlichen, aller Kenntniß einer gewesenen Viehmagd zum Trotz arkadische Landschaften mit Geßner'schen Balletschäfern bevölkern, einen biedern Landmann als „weißen Schatten auf des Olympus Höhe" anrufen, den Garçon Gleim mit Liedern voll bräutlicher Sehnsucht verfolgen und endlich nach all dem nüchternen oder schwülstigen Firlefanz erklären: „süßtönend sang ich der Seele Gefühl!"

Wenn eine der beliebten Parallelen eine entfernte innere Berechtigung hat, so ist es die von Gleim und Tyrtäus. Indem Gleim den anakreontischen Kranz mit der Grenadiermütze vertauschte und die deutsche Poesie aus der Stube in den Lärm des Lagers und der Schlacht schickte, glückten ihm echt-

politische Lieder in knapper kräftiger Sprache, in dem Metrum der englischen Ballade, das Klopstock zuerst aber nur mit einem Probestücke eingeführt hatte und welches Weiße nicht nur für die abgeschmackten Amazonenlieder, sondern auch für seine Tyrtäusübersetzung benutzte. Wir stimmen heute nicht mehr in Lessing's und Herder's unumschränktes Lob der Grenadierlieder ein, aber sie sind uns ein Denkmal preußischer Dichtung, eine Urkunde aus „Friedrich's Säculum".

Lessing fand in ihnen den Ton der alten Barden und den Weg der alten Skalden.

Es ist nützlich, sich die Daten zu vergegenwärtigen: 1760 Macpherson's Ossian, 1765 Mallet deutsch, 1766 Gerstenberg's Gedicht eines Skalden, 1767 Klopstock's neue Oden, Umarbeitung der älteren, Entstehung der „Hermannsschlacht", 1769 Erscheinen derselben, Kretschmann's „Gesang Rhingulphs", 1768 auf 69 Denis' Ossian, 1773 Lieder Sined's des Barden. Als Telynhard maskirt sich der Schwabe Hartmann und die Göttinger legen sich bardische Kneipnamen bei.

Gerstenberg, der mit „Tändeleyen" und „Kriegsliedern eines königlich dänischen Grenadiers" als Gleimianer begonnen, liefert in anmuthiger Form sein kurzes Skaldengedicht, das durch den sentimental religiösen, weichlichen Ton im denkbarsten Contrast zum nordischen Geiste steht: sein Thorlaug klagt nicht über die Entthronung der alten Götter, sondern psalmodirt gerührt mit, als fromme Cramer'sche Gesänge erschallen. Als sollte gleich alles Neugewonnene auf einem Flecke gesammelt werden, sind hier skandinavische Götternamen und dergleichen gehäuft. Deshalb bedarf das Gedicht eines erklärenden Lexikons! und ärgerlich schreibt Goethe an Friederike Oeser: „Gerstenberg's Skalden hätt ich lange gern gelesen, wenn nur das Wörterverzeichniß nicht wäre". Vernichtend äußert sich ferner der junge Goethe über das verlogene Kriegsgeschrei der damaligen Poesie. Diese Ablehnung ist vor allem auf den Zittauer Barden K. F. Kretschmann gemünzt. Der sächsische Wasserpoet, ein höchst dürftiges Ingenium, hat sechs Bände mit allen möglichen mißlungenen Versuchen gefüllt, salzlosen Epigrammen, trivialen Liedchen, Briefen, Todtengesprächen, geistlichen Poesien, Prosafabeln und platten langweiligen Lustspielen. Von Gleim's Manier ging er zum Bardismus über und behandelte rhapsodisch, lyrisch-episch Klopstock'sche Themata: „Der Gesang Rhingulphs des Barden, als Varus geschlagen war" und 1771 „Die Klage Rhingulphs des Barden" über Hermann's Tod. Im ersten Bande der Werke geht diesem unerträglichen Geschreibsel eine curiose Abhandlung „Ueber das Bardiet" voraus. Der altgermanische Name sei eigentlich Bardey und schon die Barden reimten! Man könne sich einen bardischen Anakreon, einen bardischen Kleist, einen bardischen Horatius Ramler denken und durch ver-

schiedene Bardeyen auf den Frühling, auf Kleist's Tod u. s. w. beweist Kretschmann seine kühne Behauptung aufs schönste. Rhingulph und Sined besingen einander um die Wette. „Gesang" und „Klage" aber verrathen einen sehr fadenscheinigen Patriotismus im Hundetrab gereimter Kurzzeilen. Dann und wann spornt der Sachse seine steife Rosinante durch ein lautes „Ha" zu einem kleinen kriegerischen Galopp an: „Ha, da liegen sie ja, die Legionen erschlagen".

Gegen diese kläglichen Bardeien sind Klopstock's Bardiete immerhin, was Rheinwein gegen Kofent. Wie seine verfehlten alttestamentlichen Dramen zu den religiösen Dithyramben, so stehen die Bardiete zu den bardischen Oden der zweiten Periode. Alle diese dramatischen Gedichte ermangeln jeder Technik, es sind formlose Producte ohne Handlung, Plan und Verstand, zufällige Verbindungen loser Scenen, ohne Skizze hingeschrieben, wie denn Klopstock den David mit Fragmenten des dritten Actes in Angriff nimmt und zugleich am Salomo und David arbeitet. Im „Tod Adam's" sind die sentimentalen Arabesken alles. Ungleich höher an literarhistorischer Bedeutung stehen die Bardiete. Der Bardiet ist eine berüchtigte schwindelhafte Gattung, denn der barditus, von dem Tacitus im dritten Kapitel der Germania und Ammianus Marcellinus berichten, ist ein mächtig anschwellender Schlachtruf oder Schlachtgesang, Bartrede genannt, wie der Donner Thor's Bartrede heißt, keineswegs Bardengesang. Die Barden sind ein keltischer Sängerstand und haben in Deutschland, das überhaupt keinen Sängerstand kennt, gar nichts zu suchen. Freilich trägt Klopstock nicht die erste Schuld an dieser falschen Uebertragung, wohl aber an der Ausbildung und Verbreitung eines Hirngespinstes, das die Lyrik der Freiheitskriege und der Burschenschaften beirrt. Alles was Klopstock in seinen Oden über Hain und Barden auskramt, hat er aus der Luft gegriffen. Ob Bodmer sein Leben lang die Barden schmäht oder Klopstock sie seit 1767, sehnsüchtig nach ihren Gesängen und den Handschriften Karl's des Großen, verherrlicht — keiner von beiden trifft Thatsachen. In der Ode „Sponda" klagt Klopstock:

> Doch ach verstummt in ewiger Nacht
> Ist Bardiet! und Skolliod! und verhallt
> Euer Schall, Telyn! Triomb!

und ruft „der Bardiete vaterländischen Reih'n", um in einer Anmerkung folgende willkürliche und in den Schlußworten belustigend unklare Definition zu geben: „Bardiet . . . barditus. Der Bardiet nimmt die Charaktere und die vornehmsten Theile des Planes aus der Geschichte unserer Vorfahren; seine selteneren Einrichtungen beziehen sich sehr genau auf die Sitten der gewählten Zeit und er ist nie ganz ohne Gesang. Der Inhalt muß aus den Zeiten der Barden sein und die Bildung so scheinen."

1769 trat die „Hermannsschlacht", 1784 „Hermann und die Fürsten", 1787 „Hermann's Tod" ans Licht, theilweise viel früher concipirt. Keiner dieser „Bardiete für die Schaubühne", lebende Bilder aus dem deutschen Alterthum mit verbindendem Text und Bardenmusik, hat die Scene beschritten, Schiller später in Weimar den ersten schroff als ein kaltes, herzloses, ja fratzenhaftes Product für völlig unbrauchbar erklärt.

Niemand kann leugnen, daß die „Hermannsschlacht" patriotisch gewirkt und ihr Schöpfer sein Vaterland geliebt hat. „Ein Deutscher was das ist, geistvoll, offen, schnell, kühn, entschlossen, das Vorbild jeder europäischen Nation zu sein. Ich bin unsäglich stolz auf uns." Sehr deutsch, sehr chauvinistisch deutsch! Klopstock vor anderen hat die Deutschthümelei genährt, die nichts kennt als sich und Franzosenverachtung für Patriotismus hält. Die neuen Barden hatten kein lebendiges Staatsgefühl. Arminius war für sie, was die unbekannte Geliebte für den gefühlvollen Erotiker war.

Den Befreier hat Ritter Hutten zuerst nach dem Drucke der Annalen des Tacitus in einem enthusiastischen Dialog gepriesen, Lohenstein zum Helden eines Romans, Scudery zum Helden eines Dramas, J. E. Schlegel im Alexandrinerstück zum sentenziösen Rhetor gemacht. Schlegel sowohl als Möser entwickelt keine patriotische Hitze. Von Schlegel wird Klopstock den ersten Anstoß erhalten haben und es mag weiter kein Zufall sein, daß er ein Jahr nach Schönaich's Hermann, nämlich 1752 in „Hermann und Thusnelde" sich der Situation, wie der Sieger bluttriefend der Gattin naht, bemächtigte. Die Ode ist ein Wechsel, also schon dem dramatischen Dialog nahe. Fortan spielt Hermann eine große Rolle in den Oden, bis Klopstock sich endlich im Bardiet genügte. Aber er wußte wenig vom germanischen Alterthum und da es seiner Dichternatur fern lag, wie der Westfale Grabbe Hermann's Behausung als ein Bauerngehöft der rothen Erde, wo der Schweinejunge das Tischgebet spricht, aufzufassen, so fabulirte er sich ein Nebelheim zusammen. Er wahrt die Einheit der Scene: am Druidenaltar stehen Thusnelda mit den Jungfrauen und der Bardenchor. Die Schlacht erfolgt nicht auf der Bühne; sie wird aber in kampfliedmäßigen leidenschaftlichen Schilderungen vergegenwärtigt. Das Gedicht ist reich an gewaltigen Momenten und besonders in rein lyrischen Partien packend. Einzelne Bilder: Der Heldentod des Bardenknaben, eines cheruskischen Georg (Götz), Siegmar's Absterben, Siegmund die römische Priesterbürde abwerfend, imponiren uns noch heute. Hermann und Thusnelda sind so feurig wie in jener Ode; hier wird die Situation erst ausgebeutet. Aber der eine Gesang der „süßen Alten" bei Kleist, dies ernste „Wir litten menschlich seit dem Tage" wirkt doch mit seinem temporären Gehalte viel wuchtiger als die lyrische Beredsamkeit der zudem seltsam gelehrten Barden Klopstock's. Manches ist kalt und starr,

wie Hermann's Nichtbeachtung des todten Vaters oder die Grausamkeit der Bercennis; die Scene, wo der Renegat Flavus um Gnade fleht, kahl und die Rolle des Segest von dem dramatischer Führung unkundigen Dichter rein episodisch abgethan worden.

Die beiden späteren Bardiete, denen der erste an Schwung und Temperament sehr überlegen ist, gingen spurlos vorüber. Die Deutschen schwärmten lieber mit Marquis Posa, wenn sie ihrem politischen Idealismus einmal einen guten Tag bereiten wollten.

Eine Ausgeburt des Bardismus ist auch das wunderliche Buch von 1774: „Die deutsche Gelehrtenrepublik. Ihre Einrichtung. Ihre Gesetze. Geschichte des letzten Landtages. Auf Befehl der Aldermänner durch Salogast und Wlemar. Erster Theil." Schon Bodmer hatte 1749 die Idee einer Gesellschaft ausgeheckt, die aus Singern, an ihrer Spitze sechs Orthaber, und Gästen bestehend, alle vier Jahre am 1. Mai auf der Wartburg sich versammeln sollte. Klopstock dagegen fingirt, als gebe es seit Urzeiten eine Gelehrtenrepublik mit streng aristokratischem Regime, fester Verfassung, Gesetzen, Behörden, Landtagen, zunftmäßig gegliedert: vier ruhende, elf wirksame Zünfte. Aldermänner stehen an der Spitze. Die Genossen sind unabhängig von den Buchhändlern; einer der wenigen praktischen Gedanken dieses Werkes, das mit seiner genauen Eintheilung in Druiden, Drittlern, Freien, Knechten u. s. w. ins Kindische ausartet. Das Volk, der „Pöbel", ist nur durch den „Schreier" närrisch vertreten. Für Vergehungen sind seltsame Strafen festgesetzt: man muß den Hund tragen, es giebt sogenannte Rümpfer und Höhner. Aber als hoher Lohn winkt der Trunk aus der Schale, das Eichenblatt, der Hügel. Kritiker, Scholiasten oder Philologen, Philosophen sind in dieser Republik übel gelitten. Lehrgebäude werden verbrannt, die Erbauer über die Grenze spedirt. Eine Menge historischer Anecdoten bildet, zum Preise teutscher Kraft gesammelt, die „Denkmale der Deutschen".

Was den Dichter angeht, so fällt aller Nachdruck auf Nationalität und Originalität in Anschauung, Sprache und Erfindung. Auch hier wieder die Parole: zurück zu Luther's Schriften als dem Born der Sprachkraft. Niemand soll sich länger an ausländischen Schriften berauschen, doch wird die Nachahmung der Griechen milder bestraft, als die der Römer. Klopstock weiß nichts von dem segensreichen geistigen Verkehre der Culturvölker, sondern möchte als Ultradeutscher sein Vaterland mit einer chinesischen Mauer umgeben. Darum verwirft er Wieland's gesammte Production in Bausch und Bogen: „Wundergeschichte. Es war einmal ein Mann, der viel ausländische Schriften las und selbst Bücher schrieb. Er ging auf den Krücken der Ausländer, ritt bald auf ihren Rossen, bald auf ihren Rossinanten, pflügte mit ihren Kälbern, tanzte ihren Seiltanz. Viele seiner gutherzigen und un-

belesenen Landsleute hielten ihn für einen rechten Wundermann. Doch etlichen entging's nicht, wie es mit des Mannes Schriften eigentlich zusammenhinge; aber überall kamen sie ihm gleichwohl nicht auf die Spur. Und wie konnten sie auch? Es war ja unmöglich, in jeden Kälberstall der Ausländer zu gehen." Zur vollen Freiheit und Würde des Dichters gehört aber auch, daß er keine Faction stiftet und keiner Schule sich anschließt — nahm Klopstock denn nicht die Göttinger ins Schlepptau? —, keinem Mäcen schmeichelt und sich nicht adeln läßt.

Die Gelehrtenrepublik ist ein leidenschaftlicher Fehdebrief gegen die Regel: denn ein paar Homerverse sind lehrreicher als alle Poetiken des Aristoteles und seiner Nachtreter. Immer das Kind mit dem Bade ausschüttend, spricht Klopstock über Kritik und Systeme so maßlos, so jugendlich unreif ab, wie nur irgend ein grünes Genie der siebziger Jahre. Das neue Evangelium von der angeborenen Schöpferkraft wird am lautesten in dem Absatze „Aus dem goldenen Abece der Dichter" gepredigt: „Laß du dich kein Regulbuch irren, wie dick es auch sey, und was die Vorred' auch davon bemelde, daß ohne solche Wegweiser keiner, der da dichtet, könne auch nur Einen sichern Schritt thun. Frag' du den Geist, der in dir ist, und die Dinge, die du um dich siehst und hörst, und die Beschaffenheit deß, wovon du vorhast zu dichten; und was die dir antworten, dem folge. Und wenn du's nun hast zu Ende bracht, und kalt worden bist von dem gewaltigen Feuer, womit du dein Werk hast arbeitet; so untersuch' alle deine Tritt und Schritt noch Einmal; und wo sie etwa wankend gewesen sind und gleithaft, da geh' du von neuem einher, und halt solchen Gang, der stark und fest sey. Willst du dich nach gethaner Arbeit erholen und erlustigen; so nimm der dicken Regulbücher eines zur Hand, und lauf hie und da die Narrentheidungen durch, die du vor dir findest." Solche Sätze machen Goethe's enthusiastisches Urtheil begreiflich (an Schönborn, 10. Juni 1774). Und gewiß sind die Emancipation des Dichters, die liebevolle Pflege der Muttersprache, die hohen Anforderungen an die Schöpferkraft große Gedanken, gewiß steckt in den kunterbunten Gesetzen und Gesprächen viel treffliches über Dichtersprache, Betonung und Declamation, aber alles wird nur angedeutet und tritt vermummt, oft im ärgerlichsten Narrenkleid auf. Diese Grillen, Spielereien und frostigen Scherze, in einem gespreizt alterthümelnden, Luther's kerniges Deutsch parodirenden Stil vorgetragen, sind eines ausgewachsenen Schriftstellers schlechthin unwürdig. Darum konnte die Gelehrtenrepublik wohl noch die Sympathie des jungen Geschlechts finden, während Herder sie als Kinderei bei Seite warf. Im großen Publikum, das eifrig subscribirt und thatsächlich auf Klopstock's Poetik gewartet hatte, machte sie völlig Fiasko. Es blieb trotz manchen Ansätzen zur Fortführung bei dem ersten Theile. Alles zerrann. Joseph II. gründete keine

deutsche Akademie, keine Druckerei, kein Theater mit Lessing und Gerstenberg als Leitern. Der Göttinger Bund lief auseinander. Auch der Markgraf von Baden erfüllte die Hoffnungen nicht, die Klopstock noch in den achtziger Jahren in ihn setzte.

So ging es bergab mit Klopstock und seinem Ruhme. Seine ahnungsvollen, aber durchweg unmethodischen Arbeiten über Sprache und Verskunst, die hier nicht untersucht werden sollen, seine greuliche phonetische Orthographie erregten geringe Aufmerksamkeit. Eine Heliandausgabe kam glücklicher Weise nicht zu Stande, denn Klopstock mochte nach Bodmer's Art Hexameter in der Sprache Otfried's und althochdeutsche Druideninschriften schmieden, aber zum Philologen war er verdorben. Auf dem Gebiete der Metrik schlug ihn Voß, die „Grammatischen Gespräche" wies W. Schlegel in dem feinen Dialog „Die Sprachen", der das Athenäum 1798 eröffnete, ab. Klopstock war sehr vereinsamt und sehr unzufrieden mit der neuen Zeit, die er nicht begriff. Mit dem Eigensinn eines früh verwöhnten gealterten Künstlers, dem sein Lämpchen heller zu leuchten scheint als alle neuen Lichter, und mit seiner verhängnißvollen, des Fortschritts unfähigen Bildungsschwäche schnellte er stumpfe Bolzen gegen die Usurpatoren, nannte Kant's Philosophie ein scholastisches Uebel und fällte über Goethe's reifste Werke läppische Urtheile. Er hatte sich überlebt, doch tröstlich ist uns beim Abschiede, daß sein Entschlafen ihn wieder als Wecker der Empfindung und Dichtersprache in Erinnerung brachte und der Patriarch wie einer der Großen dieser Erde zur letzten Ruhe getragen wurde.

Erich Schmidt.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Politische Randglossen. Der Orient im Jahre 1880. — Von dem orientalischen Probleme hat das vergangene Jahr ein sehr kleines Stück erledigt, ein sehr großes Stück seinem Nachfolger übermacht. Die Montenegriner sind endlich zufriedengestellt, für die Griechen hat der Ausspruch der Conferenz erst den Knoten geschürzt, der jetzt der Auflösung harrt. Das Werk des Berliner Friedens hat damit seine schwerste Probe zu bestehen. So weit es durchgeführt ist, ist der neugeschaffene Zustand von keiner Seite in Frage gestellt worden: es hat seinen Zweck erfüllt, die weitere Auflösung der Türkenherrschaft in Europa nicht zu verhindern, aber zu hemmen und in ein geregeltes, behutsames Tempo zu bannen. Die fragwürdigen Staatsgebilde, die das zurückgedrängte Osmanenthum anerkennen mußte, beweisen durch periodische Ministerwechsel ihre Lebensfähigkeit, und selbst die Bulgaren haben gegen die Vertheilung ihres Volkes unter den Battenberger und unter

Aleko Pascha bisher nicht rebellirt. Die freigewordenen Völker richten sich, am Gängelbande ihrer Beschützer, häuslich ein, so gut sie vermögen, während die Türkei abermals ein Jahr verstreichen ließ, ohne sich um die administrativen Reformen zu kümmern, die sie im Friedensschlusse zugesagt hat. Mit solchen Dingen scheint sie sich nicht mehr plagen zu wollen. Sie begnügt sich, dem rollenden Geschicke die Widerstandskraft, die in ihrer bloßen Existenz liegt, entgegenzustellen, wie sie dies in dem Handel wegen Dulcigno wider den vereinigten Willen Europas Monate lang mit großem Erfolge gethan hat. Was die Pforte schließlich bewog nachzugeben, obgleich sie wußte, daß auch bei fortgesetzter Störrigkeit Zwangsmaßregeln gegen sie nicht in Anwendung gebracht würden, ist nicht genau bekannt geworden. Doch ist unwidersprochen geblieben, daß wesentlich dem eindringlichen Rathe der deutschen Diplomatie ein Entschluß zu verdanken war, der einen Stein des Anstoßes aus dem Wege räumte, einen der rückständigen Punkte des Friedensvertrages erledigte, und die Fortdauer des Einvernehmens unter den Großmächten möglich machte. Daß das letztere erhalten blieb, darf gleichfalls unter den Erfolgen des vergangenen Jahres aufgeführt werden, aber freilich weiß man, daß dieser Erfolg nicht ohne Mühe und Schwierigkeiten gewonnen wurde, und daß, während auf der Bühne das Einvernehmen ziemlich tadellos sich präsentirte, hinter ihr eine andauernde Bewegung zu spüren war, die zu einer völligen Verschiebung der Mächte führte. Die wesentlichen im Oriente wirkenden Ursachen darf man ja nicht an Ort und Stelle suchen, sondern in den europäischen Hauptstädten. Der britische Regierungswechsel ist das für die orientalischen Dinge weitaus wichtigste Ereigniß des Jahres gewesen. Die Tories waren unter der Führung von Endymion-Beaconsfield noch einmal entschlossen für die Türkei eingetreten und hatten sie gegen die moskowitische Umarmung in Schutz genommen, freilich mit jener Rücksichtslosigkeit gegen den Schützling, die in der englischen Weltpolitik herkömmlich ist. Gladstone begann seine Regierung mit dem Gedanken einer völligen Umwälzung der Orientpolitik, er richtete die schärfsten Drohungen gegen die Pforte, Hand in Hand mit Rußland schien er schonungslos eingreifen und den Zersetzungsproceß der Türkei beschleunigen zu wollen. Die Folge war, daß die Pforte sich nach einem andern Halt umsah: sie klammerte sich an Deutschland, und unsere Staatskunst ward in die eigenthümliche Lage versetzt, mit dem Vertrauen der Pforte beehrt deren Schutzmacht zu spielen. Im Verein mit Oesterreich-Ungarn war sie stark genug, dem britischen Ungestüm einen Zügel anzulegen, Rußland in achtungsvoller Ferne zu halten, während Frankreich mit durchsichtigen Hintergedanken an die Fersen Deutschlands sich heftete und Italien zu dieser neuen Lage vergebens ein bestimmtes Verhältniß zu gewinnen trachtete. Die Aufgabe, welche die sogenannten conservativen Mächte

sich hierbei steckten, ist nach der einen Seite hin unschwer zu errathen. Im Oriente sind die unmittelbaren Interessen Oesterreich-Ungarns mittelbar auch die unsrigen. Beide Mächte stehen zusammen, um die Auflösung des Türkenreiches so lange hintan zu halten, bis ihre Interessen auf der illyrischen Halbinsel gesichert sind, bis sie im europäischen Wettbewerbe von der Donau her eine Stellung gewinnen, womit die im Vorsprunge befindlichen Seemächte zu rechnen haben. Nun arbeitet Oesterreich auch in diesem Falle nach dem Wahlspruch: Nur immer langsam voran. Die Fortschritte, die es gemacht hat, seinen Einfluß nach Osten auszudehnen, sind noch immer höchst geringfügig, überall stößt es auf die Abneigung der kleinen Staaten, deren Sympathien, die Gefahr der Absorption nicht achtend, derjenigen Macht zugewandt sind, der sie die Befreiung in erster Linie zu danken haben. Es rächt sich jetzt, daß Oesterreich stets die Partei der Türken gegen die christlichen Völkerschaften gehalten hat. Weder mit der Regelung der Donauschifffahrt geht es nach Wunsch, noch wollen die handelspolitischen Verhandlungen mit Serbien und Bulgarien recht in Fluß kommen: der Weg nach Saloniki ist noch immer mit unübersteiglichen Schranken verlegt. Diese Lage wäre minder peinlich, wenn man eine unabsehbare Zeit vor sich hätte, in der das Donaureich ungestört, langsam, zähe seinen Einfluß ausstrecken könnte. Aber die Zeit drängt. Davon abgesehen, daß der Gegensatz der englischen Handelsinteressen in diesen Ländern mittlerweile sich schärfer zu zeichnen beginnt — mit dem negativen Ziele, die weitere Aufrollung der Türkenherrschaft hintanzuhalten, ist die Aufgabe der conservativen Mächte keineswegs erschöpft. Die griechische Frage ist auf einem Punkte angelangt, wo ein positives Eingreifen unvermeidlich, eine lediglich defensive Politik unhaltbar geworden ist. Das Einvernehmen der Mächte hat sich in dem geringfügigen montenegrinischen Grenzstreite aufrecht erhalten lassen, auf eine weit ernsthaftere Probe wird es beim griechischen Grenzhandel gestellt. Theoretisch ist es auch hier vorhanden, mit Einstimmigkeit hat die Berliner Conferenz ihre Beschlüsse gefaßt, die Griechenland die thessalische Ebene und den größten Theil von Epirus zusprechen. Doch die Ausführung dieser Beschlüsse ist noch ein ungelöstes Problem, sie droht bei dem Widerstande der Pforte den Krieg zu entzünden und mit dem Kriege das mühsam gewonnene Einvernehmen der Mächte zu zertrümmern. Der ganze Compromiß des Berliner Vertrages steht auf dem Spiele. Ueber der Absicht, eine seiner Bestimmungen auszuführen, droht seine ganze Grundlage wieder in die Brüche zu gehen. Die Lage ist um so kritischer, als die Geduld der Hellenen, die bislang auf Zureden der Mächte noch immer gefristet werden konnte, wirklich erschöpft scheint. Es geschehen Zeichen und Wunder. Siegreiche Minerven entsteigen dem Boden. Die Gemüther haben sich in eine Aufregung hineingesteigert, die durch die gewöhn-

lichen Einwirkungsmittel nicht mehr beschwichtigt werden kann. Die Hellenen befreunden sich mit der Ueberzeugung, daß sie mit Warten stets nur gefoppt worden sind, daß ohne Opfer, ohne das Wagniß eines Waffenganges eine Wendung ihres Geschickes nicht zu erhoffen ist, und ihre Rüstungen sind auf einen Punkt gediehen, wo ein Rückzug mit der Ehre nicht mehr verträglich ist, oder vielmehr, wo die Mittel des kleinen Königreiches derart angespannt sind, daß nur der Erfolg ein solches Spiel nachträglich zu rechtfertigen und auszugleichen vermag. Besorgt und geschäftig sieht die Diplomatie dem verhängnißvollen Augenblicke entgegen. Der Ausbruch des Krieges würde die ganze Frage der freien Disposition der Mächte entziehen; es liegt ihnen Alles daran, den Gang der Dinge in ihrer Hand zu behalten und nach den allgemeinen politischen Verhältnissen zu reguliren. Ihr Bestreben muß also, so lange das Concert irgend zusammenhält, darauf gerichtet sein, die Pforte zu solchen Zugeständnissen zu bestimmen, welche die Hellenen vermögen, das Schwert wieder in die Scheide zu stecken. Ehe aber der Inhalt eines solchen Compromisses erörtert und vorgelegt werden kann, gilt es, die beiden streitenden Staaten zuvor principiell für die Annahme der Vermittelung der Mächte zu gewinnen. In diesem vorläufigen Stadium sehen wir die griechische Frage vorläufig noch herumtreiben. Es auszufüllen und den diplomatischen Faden fortzuspinnen, ist die Aufgabe des Schiedsgerichtsprojectes, das sofort an dem Widerstande der Pforte und Griechenlands gescheitert wäre, wenn nicht eben der feste Wille bestände, den Austrag des Conflictes nicht den Waffen zu überlassen und damit dem brutalen Zufalle in die Hände zu spielen. Soll es schließlich gelingen, den Conflict zu localisiren und ähnlich wie den montenegrinischen Streitfall zum Abschlusse zu bringen, also die Gefahr eines Hinübergreifens in einen allgemeinen europäischen Conflict abzuwenden, so muß vor Allem in Constantinopel der Einfluß aufgeboten werden, der sich bei dem freilich viel geringfügigeren montenegrinischen Streitobjecte schließlich wirksam erwiesen hat. Griechenland hat kein Recht gegen die Pforte, aber die Pforte ist ohne Zweifel den Mächten verpflichtet. Eine Grenzberichtigung gegen Griechenland gehört zu den Bedingungen, unter denen Europa die Pforte von dem erdrückenden Gewichte des Friedens von San Stefano befreit und ihrer Existenz eine weitere Frist unter europäischem Schutze bewilligt hat. Die Aussicht, daß zwischen dem ungenügenden Octoberangebote der Pforte und zwischen den Ansprüchen, die Hellas aus der Berliner Conferenz ableitet, für jetzt ein billiger Durchschnitt sich finden läßt, dem beide Mächte wohl oder übel sich fügen, ist zwar schwach, aber doch nicht ausgeschlossen. Was Hellas heute nicht bekommt, kann es ein anderesmal bekommen — wenn nur einmal ein Anfang gemacht ist! Und die Entscheidung der Berliner Conferenz behält für Griechenland auf alle Fälle ihren moralischen Werth.

Eine Lösung, die beide Theile befriedigt, ist ohnedem ausgeschlossen. Für Europa aber kommt es darauf an, daß ein Conflict von immerhin untergeordneter Bedeutung seinen acuten Charakter verliere, bevor weit größere Dinge eine definitive Gruppirung der Mächte herbeiführen. g.

Aus Berlin. Wagner's Nibelungentetralogie. Ausschmückung des Rathhauses. — Die künstlerisch interessirten Kreise der Hauptstadt beschäftigen sich jetzt in hervorragender Weise mit zwei Unternehmungen, die in einer mehr oder weniger nahen Zukunft ins Werk gesetzt werden sollen. Die eine gehört dem Bereiche der Musik, die andere dem der monumentalen Malerei an. Es handelt sich um die erste Aufführung von Wagner's Nibelungentetralogie und um die Ausschmückung des Rathhauses mit Wandgemälden. In Sachen der Kunst heißt es auch jetzt noch in Berlin „Eile mit Weile", so große und rasche Fortschritte die Stadt in den letzten zehn Jahren auch auf allen anderen Gebieten gemacht hat, in dieser Beziehung wird man noch oft genug an den umständlichen, trägen, schleppenden Gang erinnert, in dem sich vormals hier die Dinge entwickelten. Damit soll nicht im Mindesten gesagt sein, daß nicht auch auf diesem Gebiete eine sehr erfreuliche Wandlung sich vollzogen, daß nicht die Fortschritte aller Orten geradezu in die Augen fallen, welche die letzten zehn Jahre gebracht haben. Im Gegentheil ist in diesen Blättern das frische Bestreben der Behörden und der Einwohnerschaft, lange Versäumtes nachzuholen, mehr als einmal gern und freudig anerkannt und die Erfolge derselben hervorgehoben worden. Nichts desto weniger gemahnen manche Stockungen, die sich gerade künstlerischen Zielen, Plänen und Entwürfen noch oft genug entgegenstellen, doch noch allzusehr an die unseligen Gepflogenheiten früherer Zeiten, die trotz aller Ansätze fast kein bedeutendes Project zur Ausführung kommen ließen. Man soll in dieser Beziehung nur immer wieder daran erinnern, daß nach dem Jahre 1871 sich alsbald die Angelegenheit des Parlamentsbaues ebenbürtig neben die ominöse Geschichte der Dombauprojecte stellen konnte, welche aus den Tagen Friedrich Wilhelm's IV. uns als Angedenken hinterlassen worden ist. Um von diesen und ähnlichen Dingen zu schweigen, kann man jedenfalls die Behauptung wagen, daß auch die beiden im Eingange dieser Zeilen näher bezeichneten Unternehmungen lange genug haben auf sich warten lassen. Nachdem Wagner's Nibelungen die Feuerprobe in Baireuth überstanden hatten, durfte man es wohl als das Natürliche ansehen, daß die Hauptstadt des Reiches und zwar ihre erste Bühne, also das königliche Opernhaus, zunächst und vor allen anderen Städten das große Werk des Componisten ihrem Publikum vorführen würde. Nichts von alledem. Sparsamkeitsrücksichten, technische Rücksichten, Mangel an Entgegenkommen Seitens der Intendanz den Wünschen Wagner's

gegenüber, verhinderten, so hieß es, die Aufführung der Oper in Berlin, trotzdem sich unsere Stadt einer zahlreichen und nicht einflußlosen Wagnergemeinde erfreut. Satt dessen unternahmen Hamburg, Wien, Leipzig die Darstellung des musikalischen Hauptwerkes unserer Zeit, und die beschämten Bewohner der Residenz des deutschen Kaisers pilgerten in Extrazügen nach den umliegenden Großstädten des Reiches, um sich einen Bühnengenuß zu verschaffen, der ihnen in der Heimath versagt blieb. Da schloß denn am Ende des abgelaufenen Jahres das hiesige Victoriatheater, das allein von allen hiesigen Bühnen neben der königlichen Oper über Raum und technische Mittel zur Genüge verfügt, um an die große Aufgabe herantreten zu können, mit der Leipziger Oper einen Contract ab, wonach mit dem dortigen scenischen Apparate und den persönlichen darstellenden Kräften jenes Institutes eine Aufführung in Berlin versucht werden sollte. Nun erst, ehe jener Contract juristisch perfect wurde, unternahm es die Intendanz unserer Hoftheater, dazwischen zu treten und die Leipziger Oper zu bewegen, den betreffenden Contract vielmehr mit der Berliner Hofoperndirection abzuschließen. Man kam beiderseitig beinahe zum Abschlusse, als eine Petition der Mitglieder unserer Oper dazwischen trat, die sich mit vollem Rechte für verletzt hielten, daß auf ihrer Bühne der Nibelungencyclus — der Hauptsache nach mit fremden Trägern der ersten Rollen besetzt — das Lampenlicht erblicken sollte. Die Berliner Künstler waren in der That nicht daran schuld, daß das Werk nicht schon längst von heimischen Kräften in Berlin an der Stelle zur Aufführung gebracht worden war, an welche es sofort nach den Baireuther Festtagen recht eigentlich hin gehörte. Vor dieser Petition wich die Intendanz thatsächlich zurück, die Unterhandlungen mit Leipzig wurden abgebrochen, und es verbleibt nun dabei, daß im Mai die Leipziger Künstler, unterstützt von anderen Wagnerisch geschulten Hauptkräften das „Bühnenfestspiel“ auf den Brettern des Victoriatheaters den Berlinern vorführen. Hierzu wird die Leipziger Oper die Decorationen, den Capellmeister Seidl, den erfahrenen Regisseur A. Neumann und eine Anzahl Träger von ersten Rollen stellen. Das Victoriatheater hat zwei Bühnen, eine für das Sommer-, eine andere für das Wintertheater; beide können in eine, sehr große, den höchsten Anforderungen des Scenenwechsels genügende verwandelt werden. Den Orchesterraum wird man, wie in Baireuth, so tief legen, daß er den Blicken der Zuschauer entschwindet. Das Orchester soll aus achtzig Personen bestehen, theils von der hiesigen Symphoniecapelle, theils aus Leipzig. Frau Materna vom Wiener Hoftheater wird die Brünhilde geben, deren Typus sie in Baireuth unter Wagner's sorgsamer Schulung geschaffen hat. Herr Vogl aus München wird den Loge, seine Gemahlin die Siglinde darstellen; beide Künstler haben ihren hohen Ruf ebenfalls von Baireuth her und sind von Wagner selbst für seine Lieblings-

rollen erzogene Kräfte. Frau Hofmeister aus Leipzig (früher an der hiesigen Hofbühne) wird in der letzteren Rolle mit Frau Vogl abwechseln. Den Siegfried macht Herr Jäger, ein von den Wagnerianern besonders hochgeschätzter Künstler, den Sigmund Herr Lederer, eine hervorragende Leipziger Kraft, und Herr Schelper, der treffliche Baritonist, giebt den Wotan. Die übrigen Rollen werden, wie wir hören, sämmtlich unter den Leipziger Künstlern vertheilt. Wagner selbst wird hier erwartet und seine Anhänger werden ihm unstreitig den verdienten Triumph bereiten, — verdient, weil der Meister ohne irgend etwas von den für künstlerisch nothwendig befundenen Anforderungen nachzulassen, die er an die Erlaubniß der Aufführung seines großen Werkes knüpfen zu müssen glaubt, nach jahrelangem Ausharren nun doch die Hauptstadt sich erschlossen hat.

Die andere Unternehmung, deren wir gedachten, hat ebenfalls ihre Vorgeschichte, und diese ist leider noch nicht zu Ende. Die Ausschmückung unseres neuen Rathhauses mit den gebührenden monumentalen malerischen Decorationen befindet sich wieder einmal der Krise nahe, das heißt dicht vor dem Punkte, wo man sich über die Wahl des Künstlers und über die Idee des Entwurfes einigen und den Auftrag perfect machen wird — oder wo die Verhandlungen abermals zu nichts führen. Als das Rathhaus 1866 fertig geworden war, sollte Adolf Menzel die Arbeit der malerischen Decoration übernehmen. Er reichte auch Entwürfe ein — aber man konnte zu keinem Entschlusse gelangen. Der Krieg von 1870—71 trat dazwischen, welcher der Stadt Berlin eine gänzlich andere Bedeutung und äußere Physiognomie geben sollte. Im Jahre 1875 begannen nun die Unterhandlungen über die Bemalung des oberen Treppenhauses unseres städtischen Palastes aufs Neue. Menzel, der anderweitig beschäftigt war, lehnte ab. Im Laufe der Zeit ist man denn Seitens der städtischen Behörden endlich zu dem Entschlusse gelangt, dem gerade seit 1870 und durch die malerische Verkörperung der Ideen und Thaten dieses Jahres berühmt gewordenen jugendlichen Meister Werner die schöne Aufgabe anzutragen. Werner, der Schöpfer des prächtigen Siegesbildes, das in Gestalt eines Velariums beim Einzuge der Truppen in der via triumphalis der „Linden" prangte, der Schöpfer der großartigen Mosaikdarstellung der Kämpfe und Errungenschaften von 1870 am Siegesmonumente am Königsplatze, und des großen Oelgemäldes der Kaiserproclamation in Versailles ist wohl gerade durch die Eigenthümlichkeit seines künstlerischen Talentes, das kernigen gesunden Realismus mit Gedankenfülle, tiefem Gehalt und der Fähigkeit, ideale Typen lebensvoll zu schaffen, in schönster Weise vereinigt, und große Flächen in meisterhafter Compositionsklarheit beherrscht, vor allen anderen geeignet, auch dieser Aufgabe gerecht zu werden. Der Künster hat Entwürfe eingereicht, welche von überraschender Schönheit und den gegebenen

örtlichen Verhältnissen (es sind eine große Mittelwand und zwei lange an ihrem unteren Sockel die Treppen sanft hinansteigende Seitenwände, rechtwinklig von den Enden der Mittelwand auslaufend, zu bemalen) in der Art der Composition ganz vortrefflich angepaßt sind. Er stellt den Siegeseinzug des aus Frankreich zurückgekehrten Heeres in einer alle drei Wandflächen einnehmenden fortlaufenden Schilderung dar. Mit künstlerischer Freiheit in der Anordnung der Lokalitäten erhalten wir damit zugleich ein Bildniß der Stadt Berlin in fast allen ihren hervorragendsten Gegenden. Wir sehen die wohl von Niemand mit größerem historischen Ernste und gewaltigerer Naturtreue zugleich aufgefaßten Charaktergestalten des Kaisers, des Kronprinzen, Bismarck's, Moltke's, Roon's und unserer großen Heerführer. Das ganze Gemälde zeigt Berlin als Hauptstadt in seinem höchsten Momente und geschmückt, wie nie zuvor. Denn die von den Künstlern der Stadt an jenem unvergeßlichen Einzugstage prächtig mit Laubgewinden, Fahnen, Standarten, mit Decorationsgemälden und colossalen Gipsstatuen und Gruppen gezierten Straßen und Plätze kommen in diesem ihrem Festgewande zur Erscheinung, ebenso wie die freudig erregte Menge, die Festdeputationen, die Tribünen und ihr Publikum, kurz Groß und Klein, Vornehm und Gering, städtische und Staatsbehörden, Corporationen und Gilden. Daß aber die Ausführung dieser eingereichten Skizzen im Detail und im Großen, wenn sie sich in Werner's Händen befindet, durchaus dem entsprechen wird, was die Skizzen verheißen, daran darf wohl gerade bei dem genannten Künstler am wenigsten gezweifelt werden. Wenigstens haben wir zur Zeit jedenfalls keinen, der schon mehr und öfters glänzende Proben von seinem Können gerade bei monumentalen Aufgaben abgelegt hat. Der Magistrat hat sich nun wirklich entschieden und tritt dafür ein, daß Werner nach seinen eingereichten Entwürfen die Arbeit ausführen möge. Aber die Stadtverordnetenversammlung, welche ihre Genehmigung dazu geben muß, macht bereits Einwendnngen. Sie verlangt, wie man berichtet, daß der Künstler erst noch manches in seinem Gemälde umändern möge, damit das städtische Element, die städtischen Behörden kräftiger in dem Gesammtbilde hervortreten sollen. Man muß abwarten, ob dies des Pudels Kern ist, oder ob sich überhaupt gegen Werner eine Opposition regt, deren Ziel es ist, dem Künstler die Aufgabe zu nehmen. Natürlich fehlt es auch in der Berliner Künstlerschaft nicht an Leuten, welche der Ansicht sind, man solle doch lieber eine öffentliche Concurrenz ausschreiben, anstatt alle große Bestellungen sofort stets dem Akademiedirector Werner zu übertragen. Man muß also abwarten. Wer weiß, was noch alles für Hindernisse sich aufthürmen, um die Ausmalung des Rathhauses auch diesmal wieder um einige Jahre hinauszuschieben.

y.

Literatur.

Midzuho-gusa: Segenbringende Reisähren. Nationalroman und Schilderungen aus Japan von Dr. F. A. Junker von Langegg, weil. Director der med. Schule in Kiyoto. Zweiter Band: Schilderungen aus Japan (Zatsu-roku-no-pu). Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1880. — Von den in der Vorrede zum ersten Bande versprochenen selbständigen Schilderungen aus Japan bringt der Verfasser hier den ersten Theil und giebt in neun oder, wenn man einen Anhang über die Provinzen und die neueste politische Eintheilung Japans hinzurechnet, zehn Abschnitten Abhandlungen über Sprache, Literatur und Dichtungen der Japaner, über das Schreibmaterial, über die alte Nationalreligion, die Götterlehre und die Kaiserdynastie, über die Schoguna und den Fall des Schogunates u. s. w., kurz ein reiches Material, welches einen genauen Einblick in die Cultur und Geschichte des merkwürdigen Volkes, sowie in seine gegenwärtigen geographischen und politischen Verhältnisse gewährt. Eine nach japanischen Vorlagen und den Angaben von Prof. Rein in Marburg gezeichnete Karte erleichtert die Orientirung. Mit großer Sorgfalt ist Alles aus japanischen Quellen entnommen und durch genaue Inhaltsangaben eine rasche Uebersicht ermöglicht. E—e.

Wie ich mein Wörterbuch der französischen Sprache zu Stande gebracht habe. Eine Plauderei von E. Littré. Mit Littré's Portrait. Autorisirte Uebersetzung. Leipzig, W. Friedrich. 1881. — Littré hat den Plan zu seinem Dictionnaire de la langue française im Jahre 1841 gefaßt, die Drucklegung konnte nach umfassenden Vorarbeiten im Jahre 1859 beginnen, im Jahre 1865 erschienen die ersten Lieferungen, im Jahre 1872 war das große Werk beendet. Wie dasselbe zu Stande kam, unter welchen Schwierigkeiten, Hemmnissen und Förderungen, wie die Zeitereignisse in dasselbe eingriffen, insbesondere der Krieg und die Commune, das Alles hat Littré selbst in einem anziehenden Aufsatze erzählt, der jetzt auch in das Deutsche übersetzt ist und die Achtung vor dem rastlosen Fleiße und unerschütterlichen Muthe des ehrwürdigen Gelehrten nur erhöhen kann. Mit Genugthuung lesen wir Deutschen, was Littré von den Schicksalen seiner Landwohnung in Ménil-le-Roi während des Krieges erzählt. Besetzt wurde der Ort von den Deutschen nicht, wohl aber von Streifzügen heimgesucht. „Bei einem dieser Streifzüge bemerkten sie, daß mein Haus unbewohnt war: sie erbrachen dessen Thüre und drangen in das Innere desselben vor; zu einem weiteren Schaden kam es nicht. Man erzählte mir sogar, daß sie beim Anblick meiner Bücher geäußert haben sollen: „Schöne Bibliothek!" Feststeht, daß ich bei meiner (neun Monate nachher erfolgten) Rückkehr alles in vollkommen unverletztem Zustande fand, selbst die Kleidungsstücke, die ich bei meiner eiligen Abreise hastig abgeworfen hatte, lagen noch unberührt auf meinem Bett."

g.

Philosophische Briefe an eine Frau von Carl Stugau. Leipzig, Hässel. 1879. — Der Verfasser hat diese Briefe geschrieben, da er den Frauen den Sinn für philosophische Untersuchungen durchaus nicht abspricht, aber zugeben muß, daß in den bisherigen philosophischen Schriften der Schwierigkeit des Inhalts und der Form wegen Belehrung für dieselben nicht zu finden ist. Da nun nach seiner Ansicht jede Philosophie, die nicht praktisch wird, die uns nicht besser, gütiger, duldsamer, lebensfreudiger und lebensmuthiger macht, Afterweisheit,

ein Grübeln ins Leere ist, so sucht er vor allem über den ethischen Theil der Philosophie, als den wichtigsten, weil für das praktische Leben fruchtbarsten, den Frauen Belehrung zu verschaffen. In vierzig Briefen, die kein systematisches Ganze geben sollen, sondern lose aneinander geknüpft sind, ohne doch des innern Zusammenhanges ganz zu entbehren, sucht er seine Lebensanschauung, die Hauptprobleme der Sittenlehre vorzutragen. Keiner besondern philosophischen Schule zugehörig, beabsichtigt er dabei mehr eine Philosophie „des gesunden Menschenverstandes" zu geben, und dadurch zur Erfassung des wahren Werthes des Lebens, das nicht im Genusse, sondern in der Arbeit und Pflichterfüllung bestehe, anzuspornen. Dabei tritt er dem Materialismus und Pessimismus unserer Tage, und namentlich Schopenhauer's Ansichten mehrfach entgegen. Die Art der Gedankenentwickelung ist im Ganzen klar und gemeinverständlich, ab und zu etwas breit; die Sprache ist einfach und hält sich nach Kräften von dem Gebrauche gelehrt philosophischer Ausdrücke fern, geräth dabei aber manchmal in das andere Extrem, indem sie gar zu „volksthümlich" wird. B.

Taine, Hippolit, Der Verstand. Autorisirte deutsche Ausgabe. Nach der dritten französischen Auflage übersetzt von L. Siegfried, Dr. med. Zwei Bände. Bonn, Em. Strauß. 1880. Der Ideenaustausch zwischen Deutschland und Frankreich in der Philosophie ist gegenwärtig in sehr erfreulicher Weise im Wachsen begriffen. Die deutsche Philosophie, sowohl die classische, als die zeitgenössische, wird in Frankreich mit sehr großem Eifer studirt: Uebersetzungen, historische Resumés, Auszüge und Recensionen geben hiervon Beweis. Die umgekehrte Strömung ist unsers Erachtens leider noch nicht so stark, als es zu wünschen wäre. Seit der Uebersetzung des Buches von Janin gegen den von Büchner vertretenen Materialismus im Jahre 1866 ist wenig Erhebliches hierin geschehen. Neuerdings fanden besonders Ribot's Buch über die Erblichkeit, sowie Liard's Zusammenstellung der englischen Logik in Uebersetzungen vielfachen Anklang. In jüngster Zeit wurden Barthelemy St. Hilaire's Einleitung in die Metaphysik, Waddington's Werk: Ueber die Seele des Menschen, sowie Comte's Einleitung in die positive Philosophie übersetzt. Andere Uebertragungen sind, gutem Vernehmen nach, in Vorbereitung. Allein trotz alledem läßt sich das nicht vergleichen mit der viel größeren Beschäftigung der Franzosen mit deutscher Philosophie. Es giebt hierfür verschiedene Gründe: einmal den leider noch stark verbreiteten Hochmuth und Dünkel in Deutschland in philosophischer Hinsicht; sodann die nicht wegzuleugnende Thatsache, daß allerdings lange Zeit die Philosophie in Frankreich unter dem Drucke der Cousin'schen Schule darniederlag, und daß einige der übersetzten Werke z. B. das von Janin, die beiden von Waddington und Barthelemy St. Hilaire höchst unbedeutend ja sogar schlecht sind, ferner noch ein äußerlicher Umstand, daß nämlich die deutschen Buchhändler mit viel größerer Coulanz und Rührigkeit ihre Producte in Frankreich verbreiten, als umgekehrt. Es würde bei der allgemeinen Bekanntschaft der Gebildeten mit der französischen Sprache gar nicht der Uebersetzungen bedürfen, wenn die Originale zugänglicher wären. Unter solchen Umständen muß man es freudig begrüßen, wenn bedeutende Werke der jüngeren Philosophen Frankreichs bei uns Eingang finden. Einen sehr glücklichen Griff haben nun der gewandte Uebersetzer und der rührige Verleger des vorliegenden Buches gethan. Dasselbe erschien in erster Auflage im Jahre 1870 und fand darum in Deutschland viel weniger Beachtung, als es verdiente; uns ist nur eine einzige Recension des Werkes bekannt. Nun ist aber dieses Werk weitaus das bedeutendste philosophische Werk der Gegenwart in Frankreich; ja

seit Condillac, also seit einem Jahrhundert, das bedeutendste psychologische Buch der französischen Schule. Taine ist der directe Fortsetzer Condillac's mit Hilfe von John Stuart Mill und Bain, theilweise auch der deutschen Psychologie (Herbart). Im ersten Bande untersucht Taine analytisch die Verstandesfunctionen, d. h. er löst dieselben in ihre letzten Elemente auf: in reproductions-, umwandlungs- und verbindungsfähige Empfindungen, welche sich mit gewissen physischen Vorgängen verknüpft finden. Im zweiten Bande baut er aus dem gefundenen Materiale die ganze factische Erkenntnißthätigkeit auf: er untersucht den Mechanismus und die Wirkungen der Verbindung der Elemente, zeigt die Formation, Entstehung und Tragweite der einzelnen Erkenntnißarten, von der Erkenntniß individueller bis zu der genereller Gegenstände, von der Erkenntniß der Körperdinge bis zu der Erkenntniß des Ich und anderer Geister, von der speciellsten Wahrnehmung und Erinnerung bis zu den universellsten Urtheilen und Axiomen. Man sieht, das Buch ist nicht blos eine Psychologie des Verstandes, es ist eine vollständige Erkenntnißtheorie, und darin liegt eben die große Tragweite desselben; es ist eine Erkenntnißtheorie, welche in metaphysische Positionen sich zuspitzt. Natürlich entsprechen diese den Empirismus seiner Psychologie und dem Sensualismus seiner Erkenntnißtheorie (die übrigens zwischen Kant und Mill einen glücklichen Mittelweg einschlägt); aber zur Beruhigung ängstlicher Seelen sei bemerkt, daß Taine nicht „Materialist" ist. Taine ist, wenn man will, Idealist. Seinen Standpunkt entwickelt er in der Vorrede, einer höchst merkwürdigen und tiefsinnigen Darlegung seiner Ziele und seiner Methode. Gerade methodologisch ist dieses Werk mustergiltig, wie es auch durch seine herrliche lebhafte Sprache den Leser im Banne hält. Eine Reihe lehrreicher Beispiele, glücklicher Vergleiche u. s. w. beleben den ohnedies bilderreichen Stil. Möchte Taine seine vollständige Psychologie bald liefern, möchte er nur der Philosophie seine Kraft widmen! Und doch bewundern wir den Literarhistoriker, den Geschichtschreiber so sehr als den Philosophen Taine; aus einem einfachen Grunde, er schreibt die Geschichte der politischen und literarischen Zustände eben als Philosoph.

Nach diesem bedeutenden Werke scheuen wir uns fast, einige andere Novitäten zu erwähnen. Ein recht beachtenswerthes Buch ist Die Grundlage der humanen Ethik von Harald Höffding. Aus dem Dänischen. Bonn, Em. Strauß. 1880. Der Verfasser ist wie die Skandinavier überhaupt ein genauer Kenner der deutschen und besonders der englischen Literatur. Ad. Smith, Bentham und Spencer, ferner Kant und Comte finden besondere Verwerthung. Der Verfasser steht im Allgemeinen auf dem Standpunkte der modernen Empirie. Er will die „humane Ethik" ableiten auf dem Wege der Ethnologie und der empirischen Psycholochie. Für uns Deutsche sind derartige Schriften gar nicht nutzlos: unsere Ethik stagnirt, weil sie sich noch nicht mit dem Darwinismus und Positivismus verbunden hat. Auf dem Gebiete der Logik dagegen ist seit einigen Jahren rührige Thätigkeit eingetreten: Sigwart, Lotze, Bergmann, Schupp, Wundt, Dühring u. A. haben Hervorragendes geleistet. Einen kritischen Ueberblick darüber will L. Rabus geben: Die neuesten Bestrebungen auf dem Gebiete der Logik bei den Deutschen, und die logische Frage. Erlangen, Deichert. 1880. Das Buch erfüllt jedoch seinen Zweck nur ungenügend, wenn es auch eine ganz brauchbare Literaturübersicht enthält. H. V.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.
Ausgegeben: 13. Januar 1881. — Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig.

Ueber neuere Darstellungen der deutschen Urgeschichte.

Es ist nicht eine leichte, sondern eine recht schwere Aufgabe, welche ich auf Wunsch der Redaction übernommen habe: in diesen Blättern, auf knappem Raum, ohne detaillirte, quellenmäßige Begründung von Tadel, Bedenken und Lob über eine Reihe von Werken zu berichten, welche in den letzten Jahren die älteste deutsche Geschichte in ihrer Gesammtheit oder in einzelnen Gebieten (Verfassung, Ansiedlung, Wirthschaft, nordische Archäologie) behandelt haben. Ernstlich droht die Gefahr, Zustimmung und Widerspruch zu subjectiv, zu individuell zu färben.

Wenn man seit nunmehr fast drei Jahrzehnten — denn schon auf dem Gymnasium wurden diese Gegenstände mit Begeisterung ergriffen: ja schon für die Spiele des Knaben boten die Kämpfe der Römer und Germanen den willkommensten Stoff — als Schüler, Student und Lehrer, als Forscher, als Patriot und als Poet sich unausgesetzt mit germanischer Urzeit und Völkerwanderung beschäftigt, mit Zuständen und Zeiten, in welchen (gestehen wir es nur offen ein) vermöge der Lücken quellenmäßiger Ueberlieferung unsere größten Meister — darunter auch solche, welche sich auf ihre nüchterne Objectivität am meisten zu gute thun — oft genug gar nichts anderes bieten können als wohl erwogene, mit dem Erweisbaren am Füglichsten vereinbare Vermuthungen, so ist der Fehler kaum zu vermeiden, subjectiv gefärbte Zustimmung oder Abneigung von Anfang an solchen Aufstellungen entgegen zu tragen, welche unseren eigenen, lange Zeit gehegten, gepflegten, vertheidigten Annahmen entsprechen oder widerstreiten.

Von Einer Versuchung zwar weiß ich mich frei, der man mich ausgesetzt annehmen könnte: niemals werde ich eine Ansicht mit Voreingenommenheit begrüßen, weil sie etwa „poesievoller" erscheint als die anderen; im Gegentheil: wohl eingedenk der in der Phantasiebegabung drohenden Gefahren nehme ich Alles, was ästhetisch mehr sich zu empfehlen scheint, mit desto größerem Mißtrauen auf: in Folge strenger Selbstzucht habe ich als Forscher und als Dichter seit sehr langer Zeit „getrennte Buchführung" in diesen Dingen ein-

gerichtet. Auch der „Construction" gehe ich gern weit aus dem Weg: ist sie aber unvermeidlich — dann bezeichne ich Lesern und Hörern gewissenhaft, wo die Grenze zwischen Ueberliefertem und „Erschlossenem" endet und wendet.

Dagegen ist niemand frei von Vorliebe für Sätze, welche nach sorgfältiger Quellenuntersuchung mit langem Nachdenken gewonnen wurden: und hatte man sie gegen starke Angriffe zu vertheidigen, so hält man die Bedrohten erst recht mit einer gewissen reizbaren Heftigkeit fest: ich erinnere mich wohl, daß ich in früheren Jahren in solchen Fällen förmlich in Zorn oder Trauer gerathen konnte: in Zorn, ward ein solcher Gedankenliebling von Anfängern unsanft angefahren; in Trauer, ward er von verehrten Männern trotz meiner eifrigen Vertheidigung zum zweiten Male angegriffen. Indessen — wird man älter, so wird man, wenn nicht weiser, doch ruhiger. Es kränkt mich nicht mehr wie ein persönlicher Schmerz, wenn z. B. „theure Männer" immer noch nicht glauben wollen, daß jeder Gemeinfreie, der konnte und wollte, eine Gefolgschaft halten durfte.

So will ich mich denn redlich bemühen, ruhig und objectiv auch solche der nun zu nennenden Werke zu behandeln, welche mir durch Ergebnisse oder Methode oder Darstellungsweise weniger sympathisch sind: auch die Unfehlbarkeit in Dingen, welche stets zweifelig bleiben werden, soll mich nicht herausfordern: obzwar ich gestehe, es ist nicht leicht zu tragen, in Fragen, in welchen man nach Jahrzehnte langer Prüfung nur zu „Wahrscheinlichkeiten" gelangt ist, Andere im Sturmlaufe der „Construction" zum absprechenden, allein richtigen Dogma gelangt zu sehen: nur das leise Lächeln der Ironie über solche Selbstverherrlichung wird verstattet bleiben müssen: ist es doch eine wohlthätige Ableitung der Entrüstung — wohlthätig nicht nur für den Kritiker. —

Zu aufrichtiger Freude gereichte mir eine Ueberraschung. Kaum hatte ich („Deutsche Revue" 1879) darauf hingewiesen, daß in unseren Disciplinen neben der paläographisch-diplomatischen Richtung und der „constructiven" Procrustescur an Rechtsbegriffen auch die Erforschung der „Realien", zumal des Zusammenhanges von Recht und Volkswirthschaft sich wieder sehr erfreulich spürbar mache und kleinere Arbeiten von Inama-Sternegg dabei hervorgehoben, als dieser Forscher uns mit seiner „Deutschen Wirthschaftsgeschichte" beschenkte, deren erster Band (Leipzig 1879) bis zum Schlusse der Karolingerperiode reicht. Dieser erste Versuch einer Geschichte der deutschen Volkswirthschaft ist mit lebhaftestem Danke zu begrüßen. Die Schwierigkeiten sind hier sehr, sehr bedeutend: die Versuchung, aus dem spärlichen Quellenmateriale mehr zu machen, als es verträgt — immer noch viel weniger, als wir wissen möchten — ist so stark, daß auch der sehr vorsichtige Verfasser sie nicht immer bestanden hat. Das Buch wird immer besser, je

weiter man darin vordringt: seine Glanzpartie ist die Darstellung der Entstehung und Ausbildung der großen geistlichen und weltlichen Grundherrschaften in der Karolingerzeit; hier ist eine Fülle theils neuer Gesichtspunkte, theils neuer Ergebnisse gewonnen: mit reicher Belehrung scheidet man von der scharfsinnigen und doch nie im schlimmen Sinne „geistreichen" Verwerthung des mit großem Fleiße zusammengetragenen Materiales. Daß die Behandlung der Urzeit weniger befriedigt, liegt in der Natur der höchst dürftigen, meist dunkeln, vieldeutigen Quellenangaben, welche für jene Periode zu Gebote stehen: hier wird Manches immer zweifelig bleiben. Nur Eine Auffassung bitten wir den Herrn Verfasser aus den folgenden Auflagen, welche gewiß dem hochverdienstlichen Buche bevorstehen, entfernen zu wollen: die Annahme, daß in jener Urzeit bald nach dem Eintreffen in Europa — Jahrhunderte vor Cäsar — eine sehr stark, bis zur Vernichtung der individuellen Freiheit gesteigerte Staatsgewalt bei den Germanen bestanden habe, welche in geradezu socialistisch gedachter Organisation unter Ausschluß jedes Privateigenthumes an Grund und Boden die Ackerbestellung von Staatswegen commandirt und in militärischer Gliederung ausgeführt habe. Zu schweigen davon, daß es dann überhaupt so gut wie gar kein Eigenthum gegeben haben könnte, da Herden und Unfreie fast immer Zubehörden der Grundstücke waren, steht diese ganz unmögliche Vorstellung in schroffstem Widerspruche zu geradezu Allem, was wir von der Geschichte des Staatsgedankens bei den Germanen wissen, der nur außerordentlich langsam und mühsam die Individualität und die Sippe zum unerläßlichsten Minimum der Unterordnung gebracht hat. Zur Zeit Cäsar's haben die Gaue einer Völkerschaft noch nicht einmal einen gemeinsamen Richter im Frieden, nur einen gewählten Herzog im Kriege — und Jahrhunderte vor Cäsar soll schon der germanische Völkerschaftsstaat einzelne Sippen oder Gaue so furchtbar gebändigt und tyrannisirt haben, daß er die Gemeinfreien (denn daß damals eine bedeutende Zahl von Unfreien nicht bestand, sagt der Herr Verfasser selbst) im Frieden regimenterweise nebeneinander aufstellte und sie zwang, die wirthschaftliche Arbeit — das heißt die schnurgerade Herstellung und ganz gleichmäßige wie gleichzeitige Bebauung, Pflege, Aberntung der „Hochäcker" vorzunehmen, mit Vertheilung des Ertrages nach Köpfen. Da hätte der germanische Staat, der es zwei Jahrtausende nachher noch nicht einmal zur Unterdrückung der Fehde gebracht hat, in jener grauesten Vorzeit bereits das Ideal einer wirthschaftlichen Tyrannei verwirklicht, wie es unsere modernsten Socialisten nicht schöner, d. h. scheußlicher träumen.*) Und dies ganze Phantom stützt sich auf die — „Hoch-

*) Sehr richtig Waitz, Verfassungsgeschichte I. 3. Auflage. S. 43: „Es ist nicht die Rede von Unternehmungen, wie sie ein Volk von Knechten auf Geheiß des Herrn unternimmt."

äcker", deren gründlichster Kenner, August Hartmann in München, erklärt, es sei ganz unmöglich, Zeit oder Volk oder Rasse ihrer Herstellung und Hersteller anzugeben. Germanen haben sie nicht gearbeitet, sie, welche die Ackerarbeit noch zur Zeit Trajan's so sehr scheuen, daß sie Knechten und Weibern überlassen wird. Die rein unmögliche Hypothese mag um so leichter geopfert werden, als sie mit dem wahren Werthe des Werkes, das sie entstellt, gar nichts zu thun hat.

Ganz das Gleiche mag gesagt werden von der einzigen Ausstellung, die wir an einem andern Werke zu machen finden, das, längst sehnsüchtig erwartet, bei seinem Erscheinen die kühnsten Erwartungen übertroffen hat und geradezu als eine classische, d. h. eine Musterleistung, eine für alle Zukunft grundlegende gepriesen werden muß: ich meine das herrliche „Handbuch der deutschen Alterthumskunde" von L. Lindenschmit, von dessen erstem Theile, den „Alterthümern der merovingischen Zeit", bisher die erste Lieferung erschienen ist (Braunschweig, Vieweg und Sohn. 1880). Der ausgezeichnete Director des römisch-germanischen Centralmuseums zu Mainz, der Verfasser des Werkes „die Alterthümer unserer heidnischen Vorzeit" war nicht nur in Deutschland, er war überhaupt der einzige Mann, der diese lang ersehnte, dringend nothwendige Arbeit leisten konnte. Allen Respect vor den verdienten Franzosen, Belgiern, Engländern, Skandinaviern, welche, zum Theil durch ganz unvergleichlich reichere Mittel (— unterirdische und irdische! —) unterstützt, so Werthvolles auf dem Gebiete der „nordischen Archäologie" geschaffen haben. Aber der Dank hiefür darf die Erkenntniß nicht ausschließen, daß, wie auf so zweifelstrotzendem Gebiet entschuldbar, die meisten Vorgänger Lindenschmit's eine Befangenheit in gewissen Schultheorien bindet, welche, mit nationalen Neigungen und Abneigungen zusammenhängend, und wie mit Zunftzwang von den Lehrern den Jüngern überliefert, bei einzelnen, zumal unter den skandinavischen Forschern, bis zu eigensinnigster Verranntheit verstockt und versteint sind. Dazu kam als ein scheinbar strict entgegengesetzter, aber doch mit der Befangenheit sehr wohl vereinbarer zweiter Hauptfehler (und zwar bei den Deutschen wahrlich nicht minder, eher schlimmer als bei den Nicht-Deutschen!), ein ganz heilloser Dilettantismus, eine Kritik- und Methodelosigkeit, welche unablässig zur äußersten Kritik- und Methodewidrigkeit sich steigerte. Schriften der (ja ganz unentbehrlichen und vielfach auch sehr verdienstlichen) „historischen Vereine" haben häufig das Unglaublichste an solchen Dingen geleistet: es erklärt sich und entschuldigt sich zum Theil aus der Zusammensetzung solcher Verbände, deren Glieder ein — gelinde ausgedrückt — sehr ungleiches Verhältniß zur Wissenschaft einnehmen, sehr oft reine Autodidakten sind: es erklärt sich aus dem liebenswürdigen Fehler des heißen Localpatriotismus und, bei der traurigen Armuth unserer deutschen Lehrer, Pfarrer,

kleineren Beamten, aus der Enge ihres Gesichtskreises: viele der eifrigsten Sammler haben ihrer Lebtage nur den engen, oft von der Welt weit abgelegenen Winkel ihres Dörfleins sehen und fast nur die Schriften ihres Localvereines benützen können: aber wenn sich unglücklicherweise ein Pfahlbau oder ein Stück Römerstraße in ihrer Markung findet, „lösen" diese Forscher alsbald in Wort und Schrift Probleme der Urzeit, welche die vereinigten Akademien und Museen Europa's noch nicht in die Hände zu nehmen wagen dürften. (Jene Isolirung erklärt viel: freilich kann man nicht rühmen, daß der Dilettantismus verstummt, wenn viele solcher Vereine ihre Generalparade abhalten.) Dazu kommt nun, daß zahlreiche Funde fast werthlos gemacht werden durch entschuldbare und unentschuldbare Unterlassungssünden der Finder, Bauern, Arbeiter — freilich oft auch der Leiter der Ausgrabungen! — indem jede genaue Constatirung der Oertlichkeit, der Lage der einzelnen Fundstücke, ihrer Beschaffenheit u. s. w. unterlassen wird. Diese Uebelstände haben es in ihrer Gesammtwirkung dahin gebracht, daß strenge Gelehrte gerade in Deutschland der ganzen nordischen Archäologie ein bis zur Antipathie gesteigertes Mißtrauen entgegen tragen, oder doch für ihre Person sich auf dies Gebiet absolut nicht einlassen. Ein sehr begabter deutscher Historiker sagte mir einmal bei Gründung eines Provinzialvereines: „wir wollen Urkunden ediren, nicht ‚alte Pötte' ausbuddeln". Als ob „alte Pötte" nicht auch Urkunden wären!

Diese Enthaltung sehr vieler Berufenen bewirkt nun aber erst recht, daß überwiegend Unberufene jene Studien treiben, die Versammlungen und die Hefte der Localvereine füllen und beherrschen.

Und diese Enthaltung hat sich andererseits, wir dürfen es nicht verschweigen, oft recht empfindlich gerächt an den Einseitigen selbst, welche, ausschließend die Sprachvergleichung und die Archivurkunden berücksichtigend, manchmal zu Irrthümern geführt wurden, vor welchen sie die verachteten „Pötte" würden bewahrt haben.

Mit Recht beklagt und tadelt Meister Lindenschmit lebhaft jene Einseitigkeit der Forschung, welche, Jahrzehnte lang nur philologisch und paläographisch arbeitend, um der Fehler des Dilettantismus und der Unkritik halber auch die vollgesicherten Ergebnisse methodischer Gräberforschung ignorirt hat. Und in dem an sich voll berechtigten Eifer gegen solche Unterschätzung der Archäologie und gegen die Ausschließlichkeit zumal linguistischer Forschung geräth nun der hochverehrte Verfasser in das andere Extrem, welches, nach unserer Ueberzeugung, das einzige Beklagenswerthe an dem Werke zur Folge gehabt hat: eine Unterschätzung der Sprachvergleichung, eine Verleugnung ihrer über jeden Zweifel empor gesicherten grundlegenden Ergebnisse: die Einwanderung der Germanen und der übrigen Arier aus Asien, ja (sofern ich

recht verstanden), die Verwandtschaft der arischen Völker unter einander und ihr gemeinsames Verhalten zu dem indogermanischen Urvolke, das Verhältniß ihrer Sprachen zu der arischen Ursprache wird nicht nur als bloße Hypothese, sondern als folgenschwerer principieller Irrthum bezeichnet.

Sollen wir die Hand der Sprach-, Rechts-, Religions-Vergleichung fahren lassen, die sich als die sicherste, oft einzige Führerin bewährt hat?

Ich besorge, diese allzustarke Reaction gegen die einseitige Linguistik und Diplomatik wird der Abneigung gegen die „Pötte" neue Waffen in die Hände liefern.

Aber lassen wir diesen tief beklagenswerthen, fast einzigen*) Fehler des Werkes und freuen wir uns seiner Vorzüge: es ist ohne Gleichen in der nordischen Archäologie: mit der größten Akribie der Methode wird das erschöpfend zusammengebrachte und kritisch beherrschte Material geradezu meisterhaft vorgeführt: kein Satz wird aufgestellt, der nicht auf das Gediegenste gestützt wird, jede Stütze wird einzeln bis in den kleinsten Splitter geprüft: musterhaft wird gezeigt, wie Funde zu constatiren, zu beschreiben, zu verwerthen sind. Die von den Skandinaviern berserkerhaft vertheidigte Drei-Alter-Theorie (Stein, Bronce, Eisen) mit oder ohne entsprechende Vertheilung der Stoffe über die Völker ist von dieser Arbeit wohl für immer zerschmettert: mit den schönsten Erfolgen wird das Princip Lindenschmit's gekrönt: nicht der Stoff, die Form ist das Wichtigste, das für Rasse und Culturstufe Entscheidende. Und nur den Anfänger kann es zunächst stutzig machen, daß der Meister nicht mit der ältesten (prähistorischen) Zeit anhebt, sondern mit der merovingischen, der erst später die römisch-germanische, zuletzt die vorgeschichtliche Periode in der Darstellung folgen soll: schon die Motivirung im Vorworte, noch mehr die Ausführung im Werke selbst wird auch den Anfänger alsbald von der hohen methodischen Ersprießlichkeit dieses Verfahrens überzeugen. Möge das ausgezeichnete Werk rasch fortschreiten zur Vollendung: Keiner lebt, der nicht reichste Belehrung daraus dankbar zu schöpfen hat.

Nur kurz erwähnen wollen wir hier, weil sie schon etwas älter sind, die beiden Arbeiten von Arnold, „Ansiedelungen und Wanderungen deutscher Stämme. Zumeist nach hessischen Ortsnamen." I. u. II. Marburg 1875, und „Deutsche Urzeit", Gotha 1879: die erste hat in wahrhaft musterhafter Weise gezeigt, welch reiches Quellenmaterial in unseren Ortsnamen vergraben liegt für denjenigen, der einsichtig und vorsichtig wie der Verfasser diese Schätze zu heben versteht. Nicht so hoch kann ich das zweite Buch stellen, ohne seine Vorzüge — es ist schon in dritter Auflage erschienen — zu be-

*) Die Construction der Heerfahne mit den Schwanenflügeln S. 281 scheint uns allzukühn — kühn wohl auch dem verehrten Verfasser selbst: sie ist wohl eine Täuschung, aber völlig unerheblich; auch einige andere Bedenken gehören nicht hierher.

streiten: die Gesammtauffassung vermag ich mir nicht anzueignen und auch im Einzelnen muß ich oft widersprechen: doch enthält es ganz vorzügliche Partien: so die Darstellung der mächtigen und vielfach wohlthätigen Einflüsse, welche der zwei Jahrhunderte hindurch von den Römern behauptete „limes" auf (die dadurch erzwungene) Ansässigmachung und Wirthschaft der Germanen übte (freilich hätten hierbei die neuen Auflagen die Ergebnisse der jüngsten limes-Forschung, zumal A. Duncker's Arbeiten, nicht völlig ignoriren sollen).

Auch die zum Theil vortrefflichen neueren Darstellungen von Stammes- oder Landschaftsgeschichten können hier, wo es sich um deutsche Gesammtgeschichte handelt, nur kurz berührt, dürfen aber nicht übergangen werden, da sie der Natur der Sache nach vielfach auch für die Nationalgeschichte von Bedeutung sind: wir nennen hier nur Jung, Römer und Romanen in den Donau-Ländern, Innsbruck 1878, dann das sehr tüchtige Buch von Otto Kämmel, die Anfänge deutschen Lebens in Oesterreich, Leipzig 1879 und die ausgezeichnete Geschichte Baierns von Sigmund Riezler, deren ersten allein hierher gehörigen Band wir gleich bei seinem Erscheinen in diesen Blättern freudig begrüßten. (Der 1880 erschienene zweite Band ist dem ersten ein völlig ebenbürtiger Bruder: und das will deshalb besonders viel sagen, weil der Stoff, die unseligen Landestheilungen und Bruderkämpfe der Wittelsbacher, so unvergleichlich undankbarer ist, als die Gegenstände, welche der erste Band zu behandeln hatte: auch hier ist der Bienenfleiß, die klare Darstellung, die gerechte Abwägung der Ansprüche berechtigter Stammeseigenart und berechtigter Reichsgewalt in gleichem Maße wie bei dem ersten Bande zu rühmen.)

Ferner hat uns der Baumeister, auf dessen festen Gefügen wir in deutscher Verfassungsgeschichte Alle stehen und dessen wir mit Dank und Verehrung auch da — Alle! — reden sollten, wo wir von ihm abweichen, hat uns Georg Waitz eine neue Auflage (die dritte) des ersten Bandes seines classischen Werkes geschenkt. (Erste und zweite Abtheilung. Kiel, 1880.) Sie ist beträchtlich erweitert: denn wie schon in der zweiten Auflage hat auch diesmal der Verfasser die nachgewachsene Literatur mit einem Fleiße, mit einer allerschöpfenden Sorgfalt verwerthet, welche für sich allein schon bewunderungswürdig ist. Es ist fast unbegreiflich, wie der unermüdliche Mann, während die Fortführung seiner Arbeit ihn in ganz andere Quellen- und Literaturkreise und Jahrhunderte brachte, es möglich machen kann, daß ihm nicht das kleinste Gymnasialprogramm, keine Recension, die sich in irgend einer Zeitschrift versteckt, entgeht, sofern sie irgend mit der deutschen Urgeschichte — und zwar keineswegs etwa blos mit der Verfassung jener Zeit — sich beschäftigt. Noch ungleich höher aber ist es anzuschlagen, daß er, der Meister, auch bei vorschreitenden Jahren nicht in den Fehler der Unfehlbarkeit verfällt,

welchen man nach seinen Leistungen, gerade bei der peinlichen Gewissenhaftigkeit seiner Forschung, der Vorsichtigkeit seiner Ausdrucksweise, endlich in seinem Alter, das sich sonst gern gegen neuere Ansichten verschließt, wahrlich entschuldigen müßte: geben sich doch dem Hochgefühle solcher Unumstößlichkeit gar manche hin, deren Ton weder das Alter ehrwürdig, noch die Jugend liebenswürdig, noch das Verdienst begreiflich macht. So hat denn Waitz, weit entfernt von der modernsten Allwissenheit und Allüberlegenheit, in wahrhaft wissenschaftlichem Geiste gar manche seiner früheren Aufstellungen aufgegeben oder doch eingeschränkt und modificirt, überzeugt von Gegengründen meist jüngerer Forscher, oft seiner Schüler: ja eigentlich immer: denn wer von uns darf bestreiten, ohne Waitz, ohne sein mündliches oder geschriebenes Wort, geworden zu sein, was er ist? Die Dankbarkeit, die Pietät im Ausdrucke gegenüber den Lehrern und Meistern ist sehr aus der Mode gekommen bei unseren jüngsten Belehrern. Mir ist solch unehrerbietige Manier in tiefster Seele zuwider: denn sie verräth mit dem Mangel an Geist und Bildung den Mangel an Herzenswärme. Ich hoffe daher, niemand wird eine Verletzung solcher Pietät erblicken in dem vielleicht lebhaft werdenden Ausdruck einer Verwahrung, die ich gegen eine Aeußerung des hochverehrten Mannes einlegen muß. Ich habe alle Ursache zufrieden, ja erfreut zu sein über die Würdigung, welche meine „Könige“ in der zweiten und dritten Ausgabe der Verfassungsgeschichte gefunden haben: desto mehr befremdet bei einer an sich unwichtigen Differenz eine seltsame Wendung. Waitz sagt (es handelt sich um die Entwickelung der Bußsätze auf der dem Gaustaate vorhergehenden vorgeschichtlichen Stufe des Geschlechterstaates): Dahn „stellt sich vor“ — mit Gänsefüßchen.

Diese Waitzischen Gänsefüßchen sind mir über die Leber gelaufen. — Ich sage: „früher stellte ich mir und meinen Zuhörern die Sache so vor.“ Dieser Ausdruck, vielmehr dies Verfahren, „sich etwas vorzustellen“, soll nun offenbar mit jenen ironischen Zeichen gerügt werden.

Ja, — so muß ich da wirklich fragen, — macht sich Georg Waitz nicht Vorstellungen? Vorstellungen von Dingen, bei denen das bestimmte Wissen unmöglich ist, wie in jenem Falle des vorgeschichtlichen Geschlechterstaates, dessen Existenz und Einrichtungen wir nur „erschließen“ können aus seinen vereinzelten Ueberbleibseln im späteren Staat? Ist es denn verboten, dem Geistesbedürfniß zu folgen, welches uns zwingt, über den überlieferten Buchstaben hinaus, der nur von Einzelerscheinungen zeugt, sich eine „Vorstellung“, ja ich will sogar das noch viel mehr anrüchige Wort wagen: ein „Bild“ zu machen von der Gesammtheit des Lebenszustandes sowie auch von einzelnen, nur zu vermuthenden, nicht zu beweisenden Erscheinungen?

Thut das nicht Jeder? Thut es nicht auch Georg Waitz? Man darf

vielleicht sagen, seine mühevolle Einzelarbeit würde an wissenschaftlicher Genauigkeit nicht verlieren, wenn es ihm gefallen wollte, öfter solche „Vorstellungen", solche versuchte Gesammtbilder sich und seinen Lesern zu machen, wie sie z. B. Band I, S. 41. 52 der neuen Ausgabe so vortrefflich geboten worden. Nur Eins ist dabei strenge, unerläßliche Pflicht: sich selbst und seinen Lesern und Hörern stets ausdrücklich klar zu machen, wo die zweifellose Ueberlieferung aufhört und wo die Vermuthung, die „Vorstellung" beginnt (s. oben S. 122). Die Einhaltung dieser Pflicht habe ich mir von je in Schrift und Wort zur unverbrüchlichen Richtschnur gemacht, um so ängstlicher, als ich mir einer ziemlich lebhaften und reichen Phantasie bewußt bin, welche streng auf die Poesie zu beschränken und von der Forschung zu verbannen ich seit Jahrzehnten gelernt habe. Und ich glaube wirklich nicht, daß mir Georg Waitz Verletzung dieser Pflicht vorwerfen will, derselbe, der vielmehr meine Arbeit über Paulus Diaconus allzu großer „Zweifelsucht" beschuldigt hat. Gerade die angegriffene Stelle erfüllt ja jene Pflicht aufs Strengste: denn schärfer kann man doch nicht ausdrücken, daß man einen Satz nicht für erwiesen, nur für Vermuthung ausgiebt, als wenn man sagt: „ich stelle mir die Sache so vor". Ich werde daher unentwegt fortfahren, mir und Anderen in diesem Sinne da etwas vorzustellen, wo Beweis ausgeschlossen, Vermuthung aber möglich und Bedürfniß ist, und glaube damit nicht Unrecht, sondern Recht zu thun.

Allerdings giebt es auch Dinge, von denen man sich „keine Vorstellung machen kann", wie man zu sagen pflegt.

Zu solchen Dingen gehört auch Künftiges: z. B. was aus der deutschen Urgeschichte, zumal der Verfassungsgeschichte, noch werden wird, wenn eine neuerdings beliebte Manier zahlreichere Liebhaber findet: ich meine jenen zügellosen, maßlosen Subjectivismus, jene Willkür, welche sich erlaubt, jeden „geistreichen" Einfall, ohne den Schatten eines Traumes von quellenmäßiger Begründung, als unumstößliche Wahrheit hinzustellen und mit verblüffender Geschwindigkeit der „Construction" aus den Mutter-Thierlein solcher Einfälle so zahllose „Consequenzen" als Töchterlein herauszuziehen, daß den perplexen Leser Schwindel anwandelt und er sich mit Bangen an den Kopf greift.

Man verstehe recht: anderwärts (Bausteine II, S. 467 f. Berlin 1880), bei Besprechung der Arbeit von Sickel (Geschichte der deutschen Staatsverfassung bis zur Begründung des constitutionellen Staates, I. Halle 1879) habe ich schon ausgeführt und habe es oben in der Verwahrung gegen Waitz für mich verwerthet: ohne „Construction" und „Vermuthung" kommt Keiner von uns durch jene Gebiete spärlicher, zweifeliger Quellenangaben hindurch: schon in der Auffassung und Auslegung wird sich das Individuelle unwillkürlich geltend machen, auch wenn die Eigenart des Forschers der bewußten Construc-

tion ängstlich aus dem Wege weichen will: bewußte Construction, eingestandene Vermuthung sind daher durchaus statthaft, weil unbewußte doch unvermeidlich. „Im letzten Grunde ist die Frage, wiefern über die positive aposteriorische Induction hinaus Construction . . . statthaft sei, eine philosophische, erkenntnißtheoretische. Als Ergebniß der Geschichte dieser Wissenschaft darf man heute aussprechen, daß die alte dualistische Trennung von angeblich „Rein-Empirischem" und angeblich „Rein-Construirtem" als unwahr erkannt ist: es giebt weder ein rein empirisches noch ein rein deductives Erkennen. . . . Wir construiren Alle." . . . „Aber unerläßliche Pflicht ist, stets gewissenhaft dem Leser und Hörer erkennbar zu machen, wo die quellenmäßige Ueberlieferung aufhört und wo die Construction beginnt: das heißt die Hypothese. Denn keine Construction, auch die subjectiv zu tiefst in der Ueberzeugung wurzelnde, kann objectiv höheren Werth beanspruchen als den einer mehr oder minder glaubhaften Vermuthung" (Bausteine II, S. 467—469). Diese Sätze meiner Theorie und ihre Befolgung in meiner Praxis hätten mich auch billigerweise vor jenen „Gänsefüßchen" schützen sollen.

Denn in der maßlos geübten Verletzung der obigen Grundsätze erblicke ich geradezu die schwerste, traurigste Gefahr für unsere Forschung auf diesem Gebiete: wir haben es schon erlebt und werden es noch weiter erfahren, daß solch ungebändigter Subjectivismus, der den „geistreichen" Einfall durch die Zucht der Selbstkritik zu meistern nie gelernt hat, sich herausnimmt, die werthvollsten, durch gewissenhafte, mühereiche Forschung gesicherten Ergebnisse in bloßer Willkür umwerfen und ersetzen zu wollen durch Gespinnste der Laune, der Eitelkeit.

Das Buch von Sickel, dessen Vorzüge ich bereitwillig anerkannt habe (Bausteine II, S. 468. 469) leidet doch auch sehr stark daran, daß es oft jeden Grund und Boden unter den Füßen verliert. Ein Hauptfehler seiner Methode besteht darin, daß er altgermanische Einrichtungen mit Kunstausdrücken des modernen Staates für einigermaßen ähnliche, aber doch grundverschiedene Rechtsbegriffe bezeichnet, eine Ungenauigkeit, die keineswegs nur eine unschädliche Spielerei ist: denn sofort werden die modernen Consequenzen aus jenen Begriffen gezogen und: — in die Köpfe der alten Cherusker verlegt: was dann von diesen Consequenzen verlangt, aber in den Quellen nicht vorhanden ist, wird hinzu „construirt", nach dem Grundsatze Sickel's, daß man „auch unbezeugte Thatsachen als geschehen annehmen" muß — sehr oft ohne jede Unterscheidung von Hypothese und Ueberlieferung. Dem gegenüber ist es ein Kleines, daß die Quellen oft gewaltthätig interpretirt*) werden: das kann jedem

*) Sickel's eben erschienene Besprechung meiner „Urgeschichte" (Berlin, Grote. 1880. I—III.) in den Mittheilungen des k. k. Institutes für Oesterreich. Geschichtsforschung II. Wien 1881 ist maßvoller: aber der Satz Cäsar's: „In pace nullus communis magistratus", die Grundlage meiner ganzen Darlegung, wird doch durchaus nicht gebührend gewürdigt.

von uns begegnen: nur soll man nicht ganz systematisch moderne staatsrechtliche Begriffe bei der Interpretation der Germania oder der Lex salica zum Ausgangspunkte wählen.

Ich weiß nicht, in welchem inneren Verhältnisse Sickel stehen mag zu dem ohne Frage geistvollsten seiner Vorgänger: Rudolf Sohm; mag er dessen Schüler vielleicht auch nicht sein, — es besteht eine in die Augen springende Wahlverwandtschaft zwischen beiden Forschern.

Niemand kann die außerordentliche Begabung Sohm's höher schätzen als ich: er ist nicht im Sinne zweifelhaften Lobes „geistreich", er ist in unzweifelhaftem Sinne „geistvoll": ein selten erreichter Scharfsinn, gerade in juristischer Richtung, zeichnet ihn aus und seine Beweisführung ist immer glänzend — auch wo sie falsch ist. Woher kommt es nun, daß die Ergebnisse seiner immer höchst scharfsinnigen Deductionen nicht nur nach meiner, sondern ebenso nach recht vieler anderen Leute Ueberzeugung so häufig nicht richtig sind, wenigstens nicht so zweifellos richtig, wie sie seine scharfschneidige Argumentation hinzustellen liebt? Das ist nicht leicht zu sagen. Ich werde bei Darstellung der Franken in den „Königen" mich sehr dankbar in vielen Einzelnheiten als durch Sohm gefördert bekennen: aber in den meisten Hauptfragen kann ich seine Ergebnisse nicht annehmen, so warm ich die geistvolle Beweisführung anerkenne: namentlich muß ich von dem wichtigsten Satze: dem Nebeneinander von Volksrecht und Amtsrecht (Königsrecht) leider sagen, daß das Wahre daran nicht neu, das Neue daran nicht wahr ist.

Daß Widersprüche zwischen Gesetzen und Verordnungen des Königs und seiner Beamten einerseits und dem Gewohnheitsrecht und Rechtsleben des Volkes andererseits bestanden, ist wahr, aber nicht neu: daß diese Widersprüche auf dem Nebeneinander zweier concurrirender Rechtssysteme beruhten, ist neu, aber nicht wahr: vielmehr beruhen diese Widersprüche sehr oft einfach darauf, daß in entlegene Provinzen oder auch in das Leben des (niederen) Volkes die Gesetze und Verordnungen nicht wirklich eindrangen, das Gewohnheitsrecht nicht ersetzen konnten oder, wenn eingedrungen, bald wieder durch Desuetudo und Wiederbelebung des alten Rechtes beseitigt wurden. Oder auch: dem Könige gegenüber war ein Kreis der Autonomie, der Selbstnormirung und der Selbstverwaltung, in der Hundertschaft-Markung von Anfang an gewahrt geblieben.

Bei dem Studium der Sohm'schen Arbeiten habe ich mich oft gefragt, worauf es denn beruhe, daß ich die glänzende Argumentation, die für den Augenblick sofort zwingend überzeugend scheint, doch nicht gelten lassen kann bei genauerer Prüfung. Häufig liegt es daran: Sohm führt in scharf zugespitzter Schlußfolgerung Eine Quellenstelle an, in welcher der fragliche Ausdruck wirklich nur in seinem Sinne gedeutet werden kann, oder doch am Besten

gedeutet wird. Also hat der Ausdruck immer nur diese Bedeutung! Man ist ganz geblendet von der plötzlichen Einsicht. Aber allmählich besinnt man sich anderer Stellen, in welchen der fragliche Ausdruck andern, zumal weiteren Sinn hat: und die glänzende Argumentation ist nicht mehr zwingend. Statistik des Sprachgebrauches der Quellen, wie ich sie liebe, ist zwar sehr mühsam, gewährt aber gegen solche Selbsttäuschung eine Art von Versicherung. Damit hängt zusammen, daß das scharf juristische Ingenium Sohm's voraussetzt, einfache Völker der Vorcultur denken mit streng eingehaltener Terminologie ebenso wie ein moderner (römisch geschulter) Jurist: jedes Merkmales jeder Definition bei jeder Anwendung sich klar bewußt. Aber diese Voraussetzung ist falsch: es ist nicht Zufall, daß in der lateinischen und deutschen Rechtssprache jener Zeit dasselbe Wort oft in so mannichfach schattirtem Sinn einer Grundbedeutung gebraucht wird: diese Unbestimmtheit lag oft nicht blos in den Worten, sie lag in den „Anschauungen", welche häufig statt fester Begriffe herrschten.

Was Sohm — nach meiner bescheidenen Meinung — gefehlt, hat er durch zahlreiche richtige Ausführungen mehr als gut gemacht: und nicht ihm gelten meine Klagen über die einreißende Willkür. Der eminent begabte und gerade juristisch streng geschulte Mann wird solcher Gedankenflucht von Hypothesen nie verfallen: seine Constructionen sind nie bodenlose Einfälle, vielmehr ausnahmslos stramme, scharf geschliffene Syllogismen, in denen ich nur oft die ausschließende Bedeutung des entscheidenden Wortes für alle Fälle seiner Anwendung nicht einräumen kann.

Aber sein Beispiel ist gefährlich.

Andere Leute, denen sowohl sein Geist wie seine juristische Zucht durchaus nicht zu Gebote stehen, fühlen sich durch seinen glänzenden Vorgang versucht, ihm zu folgen: und nun wird an Stelle seiner immer scharfen (nur eben manchmal allzu scharfen) Argumentation die souveräne Willkür des geistreichen Einfalls gesetzt: während ferner in Sohm's ganzer Methode dafür gesorgt ist, daß Construction und zweifellose Ueberlieferung streng geschieden werden, verletzen seine Nachahmer diese oben breit erörterte Pflicht unablässig mit einer Ungenirtheit, welche die Entrüstung herausfordert.

Es ist freilich für die Schönheit der Form, die Glätte der Sprache, den Fluß der Darstellung störsam, wenn man sie immer wieder mit einem „wohl", „vielleicht", „vermuthlich", „wahrscheinlich" unterbrechen oder belasten muß und in ganzen Sätzen Grenzpfähle zwischen Gewißheit und Vermuthung aufrichten muß, den Leser vor blindem Vertrauen zu warnen. Und ganz fehlt mir der Sinn für Form und Formenschöne auch nicht. Aber in der Wissenschaft ist die Richtigkeit die Hauptsache: und sie darf nicht, auch nicht in populären Darstellungen, leiden unter der angestrebten Glätte der Form.

Solche Betrachtungen stiegen mir auf bei dem Studium der „deutschen Geschichte bis auf Karl den Großen" von Georg Kaufmann (I. Die Germanen der Urzeit. Leipzig 1880). Der Herr Verfasser hat früher gar manche sehr werthvolle kleinere Arbeit geliefert: zumal eine Abhandlung über die Rhetorenschulen, eine andere über Apollinaris Sidonius sind vorzüglich zu nennen. Es ist mir auch in jenen fleißigen Untersuchungen durchaus nicht aufgefallen, daß der Herr Verfasser Hypothesen und Constructionen besonders liebe oder mit der Ueberlieferung vermenge oder spätere Begriffe in frühere Zeiten verpflanze. Letzteres geschah erst in seiner Entdeckung der „Knappen" bei den Germanen. Eine gewisse Nachricht über die Taifalen und des Tacitus Schilderung der Gefolgschaft stellte der Herr Verfasser in der Art zusammen, daß ein Analogon oder eine Vorstufe der mittelalterlichen „Knappen" in den Urwäldern Armin's sich ergab. Man soll aber nie einen ganz bestimmten Rechtsausdruck des Mittelalters, „Knappe", in eine Zeit übertragen, der er notorisch in seiner späteren Bedeutung (der einzigen, die feststeht) fremd war. Daraus entstehen nothwendig Schiefheiten, glimpflich gesagt.

Das hier zu besprechende Werk*) leidet nun an dem oben erörterten Fehler dermaßen, daß man es geradezu als einen Typus dafür bezeichnen darf: ganz regelmäßig werden Ueberlieferung, Construction und Hypothese ohne Unterscheidung derart verwischt vorgetragen, daß der quellenunkundige Leser gar keine Ahnung davon hat, wo Tacitus zu reden aufhört und wo Herr Dr. Kaufmann zu reden anfängt: das Gegentheil ist die seltenste Ausnahme. Also: wohlverstanden, nicht, daß der Herr Verfasser construirt und vermuthet, tadle ich, sondern daß er uns nicht sagt, wo er es thut. Seine außerordentlich bilderreiche, glatt fließende Sprache würde er freilich dadurch mehr nüchtern und gestückt haben gestalten müssen: aber wenn die volksthümliche, gefällige Darstellung das zur Folge haben müßte, daß der Leser modernste Einfälle für Quellentext halten kann, dann müßte jede solche Darstellung vom Strafrecht bedroht werden. Der Herr Verfasser hat mir einmal vorgehalten, ich zeichnete von den Westgothenkönigen individuelle Bilder, welche nicht in den Quellen begründet seien — ich hatte z. B. von Eurich nur gesagt:

---

*) Da ich mich gegen den Hauptfehler dieses Werkes ziemlich scharf aussprechen muß, will ich ausdrücklich hervorheben, daß es auch einen sehr löblichen Vorzug hat: nämlich ausgebreitete Kenntniß der Quellen (zumal der nichtjuristischen). Man spürt überall, daß der Herr Verfasser, besonders auch in der nicht eigentlich historischen Literatur, den Rhetoren, Kirchenvätern u. s. w. sehr gut zu Hause ist. Unkenntniß der Quellen ist sein Fehler durchaus nicht: leider weiß er nur so sehr viel mehr als die Quellen. — Auch findet sich manche einzelne zutreffende, scharfsinnige Bemerkung — leider meist in einer Sprache, deren Bilder (nach meinem Geschmacke) sehr geschmacklos sind. Mir schwebt für edel populäre Darstellung als Ideal eine ruhige, wenig geschmückte, plastische Einfachheit vor.

„er war sehr kühn, sehr zäh, sehr schlau" — eine „Schilderung", von der jedes der sechs Wörter quellenmäßig zu belegen — nun: ich brauche mich dafür nicht zu rächen. Die Nemesis hat den Herrn Verfasser in seinem eigenen Buche furchtbar getroffen — freilich auch seine schuldlosen Leser. Es ist ganz unglaublich, was der Herr Verfasser alles haarscharf weiß, wovon die Quellen keine Ahnung haben. Und wenn er es doch nur seinen Lesern sagen wollte, was seine Weisheit ist und was die Einfalt der Quellen! Aber der Leser muß glauben, das stehe Alles gleichermaßen in den Quellen. Ein dickes Buch müßte ich schreiben, wollte ich Seite für Seite dies Verfahren des Herrn Verfassers darlegen. Hier nur ein paar Beispiele. S. 44 heißt es: „Segest hieb mit ein auf die Römer, deren Freund zu sein er soeben eifrig versichert hatte. Es hat ihm das nicht viel Ueberwindung gekostet und nachträglich keine Reue verursacht." Woher weiß das alles der Herr Verfasser? Tacitus sagt nur, Annal. I, 55: Segest ward durch den übereinstimmenden Willen (consensu) seines Volkes in den Krieg gezogen (tractus, d. h. eher: gezwungen), blieb aber feindlich (discors) gesinnt (d. h.: der Kriegspartei; der private Haß gegen Armin wird erst im Folgenden erwähnt). Ein andermal wird, was Orosius von Ataulf erzählt (Anschluß an Rom) ganz ebenso schon Alarich als politisches Ziel beigemessen: das ist grund- und bodenlose Willkür. Ferner: der Herr Verfasser verwirft meine Annahme, Athanarich sei 380 Haupt der Westgothen im Ostreiche gewesen. Darüber kann man sehr wohl verschiedener Meinung sein: das steht ihm ganz frei. Aber was thut er weiter? Ein Stütze für meine Meinung ist der glänzende Empfang, die ehrenvolle Behandlung, welche der Kaiser Theodosius Athanarich in Byzanz gewährte. Der Herr Verfasser sagt seinen Lesern: „Theodosius führte eine sonderbare Comödie mit dem alten . . . Athanarich auf — er behandelte ihn so ehrenvoll, weil: Constantinopel glauben sollte, daß sich wirklich der König der Gothen ergeben habe." Nicht die leiseste Andeutung giebt dem Leser zu verstehen, daß diese „Comödie" nur ein grund- und bodenloser Einfall des Herrn Dr. Kaufmann ist, ein Versuch, jenes Argument zu entkräften. Herr Kaufmann erzählt diesen seinen Einfall ganz im selben Tone wie beglaubigte Geschichte. Das ist das Gegentheil der Pflicht des Geschichtschreibers: das ist nicht Geschichtschreibung, das ist — sehr gelinde ausgedrückt — Selbsttäuschung und Täuschung des Lesers über die Grenzen von Geschichte und — von Phantasiegespinnsten.

Ueber den Geschmack kann man bekanntlich nicht streiten: aber ich für meinen Theil hätte dem Herrn Verfasser seine bilderreiche Sprache gern erlassen, hätte er im Inhalte die Quellenüberlieferung und seine Einfälle geschieden: übrigens sollte man doch erst mit dem Nothwendigen, d. h. mit der Grammatik im Reinen sein (z. B. „Italien wurde wehrlos plündernd durchzogen", S. 295), ehe man sich den Luxus des Schönen erlaubt in Bil-

dern wie S. 285: „die unruhigen Barbaren hingen beständig als drohende Wolken an dem politischen Himmel" (ich hätte sie wohl hängen sehen mögen!). S. 278, „die römischen Fahnen hatten wieder über ein siegreiches Schlachtfeld geweht" (giebt es auch siegreiche Schlachtfelder?); auf derselben Seite „rührt Kaiser Theodosius die Werbetrommel" (wie wenn er in Wallenstein's Lager zöge).

Von dem Nicht-Juristen darf man nicht verlangen was vom Juristen. Aber wenn man einmal über deutsche Verfassung schreibt, sollte man doch nicht Dinge sagen wie der Herr Verfasser. Z. B. sollte man doch den Unterschied von Besitz und Eigenthum kennen: „es gab keinen Privatbesitz am Acker S. 122 (ich möchte wissen, wie man einen Acker bebauen kann, ohne ihn zu besitzen!): aber der Herr Verfasser meint eben Eigenthum, wenn er Besitz sagt, denn er fährt fort: „Der Acker gehörte der Gemeinde" und S. 123: „auch jetzt gab es noch kein Privateigenthum am Acker". S. 138 steht „die Staatsgewalt dem Volke zu, auch bei Stämmen mit Königen" (das ist richtig), aber S. 144 „ist der König der persönliche Träger der Staatsgewalt und nur in wichtigen Dingen an den Beschluß des Volkes gebunden". S. 145 ist der König Zeile 8 Anführer im Kriege, aber Zeile 24 „seinem Wesen nach vorwiegend Repräsentant des Friedens", der Herzog ausschließlich Repräsentant des Krieges (was das sagen will „Repräsentant des Krieges" ist einem Juristen unerfindlich). Das Stärkste aber ist doch S. 118: „die Unfreien zerfielen in Sklaven und — Freigelassene!" Das ist wie wenn man sagt, die Sachen zerfallen in Sachen und — Menschen. Der Herr Verfasser fährt fort: „. . . . die Lage der Freigelassenen unterschied sich auch nur wenig von der der Knechte. Wer wollte sie schützen vor der Willkür ihres Herrn?" Antwort: das Volk, dessen Glieder sie sind, während der Unfreie nicht Glied des Volkes ist.

Derselbe Herr Verfasser erlaubt sich S. 358 in der Kritik seiner Vorgänger von Georg Waitz zu sagen: „es fehlt seiner Darstellung bisweilen an klarer Anschauung" und meint von demselben S. 357: „Aber es ist schwer, sich von Vorstellungen zu befreien, mit denen man aufgewachsen ist. Theoretisch überwunden machen sie sich doch immer wieder geltend, wo immer ein günstiges Zeugniß oder eine dunkle Stelle es gestattet oder dazu verführt."

So Herr Dr. Kaufmann über Georg Waitz. — —

Das Buch ist Rudolf Sohm gewidmet und der Anhang giebt eine Uebersicht der Vorgänger „von Möser bis auf Roth und Sohm". Paul von Roth hat in seinem „Beneficialwesen", und vielem, was damit zusammenhängt, einen bedeutenden Fortschritt über Georg Waitz hinaus gemacht: das sind Einzelheiten: wo es sich im umfassendsten Sinne um „die Auffassungen der älteren deutschen Geschichte" — so die Ueberschrift des Anhanges — handelt, wird sich Paul von Roth, der nie eine Gesammtdarstellung unternommen hat, selbst gewiß

nicht neben den Urheber der sechsbändigen Verfassungsgeschichte stellen. Rudolf Sohm's verdienstvolle Einzelleistungen gehören auch nicht in solche Reihe: ist doch sein Buch noch gar nicht vollendet: liegt es vollendet vor, dann erst wird sich zeigen, wie fern es, in feststehenden Ergebnissen, über Waitz hinaus führt. Bis dahin müssen wir noch einen solchen Ueberblick beschließen mit Georg Waitz und einstweilen möge Gott den hochverehrten Collegen zu Straßburg vor übereifrigen Freunden schützen: die deutsche Urgeschichte aber vor der chronischen Vermengung von Quellentext und mehr oder weniger geistreichen Einfällen. Geht das so fort, so werden alle gesicherten Ergebnisse methodischer Forschung verwirrt durch zügellose Willkür.

Friedrichshafen und Königsberg, August und November 1880.

Felix Dahn.

Vom Sinai.

„Der Eine erlebt eine Odyssee, wenn er seinen täglichen Spaziergang macht; ein Anderer kann in achtzig Tagen um die Welt reisen, ohne irgend etwas zu sehen als was bereits in seinem Reisehandbuche verzeichnet steht." Das mußte ich mir bereits damals sagen, als ich Ihnen, wenn auch zweifelnd, das Versprechen gab, eventuell einen Reisebrief zu schreiben. Eine Odyssee habe ich auf meiner Reise nach dem Sinai nun allerdings nicht erlebt; aber vielleicht interessirt es Sie doch, einiges von meinen kleinen Reiseerlebnissen zu hören.

Die Vorbereitungen zu einer Reise nach dem Sinai lassen sich eigentlich nur in Cairo machen. Hier herrschte allerdings das indische sogenannte Deng-Fieber, ein ansteckendes Sumpffieber, das wahrscheinlich wegen der mangelhaften Ueberschwemmung dieses Jahres entstanden in Egypten wohl vier Fünftel der Bevölkerung befallen hat, ohne jedoch den Tod auch nur eines Menschen verursacht zu haben; es ist eine Epidemie in ihren letzten Nachklängen, mit allen Symptomen einer degenerirten Krankheit. Ich war stolz darauf, Wochen in Cairo gelebt zu haben, ohne von dieser elenden Krankheit auch nur Notiz zu nehmen; doch in einer halben Stunde hatte mich das Schicksal ereilt; der Mensch wird schlaff wie ein Segel in der Hand des kreuzenden Schiffers; es zeigten sich Kopfschmerzen, Magenbeschwerden und namentlich starke Fiebererscheinungen, kurz die untrüglichen Zeichen der Krankheit, die selbst nachdem sie gehoben doch einige Zeit hindurch eine große Mattigkeit hinterläßt. Unglücklicher Weise fielen diese letzten Nachwirkungen der Krankheit gerade in die Zeit, in der die Vorbereitungen zur Reise getroffen werden mußten. Meistens überläßt man dieselben allerdings einem Unternehmer, der für Alles zu sorgen

hat; und in Cairo wurde mehr als einmal angerathen, einen Dragoman oder wenigstens doch einen einheimischen Diener und ein Zelt zu miethen. Ich aber hatte beschlossen, ohne dieses mein Glück zu versuchen und mußte daher alle Vorbereitungen selbst besorgen. Während der letzten Tage in Cairo hatte ich vollauf zu thun, Abschiedsbesuche abzustatten, Erkundigungen einzuziehen, Einkäufe der verschiedensten Art zu machen, und um auf alle Eventualitäten gefaßt zu sein, ließ ich mir den ganzen Kopf rattenkahl scheeren. Wundern Sie sich also nicht, wenn die Astronomen der kommenden Jahrhunderte nicht mehr von der „coma Berenices“ reden, sondern statt dessen meinen Namen eingesetzt haben. Die letzten Vorbereitungen konnten natürlich erst in Suez gemacht werden, dem eigentlichen Ausgangspunkte der Reise. Mit ungewöhnlicher Freundlichkeit hatte sich der deutsche Viceconsul daselbst meiner angenommen und mir von der egyptischen Regierung die Erlaubniß ausgewirkt, einen Kriegsdampfer benutzen zu dürfen, der am 18. November nach Tor abgehen sollte, dem eigentlichen Hafenorte des Sinai. Dadurch wurde mir die Reise wesentlich erleichtert, denn ich konnte den beschwerlichen und monotonen Landweg, der von Suez bis zum Sinai wenigstens sieben bis acht Tage dauert, vermeiden und statt dessen von Tor in zwei Tagen den Sinai erreichen. Darauf eben baute ich meinen Plan, Zelt und Dragoman entbehren zu können. Der Consul war so freundlich, mir mit seinem kleinen Dampfer das Geleit zu geben und mich an Bord dem egyptischen Gouverneur vorzustellen, mit dem ich einige Höflichkeiten austauschte, die sich aber, da ich kein Arabisch verstehe, auf das Allernothwendigste beschränkten. Viel wichtiger war eine andere Bekanntschaft, die ich ebenfalls unserm Consul verdanke, nämlich mit einem deutschen Arzte Dr. W., der mit demselben Dampfer im Auftrage der egyptischen Regierung nach Tor fuhr, um dort die Quarantaine für die Mekkapilger einzurichten. In diesem Jahre ist nämlich eine „große Pilgerschaft“, weil die Procession auf den Arafat diesmal auf einen Freitag fällt, was bei den muhamedanischen Mondjahren nur alle elf Jahre vorkommen kann; der Zudrang der Pilger ist daher diesmal besonders groß und man fürchtet noch mehr als sonst Einschleppung von ansteckenden Krankheiten. Jedes Schiff, das Pilger aus Arabien nach Suez bringen will, muß daher sich in Tor einer Quarantaine unterwerfen, die natürlich nach den Umständen von sehr verschiedener Dauer sein kann. Der Ausbruch einer Epidemie scheint bis jetzt wenig wahrscheinlich, bis Ende November sind in Tor ungefähr 3000 Pilger gelandet, aber bis jetzt war der Gesundheitszustand ein ausgezeichneter. Der Anblick des egyptischen Kriegsdampfers, der uns von Suez nach Tor bringen sollte, war allerdings wunderbar genug. Das ganze Vorderdeck wurde eingenommen von egyptischer Infanterie und Cavallerie, die den Anordnungen der Quarantainebeamten den nöthigen Nachdruck geben

sollte, hinten aber sah der Kriegsdampfer aus wie ein Auswandererschiff. Da sah man die braunen Beduinen der Wüste, die in ihre Heimath zurückkehrten, um dort die Wunderdinge der Franken zu schildern, die sie in der großen Stadt Suez angestaunt hatten, ferner Araber mit Frauen und Kindern, die niemals ohne Mundvorrath, Kochgeschirr, Teppiche, Matratzen u. s. w. zu reisen pflegen, ferner Kaufleute der verschiedensten Art mit ihrem Hausrathe und mächtigen Waarenvorräthen, welche sie den Pilgern während der Quarantaine für schweres Geld zu verkaufen gedachten. Auch die Geistlichkeit war ziemlich stark vertreten. Ein uralter Bischof von Candia, der während des griechischen Freiheitskrieges von den Türken in die Sklaverei verkauft, aber von den sinaitischen Mönchen losgekauft war, wallfahrtete in Begleitung von mehreren Mönchen zum Sinai, wie es scheint mit der Absicht, um hier auf dem „heiligen gottbetretenen Berge" zu sterben. Endlich nenne ich noch die Hauptpersonen, derentwegen der Dampfer eigentlich abgeschickt wurde, die Quarantainebeamten, fast ausschließlich Italiener, in deren Kreise durch den deutschen Arzt eingeführt ich mich sehr bald heimisch fühlte. Ich müßte lügen, wenn ich sagen wollte, daß ich mein Leben gern einem egyptischen Schiffskapitän anvertraut hätte. Die Egypter waren im Alterthume wasserscheu und sind es noch heutzutage; schon in Cairo hatte man mir sonderbare Dinge erzählt. In einem ähnlichen Falle hatten mehrere Europäer die Erlaubniß erhalten, einen egyptischen Dampfer zu benutzen für die Ueberfahrt von Alexandria bis Marseille. Als sie aber in Malta landeten, war die Freude des Kapitäns, diese Insel wirklich gefunden zu haben, so groß, daß die Europäer es vorzogen von Malta bis Marseille einen europäischen Dampfer zu benutzen; und doch muß es nicht ganz leicht sein diese Insel zu finden; ein anderer egyptischer Kapitän, der ebenfalls von Alexandria dorthin geschickt wurde, kreuzte sechs Wochen im Mittelmeer umher, um dann heimzukehren mit den Worten: Malta mâfîsch, Malta ist verschwunden. Derartige Befürchtungen waren in unserm Falle aber vollständig überflüssig; in der Führung des Schiffes zeigte sich auch nicht die mindeste Unsicherheit. Während der ganzen Tour sahen wir an beiden Ufern die nahen Berge und fuhren außerdem mit so minimaler Geschwindigkeit, daß schon aus dem Grunde ein Unglück fast unmöglich wurde.

Endlich nach fast zwanzigstündiger Fahrt warf der Dampfer Anker auf der Rhede von Tor. Von Bord aus sah man am Lande zunächst gar nichts als eine kleine Moschee und das weiße stattliche Kloster der Sinaiten, das kürzlich einer der Mönche, der hiesige Bibliothekar, auf seine Kosten hat bauen lassen; von dem eigentlichen Orte, das heißt von den Lehmhütten der Eingeborenen, sah man fast nichts, weil sie sich schlecht genug abhoben von der dahinter liegenden Wüste. Ich kann nicht leugnen, daß mir etwas

schwül zu Muthe war, denn ohne des Arabischen mächtig zu sein, sollte ich erst die Ausschiffung bewerkstelligen und dann einen arabischen Schêch aufsuchen, an den mir der Consul in Suez einen Empfehlungsbrief gegeben hatte. Die Sache verlief jedoch besser als ich zu hoffen gewagt hatte. Mein Gastfreund, der bereits vorher benachrichtigt war, erschien mit seinen Söhnen und Sklaven im eigenen Boote, um mich abzuholen. Wir verständigten uns recht gut, obgleich der Schêch nur arabisch sprach; einer seiner Söhne Nicola sprach nämlich hinreichend italienisch, um den Dolmetscher zu machen. Die Fahrt vom Dampfschiff bis an die Küste war ziemlich weit und stürmisch und manche Spritzwelle ergoß sich über unser kleines Boot; aber wir landeten doch glücklich, und auf den Schultern eines der Bootsleute erreichte ich die asiatische Küste. Ich wurde nun zunächst in das Haus meines Gastfreundes geführt. Dasselbe ist theils aus ungebrannten Lehmziegeln erbaut, theils aus großen compacten Blöcken der weißen Korallen, die das Meer, theils aus Bruchsteinen, die das nahe Gebirge lieferte. Ich wurde zuerst durch einen ziemlich dunklen Corridor geführt, dessen Wände behängt waren mit Geräthen des täglichen Lebens, Palmbastkörben, Kameelsatteln u. s. w. Von da führte eine kleine Steintreppe zum Centrum der Wohnräume, einem Platz im ersten Stock, der bereits unter freiem Himmel lag; links lagen die Zimmer der Familie, rechts der Festsaal des Hauses, der mir eingeräumt wurde. Denken Sie sich ein Zimmer von geringer Höhe aber bedeutender Länge, ohne irgend welche Möbel mit Ausnahme eines mächtigen Divans, der die beiden Langseiten und die verbindende Querwand einnahm; die Decke bestand aus den rohen Palmstäben; die weißgekalkten Wände zeigten keinen Schmuck als einige Kreuze und einige verhängte Heiligenbilder, daneben hingen einige alte orientalische Waffen nebst zwei sehr modernen Revolvern. Glasfenster fehlten natürlich gänzlich, das Zimmer wurde erleuchtet durch eine Reihe vergitterter Oeffnungen von sehr verschiedener Größe, die an allen vier Wänden angebracht waren. Damit haben Sie zugleich den Schauplatz des Festes, das mein Gastfreund für den Abend arrangirte. Nachdem ich nämlich mit Kaffee, Datteln und Dattelschnaps bewirthet war und feierlich meinen arabischen Empfehlungsbrief überreicht hatte, gingen wir zusammen zu meinen deutschen und italienischen Freunden von der Quarantänecommission, um dieselben zum Abendessen einzuladen; auch der Höchstcommandirende der egyptischen Truppen in Tor, ein Colonello, den ich schon auf dem Schiffe kennen gelernt hatte, wurde gebeten und so waren denn die Spitzen der Behörden für den Abend am Tische meines Gastfreundes versammelt. Das Gastmahl selbst war allerdings nicht mehr rein arabisch, sondern wenigstens theilweise „a la franca“. Man hatte Tisch und Stühle hereingebracht. Jeder fand Löffel, Gabel und Messer an seinem Platze und sogar der Wein fehlte nicht.

Doch darin war wenigstens die einheimische Sitte bewahrt, daß der Hausherr und seine Söhne nicht mit am Tische saßen, vielmehr ihre Gäste bedienten, um diesem oder jenem ein besonders gutes Stück zuzuschieben. Wenn Sie der Speisezettel interessirt, hier haben Sie ihn: zuerst eine vorzügliche Bouillon mit Reis, darauf Suppenfleisch, dann gekochte Hühner, gebratenes Lammfleisch und zum Schluß gebratene Wildenten gefüllt mit Reis, Mandeln und Zwiebeln, ein Gericht, das ich unseren Hausfrauen auch einmal zu probiren empfehlen möchte. Schließlich kamen noch Käse und Datteln. Als die Gesellschaft sich zerstreute hatte, blieb ich allein in dem Saale zurück, der mir auch für die Nacht als Schlafstätte dienen sollte. Auf einem breiten orientalischen Divan schläft man vortrefflich; die Nacht war lau und ich entbehrte keinen Augenblick die fehlenden Fenster, sondern hörte nur um so deutlicher das Brausen der Brandung an der Küste, die keine zehn Schritte von dem Hause entfernt war. Am nächsten Morgen ging ich in das griechische Kloster der Sinaiten, um mit den Mönchen wegen der Weiterreise nach dem Sinai zu verhandeln; erfuhr aber zu meinem Erstaunen, daß die Mönche, deren Karavane ich mich anschließen wollte, erst in ungefähr zwei Wochen aufzubrechen gedächten; außerdem hatten sie sich für einen allerdings bequemen, aber viel weiteren Weg durch die Oase Firân entschieden, den sie später in sechs Tagen zurücklegten, während ich das Kloster in zwei Tagen erreichte. Mönche sind gern und lange auf Reisen, weil sie, wie Bruder Martin zum Götz sagt, sich da manche Freiheit nehmen dürfen, die ihnen im Kloster untersagt ist. Ich entschloß mich also auf die geistliche Bedeckung zu verzichten, miethete von meinem Wirthe zwei Kameele und ließ einige Hühner schlachten, um meine Reisevorräthe zu vervollständigen. Nicola der sprachkundige Sohn meines Gastfreundes erbot sich zu meiner Begleitung auf der Reise, die er zugleich als eine Wallfahrt zum heiligen Berge betrachtete, ein Anerbieten, das von mir natürlich mit aufrichtigem Danke angenommen wurde. Der Rest des Vormittags wurde den nöthigen Reisevorbereitungen gewidmet, und um zwölf Uhr stand das Abschiedsmahl auf dem Tische, an dem sich diesmal natürlich Nicola betheiligte. Bei dieser Gelegenheit wurde sogar der weibliche Theil, das heißt die Töchter und die Schwiegertochter des Hauses sichtbar, die ich bisher nur hatte vorüberhuschen sehen. Eine nach der andern erschien unverschleiert und machte sich in unserm Zimmer zu schaffen, um sich den Franken anzusehen; es waren zum Theil recht anmuthige Gestalten, in schreiende Farben gekleidet, mit mächtigen Zöpfen, die mit bunten Bändern durchflochten und mit schweren Goldmünzen behängt waren. Nach Tische benutzte ich die Zeit, während der die Kameele beladen wurden, noch zu einem kurzen Abschiedsbesuche bei den Herren von der Sanità, die sich meiner bis dahin so freundlich angenommen hatten und mir zum Abschiede noch einen Besuch auf dem Sinai in Aussicht stellten.

Vor ihren Augen hatte ich dann mein Debut in der Kameelreiterei zu bestehen, das aber vollständig befriedigend ausfiel. Auf dem ersten Kameel ritt ich unter einem großen aufgespannten Regenschirm, mit blauer Brille und wehendem Schleier, dahinter zu Fuß Hassan ein brauner Beduine mit mächtigem Turban, im rothen Gürtel trug er außer seiner Tabakspfeife noch einen großen türkischen Handjar, mit dem man einen Menschen hätte pfählen können. Den Beschluß machte ein kräftiges Kameel, das auf der einen Seite meinen Koffer, auf der andern eine schwere Holzkiste trug mit Conserven und Wein und einen Schlauch mit Trinkwasser. Auf dieses zweite Kameel setzte sich Nicōla im weißen bis auf die Füße reichenden Hemde, den rothen Fez auf dem Kopfe und den sechsläufigen Revolver im Gürtel. So ritten wir in direct östlicher Richtung durch die Wüste el-Kâca, welche Tor vom Gebirge trennt. Wir ließen das malerische Zeltlager rechts liegen, das die egyptische Infanterie und Cavallerie sich vor einem Palmenhaine der sinaitischen Mönche aufgeschlagen hatten, passirten noch einen Brunnen, dessen Trinkwasser berühmt war, und waren nun mitten in der Wüste. Man stellt sich in Europa häufig die Wüste vor wie eine Masse von Flugsand, die der Wind bald hierhin, bald dorthin treibt. Das ist irrig, der Wüstensand ist meistens viel zu grobkörnig und zu schwer, als daß man auf ihn das Wort Flugsand anwenden könnte, er bildet einen festen und manchmal sogar harten Boden und die Kameelpfade in der Wüste geben stellenweise unseren Kunststraßen an Festigkeit wenig nach: nur an wenigen Stellen sahen wir kleine Erhöhungen, die den Dünen an unseren Nordseeküsten entsprechen, das sind die Wellen in dem Meere der Wüste. Der erste Eindruck, den die Wüste macht, gleicht in der That dem des Meeres; beide scheinen dem Menschen unendlich zu sein, oder wenigstens doch so groß, daß der Mensch in seiner Kleinheit vollständig verschwindet und die reine unentweihte Luft der Wüste wirkt ebenso erfrischend und belebend wie die feuchte Seeluft auf den Bewohner des Binnenlandes, der sich der Küste nähert und mit gieriger Lunge sich voll saugt von dem ungewohnten Lebenselixir.

Obwohl wir bereits um Mittag aufgebrochen waren, hatten wir dennoch den Rand des Gebirges noch nicht erreicht beim Untergange der Sonne. Da die Dämmerung hier sehr kurz ist, so machten wir Halt an einem windfreien Platze, um uns zu lagern und abzukochen. Der schöne Teppich, der vorher den Speisesaal meines Gastfreundes geziert, wurde ausgebreitet; und es bildete sich nun eine Bivouakscene, die mich in mehr als einer Beziehung an meine Soldatenzeit erinnerte; die Erbswurst, die ich in Cairo gekauft, versetzte mich lebhaft in alte Zeiten zurück, und ebenso ein niedliches Eßbesteck, das mir im Jahre 1870 geschenkt war, und noch die Nummer des Regiments und der Compagnie trug. Meine Berzeliuslampe mit achtfacher Spiritus-

flamme bewährte sich vorzüglich. In zwanzig Minuten war das Essen fertig, bestehend aus Erbssuppe und einem gekochten Huhn, auch Käse, Brod, Wein und Dattelwurst waren in Fülle vorhanden. Nicola übernahm das Reinigen und Packen der Sachen, und legte sich dann zu mir auf den Teppich, um zu rauchen und zu plaudern. Die Nacht war inzwischen rasch hereingebrochen und nur das kreisende Feuer eines Leuchtthurmes fern am rothen Meere erinnerte uns noch an die europäische Cultur, aus deren Bereiche wir uns mehr und mehr entfernten. Die feierliche Stille der Wüste, der prächtig funkelnde Sternenhimmel, die großartige mondbeglänzte Gebirgslandschaft vor uns, Alles das wirkte zusammen, den Gedanken eine ernste, fast möchte ich sagen andächtige Richtung zu geben. Nicōla zeigte mir erst die einzelnen Sternbilder mit ihrer arabischen Bezeichnung und erzählte mir dann, daß es eine Secte der Freimaurer gebe, die Gott und das Evangelium verleugneten und nicht glaubten, daß die Erde und die Gestirne von Gott geschaffen seien. Seine Vorstellungen von dieser Secte waren nur sehr dunkel und ich suchte ihm diese Gedanken nach Möglichkeit auszureden, bis wir schließlich beide eingeschlafen waren. Nach vielleicht zwei Stunden weckte uns der treue Hassan mit der Nachricht, daß der Mond jetzt hoch genug am Himmel stände, um noch einige Stunden ins Gebirge hinein zu reiten. Die Kameele wurden von Neuem beladen. Wir schlugen wieder die östliche Richtung ein und betraten durch eine enge Felsenpforte das Gebirge, wo die Wege fast ausschließlich den Flußthälern folgen. Wir kamen zuerst in das Wadi-es-Slê, ein größtentheils trockenes Flußbett, das wegen seiner zerklüfteten Ufer zu den wildesten Partien der Sinaihalbinsel gerechnet wird und in der That bei der prächtigen Vollmondbeleuchtung einen großartigen Eindruck machte. Das Wadi-es-Slê war damals wenigstens ein Flußthal ohne Fluß, nur die großen Massen von Geröll und Geschiebe und die riesigen Blöcke in der Sohle des Thales zeigten, daß zu anderen Zeiten auch andere Kräfte hier wirksam waren und daß der dünne Wasserfaden, den wir bald verschwinden, bald anderswo als Quelle wieder auftauchen sahen, zeitweise zum reißenden Bergstrome anschwellen konnte. An ein Verirren in dem engen eingeschlossenen Thale war nicht zu denken; und so folgten wir demselben, bis wir an eine Stelle kamen, wo die verschiedenen Bergketten sich so sehr in einander schoben, daß bei Nacht wenigstens der Felsenkessel vollständig geschlossen schien. In der Mitte stand hohes Schilf und sogar einige Palmen; ein sicheres Zeichen, daß Wasser in der Nähe sein müsse; die Quelle war denn auch bald gefunden, an der wir unsere Wasservorräthe erneuern und das Nachtlager aufschlagen konnten. Mit Sonnenaufgang wurde aufgebrochen, denn der schwierige und unwegsamste Theil der Reise lag noch vor uns. Je weiter wir ins Gebirge hinein kamen, desto schlechter und steiler wurden die Wege; an

manchen Stellen mußten wir absitzen, um die Kameele zu erleichtern, die selbst dann noch manchmal rathlos stehen blieben und sich nach den Führern umsahen, und ihre Unzufriedenheit an so unpassende Stellen geführt zu sein durch wiederholtes Brüllen kundgaben, bis dann Hassan oder Nicōla den Strick ergriff und sie an den schwierigen Stellen hinüberleitete resp. zerrte. Die Scenerie der Landschaft bot wenig Abwechselung, so interessant sie auch für einen geschulten Geologen sein mag. Die Berge des Sinai bestehen nämlich aus dem ältesten und härtesten Gestein. Granit, Porphyr, Serpentin u. s. w. sind die Steinarten, welche den Charakter der Landschaft bestimmen; ihre Kuppen und Ketten liegen da wie die erstarrten Erzmassen, an denen die Jahrtausende spurlos vorüber gegangen sind; sie sind natürlich vollständig nackt und kahl. Nur im Thale oder auf einem Absatze des Berges, wenn er Raum genug bietet, sammelt sich das Geröll, um dort zu verwittern und zu zerbröckeln und einige verkrüppelte Wüstenpflanzen hervorwachsen zu lassen, die theilweise sogar vom Kameele verschmäht werden.

Nach einem beschwerlichen Tagemarsche erreichten wir kurz vor Sonnenuntergang einen Platz, an dem wir zu übernachten beschlossen. In der Mitte des Thales lag ein gewaltiger Felsblock von weit über Manneshöhe. Dort wurde das Gepäck aufgestellt, unmittelbar bei dem Lager der Kameele; dort wurde auch der Teppich ausgebreitet zum Lager für Nicōla und Hassan, einige Schritte abwärts stand eine alte knorrige Tamariske, in deren Gezweig ich meine Hängematte befestigt hatte. Jn Vordergrunde saßen zwei Beduinen, die uns eine Strecke das Geleit gegeben und nun ein mächtiges Feuer angezündet hatten, um sich gütlich zu thun an den Resten unseres Mahles; so sahen wir alle der kommenden Nacht getrost entgegen und das zweimalige Bivouak der Reise ist mir in der That so gut bekommen, daß ich mir nicht einmal einen Schnupfen geholt habe.

Am folgenden Morgen sahen wir bereits ziemlich früh den Djebel Musa mit seiner weißen Kapelle auf der Spitze, die Tags darauf von uns erklettert wurde. Wir hatten noch eine sanfte Berglehne zu passiren, dann sahen wir von der Höhe die gelben Festungsmauern des Sinaikloster vor uns liegen. Als wir uns dem Thore näherten, wurden wir aus einem Erker angerufen, ein Korb wurde an einem Stricke herabgelassen, um unser Empfehlungsschreiben in Empfang zu nehmen und wenige Minuten später öffneten sich die Thore.

Doch ich breche ab; der Beduine, der diesen Brief nach Tor bringen soll, wartet schon vor der Thür meiner Zelle. Er wird diesen Brief sorgfältig in seinen langen Turban wickeln und ihn treulich dem Hakim-bascha, das heißt dem deutschen Quarantänearzt in Tor übergeben; dieser übergiebt ihn dem Kapitän eines der Pilgerschiffe, der ihn hoffentlich in die Hände der Post

gelangen läßt, so daß er, wenn das Glück gut ist, gerade zu Weihnacht in Ihren Händen sein kann, um Ihnen ein fröhlicheres Weihnachts- und Neujahrsfest zu wünschen, als es mir bevorsteht, da beide Tage noch in die strengen griechischen Adventsfasten fallen, unter denen indirect doch auch der Fremde zu leiden hat.

Kloster Sinai, 7. December 1880. B. G.

Die Zustände in Irland.

II.

Auch in Irland ist Unrecht gegen den Bauernstand geübt worden; in Wahrheit nicht mehr noch schlimmeres als in Schottland, aber es hat hier sehr viel schlimmere Folgen herbeigeführt — in der That, es hat sich furchtbar gerächt.

In Irland herrschten in alter Zeit ungefähr eben solche Zustände wie in dem keltischen Theile Schottlands, nur daß sie noch weit weniger geregelt waren, daß noch weniger Rechtsgewohnheiten bleibend und maßgebend geworden waren, als in den schottischen Hochlanden, während andererseits der sehr fruchtbare, und zum großen Theile leicht zu bearbeitende Boden das Volk hier in weit größerem Umfange zum Ackerbau führte als dort.

Die Iren lebten in Stämme getheilt unter Häuptlingen, deren Macht sehr unbestimmt in das Willkürliche ging, während sie doch auch Rechte ihrer Untersassen zu achten hatten, die ebenfalls nicht bestimmt begrenzt waren. Was die Untersassen dem Häuptling, oder dem Bisthum, oder dem Kloster, dem sie verpflichtet waren, zu leisten hatten, mag wohl nie recht bestimmt geregelt gewesen sein; noch weniger als in den schottischen Hochlanden.

In Folge der Eroberung durch die Engländer unter Heinrich II. waren an die Stelle der keltischen Häuptlinge zum Theil normännische Barone getreten, wie noch heute die französischen Namen vieler Familien des irländischen Adels darthun. Diese fremden Herren traten in die Rechte der Vertriebenen ein, ohne deren Einfluß auf das Volk und patriarchalische Macht zu erben. Nur Einzelnen ist es gelungen, sich ganz dem irischen Volke anzuschließen; im Allgemeinen mußten diese fremden Gebieter ihre Stütze bei der englischen Regierung suchen, um sich zu Zeiten gegen das Volk behaupten zu können. Gegen die englische Regierung vermochten sie nichts; an der Spitze der Empörungen standen immer Häuptlinge keltischen Ursprunges, wie die O'Neal, deren Namen einen solchen Widerhall im Lande hatte, daß unter der Königin Elisabeth bei Todesstrafe verboten war, ihn zu führen. Die Herren dieses Geschlechtes sollten sich anders nennen. Die Zustände auf der grünen Insel

waren und blieben solcher Art, daß der Besitz dieses von der Natur reich begabten Landes dem Glanze und der Macht der Krone Englands so gut wie nichts hinzufügte.

Die Reformation erweiterte die Kluft zwischen den herrschenden Ständen und dem Volke. Die Magnaten, auch einige keltischen Ursprunges, traten zur Reformation über, während der kleine Adel und das Volk der lateinischen Kirche treu blieben. Die Klöster wurden aufgehoben, ihre Ländereien kamen in die Hände protestantischer Edeln; die reich ausgestatteten Bisthümer, selbst die Pfarren und ihr Landbesitz gingen an die englische Episkopalkirche über, und wurden bequeme Versorgungsanstalten für jüngere Söhne vornehmer Häuser, da die Geistlichen und Prälaten dieser Kirche im größten Theile des Landes gar keine Gemeinde, und folglich wenig oder nichts zu thun hatten.

Die große Revolution, die in der Geschichte Englands seltsamer Weise die Rebellion genannt wird, brachte neues Unheil über Irland. Die Sache des Königs, der sich die Katholiken überall mehr oder weniger anschlossen, hatte in Irland einen bedeutenden Anhang. Cromwell und das Parlament blieben Sieger, in Irland wurden viele Güter eingezogen und an Officiere, an Puritaner vergeben, die der katholischen Bevölkerung noch feindlicher gegenüber standen, als die Angehörigen der englischen Hochkirche. Und zugleich fand die Juristerei Eingang in Irland, früher sogar als in Schottland; jene Juristerei, die ein Dorfs- und Gemeindeherkommen und Gewohnheitsrecht nicht gelten läßt, sich an den Buchstaben der Verleihungsurkunden hält, und ihn in einem Sinne auslegt, den er zur Zeit der Verleihung nicht hatte. Die Grundherren ließen sich diese scharf juristische Auslegung der bäuerlichen Verhältnisse gar wohl gefallen. Puritaner pflegen irdische Güter nicht zu verschmähen, und überhaupt konnte den protestantischen Landherren an den patriarchalischen Verhältnissen, deren Vortheile ihnen nie zu Theil geworden waren, nichts gelegen sein. Ihnen hatten diese Verhältnisse nie eine wirkliche Macht verliehen, sie konnten unter keiner Bedingung das ihnen feindlich gesinnte Volk in Waffen aufbieten. Stillschweigend wurde als selbstverständlich angenommen, die Bauern seien Zeitpächter auf Herrn Gnade, und es sei von jeher so gewesen. Die gesammte Bauerschaft Irlands wurde besitzlos und heimathlos. Jeder Bauernhof war fortan als Pachtgut für einen Jeden zu haben, der einen höheren Zins bot, als der augenblickliche Inhaber eben zahlte.

Nicht doppelt, sondern zehnfach unheilvoll wurden diese Verhältnisse in Irland dadurch, daß sich in dem verwilderten Lande weder ein kapitalreicher Pächterstand bilden konnte, noch Industrie und Gewerbe nach einem größeren Maßstabe sich entwickeln wollten. Die gesammte keltische Bevölkerung war und blieb auf den Ackerbau angewiesen. Die Meierhöfe mußten zum größten

Theile sehr klein bleiben, weil keine Pächter da waren, deren Betriebskapital für eine irgend größere Wirthschaft ausgereicht hätte. Da alles Landarbeiter — Pächter oder Tagelöhner — sein wollte und mußte, trieb der Wettbewerb um Pachtungen den Zins auf eine Höhe, die eine geradezu unvernünftige genannt werden mußte, wenigstens im Vergleich mit der mangelhaften Art, in welcher der Ackerbau getrieben wurde, wo jede Pflege, jede Verbesserung des Bodens ausgeschlossen blieb. Nicht wenig trug dazu bei, daß bei diesem leichtsinnigen, sorglosen Volke jeder Tagelöhner jung heirathete, und dann einen kleinen Kartoffelacker haben wollte, wenn er auch nicht immer auf eine Lehmhütte Anspruch machte, und sich hin und wieder mit einem Strohzelte begnügte, wie man es in Deutschland für Feldhüter aufzuschlagen pflegt. Der Pächter eines kleinen Meierhofes, der einen, nicht an sich, wohl aber den Verhältnissen nach sehr hohen Pachtzins zahlte oder wenigstens versprach, verließ sich darauf, daß er seinerseits wieder kleine Landstreifen an Tagelöhner zu den unglaublichsten Preisen verpachten konnte. Von den Verhältnissen, die sich so ergeben mußten, kann man sich ein ungefähres Bild machen, wenn man folgende Zahlen vergleicht. In den Vierziger Jahren dieses Jahrhunderts betrug die Durchschnittspacht in England 21 Schillinge per Acre, abgesehen natürlich von dem Gartenland in der Nähe der Hauptstädte. In Middelessex betrug die Durchschnittspacht 1 Pf. St. 18⅓ Sch. In der fruchtbaren Grafschaft Leicester, die in dieser Beziehung den nächsten Platz einnimmt, bei gutem Boden, hoch gesteigerter Cultur und vielfachen Verbesserungen, deren Zinsen in der Pachtrente mit begriffen sind, 1 Pf. St. 7¼ Sch. Gleichzeitig wurde dagegen in Irland, tief im Innern des Landes, außerhalb aller Verkehrswege, z. B. in Tiperary, Ackerland aus zweiter, dritter oder vierter Hand, in ganz kleinen Streifen von etwa zwei bis drei Quadratruthen, zu solchen Preisen verpachtet, daß sich für den Acre ein Pachtzins von 7 Pf. St. ergab. Es gab sogar Beispiele, und zwar nicht wenige, daß ein Acre für 12 und für 14 Pf. St. verpachtet war. Dieser letztere, ganz fabelhafte Preis, wurde freilich nur für sogenanntes con-acre-Land gezahlt, für Ländereien, die einige Zeit als Weide oder schlecht benutzte Wiese wüst gelegen hatten, nun umgebrochen und vermöge Verbrennung der Grasnarbe gedüngt werden. Der Pachtcontract wird dabei keineswegs auf mehrere Jahre, oder auch nur auf ein Jahr geschlossen, sondern eben nur auf die Zeit, die nöthig ist, eine Kartoffelernte darauf zu gewinnen. Es wird dabei in der Regel ausgemacht, daß der Pächter eines solchen Landstreifens die ganze Ernte auf dem Felde lassen muß und nichts davon einbringen darf, so lange er den Pachtzins nicht bezahlt hat. Sollte es ihm nicht gelingen, dessen Betrag anderweitig aufzutreiben, in Tagelohn oder sonst zu erwerben, so bleibt es ihm großmüthig freigestellt, dem Verpächter die Ernte, wie sie eben dasteht

auf dem Felde, als Pachtzins zu überlassen; man hat dann weiter nichts von ihm zu fordern, und er braucht nicht etwa noch zuzuzahlen, so daß er also im schlimmsten Falle eben nur die Saat verliert und umsonst gearbeitet hat!

Ganz abgesehen von diesen regellosen, beständig wechselnden Verhältnissen, deren Zahl und Ausdehnung gar nicht festzustellen ist, zählte man in Irland in den Vierziger Jahren auf 1316 Quadratmeilen über 95 000 Pachthöfe, auf denen Gesinde gehalten wurde, und mehr als 564 000, die von dem Pächter und seiner Familie allein bestellt wurden. Und wie unverhältnißmäßig groß diese letztere Zahl auch scheinen mag, bleibt sie doch gewiß noch um ein bedeutendes unter der Wahrheit. Es wird allgemein zugegeben, daß ohne Zweifel noch viele ganz kleine Pachtungen dem Statistiker entgangen sind.

Was sich daraus ergeben hat, ist einerseits eine kaum glaubliche Mißhandlung, ja eine wahre Verwüstung des Grundes und Bodens, andererseits eine stets zunehmende Verarmung und Verwilderung des Landvolkes. Der Ackerbau kann in einen Raubbau ausarten so gut wie der Bergbau; er kann, wie ja allgemein bekannt ist, in einer Weise betrieben werden, welche die Elemente der Fruchtbarkeit, so zu sagen das Grundkapital von Fruchtbarkeit, das die Natur in den Boden gelegt hat, aufzehrt ohne Ersatz, und das ist, was in Irland geschieht. Das ärgste, was da getrieben wird, ist der Anbau von sogenannten con-acre-Ländereien, dessen Ergebniß ist, daß die fruchtbare Ackerkrume nach und nach verbrannt wird, um dem Boden hin und wieder einmal eine mittelmäßige Ernte abzugewinnen. Wohin dieses unsinnige Verfahren im Laufe der Zeiten, mehrmal auf einer und derselben Bodenfläche wiederholt, schließlich führen muß, das kann man im nördlichen Rußland gar vieler Orten sehen. Diese Art, den Boden zu mißhandeln, ist bei den finnischen Stämmen, welche dort die Urbevölkerung bilden, von uralten Zeiten her üblich, und die eingewanderten Russen haben es von ihnen angenommen. Man sieht dort weite Landstrecken, die dadurch, daß die fruchtbare Ackerkrume nach und nach verbrannt worden ist, vollkommen unfruchtbar geworden sind. Aber auch abgesehen von diesem con-acre-Unfug, wird auch der Anbau des regelmäßig bestellten Bodens in Irland vielfach in einer Weise betrieben, die in Raubbau ausartet. Namentlich auf den ganz kleinen Meierhöfen und auf den einzeln verpachteten Landstreifen ist von Fruchtwechsel wenig oder gar nicht die Rede; es wird sehr häufig dem Boden ohne alle Schonung Jahr aus Jahr ein eine und dieselbe Frucht abgefordert, und zwar vorzugsweise, ohne irgend welche Rücksichten auf die Zukunft, diejenige Frucht, die auf einer gegebenen Bodenfläche die größte Quantität Nahrungsstoffe zu liefern verspricht. Außerdem ist der Viehstand gering, wie das bei dem Mangel an Kapital, bei der Armuth der Pächter nicht anders sein kann. An Pflege oder vollends an Verbesserung des Bodens ist natürlich gar nicht zu denken.

Andererseits haben diese Verhältnisse dahin geführt, daß die Bevölkerung ihre Arbeitskraft nicht vollständig verwerthen kann, und dieser Umstand trägt nicht weniger zu der allgemeinen Verarmung bei, als der verhältnißmäßig hohe Pachtzins, der bezahlt werden muß, oder die Verschlechterung des Bodens, die theilweise fühlbar wird. Eine Gewerbthätigkeit, in der ein namhafter Theil der Bevölkerung ein Unterkommen finden könnte, giebt es, besonders in dem rein keltischen Theile des Landes, nicht. Die gesammte Bevölkerung ist und bleibt, so weit sie nicht auswandern will, auf den Ackerbau angewiesen; der Wettbewerb um ein Stückchen Land treibt immerdar den Pachtzins in die Höhe, und am Ende ist jede Familie im Besitze eines Anwesens, dessen Bestellung sie nicht ausreichend beschäftigt, auf dem sich nicht ihre gesammte Arbeitskraft verwerthen läßt. Tagelohn ist auf den wenigen größeren Pachthöfen nur in geringem Maße zu verdienen; Nebengewerbe giebt es nicht, ein Handwerk hat Niemand gelernt. So giebt es denn, neben allgemeiner Armuth, kaum irgendwo so viel Müßiggang als in Irland. Es ist ein erzwungener Müßiggang, der dann aber natürlich auch zur Volksgewohnheit geworden ist.

So ist die Bevölkerung Irlands aus einem in keltisch-mittelalterlicher Weise halbwilden Volke ohne alle Uebergangsstufen geradeswegs in ein modernes, verkommenes Proletariat verwandelt worden!

Ueberall aber hat as Volk für gewisse vergangene Zustände ein sehr zähes Gedächtniß, und so ist auch in Irland dem Landmanne aus der alten Zeit, in der er selber hörig war, aber eben diesem Verhältnisse ein herkömmliches bedingtes Eigenthumsrecht an seiner Scholle verdankte, die formlose unbestimmte Vorstellung geblieben, daß der Grund und Boden eigentlich ihm gehöre; daß das jetzige Recht des fremden, wie er ihn nennt, sächsischen Grundherrn, eine Usurpation sei. Besonders in Ulster glaubte der Pächter immer ein Besitzrecht an seine Scholle zu haben, das er right of tenant nannte, und wenn der Grundherr etwa den Meierhof anderweitig verpachtete, wich er nicht aus seiner Hütte, so lange ihm nicht sein Nachfolger in der Pacht dieses Recht abgekauft, oder wenigstens Bezahlung dafür versprochen hatte. Er selbst, sagte er, habe es von seinem Vorgänger gekauft, und selbst wenn er vertrieben wurde, weil er den Pachtzins nicht zahlte, bestand er auf diesem, von den Gesetzen nicht anerkannten Rechte. Wie sehr man auch im Parlamente, in allen staatswissenschaftlichen Werken, Zeitschriften und Tagesblättern Englands gegen diesen Unfug eifern mochte, in dem man nichts weiter zu sehen wußte, als einen himmelschreienden Eingriff in die heiligsten Rechte, in das Eigenthum des Grundherrn, kannten die irländischen Bauern doch Mittel und Wege, das Recht, von dessen Wirklichkeit sie überzeugt waren, den bestehenden Gesetzen zum Trotze, als ein wirkliches geltend zu machen, indem sie in bekannter Weise eine geheime, regellose, wilde, aber sehr wirksame Gerichtsbar-

keit übten. Der neue Pächter wäre vogelfrei gewesen, wenn er das right of tenant nicht hätte kaufen wollen; sein Eigenthum zu hüten und zu wahren nicht möglich, sein Leben selbst nicht sicher.

Mit welcher Macht vollends das Bewußtsein eines ursprünglichen Rechtes an dem heimischen Grund und Boden bei dem irländischen Landvolke — allerdings durch Demagogen geschürt und geleitet — in allerneuester Zeit wieder erwacht ist, das sehen alle Zeitgenossen nicht ohne Bedenken! Und man hat, scheint es, die Landleute gelehrt, dieses Recht nicht blos einer gegen den andern geltend zu machen wie bisher, sondern gegen die Grundherren.

Daß die Wiederherstellung eines Bauernstandes das einzige Mittel ist, dem Lande nicht nur aus dieser Krisis, sondern überhaupt aus unsäglichen unglücklichen Zuständen herauszuhelfen, darüber möchten wohl alle Stimmen einig sein; es müßte denn irgend ein hartgeschmiedeter Jurist widersprechen, der nicht über den Buchstaben des eben bestehenden Gesetzes hinaus sieht, oder ein staatswirthschaftlicher Doctrinär wie Mac'Culloch, der von der Höhe seines Systemes herab kleines Grundeigenthum für verderblich erklärt.

Aber wie soll ein Bauernstand wieder hergestellt und mit Landbesitz ausgestattet werden? Unser großer deutscher Staatsmann Stein hatte vollkommen Recht, wenn er sagte, daß man ein vor zweihundert Jahren begangenes Unrecht nicht dadurch gut machen könne oder dürfe, daß man ein Unrecht in entgegengesetztem Sinne begeht. Der jetzige Pächter eines Meierhofes ist nicht der alte Wehrfester, der vor zweihundert Jahren seines Rechtes an den Hof beraubt worden ist. Er ist, wie die beständig wechselnden Pachtverhältnisse das mit sich bringen, auch nicht dessen Nachkomme und natürlicher Erbe. Eben so wenig ist der gegenwärtige Grundherr eben der, zu dessen Gunsten das Unrecht vor Zeiten begangen worden ist. Er hat in vielen Fällen seinen gegenwärtigen Grundbesitz durch Kauf erworben, oder er hat ihn in Theilungen zu einem bestimmten Preise angenommen u. s. w.

Den Grundherren das Land nehmen, um es den Bauern zu geben, wäre sehr einfach, aber es hieße nach der einen Seite hin ein schreiendes Unrecht begehen, um nach der andern Seite hin dem Landvolke ein ganz unverdientes Geschenk zu machen, das wenig Segen bringen würde. Alle Individuen des ländlichen Arbeiterstandes könnten doch nicht mit Landbesitz ausgestattet werden, und welches bessere Recht hat der Pächter, der einen kleinen Meierhof seit kurzem gepachtet hat, an den Besitz dieses Hofes, als der Tagelöhner an den Besitz des Streifens Kartoffelacker, den er aus zweiter Hand von diesem Pächter gepachtet hat?

Alle die Landarbeiter, die bei der Landvertheilung leer ausgingen, würden sich ohne Zweifel sofort gegen die Begünstigten empören, und die alten Zustände wären in veränderter Form wieder da!

Ein Ausweg wäre, daß England den Grundherren wenigstens einen großen, ja den größten Theil alles Grundes und Bodens in Irland ablaufte, um ihn dann, in Bauernhöfe zerlegt, zu einem billigen Preise wieder an Landleute zu veräußern. Aber dazu gehören ungeheure Geldmittel, und England müßte sich sehr große Opfer auferlegen, auch wenn die Bauernhöfe, wie sich von selbst versteht, verkauft, nicht verschenkt würden. Es ließe sich das vielleicht vermöge einer Landbank machen; aber jedenfalls müßte der Preis des Grundes und Bodens den Grundherren sofort baar oder in zinstragenden Papieren ausgezahlt werden. Die Käufer der Bauernhöfe aber könnten den Preis, zu dem sie ihnen angerechnet würden, wenn sich je bessere Zustände aus der Veränderung entwickeln sollen, nur zu einem sehr niedrigen Fuße verzinsen, und nur in sehr kleinen Raten abzahlen, denn sie besitzen vor der Hand gar nichts, als höchstens, in den besten Fällen, einige Stücke Vieh. Man erwäge die Opfer, die sich aus einer solchen Manipulation ergeben müßten! Und welches Recht hat man eigentlich, von den englischen Steuerzahlern Opfer zu verlangen, um ein Unrecht gut zu machen, das sie nicht begangen haben und das auch nicht zu ihrem Nutzen begangen worden ist?

Doch das wäre nicht die größte Schwierigkeit, die man zu überwinden hätte. Die Lösung der Aufgabe wird besonders dadurch bis zu einem hoffnungslosen Grade erschwert, daß man es mit einem ungeduldigen, leidenschaftlichen, verwilderten Volke zu thun hat, das ganz und gar nicht in der Stimmung ist, um Vernunft anzunehmen. Schon der Pächter würde sich empört zeigen, wenn ihm zugemuthet würde, nunmehr zwar nicht dem Grundherrn, wohl aber einer Bank zu zahlen, was nicht gut weniger betragen kann, als sein gegenwärtiger Pachtzins, um sich oder seinen Nachkommen, in einer fern liegenden Zukunft, ein glückliches Loos zu bereiten. In einer solchen Aussicht Befriedigung zu finden, dazu gehört ein Volk von ernstem, tüchtigem Charakter und ausdauernder Energie. Der Irländer aber will augenblicklich seines Lebens froh werden, und hat keinen Sinn für ein fern liegendes Glück, das er sich erarbeiten soll; und wie wollte man vollends die besitzlosen Tagelöhner beruhigen, die wieder leer ausgehen müßten?

Es ist von neuen Landgesetzen für Irland die Rede, die dem Parlamente vorgelegt werden sollen. Man darf gewiß gespannt darauf sein, welche Wege die Regierung Englands einschlagen wird, um solche Schwierigkeiten zu bewältigen. Theodor von Bernhardi.

Vom preußischen Landtage.

Die im ersten Augenblicke nicht allgemein gebilligte Taktik des Präsidenten von Köller, die erste Sitzung nach den Weihnachtsferien auf den 8. Januar,

einen Sonnabend, anzuberaumen, hatte entschieden das Gute, daß die Nachzügler doch bereits am folgenden Sonntag und Montag in Berlin eintrafen und somit die Wiederaufnahme der dringlichen Commissionsberathungen in der ersten Hälfte der neuen Woche ermöglicht wurde, während sie sich im andern Falle wahrscheinlich bis in die zweite Hälfte hingezogen haben würde. Auch die Fractionen waren unter diesen Umständen früher, als sie es sonst gewesen sein würden, in der Lage, über das spruchreife Material zusammen- und untereinander in Verhandlung zu treten. In Folge dessen konnte die zweite Berathung des Zuständigkeitsgesetzes resp. der während der Ferien erschienene und von dem Referenten Gneist mit großer Sorgfalt verfaßte Bericht der Verwaltungsgesetzcommission, welche das genannte Gesetz auf Grund zweier Lesungen nicht unerheblich amendirt hatte, bereits auf die Tagesordnung des 13. Januar gesetzt werden. In den drei Plenarsitzungen, welche vorher stattfanden, wurden außer Petitionen wesentlich zwei Vorlagen, und zwar einmal das Gesetz betreffend die Verwendung der Jahresüberschüsse der Eisenbahnen und dann der sogenannte Rhein-Nahe-Bahn-Gesetzentwurf in erster Lesung erledigt.

Was die erstgenannte Vorlage betrifft, so konnte ihr verhältnißmäßig recht spätes Einbringen — sie erschien erst kurz vor dem Beginne der Weihnachtsferien — den Glauben einigermaßen rechtfertigen, daß dem Finanzminister selbst an ihrem Zustandekommen kaum viel gelegen sein möchte und der Abgeordnete Rickert hatte es leicht, Herrn Bitter seine Hilfe anzubieten, um das Gesetz in der Commission so zu amendiren, daß man in ihm die „Resolution" aus der vorigen Session, auf Grund deren es ausgearbeitet worden, nicht zu deutlich wiedererkenne. Die gedachte Resolution war bekanntlich keine andere als die seiner Zeit vielbesprochene, durch welche man dem Bedürfnisse nach finanziellen Garantien bei der Eisenbahnverstaatlichung gerecht zu werden versuchte. Die rechte Seite, die eigentliche Mutter dieser Resolution, bekannte sich auch noch jetzt voll und ganz zu ihrem damaligen Antrage und quittirte dem Minister dankend für den Empfang des finanziellen Garantiegesetzes. Anders der Theil der Nationalliberalen, für welchen der Abgeordnete von Benda sprach. Auch er erkannte allerdings an, daß die Vorlage den Beschlüssen des vorigen Jahres entspreche, meinte indessen, daß man den damals im Auge gehabten Zweck doch auf einfachere Weise erreichen könne. Er lege das Hauptgewicht auf die Amortisation und es scheine ihm zweifelhaft, ob man neben der Amortisation auch noch zur Bildung eines Reservefonds schreiten wolle, der doch keine besondere Bedeutung gewinnen werde. Ein sich außer über andere Einzelfragen auch noch darüber entspinnender Streit, ob die Vorlage an die Budget- oder die Eisenbahncommission zu verweisen sei, wurde zu Gunsten der Verweisung an die erstere entschieden und damit einstweilen das Schicksal dieses finanziellen Garantiegesetzes besiegelt, da schwerlich anzunehmen, daß die gedachte Commission außer dem, was sie nothgedrungen erledigen muß, noch viel wird aufarbeiten können.

Die zweitgedachte Vorlage, betreffend den Ankauf der Rhein-Nahe-Bahn charakterisirt sich ohne weiteres als ein kleiner Nachzügler der vorjährigen Eisenbahnverstaatlichungsvorschläge, dessen Einbringen wesentlich durch Erwägungen der äußeren Politik gerechtfertigt ist. Der betreffende Gesetzentwurf, insofern er endlich das in Aussicht stellt, was im Interesse unserer Landesvertheidigung schon lange dringend erwünscht scheint, nämlich die Anlage eines

zweiten Geleises der ohne ein solches im Falle eines Krieges ein nur halb leistungsfähiges Glied unseres Militäreisenbahnnetzes darstellenden, die Rheinische Bahn und die Saarbrücker Staatsbahn mit einander verbindenden Rhein-Nahe-Bahn, begegnet selbstredend auf fast allen Seiten des Hauses einem vollen Einverständniß. Anders aber verhält es sich mit der Frage, ob der Ankauf der Bahn das richtige Mittel zum Zweck und gar mit der, ob der Kaufpreis von sechs Millionen Mark nicht ein viel zu hoher sei. Die diesbezüglichen Bedenken offen auszusprechen fanden sich Redner verschiedener Parteien, namentlich aber die nationalliberalen Abgeordneten Hammacher und von Eynern um so mehr veranlaßt, als die Speculation der Actionäre der gedachten Bahn darauf, daß ihnen der Staat doch einmal kommen müsse, seit mehreren Jahren Jeden, der mit den einschlägigen Verhältnissen vertraut ist, an das vielberufene Bild vom Giftbaum denken ließ. Da die Gesellschaft zur eigenen Aufbringung der auf 3 750 000 Mark veranschlagten Herstellungskosten des zweiten Geleises bei ihren mißlichen finanziellen Verhältnissen nicht im Stande war, sprach seiner Zeit die Regierung ihre Bereitwilligkeit aus, die erforderlichen Mittel bereit zu stellen, ja sie erbot sich sogar die Anlagekosten sowohl wie auch die aus dem Geleisezuwachs an Bahnunterhaltung und Bahnerneuerung zu gewärtigenden Mehrkosten zu übernehmen — die Gesellschaft aber wies die Anerbietungen consequent zurück, da durch dieselben die Aussichten auf eine Rente in noch größere Ferne gerückt würden, als sie ohnedies schon seien und — irrte sich, wie der fragliche Gesetzentwurf beweist, nicht, wenn sie sich eine bessere Rettung aus ihren Verlegenheiten versprochen hatte. Daß sich unter diesen Umständen vielfach auch ganz harmlosen Gemüthern die Frage aufdrängte, ob denn der Regierung nicht Mittel und Wege zu Gebote ständen, um die Bahngesellschaft zur Anlage des zweiten Geleises einfach zu zwingen, kann nicht groß Wunder nehmen. Viele gingen aber noch weiter in ihren Wünschen. Sie drangen direct auf eine Zwangsenteignung und gaben es dem Eisenbahnminister Herrn Maybach ziemlich deutlich zu verstehen, er möge doch keine Umstände mit solcher Gesellschaft machen. Dieser aber, indem er den einen wie den andern Weg, den zu beschreiten man ihm erleichtern zu wollen Miene machte, theils als zu schwierig theils als zu langwierig darstellte, bezeichnete den Vorschlag der Regierung gewissermaßen als das kleinste Uebel von mehreren, zwischen denen man allein zu wählen habe, versuchte das Haus dann damit zu trösten, daß er ihm sagte, wenn man die Bahn jetzt nicht kaufen könne, müsse man sie bauen und das würde dem Lande ungleich theurer zu stehen kommen und sprach seine Zuversicht aus, daß die Commission, an welche nach dem Wunsche des Hauses die Vorlage verwiesen werden solle, zu der Ueberzeugung kommen werde, daß er für seinen Theil nicht anders gekonnt habe. Mehr noch wie der Eisenbahnminister machte der Kriegsminister Herr von Kameke die Neugier für diese Commissionsverhandlungen rege, indem er in denselben die Gründe für die Dringlichkeit der Vorlage mitzutheilen versprach, Gründe, die allem Anscheine nach auch den sonst für die Vorlage gar nicht so besonders eingenommenen Herrn Maybach dazu vermocht haben, auf die Brücke zu treten und dem Landtage diesen verspäteten Verstaatlichungsvorschlag zu machen. Politische Gegensätze traten anläßlich dieser zweiten eisenbahnpolitischen Frage kaum in die Erscheinung. Um so lebhafter wurden dieselben bei der ersten zur Geltung gebracht, indem der Abgeordnete Büchtemann als früherer Director der Berlin-Potsdamer Eisenbahn, der sich nicht hat mit verstaatlichen lassen, zum so und so vielten Male innerhalb weniger Wochen sein ceterum

censeo, daß die Verstaatlichungspolitik vom Uebel sei, aussprach und indem der Abgeordnete Rickert, außer zu anderen Liebenswürdigkeiten, die er an die rechte Seite des Hauses adressirte, sich auch noch zu der ein wenig weitgehenden verstieg, die Conservativen hätten mit ihrer Verstaatlichungspolitik die Verpflichtung übernommen, eine möglichst hohe Rente aus den verstaatlichten Bahnen zu erzielen. Selbstredend ließ der streitbare Abgeordnete von Minnigerode diesen Vorwurf nicht auf den Seinen sitzen und betonte dem finanziellen Interesse gegenüber das wirthschaftliche, welches für die Partei bestimmend gewesen sei und bleibe.

Von den minder wichtigen Vorlagen, welche zur Discussion kamen, bevor das Haus an die Berathung des Zuständigkeitsgesetzes herantrat, war allenfalls noch die betr. das Höferecht in Lauenburg geeignet, insofern ein allgemeineres Interesse zu bieten, als sie den Conservativen Veranlassung gab, auf ihre vorjährigen Wünsche bezüglich der Regelung der Erbfolge für den gesammten Grundbesitz, soweit er nicht Fideicommiß oder Lehen ist, zurückzukommen, bezw. dieselben dagegen sicher zu stellen, daß mit ihnen etwas Weiteres beabsichtigt werde, als den gesetzgeberischen Versuch zu machen, nach dem Muster etwa des hannöverschen Höferechtes der Zersplitterung des Grundbesitzes entgegenzuarbeiten, soweit es überhaupt noch möglich sei, und das Familienbewußtsein für den ererbten Besitz und die Liebe zur Scholle in den bäuerlichen Kreisen wieder zu heben.

Der zweiten Berathung des Zuständigkeitsgesetzes näher zu treten wird erst geboten sein, wenn das gesammte Verhandlungsmaterial vorliegt. Einstweilen genügt es, zu constatiren, daß in den wichtigsten Fragen, z. B. in der der Aufsicht über die Stadt- und Landgemeinden die durch den Abgeordneten Gneist vertretenen Beschlüsse der Verwaltungsgesetzcommission zur Annahme gelangten. —n—

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus der Reichshauptstadt. Humboldt-Akademie. Vortrag des Majors von der Goltz. Aehnlich den öffentlichen Vorträgen, welche der „Wissenschaftliche Verein" seit Jahrzehnten in der Singakademie während der Winterwochen halten läßt, hat der vor zwei Jahren begründete „Wissenschaftliche Centralverein" (unschöner Name!) eine Reihe von Männern verschiedener Berufsrichtung geworben, welche Gegenstände allgemeinen Interesses einem mannichfaltig zusammengesetzten Publikum vorführen sollen. Die Stadt Berlin hat für die laufenden Vorlesungen der durch den Verein ins Leben gerufenen „Humboldt-Akademie" (Gegenstände: Naturwissenschaft, Rechtsverhältnisse, Geschichte, Literaturen. Zweck: Gelegenheit zur Fortbildung für Personen jedes Berufs und Geschlechts) die Klassenräume der dorotheenstädtischen Realschule in den Abendstunden geöffnet und für die erwähnten Vorträge die schöne Aula der Anstalt gewährt. Den Anfang machte im vergangenen Jahre ein solcher des Literarhistorikers Georg Brandes über Balzac. Er sprach schon früher einmal über Prosper Merimée. Zu erwarten sind noch Spöres: über die Sonne; Nachtigal: Eisenbahn durch die Sahara; von Weber: nationale Individualität des Verkehrs; Felix Dahn: Altgermanisches Heidenthum im Volksleben der Gegenwart; Rosenthal: unsere Sprache. Den jüngsten Vortrag hielt Major von der Goltz, allgemeiner bekannt durch Aufsätze über Gambetta als Dictator in den preußischen Jahrbüchern. Er hatte

es mit Glück unternommen, vor einem Hörerkreise, den überwiegend Laien bildeten, Skizzen aus der Kriegführung der Gegenwart zu entwerfen. Freilich durfte er in einleitenden Worten mit Recht an die selbstverständliche Theilnahme sich wenden, welche alle Schichten des deutschen Volkes dem Heerwesen in mannichfachen Beziehungen entgegenbringen. Auch ist längst jener Bann gebrochen, mit welchem die Eitelkeit und Unklarheit veralteter Autoren früher wohl alles militärische Wissen geheimnißvoll eingezwängt hielten. Das handgreiflichste Merkmal der Eigenthümlichkeit der Heere der Gegenwart ist ihre stetig gewachsene Größe, seitdem die europäischen Kämpfe der Revolutionszeit dem Kriege seine urwüchsige Gestalt wiedergegeben und die Ausnutzung aller Hilfsquellen der Staaten gelehrt haben. Wollen wir uns ein räumliches Bild der Masse des deutschen Heeres entwerfen, so wird uns die Ueberraschung, daß dieselbe in ihrer gesammten Kriegsausrüstung, mit allen Fahrzeugen, auf einer Straße im Reisemarsche gedacht, den Raum von der West- bis zur Ostgrenze des Reiches einnehmen würde. Welche „Völkerwanderung" daher eintritt, wenn bei einem Aufmarsch gegen den Landesfeind diese Massen die Einwohnerzahl einer Grenzprovinz plötzlich anschwellen, leuchtet ein. Ohne die sorgsamste Vorberechnung und Bereitstellung ihrer Ernährung würde eine Calamität unausbleiblich sein. Für diese Periode der Kriegsvorbereitung ist es indeß ebenso gut möglich, im Frieden bereits die nöthigen Maßregeln ausführlich zu entwerfen, als für die Mobilmachung — die Zusammenberufung der Heereskörper in der Heimath — wie für ihre Beförderung an die Grenze mittelst der Eisenbahnen. Um die letztere indessen planmäßig festzustellen und störende Hemmungen zu vermeiden, ist es unumgänglich, über die weiteren Absichten betreffs der Verwendung der Gruppen („Armeen"), in welche die große Heeresmasse gegliedert werden muß, um überhaupt lenkbar zu sein, bereits im Frieden einen Entschluß zu fassen. Denn die Gestalt des ursprünglichen Aufmarsches wirkt in der Regel bestimmend auf die weiteren Heeresbewegungen. (Zweitheilung der Franzosen 1870 bei Metz und Straßburg.) Ist indeß hierüber Klarheit gewonnen, so besitzt Deutschland Eisenbahnmaterial genug, um die ganze Masse sogar gleichzeitig zu „verschiffen". Die Dauer der Abwickelung des Transportes bedingen die Anzahl der durchgehenden Linien, vor allem der an der Grenze auslaufenden Strecken. Längs der Grenze muß die „Ausschiffung" soweit rückwärts erfolgen, daß die eintreffenden Truppen Ruhe in Quartieren genießen und durch Fußmärsche versammelt werden können. Die Tiefe des Aufmarschgebietes bedeckt daher eine ganze Grenzprovinz. Während dieser Zeit, sowie bei der Einleitung der Bewegungen gegen den Feind ist es die Aufgabe der Reiterei, die eigenen Bewegungen zu verschleiern und Kenntniß vom Feinde zu gewinnen. Eine Prüfung der Leistungen, welchen dieser gesammte Proceß genügen muß, gestattet nur der Vergleich mit dem Gegner und wenn wir Frankreich als den bei jedem Zusammenstoß unausbleiblichen betrachten, so ergiebt sich, daß seine Rüstungen in Ausdehnung und Schnelligkeit uns eingeholt haben. Obgleich wir daher den Feind auch von anderer Seite gewärtigen müssen, so richten sich unsere Blicke naturgemäß vorzugsweise nach Westen und wir erkennen dort ferner das großartige und eigenthümliche Gebäude der Landesvertheidigung. Die französische Grenze ist auf ihrer ganzen Ausdehnung an allen beherrschenden Punkten mit Sperrforts gekrönt, so daß thatsächlich kaum eine große Straße ins Land hineinführt, welche nicht durch das Feuer aus denselben erreicht werden kann: ein Werk,

welches geradezu mit den Grenzwällen der Römer gegen die Germanen verglichen werden muß. Dahinter erheben sich in wohlbemessenen Abständen die zu Waffenplätzen ausgebauten Festungen und schließlich das gewaltige Paris mit einem Umfange der Linie der Forts von etwa achtzehn Meilen. Diese Veränderung des Kriegsschauplatzes muß nothwendig den ganzen Charakter der ersten Unternehmungen verändern. Jedenfalls wenn wir an einen Vormarsch denken wollen, ist keine Rede mehr davon, die Belagerungen — ähnlich wie 1870 — eigentlich als abgelegene Nebenarbeiten mit dem gerade verfügbaren Ueberschuß an Kräften auszuführen.

Betrachtungen dieser Art waren dem Vortrage eingestreut, welcher sonst dem Charakter eines allgemeinen Ueberblickes der Erscheinungen der modernen Kriegführung vollkommen treu blieb. Ein Wechsel gegen die früheren Verhältnisse bedingt durch die heutigen Hilfsmittel liegt auch in dem Nachrichtenwesen, das der Heeresleitung den Anhalt gewähren soll zu den Maßnahmen nach Eröffnung der Feindseligkeiten.

Heute muß die eigene Cavallerie das beste leisten, um den Aufenthalt und die Stärke des gegenüberstehenden Feindes zu erkennen. Die Spione sind für die unmittelbar bevorstehenden kriegerischen Handlungen nur selten zu verwerthen, weil, abgesehen von ihrer Zuverlässigkeit, die Nachrichten häufig veraltet eintreffen werden, sofern die Bewegungen der Heere schnell vor sich gehen. Gänzlich dies Kriegsmittel zu entbehren ist unthunlich. Doch vermögen Zeitungsnachrichten, Briefe und Depeschen eine bedeutende Wichtigkeit zu gewinnen. Stets wird die planmäßige Sammlung und Verarbeitung aller Sorten von Nachrichten dem Einblick am förderlichsten sein.

Nach den einleitenden Gefechten ballen sich die Massen zu dem Entscheidungskampfe zusammen. So lange es angeht, marschirt man getrennt auf breitem Raume. Unter allen Umständen bleibt es werthvoll, mindestens für jedes Armeecorps oder 30 000 Streiter eine besondere Straße zu besitzen. Denn auch in diesem Falle wird der letzte Soldat von dem vordersten noch über drei Meilen, mithin einen gewöhnlichen Tagemarsch entfernt sein; das zweite auf derselben Straße vorrückende Corps würde daher erst am Abend und dann nur mit seiner Spitze auf dem Schlachtfelde eintreffen. Die Sorge für die Anordnung der Märsche nebst Unterkunft und Verpflegung — der Magen ist die Grundlage, sagte König Friedrich — füllt einen großen Theil der Thätigkeit des Generalstabes in der nüchternsten Weise aus. Eben in der Ausnutzung jeder Lage und in unvermeidlicher Genauigkeit der Rechnung zeigt sich die „Genialität" dieses Institutes.

Für die Schlacht selber, mit ihren gewaltig angewachsenen räumlichen Ausdehnungen, tritt die Thätigkeit des Feldherrn zurück. Nur die commandirenden Generäle sind im Stande, während des Kampfes noch eigentliche Führerschaft zu üben. Oft sind es einzelne Abtheilungen gewesen, welche den Anstoß zur Entscheidung gegeben haben. Diese selbst liegt am Schlachtabend weder für die Truppen in vorderster Linie klar, welche nur die Vorgänge innerhalb ihres Gesichtskreises genau kennen, noch für den Feldherrn, den die Kunde erst in der Nacht oder am andern Morgen durch Meldungen von verschiedenen Seiten erreicht. Eine Verfolgung, wie sie unter kleineren Verhältnissen schon selten war, kennen die großen Schlachten des französischen Krieges nicht, wohl aber tritt nach erlangter Klarheit ohne Zeitverlust die Aufnahme neuer Operationen ein. Eine völlig neue Lage wird durch jeden großen Kampf geschaffen. Nur der Laie erblickt in dem Verlaufe eines Krieges einen

im voraus festgesetzten Plan, welcher indes thatsächlich nicht über den ersten Zusammenstoß hinausgereicht hat. Wohl aber bedarf die Heeresleitung eines bestimmten Gedankens, wie die Abdrängung der französischen Streitkräfte nach dem Norden der herrschende Beweggrund auf deutscher Seite während der ersten Hälfte des Krieges gewesen ist.

Der Feldherr, welcher siegt, gilt als ein großer. Unterliegt er, so ziehen ihn Millionen vor Gericht und doch bleibt er zu jedem Zeitpunkte seiner Verantwortlichkeit in bedeutendem Maße abhängig von den Entschlüssen und Handlungen der Unterführer, welche er häufig einfach als vollendet hinnehmen muß. Das dichterische Gemüth des Volkes sucht nach Vergleichen für die Arbeit des Feldherrn. Dem Gelehrten, dem Mathematiker gleicht er ebensowenig, wie dem Schachspieler, denn beide wissen, daß ihre Formel, ihre Züge eine fest bestimmte Wirkung ausüben. Dem Feldherrn versagt nicht selten die sicher angelegte Handlung, während ein Schritt, dem später vielleicht die Theorie Fehler nachrechnet, überraschend zum Ziele führt. Der Steuermann, welcher das Schiff durch die Brandung dem Leuchtthurme zulenkt, entspricht daher noch am besten dem Bilde des Feldherrn. Nur ein arbeitsames ernstes Leben vermag den Mann zu dieser Höhe der persönlichen Kraft zu erheben. Nicht anders ist es aber mit dem Volke, das in seiner Gesammtheit heute die Waffen ergreift. An Zahl der Streiter und Güte der Waffen vermögen wir heute nicht mehr die benachbarten Großmächte zu übertreffen. Wir müssen streben, das moralische Uebergewicht zu erringen. Nur die Disciplin im höchsten Sinne der einheitlichen Mitwirkung Aller an dem Gedanken der Bezwingung des Feindes kann uns den Sieg gewähren. Diese Erziehung giebt nur die rastlose Hingebung an die Arbeit des Heeres im Frieden. Wie er eingeleitet, so klang der geistvolle Vortrag aus in dem Anrufe der Werthhaltung, welche Alle ohne Unterschied der Wehrkraft unsers Volkes schulden.

Aus Württemberg. Vom Landtage. Finanzsorgen. Postreservatrechte. Vagabundennoth. Deutsche Partei. — Wie im Reiche und wie in den anderen Staaten stehen auch in Württemberg die finanziellen Sorgen im Vordergrunde. Der Landtag, der im November zusammengetreten ist, hat sich zunächst mit dem Staatsbudget zu beschäftigen und dieses Budget weist ein Deficit aus, das, seit Jahren schon schleichend, bisher noch kunstreich sich hat bemänteln lassen, jetzt aber offen am Tage liegt und unerbittlich seine Begleichung fordert. Man hat das lange schon kommen sehen, aber die Verlegenheit ist gleichwohl groß. Die Einkünfte des Staates sind zurückgegangen, insbesondere hat der Ertrag der Eisenbahnen nicht mit der Ausdehnung der Linien gleichen Schritt gehalten, und es ist auch keine Aussicht vorhanden, daß sich dies bessern wird, da bei der geographischen Lage des Landes der große Güterverkehr Württemberg mehr und mehr zu umgehen liebt. Die Eisenbahnen sind überhaupt der dunkle Punkt in unserer Finanzlage. In Folge des Eisenbahnbaues hat die Staatsschuld in rapider Weise zugenommen. Sie beträgt rund 400 Millionen, und davon sind nur 44 Millionen allgemeine Schuld, während der ganze Rest auf die Eisenbahnschuld kommt. Der Aufwand für diese Schuld ist auch der eigentliche Grund des Deficits. Denn nach dem Etat für 1880—81 kommen bei dem Gesammtaufwande von 53,7 Millionen allein auf die Tilgung und Verzinsung der Staatsschuld 21,7 Millionen, während der Ertrag der Eisen-

bahnen blos auf 13,7 Millionen sich beziffert. Zur Deckung des Ausfalles rechnet der Finanzminister nun zunächst auf den Antheil an den Reichszöllen und der Tabaksteuer, ein Posten, der erstmals in unserm Budget figurirt, vom Minister sehr wohlgefällig vermerkt und vorläufig auf 2 800 000 Mark geschätzt wird. Er schlägt weiter einige die Verzinsung und Tilgung der Staatsschuld betreffenden Maßregeln vor, und dann lassen sich im Etat der Postverwaltung, Dank dem Reservatrechte, erhebliche Mehrerträge erzielen, nämlich insofern ein Theil jener Vergünstigungen aufgehoben wird, durch welche der Württemberger bisher so wirksam zur Anhänglichkeit an das Postreservatrecht vermocht wurde. Da aber auch durch diese Maßregeln das auf 10—11 Millionen berechnete Deficit noch nicht gedeckt wird, so bleibt — wenn man nicht zur Erhöhung der directen Steuern greifen will, was Regierung wie Stände dem Lande ersparen wollen — nichts übrig, als eine Anzahl indirecter Steuern zu erhöhen oder neue indirecte Steuerquellen zu eröffnen. In dieser Beziehung hat der Finanzminister Erhöhung der Malzsteuer und der Notariatssporteln, die Einführung einiger neuer Sporteln und eine Steuer auf Erbschaften und Schenkungen vorgeschlagen. Man kann nicht sagen, daß diese Vorschläge sehr sympathisch aufgenommen worden sind: gegen die Erhöhung der Malzsteuer haben sich die Bierbrauer des Landes zusammengerottet, gegen die neuen Sporteln agitiren die Gewerbevereine, und aus den gebildeten Kreisen wird insbesondere die beabsichtigte Steuer auf Vorträge und musikalische Aufführungen angefochten. Schließlich wird wohl auch dieses Widerstreben überwunden werden müssen, denn der Staat braucht die Summen, der Etat ist aufs knappste zugeschnitten, und unsere Finanzmänner haben offenbar ihre ganze Erfindungskraft erschöpft. Man begreift aber, daß in solcher Lage die Blicke mit inbrünstiger Sehnsucht nach dem Tabaksmonopol sich richten, von dem man die Erlösung aus allen das Reich und die Staaten bedrückenden Nöthen erhofft. Einzelne Seufzer nach dieser Goldquelle haben sich im Landtage bereits vernehmen lassen, es wird aber noch in einem besondern Antrage der Regierung, die bekanntlich dieses Impulses kaum bedarf, die fortgesetzte Thätigkeit in dieser Richtung an das Herz gelegt werden.

Man wird annehmen dürfen, daß der Regierung jener Verzicht auf eine Anzahl von Postvergünstigungen, die, im übrigen Reiche unbekannt, bisher dem Publikum gewährt worden waren, ganz besonders schwer geworden ist. Es ist ja durch den Mehrertrag, der jetzt für die Staatskasse erzielt wird, indem man diese Vergünstigungen theilweise aufhebt, deutlich constatirt, daß der Gewinn, mit dem das Postreservatrecht dem württembergischen Bürger schmeichelte, ein trügerischer war. Für die Vortheile, die der Einzelne genoß, mußte die Staatskasse aufkommen. Die letztere wurde belastet, indem man zu Gunsten des correspondirenden Publikums auf einen Theil des Ertrages verzichtete. Was der Einzelne im täglichen Verkehre profitirte, hatte er dafür als Steuerzahler zu entrichten. Daß die Regierung nun im finanziellen Interesse des Staates diese Vergünstigungen allmählich einschränkt, ist natürlich nur in der Ordnung. Die demokratische Presse erhob freilich lauten Lärm, als der Staat aufhörte, der Bevölkerung die Briefumschläge unentgeltlich zu liefern und schob in beliebter Manier die Schuld für die mißliebige Neuerung auf das „Reich", in dessen Molochsarmen sämmtliche angestammte Annehmlichkeiten allmählich erdrückt werden. Sie stellte sich an, als handle es sich um ein Entgegenkommen an das Reich und seine Einrichtungen, während es lediglich eine Finanzmaßregel im Interesse des Staates war. Würdiger wäre es doch zu

sagen: wir wissen, daß das Reservatrecht unseren Staatsfinanzen abträglich ist, aber so sind wir, wir lassen's uns was kosten, unsere eigene Postverwaltung neben der Reichspost zu haben. Uebrigens war man in der Kammerverhandlung von Seiten der Abgeordneten wie von Seiten der Regierung bemüht zu zeigen, daß uns doch auch in Zukunft noch immer nicht unerhebliche Vortheile vor dem Bürger des Reichspostgebietes bleiben, so der Nachbarschaftsverkehr, d. h. der Rayon des Fünfpfennigbriefes, der übrigens gleichfalls jetzt eingeschränkt wurde, und der Wegfall der Postbestellgebühren, kurz, daß das Reservatrecht noch immer eine ungemeine Wohlthat für das Land sei. Herr von Mittnacht selbst sprach mit Wärme zu dessen Gunsten und deutete an, daß er, so lange er Minister sei, nicht daran rütteln lasse; auch tadelte er den Kleinmuth, der immer von Neuem über die Gefährdung des Reservatrechtes jammere, auf welches in Wahrheit weder vom Reiche noch von der Landesregierung ein Attentat geplant werde. Eine Versicherung, die von der Kammer ausnahmslos mit großer Befriedigung vernommen wurde. Niemand hätte gewagt, auch nur schüchtern auf die Unzukömmlichkeiten hinzudeuten, welche die Herrschaft verschiedener Postmarkengebiete im Reiche thatsächlich mit sich führt.

Auch das Landstreicherwesen, das unsere Bevölkerung zur Zeit ernstlich beschäftigt und beunruhigt, ist in der Kammer zur Sprache gekommen. Es scheint, als ob wir Südwestdeutschen wirklich in besonderm Maße von dieser Landplage heimgesucht seien. Stadt und Land sind überschwemmt mit arbeitslosem, herumziehendem Volke. Man hat neuerdings statistische Erhebungen über die Herkunft der Vaganten begonnen und dabei gefunden, daß, was nicht eigenes Gewächs ist, zum größeren Theile aus Baiern, dann aus Norddeutschland herzugelaufen kommt. Die Zahl der im deutschen Reiche umherziehenden Arbeitlosen, unter denen man freilich die Arbeitscheuen unmöglich herauszählen kann, ist von dem Abgeordneten Hans von Ow, der die betreffende Interpellation begründete, auf 200 000 geschätzt worden. Die Belästigung hat derart überhand genommen, daß längst die Privatinitiative sich aufgerafft hat, Abhilfe zu schaffen. In Cannstadt hat eine Versammlung von Delegirten der Gemeinden, der Wohlthätigkeitsvereine u. s. w. stattgefunden, die sich über eine Anzahl von Resolutionen einigte, und diesen sogenannten Cannstadter Resolutionen, von denen die wichtigste die ist, daß die Vagabunden niemals durch Geld, sondern stets nur durch Naturalverpflegung unterstützt werden sollen, ist allmählich ein Bezirk des Landes nach dem andern beigetreten. Man will seitdem wirklich eine kleine Besserung verspüren. Indem man aber die Sache vor die Kammer brachte, zielte man, über solche praktische Mittel der Abwehr hinweg, auf die Gesetzgebung. Daß das Ueberhandnehmen des Stromerthumes wesentlich auf die Noth der gegenwärtigen Zeiten zurückzuführen ist, liegt auf der Hand; hier in Württemberg aber wurde es Mode, die wirthschaftliche Gesetzgebung des Reiches zum Sündenbock zu machen, der diesen und alle anderen Schäden des socialen Lebens verschuldet haben soll. Das Unterstützungswohnsitzgesetz beruht auf einem Grundsatze, der dem früher bei uns geltenden Heimathrechte schnurstracks widerspricht, es war eine völlige und einschneidende Neuerung, es schuf auch ohne Zweifel den Städten erhöhte Lasten und es war überaus unbequem für die Beamten, die das neue Gesetz auszuführen hatten. Man hat deshalb von Anfang an Beschwerden über dieses Gesetz vernommen; jetzt erinnerte man sich nicht mehr, welche Härten und Grausamkeiten unser altes Gesetz im Gefolge hatte; schon der Name

Heimathrecht, trauerte man nun, hat etwas so Ansprechendes gehabt; man vergaß, daß eine Aenderung desselben schon vor der Reichsgesetzgebung als dringlich empfunden und ernstlich geplant worden war. Die Deutschconservativen benutzten das Unterstützungswohnsitzgesetz zuerst als ein populäres Agitationsmittel, das Landstreicherwesen hat die Abneigung noch verschärft, und selbst die deutsche Partei hat sich bestimmen lassen, in ihrem jüngsten Programme einen Satz, der das Gesetz verurtheilt, aufzunehmen. Der Minister Sick war in seiner Antwort auf diese Beschwerden, die ihm jetzt auch aus der Kammer entgegentönten, natürlich vorsichtig; er ließ auch im Grunde wenig Aussicht, daß die Grundlage der Armengesetzgebung wieder umgestoßen werde, aber doch erkannte er den Ausstellungen ihre Berechtigung zu, sprach von wünschenswerthen Aenderungen des Gesetzes, kurz, seine Antwort hat nicht dazu beitragen können, die Agitation gegen das Reichsgesetz zu entmuthigen. Das hat Niemand ehrlich gesagt, daß das Princip des Gesetzes aufrecht bleiben muß, wenn die Freizügigkeit aufrecht bleiben soll, in der man einst ein grundwesentliches Band unserer Volkseinheit begrüßt hat.

Es ist das neue Programm der deutschen Partei erwähnt worden, das durch die Landesversammlung vom 9. Januar zum Beschluß erhoben wurde. Der Wortlaut dieses Programms ist nicht sehr glücklich ausgefallen. Der Werth dieser Versammlung bestand aber auch nicht so sehr in der Formulirung dieser Sätze, die sich auf zahlreiche Gegenstände der Reichs- und der Landespolitik erstreckten, als vielmehr darin, daß überhaupt wieder der Versuch gemacht wurde, nach langer Pause die Partei zu sammeln und zu beleben. Seit dem Jahre 1874 hatte dieselbe keine Landesversammlung mehr gehalten, ihr Verband war schwach und locker geworden, ihre Grenzen verwischt, nur in einigen Städten hatte sich eine geschlossene Organisation erhalten. Verhandlungen über die Wiederherstellung der Disciplin sind im Schoße der Partei schon seit dem October vorigen Jahres gepflogen worden; man könnte daraus schließen, daß die Aufgabe eine schwierige und mühselige gewesen sei, und in der That hat sich gezeigt, daß inzwischen zwei Strömungen unter den Parteigenossen sich herausgebildet hatten, zwischen denen eine gründliche Auseinandersetzung erfolgen mußte, bevor man die Ziele aufs Neue formuliren konnte. Von der einen Seite hielt man es an der Zeit, die Cadres der Partei derart zu erweitern, daß Raum für alle gemäßigten reichsfreundlichen Elemente war, auch conservativere, ja bisher particularistisch angehauchte oder bisher dem Parteileben überhaupt fremd gebliebene Elemente gedachte man heranzuziehen, wenn sie nur aufrichtig auf dem Boden der gegenwärtigen Ordnung der Dinge zu wirken bereit waren. Von der andern Seite wurde umgekehrt verlangt, daß die Partei streng auf die Grundsätze zurückgehe, auf die sie im Jahre 1866 begründet worden war, als eine entschieden nationale sich wieder constituire, scharf sich unterscheidend nicht blos von den Gegnern, sondern auch von den lauen Anhängseln, deren sie seit 1870 sich nicht hat erwehren können. Also eine opportunistische und eine principielle Richtung. Es war dort auf eine mehr extensive, hier auf eine mehr intensive Entwickelung abgesehen. Es traf sich dabei, daß jene Richtung zumeist von denjenigen empfohlen wurde, welche activen Antheil an der Politik zu nehmen haben als Mitglieder des Reichstages und des Landtages, während die Wortführer einer mehr principiellen Haltung aus den Reihen der Freiwilligen, der Amateurs hervorgingen, ihren Rückhalt hatten diese vornehmlich an den Tübinger Parteigenossen. Eine Zeit lang schien es, als ob es zu einem Conflicte zwischen

dem „Stuttgarter“ und dem „Tübinger Programm“ kommen sollte. Durch die lebhafte und eingehende Debatte der Delegirten, die am Abend vor der Landesversammlung stattfand, ist aber im Gegentheil eine erfreuliche Einigung, wenn man will ein Compromiß, erzielt worden. Es wäre auch in der That ein unverzeihlicher Fehler gewesen, wenn man bei den eigenthümlichen Verhältnissen unsers Landes die relative Berechtigung beider Standpunkte hätte verkennen wollen. Auch diejenigen, die den Hauptnachdruck auf eine charaktervolle Abgrenzung der Partei legen, müssen sich überzeugen, daß man bei Wahlen z. B. stets auf Compromisse mit den nächststehenden Parteigruppen angewiesen ist, um die demokratischen oder klerikalen Gegner aus dem Felde zu schlagen, und daß seit Jahren das allgemeine Stimmrecht nur solchen Candidaten der deutschen Partei hold ist, die der Compromißpolitik zuneigen und die insbesondere mit der Landesregierung sich auf einen freundschaftlichen Fuß stellen. Eine exclusive Haltung einnehmen, wäre also so viel wie auf politische Wirksamkeit verzichten. Auf der andern Seite haben aber auch diejenigen, die schon von einer Verschmelzung mit der Regierungspartei träumten, eine verständliche Warnung erhalten. Das Gros der Parteigenossen wollte nichts davon wissen, daß die Partei auf eine andere Basis gestellt werde, es hielt durchaus an der alten Grundlage und der alten Tradition fest, die entschieden nationale Gesinnung soll nach wie vor das Unterscheidungsmerkmal der deutschen Partei sein, und der Gedanke, den rühmlichen Namen der Partei mit einem andern, farbloseren zu vertauschen, hat gar nicht mehr zur Debatte gestellt werden können. Die Hauptsache wird nun freilich die sein, daß es der Partei gelingt, nachdem sie principiell wiederhergestellt ist, auch ihre Organisation im Lande wieder zu befestigen und auszudehnen.

Literatur.

Mein Onkel Don Juan. Roman von Hans Hopfen. 2 Bde. Berlin, Schneider. 1881. Zeit und Ort der neuesten Geschichte Hopfen's regen zu merkwürdigen Betrachtungen an: die Handlung spielt im achtzehnten Säculum auf einer spanischen Colonie; welch' beliebter Vorwurf zu utopistischen oder satirischen Schilderungen für die Autoren des vorigen Jahrhunderts! Mit ihnen hat Hopfen's Roman nichts gemein: auch steht der Titelheld in keinen weiteren Beziehungen zu seinem Namensvetter, dem Verführer von Sevilla. Hopfen geht nun einmal immer seine eigenen Wege und fragt nicht nach Muster und Analogien; er ist „er selbst allein“. Die Fabel giebt das Jugend- und Liebesleben eines spanischen Kernmannes, der an demselben Tage durch ruchlose Anschläge Vater und Mutter und Jugendfreundin verlor. Lebenssatt geht er übers Meer auf eine Zauberinsel: der Kriegsdienst unseres Don Juan ist nicht schwer: die milde und verliebte Luft, die jenes selige Eiland beglückt, bannt allmählich seine trüben Gedanken: große Damen und Nonnen, irdische und himmlische Sympathien erweisen sich ihm hold, um ihn schließlich in allerlei ernsthafte Händel mit fanatischen inquisitorischen Widersachern zu verstricken. Doch warum ein Buch lang bereden, das viel besser gelesen wird? das vortrefflich geschrieben und sorgsam componirt ist? Das jedem Leser, auch dem Kritiker, Anregungen bietet und nur die Philister verdrießen kann?! A. Bm.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.
Ausgegeben: 20. Januar 1881. — Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig.

Unsere orientalischen Sorgen.

Man kann es sich unmöglich verbergen, daß die Unbehaglichkeit des gegenwärtigen Zustandes ganz wesentlich von dem Bruche mit Rußland datirt. Seitdem fehlt uns die Rückendeckung, die in den Jahren 1866 und 1870 so werthvoll für uns war. Seitdem ist die Verbindung Frankreichs und Rußlands eine Möglichkeit, mit der wir bei jeder auftauchenden Verwickelung zu rechnen haben. Ohne Zweifel sind die wirklichen Machtmittel wie die gute Gesinnung unsers vormaligen Verbündeten überschätzt worden, aber unläugbar besaß diese Verbindung ein anerkanntes, allgemein respectirtes, moralisches Gewicht, das uns auch in den Jahren nach Aufrichtung des Reiches noch gute Dienste geleistet hat. Für unsere Stellung zu den orientalischen Händeln ist das Zergehen des Dreikaiserbundes besonders empfindlich; die Gefahr liegt eben darin, daß aus jenen Händeln diejenige Constellation der Mächte herauswachse, welche die Revanchepartei in Frankreich mit Ungeduld herbeisehnt. Wäre es zutreffend, daß Rußland Miene zeige, sich wieder Oesterreich und damit auch Deutschland zu nähern, so könnten wir mit ziemlicher Beruhigung dem weiteren Verlaufe des unbeendigten Stückes zusehen: Oesterreich und Rußland würden sich im Orient verständigen, und die Gefahr des entsetzlichen Weltbrandes, den der Uebersetzer des Aristoteles aus einem Kriege an der griechisch-türkischen Grenze hervorbrechen sieht, dürften wir belächeln. Doch wir wissen, daß die Wiederkehr der Umstände, unter denen der Dreikaiserbund bestand, für lange Zeit unmöglich ist und wir müssen uns in das Unvermeidliche schicken. Die moskowitische Politik hat uns den Rücken gedreht, und der Widerstreit der russischen und der österreichischen Interessen ist mit dem Fortgange der orientalischen Krisis immer schärfer ans Licht getreten. Unsere Staatsleitung hat in dieser Lage rasch das unzweifelhaft Richtige ergriffen; wir sind die guten Freunde Oesterreich-Ungarns; was wir durch den Abgang der einen Allianz verloren, soll uns der engere Anschluß an den andern Verbündeten ersetzen. Das Bündniß ist nothwendig gewesen und es ist auch mit den Sympathien aufgenommen worden, die sich aus den geschichtlichen Ueberlieferungen erklären. Allein seiner recht froh zu werden

verbieten uns die inneren Verhältnisse unsers Alliirten, die leidigen Schwankungen, von denen sein Staatswesen heimgesucht ist. Es wird uns zwar täglich zum Troste gesagt, daß die Politik des Grafen Taaffe nicht den mindesten Einfluß ausübe auf die auswärtige Politik, aber wir möchten lieber, daß es dieser Versicherung gar nicht erst bedürfte. Die stillschweigende Voraussetzung des Anschlusses war eine normale und stetige Ordnung im Donaureiche, so daß in Trans die Magyaren, in Cis die Deutschen den ausschlaggebenden Factor bildeten; diese Voraussetzung ist aber zum Nachtheile der Deutschen alterirt und wird täglich mehr zu ihren Ungunsten alterirt. Die Deutschen genießen nicht einmal mehr die Rechte der Parität, sie sind hintangesetzt, unter den Augen der gegenwärtigen Regierung von ihren Mitbürgern anderer Zunge gedrückt, verfolgt, und daß den Slaven die Herrschaft in die Hand gespielt wird, muß gerade im Hinblick auf die Verhältnisse im Osten bedenklich erscheinen. Es ist noch unvergessen, wie die Organe der Nationalitäten und der Parteien, die jetzt oben auf sind, über das deutsche Bündniß sich ausgelassen haben. Immerhin, wir wollen es glauben, daß neben einer undeutschen Politik im Innern eine deutschfreundliche Politik nach außen bestehen könne. Es wäre auch Undank, die Wirksamkeit dieses Bündnisses in Abrede zu stellen, es hat im Wesentlichen dieselben Dienste gethan, wie der Dreikaiserbund, aber es ist freilich auch noch nicht auf eine ernste Probe gestellt worden. Auch ist seine Wirksamkeit bis dahin mehr eine negative gewesen als eine positive. Nun liegt es in der Natur der Dinge, daß sie weniger schöpferisch sich äußert, weniger in kühner Initiative, als vielmehr in der Zähigkeit, womit der unvermeidliche Auflösungsproceß der Türkei verlangsamt und die bedenkliche Initiative, die von anderer Seite kommt, unschädlich macht, die Lösung der Conflicte in eine gefahrlose Bahn gelenkt wird. Allein so lange die mitteleuropäische Politik einzig darauf sich beschränkt zu hemmen, zu retardiren, die Impulse Anderer abzustumpfen, werden stets diejenigen Mächte im Vortheile sein, von denen die Impulse ausgehen. Darum gewinnt Oesterreich-Ungarn so ungemein schwer und langsam Boden in der ihm zugetheilten Machtsphäre, weil es überall auf den Einfluß Rußlands stößt, dessen Initiative die türkische Macht gebrochen, die neuen Staatenbildungen aus der Taufe gehoben, die christlichen Völker für sich gewonnen hat. Man will dem russischen Einflusse begegnen, indem man dem türkischen Reiche künstliche Stützen unterstellt, und man arbeitet doch gerade dadurch erst recht dem russischen Einflusse in die Hände, daß man die christlichen Völkerschaften zwingt ihre einzige Schutzmacht in Rußland zu sehen. Es ist Sisyphusarbeit. Eben hierin liegt das eigentliche Verhängniß der orientalischen Frage. Rußland hat einen ungemeinen Vorsprung, es ist diejenige Macht, die am sichersten gewinnt, es kann, scheinbar unthätig, die Ereignisse selbst, ja die

anderen Mächte für sich arbeiten lassen. Seit Monaten hat es sich eine auffallende Zurückhaltung auferlegt, mit verschränkten Armen sieht es der Geschäftigkeit der anderen Mächte zu, der Finanzminister Abaza kann sich in Träumen von Sparsamkeit und Verminderung der Heeresausgaben wiegen. Doch, während die Diplomatie der übrigen Staaten fruchtlos sich erschöpft, ist Rußland jeden Augenblick zum Sprunge bereit, um die Beschwichtigungsversuche, die Europa seit dem Vertrage von San Stefano aufgeboten hat, illusorisch zu machen. Das Gerücht, daß die athenische Regierung die Griechen in der Türkei eventuell in russischen Schutz befohlen habe, ist verfrüht gewesen, aber ohne Zweifel haben mit diesem Gerüchte die kommenden Ereignisse ihren Schatten vorausgeworfen. Auf die Rothhemden Menotti Garibaldi's werden die Hellenen selber schwerlich große Stücke halten; wird der Krieg nicht abgewendet, so bleibt ihnen kaum etwas anderes übrig, als sich Rußland in die Arme zu werfen. Das war ja immer die Wirkung, wenn die anderen Mächte Hellas zurückstießen, daß es an den einzigen bereiten Nothhelfer sich klammerte, damit den Einfluß der slavischen Vormacht verstärkend.

Wird der Krieg zwischen Griechenland und der Türkei noch abgewendet werden? Die Hoffnung ist noch nicht aufzugeben, wenn sie auch in jüngster Zeit eher schwächer geworden ist. Es widerstrebt durchaus, die Gräuel eines barbarischen Krieges als unvermeidlich anzusehen, wenn es sich doch um eine res judicata handelt, wenn doch die Berliner Conferenz nach den reiflichsten, rein sachlich angestellten Erhebungen ihre einstimmigen Beschlüsse gefaßt und damit Europa seine unzweideutige Willensmeinung abgegeben hat, die auch durch eine etwaige Transaction nicht ungeschehen gemacht werden kann. Aber nach dem geeigneten Mittel, die Streitfrage gütlich zu lösen, sucht die Diplomatie noch immer vergebens. Nur so viel ist gewiß, daß diejenige Action, die sich um den Vorschlag eines Schiedsgerichtes drehte, abgeschlossen und abgethan ist. Sie hat sich nach allen Seiten als ein untaugliches Mittel erwiesen. Sowohl Griechenland als die Pforte haben es abgelehnt, im Voraus mit gebundenen Händen einem neuen ungewissen Ausspruche der Mächte sich zu unterwerfen, von dem Pressionsmittel einer collectiven Aufforderung sind die Mächte, vor den möglichen Folgen sich scheuend, selber abgestanden: Frankreich hat den seiner Initiative entsprungenen Vorschlag zurückgezogen. Kehren die Mächte nach diesem mißlungenen Feldzuge auf den Boden der einfachen Mediation zurück, so kann diese nur darin bestehen, daß die Pforte vermocht wird, ein äußerstes Maß von territorialen Zugeständnissen zu bezeichnen, dessen Annahme schicklicherweise den Hellenen angerathen und empfohlen werden kann. Ob die griechische Regierung intransigent auf ihrem Scheine bestehen und an der Losung: Alles oder Nichts festhalten wird, darf billig bezweifelt werden; aber freilich nur dann, wenn ihr Aussicht auf eine

erhebliche, ausgiebige Vergrößerung des Königreiches gemacht werden kann. Griechenland hat sich im verzeihlichen Vertrauen auf den Spruch der Conferenz so weit vorgewagt, daß diesmal wirklich ein Zurückweichen mit leeren Händen unmöglich geworden ist.

Indessen aber mit Sorge dem Ausgange dieser weiteren Verhandlungen entgegengesehen wird, sind die Blicke in der nächsten Zeit zugleich mit erhöhter Spannung nach Paris gerichtet. Indem der Schiedsgerichtsvorschlag beseitigt ist, hat diejenige Action ein Ende, in welcher Frankreich die Führung übernommen hatte. Die auswärtige Politik des Quai d'Orsay hat einen Mißerfolg erlitten und es wird ihr Rechenschaft von ihren Thaten abgefordert werden. Uebelwollender Kritik fehlt es nicht an reichlichem Stoffe. Das ernste Schreiben Barthelemy's vom Vorabend des Christfestes verdient sicher nicht verspottet zu werden; es stünde gut, wenn man sich eine so wohlfeile Kritik seines Inhaltes erlauben dürfte: es hat die unberechenbaren Gefahren eines allgemeinen europäischen Zusammenstoßes eindringlich den Höfen vorgestellt. Doch eben dieser Zusammenstoß liegt ohne Zweifel in der Berechnung eines Theiles der französischen Republikaner, diese müssen sich getroffen fühlen und werden die Schwächen eines Actenstückes nicht schonen, das um seiner rednerischen Form willen auffällig ist und im Uebrigen seinen Zweck verfehlt hat: in Athen und in Constantinopel scheint gerade durch dieses Eingeständniß der Furcht vollends der Widerstand entschieden worden zu sein. Auch ist es keine beneidenswerthe Lage für den Minister, daß er als Protector der Griechen begann und mit Drohungen gegen seinen Schützling aufhörte, daß er es war, der den Griechen das Recht, auf die Berliner Conferenz sich zu berufen, absprach und ihnen jede Unterstützung Frankreichs entziehen zu wollen erklärte. Das ist ein Rückzug, der geeignet ist, die geheime Nebenregierung, die bisher in der auswärtigen Politik Frankreichs zu spüren war, herauszulocken und zu demaskiren. Für die Freunde Gambetta's, die seit dem Erfolge der Gemeindewahlen im Innern sicherer denn je sich fühlen, kommt der Mißerfolg des greisen Gelehrten so gelegen als möglich. Die Ansicht befestigt sich, daß eine abermalige Veränderung des Ministeriums, abermals im Sinne Gambetta's, unausbleiblich sei. Auch die Prophezeihung, daß er selbst nicht lange mehr in seiner verantwortungslosen Stellung verharren werde, wird wieder laut. Ein Zusammentreffen dieser Wendung mit dem Ausbruche der Feindseligkeiten in Thessalien müßte aber den Glauben, daß diese sich localisiren lassen, schwer erschüttern. Und so versprechen die nächsten Wochen in mehr als einer Richtung kritisch zu werden. W. L.

Der Briloner Schnadezug.

Auf jener von waldigen Bergkuppen umsäumten Hochebene, welche inmitten des Sauerlandes nach Osten die Diemel, nach Norden die Hoppeke und Alme, nach Nordwesten die Möhne und Ruhr entsendet, liegt — der Möhnequelle am nächsten — die alte Kreisstadt Brilon. Der Theil von Westfalen, welcher den Namen Sauerland trägt, ist der wildeste und rauheste der ganzen Provinz. Früh kommt der Winter über die blätterberaubten Hochwälder, und wenn im Rheingau sich schon Knospe zu Knospe reiht, flattern in Brilon die Raben über noch schneebelastete Dächer. Dünn und mager breitet sich die Ackerkrume über felsigen Untergrund und auch der Untergrund ist arm, denn von einigen geringhaltigen Eisensteingruben und Schieferbrüchen abgesehen hat man nichts Abbauwürdiges finden können. Bei dem Fehlen aller natürlichen Bedingungen ist auch die Industrie völlig zurückgeblieben, zumal da die einzige Eisenbahn der Gegend, die von Hagen nach der Mittelweser führende, gegen zwei Wegstunden von Brilon abseits geblieben ist. Die angeführten Umstände haben in diesem Jahrhundert für Brilon einen Niedergang herbeigeführt, wie ihn betrübender kaum eine andere Stadt gesehen hat. Einer der ältesten Orte Deutschlands — wollen doch locale Gelehrte Brilon mit Arbalo identifiziren, bei welchem Drusus einige deutsche Stämme besiegte —, im Mittelalter als zweite Stadt Westfalens neben Soest genannt, und seit der Zeit, wo Soest die Grafen von der Mark zu Schutzherren erkor, die erste Stadt des Herzogthums Westfalen unter Oberhoheit der kölnischen Erzbischöfe, von doppelten Mauern und Wällen umhegt, die Bürgerschaft mit Autonomie versehen, noch im vorigen Jahrhundert einer der Durchgangsorte für den Waarenverkehr aus Norddeutschland nach dem Mittelrhein, — bietet Brilon jetzt den Anblick eines verfallenden Ackerstädtchens mit einigen tausend Einwohnern, Mauern und Thürme sind bis auf kleine Trümmer verschwunden — den Epigonen lagen die alten Schutzwehren als Steinbrüche gerade bequem.

So unbekannt ist Brilon geworden, daß von zehn Lesern neun seine Endsilbe französirend aussprechen werden, ohne an die Schwesterstadt Iserlon zu denken.

Und doch hängt der eingeborene Briloner mit einer wahrhaft rührenden Liebe an seiner gesunkenen Vaterstadt, er leidet lieber auf der Scholle der Ahnen Noth, als daß er auf fernes Glück auszieht. In dem Bande, an welchem das alte liebe Brilon seine Getreuen hält, ist der festeste Faden der altersgraue Schnadezug, welchem diese Zeilen gewidmet sind.

Von all ihrem vormaligen Glanze ist der Stadt nur Eines geblieben, das ist ihr ausgebreiteter Waldbesitz. Der Wanderer mag kommen von welcher Seite er will, wenn er noch stundenweit von Brilon entfernt ist und fragt, wessen der wunderbare Hochwald sei, welchen sein Fuß durchschreitet oder dessen grüner Glanz von den Bergen herableuchtet, er wird überall dieselbe Antwort vernehmen: es ist Briloner Wald. Wohl über 30 000 alte Morgen bedeckt dieser Besitz, fünf städtische Revierförster hegen ihn und jeder Bürger erhält daraus am Winterbeginn sein Brennholzdeputat. Dazu bietet diese über viele Bergkuppen — als da sind: der Niederwald, der hohe Greis, der Bildstein, das Schellhorn, der Hemberg, der Borberg, der Hengesberg, der Hechlar u. s. f. — hingebreitete Waldung Jagdreviere, wie sie selten gefunden werden. Hirsche, Rehwild, Sauen, Hasen und allerhand Raubzeug wechselt oder steht darin. Wo aber Wild ist, da sammeln sich in civilisirten Ländern die Jäger und so sind die Briloner Jäger weitberühmt geworden. Es geht sogar das lose Wort, jeder Briloner sei entweder Jägersmann oder Raubschütz.

Wie die ausgedehnten Waldflächen nach und nach zum Gemeindeeigenthum geworden sind, läßt sich nicht zurückverfolgen. Der gegenwärtige Besitzstand ist schon Jahrhunderte alt. Neben der Erwerbung durch Vermächtnisse gemeinsinniger Bürger ist der Waldbesitz sicherlich am meisten durch eine kluge Politik der Stadtvorsteher erweitert worden. Es gab kein besseres Mittel, sich unruhige Nachbarn vom Leibe zu halten, als deren Grundeigenthum aufzukaufen, sobald sich eine schickliche Gelegenheit bot.

Das „Viel Gut viel Neider" hat Brilon im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert reichlich erfahren, es hat sich damals gegen die fehdesüchtigen Geschlechter, welche an seinen Grenzen hausten, oft genug wehren müssen, hierbei hat es aber sein Weichbild tapfer behauptet und zwar sowohl gegenüber offenen als heimlichen Verletzungen. Die Geschichte Brilons läßt nämlich erkennen, daß, nachdem die Nachbarn den Muth zu offener Befehdung verloren hatten, die Stadt in vielfache Rechtshändel wegen ihrer Grenze gebracht wurde. Es war ja auf ebener Waldfläche ein Leichtes, die Grenze durch Versetzen des Grenzmals und Wegschlagen einiger Bäume zu verwischen, namentlich wenn der Grenzfrevler sicher sein konnte, daß der Ort seiner That Mondelang unbesucht bleiben würde. Hier nun setzten, wie von selbst gegeben, die Schnadezüge ein. Es waren, um es kurz zu sagen, bewaffnete Umzüge um die gesammte Flur, theils zur Abwehr augenblicklicher Gefahr, theils — und dies war das wichtigere Ziel — zur Controle über die Grenzzeichen und zur Einprägung der Grenze in das Gedächtniß aller Neubürger. Die Schnadezüge waren der fons perennis der praescriptio immemorialis.

Nicht nur Brilon übte diese Züge, von anderen westfälischen Ortschaften wird das Gleiche berichtet und auch sonst im Reiche wird es nicht an Beispielen gemangelt haben. Brilon ist aber wohl der einzige Ort, welcher seinen uralten Schnadezug noch heute zieht.

Alle zwei Jahre geht der Schnadezug am Johannistage vor sich und zwar wird bei jedem Zuge ein Fünftel der Grenze (fünf Förster) abpatrouillirt, so daß man im elften Jahre wieder von vorn anfängt.

Am Johannismorgen des Schnadejahres wecken bald nach Sonnenaufgang die Schläge der dicken Stadttrommel die Einwohner, welche sich alsbald in hellen Haufen auf dem Marktplatze um den Petruskump (ein steinernes Wasserbecken, in welchem auf einem erhöhten Postamente St. Petrus claviger aus Sandstein steht) ansammeln, wer nur ein Reitthier — Gaul oder Langohr — hat, kommt angaloppirt, Blumengewinde dienen als Schabracken, Blumensträuße sitzen auf Hüten und Kappen, über dem Rücken aber hängt das Gewehr von oft sehr stattlicher Construction und Dimension, und wer nur sonst ein altes Gewaffen unter dem Dachsparren aufbewahrt, der kommt damit angerückt, so stark und lang es auch sein möge.

Die städtische Schützengilde, welche ihren Ursprung bis in das fünfzehnte Jahrhundert zurückverfolgen kann, hat für Ordnung im Zuge zu sorgen und es ist deshalb der stattlich uniformirte Schützenmajor neben dem Bürgermeister die Hauptperson im Zuge. Auf das Wetter wird nichts gegeben, der Briloner ist ein durch und durch kerniger und wetterharter Gesell. Wenn nun der Markt von Waffen starrt, wird das alte Stadtbanner vom Rathhause geholt und der Fähndrich steigt mit demselben alsbald zu Roß. Mit der Stadtfahne wird auch das Schnadebuch aus dem Schreine entnommen und sein Hüter, ein ergrauter actuarius, nimmt an dem Zuge Theil und trägt seinen Schützling über Berg und Thal vorn im Zuge. Das Schnadebuch ist eine Sammlung aller Grenzrecesse, welche die Stadt jemals mit ihren Nachbarn abgeschlossen hat. Seine ältesten Bestandtheile sind mehrere Jahrhunderte alt, in den Urkunden sind die einzelnen Grenzmerkmale und deren Einsenkung nach Möglichkeit geschildert. Sobald Banner und Schnadebuch eingetroffen sind, wird das Zeichen zum Abrücken — ein Flintenschuß — gegeben. Voraus zieht eine Musikbande, dann folgt der zugführende Fahnenträger zu Roß, dann der Bürgermeister mit den städtischen Beamten, dann die Forstleute und die Schützengilde mit ihrer alten Fahne, hierauf in geordneter Reihe die bewaffneten Theilnehmer. Frauen und Geistliche fehlen gänzlich. Mancher Vater hat seinen Jüngsten vor sich auf dem Gaul oder Grauthier sitzen, und daß der Schnadezug besonders für die Jugend einen zauberischen Reiz haben muß, begreift jeder Kinderfreund. Unter unendlichem Knallen der Flinten und Pistolen gelangt der Zug oft im dichtesten Morgen-

nebel an den Endpunkt des letzten, vor zwei Jahren abgehaltenen Schnadezuges. Von dem beim letzten Zuge zuletzt besuchten Schnadesteine beginnt nun der eigentliche Schnadezug. Die in den vergangenen zwei Jahren nach Brilon Eingewanderten und wer sonst zum ersten Male die Schnade zieht, wird auf die Merkmale der Grenze verwiesen, die jugendlichen Theilnehmer werden an den Ohren gerissen und unter fröhlichem Sang kommt man an den ersten Schnadestein des neuen Zuges. Ein lautes Hurrah begrüßt den alten bemoosten Grenzhüter, das Stadtbanner und die Schützenfahne werden darauf gestellt, die Chargirten der Schützengilde berühren den Stein mit gezückter Klinge und unter schmetternder Musik und betäubendem Gewehrdonner zieht der ganze Zug dreimal um ihn herum. Hierauf wird Kreis um den Stein geschlossen, der actuarius legt das Schnadebuch darauf und liest daraus diejenigen Urkunden vor, welche von dem Einsenken des betreffenden Schnademales berichten. In der Regel sind Abgeordnete der angrenzenden Ortschaften beim Verlesen zugegen, an letztere ergeht besondere Einladung zum Zuge.

Der ganze Akt hat etwas Hochfeierliches. Ringsumher düsterer Hochwald, oder falls der Stein auf freier Höhe steht, ein weiter Blick in die düstere Gegend, in jedem Anwesenden, auch dem ungebildetsten, die Ahnung einer Jahrhunderte alten Uebung, die den Ohren fremde, alterthümliche Sprache des Schnadebuches, die Seltenheit des Actes: Alles dies gestaltet eine Scene, welche jedem Fremden unvergeßlich bleibt. Nach dem Verlesen aus dem Schnadebuche geschieht das Wunderlichste des ganzen Zuges. Jeder angesehene Neuling im Zuge wird nämlich unversehens von zwei kräftigen Handwerksmeistern oder -Gesellen an Schultern und Beinen gepackt, gelüftet, und mit dem Hintertheil auf den Schnadestein gestoßen. Die Schriftsprache nennt das Stutzen, der Volksmund aber bezeichnet es drastisch mit Stutzäsen. Mit besonderem Nachdrucke geschieht diese Procedur an jedem neuen Bürgermeister. Da gleichzeitig ein Maulschelliren der zuschauenden Knaben vor sich geht, so ist der Schluß gerechtfertigt, daß das Stutzäsen eine den Brilonern eigene Art der Gedächtnißanregung sein soll. Indessen könnte man ebensowohl an die eigentliche Bedeutung des Wortes Besitz hierbei erinnert werden.

Vom ersten Schnadestein geht der Zug über Berg und Thal, durch Bäche und Sümpfe, zum nächsten Grenzmale, die Musikbande biegt oft vom Wege ab, um schwierige Stellen zu meiden, für den berittenen Fähndrich aber ist es Ehrenpunkt, immer die Grenze zu bereiten. Von Weitem gesehen macht der Zug dann, wenn er eine hochgelegene Waldblöße überschreitet, einen seltsamen Eindruck, dann erscheint er dem Einen wie ein mittelalterlicher, zur Fehde ausrückender Gewalthaufen, dem Andern wie ein Pilgerzug, dem Dritten wie eine wilde Jagd und dergleichen. Bei jedem Hauptschnadesteine

geschehen die geschilderten Acte, es ist jedem Theilnehmer ein gewaltiger Ernst um den Zug und dem Fremden wird die Erzählung von jenem alten Briloner Bürgermeister glaublich, welcher den Seinen, als auf einem Schnadezuge die verdächtigen Nachbarn dem Zuge laut entgegenschrieen: es brennt Brilon, kaltblütig zurief: Kinner lotet brôgen wat brôget wey waret use Schnod.

Erst wenn der letzte Schnadestein des Zuges umzogen ist, geht es mit fröhlichen Sinnen nach dem nahebereiteten Lagerplatz, wo auf Stadtkosten das Schnadebier verzapft wird.

Ueber der Rückkehr wird es gewöhnlich Abend, der Heimzug geschieht gleich stattlich wie der Aufbruch. Vor der Stadt empfängt die Schuljugend unter Führung der Lehrer die wackeren Schnadebrüder wie Krieger, welche aus dem Felde heimziehen. Der Zug wird nochmals geordnet, jetzt aber schreitet der Stadtzimmermeister mit blanker Axt über der Schulter voran, und unter Glockengeläute und Fahnenwehen zieht die Schaar in die Straßen, deren Fenster mit freudigen Gesichtern geziert sind. Der Markt hat sich inzwischen gefüllt und jubelnd zieht der ganze Schnadezug dreimal um den Petruskump. Auch dieser letzte Moment des Zuges versetzt aus der Gegenwart weit zurück, Jeder fühlt es und der Briloner weiß es: so geschah es von der Väter Urzeiten her.

Das ist der Briloner Schnadezug. Nur wenige Bemerkungen seien hinzugefügt. Daß der Zug, welcher vormals eine rechtspolitische Maßregel war, jetzt zu einem Volksfeste im wahren Wortsinne geworden ist, fühlt jeder Leser heraus. Es ist nichts Gemachtes und nichts Verkünsteltes daran, der Zusammenhang mit der Vorzeit ist zu Tage liegend. Und dazu treten Gemüthsmomente von seltener Gewalt. Nur alle zehn Jahre kann jeder Hauptgrenzstein besucht werden. Wie mancher ergraute Schnadebruder sagt beim Umzuge um den Stein im Stillen — Leb wohl alter Wächter, wir sehen uns nicht wieder. Am Ende wird aber doch jedes wehmüthige Gefühl überwallt von der reinen Freude am gemeinsamen schönen Besitz. Leider fehlen geschichtliche Aufzeichnungen über den Schnadezug fast gänzlich. In dem Schnadebuche ist nichts über frühere Hergänge und Ordnungen des Zuges enthalten. Sehr wahrscheinlich sind in der Vorzeit beim Umzuge um die Steine bestimmte Lieder gesungen worden, auch davon hat sich entweder nichts erhalten oder, wenn ja die älteren Briloner Brocken der Ueberlieferung bewahrten, so hat sich bis heute Niemand um deren Aufspürung bemüht. Was man wohl als Schnadelied bezeichnen hört, ist nur eine wässerige, hochdeutsche Schilderung des Zuges, aus welcher sich höchstens folgende Verse herausheben:

Es zieht hinaus das Schnadecorps,
Das alte Banner weht empor,
Die Pfeife klingt, die Büchse knallt,
Das Jagdhorn schmettert durch den Wald.

Und bei dem alten Schnadestein
Sieht man ins Schnadebuch hinein,
Darin genau verzeichnet steht,
Woher die rechte Schnade geht.

Und um den Petrus dreimal her
Zieht dann die ganze Bürgerwehr,
Die Glocke tönt, das Banner wallt,
Die Trommel tost, der Jubel schallt.

Zum Schlusse sei zur Charakterisirung des urwüchsigen Stolzes, mit welchem der echte Briloner auf seinen Schnadezug hinsieht, eine kleine sagenhafte Episode erzählt. Etwa zwei Meilen südöstlich von Brilon liegt nahe der Waldeck'schen Grenze auf einem Hügelkamme der Flecken Marsberg (der geläufigere Name des Ortes ist Stadtberge), welcher in zwiefacher Hinsicht merkwürdig ist. Erstens wurde in der bis heute wohlerhaltenen Kirche Marsbergs der rebellische Thankmar durch die nachsetzenden Bewaffneten seines kaiserlichen Bruders erstochen. Zweitens soll an diesem Orte die aus den Kämpfen Wittekind's mit Karl dem Großen bekannt gewordene Eresburg gestanden haben. Einige wollen den Namen Marsberg sogar direct auf Eresburg zurückleiten, indem sie annehmen, Eresburg sei im Mittelalter als Aresburg gedeutet worden, und daraus sei durch Einsetzung des lateinischen Namens des Kriegsgottes Marsberg entstanden.

Es traf sich nun, daß, als Karl der Große die Eresburg mit gewaltiger Kriegsmacht berannte, die Briloner gerade von ihrem Schnadezug heimzogen. Da schickten die bedrängten Sachsen um schleunige Hilfe nach Brilon. Der Bürgermeister antwortete den Boten: „Ja Kinder, wir kommen gleich, erst aber müssen wir unsern Schnadezug beschließen." Hierauf zogen die Briloner dreimal um den Petruskump, stärkten sich aus dem kühlen Born zum Gefecht und zogen heraus. Als sie aber die Rösenbecker Höhe erreichten, von welcher man die hochragende Eresburg in etwa drei Wegstunden Entfernung erblicken konnte, da schwenkten sie ihre Fahnen im Winde, erhuben ein so furchtbares Geschrei und schlugen so gewaltig auf die riesige Stadtpauke, daß es bis Eresburg hinscholl. Und Carolus Magnus horchte auf und frug: Was sind das für gewaltige Schaaren, die mit solchem Kriegsallarm von den Bergen rücken? Als man ihm aber erwiderte, das sind die Briloner, die kommen vom Schnadezug, da erseufzete der Kaiser und rief: O Wehe, dann wird uns dies Land ein saures Land werden.

Es giebt wohl kaum eine Erklärung des vielfach gedeuteten Namens Sauerland, welche mehr naiven Humor in sich schließt.

Heinrich von Sybel über Napoleon den Dritten.*)

Einen angenehmen Gruß hat uns das neue Jahr gebracht, einen neuen Band von Sybel's kleinen historischen Schriften. Theilweise sind es Werkspäne, die dem Meister abgefallen sind bei seinem großen Werke über die Revolutionszeit, wie die erste Theilung Polens, der Rastadter Gesandtenmord; in „Sagen und Gedichte über die Kreuzzüge" klingt ein früher behandeltes Thema wieder, mit dem neuesten französischen Geschichtschreiber der Revolution, mit Taine setzt sich die Abhandlung: Der alte Staat und die Revolution in Frankreich auseinander; an die reinhistorischen Gelegenheitsthemen: die karolingischen Annalen, die Schenkungen der Karolinger an die Päpste, die österreichische Staatsconferenz von 1836, schließen sich andere mehr den Zeitereignissen nahe gelegten: Klerikale Politik im neunzehnten Jahrhundert, Deutschlands Rechte auf Elsaß und Lothringen, Napoleon III. So sind die verschiedensten Zeiten in dieser Sammlung vertreten, auch Lesern verschiedener Gattung wird der Verfasser durch diese bunte Mannichfaltigkeit gerecht und wenn es schwer sein dürfte, ein anderes geistiges Band aufzudecken, das die disparaten Kameraden zusammenhält, als Sybel's Person selbst, sein glänzender Stil und seine exacte Forschung, so wird man doch gern den Sammelband zur Hand nehmen, froh das beisammen zu haben, was man sonst mühsam aus vielen Bänden von Zeitschriften zusammensuchen muß.

Soviel mir bekannt, ist nichts ganz Neues, bisher Ungedrucktes in die Sammlung aufgenommen. Der glänzende Essay Napoleon III. dagegen ist wesentlich umgearbeitet und erweitert und dadurch zu einer kleinen, äußerst interessanten Monographie über die napoleonische Politik besonders Deutschland gegenüber angewachsen. Irren wir nicht, so wird die Mehrzahl der Leser diesem Abschnitte zueilen und gewiß der genußreichen Lektüre die Anerkennung nicht versagen, wesentliche Förderung erhalten zu haben in der Erkenntniß des räthselhaften Mannes, der zwanzig Jahre lang Frankreichs Thron beherrschte, mehr als mancher andere Monarch eigentlich die Welt in Athem erhielt und der während seines wechselvollen Lebens alle Variationen der Beurtheilung vom höchsten Lobe bis zur tiefsten Schmährede über sich ergehen lassen mußte. Schon in der 1874 veröffentlichten Skizze hat Sybel ein Charakterbild Napoleon's gezeichnet, psychologisch und historisch richtiger, als sonst irgendwo eines zu finden war; persönliche Bekanntschaft mit dem Imperator hat das Urtheil objectiv nicht beeinflußt, sondern das Bild wahrer gemacht. Hier nun hat Sybel eine Reihe diplomatischer Urkunden (darunter

*) Kleine historische Schriften von Heinrich von Sybel. III. Band. Stuttgart, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1881.

auch Gesandtschaftsberichte von Bismarck aus Petersburg) benutzt und verwerthet, und des Neuen, bisher Unbekannten wird vieles geboten. Einige kurze Andeutungen über das Wichtigste aus dem Essay mögen hier folgen.

Sybel geht davon aus, daß Napoleon die Jahre, in welchen die abschließende Gestaltung des Charakters stattfindet, in allen möglichen Ländern zubrachte, nur nicht in Frankreich, von welchem er bis zu seiner Präsidentschaft eigentlich nichts kennen lernte, als die Gefängnisse; so ist er niemals Franzose im eigentlichen Sinne des Wortes gewesen, weder in seinem Wesen, noch in seinen Plänen; denn auch in den letzteren war ihm Frankreich wie seinem Oheim mehr Mittel als Zweck. In seinen Idées stellt er als Frankreichs Aufgabe dar, eine große Umgestaltung Europas im Dienste der Cultur zu vollbringen. In seiner Jugend schon legte seine ehrgeizige Mutter, die mit glühender Begeisterung das Andenken des großen Kaisers pflegte, den Grund zu derselben Verehrung: er sei berufen, die angestammte Glorie des Hauses Bonaparte wieder herzustellen. Der träumerische, in sich gekehrte schweigsame Jüngling, der weder die sinnliche Stärke des Helden, noch die rasche Entschlossenheit des Staatsmannes hatte, auch von der kriegerischen Ader seines Oheims keinen Tropfen in sich spürte, übernahm damit eine Aufgabe, welche weit über seine physischen, moralischen und intellectuellen Kräfte ging und welcher er auch am Ende erlag. Wie er in seinen Idées die Staatsverwaltung sich construirt hatte, despotisch in der Verfassung, demokratisch in der Verwaltung, so führte er sie, zu Macht gekommen, durch. Ueber die äußere Politik hatte er sich damals weniger ausführlich geäußert, als daß er den kriegerischen Conflict, in welchen Napoleon I. mit Preußen gerieth, beklagte; die Umgestaltung des Welttheils gedenkt er womöglich im Einverständnisse mit Preußen zu erreichen. So trug er schon 1851 vor dem Staatsstreiche durch Persigny Preußen ein Bündniß an, das begreiflicherweise abgelehnt wurde; aber mehr als einmal ist er im Verlaufe der politischen und kriegerischen Wechselfälle wieder auf die Gemeinschaft mit dem deutschen Staate zurückgekommen, die ihm eine Interessengemeinschaft, freilich in napoleonischem Sinne gedachte, erschien. Als er durch den Krimkrieg die Coalition der Ostmächte zersprengt und sich England zum Bundesgenossen erworben hatte, gewann sein Programm, die Selbstbestimmung der Nationalitäten, besonders der einer fremden Herrschaft unterworfenen, zu beschützen, immer deutlichere Gestalt, so daß er auch den vom französischen Volke begehrten reellen Lohn für seine civilisatorische Mission genauer präcisirte. Schon 1857 setzte er dem Prinzen Albert ganz gemüthlich auseinander, daß er Belgien und einige Stücke des linken Rheinufers zur Befestigung seiner Dynastie für Frankreich erwerben müsse. Zunächst kam Oesterreich an die Reihe; der Verlauf des Krieges von 1859 ist bekannt, aber weniger, daß

Rußland schon vorher bestimmt erklärt hatte, Oesterreich dürfe nicht als Triumphator aus diesem Kampfe hervorgehen; interessant, beinahe amüsant ist die Düpirung, durch welche Napoleon den Waffenstillstand von Villafranca herbeiführte. Die Napoleonische Diplomatie ist, wie Sybel mit Recht sagt, die eines Lustspiels, aber niederer Gattung. Der Höhepunkt seiner Macht war mit dieser Zeit schon überschritten, die verschiedenen Mittel, welcher sich der Kaiser bediente, paralysirten sich in ihrer Wirkung und machten seine Politik unsicher. Er hatte die Revolution entfesselt, um Italien zu befreien, der italienische Einheitsstaat, dem nun die Italiener zustrebten, war durchaus nicht im Interesse Frankreichs, Napoleon selbst war durch sein Verhältniß zum Papst, dem er 1849 Rom erobert hatte, gewaltig gehemmt: gerade diese klerikale Bundesgenossenschaft zeigte sich als ein sehr verhängnißvoller schwarzer Faden in dem Gewebe seiner Berechnungen. Ueberdies war das Mißtrauen der anderen Souveräne Europas durch die Theorie der natürlichen Grenzen rege geworden, auch die Diversion in Mexiko, veranlaßt zum Theil durch klerikale Einflüsse, unternommen in dem Gedanken, daß England die Gelegenheit, seinen furchtbaren Rivalen in Nordamerika unschädlich zu machen, nicht ungenutzt vorübergehen lassen werde, führte nur zu neuen Verlegenheiten. Neue Möglichkeiten, aus den verwickelten inneren und äußeren Verhältnissen loszukommen, boten sich dem Kaiser bei der polnischen Frage, welcher rasch die Schleswig-Holstein'sche folgte (1863). „Erstaunlich fruchtbar an umfassenden Combinationen" schlug Napoleon einen Monarchencongreß nach Paris vor; „dies ist eine Impertinenz", rief Königin Victoria; Oesterreich, das Venetien bedroht wußte, schloß sich enger an Preußen an, mit welchem es aber wegen der deutschen Verhältnisse gespannt gewesen war; Bismarck, „der größte Staatsmann des Jahrhunderts, damals noch beschränkt in seinen Mitteln, von aller Welt verkannt, aber mit einem unvergleichlichen Blick für die Wirklichkeit der Dinge, für die erreichbaren Ziele und die wirksamen Mittel begabt," benutzte die Lage vorzüglich. Vorsichtig, aber freundlich kam er dem Lieblingstraume Napoleon's von einem Congreß entgegen, Napoleon, sonst überall zurückgestoßen, trat wieder mit Anerbietungen an Preußen heran; „mein Wunsch wäre, äußerte er, mich mit euch über größere Dinge zu verständigen." Frankreichs sicher, unternahm Bismarck im Bunde mit Oesterreich den dänischen Krieg, auch auf der Londoner Conferenz ging es nach dem Programm, das zuvor mit Napoleon vereinbart war, der freilich besonders von dem Gedanken geleitet war, Preußen, mit Oesterreich und den Mittelstaaten entzweit, werde fest an Frankreich angekettet sein. Noch einmal schien sein Plan einer Verwirklichung entgegenzureifen, als im Jahre 1866 Oesterreich, Preußen, Italien um die Wette seine Neutralität, ein Uebereinkommen mit ihm suchten, und Oesterreich Venetien gegen

das Versprechen der Neutralität abtrat. Er sah sich am Ziele seiner Wünsche, die Befreiung Venetiens war für alle Fälle gesichert; die deutschen Nachbarn konnten sich zerfleischen, bis es ihm gefalle, als Schiedsrichter aufzutreten und Deutschland nach seinem Sinne zu ordnen; ihm schwebte dabei die Triasidee vor. War Preußen vom Rhein verdrängt, dann war die Annexion des linken Rheinufers und Belgiens nur noch eine Frage der eigenen Connivenz. Preußen selbst hatte wiederholt jede Zumuthung auf Abtretung deutschen Landes entschieden abgewiesen. Jetzt zerstörte die Schlacht von Königgrätz alle diese Pläne. Frankreich hatte mehr als einmal Preußen zu seinen Annexionen gerathen und getrieben, nun durfte es nicht über Undankbarkeit klagen, wenn Preußen triumphirend jede Landabtretung ablehnte. Von dort an war der Kaiser ein gebrochener Mann, früh gealtert durch Krankheit, in sich unsicher. Wegen der inneren Zustände in Frankreich war der Krieg mit Preußen unvermeidlich; denn der handelnde, redende, schreibende Theil der Nation trieb die Regierung in die Kriegspolitik. In Oesterreich schien offene Bereitwilligkeit zu einem Hand in Hand gehen mit Frankreich, zu einem förmlichen Bündnisse kam es nicht mehr, das mit Italien scheint an der römischen Frage gescheitert zu sein; die Hohenzollern-Candidatur wählte Napoleon (und nicht Bismarck) dem Rathe Beust's folgend, eine nicht deutsche Frage zum Zankapfel zu machen; in der Nacht vom 14. zum 15. Juli wurde die Zustimmung zum Kriege dem unschlüssigen, bedenklich zaudernden Kaiser abgerungen; nie hat es eine vernichtendere, aber auch gerechtere Katastrophe gegeben. Ein kluger, gebildeter und begabter Geist unternahm es in einer Zeit, wo die großen Nationen Europas nach Selbständigkeit, Einheit und Freiheit rangen, ein neues Weltreich zu gründen, obgleich ihm gerade die Eigenschaften abgingen, mit welchen sein Oheim die Umgestaltung Europas vollbracht hatte: der stürmende Muth, die Lust an der Gefahr, die scharf zutreffende Berechnung: nichts hatte der Theoretiker von ihm geerbt, als die fatalistische Hingabe an eine unmögliche Aufgabe. Von Natur gut und wohlwollend wurde er in diesem Streben listig, lügnerisch, gewaltthätig und unbarmherzig, ohne an Einsicht und Entschlossenheit zu gewinnen. „Einst hatte er das Verfahren des Oheims gegen Deutschland als Ursache der endlichen Niederlage getadelt, auch für ihn war dies Beginnen der Anfang des Endes."

—tt.

Der Einfluß des Trunkes auf das Verbrechen.

Als die Nationalversammlung der jungen französischen Republik am 23. Januar 1873 das stramme Gesetz gegen die Trunksucht beschloß, erhoben sich im In- und Auslande Zweifel, ob sie im Stande sein werde, es auch

durchzuführen. Andere hielten principiell repressive Gesetze, in denen Geldstrafen und Gefängniß einen weiten Raum einnehmen, für verkehrt. So erklärte der Advocat Lefort in seiner von der Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften gekrönten Preisschrift: „L'intempérance et la misère" das französische Gesetz für unnütz und vexatorisch. „Man macht die Menschen nicht tugendhaft durch ein Decret." Allerdings nicht, moralische Mittel der Einwirkung sollen in erster Linie stehen bleiben. Dennoch wirkt die Repression oft mehr als die Mittel der moralischen Ordnung, auf Naturen nämlich, die gegen blos moralischen Einfluß verschlossen sind. Die eingefleischten Trinker werden durch Strafen nicht gebessert, ihre Zahl nicht kleiner. Vor uns liegen zahlreiche englische Verzeichnisse von solchen Trinkern, welche binnen zwanzig Jahren 30, 40, 60, 80, ja in einzelnen Fällen 102 und 137 Mal wegen Betrunkenheit in Haft waren. Dieser Klasse ist nur auf anderem Wege beizukommen. Die Spitze von Repressionsgesetzen wie das französische richtet sich dagegen auf die weit zahlreichere Klasse, aus deren Reihen jene sich recrutiren, auf solche, die mehr Gelegenheits- als alte Gewohnheitstrinker sind; deren können unbestreitbar durch Mittel der Furcht wie durch verminderte Gelegenheit zum Trinken weniger werden. Lefort stützt sich ferner auf juristische Autoritäten für die Behauptung: „Ein Vergehen kann nur da erkannt werden, wo ein Angriff stattfindet, sei es auf die Person, auf das Eigenthum oder auf die Rechte des Andern", um damit den Charakter des Trunkes als gesetzliches Vergehen zu bestreiten. Dem gegenüber genügt der Hinweis, daß der Trinker, auch schon der gelegentlich Betrunkene, sich schuldig macht gegen die Gesellschaft und die öffentliche Sicherheit, daß er die Macht des Staates schwächt und ihn schädigt durch seine Abkommen. Der Anwalt eines einseitigen Humanismus beschränkt sich auf andere Vorschläge, z. B. Erhöhung der Branntweinsteuer und Verallgemeinerung des Weines.

Dergleichen theoretische Bedenken werden überall wieder auftauchen, wo Regierungen und Landesvertretungen sich zu Repressivmaßregeln genöthigt sehen; sie werden auch gegenüber der in dieser Richtung für den Reichstag zu erwartenden Vorlage nicht ausbleiben. Damals, als Lefort sie erhob, konnte noch nicht durch die Erfahrung geantwortet werden. Jetzt aber liegt das Ergebniß fünfjähriger Wirksamkeit des französischen Gesetzes vor, welches wir nach dem auf dem Brüsseler internationalen Congreß zum Studium der den Alkoholismus betreffenden Fragen Seitens des Abtheilungschefs des französischen Justizministeriums, Yvernès, gegebenen beachtungswerthen Referate nachstehend dem deutschen Leserkreise mittheilen wollen.

Artikel 1 des Gesetzes bedroht offenbare Trunkenheit mit einer Geldstrafe von 1—15 Francs oder Haft bis zu fünf Tagen; letztere ist im

Wiederholungsfalle obligatorisch. Läßt man nun das Jahr der Veröffentlichung des Gesetzes außer Betracht, weil es erst durch Uebung wirklich in Kraft tritt, so kamen in den fünf nächsten Jahren vor das einfache Polizeigericht folgende Contraventionen gegen diesen Artikel:

1874: 73 779	
1875: 81 846	Im Ganzen: 360 500
1876: 75 034	durchschnittlich: 72 100.
1877: 70 062	
1878: 59 779	

Die Steigerung des zweiten Jahres erklärt sich durch den Erlaß specieller Ausführungsbestimmungen, um den Eifer der Flurschützen, welche nach Artikel 13 die Uebertretungen des Gesetzes mit zu überwachen haben, zu schärfen. Seit 1875 vermindern sich die Uebertretungen, und zwar nicht durch Nachlassen in der Ueberwachung oder in der Anwendung, sondern als Erfolg der Wirksamkeit des Gesetzes. Denn von je 60 000 Angeklagten jedes Jahres wurden nur 4—500 freigesprochen. Die Entscheidung der Polizeigerichte war im Jahre 1878: 1 Procent wurde freigesprochen, 91 Procent zu Geldstrafen und 8 Procent zu Gefängniß verurtheilt.

Zur Darstellung des Zusammenhanges dieser Bestrafungen mit dem Alkoholconsum des Landes hat Yvernès die 86 französischen Departements in neun Gruppen eingetheilt, und es bestätigt sich fast durchgängig die schon von dem bekannten Irrenarzte Dr. Lunier, Generalinspector des französischen Irrenwesens und Secretär der wissenschaftlichen Gesellschaft La Tempérance, hervorgehobenen Thatsache, daß die Fälle von gesetzlich verfolgter Trunksucht, besonders lärmender und brutaler, weit häufiger in den Departements sind, welche Spirituosen trinken, als in denjenigen, welche Wein ziehen und verzehren. In den ersteren, sagt Lunier, schwankt das Verhältniß zwischen 82 und 21 auf 10 000 Einwohner, in den anderen zwischen 20 und 2, nur Bezirke mit großer flottirender Arbeiterbevölkerung machen eine Ausnahme. Nach Yvernès stellen sich die Verhältnisse so:

		Alkoholconsum in Litern pro Kopf und Jahr	Es kam eine strafrechtliche Verfolgung der Polizeigerichte auf Bewohner
1. Gruppe	Nord	5,88	334
2. "	Nord-Ost	4,35	406
3. "	Nord-Westen	3,39	768
4. "	Westen	1,49	706
5. "	Centrum	1,38	1070
6. "	Süd-Westen	1,29	1722
7. "	Ost	1,09	819
8. "	Südost	0,95	1788
9. "	Süden	0,80	1930
	Ganz Frankreich	2,84	617

Der ursächliche Zusammenhang ist in den beiden entgegengesetztesten Gruppen so evident, daß im Norden sechsmal so viele Bestrafungen vorkommen, wie im Süden.

Der erste Wiederholungsfall innerhalb eines Jahres und desselben Cantons zieht, wie gesagt, eine verschärfte Strafe nach sich, bleibt aber Contravention. Der zweite Rückfall dagegen wird ein Vergehen, kommt nach Artikel 2 vor das Zuchtpolizeigericht, und wird mit Gefängniß von sechs Tagen bis einen Monat und Geldstrafe von 16—300 Francs belegt. Im dritten Rückfalle tritt das höchste Strafmaß ein und kann noch auf das Doppelte erhöht werden, dann gilt auch ein Fall schon als Recidiv, wo immer er eingetreten, mithin wenn auch das Vergehen im Ressort eines andern Tribunals begangen ist. Ferner verliert durch Artikel 3 dieser zweimal vom Zuchtpolizeigericht Verurtheilte zugleich das Abstimmungs- und Wahlrecht, das Recht der Wählbarkeit, das Recht, zum Geschworenen oder zu anderen öffentlichen Functionen oder zu Verwaltungsämtern berufen oder ernannt zu werden, endlich für zwei Jahre das Recht, Waffen zu tragen. Dasselbe Verfahren findet nach Artikel 4—7 gegen den Wirth statt, der im zweiten Wiederholungsfalle Trinkern, oder Kindern unter sechzehn Jahren, zu trinken gegeben oder Getränke verkauft hat, oder der (auch zum ersten Male) Minderjährige bis zur Betrunkenheit hat trinken lassen. Letzteres ist verhältnißmäßig selten, Ersteres häufig.

Diesen Gesetzesbestimmungen zufolge wurden nun nach Yvernès von besagtem Gerichtshofe verurtheilt:

	Anklagen	Angeklagte
1874:	4033	4045
1875:	5523	5546
1876:	5287	5307
1877:	4462	4485
1878:	3618	3631
Total:	22 923	23 013
Durchschnitt:	4585	4603

Wir bemerken dasselbe Steigen und Fallen mit dem Jahre 1875, wie bei den Bestrafungen Seitens der einfachen Polizeigerichte. Unter den Angeklagten sind 89 Procent männlichen Geschlechts, nämlich 1 unter 16 Jahren, 90 von 16—21 Jahren, nahezu 4000 ältere; 11 Procent weiblich, nämlich 7 zwischen 16 und 21 Jahren, 511 ältere. Von den Angeklagten wurden noch nicht ganz 1 Procent freigesprochen, dagegen bei 49 Procent mildernde Umstände angenommen, 95 Procent erhielten Gefängniß bis zu einem Jahre und 4 Procent Geldstrafen. Außerdem wurden 13 Procent der Verurtheilten die Ausübung der bürgerlichen und politischen Rechte entzogen.

Diese Zusatzstrafe erklärte Yvernès für besonders wirksam; sie vermin-

derte sich seit 1876—1878 von 861 zu 676 und 486 Fällen, und hierin zeigt sich die Wirksamkeit der Bestimmung um so schlagender, da bei diesen Bestrafungen die Annahme milderer Umstände wegfällt.

Selbstredend tritt die straffällige Trunkenheit häufig auch im Zusammenhange mit anderen Vergehen und Verbrechen auf. Die Zuchtpolizeigerichte hatten im genannten Zeitraume folgende im Trunke begangene Vergehen abzuurtheilen: 8 606; 11 473; 11 239; 10 369; 8 575; zusammen 50 262 oder durchschnittlich im Jahre 10 052.

Die einzelnen Arten der Vergehen und Verbrechen, zu welchen der Trunkene neigt, anlangend, so hat Yvernès dem Congresse eine sehr lehrreiche Uebersicht über das im Jahre 1878 vorgekommene sogenannte kleine Verbrechen gegeben:

Art der gleichzeitig mit Trunkenheit bestraften Vergehen.	Zahl der betreffenden Angeklagten	Verhältniß der Vergehen im Trunk zu den sonstigen gleichen Vergehen, nach Procenten.
1. Beleidigung und Gewaltthätigkeit gegen die Vertreter der öffentlichen Macht	3566	28
2. Schlägerei und willkürliche Verletzung	1459	6
3. Aufruhr	1109	35
4. Vagabondiren	433	4
5. Diebstahl	410	1
6. Zerstörung von Bäumen, Pflanzen und Einfriedigungen	396	14
7. Oeffentliche Verletzung der Schamhaftigkeit	366	11
8. Bettel	330	5
9. Bannbruch (infraction au ban de surveillance)	112	2
10. Empörerische Ausrufe	64	20
11. Betrug gegen die Restaurateure	58	3
12. Widersetzlichkeit gegen Ausweisung oder Untersagung des Aufenthaltes	48	4
13. Tragen verbotener Waffen	31	9
14. Widersetzlichkeit gegen die Eisenbahnbeamten	28	2
15. Drohungen	24	7
16. Unwillkürliche Verletzungen	22	2
17. Beleidigung der Religion und ihrer Cultusdiener	17	13
18. Verleitung von Minderjährigen zu Excessen	10	2
19. Todtschlag aus Unverstand	5	1
20. Brandstiftung	3	1
21. Andere Vergehen	84	1
	8575	4

Wie hiernach aus Nr. 1, 3, 10, 13 und wieder aus 2, 6, 7 ersichtlich, neigt der Trunkene besonders zur Verletzung der Autorität, der Ordnung, des Anstandes und zu Brutalitätsacten.

Von den schweren Verbrechen liegt leider nur eine Statistik über die bei Wirthshausstreitigkeiten begangenen Morde und Todtschläge vor, sie betrugen den zehnten Theil der Verbrechen dieser Art, nämlich:

1874:	13	von	119	Fällen	oder	11 Procent
1875:	7	„	136	„	„	5 „
1876:	19	„	128	„	„	15 „
1877:	10	„	111	„	„	9 „
1878:	16	„	128	„	„	12 „

Um so ausgiebiger war Referent in der Lage, den Einfluß des Trunkes auf den Selbstmord und die zufälligen Todesarten nachzuweisen. Der Nachweis erstreckt sich über vierzig Jahre. Er ergiebt eine fortgesetzte Steigerung des durch Trunkenheit oder Gewohnheitstrunk verursachten Selbstmordes im Vergleich zur Gesammtzahl der Selbstmorde, eine Steigerung von fünf Procent in den Jahren 1837—40 zu fast dem Dreifachen: vierzehn Procent im Jahre 1878, so zwar, daß dieses Wachsthum allein dem männlichen Geschlechte zur Last fällt (83—91 Procent), während der Procentsatz der Frauen von 17—9 herabgeht. Die absoluten Zahlen der beiden Grenzzeiten sind:

1837—40:	136	(113 männl.,	23 weibl.)	auf 2632 Gesammtfälle
1878:	887	(803 „	84 „)	„ 6434 „

Bei den zufälligen Todesarten in Folge Mißbrauchs von Spirituosen ist die absolute Zahl 226 (unter 6462) auf 403 (unter 13 016 Gesammtfällen) gestiegen, jedoch die Verhältnißzahl unter geringen Schwankungen seit 1836 die alte: drei Procent geblieben. In den Jahren 1874—78 waren unter 100 durch Trunk zum Tode Gekommenen jährlich im Durchschnitt 87 Procent Männer und 13 Procent Weiber.

Moyland bei Cleve. P. Pieper.

Walther von der Vogelweide neuhochdeutsch.

Seit Ludwig Tieck bis auf den heutigen Tag haben es Meister und Stümper in der Uebersetzungskunst versucht, unsere mittelalterliche Lyrik in die moderne deutsche Sprache zu übertragen, ohne daß der Erfolg den Mühen ihrer Arbeit je völlig entsprochen hätte: einzelne Minnelieder und Sprüche gelangen vortrefflich in der Wiedergabe; aber alle Gedichte auch nur eines deutschen Lyrikers aus dem Zeitalter der Hohenstaufen gleichmäßig vollendet ins Neuhochdeutsche zu übersetzen, wollte noch keinem glücken. So wagte Franz Pfeiffer 1864 im Vorworte zu seiner Ausgabe Walther's von der Vogelweide sogar die Behauptung: „Mittelhochdeutsche Gedichte auch nur erträglich ins Neuhochdeutsche zu übersetzen, ist ein Ding der Unmöglichkeit: es kann nicht geschehen, ohne daß der schönste Hauch und Duft mit unbarmherziger Hand davon abgestreift wird, und was dann übrig bleibt, ist höchstens ein mattes Bild des ursprünglichen Werkes.“ Daß sich dieser Satz so unbe-

dingt hinstellen lasse, mag mit Recht bezweifelt werden: warum sollte im Laufe der Entwickelung unserer Literatur nicht noch ein formengewandter Dichter erstehen können, der, durch seine natürliche Anlage zum Uebersetzer bestimmt, wie August Wilhelm Schlegel einst Shakespeare, so Walther von der Vogelweide uns ins Neuhochdeutsche mit vollendeter Kunst übertrüge? Bis jetzt aber hat Pfeiffer Recht behalten — auch dem Versuche gegenüber, den in neuester Zeit Dr. Adalbert Schroeter gemacht hat, Walther in modernem Deutsch singen zu lassen.*)

Schroeter's Absicht geht nur darauf, Walther's Poesie neuhochdeutsch nachzudichten; auf eine Uebersetzung verzichtet er selbst von vorn herein. Denn von dieser ist es untrennbar, daß auch die metrische und sprachliche Form des Originales, so weit irgend möglich, beibehalten werde. Weil sie dies nicht gethan, darum werden wir auch einen Lessing, Goethe und Schiller als Uebersetzer nicht gleich hoch wie Schlegel stellen, ohne sie deshalb aber einem Voß unterzuordnen, der in den meisten seiner Uebertragungen wohl sklavisch die Form des Originales nachbildete, nur sehr selten jedoch sich dem ursprünglichen Autor congenial genug fühlte, um sein Werk aus dem Geiste des ersten Dichters heraus neu zu schaffen. Darin steht Schlegel bis jetzt einzig in unserer Literatur: keiner seiner Nachfolger hat ihn siegreich übertroffen, wenige nur ihn erreicht. Es ist falsch, wenn Schroeter beweisen will, daß eine Wiedergabe eines Dichters, welche die Form des Originales vollkommen mißachtet, mit einer auch formal getreuen Uebersetzung sich auch nur vergleichen lasse. Andererseits mag er jedoch darin Recht haben, daß wir moderne Menschen — bis ein gottbegnadeter Dichter uns wieder eines Besseren überzeugt — die formale Kunst des mittelalterlichen Minnesanges nicht mehr begreifen können, und daß es darum vorläufig gerathener sei, Walther's Lyrik in freien Weisen nachzudichten als mit ängstlicher Treue genau zu übersetzen. Freilich geht dabei gerade der eigenartige Charakter der ursprünglichen Dichtung meist verloren: gerade weil die mittelalterliche Kunst vorwiegend formal ausgebildet war, wird, sobald man ihrer Formen entäth, ihr innerstes Wesen zugleich schwer geschädigt. So wenig Pfeiffer durch seine erklärenden Ausgaben mittelhochdeutscher Klassiker trotz ihres unberechenbaren, von Schroeter viel zu verächtlich beurtheilten Verdienstes eine poetische Uebersetzung der Originale dem Laien entbehrlich gemacht hat, so wenig vermag auch die in ihrer Art vollkommenste freie Nachdichtung eine genügende Vorstellung von dem dichterischen Charakter der ursprünglichen Lieder und Sprüche zu geben. Sie wird dies um so eher thun, je mehr sie sich auch formal den Originalen nähert.

*) Gedichte Walther's von der Vogelweide. Nachgedichtet von Dr. Adalbert Schroeter. Jena, Hermann Costenoble. 1881.

Schroeter entfernt sich oft zu weit von seinem Muster. Nur ganz wenige Gedichte Walther's hat er genau in dem ursprünglichen Metrum übertragen (z. B. Nr. 151); bei manchen ist Sprache und Vers so verändert, daß an die Stelle von Walther's Gedicht ein durchaus frisches getreten ist, das kaum den Grundgedanken des Originales beibehält (z. B. Nr. 6). Aber auch, wo er sich enger an den Sinn seines Urbildes anschloß, zerstörte er durch die selbstgewählte metrische Form wiederholt den künstlerischen Charakter desselben. Zwar ist im allgemeinen aus der Fülle unserer modernen Silbenmaße geschickt das für den Inhalt und die Tendenz eines jeden Gedichtes passendste ausgesucht; doch scheint weder der trochaische Octonar noch der durch eine weibliche Cäsur in der Mitte geschiedene Alexandriner den eigenthümlichen Ton der politischen Gedichte Walther's an Kaiser und Reich und gegen den Klerus zu treffen: es sind künstliche, noch dazu nicht ursprünglich deutsche Versmaße, welche der naiven Art des vaterländischen Sängers geradezu widersprechen, so trefflich auch sonst die Wiedergabe des Inhaltes ist. Bisweilen wird Schroeter unerträglich breit in seiner Nachbildung, ohne daß er sich darum besonders klar ausdrückt, so namentlich in dem berühmten Gedichte über den Vorzug des Namens wîp vor frouwe.*) Gerade er durfte hier seinen freieren Grundsätzen gemäß nicht wörtlich „Weib" und „Frau" übersetzen, da wir Moderne die beiden Worte nicht mehr so streng von einander scheiden — das mittelhochdeutsche frouwe entspricht mehr unserm Begriff „Dame" —: jedenfalls aber mußte er sich kürzer fassen; Walther's Verse

> wibes name und wibes lip
> die sint beide vil gehiure

durfte er nicht umschreiben:

> Wie klingt er doch so traulich, der holde Name: Weib;
> Welch eine Augenwonne des Weibes süßer Leib!

Einzelne der vollendetsten Dichtungen Walther's, wo rein menschliche Empfindung sich frei ausspricht, sind von Schroeter sehr anmuthig nachgedichtet (so Nr. 7, Nr. 9 ꝛc.), obwohl auch hier Simrock's Uebersetzung, die bei allen ihren Mängeln nicht die geringschätzige Abfertigung im Vorworte des neuen Buches verdient hätte, ebenso anmuthig und jedenfalls charakteristischer für den mittelalterlichen Lyriker gerathen ist. Die unserm sittlich-ästhetischen Gefühle anstößigen Stellen hat bereits Simrock glücklich unserm modernen Empfinden gemäß umgewandelt.

Sieht man bei der Lectüre der Nachdichtungen Schroeter's völlig von dem Geiste des Originales ab, der sich bei einem Dichter ersten Ranges, wie

*) Nr. 53. Auch sonst sind manche Stellen unklar wiedergegeben, so z. B. Nr. 13, Vers 13 f., auch Nr. 118, Vers 10 ꝛc.

es Walther war, schwerlich in andere als die von ihm selbst gewählten Formen umgießen lassen wird, so bieten dieselben eine hübsche Reihe poetischer Versuche von löblicher Reinheit und Eleganz der Form dar, die im ganzen wohl ausgefeilt sind, kaum gegen eine Regel verstoßen, einfachen, aber anmuthigleichten Rhythmus besitzen, selten hingegen eine fortreißende Leidenschaft bekunden oder eine hervorragende künstlerische Bedeutung verrathen. Dann und wann findet sich sogar ein Flickwort, eine schwerfällige oder unpassende Wendung; im allgemeinen ist der Sinn Walther's gut mit vielem Geschick wiedergegeben, glücklicher in den Gedichten, die unserm jetzigen Denken und Empfinden näher stehen, in den reinen Minneliedern, während in den politischen und spruchartigen Versen der Gegensatz zwischen mittelalterlicher und moderner Kunstanschauung in einer freien Nachdichtung kaum zu versöhnen war. Manche Vorzüge zeichnen so den neuen Versuch Schroeter's vor den bisherigen Uebersetzungen Walther's aus und machen seine sorgfältige Arbeit empfehlenswerth; im ganzen wird Pfeiffer's Wort auch durch ihn nicht und durch ihn gerade am wenigsten widerlegt. Franz Muncker.

Das technische Unterrichtswesen in Frankreich.

Auf den bisherigen großen Weltausstellungen hat, wenn man der Wahrheit die Ehre geben will, Alles in Allem genommen, die französische Industrie den Sieg davon getragen. Der Grund davon liegt, von dem seit Jahrhunderten verfeinerten Geschmacke des französischen Volkes einmal abgesehen, zu einem nicht geringen Theile auch darin, daß in Frankreich das technische Unterrichtswesen seit langer Zeit und zu einem hohen Grade ausgebildet ist, während es sich, zumal was die mittleren und unteren Stufen, den Fachunterricht für Gewerbe und Handwerk betrifft, wie das die Denkschrift des preußischen Ministeriums vom 25. März 1879 offen eingesteht, im jetzigen Deutschland und insbesondere in Preußen noch „in den Anfängen seiner Entwickelung befindet“. So erschien es geboten, den Blick nach Frankreich zu wenden und eine besondere Sachverständigencommission hat denn auch im Jahre 1878 die betreffenden Institutionen Frankreichs einer eingehenden Prüfung unterzogen. Wir entnehmen ihrem Berichte und den sich daran knüpfenden Berichten und Verhandlungen des vorigen Landtages die nachstehenden interessanten und lehrreichen Mittheilungen.

Das technische Unterrichtswesen hat in Frankreich in der Gestalt, wie es jetzt besteht, seine erste Anregung nicht vom Staate, sondern von Privaten empfangen. Die bedeutendste der dort bestehenden höheren Gewerbeschulen, die école d'arts et métiers in Châlons-sur-Marne wurde vom Herzoge

La Rochefoucauld-Liancourt lange vor der großen Revolution gegründet. Ursprünglich war es eine Musterwirthschaft, um die in England gemachten Erfahrungen auf dem Gebiete der Landwirthschaft einzuführen, gar bald aber wurde, zunächst für Waisenkinder, eine Handwerkerschule damit verbunden. Die Revolution verwandelte diese in eine Unterofficierschule und verlegte sie nach Compiegne, behielt aber die Einrichtung bei, daß die Schüler einer besondern Abtheilung im gewerblichen Zeichnen unterrichtet und mit vierzehn Jahren, während sie fortfuhren Alumnen der Anstalt zu sein, bei Handwerkern auf drei Jahre in die Lehre gegeben wurden. Buonaparte's auch in solchen Dingen scharfes Auge erkannte gar bald den Werth der Anstalt und verwandelte sie 1803 in eine förmliche école d'arts et métiers, um tüchtige Werkmeister zu bilden. Sie reussirte auch darin und blieb im Aufschwunge, bis die Restauration sie vollständig vernachlässigte, gleich wie auch die unter dem ersten Kaiserreiche entstandene Schule zu demselben Zwecke von Angers. Erst in den dreißiger Jahren fingen sie an die ihnen gestellten Zwecke wieder zu erfüllen und der rasch sich entwickelnden französischen Privat-Industrie und dem Staate, insbesondere für die Postdampfschifffahrt zahlreiche und tüchtige Kräfte zu liefern. Im Jahre 1843 hatten diese Resultate die Errichtung einer dritten Schule zu Aix zur Folge; alle drei Schulen führten alljährlich 300 für ihre speciellen Aufgaben ausgebildete junge Leute der französischen Industrie zu und hatten, nach dem übereinstimmenden Urtheile der französischen Schriftsteller auf diesem Gebiete, einen wesentlichen Antheil an dem Aufblühen der Industrie. Gleichwohl wurden in der Nationalversammlung von 1850 Stimmen laut, welche die Aufhebung der Schulen als unnöthig, ungenügend und zu kostspielig forderten. Sie gaben Veranlassung zu einer Enquete, die ein diametral entgegengesetztes Urtheil fällte dahin: die Schulen seien von einem so unbestreitbaren Nutzen, daß man sie errichten müßte, wenn sie nicht schon beständen. Das Endergebniß war, daß bedeutende Subventionen bewilligt wurden, wie auch neuerdings wieder in unseren Tagen, wo die Kosten einer einzigen Schule auf vier Millionen Francs veranschlagt wurden, beiläufig gesagt aber auch der Luxus, mit dem Gebäude in Chalons aufgeführt worden, einen heftigen Tadel erlitt.

Alle drei Schulen sind Internate, jedes zu 300 Schülern. Der Aufnahme geht ein Examen in der französischen Sprache, ebenen Geometrie und Arithmetik, in den Anfangsgründen der Algebra, im Freihandzeichnen und im Linearzeichnen, sowie die probeweise Anfertigung eines Gegenstandes in Holz oder Eisen je nach der vorherigen praktischen Beschäftigung des Examinanden voraus. Der vorherigen Praxis der Schüler wird jedoch von französischen Schriftstellern wenig Werth beigelegt. Diejenigen, welche dies Examen vor den Prüfungscommissionen, die sich in den wichtigsten Städten

der den Bezirk jeder Schule bildenden Departements versammeln, bestanden haben, werden insgesammt nochmals von einer zweiten Commission nur mündlich geprüft und von den, dies Examen bestehenden, können nur die tüchtigsten — ein Drittel — Aufnahme finden. Für den Unterricht und als Kostgeld sind jährlich 600 Francs und einmal 340 Francs für die jedem Schüler zu liefernde Uniform, Arbeits- und Unterkleidung, deren Unterhaltung und für Lehrmittel zu entrichten. Beinahe $^3/_4$ aller Schüler haben aber Freistellen oder Theile von solchen inne. Der Cursus dauert drei Jahre und der wissenschaftliche Unterricht täglich fünf, die Arbeit im Atelier sieben Stunden. Alle Schüler werden bei ihrem Eintritte zur einen Hälfte der Schlosserei, zur anderen der Modelltischlerei überwiesen und wechseln nach Ablauf eines halben Jahres, sie werden dann nach ihren Fähigkeiten, Wünschen oder dem präsumtiven Bedarf der Industrie unter die vier Abtheilungen der Schmiede, Gießer, Modelleure und Monteure vertheilt und verbleiben in denselben bis sie die Anstalt verlassen, nur arbeiten die Modelleure im zweiten Schuljahre sechs Monate in der Gießerei und die Monteure in der Schmiede.

Die in den Ateliers ausgeführten Arbeiten werden theils für den Bedarf des Staates geliefert, theils an Private abgelassen, welche dieselben gern kaufen. Der Erlös wird auf ppt. 40 000 Francs jährlich angegeben, die gesammte jährliche Bruttoausgabe der Anstalt auf 360 000 Francs.

Nächst den genannten erfreut sich in Frankreich eines ganz bedeutenden Rufes die école des sciences et des arts industriels La Martinière zu Lyon. Sie erhält sich selbst aus den circa 100 000 Francs betragenden Zinsen des Vermögens, welches der 1823 in Indien verstorbene Generalmajor Martin der Stadt Lyon zur Verbesserung der Lage der arbeitenden Klassen vermacht hat. Der Unterricht — täglich fünf Stunden mit Ausnahme des Donnerstags — ist in den ersten zwei Jahren ein allgemeinerer, im letzten zerfällt er zum Theil in fachliche Curse für die einzelnen Gewerbe. Gegenstände desselben sind Mathematik, Zeichnen, Physik, Geschichte, Geographie, englische und französische Sprache, Buchführung und Ethik, doch nehmen Mathematik und Zeichnen, zu denen in den beiden letzten Jahren für viele Schüler in Berücksichtigung der Bedeutung der dortigen Seidenfärberei auch Chemie in bedeutenderem Umfang kommt, den größten Theil der Zeit in Anspruch. Endlich findet ein wöchentlich fünfstündiger Unterricht in den Werkstätten der Schule in den Anfängen der Verarbeitung von Holz und Eisen, des Modellirens und der Sculptur in Stein und Holz, sowie der Weberei statt. Der ausgesprochene Zweck dieser Uebungen, an denen alle Schüler theilnehmen, ist nur, die Knaben zeitig mit dem Gebrauch der Werkzeuge bekannt zu machen und sie an die Handarbeit zu gewöhnen, Hand und Auge zu üben und endlich den Körper zu entwickeln, während der Geist sich von

der Anstrengung des Lernens erholt. In Lyon ist man voll von dem großen Nutzen, welchen diese Schule stiftet. Die Stadt Paris hat unter der verdienstvollen Leitung des Directors ihres Unterrichtswesens, Herrn Gréard, zwei Anstalten geschaffen, von denen die eine — die école d'apprentis du Boulevard de la Villette — ebenso wie die Martinière für solche bestimmt ist, welche die Volksschule verlassen haben, die andere — Rue Tournefort 33 — darin mit der Lyoner Anstalt übereinstimmt, daß sie ihre Schüler nur für den Eintritt in die Privatwerkstatt als Lehrlinge vorbereiten will, den dazu bestimmten praktischen Unterricht aber schon mit der Volksschule combinirt. Hier ist nach dem Ausdrucke des Directors Gréard die Werkstatt in die Schule, dort die Schule in die Werkstatt gelegt. Die Resultate dieser letzteren Schule verdienen Beachtung. Sie wurde 1873 mit 13 Schülern eröffnet und zählte jetzt 44. Von den Abiturienten sind, soweit ihre weitere Laufbahn der Schule bekannt geworden ist, 16 in die Holzindustrie, 20 in die Metallindustrie, 22 in verschiedene Gewerbe und 14 in kaufmännische Geschäfte eingetreten, und haben sich durch gute Führung ausgezeichnet. Die Lehrzeit wird für die Meisten um $^1/_4$, für einige um die Hälfte abgekürzt und sie verdienen sogleich 3 bis 5 Francs wöchentlich, nach 5 oder 6 Monaten 15 bis 30 Francs monatlich. Die sächlichen Ausgaben belaufen sich auf circa 12 000 Francs nach Abzug des Erlöses aus verkauften Schülerarbeiten, die persönlichen auf circa 7800 Francs.

Die école d'apprentis entläßt wie jene den Schüler nicht als fertigen Arbeiter. Sie nimmt nur Schüler auf, welche die Volksschule beendet haben und höchstens 16 Jahre alt sind, daher zur Arbeit eine größere Körperkraft mitbringen. Der Unterricht in der Werkstatt dauert an allen Tagen in der Woche in den beiden ersten Jahrgängen $5^1/_2$ Stunden, für den dritten $7^1/_2$ Stunden. Die Schüler erreichen hier einen ungleich höheren Grad der Ausbildung, als in der erstgenannten Schule. Die Mehrzahl der Schüler macht aber, aus Rücksichten des Erwerbes, den vollen Cursus nicht durch und tritt nach dem ersten oder zweiten Jahre schon aus, aber mit dem Erlernten sind viele im Stande, sich in den Werkstätten niederen Grades ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Fast alle Schüler wenden sich nach dem ersten Jahre der Metallindustrie zu. Die Unterhaltung der Schule selbst kostet der Stadt Paris jährlich 60 000 Francs, wovon 2000 Francs durch Verkäufe fertiger Arbeiten gedeckt werden. Aller Unterricht in diesen Schulen ist unentgeltlich.

Endlich findet sich noch in Paris eine Anstalt, in welcher der wissenschaftliche Unterricht der in den Ateliers beschäftigten Schüler vor dem in der Werkstatt mehr zurücktritt und die Schüler in einem Internate leben. Es ist dies die große Erziehungsanstalt von Saint Nicolas, rue du Vaugirard, eine Privatschöpfung, welche 1827 gegründet und 1859 von den

Frères des écoles chrétiennes übernommen worden ist. Sie enthält ein Internat für 970 Knaben, welche zunächst in der Anstalt den Unterricht der Elementarschule oder einer Mittelschule genießen und nach Beendigung der Schulzeit, wenn sie sich für ein Gewerbe entscheiden, ihre Lehrzeit in einem der sechzehn mit der Anstalt verbundenen Ateliers in drei oder vier Jahren durchmachen können. Sie bleiben in dem Internate und zahlen, außer einer Einlage von 110 Francs, jährlich 360 Francs für ihren ganzen Unterhalt. Die Anstalt enthält Werkstätten für Marmorschleifer, Setzer und Buchdrucker, Kartographen, Sattler, Formschneider, Holzbildhauer, Kunsttischler, Präcisionsmechaniker, Verfertiger von Fernrohrgehäusen, desgleichen von Blechinstrumenten, Verfertiger und Vergolder von Bilderrahmen, Uhrmacher, Buchbinder, Broncearbeiter und Glasschleifer; und endlich werden die Kleider und Schuhe für das ganze Institut in demselben angefertigt. Die Zahl der jungen Leute in den einzelnen Werkstätten schwankt zwischen 7 und 22. Sie stehen zur Verfügung und unter der Leitung des Pariser Gewerbetreibenden, welchem die Brüderschaft das einzelne Atelier anvertraut hat. Die Eltern schließen die Lehrverträge mit den Fabrikanten, welche die Werkzeuge und die Rohstoffe liefern und die Lehrlinge selbst oder durch tüchtige Werkmeister ausbilden. Die angefertigten Arbeiten gehören den Fabrikanten während der Lehrzeit, bleiben die jungen Leute ein Jahr länger in der Anstalt, so müssen sie für dieselben eine Pension zahlen. Die Atelierarbeit dauert neun Stunden täglich, daneben haben die jungen Leute täglich zwei Stunden wissenschaftlichen Unterricht und dreimal wöchentlich Zeichenunterricht, einzelne wie die Formschneider, welche selbst auf den Stock zeichnen, mehr. Zu den Etablissement der Brüderschaft in Paris gehört noch eine Gartenschule in Igny, und eine Elementarschule in Issy. Die gesammten Ausgaben beliefen sich 1876 auf circa 1 055 000 Francs.

In mehreren Städten hat man mit den von Privaten, Gemeinden und Corporationen eingerichteten und zum Theile vom Staate unterstützten Vorträgen und Uebungen für Gewerbtreibende und Handwerker noch einigen Atelierunterricht für Lehrlinge meist unter Berücksichtigung der lokalen Industrie verbunden. Solches ist in Rheims, Roubaix, Douay, Nantes, le Hâvre, Joinville, Marseille und Limoges (für Keramik) geschehen. Auch dürfen wir nicht unerwähnt lassen, daß man in Frankreich schon seit längerer Zeit angefangen hat, die Lehrwerkstätten mit Waisenhäusern zu verbinden. Die Congrégation religieuse de la rue Lhermond in Paris hat eine solche Anstalt zu St. Hay mit 90 Internen und eine zweite für 100 Lehrlinge in Chevilly; der Abbé Besserat eine dritte für 150 Lehrlinge in Paris selbst errichtet. Die preußischen Commissarien haben auch diese Institutionen nachahmungswerth gefunden. Wir brauchen kaum zu erwähnen, daß diese fran-

zösischen Schulen auch den in Belgien seit 1851 errichteten, insbesondere den Webeschulen im östlichen Flandern, zum Vorbilde gedient haben. In Holland ist dasselbe geschehen mit den sogenannten Ambachtsschoolen (Gewerbeschulen) voor de arbeidende Klasse. Auch in Dänemark und Schweden hat man nach den französischen Mustern versucht, die Aneignung manueller Fertigkeiten mit dem Volksschulunterrichte in Verbindung zu setzen. Die dortigen Bestrebungen gehen hauptsächlich dahin, in der ländlichen Bevölkerung wieder die Lust an nützlicher Beschäftigung in den langen Winterabenden zu wecken und sie zu befähigen, manche ihrer Bedürfnisse selbst zu befriedigen, womöglich eine Hausindustrie hervorzurufen.

Auch in Deutschland, und noch ungleich mehr in Oesterreich ist in jüngster Zeit Vieles und Rühmliches auf dem Gebiete des technischen Unterrichtswesens geleistet worden, aber vorwiegend in den höheren Fächern. Auf den unteren Stufen liegt dasselbe so zu sagen noch am Boden. Die Privatthätigkeit hat sich nur in sehr vereinzelten Fällen, die der Gemeinden noch lange nicht in ausreichendem Maße geäußert. Die ministerielle Denkschrift sagt es gerade heraus, daß, „um weiter zu kommen, vor allen in den betheiligten Kreisen Klarheit und Einverständniß über die Wege nöthig ist, auf denen wir jetzt voran zu gehen haben.“ Wir haben diese Zeilen deshalb für angebracht gehalten, um zu zeigen, auf welchen Wegen das uns immer noch sehr überlegene Frankreich auf diese hohe Stufe seiner Entwickelung gelangt ist.

Literatur.

W. Windelband, Die Geschichte der neueren Philosophie in ihrem Zusammenhange mit der allgemeinen Cultur und den besonderen Wissenschaften. Erster Band: Von der Renaissance bis Kant. Zweiter Band: Von Kant bis Hegel und Herbart. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1878—1880.*) — Der den Lesern dieser Zeitschrift durch seine geistreichen Studien über Jacobi und Feuerbach bekannte Verfasser (Professor der Philosophie in Freiburg i/B.) geht von dem richtigen Gesichtspunkte aus, daß ein allgemein verständliches Werk zur historischen Einführung in die neuere Philosophie fehle, das man dem Studenten, dem Manne einer andern Wissenschaft und dem weiterstrebenden Gebildeten empfehlen kann. Diese unleugbar vorhandene Lücke hat derselbe in einer Weise ausgefüllt, wie man es von einem Manne erwarten durfte, der schon lange als ebenso gründlicher Detailforscher, wie als glänzender Schriftsteller bekannt ist. Das Werk ist eine so hervorragende Erscheinung in der leider so viel Schlechtes producirenden philosophischen Literatur, daß wir ihm und seinen großen Vorzügen eine mehr als gewöhnliche Aufmerksamkeit schenken müssen. Das Buch zeichnet sich vor Allem aus durch einen Stil, welcher schärfsten Ausdruck des Gedachten

*) Ein dritter Band, welcher die Philosophie der Gegenwart in Deutschland und im Auslande enthalten soll, steht noch in Aussicht.

mit anziehendster Darstellung verbindet; der brillante Stil eines Kuno Fischer, welcher bei diesem gar zu oft der Mantel für die Blöße in Bezug auf Gründlichkeit ist und in dem die Exactheit des Gedankens nicht selten der glänzenden Diction geopfert wird, deckt sich bei Windelband mit dem gewissenhaft durchforschten Inhalte. Wenn auch nur dem Fachmanne bemerkbar (das Werk vermeidet alle Citate), ist die Benützung der unermeßlichen Specialliteratur über einzelne Philosophen eine sorgfältige, so daß das Buch nirgends hinter dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft zurückbleibt. Das hervorragendste Verdienst besteht jedoch in der eigenthümlichen Behandlung und Gruppirung des Gegenstandes: neben und über die Darstellung der einzelnen Philosophen als solcher stellt sich die Entwickelung der allgemeinen Gedankenbewegungen; die Geschichte der Philosophen wird zusammengeschlossen zur Geschichte der Philosophie.

Aber hat nicht schon Hegel, haben nicht schon seine Schüler, besonders Erdmann und Fischer dasselbe gethan? Allerdings, aber in gänzlich anderer Weise. Bei ihnen wird die Entwickelung in das Schema logischer Kategorien gezwängt: aber diese Darstellungsmethode hat schon lange Schiffbruch gelitten. Daher trat an ihre Stelle in den letzten Jahrzehnten das andere Extrem, das in Ueberweg's bekanntem Compendium gipfelt: Darstellung der einzelnen Denker und ihrer Systeme als solcher. Die Geschichte der Philosophie fiel damit auf den Standpunkt des alten Brucker zurück und wurde ein zusammenhangloses Mosaik von Notizen. Das vorliegende Werk bezeichnet eine neue Wendung der Darstellungsmethode: die Geschichte der Philosophie wird als ein psychologischer Entwickelungsproceß aufgefaßt. So steht das Werk auch formal durchaus auf dem Standpunkte der modernen Wissenschaft, welche den geschichtlichen Zusammenhang weder nach einer rein logischen, apriorischen Kategorientafel willkürlich gruppirt, noch denselben in das zersplitterte Detail auflöst, sondern im Geschehen die ursächlichen Factoren, in diesem Falle die psychischen Vorgänge in dem Kopfe der einzelnen Philosophen in ihrer Verbindung mit den allgemeinen culturgeschichtlichen Bewegungen auffaßt. „Philosophische Systeme wachsen nicht mit logischer, sondern mit psychologischer Nothwendigkeit; aber sie erheben den Anspruch auf logische Geltung. Sie wollen daher zugleich pragmatisch und kritisch, zugleich causal und teleologisch betrachtet sein: zu begreifen und zu erklären sind sie nur aus den Ideenassociationen, welche in diesem Falle nicht nur individuellen, sondern weltgeschichtlichen Charakters sind; und sie sind zu beurtheilen nur nach dem Maße, in welchem diese Associationen sich den logischen Gesetzen zu fügen vermocht haben.“ Wir wiederholen es: diese Principien, welche der Verfasser in der Vorrede ausspricht, sind von demselben zum ersten Male auf die Geschichte der Philosophie angewendet worden.

Der Verfasser zeigt im ersten Bande an der Hand dieser Methode, wie die neuere Philosophie aus der allgemeinen Culturbewegung der Renaissance herauswächst. Nach der Darstellung der italienischen Naturphilosophie, wo Bruno vielleicht noch mehr in den Vordergrund gerückt sein dürfte, wird die deutsche Philosophie im Reformationszeitalter, der englische Empirismus und der französisch-holländische Rationalismus geschildert. Ein Glanzstück ist hier die Darstellung der spinozistischen Philosophie, über welche auch Detailstudien des Verfassers vorliegen. Dann folgt die englische, französische und deutsche Aufklärung, wo besonders die richtige Vertheilung des Großen und Kleinen zu rühmen ist, sowie die passende Zusammenfassung in Gruppen an Stelle der verzettelten Darstellung z. B. bei Ueberweg oder der Ignorirung bei K. Fischer.

Ein Meisterstück der Darstellung ist der zweite Band, in welchem die be-

sonderen Schwierigkeiten des Stoffes glücklich überwunden sind. Zwar Kant, dessen Philosophie Windelband richtig als eine eigene Periode neben den vor- und nachkantischen behandelt, bietet verhältnißmäßig noch wenig Schwierigkeiten. Bei seiner Wiedergabe ist besonders zu loben die durchaus treffende Darstellung seines Verhältnisses zur Aufklärung, während gegen die Schilderung des Kantischen Systems und seiner allmählichen Entwickelung fachmännische Einwände nicht ausbleiben dürften. Doch was will das sagen gegen die bewundernswerthe Kunst, mit welcher Windelband Fichte, Schelling und Hegel dem allgemeinen Verständnisse nahe zu rücken verstand! Nur ein Fachmann kann die unglaublichen Schwierigkeiten ermessen, welche das Fichte'sche System einer einigermaßen lesbaren Wiedergabe entgegenstellt. Hier steht Windelband auf der Höhe seiner Kunst. Und in diesem Bande feiert auch jene Methode, mehr die Gedankenbewegung als die Personen zu schildern, ihren Triumph. Denn hier wendet Windelband eine durchaus neue Gruppirung des Stoffes an. Er schildert z. B. nicht Schelling gleichsam monographisch, wie das bisher durchaus der Fall war, sondern er behandelt die einzelnen Phasen seiner Lehre bei den einzelnen Gedankenkreisen, denen sie angehören. Diese sind: der ethische, der physische, der ästhetische, der absolute, der religiöse und der logische Idealismus; sodann der Irrationalismus, der kritische Realismus und der Psychologismus. Schelling's System gehört z. B. zum physischen, ästhetischen und absoluten Idealismus und zum Irrationalismus. Man wird vielleicht, auf diese Anregung hin, späterhin eine andere Gruppirung vornehmen, aber Windelband bleibt das Verdienst, diese Behandlung eingeführt zu haben. Eine besonders rühmenswerthe Seite ist hier die Berücksichtigung des Wechselverhältnisses der deutschen Dichtung und Philosophie, ein Vorzug, der die Allgemeinverständlichkeit des Werkes sehr erhöht. Herbart scheint uns fast etwas zu kurz, Schopenhauer etwas ungerecht behandelt zu sein. Das letztere System ist doch mehr als „ein glänzendes Mosaik". Schelling ist mindestens ebenso abhängig von seinen Vorgängern; ja Schopenhauer's Philosophie ist von Fichte viel abhängiger, als man allgemein, Windelband mit eingeschlossen, annimmt, und doch ist sein System eine originelle Synthese. Aber auch für den Fachgelehrten bietet die Darstellung dieser Gedankenströmungen, die Verfolgung der einzelnen Gedankenfäden trotzdem ungemein viel Neues. Manche vornehm hingeworfene Bemerkungen können als Keime für Andere gelten. Zur Veranschaulichung des glücklichen Talentes des Verfassers in Bezug auf die Darstellung sei z. B. auf Seite 302 verwiesen, wo derselbe sagt: „Betrachtet man die großen idealistischen Systeme als metaphysische Weltgedichte, so vertheilen sie sich nach dem Charakter ihrer Urheber merkwürdig auf die verschiedenen Dichtungsarten. Die gewaltige, zur That drängende Persönlichkeit Fichte's entlädt sich in dem dramatischen Aufbau der Wissenschaftslehre. Der umfassende Weltblick Schelling's schildert wie in epischer Ausbreitung die Entwickelungsgeschichte des Universums. Die zarte Religiosität Schleiermacher's spricht sich in der lyrischen Schönheit seiner Gefühlslehre aus. Hegel's System ist ein großes Lehrgedicht, sein Grundcharakter ist didaktisch, und mit der Lehrhaftigkeit, die zu dem Wesen seines Urhebers gehörte, erscheint es den Vorgängern gegenüber oft wie eine prosaische Ernüchterung."

H. V.

Salvator Rosa. Roman von Wolfgang Kirchbach. 2 Bände. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1880. — Die Theilnahme Salvator Rosa's am Aufstande Masaniello's bildet den historischen Grundstock der Fabel dieses Romans, aber durch eine Menge von Zuthaten, welche zum Theil sehr wenig mit einander zusammenhängen, und durch einen wiederholten Wechsel des Ortes ist die Erzählung

ungemein verwickelt geworden und hat, wie die meisten der dargestellten Personen, zu sehr den Charakter des Natürlichen verloren. Darunter hat besonders auch die Darstellung des historischen Hintergrundes gelitten; der Leser bekommt weder eine volle Einsicht in die allmähliche Entstehung des Conflictes zwischen Volk und Regierung und in die Stellung der Parteien zu einander, noch eine rechte Theilnahme für den ganzen Streit; auch redet der Dichter selber viel zu viel dazwischen, anstatt die Dinge und Menschen für sich selbst sprechen zu lassen. Unter den oben erwähnten Zuthaten ist die wichtigste die, daß Salvator Rosa die eine Tochter seines früheren Lehrers, des unter dem Beinamen Spagnoletto bekannten Spaniers Ribera, liebt und in dem Vater den hartnäckigsten Gegner jener Verbindung hat. Auf diese Gestalt Ribera's ist offenbar vom Dichter ein besonderer Fleiß verwandt, aber der Charakter ist gar zu raffinirt und psychologisch kaum verständlich. Gering auch ist das Interesse, welches die weitläufige Behandlung der späteren Schicksale Marsibilia's erweckt, und auch in ihrer Schilderung vermag man nicht immer eine volle psychologische Consequenz wahrzunehmen. In dem ganzen Werke überwuchert noch der übrigens mit großem Fleiß zusammengetragene Rohstoff das, was eigentlich dichterisch ist, die Entwickelung und Herleitung der Thaten aus der Seele der Handelnden in einer dem Leser begreiflichen und sympathischen Weise. Die Fülle und Massenhaftigkeit der Handlungen nimmt dem Leser die Behaglichkeit und die Freude am Einzelnen, doch scheint aus manchem einzelnen Zuge wohl hervorzugehen, daß der Verfasser bei größerer Vereinfachung seiner Fabel und bei Herstellung einer strengeren Einheitlichkeit im Stande sein müßte, etwas Erquicklicheres zu schaffen. E—e.

Endymion. Von Earl von Beaconsfield. Aus dem Englischen von Prof. Dr. C. Böttger. Autorisirte deutsche Ausgabe. Erster Theil. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1881. — Das literarische Ereigniß der Londoner Saison ist unverweilt auch uns Deutschen zugetragen worden, einmal durch eine Tauchnitz-Ausgabe (Vol. 1940 und 1941), und sodann durch eine deutsche Uebersetzung, von welcher bis jetzt der erste Theil vorliegt. Die Rechnung wird nicht fehlschlagen, schon der Merkwürdigkeit halber greift man nach dem neuesten Werke des ungewöhnlichen Mannes, der als Romandichter vor 54 Jahren begonnen, dann zum Premier eines mächtigen Reiches sich aufgeschwungen hat und jetzt in seiner unfreiwilligen Muße zu alter Neigung und Beschäftigung zurückgekehrt ist. Der Dichter hat seinem Helden einen Namen gegeben, der an eitel Mondschein und Mythologie erinnert; in Wahrheit ist derselbe ein politischer Emporkömmling, ein ausbündiger Glücksheld, den Zufall und Frauengunst noch mehr emporheben als eigenes Verdienst. Die Handlung stellt ein politisch-sociales Sittenbild aus den dreißiger und vierziger Jahren dar und bewegt sich ausschließlich in den Kreisen der hohen Gesellschaft. Die Schicksale der Romanfiguren sind in die politischen Krisen und Wandlungen verflochten, von diesen lernen wir aber nur die Außenseite kennen. Sie greifen stark in die Gesellschaft ein, aber von einem tieferen Interesse, das sich an die Parteikämpfe knüpft, ist keine Spur. Scene sind die Salons, die Clubs; man vertreibt sich die Zeit in Stadt und Land, mit Intriguiren, mit Spielen und Wetten, mit Jagen und Fischen, und auch die Politik ist zuletzt nur ein höherer Sport. Es erscheint im Grunde als eine Mißachtung des Publikums, daß eine politische Persönlichkeit ersten Ranges einen politischen Roman so chevaleresken Inhaltes schreibt. Dagegen empfindet man überall die Mühelosigkeit, mit welcher der Verfasser arbeitete, indem er beliebig in seine persönlichen Erinnerungen und Erfahrungen greifen konnte, er ist natürlich völlig

zu Hause in der von ihm geschilderten Welt, und er hat zugleich Phantasie genug sich bewahrt, eine spannende Geschichte zu erfinden. Die Personen haben etwas Romantisches, Phantastisches im Wesen und in den Schicksalen, es fehlt überdies nicht an Anspielungen, welche die Neugierde reizen. Eigenthümlich ist vor Allem der Zug leidenschaftlichen Ehrgeizes, der recht eigentlich das Element der im Uebrigen sehr lose gewobenen Handlung bildet. Im Einzelnen findet sich viel geistreich Gedachtes und noch mehr mit praktischem Scharfblicke Erschautes. So die Zeichnung der politischen Charaktere, der Mittel um Einfluß zu gewinnen, des angestrengten Wettlaufes um die öffentlichen Aemter; so auch die zwanglos eingestreuten Schilderungen von der Gesellschaft und dem hauptstädtischen Leben vor 50 Jahren. Die Verhältnisse sind noch einfacher und zugleich engherziger. Die Tories rühmen sich einmal, die unerhörte Neuerung der Gasbeleuchtung des Grosvenor-Platzes verhindert zu haben. Charakteristisch ist auch das Fürwort für die Spielhöllen, an deren Stelle jetzt die weit demoralisirenderen Rennwetten getreten seien, an Stelle der Thorheit einer beschränkten Klasse eine Tollheit, welche das gesammte Volk zu ruiniren drohe. Alles in Allem: Das Buch ist schwach als poetisches Kunstwerk, aber es hat des Interessanten viel, und seinem Verfasser merkt man nicht an, daß er 75 Jahre arbeitvollen Lebens hinter sich hat. g

Zur Literaturgeschichte. Die letzten Monate haben an neuen Schriften zur Geschichte der deutschen Literatur wieder Vieles und theilweise sehr Bemerkenswerthes gebracht. Wir nennen hier außer den in diesen Blättern bereits ausführlicher besprochenen Werken von M. Rieger über Klinger, von Biedermann „Deutschland im achtzehnten Jahrhundert“ (Schlußband) und den Klopstockstudien von Hamel, zunächst das nunmehr bis zur zwölften Lieferung fortgeschrittene Werk von Danzel und Guhrauer: G. E. Lessing, dessen neue Auflage W. von Maltzahn und R. Boxberger besorgen (Berlin, Th. Hofmann). Wie schon in einer Besprechung der ersten Lieferungen dieser neuen Auflage hervorgehoben wurde, sind die Abweichungen dieser letzteren von dem alten, lange vergriffenen Texte dieses bedeutenden Werkes nicht besonders zahlreich und erheblich, aber die Herausgeber haben dennoch durch Berücksichtigung der neueren Lessingliteratur und durch Beifügung der Citate aus den neueren Ausgaben der Werke Lessings den Werth des Buches beträchtlich erhöht. Allem Anscheine nach wird diese neue Ausgabe bald vollendet sein, eine ins Einzelne gehende Besprechung derselben wird dann erst möglich werden; einstweilen sei das Werk der Theilnahme des Publikums bestens empfohlen. Eine weitere, ebenfalls recht dankenswerthe literarhistorische Arbeit liegt in der gründlichen Monographie über Chr. F. Weiße von Dr. J. Minor (Innsbruck, Wagner) vor. Der Verfasser hat dem Leben und der schriftstellerischen Thätigkeit des Herausgebers des einst weitbekannten Wochenblattes „Der Kinderfreund“, welches noch heute im Andenken der älteren Generation nicht erloschen ist, eine sehr eingehende und aus bisher unbenutzten und unbekannten Quellen schöpfende Betrachtung gewidmet; er wollte aber in seiner Monographie nicht sowohl die Jugendschriftstellerei Weiße's, als vielmehr die bei weitem wichtigere Thätigkeit Weiße's als Lustspiel- und Trauerspieldichter und überhaupt Weiße's Beziehungen zur deutschen Literatur in die richtige Beleuchtung setzen. Demgemäß sind die bei weitem bedeutendsten Partien des Buches der dichterischen Thätigkeit Weiße's auf dem Gebiete der Lyrik, des Dramas und der Operette gewidmet, und wird sehr einläßlich von der Stellung Weiße's zu den literarisch bedeutendsten Männern seiner Zeit, zu Lessing, Gottsched, Bodmer u. A. gesprochen, sowie der Thätigkeit Weiße's bei der „Bibliothek der schönen Wissen-

schaften" ausführlich gedacht. Man hat bei der Lectüre dieses Buches überall den Eindruck, daß gründliche Studien und richtiges Urtheil sich zu gemeinsamer Arbeit verbunden haben. Indessen, wir begegnen dem gelehrten Verfasser der Monographie über Weiße auch noch auf einem ganz andern Gebiete: Studien zur Goethe-Philologie von J. Minor und A. Sauer. (Wien, Konegen). Wer noch vor einem Jahrzehnt vorauszusagen gewagt hätte, daß einmal so detaillirte Einzeluntersuchungen über Goethe'sche Texte angestellt werden würden, wie sie in vorliegendem Buche und namentlich im ersten Stücke desselben enthalten sind, dem würde man sicherlich mit befremdeter, fragender Miene begegnet sein. In der That zeigt nichts so deutlich die Entwickelung, welche das Studium der deutschen Literaturgeschichte gehabt hat, als Arbeiten wie die hier in Rede stehende, auf welche ein Fleiß, wie er sonst nur den Texten antiker Schriftsteller zu Theil wurde, verwendet worden ist. Vielleicht darf man auch heute noch, im Hinblicke auf dieses minutiöse Analysiren jedes Ausdruckes, Bildes u. s. w., an das Gedichtchen erinnern, welches der junge Goethe dem „Zergliederer seiner Freuden" gewidmet hat. Immerhin muß zugegeben werden, daß durch Arbeiten, wie die der Herren Verfasser sind, allgemeines Dafürhalten zu beweisbarem Wissen gemacht wird und daß die Anwendung philologischer Methode auf die deutschen Classiker, mag sie auch immerhin mancherlei Ballast mit sich führen, doch sehr willkommen zu heißen ist. Die Herren Verfasser geben im vorliegenden Buche den Nachweis, wie die Jugendlyrik Goethe's vom Stile der Anakreontik, von dem sie ausging und in welchem sie anfänglich befangen war, zu dem andern der Sturm- und Drangperiode fortschritt, sie geben ein Bild der Einwirkung Herder's auf den jungen Goethe, sie analysiren den Götz von Berlichingen in seinen beiden ältesten Bearbeitungen in Bezug auf die in ihm verwendeten Shakespeare'schen und anderen Motive, auf Tendenz, Stil und Sprache, Wort und Bild. Wir haben zu den Einzelheiten der lehrreichen und anregenden Untersuchungen hier nichts weiter hinzuzusetzen, erlauben uns aber die Frage zu Seite 113 des Buches, ob denn die im Jahrgang 1878 dieser Zeitschrift (II, 599) gegebene Mittheilung, daß Lavater in seinem Briefe an Zimmermann vom 4. Mai 1774 (a. a. O. ist 1773 Druckfehler) Goethe direct als den Verfasser des Recension des dritten Bandes der Aussichten in die Ewigkeit bezeichnet hat (nicht N, sondern Goethe heißt es in der Copie des Briefes, die Lavater von diesem wie von allen seinen Briefen sogleich nach deren Abfassung hat machen lassen) — gar keine Berücksichtigung verdient? — Nur kurz erwähnen wir noch einige kleine Beiträge zur Goetheliteratur: J. W. von Goethe als Freimaurer von J. Pietsch (Leipzig, Zechel) und F. G. Winter: Goethe's Deutsche Gesinnung (Leipzig, Roßberg). Die erste Schrift bringt durchaus nichts Neues, die letztgenannte behandelt ein leicht auf Abwege führendes Thema mit ziemlichem Geschick. Einige patriotische Uebertreibungen werden wohl mit dem folgenden zweiten Theile, der Goethe's deutsche Gesinnung in unserm Jahrhundert ausführlicher darstellen soll, gemildert werden. An kleinen Verstößen und Versehen fehlt es übrigens der im Allgemeinen recht tüchtigen Arbeit nicht, erheiternd ist die Verwechselung des Corsen Pasquale Paoli mit Petti (wie der Verfasser schreibt) Paoli (Seite 38). Endlich — last not least — notiren wir, daß von W. Scherer's Geschichte der deutschen Literatur (Berlin, Weidmann) kürzlich das dritte Heft erschienen ist, das uns bis Freidank führt. Auf das bedeutende Buch einläßlich einzutreten, behalten wir uns bis zur Vollendung des ganzen Werkes vor. L. H.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.
Ausgegeben: 27. Januar 1881. — Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig.

Homer's Odyssee von Voß.

Als Goethe im October 1827 Jena besuchte, um alte Erinnerungen aufzufrischen, da „ließ er," so erzählt es Eckermann, „an einem Bache hinauffahren und an einem Hause halten, das äußerlich eben kein bedeutendes Ansehen hatte. Hier hat Voß gewohnt, sagte er, und ich will Sie doch auf diesem classischen Boden einführen. Ich habe hier mit Voß und seiner trefflichen Ernestine manchen schönen Tag gehabt und gedenke der alten Zeit sehr gern. Ein Mann wie Voß wird übrigens so bald nicht wieder kommen. Es haben wenig andere auf die höhere deutsche Cultur einen solchen Einfluß gehabt als er. Es war an ihm alles gesund und derb, weshalb er auch zu den Griechen kein künstliches, sondern ein rein natürliches Verhältniß hatte, woraus denn für uns andere die herrlichsten Früchte erwachsen sind. Wer von seinem Werthe durchdrungen ist wie ich, weiß gar nicht wie er sein Andenken würdig genug ehren soll." Goethe selbst hat für das Andenken des ihm „werthen Mannes" am ehrendsten sich bemüht durch die ausführliche Beurtheilung, welche er der 1802 erschienenen Sammlung Voßischer Gedichte in der „Jenaischen Literaturzeitung" 1804 zu Theil werden ließ, die gehaltvollste Recension, welche wir neben der zwei Jahre später verfaßten über „des Knaben Wunderhorn" überhaupt von Goethe besitzen. Aber gerade durch Goethe's „Hermann und Dorothea" sind die Originaldichtungen von Voß in den Schatten gestellt worden. Als das Goethe'sche Epos zuerst erschien, da war Voßens „Louise" in solch hohem Grade als unübertreffliches Meisterwerk bewundert, daß Kritiker von damals der Goethe'schen „Nachahmung" wenig Erfolg verheißen wollten. Die „Louise" und „Der siebzigste Geburtstag" finden heute nur mehr einen kleinen Lesekreis. Der Homer-Uebersetzer Voß hat nun auch Nachahmer gefunden, aber keiner von ihnen kann sich rühmen, nur annähernd die Beliebtheit der Voßischen Uebersetzung erreicht zu haben; keiner auch hätte nur eine Gleichstellung mit dem Altmeister verdient. Voßens „Homer" und August Wilhelm Schlegel's „Shakespeare" ragen unveraltet aus der Uebersetzungsliteratur des vorigen und des beginnenden neunzehnten Jahrhunderts hervor. „Die Entstehungsgeschichte des Schlegel'schen Shakespeare"

hat Michael Bernays vor einigen Jahren bereits (Leipzig 1872) in meisterhafter Weise dargestellt, wie er auch aus Schlegel's hinterlassenen Heften den Text der Uebersetzung selbst in der jüngsten Ausgabe (Berlin 1871—79) verbessert und ergänzt hat. Nun bietet uns Bernays ähnliches auch für einen Theil der Voßischen Homer-Uebersetzung.*) 1781 war „auf Kosten des Verfassers" zum erstenmal „Homer's Odüßee" in Voßens Verdeutschung zu Hamburg erschienen. Zu ihrem hundertjährigen Geburtstag wird das Andenken des großen Uebersetzers durch einen Neuabdruck jener ersten Ausgabe geehrt, gewiß eine Ehrenbezeigung, die Goethe als Voßens „würdig" anerkannt haben würde.

Lessing pflegte die Aenderungen, welche Klopstock in seiner „Messiade" vornahm, aufmerksam zu verfolgen und verwünschte den „Geist der Orthodoxie" (19. Literaturbrief), welcher den Dichter zu vielen Umgestaltungen seiner Verse bestimmt hätte. Voß war von einem noch schlimmeren Geiste der Orthodoxie in metrischen Dingen besessen und zerstörte durch die „bessernde" Hand später vieles, was in der ersten Ausgabe als „gut" keiner Aenderung mehr bedurft hätte. Die Textvergleichung in den Werken unserer Dichter ist oft eine etwas undankbare Aufgabe; nur der Fachmann zeigt Theilnahme dafür, andere haben nur Spott für die „philologische Kleinkrämerei". Wenn aber hier Bernays auf den Text der ersten Ausgabe zurückgeht, so gebührt ihm der Dank weiterer Lesekreise. Dieser ursprüngliche Text ist es, welcher die Popularität des Uebersetzers Voß begründete. In ihm allein strebt er danach, Homer deutsch sprechen zu lassen, später bemüht er sich im Gegentheil, die deutsche Sprache in das drückende Joch griechischer Wortstellungen und Metrik zu zwingen. Diejenigen, welche, wie Schiller, die Uebersetzung von 1781 mit Begeisterung aufgenommen hatten, hielten hartnäckig an dieser Textfassung fest und bedauerten die in den späteren Ausgaben vorgenommenen Aenderungen. Schon 1793 in der ersten Gesammtausgabe Homer's hatten dieselben begonnen und rüstig setzte der alternde Dichter in den späteren Ausgaben die Verunstaltung seines Werkes fort. Natürlich mußte einem Meister wie Voß auch manch wahre Verbesserung gelingen; da er aber von dem im Principe falschen Streben geleitet war, den deutschen Hexameter zu einer ganz unmöglichen Aehnlichkeit mit dem griechischen zu erheben, so mußten seine Aenderungen im allgemeinen unglücklich ausfallen. 1821 erschien die letzte von Voß selbst besorgte Gesammtausgabe seines Homer (er starb am 29. März 1826) und dieser Text blieb für alle späteren Zeiten maßgebend. Die meisten Härten und sprachlichen Absonderlichkeiten, welche uns jetzt in der Lectüre

*) Homer's Odyssee von Johann Heinrich Voß. Abdruck der ersten Ausgabe vom Jahre 1781 mit einer Einleitung von Michael Bernays. Mit 7 Beilagen. Stuttgart, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1881.

des Werkes stören, sind erst in diesen „stark verbesserten" Ausgaben von 1799 an zu finden. „In der Ausgabe von 1781 hatte sich der Uebersetzer ein erlaubtes Maß dichterischer Freiheit gewahrt; nicht jedes Wort, nicht jedes Satzglied war der Urschrift sorgsam nachgekünstelt, aber Form und Geist der homerischen Darstellung war auf das glücklichste wiederbelebt; der Vers war lockerer gefügt, aber nur um so vertraulicher konnte er dem deutschen Ohre sich anschmiegen: die Odyssee empfing hier etwas von dem Reize, der sonst nur ein frei geschaffenes Gedicht umgiebt." Um doch ein Beispiel zu geben, seien hier gleich die zehn Eingangsverse selbst nebeneinander gestellt. In der Fassung, die wir jetzt in allen Ausgaben lesen, lauten sie:

„Melde den Mann mir, Muse, den Vielgewandten, der vielfach
Umgeirrt, als Troja, die heilige Stadt, er zerstöret,
Vieler Menschen Städte gesehn und Sitte gelernt hat,
Auch im Meere so viel herzkränkende Leiden erduldet,
Strebend für seine Seele zugleich und der Freunde Zurückkunft.
Nicht die Freunde jedoch errettet' er, eifrig bemüht zwar,
Denn sie bereiteten selbst durch Missethat ihr Verderben:
Thörichte, welche die Rinder dem leuchtenden Sohn Hyperion's
Schlachteten; Jener darauf nahm ihnen den Tag der Zurückkunft.
Hievon sag auch uns ein Weniges, Tochter Kronions."

Harmonischer, wenn auch in der Uebersetzung weniger getreu, flossen die Verse 1781:

„Sage mir, Muse, die Thaten des vielgewanderten Mannes,
Welcher so weit geirrt, nach der heiligen Troja Zerstörung,
Vieler Menschen Städte gesehn, und Sitte gelernt hat,
Und auf dem Meere so viel' unnennbare Leiden erduldet,
Seine Seele zu retten, und seiner Freunde Zurückkunft.
Aber die Freunde rettet' er nicht, wie eifrig er strebte;
Denn sie bereiteten selbst durch Missethat ihr Verderben:
Thoren! welche die Rinder des hohen Sonnenbeherrschers
Schlachteten; siehe, der Gott nahm ihnen den Tag der Zurückkunft.
Sage hiervon auch uns ein weniges, Tochter Kronions."

Diese „Odyssee von 1781 zählt schon zu den selteneren Büchern; nur ein glücklicher Zufall führt sie dem Forscher noch in die Hände. Sie soll aber nicht blos als würdige Antiquität in Erinnerung bleiben. Der lebendigen Literatur gehört sie an, als ein Werk, das sich nach hundert Jahren noch jugendfrisch erhalten, darf man sie getrost dem jetzt lebenden Geschlechte von neuem darbieten." Es ist nicht auf kritische Vergleichung in dieser Ausgabe abgesehen; keine gelehrten Noten stören den ruhigen Genuß der Lectüre, und wie in dem von Bernays und S. Hirzel gemeinsam herausgegebenen „Jungen Goethe" soll auch hier nicht dem Forscher, sondern jedem Gebildeten über-

haupt der Schatz unserer deutschen Literatur nahe gebracht werden. Die vier Facsimiles aus verschiedenen Bearbeitungen von des Dichters Hand (der Voßische Nachlaß befindet sich auf der königlichen Hof- und Staatsbibliothek zu München) werden jedem Leser eine erfreuliche Beigabe sein, ebenso wie die ursprünglich bereits von Voß seinem Werke beigegebenen Karten. Der Plan von Odysseus' Wohnung, die Karte des Kephallenischen Reiches und die berühmte Homerische Welttafel bilden den äußern Schmuck des vortrefflich ausgestatteten Buches, den äußern Schmuck; sein innerer ist die von Bernays der Dichtung vorangestellte umfassende Einleitung (S. 1—120).

Bei Gelegenheit des herbstischen Buches über Voß hatte Bernays schon 1874 in dieser Zeitschrift (Im neuen Reich, Nr. 841 und 881) zwei Aufsätze über den Voßischen Homer veröffentlicht, die nun ergänzt und überarbeitet in „anspruchsloser Darstellung dem Leser einiges über die Entstehung, über die äußeren und inneren Schicksale der Voßischen Nachdichtung" mittheilen sollen. Der erste Theil dieser Einleitung nun (Seite 19—45) berichtet von den Uebersetzungsversuchen, welche dem Voßischen unmittelbar vorausgehen; der zweite Abschnitt (Seite 46—120) erzählt die Schicksale des Voßischen Unternehmens, die Leiden des armen Rektors von Otterndorf. Der war ein Mann „starr im Wollen, rücksichtslos im Handeln, der Einseitigkeit eines beschränkten Rationalismus unbedingt hingegeben, durchdrungen von einem Freiheitsgefühle, das manchmal zum mürrischen Trotz sich verhärtet . . . . Aber die bäurische Derbheit, die so häufig durch Voßens Wesen hindurchbricht, ist verbunden mit dem festen Mannesmuth, der seinem Leben die sichere Richtung gab, in welcher die Gesammtheit seiner Leistungen wurzelt. Und nachdem das etwas künstlich angefachte Feuer begeisterter Jugendgefühle ausgebrannt war, behielt er die gleichmäßige Wärme der Empfindung zurück, die sich über das Innere seines Familienlebens höchst wohlthuend verbreitete. Wenn er im engumfriedeten Bereiche dieser Häuslichkeit als Gatte und Vater, als lehrender Dichter wahrhaft patriarchalisch waltete, dann schien alles Herbe aus seinem Wesen entwichen, seine schlichte Liebenswürdigkeit zeigte sich dann herzgewinnend." So war der Mensch. Der Dichter war in seiner Jugend feurigster Klopstockianer und verbrannte des Buhldichters Wieland Bild und Werke; Ossian galt ihm mehr als Homer; als aber der Jugendtaumel verflogen, da faßte er, der Dichter der Natürlichkeit, sein poetisches Glaubensbekenntniß in die Worte zusammen: „die Griechen sind und bleiben die einzigen Lehrer der Poesie, wo außer Mutter Natur welche sind."

Und doch war es gerade für die Uebersetzung des Homer von Bedeutung, daß Voß aus Klopstock's Schule hervorging. Von ihm hatte er den deutschen Hexameter, von ihm die Sprache wie sie dem Dichter ziemt erhalten, und

nur Klopstock allein konnte ihm beides geben. Noch im Jahre 1769 war es die Meinung angesehener Kritiker: „man könne nicht „schnellfüßig, silberfüßig" sagen, ohne sich lächerlich zu machen. Auch die „wirthschaftlichen Worte" könne man in unsere Sprache nicht übertragen; das Wort „Bratspieß" würde eine ganze Seite der besten Hexameter verstellen." Wem fällt da nicht Moses Mendelssohn ein, der Lessing gegenüber behauptete, der einzige Ausruf „o Faustus" müsse in einer Tragödie Faust das ganze Parterre zum Lachen bringen. Solche uns nun ganz unbegreifliche Beschränktheit muß man kennen, um das Verdienst eines Klopstock, Lessing, Voß gebührend würdigen zu lernen. Gab doch Mendelssohn allen Ernstes den Rath, die besten Männer sollten mit vereinigten Kräften eine Homerübersetzung unternehmen; „vierundzwanzig Männer sollten sich zusammenfinden, deren jeder ein Buch aus der Ilias mit Gemächlichkeit übersetzen könnte." Reim, Hexameter, Prosa, jede Form würde gleich willkommen sein und ein solches Werk vieler, nach einem Plane durchgeführt, „die Ausländer neidisch machen."

Voß' Uebersetzung der Odyssee war der erste Grundstein zu jenem stolzen Palaste der „Weltliteratur", den der alte Goethe auf deutschem Grund und Boden errichtet sehen wollte. Der erste deutsche Uebersetzer des Homer war er freilich nicht. Küttner und Damm hatten schon vor Voß in Prosa, Bürger in Jamben, Bodmer, Stolberg und Bürger in Hexametern den Homer ganz oder theilweise übersetzt. Diese und noch manch' andere Versuche erzählt uns Bernays mit einer Detailkenntniß auch der abgelegensten Literaturerscheinungen, in der er für die Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts wohl einzig sein dürfte. Möchte nur auch bald sein großes lang versprochenes und vorbereitetes Buch über Homer erscheinen, das uns Homer's Stellung und Einfluß in der modernen Dichtung vor Augen stellen soll. Wie hat Homer durch alle Zeiten auf alle Völker, wie auf uns Deutsche gewirkt! Als 1597 der Münchner Stadtschreiber Simon Schaidenwasser die Odyssee übersetzt hatte, — „das seind die allerzierlichsten und lustigsten vierundzwanzig Bücher des ältisten kunstreichesten Vatters aller Poeten Homeri von der zehnjährigen Irrfahrt des weltweisen Kriechischen Fürstens Ulyssis" —, als dies Werk erschien, da fühlte sich Deutschlands erster dramatischer Dichter Hans Sachs angeregt eine „Comedi" zu dichten „die Irrfahrt Ulissi mit den Werbern und seiner Gemahel Penelope, und hat sieben Aktus." (20. Februar 1555.) Zur Zeit da Voß an seiner Uebersetzung arbeitete, dichtete Goethe an seiner Iphigenie.

Marburg. Max Koch.

Justus Erich Bollmann,
ein Stürmer und Dränger.

Das literarische Leben spiegelt die Zustände und Stimmungen eines Volkes wieder, daher entspricht auch dem „Sturm und Drang" der deutschen Dichtergeneration im achten und neunten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts außerhalb der literarischen Kreise der deutschen Jugend in dieser und der nächsten Zeit ein ungestümes Drängen und Stürmen nach hohen Zielen, bei welchem Vielen die Kraft versagte, Wenige gleich einem Goethe, Schiller und Klinger sich aus unreifen jugendlichen Bestrebungen zu tüchtigen, männlichen Leistungen durcharbeiteten. Naturgemäß hinterließen jedoch die Stürmer und Dränger auf bürgerlichem Gebiete weniger literarische Spuren, sie sind für uns meist verschollen, zumal die gewaltigen Weltereignisse der französischen Revolution und der napoleonischen Kriege die Einzelschicksale aus dem Gedächtnisse verdrängten.

Auch Justus Erich Bollmann ist weiteren Kreisen unbekannt, obwohl Varnhagen in seinen „Vermischten Schriften" ihn trefflich charakterisirt und einige interessante Briefe Bollmann's veröffentlicht hat. Erst jetzt hat Friedrich Kapp, der auf dem Gebiete deutsch-amerikanischer Beziehungen so bewährte Forscher, das Material zur Geschichte des Mannes gesammelt und vortrefflich verwerthet.*) Kapp giebt den leitenden Faden durch Bollmann's Briefe, von denen er mit vollem Rechte rühmt: trotz mannichfacher Irrthümer und falscher Prophezeihungen ziehen sie mächtig an durch ihre klare Anschaulichkeit und Unmittelbarkeit, ihre Frische und ihren packenden Realismus, vor Allem aber durch ihre rücksichtslose Offenheit und unbedingte Wahrheitsliebe. So geben sie uns Stimmungsbilder, wie unsere Literatur deren über wichtige geschichtliche Epochen nur wenige aufzuweisen hat.

Bollmann theilt das Geburts- und Todesjahr mit Napoleon, er wurde kurz vor ihm am 10. März 1769 im hannöverschen Hoyer an der Weser geboren und starb kurz nach ihm am 10. December 1821 zu Kingston auf Jamaica. Nicht ungleich waren sich die Altersgenossen in hohem Streben und wechselvollen Schicksalen, wenn auch der Maßstab ihres Lebens ein verschiedener ist. Bollmann stammte aus einem niedersächsischen Bauerngeschlechte, bei dem eine Größe von sechs Fuß nichts seltenes war. Ein Vorfahr hatte sich zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts als Kaufmann im benachbarten Hoyer niedergelassen. Die Bollmann vererbten auf Justus Erich kühnen,

---

*) Justus Erich Bollmann, ein Lebensbild aus zwei Welttheilen. Berlin, J. Springer. 1880.

in die Ferne strebenden Unternehmungsgeist, ungewöhnliche Willensfestigkeit, Zuverlässigkeit und strenge Rechtlichkeit. Er besaß auch den nüchternen Verstand und den hingebenden Gemeinsinn der Vorfahren, aber verbunden mit einer hochfliegenden Phantasie und stürmischer Abenteuerlust. Der wohlhabende Vater, die tüchtige Mutter aus einer Kaufmannsfamilie des Nachbarortes Völsen gaben ihrer zahlreichen Kinderschaar eine vortreffliche Erziehung. Der Aelteste, Justus, wie er gerufen wurde, genoß zuletzt seit 1784 im Hause eines väterlichen Verwandten, Staatsrath Brauer in Karlsruhe, eine gründliche Vorbildung für die Göttinger Universität; schon seine damaligen Briefe bekundeten große geistige Reife.

Am 13. April 1791 zum Doctor der Medicin promovirt, kehrte Bollmann ins Elternhaus zurück. Ein Bruder seines Vaters, der als Kaufmann in Birmingham ein Vermögen hatte und sich der Familie des Bruders gegenüber als Gönner aufspielte, aber bald als elende Krämerseele erwies, schlug dem Jüngling eine längere Reise nach Paris vor, auf welcher er ihn weiter ausbilden lassen und ihm dann zur Niederlassung als Arzt in einer größeren englischen Stadt behilflich sein wolle.

Unterwegs verweilte Bollmann in Mainz und schilderte dem Vater mit scharfer Beobachtungsgabe die dortigen Zustände unter Einwirkung der Emigranten: der Kurfürst nimmt, zum nicht geringen Aergerniß vieler gescheiten Leute, die strengsten Maßregeln, sein Land gegen die revolutionäre Propaganda zu schützen. Briefe werden erbrochen, Messen für den Untergang der französischen Verfassung gelesen; alle Fremde scharf examinirt; alle öffentlichen Reden über Religion und Staat streng verboten, alle Bewegungen durch schlaue Spione belauscht, kurzum der Despotismus unterläßt nichts, sich zu verschanzen, nicht ahnend, daß Widerstand die Kraft nur erhöht, und daß diese Verschanzungen die Losung sind, um ihn zu stürzen. Die Emigrirten waren großentheils treffliche Leute bei der Toilette. Sie tyrannisiren andere ehrliche Leute und thun so dick und entscheidend, als wären sie in Paris auf ihren Kaffeehäusern.

Das Forster'sche Haus fesselte Bollmann längere Zeit an Mainz, denn gleich so vielen edeldenkenden Deutschen billigte er anfangs die große französische Bewegung. Die damalige Stimmung der Gebildeten in Mainz schildert er folgendermaßen: „Eine Partei besteht aus groben Vertheidigern der Constitution, sie wähnen darin den Untergang des Despotismus und jeglicher Art von Unterdrückung, den Ursprung alles Schönen und Guten, was nur die Freiheit treiben und fortbringen kann, den Grundstein zu Frankreichs künftiger Größe; sie glauben, von hier aus würden künftig die Gesetze kommen, denen der übrige Erdboden gehorcht, denn nirgend herrsche mehr Vernunft, Aufklärung und Cultur, als wie in Frankreich. Die zweite Partei

vertheidigt zwar auch die Constitution, doch schon gemäßigter. Sie erkennen ihre Fehler, sie geben zu, daß die gegenwärtige Freiheit Zügellosigkeit sei, gestehen, daß kein großer Staat ohne Unterschied der Stände bestehen könne, sie sind überzeugt, daß das Schiff des Staates dem blinden Zufalle ausgesetzt sei, wenn jeder Unwissende sich ans Ruder machen dürfe. Indeß sagen sie, jede große Revolution sei von großer Unordnung unzertrennlich und wann komme eine vortreffliche Sache auf einmal zu Stande. Man lasse dem Staate Zeit, diese Mängel zu verbessern, sich vollkommen zu organisiren und Europa werde staunen." Bollmann's Herz neigte sich dieser Partei zu, doch vermochte sich sein Verstand den Befürchtungen der dritten nicht ganz zu verschließen. Sie betrachtet die Revolution als die erste Epoche von Frankreichs Zurücksinken in Barbarei und Unwissenheit und das Zurücksinken Frankreichs als Vorläufer derselben traurigen Veränderung in allen Staaten der verfeinerten luxuriösen Welt. Vergebens wird man Ordnung, Ruhe und Einigkeit in Frankreich herzustellen suchen. Die Handhabe des Volkes, die Religion ist verloren gegangen, Irreligion und Sittenlosigkeit herrschen.

Bei Forster lernte Bollmann auch Schiller's Freund Huber als einen rechtschaffenen Mann von vielem und originellem Witz und durchaus männlichem Charakter schätzen, ja er gewann dessen Freundschaft, wie ihn in Straßburg Goethe's Lili, Frau von Türckheim, mit großer Liebenswürdigkeit aufnahm.

In Paris, wo Bollmann am 23. Februar 1792 eintraf, versuchte er sich, da bereits die Unterstützungen des Oheims knapp wurden, als Augenarzt. Seine Schilderung der Stadt weicht sehr von den Vorstellungen ab, die man nach dem heutigen Glanze sich schon von ihrem damaligen äußern Anblick zu machen pflegt: „Die Straßen sind enge, die Häuser hoch; man glaubt, sich in einer Felsenspalte fortzubewegen; die Leute sehen in den ersten zwei Stockwerken den Himmel nicht, es sei denn, daß sie rückwärts den Kopf zum Fenster hinausstrecken und über sich sehen. Nur eine Gosse geht durch jede Straße; das Pflaster hängt abwärts von den Häusern zur Mitte; dicker Koth bedeckt es; Pferde, Kutschen, Karren, Menschen und Esel arbeiten denselben gemeinschaftlich durcheinander; vergebens sucht man einen Fußweg zur Seite." Der Bürger einer Mittelstadt erhebt heute höhere Ansprüche an die städtischen Einrichtungen. Freilich einzig in seiner Art war das damalige Palais royal, von dem aus so manche Bewegung der ersten Revolutionsjahre vom Bastillensturm an begann. „Es ist das ein ungeheures Gebäude, welches ursprünglich für den Cardinal von Richelieu gebaut wurde. Es besteht aus vier Flügeln, die einen sehr großen Hof, der mit Alleen bepflanzt ist, einschließen. Der ganze unterste Theil ist zu Boutiquen eingerichtet, welche die Kaufleute der Stadt mit vielem Gelde miethen. Diese enthalten alle Be-

dürfnisse, die der ausschweifendste Luxus sich nur schaffen konnte. Es läßt sich nichts Kaufbares denken, was hier nicht zu haben wäre. Alle diese Dinge aber, deren bloße Gegenwart den Ort wenig beleben würde, sind mit einer Ueppigkeit, einem Geschmack hier ausgekramt, der nur in Paris zu finden ist. So sind z. B. die Läden voll feiner Tücher, Probekarten im Großen. Aus jedem Stück fällt ein beträchtlicher Theil hervor und so hängt Tuch über Tuch. Man studirt, welche Farben sich heben, und so ist der ganze innere Theil des Gewölbes mit den schönsten Tüchern gleichsam tapezirt. Nun denken Sie sich einige Tausend solcher Gewölbe neben einander, in dem einen nur Tücher, in dem andern nur Stahlwaaren, in dem dritten nur Waaren von Gold, im vierten nichts wie Schnallen, im fünften nichts wie Knöpfe, im sechsten nur seidene Zeuge. Denken Sie sich, daß man durch große, vortheilhaft angebrachte Spiegel den innern Raum scheinbar vier- bis fünffach verdoppelt und Sie werden sich ohngefähr eine Idee machen können von der Pracht des Ganzen. Wenn man den Vortheil noch hinzunimmt, sich bei schönem Wetter unter den Bäumen, bei regnigtem in den bedeckten Arkaden mit Spazierengehen vergnügen zu können, ist es natürlich, daß das Palais royal der Mittelpunkt der ganzen Stadt geworden ist . . . . Dies ist der Platz, wo jeder die Vorzüge geltend zu machen sucht, die ihm Natur oder Glücksumstände zutheilten. Alles, was schön ist, Männer und Weiber, drängt sich hier zusammen, nichts übertrifft den richtigen Geschmack, welchen man hier zu äußern sucht, die Feinheit, womit man jede Vollkommenheit vorzuschieben, jeden Mangel zu verbergen weiß. Es ist hier ein dichtes Gewühl, welches mit Tagesanbruch beginnt und vor Mitternacht nicht aufhört; auch die Läden schließen sich nicht eher und sind Abends aufs schönste beleuchtet. Kaffeehäuser und Erquickungshäuser findet man zwischen den Boutiquen häufig. Man glaubt in Bienenkörbe zu sehen, wenn man sie öffnet. Alles ist in Leben und Bewegung und verhandelt die Angelegenheiten des Staates. So schön nun das Palais royal ist, sagt doch Jeder, es ist nichts gegen das, was es war vor der Revolution. Der größte Theil junger Wüstlinge und reicher Verschwender ist entflohen, viele der zurückgebliebenen Bürger sind arm geworden. Es giebt hier eine große Menge sogenannter Aristokraten, aber doch nicht so viele wie in den Provinzen. Die Gräuel des Despotismus stehen hier den meisten zu lebhaft vor Augen. Das Papiergeld (Assignaten), welches hier ohne Anstand und ohne Verlust in Handel und Wandel genommen wird, schadet der Betriebsamkeit wenig." Nach kurzer Zeit sollte bekanntlich die Papiergeldwirthschaft auch in Paris, wie schon damals an der Grenze, die schlimmsten Verheerungen anrichten. „Die französische Constitution ist ein herrliches Ideal, sie würde vermuthlich das Glück eines Volkes machen können, das unmittelbar aus der Hand der Natur käme, und auch

dieses würde nur kurze Zeit unverdorben genug bleiben, um solche Verfassung zu vertragen. Was ist die Constitution für ein Volk wie das französische, auf dem Gipfel des Luxus und der Cultur? — eine schöne Maschine, aber die nie gehen kann, weil jedes der einzelnen Räder zu viel Widerstand und Reibung findet." Was zuerst die deutsche Forschung, dann ein Theil der französischen Geschichtsforscher erkannt hat, war dem klarblickenden Bollmann schon nach kurzem Aufenthalte in Frankreich klar. — Er schildert das Théâtre de la nation (Théâtre français) bei Aufführung des mort de César: „Kein Bienenkorb ist voller von seinen Bewohnern als dies sehr geräumige Schauspielhaus von Menschen, vorzüglich war auf dem Parterre, welches allein mehrere Tausend enthielt, ein Kopf auf den andern gedrängt. Eben so war's in den Logen, deren sechs übereinander doch nicht Raum genug enthielten für die zudringliche Menge. Kaum war das Parterre voll, so begann diese dichte, kaum einer Bewegung fähige Masse unruhig zu werden. Die rothen Mützen wurden auf langen Stöcken geschwungen. Einige brüllende Stimmen erhoben sich in patriotischen Liedern, und nach wenigen Minuten sang die ganze Gesellschaft. Tausend Stimmen schrieen durcheinander ça ira und dies Geschrei ließ nicht nach bis zum Gehorsam der Virtuosen (des Orchesters). Man klatschte den Tact, das ganze Parterre war nur ein Handschlag. Mehrere Lieblingsarien folgten. Sie wurden vom gleichen Freudenschall begleitet. Nicht mehr wie höchstens zwanzig Worte konnte Brutus reden, dann unterbrach ihn das Klatschen. Oft eine Viertelstunde hielt dies an. Man vermehrte das Getöse des Beifalles durch eigens mitgebrachte Becken nach Art der Becken bei Feldmusik. Man schlug sie über den Köpfen zusammen und ein fürchterliches, vielfaches Bravo machte das Getöse noch voller. Antonius forderte die Senatoren zur Rache über Brutus. Zwei Männer wurden sehr hingerissen, sie klatschen. Auf einmal entstand ein gräßlicher Lärm im Parterre. Herunter, herunter, der Mann im rothen Kleid herunter. Das fürchterliche Geschrei hielt eine halbe Stunde an und endlich wich der Mann. Endlich endigte das Stück. Ein Jakobiner erhob sich, er that den Antrag, Voltaire's Büste mit der Mütze der Freiheit zu krönen. Ein fürchterliches, anhaltendes, immer steigendes Bravo stürzte von allen Seiten gegen das Theater her, bis die Acteurs Anstalt machten, um ins Werk zu setzen, was der einmüthige Wille gebot."

Bollmann war unbefangen genug, um zu erkennen, daß Verfassung und Königthum im Kampfe der Extreme zu Grunde gehen mußten: die guten, gemäßigten und weiseren Patrioten stehen in der Mitte und sehen zu. Sie haben keinen Punkt der Vereinigung, sie sprechen höchstens und thun nichts.

Die Begebenheiten des 10. August und ihre Folgen zerstörten Bollmann's Aussichten, sich in Paris durch ärztliche Praxis die Mittel zur Ver-

vollkommnung in seiner Wissenschaft zu erwerben, und rissen ihn selbst in den Strudel der Ereignisse hinein. Er war auch mit Frau von Staël bekannt geworden, deren Geliebter, der frühere Kriegsminister Narbonne, von den Empörern zuerst auf die Liste ihrer Schlachtopfer gesetzt wurde. Der ziemlich große, etwas plump gebaute Mann war hochgebildet und liebenswürdig. Er besaß nach Bollmann's Meinung bei einem unerschöpflichen Fonds von Heiterkeit und Laune, einem anmuthigen Geist, der unablässig in Allem, was er sagte und that, durchblitzte, die gänzliche Verleugnung seiner selbst und eine altritterliche Offenheit, welche so selten und in der großen Welt ein Wunder ist. Frau von Staël bat Bollmann, Narbonne zu retten, und er entschloß sich dazu. Kaltblütige und muthige Landsleute, vor Allem ein junger Kaufmann Heisch, unterstützten ihn. Die Pässe hatten namentlich die Unterschrift von Petion, sie wurden unbefangen an den Thoren und auf den Municipalitäten gezeigt, wohin man mehrfach die Extrapostreisenden führte. Bollmann und Heisch lenkten durch interessante Neuigkeiten und politische Gespräche die Aufmerksamkeit von Narbonne ab, der recht gut den Engländer spielte, ziemlich unkenntlich gekleidet war, und sich scheinbar schläfrig im Hintergrunde oder im Schatten Bollmann's hielt. Sie trafen am 20. August nach heftigem Sturme über Boulogne in Dover ein. Da Bollmann nicht die erwartete Freundschaft und zarte Rücksicht fand, die er von Narbonne als Dank erwartete, lehnte er bald die ihm verschriebene Lebensrente von 50 Guineen ab. Als Frau von Staël kurz darauf nach London kam, urtheilte sie darüber bei einer Unterredung, während sie sich vor Bollmann entkleidete (!), treffend: Vous êtes un peu comme J. J. Rousseau. Gleich ruhelos sollte Bollmann durchs Leben stürmen, ohne freilich ein mißtrauischer Misanthrop zu werden, davor bewahrte ihn sein sauguinisches Temperament, sein selten schwankender Optimismus.

Zunächst lebte er bei Talleyrand in einem Kreise von zwanzig bis dreißig Personen, „welche beinahe alles einschlossen, was Paris an Witz, Geschmack und Glanz aufgewiesen", studirte alle Vorzüge und Sünden der großen Welt und schwärmte für seine Patientin, die reizende Madame de la Châtre.

Recht interessant charakterisirt er die Franzosen und die Engländer: Im Ganzen wiegt bei diesen die Realität vor, in Frankreich aber Geschmack und feiner Sinn für das Schöne. Der Franzose flickt sein Hemde und trägt einen neuen Rock, der Engländer läßt seinen Rock flicken und trägt ein heiles Hemd. Der Franzose kümmert sich wenig um das Innere seines Hauses, genug daß die Façade hübsch sei, schöne Säulen habe. Der Engländer lacht über diesen Zierrath, zufrieden daß er comfortabel wohnt. Der Franzose ißt nichts und martert seine Seele, um witzig zu sein und seinen Nachbar zu unterhalten. Der Engländer kaut gemüthlich und spricht nicht eher, als bis

er fertig ist oder der Gedanke ihn drängt. Der Franzose ist nie interessanter und liebenswürdiger als im Staatsrock und Haarbeutel und in einem brillanten Zirkel: er verbreitet da Geist und Laune über den kältesten Stoff, zieht mit unglaublicher Gewandtheit aus jeder Seele die besten Ideen hervor, fühlt von ferne seinen Mann und leitet selbst wider den Willen des Andern Wohlwollen für sich in sein Herz. Der Engländer im Bratenrocke ist das lächerlichste Wesen auf Gottes Erde, er stößt überall an, es ist ihm weder vorn recht noch hinten. Er öffnet Niemand den Mund, der ihn nicht von selbst aufthut, bekümmert sich um Niemanden, der ihn nichts angeht, und wenn die Anderen es eben so machen, so ist's ihm just recht. Der Franzose achtet den Fremden mehr als sich; der Engländer glaubt, Niemand könne was Rechtes sein, so lange er das th nicht gut ausspricht. Der Franzose macht nichts geschmacklos, aber alles weitläufig; der Engländer wird fast immer kindisch, wenn er geschmackvoll sein will, aber er ist kurz und bündig in Geschäften. Der Franzose kann auch arm unter seinem Stande noch liebenswürdig sein. Der Engländer arm unter seinem Stande ist erbärmlich. Ein Franzose findet einen Betrunkenen fade, ein Engländer kennt keinen größeren Lebensgenuß, als einen Betrunkenen zu sehen und sich selbst zuweilen in diesen Zustand zu versetzen. Auf einer französischen Tafel ist immer nur die Hälfte der Gerichte frisch, allein die Ueberreste, selbst von sechs Tagen her, sind noch schmackhaft bereitet und vorzüglich haben sie ein elegantes Aussehen. Der Franzose hat gern seine Tafel schön besetzt, er genießt im Anblick, das Essen scheint nur Nebensache; er sagt nie: Nehmen Sie vorlieb, aber ein armer Bedienter würde eine Menge bitterwitziger Ausfälle auf sich laden, der einen Fehler im Arrangement beginge. Der Engländer speist fast das ganze Jahr Kartoffeln und Roastbeaf, aber Alles muß recht frisch und recht gut sein. Er würde eine Stunde mit einem Aufwärter zanken, der ihm eine Kartoffel brächte, zu hart oder zu weich gekocht, oder ihm einen Teller gäbe, nicht genug gewärmt, oder vergäße, Messer und Gabeln zu wechseln. Fände er gar ein Haar oder sonst etwas in der Schüssel, das nicht hingehört, so würde er ihn todtschlagen, wenigstens besuchte er ein Haus, wo so was ihm widerfahren, in den ersten paar Jahren nicht wieder. In Paris ist kein Knabe von drei Jahren, der nicht tanzen und süß reden könnte. In London keiner des Alters, der nicht boxt, springt und reitet trotz einem. Die Kaffeehäuser in London sind Studirzimmer der politischen Angelegenheiten und Bureaux zum Schreiben der Briefe, hundert Menschen sind da und noch Ruhe genug, eine mathematische Demonstration zu machen. Ich schreibe diesen Brief in einem großen Zimmer mit vier Kaminen, in Gegenwart von mehr als 120 Personen. In Paris sind die Kaffeehäuser Schwatzstuben; vier Menschen da und der fünfte kann sich dem sechsten, ohne zu schreien, nicht mehr verständlich machen. Ueberall in

Frankreich Gewandtheit, Güte, Wohlwollen, Witz, Delicatesse, Zuvorkommen, Oberflächlichkeit, Geschmack und feiner Sinn — überall in England Stetigkeit, Selbstheit, Gründlichkeit, Männlichkeit, Rohheit und Stärke. In Frankreich hat man weder Vorurtheile noch Grundsätze, man hat nur Esprit; in England hält man immer denselben Gang, hält sclavisch streng auf Gebrauch und Sitte, so streng, daß es ins Lächerliche fällt, man ist voller Vorurtheile, aber auch an Grundsätzen, denen man treu bleibt, nicht arm, man hat viel weniger Esprit, aber viel gesunde Vernunft.

Ueber die staatlichen Zustände Englands schrieb Bollmann gegen Ende seines Lebens an Varnhagen: Sie werden überall bemerken, daß es hier zu Lande gerichtliche Gerechtigkeit giebt für ein mißhandeltes Pferd, eine mißhandelte Ziege, wie für einen mißhandelten großen Herrn, und selbst den Straßen und Heerstraßen sehen Sie es an, daß der Fußgänger im Staate ebensoviel gilt, als der sich in Carossen Herumtreibende. In der durchgängigen Herrschaft des Gesetzes statt des Ansehens und der Willkür liegt eben das Freie. In den Briefen aus dem Jahre 1792 findet sich noch folgende Stelle über England: Es ist mit einem Worte das Land der Freiheit, der gesunden Vernunft, der Männlichkeit, der Großmuth und Behaglichkeit. Ordnungssinn und Achtung fürs Ganze, Bescheidenheit und Festigkeit, Ehrfurcht für die Sitten der Vorväter, Nationalstolz lassen sich beinahe an jedem Einzelnen wahrnehmen. Es giebt in England Mißbräuche so gut wie anderswo, und wer sich Mühe geben will, kann davon ein wahres und häßliches Gemälde zusammenbringen. Aber das versteckte wenige Häßliche muß aufgesucht werden, das vorwiegende überall verbreitete Schöne und Gute bietet sich entgegen.

Nachdem Bollmann mit einem reichen Kaufmanne aus Kopenhagen, Erichsen, gegen Ende des Jahres 1792 zum zweiten Male Paris besucht hatte, machte ihn Frau von Staël mit dem Grafen Lally Tollendal und der Fürstin Hanin bekannt, die mit Pitt und Grenville die Befreiung Lafayette's aus der Gefangenschaft der Coalition betreiben wollten. Lafayette hatte bekanntlich im Juni 1792 einen zu späten und schwächlichen Versuch zur Rettung des Königthumes gemacht und war dann am 19. August aus Frankreich geflohen, aber wegen seiner revolutionären Vergangenheit verhaftet worden und wurde Anfang 1793—94 in Magdeburg sehr streng behandelt.

Bollmann war in Emily Lor, die Tochter eines reichen Gutsbesitzers in der Nähe von London, verliebt und hoffte, wenn es ihm gelänge, in eine politische Laufbahn einzutreten, ihre Hand gewinnen zu können. Als ihm Lafayette's Freunde eine solche beim Gelingen der Befreiung des Gefangenen in Aussicht stellen, ging er im Sommer 1793 auf ihre Bitte ein, den Versuch zu unternehmen und reiste zunächst zum Prinzen Heinrich nach Rheins-

berg, welcher den geistvollen jungen Mann sehr liebenswürdig aufnahm, aber bekanntlich bei seinem Neffen Friedrich Wilhelm II. ganz einflußlos war. Lally Tollendal hatte ein Memoire über Lafayette's Thätigkeit für Ludwig XVI. aufgesetzt und Bollmann die Correspondenz Lafayette's mit dem unglücklichen König im Juli und August 1792 übergeben, aber Lucchesini erklärte Bollmann, sein König habe Lafayette nur in Verwahrung und wolle ihn, um die Gehässigkeit der Gefangenschaft von sich abzuwälzen, Oesterreich ausliefern. Folgende Bemerkung Bollmann's giebt einen Beleg, wie geringe Theilnahme das damalige zum Theil geworbene, zum Theil durch langen Dienst dem Lande entfremdete Heer der preußischen Bevölkerung einflößte: Vorgestern sind zweihundert Krüppel von der Armee (in Berlin) angekommen. Da rührt sich kein Berliner. Die Armen sind für sich elend genug und die Vornehmen mögen sich nicht beschmutzen. In Frankreich sind so viel Krüppel so viel Märtyrer für die gemeine Sache. Man giebt ihnen Feste in Paris, jeder Vorübergehende drückt ihnen glühend die Hand, man hebt ihr Herz über ihr Ungemach.

Auf der Rückreise verweilte Bollmann längere Zeit in Hamburg. Bei seinem Verkehre in den verschwägerten Familien Sieveking und Reimarus verdrängte Christine Reimarus, die Enkelin des Verfassers der Wolfenbütteler Fragmente, die schöne Engländerin aus Bollmann's Herzen. Er gab ihr sein Wort, ohne sie bei seiner ungewissen Lage an sich zu binden. Nach manchem Schwanken hoffte er doch, eher durch die Fortführung seiner phantastischen Pläne als durch ärztliche Praxis in den Besitz des geliebten Wesens gelangen zu können.

Die Abneigung Georg's III. gegen den Revolutionär Lafayette vereitelte die Hoffnungen auf Eintreten Englands für den Gefangenen, um so eifriger betrieben die amerikanischen Freunde des Helden ihrer Unabhängigkeitskämpfe die Sache. Mit verhältnißmäßig bescheidenen Mitteln, als reicher Reisender, wollte Bollmann ihn aus dem Kerker befreien. Mit offenem Auge für die Naturschönheiten des Riesengebirges erkundete er die preußisch-österreichische Grenze, da Lafayette von Magdeburg nach Neiße gebracht und dann von den Oesterreichern in Olmütz gefangen gesetzt worden war.

Da die Staatsgefangenen nur mit Nummern bezeichnet, Wenigen bekannt waren, galt es zunächst zu ermitteln, ob Lafayette wirklich dort sei, und es gelang Bollmann durch den Stabschirurgen Karl Haberlein, den er mit großer Geschicklichkeit beredete, Lafayette eine Druckschrift mit einer Karte zu übergeben, welche die Namen seiner Londoner Freunde und Bollmann's enthielt, der Narbonne „geheilt“ habe. Nach einem Aufenthalte in Wien langte er zwischen dem 12. und 15. October wieder in Olmütz an. Er stellte sich krank, um sich von Haberlein behandeln zu lassen. Durch sein vornehmes

Auftreten mit Diener und Equipage machte er auf den gutherzigen, einfachen, arglosen und gedrückten „Collegen“ gewaltigen Eindruck.

Lafayette durfte auf Grund von Haberlein's Attest seit dem 23. September alle zwei Tage mit geringer Begleitung spazieren fahren; er erhielt durch den Stabschirurgen einen offenen Brief, dem aber ohne sein Wissen einige mit Citronensaft geschriebene, erst bei Erwärmung lesbare englische Worte zugefügt waren. Bollmann empfing auf dem Vorsetzblatte eines englischen Romanes die Bitte des Gefangenen, sich an einem der Ausfahrttage zur Befreiung bereit zu halten. Bollmann rieth zu nächtlicher Flucht, aber Lafayette ließ ein Billet aus dem Wagen fallen und setzte auseinander, Bollmann könne ihn mittelst ein Paar guter Pferde bei der Ausfahrt leicht befreien, nur ein schläfriger Corporal und Stabsprofoß pflege ihn zu begleiten. Derselbe sei zu feig, um sich bestechen zu lassen, durch einen Bruch aber unbehilflich. Francis Kinloch Huger aus Südkarolina, den Bollmann in Wien kennen gelernt, der Sohn eines Lafayette befreundeten, im Unabhängigkeitskriege gefallenen Milizobersten unterstützte den Plan zur Rettung eines Mannes, der ihn als vierjährigen Knaben auf seinen Knieen geschaukelt hatte. Sie gewöhnten eines der beiden jetzt in Wien gekauften Pferde, längere Zeit zwei Reiter zu tragen, und trafen am Abend des 5. November wieder in Olmütz ein. Ein letztes durch Haberlein vermitteltes Billet verkündete Lafayette den 8. November als Tag des Befreiungsversuches.

Diesmal stand noch ein Gemeiner hinten auf dem Wagen. Der Profoß stieg bei Chmalkowitz mit Lafayette aus, der sich mit dessen Säbel angelegentlich zu thun machte, und die beiden Reiter sprengten herbei. Trotz ihrer Drohungen hielt der Profoß Lafayette fest, biß ihn in den Finger und schrie aus Leibeskräften. Ringend fielen der Profoß, Bollmann und Lafayette nieder, aber Bollmann kam zuerst auf die Füße, reichte Lafayette eine Börse und hieß ihn nach Hof reiten, wo er Extrapost finden werde. Bollmann werde bald mit ihm dort zusammentreffen. Lafayette ging nach einigem Sträuben darauf ein. Das Pferd, das Bollmann und Huger blieb, war scheu geworden und nicht das auf zwei Reiter dressirte. Es warf Bollmann, schließlich auch Huger ab, der seinem beim Sturze beschädigten Gefährten das Roß überließ und im nahen Walde von drei Bauern gefangen genommen wurde, welche der Lafayette nacheilende Profoß sandte.

Bollmann traf Lafayette nicht, erreichte aber in seinem Wagen die Grenze und hoffte, ihn von Waldenburg aus aufzufinden. Hier wurde er jedoch am 16. November von den preußischen Behörden als Staatsgefangener verhaftet und dem Olmützer Commandanten Graf Arco ausgeliefert. Während der Haft in Schweidnitz luden die angesehensten Bürger Bollmann ein, feierten ihn in Gesellschaften und bedauerten den Fehlschlag seines Unternehmens,

dagegen ließ ihm Arco längere Zeit Handschellen anlegen und ihm und Huger, von einander getrennt, halb unterirdische, fast vollkommen dunkle Löcher voll Ungeziefer anweisen und gestattete ihnen keine Bewegung in frischer Luft.

Lafayette hatte durch ein Mißverständniß Bollmann verfehlt. Hinter Herzogsdorf an der Straße nach Jägerndorf brach sein Pferd zusammen, ein Bauer, Namens Drechsler, ging scheinbar auf seine hohen Anerbietungen für ein Pferd und Begleitung bis Neiße ein, veranlaßte aber in Braunseifen Lafayette's Verhaftung als Landstreicher. Der Stadtverwalter errieth sofort, wer es sei, und am Morgen des 9. November befand sich Lafayette wieder in Olmütz. Er kam auf dem Wege der Gnade mit dem Verluste der ihm gewährten Begünstigungen bis zur Freilassung am 19. September 1797 davon.

Bollmann und Huger hatten für Verschwörer gegen Kaiser Franz gegolten, sie suchten Haberlein nach Möglichkeit zu entschuldigen, der mit einiger Zeit Arrest in Eisen und Versetzung bestraft wurde; Lafayette bemühte sich seinerseits, Bollmann's Schuld möglichst gering darzustellen. Die Richter waren sehr menschlich: Bollmann und sein Genosse wurden Anfang Juni nur zu einmonatlicher Haft und Ersatz sämmtlicher Kosten verurtheilt und verpflichteten sich, nie wieder österreichisches Gebiet zu betreten.

Bollmann ließ sich nie durch Fehlschläge entmuthigen, selbst dadurch nicht, daß Christine Reimarus, die während seiner Gefangenschaft schwer gelitten hatte, den einer Verbindung mit dem abenteuernden Manne abgeneigten Eltern versprochen hatte, nie wider ihren Willen zu heirathen. Ihn trieb es nach Amerika; am 1. Januar 1796 in Newyork angelangt, erfuhr er durch Christine selbst, daß sie sich dem Wunsche der Eltern gemäß mit dem bekannten französischen Gesandten Reinhard verlobt hatte.

Auch in Amerika wirkte Bollmann für Lafayette und suchte trotz aller Sympathien der dortigen Staatsmänner, Washington's selbst für seinen Kampfgenossen, vergeblich, eine diplomatische Intervention zu Lafayette's Gunsten herbeizuführen. Bollmann wurde in Philadelphia, damals noch dem Regierungssitze, mit offenen Armen aufgenommen. Er schilderte die Amerikaner, unter denen er seine zweite Heimath fand, dem Vater lebhaft und anschaulich. Wir heben einige Stellen hervor: Die Weiber der besten Gesellschaft erschienen ihm im Durchschnitt schön, weniger auf Geldverdienen erpicht als die Männer, folglich weniger beschränkt, gebildeter und liebenswürdiger. Die Amerikanerinnen sind lebhafter als die englischen Damen. Sie tanzen mit Leidenschaft und schön, reiten viel und gut, machen weniger Umstände, fünfzig deutsche Meilen zu reisen, als deutsche Damen eine halbe, sind frei und mild und werden meist frühe Mutter von zahlreichen Kindern, was bekanntlich heute nicht mehr die Regel ist. Aber wiewohl im Ganzen die Sitten unver-

dorben und in Philadelphia sogar, was man in Europa die große Welt nennen würde, kaum ein einziges Frauenzimmer ist, deren Tugend sich auch nur bezweifeln ließe, ist doch im schönen Geschlecht eine gewisse Würde, eine keusche liebenswürdige Zurückgezogenheit, die weniger eine Folge individueller Vervollkommnung als vielmehr der größeren Verfeinerung des sittlichen Gefühls einer Nation zu sein scheint, weit seltener als in England, Deutschland und Frankreich.

Die Kriege auf dem europäischen Festlande und zur See gaben dem amerikanischen Handel, namentlich dem Frachtgeschäfte einen mächtigen Aufschwung, an dessen Dauer Bollmann mit vielen Anderen glaubte. Er hielt die Aussichten für ein schwunghaftes Commissionsgeschäft zwischen Deutschland und Amerika für sehr günstig und gründete 1797 ein solches in Philadelphia mit seinem kaufmännisch gebildeten im Jahre zuvor aus England eingewanderten Bruder Ludwig. Da sie sich vor den deutschen Agenten durch Solidität vortheilhaft auszeichneten, von den Gebrüdern Baring, Sievekings in Hamburg, von dem in der Heimath wohlhabend gewordenen Bruder Andreas und anderen Verwandten kräftig unterstützt wurden und in den einflußreichen Kreisen Nordamerikas zahlreiche Freunde hatten, erweiterten sie die Handelsbeziehungen zu deutschen Kaufmannshäusern bedeutend. Zu Leinewand, Glaswaaren und russischen Producten, namentlich Hanf, Borsten und Eisen wurde nun mit in Folge der während des Versuchs, Lafayette zu befreien, angeknüpften Beziehungen zu schlesischen Fabrikanten auch deutsches Eisen und Tuche eingeführt, dagegen Kaffee, Taback und westindische Producte nach Europa verschifft. Auch betrieb die Firma E. und L. Bollmann Fabriken am Schuylkill.

Aber auch bei Ludwig Bollmann spielte die Phantasie eine zu große Rolle, die Brüder täuschten sich über die Dauer der günstigen Conjuncturen. Ein großer Krach zu Hamburg bereitete ihnen 1799 nicht geringe Verlegenheit. Mit dem Frieden von Amiens gewann England das verlorene Uebergewicht im Handel zurück. Amerika verlor den größten Theil des Frachtgeschäftes und die Bollmanns büßten durch amerikanische Concurse 50000 Dollars ein, an den Verschiffungen nach Europa 80000 und mußten im Sommer 1803 die Zahlungen einstellen.

Zur selben Zeit ging Bollmann's Familienglück zu Grunde, indem seine Gattin Elisabeth, die groß und edel angelegte Tochter des Kaufmanns und Bankpräsidenten John Nixon in Philadelphia 1802 nach 2½ jähriger Ehe im Kindbett starb. Das Vermögen ihres 1803 gestorbenen Bruders Andreas enthielten die Sievekings den Erben vor. Die beiden hübschen und gesunden Töchter waren Bollmann's Trost, aber auch ein schweres Hinderniß, sich emporzuarbeiten. Er leistete Lafayette bei der Auswahl der ihm 1803 vom

Congreß am Mississippi geschenkten Terrains große Dienste, wogegen ihm dieser durch Umwandlung einer 1797 ausgesetzten Leibrente in einmalige Zahlung von 6000 Dollars ein neues Geschäft ermöglichte. Er betrieb von einer benachbarten Insel einen Handel mit Gerste, Mais nach Newyork und mit einem Amerikaner Speculationen in Bauplätzen. Später nahm er in New-Orleans die ärztliche Thätigkeit wieder auf, aber das dortige durchaus materielle Leben widerte ihn an. Er ging wieder nach Philadelphia, rastlos im Erdenken lohnender Unternehmungen. Die Erträge einer Blumenfabrik wurden durch die Erweiterung des Geschäftes fast aufgezehrt, seine Platinafabrikate fanden theilweise bei dem amerikanischen Kriegs- und Marineministerium Abnahme, er suchte dies Metall hämmerbar zu machen. Auch erfand er eine sichere und bequeme Methode der Karmin- und Lackbereitung.

Im Sommer 1814 schickte ihn das Haus Baring zu einer großen Speculation nach Europa; er verweilte während des Congresses in Wien, wo ihn Varnhagen, dessen Freundschaft er gewann, für einen Agenten der Vereinigten Staaten hielt. Schon am 8. December schrieb er dem bekannten Grafen Schlabrendorf, den der magische Zauber von Paris lebenslang festhielt, aus dem Congresse könne sich nur etwas Gutes ergeben, wenn Napoleon von seiner Insel komme, sich mit Murat vereinige und gegen die Grenze marschire.

Bollmann lernte auch Laharpe, das politische Orakel Alexander I., kennen und erneuerte seine Beziehungen zu Talleyrand. Ihr freundschaftliches Verhältniß klingt durch Bollmann's Urtheile über den Staatsmann Talleyrand durch, während es seine Meinung von Varnhagen als Politiker nicht beeinflußte. Er sieht die Weltangelegenheiten vielleicht mit etwas zu viel Enthusiasmus fürs Schöne, um immer richtig zu sehen.

Von der damals so allgemeinen Begeisterung für Alexander I. war Bollmann weit entfernt. Eitel, eigensinnig, selbstwollend, ohne klare Ansichten und ohne Kraft stifte er all' das Uebel. Er sei mehr zur List, zum Verschlagenen, Heimlichen, als zum Geraden, Einfachen, Offenen geneigt. Fürs wirkliche Edle habe er wohl wenig Sinn, schönthun mochte er immer.

Gentz hatte eine sehr hohe Meinung von Bollmann; für den Grafen Stadion mußte er ein Promemoria über die Herstellung der österreichischen Währungsverhältnisse aufstellen, das freilich nur theilweise benutzt wurde. Metternich beurtheilte er weitaus zu günstig, dagegen zutreffend die preußischen Staatsmänner. Für Deutschland hatte er sich ein warmes Herz bewahrt. Er klagt: Die Geschichte dieses Congresses wird wieder beweisen, daß sich in Deutschland eigentlich nichts Gescheites zu Stande bringen läßt, weil nun einmal die Nation so getheilt und zerstückelt ist, daß kein Gemeingeist und kein vorwaltendes Interesse, ausgenommen auf einen Augenblick durch

eine gemeinschaftliche Gefahr veranlaßt, stattfinden kann. Uebrigens wirkte er, der Fulton in Amerika persönlich kennen gelernt hatte und die volle Tragweite der Dampfschifffahrt richtig ermaß, bei dem nachmaligen großen Bürgermeister Smidt anregend zur Begründung der ersten deutschen Dampferverbindung — 20. Mai 1817 von Bremen nach Vegesack.

Vergebens warnte sein Bruder Ludwig, er laufe furchtbare Gefahr, wenn er sich von jeder Welle hin- und hertreiben lasse. Im Frühjahr 1815 ging er nach London, siedelte im folgenden Frühjahre mit seinen Töchtern dorthin über und gründete eine halbe Meile von London an der Themse eine chemische Fabrik; gedachte aber, sobald es der Gang der Geschäfte erlaube, wieder nach Amerika zurückzukehren.

Er sollte dort nur ein frühes Grab finden. Bollmann hatte für Baring für 40000 Pfund Quecksilber zum Import nach Westindien gekauft, aber der Ausbruch der Unabhängigkeitskämpfe im spanischen Amerika hatte dazu geführt, daß die Waare nutzlos dalag. Er ging selbst dorthin, kam mit Bolivar in Verbindung, reiste den Magdalenenstrom hinauf und war im Begriffe, mit dem besten Erfolge nach Europa heimzukehren, als ihn ein tückisches Fieber zu Kingston in Jamaica in voller Lebenskraft dahin raffte.

Nur im Grabe fand der ruhelose Stürmer und Dränger, dem kein gewöhnliches Menschenloos Befriedigung bot, der seine Ansprüche nach seinen Fähigkeiten, nicht nach der Lage der Verhältnisse bemaß, endlich Ruhe. Ein edler, tüchtiger Mann hatte sich in nie auf Dauer erfolgreichem Ringen ein frühes Grab gegraben, nicht am wenigsten deshalb, weil die beengten Verhältnisse eines deutschen Kleinstaates einem so reichen Talente keinen befriedigenden Wirkungskreis zu bieten vermochten. Und vielen edlen und tüchtigen Naturen mag es ähnlich ergangen sein, deren Andenken kein liebevoller und doch unbefangener Biograph wie Kapp dasjenige Bollmann's für die Nachwelt festgehalten hat. C. von Kalckstein.

Gambetta als Redner.

„Ein Jeder, nur zehn Jahre früher oder später geboren, dürfte, was seine eigene Bildung und die Wirkung nach außen betrifft, ein ganz Anderer geworden sein.“ So meint ein Dichter und Denker, der weit eher der Vater einer neuen, denn das Kind einer alten Zeit gewesen, Johann Wolfgang Goethe, im Prolog zu „Dichtung und Wahrheit“, und der tiefbescheidene Ausspruch, der im Munde eines so selbstherrlichen, schöpferischen Genies billig verwundern muß, erwahrt Tag für Tag seine volle Richtigkeit, vor Allem an den Männern der That, an politischen Charakteren. Mag sich Gambetta

immerhin berühmen, schon durch seine Abkunft aus einem genuesischen, allzeit gut republikanisch gesinnten Geschlechte die entscheidenden Impulse für sein öffentliches Wirken empfangen zu haben*), sein Emporkommen, seine ersten Erfolge, wie seine heutige Machtstellung dankt er doch nur dem Regiment, unter dem er aufgewachsen: dem zweiten Kaiserreich und dem Zeitpunkt seiner Geburt. Beim Ausbruche der Februarrevolution zählte Léon Gambetta etwa zehn Jahre; der Staatsstreich fällt in seine Schulzeit und seine Volljährigkeit erreichte der gegenwärtige Präsident der französischen Kammer ungefähr in den Tagen, in welchen Emile Ollivier, im Jahre 1857, seine Jungfernrede im gesetzgebenden Körper hielt. Unter den begeisterten Zuhörern des späteren Siegelbewahrers Napoleon III. befand sich damals auch ein jugendlicher Studiosus der Rechte, der bei keinem Redeturnier, bei keinem Plaidoyer, bei keiner Kammersitzung fehlte — derselbe Léon Gambetta, der kaum ein Dutzend Jahre nachher als einfacher Abgeordneter dem allmächtigen Minister diese Scene mit den vernichtenden Worten ins Gedächtniß rufen wird: „Ich bestreite Ihnen keineswegs die Befugniß, Ihre Meinungen zu ändern: nur trifft es sich seltsam, daß der Wechsel Ihrer Gesinnungen auch den Umschwung Ihrer Glücksumstände bewirkte und darüber kommt das allgemeine Rechtsbewußtsein — la moralité française — nicht hinweg.“ Umsonst schrie und tobte die Rechte; umsonst begehrten die Parteigänger Ollivier's den Ordnungsruf: der Hieb saß und Gambetta war nicht gewillt, sich die Redefreiheit im Parlamente einschränken zu lassen, er, der wenige Wochen zuvor als Gerichtsredner, unter der Censur eines bonapartistischen Tribunalspräsidenten, nicht beschützt durch die Immunität des Abgeordneten, die wildesten Invectiven wider das Empire vorgebracht hatte. Diese leidenschaftliche, haßerfüllte Zornrede Gambetta's trug den Namen des dreißigjährigen, selbst im Kreise seiner engeren Parteigenossen wenig bekannten Anwaltes weit über die Grenzen von Frankreich hinaus: Léon Gambetta wurde am 14. November 1868, durch sein Plaidoyer im Preßprocesse der Herren Challemel-Lacour, Delescluze und Genossen (Affaire Baudin), eine europäische Berühmtheit. Vierzehn Tage nachher starb Berryer und die Wähler von Marseille entsendeten den kühnen Vertheidiger Delescluze's an Stelle des gewaltigen, legitimistischen Rhetors in die Kammer — 8663 Stimmen fielen auf Gambetta, indeß der officielle Gegencandidat Lesseps bloß 4535, Thiers gar nur 3582 Stimmen auf sich vereinigten. Und nicht allein in der größten Hafenstadt Frankreichs sollte

*) Certes, beaucoup — et je suis du nombre — sont républicains par tradition, par famille et par race. C'est une noblesse aussi. Gambetta's Tischrede beim banquet de la jeunesse. 19. April 1870. Discours et plaidoyers politiques de M. Gambetta publiés par M. Joseph Reinach. Première partie (14. November 1868 bis 4. September 1871). Paris, Charpentier. 1881.

Gambetta siegen: in Paris selbst war ihm von 21 734 Wahlberechtigten ein zweites Mandat übertragen worden, während sein republikanischer Gegencandidat Carnot mit 9142 Stimmen in der Minderheit blieb. In dem Glaubensbekenntnisse, das er zu jener Zeit seinen Mandanten ablegte, stellt er sich und seine Bestrebungen als die leibhaftige Antithese des Imperialismus hin: Démocrate radical, dévoué avec passion aux principes de liberté et de fraternité, j'aurai pour méthode politique dans toutes les discussions, de relever et d'établir en face de la démocratie césarienne la doctrine, les droits, les griefs et les incompatibilités de la démocratie loyale. Zwischen diesen beiden Parteien giebt es schlechterdings keine Vermittelung; es gilt einen Kampf um die Macht, Krieg bis aufs Messer und mit echt italienischem Tyrannenhaß bekennt sich Gambetta zu dem Losungsworte einer wüthenden unversöhnlichen Gegnerschaft. Je ne comprends, je ne sollicite, je n'accepte d'autre mandat que le mandat d'une opposition irréconciliable. Und er löst dieses Versprechen mit aller Ungeberdigkeit seines heißblütigen Naturells ein. Sowie sich ihm die Pforten des gesetzgebenden Körpers erschließen, beginnt er einen erbitterten, Tag um Tag sich erneuernden Kleinkrieg wider die servile Kammermehrheit, wider eine gewaltthätige Verwaltung, wider die scheinheiligen, schönrednerischen Minister. Ein gnädiges Geschick erspart ihm alle Kinderkrankheiten angehender Parlamentarier. Er braucht keine einzige Schulrede für Gefängnißreform, Aufhebung der Todesstrafe, der Wuchertaxen u. s. w. zu halten; ihn beschweren ganz andere, näher liegende Sorgen einer unbeschreiblich traurigen Gegenwart. In Frankreich wird das Recht gebeugt, täglich, stündlich, allüberall. Soldaten, die sich bei Volksversammlungen betreten lassen, werden in afrikanische Strafcompagnien gesteckt; Rochefort — seinem Abgeordnetenmandat zum Trotz — von den feigen Mameluken ausgeliefert und ins Gefängniß gebracht; ein schmähliches Preßgesetz als Ausbund publicistischer Freiheit gepriesen; die ungeheure Lüge des Plebiscits vorbereitet. Bei all diesen Anlässen greift Gambetta ein, bald mit kurzen, schneidigen Anfragen, bald durch energische Einwürfe und Unterbrechungen, die endlose Scandale zur Folge haben, immer unerschrocken, selbstbewußt, erbarmungslos — niemals humoristisch. Sein Ingrimm ist tiefernst. Er höhnt und spottet nicht, er schlägt wuchtig zu und todt. Nur einmal — vor Ausbruch des deutsch-französischen Krieges — ist es ihm gegeben, in einer großartigen Rede wider das Plebiscit seine letzten Ziele zu enthüllen. Mit außerordentlicher Entschiedenheit sagt er sich von der Demokratie Jean Jacques Rousseau's los und stellt der Volkssouveränetät des Contrat social die Heilslehre des suffrage universel gegenüber (Discours p. 222). Die studirende Jugend jauchzt ihm zu und ladet ihn zu einem Festmahle, bei dem er zum erstenmal auch als pädagogischer Tischredner

seine Kraft bewährt. Er kehrt sich wider die napoleonische Legende und den Mann, qui bien qu'il se glorifiât d'être un Robespierre à cheval n'était que la parodie sanglante et sinistre du césarisme byzantin. Aber er läßt es bei Anklagen wider die Vergangenheit nicht bewenden: er spricht dieselbe Mahnung aus, die auch in seinen letzten Bankett- und Antrittsreden immer wiederkehrt: „Laboremus!“*)

Alle Welt weiß, wie der deutsch-französische Krieg dies Arbeitsprogramm durchkreuzte; Jedermann kennt auch die Rolle, welche Gambetta in den Kammerverhandlungen von Mitte Juli bis zum 4. September spielte. Er war es, der schließlich der tobenden Menge ihren Willen that und im Corps législatif die Erklärung abgab, Louis Napoleon Bonaparte und seine Dynastie seien für immerwährende Zeiten der Herrschaft über Frankreich entsetzt. Die „loyale“ Demokratie wurde alsbald zur Vertheidigung des Vaterlandes berufen und sie mußte die Erbschaft des zweiten Kaiserreiches sine beneficio inventarii antreten. Was Gambetta seither gethan, erlebt und — erreicht hat, ist in Aller Gedächtniß und man darf billig zweifeln, ob die Folgebände der Reinach'schen Publication unsere Vorstellung vom Dauphin der Republik im Wesentlichen ändern werden; was Gambetta zu sagen hatte, hat er ungezählte Male wiederholt, wie denn sein Stammkapital eigenthümlicher Gedanken nicht außerordentlich groß ist. Er ist zunächst eine gewaltige Willenspotenz, die ihre Vorsätze unbeirrt durchsetzt. Dabei ein Landsmann Machiavell's und Mazarin's, menschenkundig und geschickt, selbst die eigenartigsten Köpfe unter einen Hut zu bringen, die Menge zu bändigen und zu lenken. Eine Herrschernatur, die all ihre Fähigkeiten, sogar die Naturgabe seiner angeborenen Beredtsamkeit — sa parole merveilleuse, von der selbst seine Gegner schwärmen — in den Dienst seiner hochfliegenden Pläne stellt. Sein Ehrgeiz sieht nach größeren Dingen aus, als nach dem Schulpreis eines Meister- und Musterredners. In jüngeren Jahren hat er wohl die Zierden des Barreau's, diese Erben der alten Sophisten, mit bewunderndem Neide gehört und besondere Lieblinge — z. B. Lachaud — zum Vorwurf literarischer Porträts gewählt. Auch wünscht er ernstlich, gleich Guizot, Thiers, Dufaure, Lacordaire, Bossuet ꝛc. seiner Eloquenz zuliebe, unter die vierzig Unsterblichen aufgenommen zu werden und dies Begehren, das die Académie française selbst einem Emile Ollivier nicht abschlug, wird sicherlich dem heute so allmächtig gewordenen Tribunen erfüllt werden. Nur bedeutet seine bevorstehende Aufnahme in die Académie française keineswegs eine Huldigung für die literarische Form seiner Reden. Gambetta's oratorische Leistungen sind weit mehr

*) „Si j'avais — quant à moi — un mot d'ordre à donner ou à recevoir je n'en accepterais pas d'autre que celui-ci: le travail en commun. Laboremus!“

als ciceronianische, sorgsam gefeilte Kunststückchen. Sie sind der schmucklose, cyclopisch wuchtige Ausdruck einer unvergleichlich starken, selbständigen Persönlichkeit. Ja, wir meinen, daß er seine eigenste Weise erst an dem Tage gefunden hat, da er in Bäffchen, Binde, Mütze und Talar des Pariser Advokaten nach Crémieux und anderen Anwälten, die ihm die nächstliegenden, conventionellen Redeformen vorweg genommen, als Vertheidiger von Delescluze in der Affaire Baudin zum Worte kam. Da ließ er seiner innersten Natur die Zügel schießen und erfuhr die ganze Wahrheit des alten Satzes: Pectus facit oratorem. Seit dem Jahre 1870 hat Gambetta sich nur ein einzigesmal als Gerichtsredner vernehmen lassen — im Januar 1879, wenige Tage vor dem Rücktritte Mac Mahon's, wenige Tage vor seiner Erhöhung zum Kammerpräsidenten. Wiederum handelte es sich um einen Preßproceß: diesmal aber griff Gambetta als Ankläger, als Vertreter von Challemel-Lacour ein, der von einem rectionären Blatte, der „France Nouvelle", in nichtswürdiger Weise als Falschspieler verleumdet worden war. „Ich habe mich mit großer Freude daran erinnert, daß ich noch immer dem Anwaltsstande angehöre und als Advokat das Recht behalten habe, in der Amtsrobe für einen geschmähten Freund einzutreten —" meinte Gambetta, dem König vergleichbar, der als liebstes Kleinod den Hirtenstab und das Hirtenkleid seiner Schäferzeit aufbewahrte. A. Bm.

Die neue Akademie des Bauwesens.

Mit besonderer Befriedigung muß der Blick bei der Neubildung verweilen, welche vor wenigen Monaten in Berlin als Akademie des Bauwesens ins Leben trat. An Stelle der technischen Baudeputation, die nicht mehr recht zur Geltung kommen konnte, errichtet, liefert die mit leichter aber sicherer Hand geschaffene Akademie einen vortrefflichen Beweis von der gegenwärtig vorhandenen gestaltenden Begabung. Und mit lebhafter Genugthuung war namentlich auch noch die Wahrnehmung zu begrüßen, daß das Vorgehen bei Schaffung der Akademie eine so rein sachliche Auffassung fand. Wie anders war doch diese Aufnahme gegen die, welche der Gedanke einer Reichseisenbahnakademie vor einigen Jahren erfuhr! Vielleicht sind die damals gemachten Erfahrungen indessen nicht vergebens gewesen und der Akademie des Bauwesens zu Statten gekommen. Wenn die Akademie des Bauwesens den Beweis nicht bereits führte, wird sie ihn wohl noch führen, daß keine Reichsakademie geschaffen zu werden braucht, um eine deutsche Akademie zu haben.

Zur Mitgliedschaft der neuen Akademie wurden frischen Wurfes alle dem Reiche angehörigen Bau- und Maschinentechniker befähigt erklärt, welche sich durch hervorragende wissenschaftliche oder praktische Leistungen auszeichnen. In wie ausgedehnter glücklicher Weise von dieser Bestimmung bei den Berufungen Gebrauch gemacht wurde, darüber haben die öffentlichen Blätter berichtet. Man darf annehmen, daß die erlesenen Mitglieder dem an sie ergangenen Rufe gern Folge leisteten. Die Mitgliedschaft der Akademie des Bauwesens wird bald für die Angehörigen des Baufaches ebenso ehrend sein wie für andere Künstler und Gelehrte die Berufung in andere Akademien.

Die Akademie des Bauwesens soll ihrer Zusammensetzung nach deutsch sein, jedoch nicht oder noch nicht so heißen. Wäre es ein Uebergriff, eine Ueberschreitung, die Akademie als deutsche Akademie zu bezeichnen? Es würde freudig zu begrüßen sein, wenn die etwa dagegen zu erhebenden Bedenken sich verlören.

Von amtlicher Stelle wurde bereits ausgesprochen, daß die Akademie des Bauwesens für die Zwecke des Reiches thätig werden solle. Die hervorragenden Fachmänner der Reichsverwaltung befinden sich unter ihren Mitgliedern. Und in der That wäre nichts mehr zu wünschen als solche Aufgaben erster Größe, wie den Reichstagshaus- und Reichsgerichtsbau der Prüfung einer so hohen Fachgenossenschaft unterstellen zu können, statt für die einzelnen Fälle die Bildung von Preisgerichten vornehmen zu müssen. Die Bauthätigkeit des Reiches ist so umfassend — man denke an die Postpaläste, die Bankgebäude, die Festungswerke und anderen Kriegsbauten, die Hafenarbeiten und Werfteinrichtungen —, um die Akademie auf die mannichfaltigste Weise zu beschäftigen. Die Akademie des Bauwesens, darf man getrost behaupten, würde nicht zur vollständigen Erfüllung ihrer Bestimmung gelangen, wenn ihr die wahrhaft großartige Bauthätigkeit des Reiches verschlossen bleiben sollte. Daß diese nicht in ein Bautenamt eingezwängt wird, ist übrigens nur erfreulich zu nennen. Die Bildung und Entwickelung des Reiches erklären es zur Genüge, daß das Streben nach Zusammenfassung des Reichsbauwesens nicht rege wurde. Sollte dieses Streben doch einmal sich zur Geltung zu bringen versuchen, ist zu hoffen, daß die Reichsverwaltungen ihre Selbständigkeit zu behaupten wissen werden.

Mehr als ein bloßer Wunsch, eine schöne Hoffnung scheint es zu sein, die Akademie des Bauwesens ihre Thätigkeit auf die deutschen Länder ausdehnen zu sehen. Sollte diese Entwickelung nur allmählich, schrittweise sich vollziehen, darf das nicht beirren. Was in Deutschland klein begann, kam häufig genug zu großer Vollendung. Was groß anfing — man nehme die Erfahrungen der Paulskirche! — ist nicht selten über dem leicht schwankenden unentschiedenen deutschen Wesen in sich zerflossen.

Die Akademie des Bauwesens soll auch mit Bauprojecten, welche von öffentlichen Corporationen auszuführen sind, befaßt werden können. Wer dächte da nicht an die Bauunternehmungen der großen Städte, die nach Umfang und Zahl der Staatsbauthätigkeit erfolgreich zur Seite treten! Vergegenwärtige man sich allein die Fülle von Aufgaben, welche die bevorstehende Stadterweiterung für Köln mit sich bringt, und man wird anerkennen müssen, daß die Akademie des Bauwesens die bedeutungsvollste Thätigkeit zu entfalten vermag. Aber auch manche kleinere Stadt unternimmt heutzutage Bauten, welche hinter denen großer Städte nicht zurückbleiben. Die Bauthätigkeit der Provinzen, Bezirke, Kreise steht der der Gemeinden nicht nach, sie wird mit der zunehmenden Selbstverwaltung immer zunehmen müssen. Daß die Akademie des Bauwesens ihren Wirkungskreis auch in diesen Beziehungen auf die deutschen Länder sich erweitern sehe, ist ein berechtigtes Verlangen. Was dadurch an Mehrarbeit erwächst, wird durch Mehrgeltung aufgewogen werden. Soll die Akademie des Bauwesens die ihr gebührende beherrschende Stellung in Deutschland einnehmen, muß sie ihre Thätigkeit auf alle Zweige des Bauwesens erstrecken können. Nur unter dieser Voraussetzung werden die Mitglieder der Akademie von ihrer Aufgabe ganz durchdrungen sein.

Eine aufzuwerfende Frage wäre, ob die Akademie ausschließlich auf öffentliche Bauten sich beschränken solle. Durch das Anwachsen der Gewerbe und des Handels — es genügt den Namen Krupp anzuführen — bieten sich der Einzelunternehmung Vorwürfe, die ebenbürtig neben die öffentliche Bauthätigkeit zu stellen sind. Würden der Akademie des Bauwesens nicht auch da erfreuliche Aufgaben entgegentreten können? Es hat wohl Bedenken, eine Genossenschaft wie die Akademie des Bauwesens für Einzelzwecke heranzuziehen. Dem Mißbrauche wäre jedoch schon dadurch vorzubeugen, daß der Akademie das Recht eingeräumt würde, ihr non liquet zu sprechen.

Das Fesselnde bei der werdenden Akademie des Bauwesens ist, daß sie unverkennbar und augenscheinlich unter der Einwirkung des Reiches sich entwickelt, ohne daß das letztere führend sich bethätigt. Der eigentliche Anstoß zur Schaffung der Akademie ist im Reiche zu suchen. Die Akademie findet in ihm ihre wahre Grundlage, ihren rechten Halt. Daran erkennt man, wie sehr die staatliche Natur des Reiches bereits sich entfaltete und befestigte. Das Reich braucht nicht alle Thätigkeit, welche es üben kann, wirklich auch selbst zu üben. Ob das Reich selbst thätig werden solle, müßte nur aus der Natur der Sache heraus entschieden werden. Die Aufgaben des Reiches sind so mannichfaltig und vielartig, daß für seine Organe genug und übergenug Beschäftigung ist. Trotz der außerordentlichen Kraftanspannung des zurückliegenden Jahrzehntes steht das, was vom Reiche geschaffen wurde, weit zurück hinter dem, was von ihm zu schaffen sein wird.

Die Akademie des Bauwesens ist ein neuer Sammelpunkt des deutschen Lebens. Die durch sie gegebene Zusammenfassung muß der deutschen Baukunst kraftvollere Antriebe, erhöhten Anreiz verleihen.

Theodor Landgraff.

G. Weber's allgemeine Weltgeschichte.

In den letzten Tagen des abgelaufenen Jahres ist ein historisches Werk zum Abschlusse gelangt, auf das die deutsche Nation stolz zu sein alle Ursache hat: die Allgemeine Weltgeschichte von Georg Weber. In fünfzehn großen Bänden liegt das vollendete Geschichtswerk vor uns. Schon die Zahl der Bände, die theilweise die Tausendzahl der Seiten überschreiten, zum andern Theil dieser Grenze sehr nahe kommen, läßt das gewaltige Maß von Arbeit erkennen, das der Verfasser an dieses, man darf wohl sagen, sein Lebenswerk gesetzt hat. Als im Jahre 1857 der erste, die Geschichte des Morgenlandes behandelnde Band erschien, mochte wohl Mancher bedenklich sich fragen, ob es dem Verfasser vergönnt sein werde, eine Universalgeschichte in dem Umfange und der wissenschaftlichen Vertiefung des ersten Bandes hinauszuführen. Heute ist das Werk vollendet und Tausende theilen mit dem Verfasser die Freude über den Abschluß einer so gewaltigen Arbeit. Es ist nicht mehr als billig, daß diese Freude auch in der Oeffentlichkeit ihren Ausdruck finde und daß Namens der Vielen, die mit dem Verfasser sich freuen, Einer auch in diesen Blättern das Wort ergreife, warme Glückwünsche einem Manne darzubringen, der als Lehrer der Nation sich so hohes Verdienst erworben und eine so bedeutende Stellung errungen hat.

Denn in der That hat das ganze deutsche Volk gerechte Ursache, der Weber'schen Weltgeschichte sich zu freuen und auf dieselbe stolz zu sein. Eine Universalgeschichte der Menschheit zu schreiben, ist auch für einen hochbegabten Historiker kein leichtes Ding und ist vor allem in unserer Zeit kein leichtes Ding. Mehr als je hat die Wissenschaft in allen ihren Zweigen sich heute specialisirt, ja theilweise sich geradezu in minutiöser Detailforschung verloren. Nicht Wenige möchten es geradezu für ein Kriterium der strengen „Wissenschaftlichkeit" erklären, daß man allem „Allgemeinen", jeder Art von Polyhistorismus mit dem mitleidigen Achselzucken der Geringschätzung begegne. Wie viel in unseren Tagen auf dem Wege historischer Kleinarbeit an sicheren Resultaten gewonnen wurde, verkennen auch wir nicht. Daß aber die Kleinarbeit nicht selten zu einer unleidlichen Kleinigkeitskrämerei geworden, das dürfte man wohl in den Kreisen der wissenschaftlichen Arbeiter sich noch sehr viel mehr zum Bewußtsein bringen, als dies bis jetzt geschehen ist. Segensreichen Einfluß auf die Culturentwickelung und ganz besonders auf die poli-

tische Entwickelung einer Nation zu gewinnen, vermag die Geschichte, an sich betrachtet unzweifelhaft die beste Lehrmeisterin der Menschheit, nur dann, wenn sie von großen, allgemeinen Gesichtspunkten aus betrachtet wird. Dann aber muß die erziehende Kraft der Geschichte den Erfolg haben, vor dem unhistorischen politischen Radikalismus wie vor dem ebenso unhistorischen Conservatismus zu bewahren, indem sie den Menschen einerseits die Lehre laut verkündet: daß die ganze Geschichte der Menschheit ein langsames, aber ununterbrochenes Fortschreiten zu höher entwickelten Culturzuständen, und daß jeder Stillstand auf dieser Bahn ein Rückschritt sei. Darum nennen wir einen Conservatismus, der Stillstand oder gar Rückkehr zu überwundenen Staats- und Culturverhältnissen als politisches Programm aufstellt, unhistorisch. Andererseits aber ist die Geschichte auch eine Lehrmeisterin der Menschheit zur Erkenntniß des Satzes, daß die Fortschritte in der Culturentwickelung sich zwar unaufhaltsam, aber langsam, Schritt für Schritt vollziehen. Grundsätze zu den letzten Consequenzen zu ziehen, ist das schöne Vorrecht der rein theoretischen Denkarbeit: der Gelehrte, der bei der Studirlampe den Faden der Consequenzen logisch bis zu seinem letzten Ende weiterspinnt, ist für den Umfang seines Studirzimmers in vollstem Rechte und kann durch diese seine Arbeit unter Umständen den nachhaltigsten und segensreichsten Einfluß auf die weitere Entwickelung seines Volkes üben. Wird aber an die von der strengen Logik des Gedankens formulirte Reihe der Consequenzen, die aus dem Principe fließen, der Maßstab der praktischen Verwirklichung gelegt, so zeigt sich sofort, daß die Luft des abstracten Gedankens für die Praxis des Lebens gar oft zu rein, zu dünn ist, daß die Gebilde des Lebens nicht selten in dieser reinen Atmosphäre des Gedankens nicht zu bestehen vermögen.

Vor der Gefahr, kritiklos die reinen Consequenzen des Gedankens auf das politische Leben übertragen zu wollen und damit bis zur Lächerlichkeit unpraktisch zu werden, muß uns gleichfalls die Geschichte bewahren. Alle praktische Politik muß somit ein Compromiß sein zwischen den logischen Consequenzen des Principes und den historisch überkommenen thatsächlichen Verhältnissen: die reine Denkarbeit, die das Princip und seine Consequenzen formulirt, muß für das Leben ihre nothwendige Correctur erfahren durch die große Lehre, die die Weltgeschichte uns giebt, daß die Entwickelung der Menschheit nur langsam und vorsichtig, Schritt für Schritt, sich vollziehen kann und darf. Verliert die praktische Politik dies Gesetz aus dem Auge, so kommt es zu revolutionären Zuständen, die das Volk zerreißen und zerrütten, die ferner — und das ist das größere Uebel — nicht selten zum Verluste errungener Fortschritte, zur Reaction führen.

Indem wir so zu dem Satze gelangen, daß nur derjenige in der praktischen Politik die richtigen Wege zu finden vermöge, der eine gründliche

historische Schulung sich erworben, begrüßen wir das Weber'sche Werk freudig als ein solches, das im besten Sinne des Wortes jene Schulung dem, der darnach verlangt, zu bieten vermag. Ueberall ist der Blick des Verfassers ein großer, überall ist derselbe durchgedrungen zu voller Beherrschung des Detailmateriales. Die Darstellung ist durchweg höchst anregend und erhebt sich, insbesondere soweit sie die großen Epochen und Persönlichkeiten der deutschen Geschichte angeht, zu wohlthuender Wärme, nicht selten zu lebhafter Begeisterung. Der Verfasser stand in nahen persönlichen Beziehungen zu dem verewigten großen deutschen Historiker Schlosser: soweit es zulässig, denselben überhaupt in eine „Schule" einzureihen, wäre es die Schlosser'sche. Von Schlosser hat Weber insbesondere zwei Gesichtspunkte sich angeeignet, in denen ein großer Vorzug der vorliegenden Universalgeschichte liegt: einmal das Bestreben, die großen entscheidenden Gesichtspunkte für die Geschichte der Menschheit zu gewinnen und sie in das entsprechende volle Licht zu stellen, so daß von hier aus die Beleuchtung der von jenen Momenten beherrschenden Zeiträume sich ganz von selbst ergiebt; sodann die eingehende Rücksicht, die auf das geistige Leben der Menschheit genommen wird. Gerade nach dieser Richtung leistete Schlosser bekanntlich so Hohes, wie kein deutscher Historiker vor und nach ihm und ganz sicher ist es in erster Linie Schlosser, dem wir die Erkenntniß zu danken haben, daß die Weltgeschichte nicht allein mit Schwertern, Gesetzen und diplomatischen Aktenstücken, sondern zu gutem Theile auch mit Reden und Büchern gemacht wird. Wie bei Schlosser so ist auch bei Weber dieser Gesichtspunkt für die Methode der Darstellung geradezu maßgebend.*)

*) Ohne dem warmen Lobe entgegentreten zu wollen, das dem Weber'schen Werke mit Recht gespendet wird, darf doch wohl das Bedauern ausgesprochen werden, daß gerade in den das Geistesleben und die Literatur behandelnden Abschnitten des letzten Bandes die Kunst, das Detail zu beherrschen, vermißt wird. Ueber der Absicht, möglichst vollständig in den Einzelheiten zu sein, kommt die Hervorhebung der wesentlichen Momente zu kurz. Die ausführlicheren Notizen, die klein gedruckt dem Texte nachfolgen, konnten entweder wegbleiben oder mußten in den Text verarbeitet werden. Diese Abschnitte zeigen zuweilen ein seltsames Durcheinander, das seinen Gipfel erreicht in dem der Leipziger Schriftstellerwelt gewidmeten Abschnitte (S. 583 u. 584). Statt der vielen Dichternamen hätte in ein Geschichtswerk weit eher ein Wort über die Entwickelung der politischen Schriftstellerei gehört. Auch würde man gern manches Detail daran geben, wenn zuweilen hervorragende Persönlichkeiten mit etlichen Strichen charakterisirt und herausgehoben wären. Die übermäßige Zurücksetzung des Persönlichen ist besonders empfindlich und giebt manchen Abschnitten etwas Farbloses. Auch an sprachlichen Flüchtigkeiten fehlt es nicht. S. 808 liest man: „der Toscanese Ricasoli". Warum nicht Toscaner? Doch genug der Ausstellungen. Man muß gegen einzelne Mängel oder Verstöße die ungemeine Energie, die zur Bewältigung eines so großen Stoffes gehört, in die Wagschale legen, und man muß sich insbesondere erinnern, welche Weltgeschichten vordem vornehmlich in Gunst standen, um den großen Dienst zu würdigen, den das Weber'sche Werk dem jetzigen Geschlechte erweist. W. L.

In Einem aber unterscheidet sich Weber von seinem Meister Schlosser. Nicht wenigen der besten Deutschen (speciell wohl der Preußen) ist der treffliche Schlosser leidig durch seine herbe Kritik. Die Bücher von Schlosser wirken vielfach wie eine derbe Züchtigung oder wie eine bittere Arznei. Zu dem Gefühle der Freude an dem Entwickelungsgange der Nation oder gar zu dem Gefühle heißer, mächtiger, flammender Begeisterung für die Großthaten unseres Volkes bringen wir es bei Schlosser nicht. Das lag einmal in der Natur Schlosser's: dieser gegen sich und Andere harte Mann war nicht geboren zum feurigen Interpreten der hohen Lieder unserer Geschichte, sondern zum Zuchtmeister seines Volkes. Darum ist Schlosser's Geschichtschreibung einseitig und seine Darstellung thut oft bitter weh. Und wir verstehen es wohl, daß gerade die mit Recht auf ihre Geschichte so stolzen Preußen jene Einseitigkeit Schlosser's doppelt bitter empfinden. Aber auch in der Zeit, in der Schlosser schrieb, war jene Einseitigkeit begründet: den Brand der Freiheitskriege, der zum Himmel schlug, hatte Schlosser erlebt; aber er hatte auch erlebt, wie die Flamme niederglimmte und erlosch, wie aus der Asche jener ungeheuren Begeisterung das Gewürm hervorkroch, das die Signatur der Zeit von 1815 bis 1866 oder wenigstens bis 1848 bildete: das Gewürm, das auf dem Wiener Congreß schon die Situation beherrschte, das im Bundestage in ein armseliges System gebracht, das zu Carlsbad, Olmütz und anderwärts seine Orgien feierte. Schlosser war kein Preuße: die nationale Schmach, die er sah und an der ja Preußen sein reiches Theil hatte, wog für ihn schwerer als die gewaltigen Erinnerungen der brandenburgisch-preußischen Geschichte, von der die Gegenwart sich so traurig abhob. Die Erhebung der Nation vor einem Jahrzehnt, zu der der Weg gebahnt werden mußte durch die dunkle Pforte von Sadowa, hat Schlosser nicht mehr gesehen. Was Wunder daß seine Werke getränkt sind mit der ganzen Bitterkeit, die den Patrioten erfüllen mußte über die nationale Schmach, in deren Bann das Vaterland von 1815 bis 1848 lag?

Weber hat die Großthaten der Nation von 1866 und 1870 gesehen. Und seine Schilderung dieser Zeit ist getragen von tiefinnerlicher Freude, daß er diese Zeiten erlebt. Die nationale Begeisterung hat bei der Darstellung dieser Epoche den Griffel des Geschichtschreibers geführt und so wird dieselbe zu einer stolzen Gedenktafel unserer Wiedergeburt und Einigung. Gerne vergessen wir bei dieser Betrachtung mit dem Verfasser das Leid und Wehe der vorangegangenen Zeit. Und wenn wir Einem Wunsche Ausdruck geben möchten, einen Ausdruck viel lebhafter als unsere Worte dies vermögen, so ist es der: daß die Nation durch die Darstellung des Geschichtschreibers sich mahnen lassen möchte, nicht so rasch das Erlebte zu vergessen, wie sie dies leider thatsächlich thut; eingedenk zu bleiben der Pflichten, die die Ereignisse

von 1866 und 1870 uns auferlegt; der Ströme Blutes, die um unsere Einheit und Freiheit geflossen und der Schuld, die wir den Tausenden schulden, welche um die Freiheit und Einheit der Nation auf dänischen, böhmischen, französischen Schlachtfeldern gefallen sind. Frecher als je hebt kaum ein Jahrzehnt nach der Aufrichtung des Reiches ein hinterlistiger Particularismus wieder sein Haupt und ein Theil der Nation leiht in unbegreiflicher Verblendung sein Ohr wüsten Demagogen, die das deutsche Volk an sich und seiner so schwer errungenen Größe irre zu machen suchen. Möchte das ernste mahnende Wort des Historikers dazu beitragen, dem überhandnehmenden Pessimismus zu wehren und uns die reine Freude zu bewahren an dem, was unsere Väter so heiß ersehnt und was wir endlich durch Preußens starken Arm errungen. Dann werden wir auch der hohen Pflichten stets eingedenk sein, die das Errungene uns auferlegt hat, für welche aber das Bewußtsein heute schon in weiten Kreisen der Nation entschwunden zu sein scheint.

Das Weber'sche Werk gehört nicht der gelehrten Zunft, es gehört vielmehr der Nation: mit dem lebhaften Wunsche, es möchte vielen Deutschen ein so treuer, geliebter Führer durch die Gänge und Irrgänge der Geschichte der Menschenheit und speciell des eigenen Volkes werden, wie dies bei dem Schreiber dieser Zeilen der Fall war, schließen wir diese Anzeige. Aus der Geschichte unseres Volkes erwächst uns die Liebe zu unserem Volke, der Patriotismus. Auf der Kenntniß der Geschichte beruht allein die Möglichkeit einer richtigen praktischen Politik. Die Geschichte bietet uns allein den richtigen Schutz gegen die Sirenenstimmen der Verführer, die heute die Nation an sich selbst, an ihrer Vergangenheit und an ihrer Zukunft irre machen wollen. Ph. Z.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Politische Randglossen. Italien und die Irredenta. — Seit dem März 1876, also bald fünf Jahre, ist in Italien die Linke am Ruder. Die Zusammensetzung der Cabinete hat in dieser Zeit gewechselt, aber ein Umschwung, welcher die Rechte wieder obenauf gebracht hätte, ist nicht eingetreten und auch nicht in Sicht. Ist das Volk des demokratischen Regimentes nicht überdrüssig geworden, so lange es so gut wie unfruchtbar war, so ist eine Umstimmung der Wähler noch weniger zu erwarten, da allmählich Resultate sichtbar werden, welche die gegenwärtige Regierung nur in der Volksgunst befestigen können. Von ihrem volkbeglückenden Programme hat die Demokratie wenigstens Eine erhebliche Reform durchgeführt, die Aufhebung der Mahlsteuer: eben diese Steuer war es gewesen, welche die Rechte am meisten verhaßt gemacht hatte. Wenn der Regierung Cairoli-Depretis nun auch die

Aufhebung des Zwangscurses gelingt und die Wahlreform, so sind ihre wichtigsten Versprechungen eingelöst, so ist ihre Herrschaft voraussichtlich auf lange befestigt. Die Wahlreform ist freilich ein zweischneidiges Schwert. Unzweifelhaft eröffnet die Ausdehnung des Wahlrechtes den Klerikalen Aussichten, die sie bisher nicht besaßen. Die Heranziehung der Volksmassen an die Urne giebt auch den geistlichen Lenkern derselben politischen Einfluß. Aber andererseits ist das gegenwärtige Wahlrecht derart beschränkt (ungefähr zwei Wahlmänner auf hundert Einwohner), daß eine kluge Regierung auf alle Fälle an die Ausdehnung desselben denken müßte, von der demokratischen abgesehen, die schon des Principes halber den allmählich lauter werdenden Ruf nach dem allgemeinen Stimmrecht nicht einfach ignoriren kann. Uebrigens sind im Grunde alle diese Reformen derart, daß auch die Rechte im Laufe der Jahre sich ihnen hätte bequemen müssen. Oder sie wären, wie die Aufhebung des Zwangscurses, der Rechten voraussichtlich eben so geglückt, wie der Linken. Aber diese hat nun den Erfolg für sich, und sie kann sich rühmen, die Ziele ihres Programmes beharrlich im Auge behalten zu haben. Schwerer würde es ihr werden, ein Programm nachzuweisen, das sie in der auswärtigen Politik befolgt hätte. Sicherlich war es auch gar nicht ihre Absicht, sich eine bestimmte Richtschnur zu ziehen. Ihre Weisheit beschränkte sich auf die Politik der freien Hand. Sie erwartete die Werbungen, für keine im Voraus sich entscheidend. Auch das hätte ohne Zweifel die Rechte, die Schüler Cavour's, nicht viel anders gemacht. Dennoch ist gerade in der auswärtigen Politik ein beträchtlicher Unterschied zu merken. Die Rechte besaß eine Vergangenheit, eine Tradition, eine politische Schulung; das Ausland konnte mit bekannten Factoren rechnen. Das wurde anders, als die vormaligen Garibaldiner in den Ministersesseln sich niederließen. Sie hatten sich als Lenker des Staatswesens erst zu erproben. Eine begreifliche Zurückhaltung der anderen Mächte war die Folge. Die Schöne sah sich mit einemmale von den Werbern vernachlässigt, verlassen. Und aus diesem Gefühle der Vereinzelung entsprang die unsichere, unstete Handlung Italiens in seiner auswärtigen Politik, das Experimentiren nach allen Seiten, das gewinnsüchtige Auslugen, das überallhin verletzte und im Lande selbst jenes Gefühl der Ohnmacht zurückließ, das immer wieder der Stachel zu neuem, fruchtlosen Experimentiren wurde. Albanien, Tunis, Südtirol — nach allen Seiten begehrliche Wünsche, hinter denen doch niemals ein machtvoller oder zielbewußter Wille stand, und die nur das Mißtrauen der anderen Mächte herausforderten. Das Ergebniß war also nur dies, daß ohne Allianzen Italien nichts vermochte und daß es der Reihe nach die möglichen Allianzen von sich stieß.

Als die Cavour'sche Partei, oder wie ihre Gegner sie nannten, die Consorterie, in der Regierung von der Linken abgelöst wurde, war die Meinung

weitverbreitet, daß künftig die ehrliche Freundschaft mit Deutschland den Eckstein der auswärtigen Politik Italiens bilden werde, während das Regiment der Consorten die Abhängigkeit von Frankreich bedeutete. Diese Meinung erwies sich als Täuschung, und sie war nur möglich bei einem sehr kurzen Gedächtniß. Unzweifelhaft gehörten die Sympathien der Rechten im Allgemeinen dem Verbündeten von 1859; aber doch war es die Rechte, welche im Jahre 1866 das Bündniß mit Preußen schloß; allerdings mit Genehmigung des Protectors, aber doch so, daß die Absicht deutlich war, dem lästigen Protectorat sich allmählich zu entwinden. Die Demokratie pflegte, so lange sie in der Opposition war, laut gegen die Abhängigkeit von Frankreich zu donnern, und gelegentlich empfahl man auch die mit keinem entwürdigenden Beigeschmack verbundene Freundschaft mit dem gleichfalls zu nationaler Selbständigkeit emporstrebenden deutschen Volke, aber doch war es Garibaldi selbst, der seine Rothhemden zur Bekämpfung der Deutschen den Franzosen zuführte. Und wie wenig seitdem die Stimmung unter den damaligen Bundesgenossen der französischen Republik eine andere geworden ist, hat die Art und Weise gezeigt, wie kürzlich die zehnjährige Wiederkehr des Tages von Dijon, wo die Deutschen „schimpflich in die Flucht gejagt wurden", verherrlicht und als „ein für die Geschichte der Demokratie epochemachendes Datum" gefeiert wurde. Aufs Neue ist das Gelöbniß, zur lateinischen Schwester zu stehen, in dem üblichen Theaterstile verkündigt worden, in demselben Augenblicke, in welchem die Republik höchst unschwesterlich Italien vom afrikanischen Gestade hinwegstieß. Garibaldi mit seinem Anhange hat sich stets weit angelegentlicher für die Befreiung der italienisch redenden Tyroler und Istrier interessirt, als für diejenige Nizza's oder Corsica's. Unter der Italia irredenta, dem „unerlösten" Italien, begreift man alle, die außerhalb des Königreichs die schöne Sprache reden, „drin das sì erklingt"; thatsächlich sind damit doch nur die Italiener unter dem österreichischen Scepter gemeint; nur auf das Trentino, auf Triest, und neuerdings etwa auch auf den Canton Tessin sind die Agitationen der Actionsmänner gerichtet.

Nun wäre es unbillig, für diese Gesinnungen und Wühlereien die gegenwärtige Regierung verantwortlich zu machen. Schon aus Rücksichten der inneren Politik kann es ihr nicht gleichgiltig sein, wenn eine Partei aufkommt, die zugleich eine ausgesprochen republikanische ist. Von Zeit zu Zeit hat sie, wenn die Demonstrationen gar zu ungenirt wurden, einen Dämpfer aufgesetzt. Auch Cairoli hat sich daran gewöhnen müssen, von seinem alten Freunde auf Caprera als „Lakai" tractirt zu werden. Aber doch lähmt es die Thatkraft der gegenwärtigen Regierung, daß sie selbst aus den Reihen der Actionsmänner hervorgegangen ist. Durch die gemeinschaftliche Vergangenheit mit den Conspiratoren sind ihr die Hände gebunden. Es fehlt ihr die moralische

Autorität, um dem Unfug gründlich zu steuern. Wenn die Gesellschaft der Irredenta wirklich nur ein winziges, einflußloses Häuflein ist, wie die Regierungspresse versichert, so wäre ja dem unbequemen Lärm leicht ein Ende zu machen. Statt dessen sehen wir die Demonstrationen einmal um das andere einen Charakter annehmen, der hart an die Grenze des völkerrechtlich Erlaubten geht. Das Stärkste war bisher das Verbrüderungsfest der französischen und italienischen Radikalen in Mailand bei der Mentanafeier am 3. November vorigen Jahres. Vollends gegen den internationalen Anstand wäre es, wenn Garibaldi in der Eigenschaft als Vertreter der Stadt Triest bei dem großen Feste erschiene, das die italienische Demokratie unter der Firma eines Meetings für das allgemeine Stimmrecht in Rom zu feiern sich anschickt.

Die italienische Regierung giebt sich den Anschein, gänzlich unbesorgt wegen der irredentistischen Agitation zu sein. Aber Garibaldi und seine Höflinge haben doch wiederholt den Beweis geliefert, daß sie auch vor den thörichtsten Unternehmungen nicht zurückschrecken, daß das Völkerrecht nicht für sie existirt und daß auch die Scheu, ihr Vaterland in innere oder äußere Verlegenheiten zu bringen, ihnen fremd ist. Die bloße Möglichkeit einer Explosion auf dieser Seite ist aber bei dem gegenwärtigen Zustande der europäischen Nerven ein Moment der Beunruhigung. Nicht als ob ein Putsch dieser Art an sich zu fürchten wäre. Als vereinzeltes Unternehmen wäre er natürlich ohne Bedeutung. Der militärische Empfang, den die Garibaldiner fänden, würde wohl nichts zu wünschen lassen. Für die Sicherheit der Grenze des Kaiserstaates braucht man unbesorgt zu sein. Doch die Rückwirkung einer solchen Explosion auf den Volksgeist in Italien wäre nicht zu berechnen und für die Isolirung derselben vermöchte Niemand zu bürgen. Immer mehr rücken die europäischen Staaten in diejenige Stellung ein, in der sie zu den großen politischen Entscheidungen einer nahen Zukunft sich bereiten. Keine zeigt sich unschlüssiger als Italien. Es würde sich aber selbst um die Freiheit des Entschlusses bringen, wenn es dem begehrlichen Radikalismus die Zügel schießen ließe. Es scheint, daß man der italienischen Regierung zu verstehen gegeben hat: es wäre wünschenswerth nachgerade zu wissen, wo es seine Freunde zu suchen gedenkt. g.

Aus Berlin. Der Umbau des Zeughauses. — Dieser Tage hat der Kriegsminister unseren Landboten eine Einladung zur Besichtigung des nun im Umbau, wenn auch noch bei Weitem nicht in seiner decorativen Neugestaltung, vollendeten Zeughauses zugehen lassen. Als im Jahre 1875 das Abgeordnetenhaus zur Bewilligung der Mittel für die Umwandlung des Zeughauses in eine „Ruhmeshalle" aufgefordert wurde, wies es dieses An-

sinnen ziemlich kurz von der Hand. Erst zwei Jahre später entschloß man sich, auf den Plan einzugehen, für welchen der Kaiser Wilhelm sich lebhaft interessirte, und auch jetzt noch kam das zustimmende Votum unserm Landtage doch nicht so recht von Herzen. Es war das aber nichts weniger als Mangel an patriotischem Interesse für das preußische Heer, an Verständniß für den Wunsch, den Erinnerungen der für Deutschlands Geschicke so bedeutungsvollen ruhmreichen Kriegsgeschichte des preußischen Staates eine würdige Stätte zu bereiten, sondern es war neben der Pietät für eins der bedeutendsten Kunstwerke der Spätrenaissance das Mißtrauen in die Fähigkeit unserer Künstler, dieses Gebäude in seinem eigenen Geiste auszugestalten. Wenn jetzt die Herren Landboten, der an sie ergangenen Einladung folgend, die „Ruhmeshalle" betreten werden, wenn sie sehen, wie jetzt erst die gewaltige Großartigkeit des Schlüter'schen Meisterwerkes recht zur Erscheinung kommt, dann wird gewiß so Mancher unseren Künstlern das Unrecht abbitten, das er ihnen gethan. Man kann dreist behaupten: dies ist eine künstlerische That, in welcher Originalität des künstlerischen Gedankens mit pietät- und verständnißvollster Anpassung an den Charakter eines Werkes aus vergangener Kunstepoche sich in einer unvergleichlichen, ja mustergiltigen Weise vereinigt. Und dies gilt in gleicher Weise für die architektonische Umgestaltung des Gebäudes, wie für den bildnerischen — plastischen wie malerischen — Schmuck, wie endlich für die Mitwirkung des Kunstgewerbes. Wir müßten auf die Glanzepoche der italienischen Renaissance zurückgehen, wollten wir Beispiele finden für ein eben so vollendetes Zusammenwirken der bildenden Künste. Für dies Zusammenwirken war uns der Sinn verloren gegangen, und erst in der neuesten Zeit, welche auch in künstlerischer Beziehung unsern Horizont so mächtig erweitert hat, ist in uns das Verständniß für die mächtige Symphonie der verschiedenen Künste, das Gefühl für die Belebung der architektonischen Räume und Glieder durch die bewegten Formen der Sculptur und das musikalische Spiel abgestimmter Farben lebendig geworden. So kann der Umbau unseres Berliner Zeughauses in gewissem Sinne als ein epochemachendes Ereigniß betrachtet werden, das in der Kunstgeschichte unserer Tage einen hervorragenden Platz behaupten wird.

Der Architekt, welcher den Plan der neuen Anlage entworfen hat, der geniale Hitzig, traf — und daran wird heute Niemand mehr zu zweifeln wagen, der im Anfange über pietätlose und stilwidrige Störung der architektonischen Wirkung schrie — den Nagel auf den Kopf, er hat erst den Organismus des Bauwerkes zu seiner naturgemäßen Vollendung geführt. Das Gebäude zieht sich in zwei Stockwerken quadratisch um einen offenen Hofraum. Während nun zwar die Außenfaçaden in ihrer Mitte Risalite und mit der ganzen künstlerischen Tapferkeit jener Epoche entwickelte Portale zeigt,

fehlte es doch der ganzen Anlage an dem ideellen Centrum, welches die einzelnen Theile in organische Beziehung setzte und zum geschlossenen Ganzen vereinigte. Denn die beiden Stockwerke waren einfach um den Hofraum laufende Hallen, durch zwei Pfeilerreihen in drei Schiffe getheilt, aber ohne Markirung eines organischen Schwerpunktes oder selbst einer Hauptaxe. Hitzig hat nun in dem Obergeschoß des Nordflügels, also im Fond der Anlage, da die Hauptfront die südliche ist, die monotone Pfeilerhalle durch einen majestätischen Kuppelraum, die künftige „Herrscherhalle“ des militärischen Museums, durchbrochen und hiermit dem Gebäude das fehlende Centralorgan gegeben. Wie correct er damit den Grundplan des Gebäudes weiter entwickelt hat, beweist schon der Umstand, daß, wie sich bei der Aenderung herausstellte, die dabei entfernten vier Pfeiler — eben so auch die entsprechenden der drei anderen Flügel — aus Holz hergestellt waren, so daß die Vermuthung nicht abzuweisen ist, es habe von vorn herein eine ähnliche Anlage im Plane gelegen, und der moderne Architekt habe nur einem provisorischen Zustande ein Ende gemacht. Zu dieser Herrscherhalle leitet eine Freitreppe empor, welche sich in dem nunmehr mit Glas überdeckten Hofraume in zwei Armen im Halbkreise vor die ganze Breite des Nordflügels lagert. Diese organische Aenderung bildet nebst der Einwölbung des früher mit einfacher geweißter Holzdecke versehenen oberen Stockwerkes, mit der Einfügung eines reicheren plastischen und malerischen Schmuckes, mit theilweiser Ersetzung des ursprünglich verwandten Materiales (in Fußböden u. s. w.) durch dauerhafteres und würdigeres, die an dem Gebäude vorgenommenen Aenderungen. Im Uebrigen ist das Werk Schlüter's unverändert geblieben, dessen eigenartige Schönheiten erst jetzt zu voller Geltung kommen. Beim Eintritt durch das Hauptportal Unter den Linden haben wir zunächst Gelegenheit, die Tüchtigkeit zu bewundern, mit welcher der moderne Meister an der Flügelthüre des Windfanges mit den prachtvollen Holzschnitzereien der alten Thüren wetteifert. Diese Thüren zeigen übrigens am deutlichsten, welchen Effect die verständnißvolle Restaurirung aller Theile des alten Gebäudes und seine Befreiung von dem unscheinbar machenden Staub der Jahrhunderte hervorbringt. Während man sonst achtlos an ihnen vorüberging, bleibt man jetzt überrascht von der Schönheit dieser Holzbildhauerei stehen und wundert sich, daß man früher nichts davon gesehen hat. Es ist darin, wie in allen Sculpturen des Zeughauses, der überkühne Schwung der Barockkunst mit feinem Formgefühl verbunden, und das müssen wir den an der Umwandlung und Restaurirung des Gebäudes mitwirkenden Künstlern und Kunsthandwerkern fast ohne Einschränkung zum höchsten Lobe nachsagen, daß sie ganz und voll diesen Geist sich zu eigen gemacht haben und in ihm schaffen.

Neben der Eingangsthür und der gegenüber nach dem Hofraume führen-

den, sind die Wandflächen grau in grau von Ludwig Burger mit Darstellungen bemalt, welche sich auf die Artillerie und das Ingenieurwesen beziehen, denen diese unteren Hallen gewidmet sind. Farbige Fensterscheiben geben ein passend gestimmtes Licht. Die Gewölbkappen sind in größerem Umfange als ursprünglich mit stilvollen Stuckornamenten versehen worden. Der Mittelraum wird durch schönes schmiedeeisernes Gitterwerk nach beiden Seiten hin abgegrenzt. Diese Arbeit steht auf der Höhe der Schmiedekunst, in welcher unser deutsches Kunstgewerbe jetzt sich dreist neben dasjenige früherer Blütheperioden und über dasjenige der meisten anderen Länder stellen kann. Durch die gegenüberliegende Thür treten wir auf den mit schönen Fliesen belegten Hof (dessen Glasüberdachung mit ihrer Eisenconstruction ein wenig modern wirkt), auf welchen die hochberühmten Köpfe sterbender Krieger von Schlüter, die Schlußsteine von 22 Fensterbogen herabblicken. Vor uns liegt die doppelarmige Freitreppe, ganz im Stile des Gebäudes, flankirt von sitzenden Kriegergestalten, welche Reinhold Begas im heroischen Stile des Barock modellirt hat. Vom oberen Podest öffnet sich das Portal zu dem Kuppelbaue der „Herrscherhalle". Noch ist nicht entfernt die volle Wirkung vorhanden, welche dieser Prachtraum, ein Muster edelster Renaissance, dereinst üben wird, noch fehlt der plastische, noch der reiche Bilderschmuck, und so fehlt auch dem stolzen Prunke der schönen Architektur noch seine nothwendige Ergänzung. Pfeiler und Nischen erglänzen in farbigem, edlen Material, in gelbem, rothem und dunklem Marmor und Stucca lustro. Die Wandflächen und die Kuppelwölbung, welche mit reicher Bemalung bedeckt werden sollen, sind zur Zeit noch weiß. Die Wandflächen werden Darstellungen großer entscheidender Momente aus der Geschichte Preußens tragen (Krönung Friedrich's I., Huldigung der schlesischen Stände, Aufruf Friedrich Wilhelm's und die Erhebung zu dem Freiheitskriegen, Kaiserproclamation in Versailles); Werner, Steffeck, Bleibtreu und Camphausen werden sie ausführen. Die Kuppel wird von dem talent- und geistvollen Geselschapp mit Idealdarstellungen geschmückt, die bereits in der Ausführung begriffen sind. Auch die Plastik wird einen erheblichen Antheil an dem glänzenden ornamentalen Schmucke dieses Raumes haben. Vor den vier Pfeilern, welche die Herrscherhalle begrenzen und den entsprechenden Wandpilastern werden die Statuen der Herrscher vom großen Kurfürsten bis zu Kaiser Wilhelm Aufstellung finden. In einer dem Eingange gegenüber befindlichen großen Nische schwebt die von Schaper modellirte Victoria hernieder. An die Herrscherhalle schließt sich nach beiden Seiten durch den Nordflügel die „Feldherrnhalle", in welcher Büsten der berühmten Feldherren aufgestellt werden sollen. Auch hier sind Pfeiler u. s. w. mit kostbarem Materiale bekleidet und die Wandflächen für malerische Darstellungen bestimmt. Die Gewölbekappen tragen einen überaus wirkungsvollen Farbenschmuck.

In den übrigen Flügeln, welche wieder durch schmiedeeiserne Gitter abgeschlossen sind, ist die Einrichtung eine einfachere. Hier wird das aufzustellende Waffenmaterial u. s. w. dem Raume erst sein monumentales Gepräge geben. y.

Litteratur.

Heinrich von Plauen. Historischer Roman in drei Bänden von Ernst Wichert. Leipzig, Carl Reißner. 1881. — Es ist ein heutzutage ziemlich allgemein anerkannter ästhetischer Satz, daß der historische Roman im Unterschiede vom historischen Drama davon absehen müsse, eine historisch bekannte Persönlichkeit zu dem eigentlichen Helden seiner Darstellung zu machen. Denn sobald eine derartige Gestalt im Vordergrunde der Dichtung steht, wird auf die Fabel ein Druck geübt, der das ganze Gebäude zerstört; der historische Held muß entweder zum Mittelpunkte historischer Handlung gemacht werden und aus dem Epos oder Roman wird ein Geschichtswerk oder der Dichter fügt zu den historischen Elementen noch ein aus seiner Erfindung hervorgegangenes hinzu und es entsteht ein wunderliches Gemisch von Poesie und Geschichte, bei dem der Leser keinen rechten Glauben zu den historischen Thatsachen bekommt und in der Freude an der auf Erfindung beruhenden Fabel alle Augenblicke durch historische Auseinandersetzungen gestört wird. Der richtige historische Roman darf sich in weiter keinem Punkte vom sogenannten Zeitroman unterscheiden, als daß er in einer für uns schon historisch gewordenen Zeit spielt und daher die Ausführung des Hintergrundes die nöthige Unterlage bieten muß, die handelnden Personen in ihrer Stellung zu den Aufgaben und Auffassungen ihrer Zeit zu begreifen; Geschichte wollen wir nicht aus ihm lernen, sondern nur die Personen in einem Zusammenhange sehen, durch den sie uns menschenwürdiger erscheinen, als wenn sie nur für sich und von aller Verbindung mit den allgemeinen Menschheitsaufgaben losgelöst leben. An den Schwierigkeiten, diesen ästhetischen Forderungen gerecht zu werden, ist auch Wichert in seinem „historischen" Roman „Heinrich von Plauen" gescheitert, wenn gleich sein Werk wegen der Gediegenheit der Anschauung und der sehr glücklichen dichterischen Ausführung einzelner Theile ein nicht geringes Interesse erregt.

Graf Heinrich Reuß von Plauen hat den deutschen Orden nach der unglücklichen Schlacht bei Tannenberg durch die heldenmüthige Vertheidigung von Marienburg gerettet und wird von seinen Ordensbrüdern an Stelle des in jener Schlacht gefallenen Ulrich von Jungingen zuerst zum Statthalter und dann zum Hochmeister des Ordens gewählt. Indessen behauptet er sich nur etwa drei Jahre (1410 bis 1413) in dieser Würde, da wird er, weil er sich durch seine strengen Anforderungen an die Kräfte der Brüder und des Landes und durch seine consequente und zur Nachgiebigkeit wenig geneigte Auffassung des Verhältnisses zu den Nachbarstaaten verhaßt gemacht hat, durch eine Intrigue des Ordensmarschalls Michael Küchmeister von Sternberg mit leichter Mühe gestürzt. Neben der auswärtigen Politik bietet in dieser Zeit noch die Stellung der Ordensregierung zu den abhängigen Städten besondere Schwierigkeit, namentlich Danzig liegt mit dem in seiner nächsten Nähe residirenden Comthur in fortwährendem Streite, so daß des Hochmeisters Bruder, der eine Zeit lang jene Würde inne hat, sogar zwei Bürgermeister und einen Rathsherrn der Stadt auf sein Schloß lockt und dort enthaupten läßt. Das sind die beiden historischen Hauptfäden, welche der Dichter, und zwar zum Theile aus den Documenten der Zeit selbst, zur Darstellung bringt; ausführliche und häufig ermüdende, jedenfalls durchaus unpoetische Berichte über Ordensver-

sammlungen und diplomatische Versammlungen füllen manche Seite des umfangreichen Werkes. Allerdings werden sowohl die Bedeutung des Ordensstaates als auch die Schwierigkeiten, mit denen er im Innern wie nach außen zu kämpfen hat und aus deren Häufung sich für den Leser die Nothwendigkeit des einstigen Zerfalls ergiebt, sehr gut beleuchtet, aber dem poetischen Interesse steht die Ausführlichkeit vielfach im Wege und, da es selbstverständlich ebenso an einer historischen Einleitung wie an einem den weiteren Verlauf zusammenfassenden Nachworte fehlt, so wird für den, der sonst nicht viel von der Geschichte des Ordens und der ganzen Zeit weiß, doch das Meiste unverständlich bleiben. Am Schlusse ist Wichert insofern von der Geschichte abgewichen, als er den Hochmeister nach seiner Absetzung nicht zum Verräther werden, sondern nur seinen Bruder mit solcher Schuld behaftet sein läßt.

Die Fabel, welche der Dichter zu diesen historischen Bestandtheilen hinzuerfunden hat, greift nur in einem Falle direct in die geschichtliche Handlung ein, indem eine nur auf ihr beruhende Thatsache für Plauen's Gegner Michael Küchmeister die Handhabe wird, das Ansehen des Hochmeisters empfindlich zu schädigen; im Uebrigen hat sie für die Gesammthandlung nur dadurch Bedeutung, daß sie die Charakteristik einzelner Personen und vor Allem des Haupthelden selbst beeinflußt; davon abgesehen, bildet sie einen Bestandtheil für sich, in Betreff dessen es sehr zu bedauern ist, daß der Dichter ihn nicht ganz in den Vordergrund gestellt und das historische Element in jenem oben erwähnten Sinne ausschließlich zur Vertiefung und Grundirung benutzt hat. Vor seinem Eintritte in die Ordensgemeinschaft hat Heinrich von Plauen ein Liebesverhältniß zu der von ihm entführten Tochter eines Försters gehabt, aus welchem zwei Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, entsprungen sind; als der Förster nach langem Suchen seine Tochter wiederfindet und im Zorne über ihre Flucht erschlägt, wendet sich Heinrich, den die Rache nicht ereilt, dem Orden zu. Um die Zeit nun, in welcher Wichert's Erzählung beginnt, also kurz vor der Schlacht bei Tannenberg, kommt der Sohn auf Verlangen des Vaters in dessen Nähe, ohne von seiner Abstammung etwas zu wissen, und findet dort auch seine Schwester. Das Geschwisterpaar hat alsdann, zum Theil in der Nähe des Hochmeisters, während der nächsten drei Jahre allerlei Schicksale, der Bruder dadurch, daß er ohne Aussicht auf die Einwilligung des Vaters die Tochter eines Danziger Rathsherrn liebt und andererseits selbst ohne eine Gegenempfindung seinerseits von der Schwester eines Freundes geliebt wird, die Schwester durch die sich ihr zuwendende Liebe jenes Freundes ihres Bruders. Schließlich werden beide nach mancherlei Hindernissen glücklich und erfreuen sich auch der Liebe des Vaters, der sich ihnen als solcher geoffenbart hat. Eine besonders eigenthümliche Gestalt ist der alte Großvater der Geschwister, jener Förster, welcher sich nach der Tödtung seiner Tochter in eine Waldeseinsamkeit begeben hat und nur durch einen Zufall in eine Beziehung zu seinen Enkeln kommt. In diesem Theile der Dichtung ist die Handlung fast durchweg spannend, sind die Charaktere gut gezeichnet und verständlich, nur bei Natalia, die so vergeblich um die Neigung des Geliebten wirbt, scheint mir der Dichter in den Abenteuern, die er sie durchmachen läßt, etwas über das Maß des Wahrscheinlichen hinausgegangen zu sein; schön ist dagegen und psychologisch begreiflich ihr Verhalten bei ihrer letzten Begegnung mit dem Geliebten. Freilich ist die Darstellung überall etwas breit und auch manchmal nicht frei von Unwahrscheinlichkeiten, im Allgemeinen aber verweilt man mit Interesse und Freude bei diesen Partien und nimmt um ihretwillen das Zuviel des „Historischen" gern mit in den Kauf.

E—e.

Die Feldzüge Karl's XII. Ein quellenmäßiger Beitrag zur Kriegsgeschichte und Cabinetspolitik Europa's im achtzehnten Jahrhundert von Christian von Sarauw, königl. dänischer Kapitän a. D. Mit lithographirten Tafeln. Leipzig, Bernhard Schlicke. 1881. — Ein Buch, welches uns in die Geschichte des östlichen Europa führt und uns daran erinnert, wie Polen, Russen und Türken vor anderthalb Jahrhunderten zu einander standen, hat in diesen Tagen sicherlich ebensoviel Anspruch auf unsere Theilnahme, als eine Darstellung der Heldenzüge des „großen Königs" der Schweden. Ueber seine Thaten, wie über die Eigenschaften seines Charakters haben sich die Urtheile geklärt und eine wesentliche Aenderung wird die geschichtliche Auffassung seiner Person schwerlich erfahren. Eine solche beabsichtigt freilich der Verfasser der mit großem Fleiß gearbeiteten Schrift auch nicht zu geben. Er will Sundblad und Fryxell ergänzen und gehässige Urtheile, die dem Werke des ersteren angeheftet sind, richtig stellen. Ein Vortrag des jetzigen Königs von Schweden und neuere archivalische Forschungen haben seit diesen Publicationen das Material vermehrt und dies bedarf einer zusammenhängenden Fassung. Die vorliegende Arbeit wird in gleichem Maße den kriegerischen Vorgängen wie den politischen Verhältnissen gerecht und nach beiden Richtungen darf ihr die gebührende Anerkennung nicht vorenthalten werden. Wir vergegenwärtigen uns an der Hand des Autors die gewaltige Aufgabe, welche dem schwedischen Staate aus der ungeheueren Vergrößerung seines Gebietes erwachsen war. Was bei dem Zerfalle des deutschen Reiches, der Zersetzung Polens, der geringen Entwickelung der russischen Macht der schwedischen Herrschaft untergeordnet worden war, mußte mit geringen Kräften vertheidigt und festgehalten werden. Daß es dem unbeugsamen Fürsten und begabten Feldherrn möglich war, dies Riesenwerk länger als ein Jahrzehnt im Kampfe gegen überlegene Mächte durchzuführen, wird nur erklärlich durch die persönliche Schwäche des einen Gegners, August von Sachsen, und durch die Unfertigkeit des russischen Staatswesens. Der Zar Peter, obgleich ähnlich energisch beanlagt wie Karl, besiegte diesen dann wesentlich durch dieselbe Macht des Raumes, die ein Jahrhundert später die gewaltige Invasion zurückdrängte. Daß es nicht durchaus der Mangel an Ueberlegung war, welcher den Schwedenkönig ins Verderben trieb, diesen oft erhobenen Vorwurf bemüht sich Sarauw einzuschränken. Nicht ohne Glück verfolgt er diesen Gesichtspunkt bei den entscheidenden Wendungen seiner Geschichte und wenn wir dem Autor vollen Glauben schenken wollen, war es der klare Wille: den Gegner da zu treffen, wo die Wurzeln seiner Macht liegen, welcher die Schritte Karl's lenkte, nicht anders als wie Napoleon den Krieg verstand. Selbst das lange Verweilen Karl's bei den Türken erscheint begreiflicher, in diesem Sinne betrachtet.

Der Leser wird im Laufe der Darstellung zuweilen ein scharfes Hervortreten der Persönlichkeit des Königs vermissen. Ungleich interessanter auch als manche Einzelheiten in der Beschreibung der Kämpfe und der Aufzählung der Truppen würde ein deutliches Bild des Charakters und der Lebensweise des schwedischen Heeres sein, mit dessen Wesen z. B. zur Zeit Gustav Adolph's wir doch sehr vertraut sind. Die Schilderung der kriegerischen Vorgänge erscheint, so wie sie gegeben ist, häufig farblos; der Grad unserer Theilnahme bleibt gering, trotzdem manche bedeutsame Frage uns aufstößt. Wir halten z. B. heute nur wenig von alten kriegsgewohnten Soldaten; Karl vermochte es, die Anforderungen mit den Erfolgen wie mit den Opfern zu steigern. Das umfangreiche Studium hat den Autor mehrfach verleitet, eine Polemik über Ergebnisse der Quellenforschung in einer Breite zu führen, welche den Leser gleichgiltig läßt, wie der Verfasser auch

bei Darlegung der Situation nicht Meister einer übersichtlichen Zusammenfassung ist. Daß die Sprache nicht von Härten frei geblieben, dürfen wir dem Dänen verzeihen.

Altes und Neues. Von Fr. Th. Vischer. Erstes Heft. Stuttgart, A. Bonz. 1881. — Das Alte in dieser neuen Sammlung „kritischer Gänge" geht zum Theil um vierzig Jahre zurück. Man wird aber gerade die Schilderungen von einer griechischen Reise, welche das Heft eröffnen, heute mit besonderm Antheil wieder lesen. Wiederum stehen in unseren Tagen die Griechen im Vordergrunde des abendländischen Interesses und der Verfasser versäumt nicht, den erstmals in Schwegler's Jahrbüchern der Gegenwart erschienenen Skizzen jetzt ein aus den Sorgen und Sympathien der Gegenwart heraus geschriebenes warmes philhellenisches Wort mit auf den Weg zu geben. Vischer hat damals mit jugendlichen Augen Hellas gesehen und in jugendfrischer Sprache seine Eindrücke niedergeschrieben, aber das Schöne ging seinen Augen auf, eben als er gesammelt aus den Hallen der Wissenschaft trat: das Element der Kritik, der wissenschaftlichen Bildung durchdringt sich überall in eigenthümlicher Weise mit der naiven Lust des Schauens. An Ort und Stelle lernt er die antiken Mythen anders begreifen als zuvor, aber zugleich steigt durch jede Anschauung antiker Art und Form in Volk, Natur und Kunst seine Hochachtung vor der deutschen Philosophie. „Der ferne nordische Geist hat begriffen und in Gedanken erhoben, was dunkle Naturgeister und veredelter Menscheninstinct in glücklicheren Zonen geschaffen haben, und wer irgend gerecht ist und unbefangen anschaut, wird bekennen, daß sich ihm unter diesen Anschauungen die Begriffsbestimmungen unserer Aesthetik, Religionsphilosophie einfach füllen wie wohlgebildete Gefäße, in welche der für sie bestimmte Trank ohne Anstoß einfließt." Derlei Bekenntnisse eines Hegelianers mögen heutzutage Manchen fast altmodisch erscheinen; für Vischer sind sie noch heute charakteristisch, so entschieden er bekanntlich den schulmäßigen Formalismus, die Fesseln des Systems abgestreift hat. Dem philosophischen Idealismus ist er treu geblieben, ihn bezeugen die neuen wie die alten Hervorbringungen seines Geistes: ob er das Schlachtfeld von Thermopylä beschreibt oder über satirische Zeichnungen der Gegenwart handelt, den Geheimnissen von Mörike's Dichtergenius nachsinnt oder über den Traum und seine „dumme Genialität" philosophirt. Alles ist tiefgeschöpft und zugleich durch eine phantasievolle Bildkraft zur Deutlichkeit erhoben. Die älteren Arbeiten haben sämmtlich kürzere oder längere Zusätze erhalten und so zeigt die neubegonnene Sammlung kleiner Schriften den Verfasser noch in voller, hocherfreulicher Schaffenskraft. L.

Briefe von Bethmann-Hollweg. — Die Freunde des verewigten Staatsministers von Bethmann-Hollweg machen wir darauf aufmerksam, daß sich mehrere Briefe desselben in einer theologischen Monatsschrift „Deutsch-evangelische Blätter" von Beyschlag (Halle, Striehn) und zwar im Decemberheft 1880 zum ersten Male gedruckt finden. Der Aufsatz ist überschrieben: „Aus Briefen zweier Verstorbenen". Der andere Verstorbene ist Prof. Hülsmann, früher in Duisburg, der ebenfalls ein auf pädagogischem und liberal-theologischem Gebiete wohlbekannter Schriftsteller ist. Die Correspondenz bewegt sich meist um bedeutende Ideen und dient jedenfalls dazu, die beiden Männer tiefer kennen zu lernen.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.
Ausgegeben: 8. Februar 1881. — Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig.

Zum Gedächtniß Adalbert von Chamisso's.

I.

Es ist gewiß nicht nationale Befangenheit, wenn wir bei einem vergleichenden Ausblicke über die Literaturen aller modernen Völker unserer deutschen den ersten Platz zuerkennen. Hierzu würde uns vielleicht schon der unvergleichliche Reichthum berechtigen, welcher uns durch die Uebersetzungskunst der Voß, Schlegel, Rückert, Gildemeister und so vieler anderer zu eigen gemacht wurde. Es ist doch unzweifelhaft ein Zeichen hoher Culturblüthe und ein Vorzug, den bereits Goethe gepriesen, daß, wer nur der deutschen Sprache mächtig ist, sich zugleich im Stande befindet, das Beste aller Literaturen alter wie neuer Zeit in einer dem Originale treulich nachgebildeten Kunstform kennen zu lernen. Für die deutsche Literatur selbst ist diese Gewandtheit und Schmiegsamkeit nicht immer nur von Vortheil gewesen. Platen, der seinerseits selbst zum großen Theile dem üblen Einflusse dieser Fähigkeit unterlegen ist, spottet schon im Jahre 1821:

> „Singt nur in Florenz Terzinen,
> Und Ottaven in Sicilien,
> Zu Paris Alexandrinen,
> Und in Spanien Redondilien,
> Singt, ihr Britten, Spenserstanzen,
> Und Kassiden singt, ihr Persen:
> Arm an Maß zwar ist der Deutsche,
> Doch nur allzureich an Versen."

Wenn nun die Uebersetzungen im Großen und Ganzen doch auch die eingeborene Literatur förderten, so war dies nur möglich, weil sie erst zu einer Zeit begannen, da wir schon eine großartig begonnene einheimische Dichtung entwickelt hatten. Mit dem Uebersetzen, ja auch mit dem guten Uebersetzen allein wäre wenig gewonnen gewesen, wenn diese Grundlage gefehlt hätte. Der gut gemeinte Rath Friedrich's des Großen würde auch befolgt keine Früchte getragen haben, denn übersetzt hatte schon die Gottschedische Schule mit Eifer und Ausdauer, aber ohne die Literatur dadurch sonderlich zu fördern. Für des Franzosen Chamisso Dichterlaufbahn war aber gerade die in

deutscher Sprache sich bildende Weltliteratur von bestimmendem Einflusse. Für den Lyriker Chamisso haben wir die Frage zu beantworten, in welchem Gebiete liegt die Hauptstärke der deutschen Literatur?

Als 1772 Emilia Galotti erschien, da rief Eschenburg und halb Deutschland mit ihm voll unbegrenzter Bewunderung „o Shakespeare-Lessing!" Der so bedenklich hinkende Vergleich wurde mit mehr scheinbarer Wahrheit wiederholt, als 1779 der wirklich shakespearisirende Götz von Berlichingen das Publikum entzückte, Herder aber in der ersten Bearbeitung zu dem Ausrufe veranlaßte: „Shakespeare hat Euch (Goethe) verdorben." Auch der einseitigste Bewunderer Schiller's als Dramendichters wird in unseren Tagen Anstand nehmen, Schiller auf eine Stufe zu setzen mit Shakespeare, von dem der Dichter des Faust und der Iphigenie in seinem Alter meinte: „Shakespeare gesellt sich zum Weltgeist; er durchdringt die Welt wie jener . . . Wie das Universum, das er darstellt, bietet er immer neue Seiten und bleibt am Ende doch unerforschlich: denn wir sämmtlich, wie wir auch sind, können weder seinem Buchstaben noch seinem Geiste genügen." Wer möchte das von Schiller behaupten? und von den Dramatikern nach ihm? Gerade unter ihnen sind ja hervorragende Dichtergrößen: Heinrich Kleist, Grillparzer, Fr. Hebbel. Kleist und Hebbel unter ihnen haben sich an Goethe und Shakespeare, Grillparzer an Goethe und den spanischen Dramatikern gebildet. Die Dramendichter der Schiller'schen Schule haben, von einzelnen wie Collin, Hahn u. s. w. abgesehen, meist als Verfasser von Schicksalstragödien (Müllner, Werner, Houwald u. s. w.) das verdiente Schicksal gänzlicher Vergessenheit erfahren. Ob es überhaupt möglich ist, das deutsche Drama zu einem höchsten Gipfel zu bringen, auf anderen Wegen als Schiller es versucht hat, muß ja noch offener Streitpunkt bleiben. Aber zurückstehen muß unser deutsches Drama trotz großartiger Einzelheiten nicht nur dem englischen des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts, sondern auch dem französischen Drama. Den Vorzug des letzteren werden freilich wenige Deutsche anerkennen wollen, denn seit Lessing und Schlegel herrschen in Deutschland die einseitigsten, grundfalschen Anschauungen über das französische Theater. So jämmerlich und verkehrt das französische Drama mit dem griechischen verglichen erscheinen muß, so hochstehend und das deutsche überragend ist es als rein französische nationale Kunstgattung betrachtet. Unmöglich konnte ein geborener Franzose wie Chamisso ein deutscher Dramendichter werden; so wenig als er ein deutscher Romanschriftsteller werden konnte.

Im modernen Epos, dem Romane, besitzen wir in unserer classischen Literatur in Werther's Leiden ein Meisterwerk in Form und Inhalt, wie kein zweites in der Gesammtliteratur vorhanden ist. Der Wilhelm Meister, dem Gehalte nach ein Weltroman, dem nur Cervantes' und Fielding's Werke an

die Seite gesetzt werden können, muß diesen dennoch nachstehen. Wie der Faust die Dramenform, so zersprengt auch der Meister selbst die so dehnbare Form des Romanes; der Riesenstoff ist nicht mehr künstlerisch bewältigt. In der nachclassischen Zeit haben wir Romane erhalten, viele zu Lebzeiten Chamisso's, noch viel mehr seit seinem Todesjahre. Aber so unclassisch sie fast alle zu sein streben, sie werden doch das Loos der classischen Romane Wieland's theilen müssen. Er als der erste Deutsche hat im achtzehnten Jahrhundert die Romandichtung begonnen, aus welcher sich unmittelbar der moderne Roman entwickelt hat, und kein geringerer als Lessing hat einst diese Werke gepriesen. Wer liest sie heute noch? und wenn das geschehen, wer wird in fünfzig Jahren noch „die Ritter vom Geiste“ oder „das Landhaus am Rhein“ kennen? Was Chamisso selbst erlebt hat, das allein hätte fast schon zum Inhalte eines Romanes hingereicht; statt dessen griff er zur kleineren Erzählung, um mit einer Kunst, wie sie die Dichter der altfranzösischen Fabliaux gekannt, manch persönliches Erlebniß, manch tiefsinnige Lebensweisheit in „Peter Schlemihl's wundersamer Geschichte“ zu verarbeiten.

Wir haben in Roman und Drama einzelne Meisterwerke; in geschlossener Masse aber müssen wir hier vor den entsprechenden Dichtungen anderer Nationen zurücktreten. Ganz andere Verhältnisse begegnen uns, wenn wir uns zur Lyrik wenden. In ihr überragt die deutsche Dichtung die der Ausländer weit mehr als sie von ihr auf anderen Gebieten übertroffen wird. Nirgends zeigt die Lyrik eine so mannichfaltige Fülle, ja geradezu Unbegrenztheit in Form wie Inhalt. Von der pompösen Ode im Stile Jean Baptist Rousseau's bis zum flüchtigen epigrammatisch zugespitzten Ditty können wir uns mit Franzosen und Engländern siegreich messen. Selbst im „schlechtesten Stoffe“ geformt kann der Wohlklang des Goethe'schen Liedes sich mit denen der südlichen Völker vergleichen; unser Volkslied steht im epischen Ausdrucke der älteren englischen Ballade nach, übertrifft aber diese weit an Tiefe der Empfindung. Dem aber, was Schiller in seinen lyrisch-didaktischen Dichtungen geschaffen hat, kann sich in keiner Literatur Europas Ebenbürtiges finden; durch ihn hat die Lyrik eine Bereicherung und einen Umfang erhalten, von dem man vorher keine Ahnung hatte; das einst berühmte Lehrgedicht der Engländer (Pope, Thomson) war mit dem Erscheinen der „Künstler“ (1789) für immer in den Schatten gestellt. Die Lyrik wurde der Mittelpunkt der deutschen Dichtung; in ihr mußte das Talent des nach Deutschland verschlagenen Ausländers, wie Chamisso es war, Bethätigung suchen und finden; nur sie allein konnte von Anfang an überwältigend sein Gefühl ergreifen, wenn auch da, wo wie in Madame Staël's l'Allemagne die kritische Betrachtung vorwiegend war, die Schiller'schen Dramen anfänglich größeren Eindruck hervorbringen mußten. Aber selbst im Drama hatte sich das lyrische Element

hervorgedrängt; nicht nur ein Werk wie Goethe's Torquato Tasso ist durch und durch lyrisch, auch der Dramatiker Schiller giebt der Lyrik Eintritt in seine Tragödien (Jungfrau von Orleans, Wilhelm Tell). Seit dem zweiten Jahrzehnte des neunzehnten Jahrhunderts aber — seit der Beendigung der Freiheitskriege, eben dem Zeitpunkte, der für Chamisso am entscheidendsten ist — herrscht die Lyrik, durch die Erscheinung des westöstlichen Divans neu belebt, so übermächtig vor, daß sie bald sogar zersetzend in andere Gebiete eindringt. Heine nannte seine Gedichte eine „lyrische Tragödie"; dagegen sind seine beiden Tragödien lyrische Gedichte. Die epische Poesie vollends ging zum großen Theile geradezu im Lyrischen auf, nicht nur in gebundener Rede wie in Lenau's Faust und Albigensern; ein in seiner Art so bewunderungswürdiges Werk wie Gottfried Keller's „grüner Heinrich" kann wie ein großes lyrisches Gedicht in Prosa erscheinen. Auch bei einem Meister der epischen Erzählung, wie bei Heyse, kommt in den Novellen in Versen das Lyrische vielmehr zur Geltung als es vielleicht im Wesen der Novelle liegt. Aber auch hierfür hatte Goethe bereits in seiner Musternovelle ein Vorbild gegeben. Manche neuere epische Dichter suchten das Eindringen des lyrischen Elementes in ihre Dichtung selbst dadurch fern zu halten, daß sie in freilich unkünstlerischer Weise der Lyrik einen eigenen Abschnitt ihres Werkes als festumfriedete Grenze einräumten, so Scheffel in seinem herrlichen „Trompeter von Säkkingen", so neuerdings Julius Wolff in seinem „Wilden Jäger" und „Tannhäuser".

Wie nun hat sich die deutsche Lyrik seit Goethe entwickelt? war eine weitere Ausbildung derselben überhaupt noch möglich? Diese Fragen müssen wir nothwendiger Weise erörtern, wenn wir über Chamisso's Stellung, seine Verdienste und Schwächen eine nicht nur in den gewöhnlichen Phrasen sich beschränkende Erkenntniß gewinnen wollen.

Schwer war es, noch nach Goethe's Lyrik Neues zu schaffen. Goethe selbst erkannte das und sprach es kurz vor seinem Tode in dem Aufsatze „Für junge Dichter" (1831 in „Kunst und Alterthum" VI, 3) aus: „Die deutsche Sprache ist auf einen so hohen Grad der Ausbildung gelangt, daß einem jeden gegeben ist, sowohl in Prosa als in Rhythmen und Reimen sich, dem Gegenstande wie der Empfindung gemäß, nach seinem Vermögen glücklich auszudrücken . . . Schwer, vielleicht unmöglich wird es aber dem Jüngern, einzusehen, daß hierdurch im höhern Sinne noch wenig gethan ist. Betrachtet man solche Erzeugnisse genau, so wird alles, was im Innern vorgeht, alles, was sich auf die Person selbst bezieht, mehr oder weniger gelungen sein, und manches auf einen so hohen Grad, daß es so tief als klar, so sicher als anmuthig ausgesprochen erscheint. Alles Allgemeine, das höchste Wesen wie das Vaterland, die grenzenlose Natur, sowie ihre einzelnen unschätzbaren Er-

scheinungen überraschen uns in einzelnen Gedichten junger Männer, woran wir den sittlichen Werth nicht verkennen dürfen, und die Ausführung liebenswürdig finden müssen. Hierin liegt aber gerade das Bedenkliche. Denn leider hat ein wohlwollender Beobachter gar bald zu bemerken, daß ein inneres jugendliches Behagen auf einmal abnimmt, daß Trauer über verschwundene Freuden, Schmachten nach dem Verlorenen, Sehnsucht nach dem Ungekannten, Unerreichbaren, Mißmuth, Invectiven gegen Hindernisse jeder Art, Kampf gegen Mißgunst, Neid und Verfolgung die klare Quelle trübt." So verschieden sie unter einander sind, Platen, Heine und Lenau sind Beispiele für die Richtigkeit der Goethe'schen Schlußsätze; ihnen gegenüber von diesem Tadel unberührt stehen Uhland und Chamisso. Aber eben diese fünf Dichter sind es, welche nicht nur den „hohen Grad der Ausbildung der deutschen Sprache" sich zu Nutze machten, sie wissen noch nach Homer an einer Ilias neue Züge zu dichten; sie tragen der deutschen Lyrik wirklich Neues hinzu, während von ihren meisten Mitstrebenden Lenau's Spottverse gelten: es

„. . trägt das deutsche Wort,
Das von Meistern ward geritten,
Als sie sich den Kranz erstritten,
Manchen Stümper mit sich fort."

Auf verschiedenen Wegen und mit verschiedenem Erfolge gingen diese Fortbildner der deutschen Lyrik zu Werke. Platen, welcher unter allen jüngeren Dichtern die schrankenloseste Verehrung für Goethe hegte, ihn über Cervantes und Shakespeare zusammengenommen stellte, sprach in der Widmung seiner Gaselen an Goethe (1821) seine Ansicht über die Möglichkeit einer Weiterentwickelung aus:

„Der Orient sei neu bewegt,
Soll nicht nach dir die Welt vernüchtern;
Du selbst, du hast's in uns erregt:
So nimm hier, was ein Jüngling schüchtern
In eines Greises Hände legt."

Nur auf dem von Goethe angedeuteten Wege könne man durch Stoffzufuhr von außen und Aneignung fremder Formen die Poesie im Flusse erhalten. Der westöstliche Divan, vielleicht das Eigenartigste, was Goethe als Lyriker überhaupt geschaffen hat, schien gar vielen leichter als alles andere nachzuahmen, und Mirza Schaffy erfreut sich heute eines Ruhmes und einer Beliebtheit in Kreisen, in welche Goethe-Hafis' Klänge noch nicht gedrungen sind. Platen aber ließ sich die Ausbildung der Formen in jeder Hinsicht am Herzen liegen, — „die Kunst zu lernen war ich nie zu träge" —; es ist aber eine entschiedene Täuschung, wenn er glaubte, ihr dadurch auch „neue Bahnen aufgeschlossen" zu haben. Dagegen ist es wirklich sein Verdienst, der freilich

einseitige Fortschritt, den er bezeichnet, daß „im Stil ihn keiner übertroffen". Es ist durchaus ungerecht, Platen's Formenglätte für Kälte zu halten; als Dichter gebührt ihm bei weitem der Vorrang vor dem populäreren Rückert, wenn auch sein bleibender Einfluß vielleicht nur in einer nun allgemein sorgfältigeren Behandlung des Reimes hervortritt. Auch in Schwaben wird jetzt kein junger Dichter mehr „Menschen" mit „wünschen" reimen. Wie ein glänzender Schwan, stolz und rein, aber einsam; bewundert, aber in seinem fremdartigen Wesen nur angestaunt, nicht geliebt, erscheinen die Werke des bairischen Dichters. Ich glaube, es ist in unseren Tagen die entscheidendste Probe über das allgemeine Fortleben eines lyrischen Dichters, wenn wir fragen, wie viele seiner Gedichte componirt und gesungen werden. Mir ist keine Composition eines lyrischen Gedichtes von Platen bekannt, die weitere Verbreitung gefunden hätte, während doch selbst einige von Klopstock's Oden im Gesange frisches Leben bewahrt haben.

Neben Platen wird von Goethe selbst (in den Gesprächen mit Eckermann) von den jüngeren Dichtern am häufigsten Uhland genannt. Wenn ich oben sagte, die Epik sei im Allgemeinen durch die Lyrik überwuchert worden, so haben wir bei Uhland eine Ausnahme anzuerkennen. Uhland ist gerade als Epiker der große Dichter, in seiner Art in Deutschland ohne Gleichen, während wir in seinen Dichtungen öfters an die größeren wie kleineren epischen Dichtungen Walter Scott's erinnert werden. Uhland's Ausgangspunkt aber ist nicht die epische, sondern die lyrische Poesie. Was schon Wieland bei Dichtung seines Oberon angestrebt hatte, veraltete deutsche Worte und Formen neu für die neue Dichtung zu gewinnen, das hat Uhland in weitgehendem Maße gethan; er hat auch nach Goethe zum Theil noch eine neue Dichtersprache geschaffen, nicht Platen, sondern er dürfte von sich rühmen:

„Und auf die Sprache drückt' ich mein Gepräge."

Während die Romantiker in thörichter Weise das Unmögliche versuchten, die zum großen Theile auf philosophischer Grundlage geschaffene deutsche Dichtung plötzlich mit mittelalterlichem Geiste zu erfüllen, altes und neues zu verquicken, schuf Uhland aller Tendenz ferne ruhig seine anspruchlosen Gedichte. Er schuf in der Poesie die „wundervolle Märchenwelt" wirklich neu, in ihrer Frömmigkeit wie in ihrer vollen Mannes- und Sinnenkraft sie der lebenden Generation vor Augen zu stellen, er hütete sich aber weislich, nun das moderne Tageslicht mit dem der „mondbeglänzten Zaubernacht" vermischen zu wollen. Dabei liegt allerdings seine Hauptstärke mehr in den erzählenden Gedichten. So Herrliches er auch in reiner Lyrik geschaffen hat, hier ließ er sich vom Studium der Minnesinger doch oft verleiten, in gewissen Worten und Begriffen etwas äußerlich die Poesie zu suchen; möge hierfür erläuternd das an und für sich reizende kleine Gedicht „Lob des Frühlings" zeugen:

„Saatengrün, Veilchenduft,
Lerchenwirbel, Amselschlag,
Sonnenregen, linde Luft!

Wenn ich solche Worte singe,
Braucht es dann noch großer Dinge,
Dich zu preisen, Frühlingstag?"

Neben Uhland habe ich Chamisso; Heine und Lenau neben Platen genannt. Von allen diesen besitzt Heinrich Heine das größte poetische Talent, denn einer außergewöhnlichen Begabung hat es wahrhaftig bedurft, um aus dem unlauteren Boden dieses Charakters solche Blumen emporkeimen zu lassen, deren narkotischer Duft Freund und Feind entzückt. Nicht etwa daß Heine's Poesie im Widerstreite mit seinem Charakter läge, ganz im Gegentheil, derselbe verläugnet sich in keinem seiner Gedichte. Ist es gleich ein weitverbreitetes Vorurtheil, so gehört es doch mit zu den albernsten, welche nur überhaupt vorhanden sind, wenn man glaubt, Künstler und Mensch von einander trennen zu können. Der Eine stellt nur dar, was der andere ist. Und Heine ist durchaus ein unwahrer Charakter. Nirgends läßt sich der Mensch leichter und besser erkennen als in seinen Briefen; und hier tritt uns auch Heine's Grundfehler bald entgegen: er spielt Comödie mit sich und anderen. Nie werden wir da ein unbefangenes sich Hingeben, ein Vergessen der eigenen Person gewahr; er will scheinen zugleich vor seinem Correspondenten wie vor der Nachwelt, an die er vor dem Spiegel schreibend denkt. Bilden aber so Eitelkeit und Egoismus sein Wesen, so ist es ganz natürlich, daß er sich dabei unbefriedigt, unglücklich fühlen muß. Und auch dieses an und für sich wahre Gefühl wird wieder vor den Spiegel gebracht und zum Schauspiele dressirt. Es ist eine Comödie, die den Spielenden wie den Zuschauer bald tragisch, bald widerlich anmuthet. Das vom Menschen gesagte auf den Dichter Heine anzuwenden fällt nicht schwer. Was bei Uhland und Platen nur in weit geringerem Maße der Fall war, hier wird wieder die ganze Individualität eines Menschen in die Poesie hineingetragen; der Dichter behält nicht wie es andere thaten etwas, vielleicht das Beste, für sich zurück, das er uns wie Goethe nur ahnen läßt. Nein, Heine giebt sich ohne allen Rückhalt, er sagt gar alles heraus und übt dadurch auch seinerseits eine Anziehungskraft. Aber diese Individualität tritt nicht hervor in kühnem trotzigem Selbstbewußtsein wie der junge Goethe-Prometheus. Im Gegentheil, der Dichter kokettirt mit seiner Schwäche; er kann nur sich und das Schicksal verspotten, nicht ihm männlich entgegenstehen. Und wenn er von Liebe spricht, so ist das nicht völlige Hingabe an den geliebten Gegenstand, keine Selbstaufopferung wie in Goethe's Liedern; auch hier bricht der Egoismus wieder hervor. Der Dichter bleibt so isolirt stets allein, er geht nie im Andern auf.

Das erzeugt schließlich doch ein wahres Gefühl der Bitterkeit und so giebt es im lyrischen Aussprechen einen neuen Ton, welchen weder Goethe noch die Romantiker, bei denen beiden Heine in die Schule ging, gekannt hatten. Der Uebergang aus dem weichen gefühlsseligen Leben des vorigen Jahrhunderts in die strengere neue Zeit, in welcher der Einzelne isolirter dasteht, mehr ausgesetzt manch' harter aber auch stählender Berührung, davon eine Ahnung klingt in Heine's Liedern wieder. Das läßt sie als etwas Neues in der deutschen Lyrik erscheinen, bewirkte ihre allgemeine Anerkennung, die noch befestigt wurde, indem Heine durch größte Sorgfalt in der Formgebung ihre Singbarkeit erhöhte. Aber Ruhm und Lob gebührt nur den Heine'schen Jugendliedern. Für die Berühmtheit auch der späteren mag Heine, aber nicht wir dem deutschen Bundestage Dank sagen. Heine's Lieder aber, und mag die Loreley noch so viel ertönen, Volkslieder zu nennen, das muß jedem, der das wahre Volkslied kennt, geradezu ungeheuerlich vorkommen. Seine Dichtungen sind eine Erweiterung unserer Lyrik, aber seine leicht nachgeahmte Manier hat in dem zahlreichen imitatorum pecus unserer Dichtung vielleicht mehr Schaden als Vortheil gebracht; oder war es mit seine Aufgabe, den falschen poetischen Schein moderner Lyriker in seiner Nichtigkeit zu erweisen? Es ist jedenfalls wahr, „keine Täuschung hielt bei ihm vor“ wie Richard Wagner in trefflicher Schilderung von ihm sagt*): „von dem unerbittlichen Dämon des Verneinens dessen, was verneinenswerth schien, ward er rastlos vorwärts gejagt durch alle Illusionen moderner Selbstbelügung hindurch, bis auf den Punkt, wo er nun selbst wieder sich zum Dichter log und dafür auch seine gedichteten Lügen von unseren Componisten in Musik gesetzt erhielt.“

„Ich brauche,“ schrieb Lenau zur Zeit da er sich zur Auswanderung entschloß (März 1832), an einen Freund, „Amerika zu meiner Ausbildung. Dort will ich meine Phantasie in die Schule — die Urwälder — schicken, mein Herz aber durch und durch in Schmerz maceriren, in Sehnsucht nach den Geliebten. Künstlerische Ausbildung ist mein höchster Lebenszweck; alle Kräfte meines Geistes, das Glück meines Gemüthes betrachte ich als Mittel dazu. Erinnerst Du Dich an das Gedicht von Chamisso, wo der Maler einen Jüngling an das Kreuz nagelt, um ein Bild vom Todesschmerze zu haben? („Das Crucifix, eine Künstlerlegende“ 1830.) Ich will mich selber ans Kreuz schlagen, wenn's nur ein gutes Gedicht giebt. Und wer nicht alles Andere gern in die Schanze schlägt der Kunst zu liebe, der meint es nicht aufrichtig mit ihr.“ Die Stelle charakterisirt Lenau nicht zum kleinsten Theile. Bei Heine ist alles, auch das Heiligste, nur Spiel; bei Lenau wird alles, selbst das heitere Spiel der Kunst, tiefer furchtbarer Ernst, eine heilige Sache.

*) Gesammelte Schriften und Dichtungen V, 107.

Der eitlen Selbstzufriedenheit, welche dort so selten vermißt wird, werden wir bei Lenau nie begegnen. Auch er aber hat nach Goethe noch Neues in der Lyrik zu schaffen vermocht, ja er ist der gewaltigste deutsche Lyriker nach Goethe. Platen dichtete 1820 ein „Gebet Faust's", das sich fast wörtlich an das Glaubensbekenntniß des Goethe'schen Faust in der Katechisationsscene anschließt. Heine erblickte, für ihn bezeichnend, in der Faustsage geeigneten Stoff zu einer scenisch großartigen Ballade, er ist Gounod's würdiger Vorgänger; Lenau dichtete in den dreißiger Jahren einen lyrischen Faust. Auch Goethe hatte in der Dramenform dem Helden von seinem eigenen Wesen mitgetheilt. Lenau besaß nicht Objectivität genug zu solchem Verfahren; ihm konnte nur der lyrische Monolog genügen, in dem er fast ganz unverhüllt stets selbst das Wort führt. Die Lyrik, welche dem jungen Lessing nur zur anakreontischen Tändelei tauglich erschien, war jetzt so weit herangereift, daß es möglich war, die großartigsten Stoffe nun rein lyrisch zu behandeln. In Lenau's Faust haben wir ja nur eine Reihe lyrischer Gedichte vor uns, noch weniger ein Drama als im Savanarola oder den Albigensern ein Epos. Um eine derartige lyrische Dichtung möglich zu machen, mußte Schiller's philosophisch didaktische Lyrik, mußten Goethe's aus dem reichsten tiefsten Empfindungsleben geschaffenen Lieder vorausgehen. Schiller wie Goethe ist Lenau zu Dank verpflichtet, wenn auch Goethe's Einfluß allein dem ersten Blicke erscheint. Lenau's Bedeutung in der Geschichte unserer Lyrik liegt zum großen Theil darin, daß er die Resultate beider selbständig zu vereinigen wußte.

Wenn Lenau auch im eigentlichen Liede musikalischer, weicher als Goethe erscheint, so verdankt er diese Ausbildung der Lyrik mehr seinem eigentlich musikalischen als poetischen Talente. Der Unterschied der Goethe'schen und Lenau'schen Lieder läßt sich am besten durch ein hier nahe liegendes Gleichniß aus der Musik fühlbar machen: Goethe's Lieder sind in dur, Lenau's Lieder in moll. In Lenau war nicht nur deutsches und ungarisches, sondern auch slavisches Blut gemischt. Es sind bekanntlich die slavischen Volkslieder, die fast sämmtlich in Molltonarten sich bewegen, wie die deutschen in Durtönen. Der Hinweis auf die zum Theil ausländische Abstammung des Edlen Nimbsch von Strehlenau führt uns von selbst zur Betrachtung des deutschen Dichters, der Italiener von Abstammung, Franzose von Geburt, neben Platen, Heine, Uhland und Lenau zur Entwicklung der deutschen Lyrik beitrug: zu Adalbert von Chamisso.

Heine und Lenau, Platen und Uhland, sie sind zum Theil so entschiedene Gegensätze als nur je in der Literaturgeschichte sich bemerkbar machen. Chamisso besitzt ein gut Theil der getrennten Eigenschaften eines jeden in seiner Dichtkunst vereinigt; ich sage einen Theil, denn an Umfang seines poetischen Talentes steht er jedem einzelnen der vier genannten nach. Er ist der

„gute und getreue Knecht", der mit wenigem gewuchert und daraus ein vollgiltiges Kapital an Ruhm und Verdienst sich erworben hat. Ein mit mäßigem poetischem Talent begabter Franzose, der in der Blüthezeit des Teutonismus nach 1813 als deutscher Dichter hervortritt! ein gelehrter Ausländer, der es in seinem Leben nicht dahin bringen konnte, fließend deutsch zu sprechen und doch unter der Unmasse deutscher Dichter allgemein anerkannt als einer der ersten hervorragt, ja zu den wenigen gehört, die unsere Lyrik nach Goethe's Tode noch wirklich neu zu bereichern verstanden haben!

Es ist gerade in diesen letzten Tagen viel über Chamisso gesprochen und geschrieben worden; sogar eine neue umfangreiche Biographie des Dichters ist erschienen. Sein bisher zweifelhafter Geburtstag (Hitzig nennt nur den Tauftag 31. Januar, der Artikel in der allgemeinen deutschen Biographie giebt den 27. Januar an) ist nun durch des Dichters eigene Worte in einem Briefe an seinen Bruder Hippolyt vom 30. Januar 1821 festgestellt: „J'ai aujourd'hui quarante ans; comme le temps passe! Fais courir cette annonce, si tu en as l'occasion."*) Zu einem unsteten, vielbewegten Leben hat ihn jener Tag ins Dasein gerufen, bis er endlich schon mit grauen Haaren Heimath und eigenen Herd erringen konnte. Er selbst wohl nennt sich den „vielgewanderten, der vieler Menschen Städte gesehen und Sitte gelernt hat." Das äußere Haupterlebniß seiner Mannesjahre war die Weltumsegelung, die er in den Jahren 1815—1818 auf der russischen Brigg Rurik mit der Romanzoffischen Entdeckungsexpedition unternommen hat. Unter den deutschen Schriftstellern hat er diese Ehre nur mit Joh. Georg Forster (1772) zu theilen, unter den Dichtern wird er als Weltreisender vereinzelt dastehen. Selbst ein ganz schlechter Dichter müßte von einer solchen Fahrt poetische Eindrücke empfangen und wenige Dichter überhaupt würden es unterlassen, manches Geschaute unmittelbar in Gedichte, d. h. in Verse umzusetzen. Wie hätte Freiligrath zur Bereicherung seiner poetischen Janitscharenmusik schon die Worte Unalaschka und Tameiameia, Kareimoku und O-Waihi ausgebeutet. Das war nun nicht Chamisso's Art. Es sind sehr wenige Gedichte, welche

---

*) Karl Fulda, Chamisso und seine Zeit. Mit dem Porträt A. von Chamisso's. Festschrift zur Säcularfeier seiner Geburt. Leipzig, Carl Reißner. 1881. Dem Verfasser wurden von Chamisso's Nachkommen bisher ungedruckte Briefe zur Verfügung gestellt. Die mit warmer Liebe für den Dichter geschriebene Biographie bringt nur denen neues, welche Chamisso nur aus der neueren vierbändigen Ausgabe (6. Auflage, Berlin 1874) kennen. In den älteren Ausgaben von Jul. Eduard Hitzig enthält der 5. und 6. Band (Berlin 1839, 3. Aufl. 1856) Chamisso's Leben und Briefe. Chamisso's Gedichte sind am vollständigsten in der von G. Hesekiel besorgten Hempel'schen Ausgabe gesammelt. Bodenstedt, Neues von und über A. v. Chamisso, 1878 in Fleischer's „Deutscher Revue", 1. Heft.

unmittelbare Reiseeindrücke wiedergeben; von diesen wenigen aber schloß er selbst die meisten von der Sammlung seiner Werke aus. Das berühmte, und mit Recht berühmte, Salas y Gomez (1829) ist neben einem „Gerichtstag auf Huahine" das einzige größere Gedicht, welches uns direct mit Chamisso's großer Reise in Verbindung bringt, und das erst elf Jahre nach ihrer Beendigung. Und doch hat gerade der Dichter von dieser Reise um die Welt unläugbaren Gewinn gezogen; daß er es aber verstanden hat, eigene Erfahrungen und Empfindungen alles Zufälligen zu entkleiden und rein künstlerisch, nur dem näher Forschenden wahrnehmbar, in seinen Gedichten zu verwerthen; das zeigt wirklich den großen seltenen Dichter. Das so beliebte Gedicht „die drei Sonnen" (1829) z. B. kann als eines unter vielen zum Belege dafür dienen, in welcher Weise Chamisso seiner Reise poetische Motive zu entnehmen wußte. Nicht das einzelne hat er zur dichterischen Vorlage genommen, aber der Gesammteindruck sollte ihm zur Unterlage seines poetischen Schaffens dienen. Chamisso spricht sich nicht oft, und stets nur ganz kurz, über die Grundsätze seiner Dichtungsmethode aus; einzelne versteckte Aeußerungen belohnen aber die Mühe des Suchens durch das helle Licht, das sie auf sein ganzes Verfahren werfen. So schreibt er in einem Briefe an Trinius vom 9. März 1821: „Ich bin den Aesthetikern auch durch die Schule gelaufen und bin so klug daraus gekommen, als ich hingegangen war. An dem Einen hang' ich fest: auf Leben kommt es an. Wo Leben erschaffen worden, selbstständig da ist und sich reget und beweget, da habe ich vor dem Ebenbilde Gottes, dem Künstler, Ehrfurcht. Wohl kann zu guter Stunde der und der, der Verse machen gelernt hat, ein Stück seines eigenen Lebens herausgreifen, außer sich setzen und sagen: da habt ihr eine Wachtel. Aber es steht nur dem Meister zu Gebote, allerlei Vögel unter dem Himmel zu erschaffen. Bestien, die sonst nichts mit ihm zu schaffen haben, sie haben ihren Theil, sie fliegen davon. Je vielgestaltiger das Leben, je ursprünglicher die Form, je reichhaltiger das eine, je vollendeter das andere, desto höher steht der Meister, und ich habe ihm nur noch die Füße zu küssen."

Die Worte sind zugleich auch gegen einen zu weit gehenden Subjectivismus in der Dichtung, wie ihn Heine vertrat, gerichtet. Sie enthalten aber zugleich den Hinweis, daß der Dichter einerseits nicht für sich allein abgetrennt vom Leben seiner Zeit schaffen könne; andererseits in sich selbst möglichst viel verschiedenartige Lebensbilder aufgenommen haben muß und diese in sich verarbeitet haben soll, ehe er von diesem seinem innern Leben seinen Geschöpfen mittheilen kann. „Parteien und Coterien," sagt er 1838 in einer Anzeige der ihm gewidmeten Gedichte Freiligrath's, „sie mühen sich vergebens, ihre gekürten Günstlinge mit falschem Purpur zu bekleiden; wird auch diesen Afterfürsten die Aufmerksamkeit eines Tages zugewendet, rächt sich doch bald

an ihnen der Hohn, und die Nacht der Vergessenheit schließt sich über ihnen zu. Die Kunst, die Blüthe des Volkslebens, muß in ihm lebendige Wurzeln haben und sich darüber erheben, um wiederum auf dasselbe zu wirken."

Für den Dichter aber, der alle überragen will, gehören noch „Gesinnung und Charakter als die Wurzeln seiner Poesie hinzu, ohne dieselben würde er nur ein Mann von Talent sein, wie es deren andere giebt." Chamisso sagt dies letzte zwar nur mit specieller Anwendung auf Béranger, aber es galt ihm dies als nothwendige Bedingung für jeden Dichter überhaupt. Ihm war es aber auch klar, daß die Dichtkunst selbst nicht geben könne, was er als ihre Vorbedingung betrachtete. Ueberzeugt von der Wahrheit jener Verse, die Goethe im Aufsatze „Für junge Dichter" ausgesprochen hatte:

„Jüngling, merke dir in Zeiten,
Wo sich Geist und Sinn erhöht,
Daß die Muse zu begleiten,
Doch zu leiten nicht versteht,"

schrieb er, der wahre Dichter, denen die ihn um Rath fragten „bei Leibe nicht Dichter-Professionist — lieber einen Stein am Hals und ins Wasser — aber das Dichten nicht lassen" (29. März 1837 an De la Foye). Von Lenau's Kunstfanatismus ist Chamisso weit entfernt; ihm ist die Dichtkunst da, das Leben zu erheitern, sie allein soll aber den Beruf eines Mannes nicht ausfüllen. Es liegt keine Geringschätzung der Poesie in dieser Ansicht, der ein gesundes, richtiges Urtheil moderner Verhältnisse zur Grundlage dient. In unserer Welt und Zeit — ein anderes war es im Alterthume — wird es jedem Dichter unumgänglich nöthig sein, in wissenschaftlicher Thätigkeit ein Bindeglied zwischen dem idealen Hange der Phantasie und der realistischen Wirklichkeit der ihn umgebenden Welt herzustellen. Diese Thätigkeit ist gleichsam der Anker, welcher sein aufsteigendes Luftschiff an den Boden der Wirklichkeit anzuknüpfen vermag. Von denen, welche ganz ausschließlich der Poesie leben wollten, Platen, Heine, Lenau und so vielen anderen, gilt meist der traurige Ausspruch „und so zerrann ihr Leben wie ihr Dichten". Chamisso wie Goethe suchten in den Naturwissenschaften streng wissenschaftlich systematische Beschäftigung, wie sie einst Schiller in Geschichte und Philosophie anstrebte, wie sie dann Uhland, Simrock, Scheffel im Studium des deutschen Alterthums fanden. Eine Ruhe und Heiterkeit ist den meisten Gedichten Chamisso's charakteristisch, nicht unähnlich der wie sie über den Liedern des alten Goethe schwebt. Wenn Friedrich Wilhelm IV. als Kronprinz am 16. Mai 1836 an Chamisso schreibt: „wo haben Sie das Goethe'sche Deutsch her?" so ist er formal im Unrechte. Chamisso's Sprache hat sich an der Goethe's gebildet, man kann sie aber nicht eigentlich Goethisch nennen. Im

wesentlichen aber hatte den kunstliebenden Prinzen sein Gefühl doch richtig geleitet, wenn er durch die Ruhe und Klarheit von Chamisso's Dichtungen an Goethe's Lyrik erinnert wird. Die Beschäftigung mit der Natur, sein Pflanzenstudium bewahrt Chamisso auch davor, ein politischer Dichter zu werden, wozu er mancher Anregung von Zeitgenossen folgend sich öfters versucht fühlen mochte. In seinen Briefen läßt er seinem Unmuthe über reactionäre Vorkommnisse in Preußen und Frankreich oft freien Lauf; aber dann meint er immer, all das Rückwärtsschieben und Vorwärtsdrängen nütze und schade nichts; wie sich in der Natur alles unaufhaltsam entwickle, so werde es trotz aller gegentheiligen Bemühungen auch im Völkerleben kommen. Der Blick auf seine Pflanzenwelt läßt ihn dann widernatürliche Bestrebungen in humoristischer Stimmung betrachten und nimmt seinem Spotte alles Verletzende (z. B. „Die Ruine" 1832; „Laß ruhn die Todten" 1827). Ja selbst in seinem berühmtesten Gedichte „Das Schloß Boncourt" (1827) möchte ich in der ernsten, aber nicht wehmüthigen Resignation des Dichters den Einfluß seines innigen Verkehres mit der Natur gewahren, der hier sogar äußerlich hervortritt:

„Sei fruchtbar, o theurer Boden,
Ich segne dich mild und gerührt."

Aber auch nach entgegengesetzter Seite hin ließ er sich von den aus dem Pflanzenleben geschöpften Anschauungen leiten. Wie es in der Natur nie vorkomme (nach seiner Ueberzeugung), daß eine Pflanzengattung sich in eine andere verwandle, so sei auch im Leben jeder einer bestimmten Sphäre angehörig. „Ein Adel, der gegeben und genommen werden kann, der verkauft wird, ist keiner. Der Adel liegt tiefer, er liegt in der Meinung, er liegt in dem Glauben. Ich finde in der französischen Sprache, wie sie in meiner Kindheit war, Wörter, deren die deutsche ermangelt, und ich bediene mich ihrer. Le gentilhomme, das ist der ächte Adel, wie ihn kein König verleihen, kein Napoleon aus der Erde stampfen kann. Le noble, das ist der letzte Bolzen, den die Könige gegen den Adel, aus dessen Schooße sie selber hervorgegangen und den zu unterdrücken ihre Aufgabe war, siegreich abgeschossen haben. Ich habe geglaubt und angenommen, es verstünde sich von selbst, daß von einer Kaste in die andere kein Uebergang möglich ist; daß selbige, wie die Arten der Thiere, unbezweifelt naturnothwendig geschieden sind, und daß, so wie es nur eine Fabel ist, daß der Esel sich zu einem Hunde und der Frosch zu einem Rinde habe ausbilden wollen, es auch außerhalb aller Wahrheit ist, daß ein gemeiner Mann zu einem Edeln zu werden nur träumen könne. Daher finden auch in diesen Verhältnissen Neid und Hochmuth keinen Raum. Anerkannt wird in unseren Staaten, wo jener Adel, wie ich mir denke daß er ehedem bei uns bestand, bereits verschüttet nur noch in verblassenden Er-

innerungen lebt, nur noch unter dem Namen Adel das Privilegium, und es ist auch nur gegen das Privilegium, daß das Wehen des Zeitgeistes fast zum Sturme anschwillt.“ (Tagebuch der Reise um die Welt III, 250.)

Marburg, Februar 1881. Max Koch.

Deutsche und Italiener in Südtirol.

Bei dem Nahen des Frühlings kommen uns stets beunruhigende Gerüchte aus dem Süden. So auch heuer: Garibaldi wolle Triest befreien. Von wem? Das Hinterland Istriens ist mit Slaven besiedelt, welche von Italien nichts wissen wollen, die Blüthe der Stadt hängt von der Zugehörigkeit an Oesterreich ab, überdies enthält sie einen sehr starken Procentsatz deutscher Bevölkerung. Es sind daher nur wenige, großentheils besitzlose Krakehler, auf welche man sich zu Rom berufen kann. Wie? Durch einen Einfall, der bei den Bewohnern kaum Unterstützung fände, während die Seefestung Pola mit ihren Schiffen in der Flanke liegt. Ueber den Isonzo ist auch kein Zuzug zu erwarten, die Oesterreicher trauen der guten Nachbarschaft nicht und haben die Schlüssel in der Tasche. Vielleicht will man durch dieses Gerücht einen beabsichtigten Einfall in Tirol maskiren, wie wir ihn bereits im vorigen Lenz mit dem Mädchen aus der Fremde erwarteten. In Riva, Ala, Roveredo und Trient gäb' es Signori genug, welche die Oesterreicher vom Kaffeehaustisch vertreiben und jedenfalls tüchtig mitschreien würden. Die kämen jedoch in Gefahr, von ihren eigenen Bauern erschlagen zu werden, denn wenn diese auch nicht gerade gut österreichisch gesinnt sind, so wissen sie doch, daß die Steuern in Italien noch größer sind, und bleiben wie der Esel bei dem, der ihnen weniger auflegt.

Aber auch in Tirol sind die Oesterreicher auf ihrer Hut und haben eine Reihe Straßensperren angelegt, welche von Freischaaren nicht so leicht umgeworfen werden. Gehen wir von West nach Ost. Das Stilfsserjoch ist durch die Befestigungen von Gomagoi gesichert, welche allerdings nicht sehr ausgedehnt sind. Werden sie erobert, so können die Italiener doch nicht durch das obere Etschthal in das Herz des Landes vordringen, denn der Paß Vinstgermünz aus dem Oberinnthal bleibt ihnen in der Seite und sie würden einfach abgeschnitten, abgesehen davon, daß sich ihnen überall Landsturm und Schützen entgegenstellen, so daß sie schwerlich über die Stellungen am Laaserbüchel und bei Tartsch hinauskämen. Da ist in Nonsberg das Fort von Osanna; bei Lardaro in Judicarien erheben sich mächtige Werke, von denen man im Jahre 1866 reimte:

„Bis hierher und nicht weiter
Kam Garibaldi, der wälsche Häuter!“

In neuester Zeit wurden sie durch Schanzen am Gehänge rechts und links verstärkt. Auf dem Gardasee hat Oesterreich leider keine Panzerschiffe wie Italien, doch steht an der Ecke des Monte Brione das Fort S. Nicolo, längs seinem Kamme wurde eine Reihe neuer Schanzen aufgeworfen. Den Eingang des Val di Loppio schließt Fort Nago, die Fußsteige beherrscht ein neues Fort am Paternoster hoch droben im Gebirge. Die cari fratelli in Trient sind durch die Thalsperre von alle Sarche gesichert, und wenn es in ihren Köpfen brennen sollte, so lugen die eisernen Feuerspritzen vom Dos der Verrucca herab, welche die Stadt, sobald sie eine Tricolore aufsteckt, in wenigen Stunden zu Schutt zerwerfen. Der übereilte Friedensschluß von 1866 raubte uns leider die herrliche Stellung bei Madonna della Corona und Ferrara di Monte Baldo mit dem Engpasse von Incanell und der schlachtberühmten Hochebene von Rivoli, über die Schlucht des Sornabaches und die Höhe bei Brentonico käme jedoch ein Angreifer schwerlich hinaus.

So am rechten Ufer der Etsch.

Das Einfallsthor der deutschen Kaiser, die Veroneser Klause, ist in den Händen der Italiener, sie wollen hier Dämme anbringen, um bei drohender Gefahr den Fluß zu stauen. In Valarsa und Valsugana werden vielleicht schon heuer Werke tracirt, das wichtige Trient ist auch hier durch die Befestigungen bei Matarello, am monte Celva, den Forts ober Civezzano und die Sperre in der Klamm der Fersina unter festem Verschlusse. Wer Trient hat, sitzt wie die Kreuzspinne mitten im Netz, von hier laufen die Straßen strahlenförmig nach allen Richtungen. Dadurch wird freilich den Italienern der Angriff insofern erleichtert, als sie concentrisch vorgehen können, während Oesterreich durch das weit vorgeschobene Tirol nur den Stoß in der Diagonale führen kann, jene müßten aber dadurch eine Masse ihrer Truppen und zwar der besten hier festnageln, die sie östlich der Etsch, wo die Entscheidung fällt, schwer entbehren könnten. Dagegen wird auch Oesterreich schwerlich die Offensive aus Tirol versuchen, obwohl ihm jetzt zur Vorschiebung von Truppenmassen aus dem Osten zwei Eisenbahnen zur Verfügung stehen. Die Tage des Prinzen Eugen, wo die Heere nicht Hunderttausende von Soldaten umfaßten, sind eben vorüber. Sehr vieles würden die Italiener durch einen Einbruch in das Pusterthal gewinnen und in der That besorgte man hier einen solchen. Sie stünden unmittelbar auf der Eisenbahn; rechts die Pässe nach Kärnthen, links zum Brenner, wo sie ja ihren Grenzpfahl stecken wollen. Dort ist aber die Thalenge von Lienz zu sprengen, hier dräut die Festung Brixen, wenn auch die Forts bei Schabs, Aicha und Mühlbach nicht vollendet würden. Die Straße über Ampezzo bietet aber einem Vertheidiger schwer

angreifbare Stellungen, die freilich an verschiedenen Punkten über das Gebirge leicht umgangen werden können. Nun sind aber wider einen Putsch von Rothhemden genug Truppen im Pusterthale, und abgesehen davon sind die Bauern so fest und derb, so erbittert über die endlosen Neckereien der Wälschen, daß sie mit Wuth darüber herfallen würden. Man hört ja überall in den deutschen Dörfern: „Laßt sie herein, dann wollen wir sie in der Mausefalle todt schlagen, daß kein Mandel entrinnt.“ Die Italiener könnten also durch Ueberrumpelung ein oder das andere Dorf gewinnen, dann aber steckten sie in der Sackgasse. Man begreift eigentlich den beständigen Krakehl der Irredenta nicht; im Trentino verlangen nur etliche Signori den Anschluß an Italien; wir dürfen mit Bestimmtheit sagen, daß die wälschtirolischen Soldaten und Landwehren an der Seite der deutschen überall gegen die grünweißrothe Tricolore fechten würden; wir Deutschtiroler verlangen von Italien keine Spanne Boden, und denken mit Grauen an die Tage zurück, wo unsere kräftigen Aelpler als Kaiserjäger dem Klima von Mantua, Verona und Mailand erlagen. Viele Deutschtiroler sind mit italienischer Literatur und Kunst vertraut, diese gönnen dem italienischen Volke sein Recht und wünschen ihm wahrhaftig weder den Zerfall der Einheit noch eine Fremdherrschaft an den Hals. Sie wissen, welche schweren Gefahren das für die politische und religiöse Entwickelung Europas brächte und gerade aus diesem Grunde gönnen sie den Italienern die gedeihlichste Entwickelung. Das wäre durch einen Angriff von Freischaaren in Frage gestellt, denn wohl oder übel wäre die italienische Regierung durch das allgemeine Geschrei gezwungen, diesen als Reserve die Armee nachzusenden. Gerade darum, weil die Irredenta nur auf die Fahne schreibt, was die Italiener sammt und sonders in der Stille wünschen. Wenn so ein Minister ihnen Triest und das Trentino auf dem Präsentirteller bieten könnte! Alle Städte würden Gassen nach ihm taufen und seine Statue in Erz gießen lassen. Sie sollen endlich das Trentino und Istrien außer Rechnung lassen! Das Erstarken des Ultramontanismus in Wien kann ihnen einen Wink geben, was ihnen im Falle der nahezu gewissen Niederlage droht. Die neueste Slavenära in Oesterreich wird vorübergehen, aber selbst in dem Falle, daß dadurch das deutsch-österreichische Bündniß ins Wanken käme, so könnte das deutsche Reich, abgesehen von strategischen Gründen, nicht Hunderttausende der herrlichsten deutschen Bauern wälschem Heißhunger ausliefern.

Das führt uns auf die Deutschtiroler, denn diese kommen bei einer Vertheidigung des Landes wesentlich in Betracht. Der alte Geist von 1809 ist wohl nicht mehr zu erwecken und wenn auch der ganze Klerus von Tirol die Zionstrompete blasen wollte. Das Volk hat zu viele Enttäuschungen erlitten und gar mancher Veteran bedauerte es nachträglich, daß er zum

Stutzen gegriffen. Lassen wir alte Geschichten ruhen. Aber auch jetzt regt sich vielfach Mißvergnügen, um nicht zu sagen Erbitterung, wegen der Grundsteuerregulirung zu Gunsten der Polaken, und der neuen Häusersteuer, Errungenschaften, welche die Wurzeln unseres Bauernstandes bedrohen. Für die Ehre des Landes wird aber der Tiroler wie immer so auch jetzt eintreten, besonders wenn es gilt, dem verhaßten Wälschen die Thüre zu weisen und mit ihm abzurechnen. Wenn man auch die modernen Italiener nicht an die Seite der Athener stellen darf, so gilt doch von ihnen, was Thukydides von diesen sagte: „Sie scheinen nur da zu sein, um weder sich noch andern Ruhe zu gönnen."

Ein wichtiger Factor ist das Verhältniß der deutschen zur wälschen Bevölkerung an der unteren Etsch. Der unteren Etsch! sagen wir absichtlich; denn der Name Trentino ist kein historischer, sondern für gewisse Zwecke in neuerer Zeit erfunden. Unsere Geschichtsforscher haben die Fiction, als ob Trient während des Bestandes des deutschen Kaiserreiches je zu Italien gehört hätte, längst als Tendenzlüge nachgewiesen und die Frage des Trentino wäre gar nie aufgetaucht, hätte die österreichische Regierung dem deutschen Elemente mehr Rechnung getragen. Indeß dürfen wir sie nicht allein verantwortlich machen; viele Schuld tragen die ehemaligen Bischöfe als Fürsten mit eigener Landesverwaltung und dann muß man auch noch in Anschlag bringen, daß damals die Nationalität nicht so scharf betont wurde wie jetzt. Noch im Jahre 1517 führte Vigil Raber zu Cavalese das Himmelfahrtsspiel auf und Trient wurde als die südlichste deutsche Stadt zum Sitze des berühmten Conciles erkoren. Große Fortschritte machte die Verwälschung in der zweiten Hälfte des vorigen und in der ersten dieses Jahrhunderts zunächst durch italienische Priester. Jetzt besinnt sich die österreichische Regierung doch einigermaßen, doch sollte sie alle Ortschaften an der Sprachgrenze ausschließlich deutschen Beamten übertragen, so daß nur ausnahmsweise italienisch, in der Regel bloß deutsch verhandelt würde. Wenigstens sucht man jetzt durch die Schulen, was deutsch ist, zu retten.

Volle Anerkennung verdient das Verhalten der Südbahngesellschaft. In ihrer Geschäftsführung ist der Umschwung am markantesten. In den Sechziger Jahren noch ganz italienisch mit italienischer Amtsführung, italienischen Bezeichnungen der Stationen von Botzen bis Salurn, mit italienischen Conducteuren, welche italienisch mit den Reisenden verkehrten, ist heute auf der ganzen Strecke in allen vorerwähnten Beziehungen der Bahn die deutsche Sprache maßgebend und die italienische nur als Hilfssprache in Gebrauch. Sämmtliche Beamte sind deutsch.

Ueber das gegenwärtige Verhältniß beider Nationalitäten giebt uns der Secretär der Handels- und Gewerbekammer, Herr Dr. Johann Angerer in

einer interessanten Broschüre: „Deutsche und Italiener in Südtirol" Aufschluß, indem er die Frage über Land und Volk mit verläßlichen statistischen Daten beantworten kann.

Er hat die von der Regierung angeordnete Volkszählung nicht abgewartet, weil man mit Grund annehmen kann, daß dieselbe mit ihrer Rubrik „Umgangssprache" in Rücksicht auf die Nationalität der südtirolischen Bevölkerung ein Procentverhältniß zu Tage fördern wird, das den thatsächlichen Verhältnissen insofern nicht entsprechen kann, als bei der Beurtheilung der Nationalität die bleibenden Volkselemente von der beweglichen Arbeiterbevölkerung nicht unterschieden werden und der Begriff „Umgangssprache" von den eingewanderten und seßhaft gewordenen Italienern gar oft im italienischen Sinne gedeutet wird, obschon deren Familie durch Schule und socialen Verkehr bereits germanisirt ist.

Ueberall liest man von der vorschreitenden Verwälschung Südtirols. Namentlich erzählen italienische Literaten in Reisebüchern und Zeitungsfeuilletons mit der frechsten Lügenhaftigkeit und unglaublicher Entstellung von Thatsachen allerlei Märchen. So prophezeit G. de Castro: „Wenn die Geschicke sich erfüllen, wird Botzen nach fünfzig Jahren sich sehr wenig mehr von seiner Schwesterstadt Trient unterscheiden und die Buntscheckigkeit, welche uns heutzutage über seine wahre Nationalität in Zweifel führen könnte, wird sich verlieren!"

Die Nationalität des deutschen Botzen, wo das Wälschthum fort und fort abnimmt! Hier hat sich das italienische Element seit 1860 in den Geschäftskreisen nahezu um die Hälfte vermindert. Was von Gewerbsleuten einwandert, germanisirt sich in 15—20 Jahren fast ausnahmslos: die Kinder schon früher. Die städtische Knaben- und Mädchenschule besuchen 893 Kinder, darunter 50 Italiener. Von diesen sind 12 zur Erlernung der deutschen Sprache hergeschickt, von den übrigen 38 gehören 28 der Tagelöhnerklasse und nur 10 ansässigen Familien und von diesen wieder die Hälfte in die Kategorie der ärarischen Beamten. Vor zwanzig Jahren war die italienische Sprache in den Kanzleien der deutschen ebenbürtig, das hat nun längst aufgehört; die früher italienische Geschäftsführung der Kaufleute ist jetzt ausschließlich deutsch, im palazzo des einstigen Magistrato mercantile amtirt eine deutsche Handels- und Gewerbekammer nur deutsch und die Zeitungen bringen nicht einmal italienische Inserate. Die Bevölkerung will von Italien ein für allemal nichts wissen.

Aber auch deutsche Touristen jammern fort und fort über die Verwälschung. Ueberall hören sie wälsch reden, also? — Das ist ganz wahr! Sogar zu Insbruck könnten sie am Sonntage sich an einer italienischen Predigt ergötzen, an der Universität italienischen Prüfungen beiwohnen und tief im

Unterinnthale bei der Ernte mit schwarzäugigen Mädeln um einen bacio schäckern, wenn es die blonden Bauernbursche, die neben ihnen sicheln, erlauben.

Aber wie kommt das? Mit den Schwalben ziehen die italienischen Arbeiter nach Norden, um hier ihr Brot zu essen und für den Winter ihr Brot zu verdienen, denn sie sind sparsam und versaufen am Sonntage nicht, was sie am Samstage erhielten. Gern nehmen unsere Bauern diese Leute auf, sie verhandeln mit ihnen in Bausch und Bogen über das ganze Gut und nun machen sie sich wie die Ameisen daran und arbeiten; sind sie fertig, dann geht es zum Nachbar. Mit deutschen Dienstboten müßten die Bauern zu Grunde gehen; diese wollen im Tag fünfmal und sehr schmalzig essen und fast den dritten Theil des Jahres Feiertag halten, während sie die Löhne um das vier- bis fünffache hinaufschraubten. Bei ihnen gilt der Grundsatz: „Was auf dem Gute wächst, muß auf dem Gute verzehrt werden", darob geht freilich der Besitzer zu Grunde. Sie ziehen in die Stadt, um dort in Fabriken und Handlungen ein angenehmeres Dasein zu finden; daher die merkwürdige Thatsache, daß in manchen Dörfern die bäuerliche Bevölkerung abnimmt. So wird sich dieser italienische Zuzug bis in die entlegensten Gegenden ausdehnen, die deutsche Nationalität aber nicht gefährden; auch nicht, wenn nicht sobald eine Rückstauung eintreten sollte.

Aber nicht blos als Tagelöhner rücken die Italiener ein, sie schicken uns auch brave und fleißige Dienstmägde; so gehört in Botzen ein Drittel derselben der italienischen Nationalität. Ja sogar zu Insbruck besetzen sie nach und nach Plätze; man hat sie besonders als Kindermägde gern; sie sind gutmüthig, brav und genügsam und wenn auch weniger bigott, doch minder anhänglich an die Soldaten. Es tragen aber auch manche Dienstgeber und andere Verhältnisse einen Theil der Schuld. Angerer sagt ganz richtig: „Ein deutscher Dienstbote läßt sich nicht nach der Schablone eines Fabrikarbeiters behandeln, wie es an den einen Orten vorkommt, er fügt sich aber auch nicht gern übermäßigem häuslichem Zwang und jener drückenden socialen Bevormundung, welche an anderen Orten auf ihm lastet. Solche Verhältnisse tragen sicher auch einen Theil der Schuld, wenn die Zahl der weiblichen Dienstboten allmählich auf jene Ziffer herabsinkt, welche von Waisenhäusern und anderen derartigen Erziehungsanstalten zur Verfügung gestellt werden kann."

So wie die Dinge liegen, kann man Angerer zustimmen: daß diese Arbeitereinwanderung ein nothwendiger und zugleich wohlthätiger Proceß sei, weil sie dem deutschen Arbeiter keine Concurrenz macht, sondern nur die Lücken ausfüllt, welche dieser offen läßt und häufig deswegen offen lassen muß, weil jetzt der Militärdienst so viele junge Männer in Anspruch nimmt.

Im Pusterthale mit seinen 60 000 Einwohnern finden wir nur fünfzehn italienische Gewerbsleute, obwohl an der langgestreckten Südgrenze ein reger Verkehr wechselt. Wollen jene bleiben, so müssen sie sich rasch germanisiren. Aber die Ladiner, welche hier Enclaven bilden? — Ihre Sprache ist eine romanische, aber nicht die italienische, alle Interessen weisen sie nach Norden, daher sind sie im allgemeinen willfährig, ihre Kinder in den Schulen statt italienisch deutsch unterrichten zu lassen. Nur die Geistlichen, meistens Ladiner, die nicht deutsch verstehen, stoßen hie und da einen Schmerzensschrei über Vergewaltigung aus; ein Echo von den Dolomiten, das in den „Tiroler-stimmen" Widerhall findet; vielleicht hoffen diese Krautwälschen jetzt eine Rettung ihrer wichtigen Nationalität!

Nicht so hartnäckig wie die Thäler der Eisak und der Rienz haben die Gebiete an der Etsch dem Vordringen der Wälschen Widerstand geleistet. Aber auch in Meran sind die italienischen Geschäftsleute von acht Procent auf vier in den letzten zehn Jahren zurückgegangen. Begleiten wir die Etsch bis Sigmundskron gegenüber dem Botzner Calvarienberg. Die Ortschaften am rechten Ufer sind gegenwärtig, bis auf Lana, wo sich etliche italienische Ansiedelungen befinden, völlig frei von Italienern; in Nals und Andrian trifft man in Folge früherer Einwanderungen eine erhebliche Zahl, sie haben sich jedoch vollständig germanisirt, ja sogar ihre Namen verdeutscht. Am linken Ufer an der Heerstraße von Meran nach Botzen liegen die beiden Ortschaften Burgstall und Gargazen, welche in Reisehandbüchern als verwälscht beklagt werden. Das war! Jetzt ist jedoch dieses Gebiet der deutschen Sprache zurückerobert und die Mehrzahl der Einwanderer germanisirt. Die zunehmende Versumpfung durch die Etsch hat hier und weiter südwärts den deutschen Bauern sehr bedrängt, zum Theil verdrängt, jetzt wird der Strom regulirt, die wegen ihrer Fieberluft verrufenen Flächen und Sümpfe werden in Ackerland umgewandelt und so wird der Pflug, da ohnedem allerorts ein Erstarken des deutschen Nationalgefühles zu beobachten ist, das Verlorene wieder zurückerobern. Die Gebirge rechts und links südlich von Botzen bewohnen kerndeutsche Bauern, gegen welche die Italiener nicht aufkommen; das Weinparadies von Tirol bei Eppan und Kaltern ist auch nicht verwälscht, wie die Zeitungen singen und sagen; dort sind unter 1144 Grundbesitzern nur sechs Italiener und von diesen fünf bereits verdeutscht, hier von 1300 nur dreißig, aber auch schon verdeutscht, so daß unter 420 Schulkindern sich 1880 nur Ein italienisches befand. Aehnliche Verhältnisse treffen wir in den Gemeinden Tramin, Curtatsch, Margreid. Ungünstiger stehen die Verhältnisse am linken Ufer in der Thalebene zwischen Botzen und Salurn; hier stellen die Ortschaften schon ein größeres Contingent italienischer Schulkinder. Das Arbeiterdorf Pfatten ist fast ganz verwälscht, die deutsche Schule hat jedoch bereits

ihre Arbeit in ersprießlicher Weise begonnen und man darf wenigstens sagen, daß das Deutschthum hier, wo es vor dreißig Jahren dem Untergange geweiht schien, nicht mehr an Boden verloren hat. Die deutschen Gemeinden im oberen Nonsberge und die Enclaven im Trentino halten treu an ihrer Nationalität fest.

Gehen wir nun zu allgemeinen Bemerkungen über. Einige Ursachen der Verwälschung haben wir bereits angedeutet: die Gleichgiltigkeit, mit welcher die Regierung dem Vordringen der Italiener bis vor zwanzig Jahren ruhig zusah, bis sie endlich durch den Verlust der Lombardei aus ihrer Gedankenlosigkeit aufgerüttelt wurde. Wir wollen damit ja nicht sagen, daß jetzt bereits alles geschieht, was geschehen soll; gern erkennen wir an, daß manches besser geworden. Angerer stellt den gewiß nicht anfechtbaren Grundsatz auf: „Die österreichische Regierung muß im Grenzgebiete nur deutsche Beamte, welche auch italienisch sprechen, verwenden!“ Die Zunahme der Seidencultur, welche die Italiener geschickt betreiben, führte auch manche Ansiedler herbei. Die Krankheit der Seidenwürmer hat einen Rückschlag hervorgebracht.

Die Begünstigung der Italiener durch den Klerus. Das hat sich seit dem Sturze des Stuhles Petri wesentlich geändert, die Geistlichkeit betrachtet das neue Königreich keineswegs mit sympathischen Augen; gerade im Nonsberg sind Priester Hauptstützen des Deutschthums in Schule und Kirche.

Die Versumpfung der Etsch, wo der Deutsche der Fieberluft erlag, welche den Italiener weniger gefährdete. Der Fluß wird jedoch jetzt regulirt; Grund und Boden steigen wieder an Werth, so daß sich arme Italiener nicht leicht als Käufer einfinden. Viel hängt jedoch von deutschen Bauern ab. „Solange dieser ein Drittel des Jahres seine gebotenen Ruhetage feiert, solange er seine Weisheit mehr hinter dem Wirthshaustische, als auf dem Ackerfelde erprobt, wo er die Dienstboten und Tagelöhner schalten und walten läßt, so lange die Zahl und Quantität der Mahlzeiten nicht seinem Einkommen entsprechend geregelt wird und weise Sparsamkeit an die Stelle der herkömmlichen Ueppigkeit im Haushalte tritt, so lange er nicht einsieht, daß neben Lebenseinfachheit und Nüchternheit auch ein größeres Maß von Intelligenz als vor Zeiten nothwendig ist, um den heutigen Anforderungen der Bodencultur zu genügen: wird er trotz der Regulirung der Etsch nur schwer gegen den gewandteren Italiener ankämpfen, wenn auch dieser keine rechte Eignung zur Bewirthschaftung tirolischer Bauernanwesen mitbringt.“

Wenn auch Angerer vielleicht manches zu optimistisch färbt, so läßt sich im allgemeinen doch nicht verkennen, daß die Verhältnisse für die deutsche Nationalität sich günstiger gestalten. Ein preußischer Obrist, den die Italianissimi vor etlichen Jahren in Trient fetirten, sagte ihnen in seinem schnarren-

den Tone: „Ja wenn wir Euch hätten, so würde in fünfzig Jahren hier kein italienisches Wort mehr gesprochen!"

Das glauben wir auch! Unsere Darstellung dürfte ergeben haben, daß die Frage der Verwälschung nicht blos eine ökonomische, sondern auch eine eminent politische ist. Als solche möge sie die österreichische Regierung stets behandeln; wir schließen mit den Worten Angerer's, welche wir unbedingt unterzeichnen: „Wer in Südtirol deutsche Interessen fördert, arbeitet nicht blos im deutschen, sondern auch im österreichischen Sinne. Der deutsche und der österreichische Standtpunkt decken sich vollkommen in diesem südlichen Grenzlande." Adolf Pichler.

Feldmarschall Wrede.*)

Der Feldmarschall Wrede trägt einen Namen, der zu den übelstberüchtigten aus dem napoleonischen Zeitalter gehört. Daran haben auch die ehernen Denkmäler, die ihm der Dank des Königs Ludwig gesetzt hat, auch die schwungvollen Verse, die er dem Marschall nachrief, nichts ändern können. Ja selbst der gerichtliche Proceß, der sein Andenken von einer schweren Beschuldigung Ernst Moritz Arndt's reinigte, hat wenigstens in der öffentlichen Meinung diesen Zweck nur unvollständig erreicht. Jetzt ist dem Fürsten ein biographisches Denkmal gesetzt, das, von einem bairischen Officier errichtet, dazu dienen wird, das ungünstige Vorurtheil gegen den rheinbündischen General in wesentlichen Stücken zu mildern. Der Verfasser ist mit ersichtlicher Gewissenhaftigkeit an seine Arbeit gegangen, er hat den entschiedenen Willen der Unparteilichkeit, von Beschönigung oder Ueberschwang hält er sich frei, und wenn er doch zuweilen zum Schutze seines Helden sich allzusehr in Harnisch wirft, so verzeiht man das dem Biographen, der im Uebrigen ein sehr reichliches urkundliches Material beibringt, welches ein selbständiges Urtheil erlaubt. Mit Hilfe dieser handschriftlichen Schätze und mit fleißiger Benützung der vorhandenen Literatur hat Herr Heilmann ein Lebensbild verfaßt, das wohlgelungen genannt werden darf und einen werthvollen Beitrag zur Geschichte der napoleonischen Zeit bildet.

Was zunächst jene Beschuldigung E. M. Arndt's betrifft, so darf man sie wirklich und für immer aus den Geschichtsbüchern streichen. In seinen

---

*) Feldmarschall Fürst Wrede. Von F. Heilmann, königl. bair. Generalmajor und Brigadecommandeur. Mit dem Porträt des Feldmarschalls. Leipzig, Duncker und Humblot. 1881.

„Wanderungen und Wandelungen mit dem Reichsfreiherrn H. K. Fr. von Stein" erzählte Arndt, auf Grund von Aeußerungen Stein's, Wrede habe im Schlosse zu Oels nach der räuberischen Art französischer Marschälle das Silbergeschirr sich angeeignet. Der Diebstahl muß, wie aus der Marschroute der Baiern hervorgeht, in der Zeit zwischen dem 23. Februar und dem 8. März 1807 geschehen sein. Für Wrede ist aber das alibi unzweifelhaft nachgewiesen: er konnte wegen Krankheit dem Anfange des schlesisch-polnischen Feldzuges nicht beiwohnen, verließ vielmehr München erst am 17. März und traf in der Nacht vom 4. auf den 5. April in Pultusk bei seiner Division ein. Auf Wrede fällt also keine Schuld; daß der Diebstahl verübt wurde, und zwar von Baiern, will Herr Heilmann offenbar nicht in Abrede ziehen.

Auch das Feldherrntalent Wrede's ist wohl gemeinhin unterschätzt worden; wenigstens fehlt es nicht an sehr anerkennenden Zeugnissen sowohl Napoleon's als Blücher's für seine Befähigung. Bei Eröffnung des Feldzuges von 1815 schrieb Blücher an ihn aus Lüttich den 5. Mai: „Jch freue mich der vereinten waffengenossenschaft mein lieber Fürst Wrede, da ich si uf mein linken Flügell weiß, so bin ich um meine Flanke unbesorgt. jhren siegreichen Degen wird der Feind wohl wieder Empfinden, möge demnach der Sieg Sie mit neuen Lorbern krönen." Ein geborener Soldat war er jedenfalls, wie er ja aus einem anfänglich bürgerlichen Berufe durch Neigung und Temperament in die militärische Laufbahn gerieth, wo er rasch sein Glück machte. Ein schneller Blick und entschlossene Thatkraft sind ihm nicht abzusprechen, und auch der rechtzeitige Anschluß an die Verbündeten durch den Vertrag von Ried ist ihm insofern zum Verdienste anzurechnen, als er dabei den mächtigen Einfluß des unverwandt französisch gesinnten Ministers Montgelas zu bekämpfen hatte. Der Biograph hat seine kriegerischen Erlebnisse und Thaten ausführlich erzählt, erst in österreichischen, dann in bairischen Diensten, erst gegen die Franzosen, dann für Napoleon, zuletzt gegen diesen mit den Verbündeten.

Weder ruhmvoll noch erfolgreich war die Thätigkeit, die Wrede als Diplomat auf dem Wiener Congresse entfaltete. Er hatte eine ungemeine Vorstellung von der Bedeutung des bairischen Staates, dem er durch den Rieder Vertrag die gänzliche Unabhängigkeit verschafft hatte. Seitdem glaubte er sich berufen, Baiern als eine Macht ersten Ranges vertreten zu sollen. Schon am 13. November 1813 schrieb er aus Hanau an seinen König: „Votre Majesté depuis son traité d'alliance doit, si j'ose m'exprimer ainsi, changer de conduite. Elle est sortie de la classe des puissances du second rang. Elle a droit de voix au grand chapitre et je suis entierèment convaincu que les Puissance alliées lui assigneront avec plaisir le plan qui lui convient dans les choses qui vont se

traiter.“ Seine Idee war damals, daß ein Südbund unter bairischer Führung errichtet werde, ein Plan, der, so oft er auftauchte, glücklicherweise schon an dem Widerstande der anderen süddeutschen Staaten scheiterte. In Wien stieß Wrede, abgesehen von der Sache die er vertrat, schon durch seine Eitelkeit und sein anmaßliches Auftreten an. Im Allgemeinen hielt er sich an Oesterreich, und er rühmte sich einmal, es glücklich dahin gebracht zu haben, daß die Harmonie, die anfänglich zwischen Oesterreich und Preußen zu bestehen schien, in die Brüche gegangen sei. (Schreiben an Montgelas vom 24. December 1814.) Natürlich trat er mit seinem ganzen Ungestüm für die Erhaltung Sachsens ein, und sein Eifer führte dahin, daß Preußen, welches anfänglich Baiern große Bereitwilligkeit zu einer Verständigung gezeigt, ja selbst die Auswahl unter den Erwerbungen am linken Rheinufer angeboten hatte, sofern Baiern ihm nicht offenkundig widerstreben würde, zu seinem entschiedensten Widersacher wurde. Für Baiern selbst sind schließlich die Territorialfragen keineswegs nach Wunsch entschieden worden. Sein eigener Minister Montgelas, der freilich kein unparteiischer Beurtheiler war, sprach sich über Wrede und die Erfolge seiner Mission in der schärfsten Weise aus.

Auch in der folgenden Friedenszeit hat Wrede in Baiern eine einflußreiche und vielseitige Rolle gespielt. Er hat zum Sturze seines alten Gegners, des Grafen Montgelas, im Jahre 1817 beigetragen, und im folgenden Jahre nahm er an dem Zustandekommen der Verfassung lebhaften Antheil. Er behielt seinen Einfluß unter König Ludwig, so ungünstig dessen Regierung sonst dem Soldatenstande war. Im Jahre 1826 übertrug ihm der König eine diplomatische Mission nach St. Petersburg, welche die alten Absichten Baierns auf die badische Pfalz zum Gegenstande hatte, übrigens ganz ohne Erfolg blieb. Als nach der Julirevolution ein Krieg mit Frankreich zu drohen schien, suchte König Ludwig, Oesterreich mißtrauend, einen festen militärischen Anschluß an Preußen; er war bereits im Begriffe, Wrede zu diesem Zwecke nach Berlin zu schicken. Der preußische General von Rühle, der dann die süddeutschen Höfe bereiste, konnte in seinen Berichten von dort die Uebereinstimmung dieser Höfe mit den Ansichten der preußischen Regierung constatiren: hier wie dort wollte man nicht den Einen Bundesfeldherrn, das heißt, nicht österreichisches Obercommando, sondern die Dreitheilung der Bundesarmee, und Wrede sollte nicht blos den Oberbefehl über das siebente, bairische, sondern auch über das achte führen, also sämmtliche süddeutsche Streitkräfte unter sich vereinigen.

Die letzten Jahre seines bewegten Lebens verlebte der Fürst auf seiner Lieblingsbesitzung Ellingen. Hier starb er am 12. December 1838, 71 Jahre alt, als eine in Baiern ohne Frage populäre Persönlichkeit. Ehrgeizig, eigenwillig, schnell erregt, tapfer, abgöttisch von den Soldaten verehrt, deren Strapazen er wie einer der Ihrigen ertrug, als Gutsherr leutselig, gutherzig,

großmüthig, so schildert ihn sein Biograph. Der wiederholte Wechsel des Lagers, in dem er diente, ist natürlich aus den Zeitverhältnissen zu beurtheilen: er diente mit Hingebung seinem Herrn, darüber hinaus gingen seine Gedanken nicht. Was der politische Zustand Deutschlands verschuldete, kann billigerweise nicht dem Einzelnen zur Last gelegt werden. Aber es ist ein höchst charakteristisches Wort, das, eben aus Anlaß einer Begegnung mit Wrede, der französische Marschall Marmont über den problematischen Kriegsruhm der kleinen, unselbständigen Staaten ausgesprochen hat. Auf der Rückkehr von jener erfolglosen Mission in St. Petersburg traf Wrede mit dem Marschall zusammen, den er aus seinen früheren Feldzügen kannte, und in seinen Denkwürdigkeiten stellte Marmont über dieses Wiedersehen folgende Betrachtung an: „Sein Anblick erweckte den Gedanken in mir, daß die Armeen der Mächte zweiten Ranges das eigenthümliche Privilegium haben, stets siegreich zu sein. Sie schließen sich nothgedrungen einem politischen Systeme, einer Großmacht, an. So lange das Glück den Anstrengungen dieser Macht günstig ist, bleiben sie mit ihr verbündet; sobald es aber umschlägt, verlassen sie dieselbe, um eine gegnerische Allianz zu schließen, so daß der Besiegte nach erlittenen Niederlagen seine Streitkräfte sich vermindern und die des Gegners wachsen sieht, was der neuen Allianz eine Reihe von Siegen sichert. Die Befehlshaber dieser Truppen haben dann auch gemeinsame Erinnerungen mit allen Chefs der europäischen Heere. Wrede war bei Austerlitz, bei Wagram ꝛc. mein Waffengefährte gewesen, und hätte er sich mit Blücher, Schwarzenberg oder Sacken in einem Salon befunden, so würde er sich auch mit ihnen über die in den Jahren 1814 und 1815 gemeinschaftlich gelieferten Schlachten haben unterhalten können." Der ehemalige Freund und Feind konnte sich über Wrede's Lorberen nicht schonender ausdrücken. W. L.

Vom preußischen Landtage.*)

Seit vier Wochen hat das Abgeordnetenhaus, mit alleiniger Ausnahme eines katholischen Feiertages, täglich und durchweg fünf- bis sechsstündige Sitzungen gehalten. Der Ertrag dieser wohl beispiellosen Thätigkeit kann leider nur in die Worte zusammengefaßt werden: multa, non multum. Von größeren Arbeiten zu Stande gebracht ist in dieser Zeit nichts als der Etat einschließlich des vielberufenen Steuererlasses, insofern zu erwarten steht, daß

*) Ein für das letzte Heft bestimmt gewesener Bericht ist verloren gegangen.

diese nach den Beschlüssen des Abgeordnetenhauses auch im Herrenhause ohne Anstand zur Annahme gelangen werden. Das Zuständigkeitsgesetz dagegen, bei welchem nach vierwöchentlicher eingehendster Commissionsberathung der anspruchsvolle Unverstand von links und rechts noch sechs Sitzungen verzettelte, wird voraussichtlich vom Herrenhause im Einverständnisse mit der Regierung Abänderungen erfahren, welche das Abgeordnetenhaus mindestens noch eine Sitzung beschäftigen müssen. Zwei Sitzungen wurden dem Centrum durch die Willfährigkeit der Conservativen eingeräumt, um lediglich zu Agitationszwecken die kirchenpolitische Debatte des letzten Sommers wieder aufzunehmen, und einige mehr hat sich die Partei mit dem üblichen Mißbrauche zu Culturkampfbeschwerden anläßlich der Etatsberathung genommen. Im Ganzen wurden auf die zweite Lesung des Etats, nach guten drei Wochen, die ihr vor Weihnachten gewidmet waren, einschließlich des Steuererlasses noch vier, und auf die dritte Lesung, die sonst immer an einem Tage abgethan ist, drei Sitzungen verwendet. Zwei Sitzungen nahm zuletzt die erste Lesung des sog. Verwendungsgesetzes in Anspruch, und nach alledem kann es nicht Wunder nehmen, wenn noch eine volle Woche für Gegenstände von geringerem Belang aufging. So manchen nicht unberechtigten Vorwurf in früheren Jahren die nationalliberale Geschäftsleitung auf sich nehmen mußte, die conservative Partei ist mit ihrer so anspruchsvoll geltend gemachten Geschäftsleitung völlig in die Brüche gegangen, und hauptsächlich darum, weil sie der vorausgehenden Verständigung mit den Mittelparteien, welche vereint noch immer den stärksten Bestandtheil im Hause bilden, geflissentlich aus dem Wege geht.

Da auf das Zuständigkeitsgesetz zurückzukommen noch später Veranlassung sein wird, so dürfen wir unser Interesse auf die kirchenpolitische Angelegenheit und die Steuerfragen concentriren, die in äußerlicher, parlamentarisch taktischer Beziehung sich eng genug bedingen. Unsere Leser werden sich erinnern, wie nach den plump-geräuschvollen Auftritten der gegen die Kölner Dombaufeier in Scene gesetzten Breslauer Versammlung das Centrum erst ziemlich spät in der Session, bei der Berathung des Cultusetats, einen Recognoscirungsvorstoß unternahm. Nachdem damals der Cultusminister die correcte Erklärung gegeben, daß nach den Vorgängen des letzten Frühjahrs und Sommers die Regierung es ihrer und des Staates Würde nicht für angemessen halte, ohne ausreichendes Entgegenkommen von römischer Seite einen weiteren Schritt zur Ausgleichung oder Milderung des kirchenpolitischen Conflictes zu thun, hatte der Abgeordnete Windthorst zwei Anträge angekündigt, den einen, um die allgemeine Straflosigkeit des Messelesens und Spendens der Sacramente auszusprechen, den andern, um das sogenannte Sperrgesetz von 1875 aufzuheben. Der ersteren Forderung, welche ein in der Nachsession des letzten Sommers auf nachdrücklichen Einspruch des Cultusministers abgelehntes

Amendement wieder aufnahm, schnitt derselbe auch jetzt alsbald jede Aussicht eines Entgegenkommens der Regierung ab, da sie keinen andern Sinn habe, als von hinten her die ganze Grundlage der Maigesetze abzugraben. Noch weniger war daran zu denken, daß die Regierung das rein äußerliche Machtmittel der Gehaltssperre aufgeben würde, ehe auch nur ein Schritt zur Erfüllung der daran geknüpften Voraussetzungen gethan wäre. Fünf Wochen, die Weihnachtsferien eingerechnet, blieben die angekündigten Anträge wie ein Damoklesschwert über den Häuptern der wehrlosen Abgeordneten schweben. Innerhalb der Centrumsfraction konnte man sich selbst nicht verhehlen, daß dieselben nach der Vorauserklärung vom Ministertische zu nichts führen würden, als durch eine leidenschaftliche Verhandlung die Oppositionsstellung der Partei zu prononciren, und das scheint in ihrer eigenen Mitte auf starke Mißbilligung gestoßen zu sein. Endlich ging man vorerst mit dem einen Antrage allein vor, welcher den größten Spielraum für Tiraden über Gewissensdruck u. dgl. bot; und man muß gestehen, daß diesmal Herr Windthorst in haarsträubender Sophistik sich selbst überboten hat. Schon der Wortlaut des Antrages nahm die gehässige Wendung, als ob durch die Maigesetze so unschuldige und heilsame Dinge wie Messelesen und Spenden der Sacramente unter Strafe gestellt seien, während diese Functionen doch nur als thatsächliche Kriterien für die unbefugte Ausübung eines geistlichen Amtes in Betracht kommen. In seiner Begründung aber verstieg sich der Antragsteller zu der Aeußerung: wenn es richtig sei, daß sein Antrag die Grundlage der Maigesetze zerstöre, so beweise das nur, daß diese Grundlage eine unmoralische sei! Es ist also unmoralisch, daß der Staat im geordneten Strafverfahren die Ausübung des geistlichen Amtes durch solche Personen verhindert, welche die Kirchenbehörde in Widerspruch mit seinen Anordnungen bestellte, aber es ist nicht unmoralisch, daß die Hierarchie diesen Widerspruch massenweise bei einer äußerlichen Formalität übte, welche, wie das vorjährige Verhalten des Papstes zeigte, er nach taktischen Gründen dulden und dann wieder nicht dulden kann! Der Cultusminister ist auch diesmal solchen Angriffen in ruhiger und würdiger Weise entgegengetreten, gegen welche nur das Verhalten der conservativen Partei, welche gerade diesen Minister vor allen unterstützen will, aufs peinlichste abstach. Statt sich in ihrer Eigenschaft als „geschäftsleitende" Partei mit den Fractionen zu verbinden, mit welchen sie im Sommer das Compromiß über die kirchenpolitische Vorlage durchsetzte, um einer frivol-agitatorischen Wiederaufnahme des damaligen Streites auf möglichst geradem Wege ein Ende zu machen, fühlte sie vor allem das Bedürfniß einer zum Fenster hinaussprechenden Minorität, ihr Glaubensbekenntniß in einer motivirten Tagesordnung niederzulegen, welche auf die ursprüngliche Vorlage der Nachsession in einer Weise Bezug nahm, die es den Mittelparteien unmöglich

machte, dafür zu stimmen; und nahm für dieses Bekenntniß willig das Martyrium auf sich, als Minorität zu unterliegen.

Wenn es aber eine Genugthuung ist, socios habuisse malorum, so fanden die Conservativen diesen Leidensgenossen in einer Minorität, auf welche man nach den Vorgängen des Sommers noch weniger gefaßt sein konnte. Fünf fortschrittliche Abgeordnete stimmten für den Windthorst'schen Antrag, und zu ihnen gesellte sich ein Secessionist als Redner! Man erinnert sich, daß die Mehrheit der nationalliberalen Partei für den Rumpf der Vorlage zuletzt wesentlich mit Rücksicht auf die Anordnung des jetzigen Artikel 5 stimmte, welche eigentlich im ursprünglichen Sinne der Maigesetze, aber entgegen einer von den Gerichten angenommenen Interpretation, gesetzlich angestellte Geistliche für straflos erklärt, wenn sie zur Stellvertretung in verwaisten Gemeinden Messe lesen und Sacramente spenden. Der Cultusminister wies nun im Verlaufe der gegenwärtigen Verhandlung nach, wie über Erwarten segensreich diese einzige Bestimmung des neuen Gesetzes, die ohne Weiteres in Kraft treten konnte, gewirkt hat, indem sie es ermöglichte, eine regelmäßige Seelsorge so weit wieder herzustellen, daß nur noch drei Procent aller katholischen Kirchengemeinden des Landes, und nur zwei Procent der katholischen Bevölkerung derselben entbehren. Fortschrittspartei und Secessionisten aber haben nicht nur ihr Aeußerstes gethan, daß um Haaresbreite die Bestimmung mit dem ganzen Gesetze gefallen wäre: sie haben die Annahme desselben zum Grund der maßlosesten Schmähungen gegen die Mehrheit der nationalliberalen Partei, und die Secessionisten haben dieselbe obendrein zum Vorwande ihres Austrittes genommen. Und nun wird mit einem Male aus fortschrittlichen und secessionistischen Reihen einem Antrage Stimme und Wort geliehen, den selbst Herr von Puttkamer als Untergrabung der maigesetzlichen Fundamente bezeichnet! Daß nur einer aus ihrer Mitte diesen geradezu frivolen Widerspruch auf sich ladet, kann die Secessionisten um so weniger entschuldigen, als sie ja gerade wegen der mangelnden Einheit der politischen Grundsätze der nationalliberalen Partei die Gemeinschaft aufgekündigt haben, und nun den in einem so cardinalen Punkte abweichenden Abgeordneten von Helldorf nicht nur in ihrer Mitte dulden, sondern an der Spitze ihrer Agitation gegen die nationalliberale Partei im Lande auftreten lassen. Ueberdies aber ist bekannt, daß dieser Abgeordnete sich der vollen Zustimmung des Herrn von Forckenbeck erfreut, und auch die übrigen dem Abgeordnetenhause nicht angehörenden Führer der Partei mehr oder minder den Versuch billigen, auf solcher Basis die Brücke eines Zusammenwirkens in der Opposition mit dem Centrum zu bauen!

Ehe aber dieser Plan den Anfang einer Ausführung finden kann, ist es zu dem noch abenteuerlicheren Schauspiele gekommen, daß die vereinigte Oppo-

sition der Zukunft, Fortschritt, Secession und Centrum, mit klingendem Spiele der Regierung und den Conservativen zu Hilfe zog, um die Mittelparteien in der Frage des Steuererlasses zu majorisiren! Wir haben vor wenig Wochen erst die thatsächlichen finanziellen Unterlagen dargelegt, auf welchen der Regierungsvorschlag sich aufbaute, für das bevorstehende Etatsjahr vierzehn Millionen directer Steuern zu erlassen. Seitdem ist allerdings versichert worden, daß die im Reichsetat vorgesehene Steigerung der Matricularbeiträge um 25 Millionen ganz oder annähernd durch Ueberschüsse des laufenden Etatsjahres werde aufgewogen werden. Abgesehen indeß davon, daß dafür erst die Bestätigung durch den Ablauf des Etatsjahres abzuwarten ist, würde damit die Frage nur in die Lage zurückversetzt werden, welche schon im November den früheren Finanzminister Hobrecht bestimmte, den Erlaß für nicht gerechtfertigt zu erklären. Nach den Ziffern, mit welchen der preußische Etat nach der Feststellung in dritter Lesung abschließt, bleibt es dabei, daß thatsächlich die erlassene Summe durch Anleihe wieder aufgebracht werden muß. Es war nun von freiconservativer Seite versucht worden, eine Verständigung etwa dahin herbeizuführen, daß die Summe des Erlasses auf die Hälfte heruntergesetzt und ausschließlich zur Erleichterung der unteren Steuerstufen verwendet würde — ein Ausweg, auf welchen die Nationalliberalen wahrscheinlich eingegangen wären. Die conservative Fraction aber, nachdem sie wochenlang mit der Phrase einer „organischen Verbindung" des Steuererlasses mit der Steuerreform ein Vexirspiel getrieben, entpuppte sich zuletzt mit einem von dem Finanzminister gebilligten Vorschlage, welcher nur mit etwas anderen Worten den Richter'schen Antrag einkleidet, den 14 Millionen-Erlaß gleich in einen dauernden zu verwandeln, wofür sie dann begreiflich die freudige Unterstützung der vereinigten Opposition fand. Eine Majorisirung der langjährigen treuesten Stützen der Regierung mittelst solcher Hilfstruppen erdreistet sich die „Provinzial-Correspondenz" als Billigung des Regierungsvorschlages durch eine erhebliche Majorität und als parlamentarischen Erfolg des Finanzministers auszurufen, der doch bei der ersten Berathung des Etats sich entschieden gegen den Richter'schen Antrag ausgesprochen hatte. Wer bei dieser unnatürlichen Coalition, welche Herr Hobrecht witzig mit der verbündeten Flotte vor Dulcigno verglich, der düpirte Theil ist, mag dem häuslichen Streit zwischen Fortschritt und Officiösen überlassen bleiben. Für die parlamentarische und zugleich für die Finanzgeschichte Preußens und des Reiches ist ein Präjudiz verhängnißvoller Art geschaffen!

Nicht nur, daß dem dauernden Erlasse in verstärktem Maße die finanzpolitischen Bedenken entgegen stehen mußten, welche schon den einmaligen Erlaß mit einer gesunden Staatswirthschaft unerträglich erscheinen ließen. Als dauernde Maßregel greift er überdies der organischen Steuerreform in

der unorganischsten Weise vor, wie alsbald die Verhandlung über das sogenannte Verwendungsgesetz klar ergeben hat. Diese Vorlage soll nach Absicht der Regierung aus dem „vitiösen Cirkel" herausführen, daß die organische Steuerreform in Preußen nicht begonnen werden kann, ehe die Mittel dazu beschafft sind. Der Reichstag aber will neue Steuerprojecte nicht annehmen, ehe er weiß, wozu die Erträge verwendet werden sollen. Daß bereits das vorjährige Gesetz gleichen Namens aus diesem Cirkel herausgeführt hat, wird vom Regierungstische mit der Behauptung verdeckt, daß ja der Reichstag sich dadurch nicht habe bewegen lassen — während doch bis zu Ablauf der letzten Reichstagssession das Gesetz als solches nicht nur formell noch nicht zu Stande gebracht war, sondern in Folge der ihm von conservativer Seite in den Weg gelegten Verzögerungen die ernstliche Besorgniß bestand, es möchte vom Herrenhause unter Connivenz der Regierung verworfen werden. Die neue Vorlage nun führt sich mit der bekannten Coburger Clausel ein, daß alle aus neuen Reichssteuern dem preußischen Haushalte zufließenden Mittel „unverkürzt" zur Steuerreform verwendet werden sollen, und zwar nach einem festen Verhältnisse theils zur Ueberweisung der Grund- und Gebäudesteuer bis zur Hälfte zum Vortheile der Communen, theils zu weiterer Erleichterung der Personalsteuern im Anschlusse an den thatsächlich bereits als dauernd vorausgesetzten 14 Millionen-Erlaß. Deckt sich insoweit der Beschluß des Abgeordnetenhauses mit dem Gedanken der Vorlage, so wird nun erst offenbar, welcher Riß damit in das bestehende Steuersystem bereits geschehen ist, ehe nur erst ein wirklicher zusammenhängender Reformplan geschweige ein ausgearbeitetes Project vorliegt, welches die Probe der technischen Kritik bestehen mag. Dennoch haben die Verhandlungen ergeben, daß für dieses tumultuarische Vorgehen in der Hauptsache die Unterstützung des Centrums bereits gesichert ist, welches in dieser Beziehung die Rechtfertigung vor seinen Wählern wegen der Zustimmung zu den Finanzzöllen und der Tabaksteuer von 1879 höher anschlagen muß als seine Oppositionsgelüste. Seltsamster Weise nun ist eine Vorlage, die als bestimmendes Moment für die Entschließungen des Reichstages gemeint war, durch die Zurückhaltung der conservativen Partei, welche gleich ihren aparten Reformplan hatte hinein amendiren wollen, so lange verzögert worden, daß jetzt der Reichskanzler selbst hingeworfen hat, man könne denselben im Nothfalle mit Hilfe einer Nachsession erledigen. Warum man aber, wenn erst die Reichstagssession vorüber ist, nicht lieber gleich wartet, bis Herr Bitter seine organischen Projecte vorlegen kann, die er für nächsten Herbst zugesichert hat, ist nicht abzusehen — es müßte denn auch das Verwendungsgesetz zur Wahlreclame bestimmt sein — wozu es allerdings den Conservativen um so dienlicher würde sein können, je unmöglicher es den Nationalliberalen gemacht wird, demselben zuzustimmen. Schon im

Voraus hat in deren Namen der Abgeordnete Gneist eine Erklärung abgeben müssen, welche eine Verständigung mit der ihres Sieges ohnehin gewissen Regierung kaum wahrscheinlicher macht als bei dem Steuererlasse.

Zum ersten Male seit fast drei Jahren ist zu dieser Verhandlung Fürst Bismarck wieder im Abgeordnetenhause erschienen und hat sich mit einer großen Rede eingeführt, die allen, welche den Vergleich anstellen konnten, als auffallendes Gegenstück zu der einzigen Rede am Schlusse der vorjährigen Session des Reichstages erschien. So resignirt und arbeitsmüde die letztere, so zuversichtlich und thatenfrisch erklang jene, während sie zugleich in den mildesten Formen und Tönen jede Vorstellung von Kampfesschärfe nach irgend welcher Seite verwischte. Es war der treue Ausdruck jener überraschenden körperlichen Gesundung und geistigen Angeregtheit, welche von allen Beobachtern seit des Reichskanzlers letztem Landaufenthalte bemerkt wurde. Auch den vielen Deutschen, welche für den nächsten Gegenstand der Rede kaum ein Interesse haben dürften, werden zwei Worte daraus hell und freudig ins Ohr tönen: daß zu Kriegsbefürchtungen nicht der mindeste Grund vorliegt, und daß Fürst Bismarck allen Rücktrittsanwandlungen gründlich abgesagt hat, daß er entschlossen ist, auf seinem Posten auszuhalten, so lange ihm das Vertrauen seines Kaisers nicht verloren geht! x.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Politische Randglossen. Jenseits des Kanales. Die Vorgänge im Lande der politischen Erbweisheit ziehen mehr denn je die Aufmerksamkeit auf sich. Tag für Tag wächst das Erstaunen des festländischen Beobachters. Früher als sonst ist das britische Parlament einberufen worden, damit es eine Vorlage von höchster Dringlichkeit, ein neues Bodengesetz für die im Aufstande befindliche grüne Insel in Angriff nehme. Aber Woche um Woche verrinnt, ehe nur die Vorlage, über welche sich das liberale Ministerium längst geeinigt hat, eingebracht werden kann. Zuerst muß diesem Gesetzentwurfe ein anderer vorausgehen, der sich inzwischen als noch dringlicher herausgestellt hat, eine Zwangsbill, welche die verfassungsmäßigen Rechte in Irland aufhebt und dem Vicekönig Befugnisse von der Art einräumt, wie sie in Rußland nach den nihilistischen Complotten dem Grafen Loris-Melikoff übertragen worden sind. Aber auch diese vorläufige Bill hat wieder eine unendlich mühselige Vorgeschichte zu bestehen, herbeigeführt durch die Verbissenheit der irischen Parteiführer und durch die Unzulänglichkeit der parla-

mentarischen Gebräuche. Und dadurch schiebt sich die Nothwendigkeit vor, Abhilfe zunächst gegen die böswillige Verstopfung der parlamentarischen Geschäfte zu treffen: das Ende ist, daß man aus lauter Scheu, das Herkommen auf gesetzlichem Wege zu reformiren, endlich, um nur weiter zu kommen, mit Gewaltsprüngen sich helfen muß. Der Eindruck, den man von all diesen Vorgängen erhält, ist der einer unglaublichen Unbehilflichkeit der parlamentarischen Einrichtungen. Die Maschine thut ihre Dienste, so lange alles im hergebrachten, altväterischen Gange bleibt. Doch völlig rathlos, hilflos stehen die Führer der alten Parteien, die Regierung wie deren Gegner, außerordentlichen Fällen gegenüber. Nun sind es allerdings unerhörte, in der Geschichte des Parlamentes niemals erlebte Manieren der irischen Partei, welche die Verlegenheit schufen. Aber die Obstruction liegt zuletzt nicht in der Bosheit der Homeruler, sondern in den Einrichtungen selbst. Fälle von absichtlicher Obstruction sind doch auch sonst, wenn gleich nicht mit so heldenmäßiger Ausdauer, dagewesen. Das Bedürfniß einer vernünftigen Geschäftsordnung hat sich also früher schon aufgedrängt. Gleichwohl hat man sich mit den alten Formen weiter beholfen und so lange zugewartet, bis endlich einmal ein ganz unerträglicher Zustand eintrat, den man dann nur durch einen raschen Gewaltstreich zu überwinden vermochte. Denn ein „Staatsstreich" bleibt schließlich das Vorgehen des Sprechers in der denkwürdigen Sitzung vom 2. Februar, auch wenn dasselbe zuvor mit den Führern der beiden großen Parteien verabredet und dadurch seine Indemnität gesichert war. Jetzt also war man in eine Nothlage versetzt und man mußte auf Mittel denken, nicht blos einmal, sondern auch für wiederkehrende Fälle zu helfen. Doch auch jetzt trat der merkwürdige Umstand ein, daß man nicht in die Geschäftsordnung die in anderen Parlamenten bewährten einschlägigen Bestimmungen einführte und damit eine gesetzlich geregelte Abhilfe traf, vielmehr begnügte man sich mit dem Auswege, für einzelne Fälle durch die Mehrheit des Hauses dem Sprecher dictatorische Befugnisse zu ertheilen: also, um am Herkommen ja nichts zu ändern, entschließt man sich lieber dazu, für gewisse Fälle einen Ausnahmezustand zu legalisiren. Das ist überaus charakteristisch für die englischen Sitten. Aber noch mehr: das Verfahren in dieser Formsache ist auch bezeichnend für die Behandlung der dringlichen Aufgaben selbst. Es ist eine Scheu vor unerläßlichen Reformen vorhanden, bis schließlich der unvermeidliche Punkt eintritt, wo von beiden Seiten die Gewalt angerufen wird. In der Behandlung Irlands hat die radikale Doctrin des laissez aller jene überconservative Tradition aufs beste unterstützt: mit gekreuzten Armen sah man zu, wie die Landliga sich ausbreitete, wie die Gewalt auf der Insel von den gesetzmäßigen Organen auf diese revolutionäre Regierung überging, die allein noch Gehorsam fand, während die königlichen

Behörden lahm gelegt waren, die Geschworenen versagten wider offene Auflehnung, schutzlos das Land einem wilden Terrorismus preisgegeben wurde. Jetzt wird unfehlbar die Repression erfolgen, aber sie wird weit schärferer Mittel benöthigt sein, als wenn rechtzeitig die Organe der Regierung eingegriffen hätten oder gestärkt worden wären. Zuletzt ist es das starre Festhalten an überlebtem Recht und Brauch, was überhaupt die verhängnißvollen Zustände in Irland herbeigeführt hat. Die feudale Landvertheilung im Vereinigten Königreiche hat nirgend mehr ihres gleichen, niemals aber ist ein Versuch zur wirklichen Befreiung des Bodens gemacht worden. In Irland ist dieser Zustand verschärft durch den Gegensatz der Religion und der Rasse. Das Volk fühlt sich unter einer Fremdherrschaft und hat die furchtbaren Katastrophen nicht vergessen, in welchen diese Fremdherrschaft sich befestigte, die Einwohner des Landes zu Heloten gemacht wurden. Mit Erstaunen liest man, daß der gesammte Boden der Insel in den Händen von noch nicht 20 000 Menschen ist. Ja, die volle Hälfte ist das Eigenthum von wenig mehr als 700, und nahezu ein Fünftel im Besitze von wenig über 100 Personen, während die Zahl der kleinen Besitzer unter 100 Acres noch nicht volle 6000 erreicht. Unter diesem Zustande, welcher die große Masse der Bevölkerung in die Willkür einer verhältnißmäßig kleinen Zahl fremder Herren giebt, ist die Einwohnerzahl von über 8 Millionen im Jahre 1841 auf gegenwärtig $5^1/_4$ Millionen herabgesunken, die besten Kräfte hat die Auswanderung weggezogen, die Last der öffentlichen Armenpflege hat sich in erschreckendem Maße gesteigert, der Umfang der bebauten Bodenfläche ist stetig zurückgegangen. Noch kennt man nicht den Inhalt der Bill, welche den Beschwerden über diese Mißverhältnisse abhelfen soll. Die radikalen Mitglieder des gegenwärtigen Cabinets haben schon vor vielen Jahren das zu erstrebende Ziel dahin festgestellt, daß der Bebauer des Landes auch der Eigenthümer werden müsse. Doch an grundstürzende Maßregeln ist nicht zu denken bei einer Regierung, in welcher neben den Radikalen die Führer des whigistischen Adels sitzen. Die Entscheidung ruht in den Händen einer Aristokratie, die für ihr Interesse kämpft und die Rückwirkung einer radikalen Bodengesetzgebung auch auf England und Schottland fürchtet. Mehr als die berühmten drei F: fixity of tenure, free sale und fair rente würde das Parlament nicht bewilligen, wird die Regierung demselben gar nicht zumuthen — also Sicherheit des Pachtverhältnisses, ein billiger Pachtschilling und freie Verfügung über die vom Pächter aus eigenen Mitteln erzielten Guts- und Ertragsverbesserungen. Dazu kommt noch eine vierte Forderung, ein viertes F: facility for creation of peasant proprietary, Staatshilfe für den allmählichen Uebergang von Besitz in freie Hände, wozu in dem eingezogenen Kirchenvermögen verfügbare Mittel vorhanden sind. Die letztere Maßregel

allein würde einen freien Bauernstand heranziehen, könnte aber doch immer nur einem verhältnißmäßig sehr kleinen Theile der Bevölkerung helfen. Im Uebrigen sind jene Reformpunkte wohl einschneidend für die Verbesserung der Lage der Pächter, doch an den Besitzverhältnissen selbst ändern sie nichts. Es wird wohl für die Pächter, aber nicht für die große Menge der ländlichen Arbeiter gesorgt. Immerhin wäre es die größte Reform, die je in der Bodengesetzgebung Irlands versucht wurde. Im Wesentlichen würde damit das sogenannte Ulsterrecht auf alle Provinzen ausgedehnt. Und früher gegeben, hätten solche Zugeständnisse ohne Zweifel verhindert, daß der gesetzlose Geist auf der Insel zu solcher Höhe emporflammte. Ob jetzt auf diesem Punkte die Bewegung innehalten, die erregte Bevölkerung sich beruhigen würde, darf man wohl bezweifeln. Zu allem kommt noch der Stachel des confessionellen Fanatismus. Aus gutem Grunde ist Parnell, bevor er sich an die Spitze der Landliga stellte, zum römischen Glauben übergetreten. So gemäßigt die Sprache der Bischöfe ist, so sind sie doch in der Sache für die Volksforderungen eingetreten. Ihr Segen kann unmöglich einer Bewegung fehlen, welche dazu dient, die alte brennende Wunde am Leibe der protestantischen Großmacht offen zu halten.

Der gegenwärtige Augenblick beweist aufs neue, über welche gewaltige Kräfte das britische Weltreich gebietet. Es hat in Irland einen Bürgerkrieg zu bestehen, während es in Afrika sich anschickt, eine abgefallene Provinz wieder zu bändigen, in Asien den neu eroberten Besitz festhält und im Mittelmeer fortfährt einen Einfluß auszuüben, der noch immer das Wort in Blumaur's „Aeneis" rechtfertigt, daß Neptun ein „Engländer" ist. Aber es sprechen doch manche Anzeichen dafür, daß der Höhepunkt der britischen Machtstellung bereits überschritten ist. Die Kraftanstrengungen Disraeli's mit seiner „Kaiserpolitik" haben doch schon stark jenen Versuchen geähnelt, zu denen man sich aufrafft, um entschwindende Güter krampfhaft festzuhalten. In seinen letzten Kriegen hat England eine militärische Schwäche und ein Ungeschick bloßgelegt, womit es wohl allenfalls ausreicht in vereinzelten Kämpfen mit schwächeren Gegnern, womit aber die Behauptung eines über die ganze Welt verbreiteten Besitzes auf die Dauer schwer vereinbar ist. Und durch die brutale Vergewaltigung des transvaalischen Bauernvolkes fordert das englische Volk die öffentliche Meinung in Europa und in allen Welttheilen gegen sich heraus. Die Theilnahme, welche die um ihre Unabhängigkeit schmählich gebrachten Boeren für ihren Verzweiflungskampf überall finden, ist ein Symptom, das den Engländern wohl zu denken geben kann. Die Adressen und Resolutionen zu Gunsten der wackeren Freiheitskämpfer werden freilich nicht verhindern, daß die englischen Waffen sich blutige Genugthuung holen. Daß aber auch der Appell an die humanen Sympathien und

an die sittliche Empörung unter Umständen keine verächtliche Waffe ist, das hat Gladstone selbst erfahren, als er vor fünfundzwanzig Jahren die öffentliche Meinung Europas gegen die Brutalitäten des bourbonischen Regimentes aufrief. g.

Literatur.

Die evangelischen Mittelschulen in Siebenbürgen und die denselben drohende Gefahr. Eine Rechts- und Culturfrage. Leipzig, O. Wigand. 1880. — Für die Volksschulen in Transleythanien ist der magyarische Sprachzwang seit dem Gesetze vom 22. Mai 1879 beschlossen. Die Mittelschulen sollen nachfolgen. Ihre Vergewaltigung wird durch ein Gesetz angestrebt, das schon zweimal, in den Jahren 1869 und 1874 durch die Minister Eötvös und Trefort vorgeschlagen, jedesmal an dem Widerstande der Berechtigten und der öffentlichen Meinung gescheitert ist, durch den letztgenannten Minister aber im März vorigen Jahres abermals eingebracht, durch einen Ausschuß durchberathen wurde und nun der Beschlußfassung durch die gesetzgebenden Körperschaften harrt. Die vorliegende Schrift erhebt vom Standpunkte der Deutschen und vom Standpunkte der evangelischen Kirche, zunächst Siebenbürgens, einen wohlbegründeten Protest gegen diese Maßregel. Der Gesetzentwurf hat den Zweck, einmal alle nicht confessionellen Mittelschulen sofort zu magyarischen umzuwandeln, und dann die große Zahl von Gymnasien und Realschulen, die durch die verschiedenen Religionsgenossenschaften errichtet und bisher durch kirchliche Behörden selbständig verwaltet worden sind, dem Staate zu unterstellen, selbstverständlich gleichfalls zum Zwecke der Magyarisirung. Der Verfasser unserer Schrift entnimmt seine Argumente wider diese drohenden Maßregeln nicht blos der Geschichte und dem verbrieften Rechte, sondern auch dem höheren Rechte der Moral und der Cultur. Der Widerstand unserer Landsleute ist unserer lebhaften Theilnahme werth, und gern möchte man wünschen, daß wenigstens, so wie es hier vorgeschlagen wird, eine Vertagung des Mittelschulgesetzes erzielt würde, so lange, bis der selbstmörderische Wahnsinn der Deutschenverfolgung etwas nachgelassen hat. g.

Faust von Goethe. Mit Einleitung und fortlaufender Erklärung herausgegeben von K. J. Schröer. Erster Theil. Heilbronn, Gebrüder Henninger. 1881. — Dieser neue Commentar zum Faust, in Form von Noten unter dem Texte, hält etwa die Mitte zwischen Düntzer und Loeper, er ist nicht so ausschöpfend und weitausholend als jener, aber doch eingehender als dieser; er wird also denen willkommen sein, denen die trefflichen Noten Loeper's gar zu spärlich sind; sorgfältig durchgearbeitet, auf selbständiges Studium gegründet, auf sprachliche und sachliche Erklärung gleichmäßig bedacht, hilft er in angemessener Weise zum Verständnisse des Gedichtes. Ueber das Maß der zu gebenden Erklärungen kann man freilich verschiedener Meinung sein. Auch wem Loeper's Commentar zu knapp ist, der wird doch bei mancher Note Schröer's im Zweifel sein können, ob sie ganz an ihrem Platze ist. Dies gielt namentlich von manchen sprachlichen

Nachweisen. So angenehm es ist, solche Nachweise bequem zur Hand zu haben, so eignet sich doch nicht Alles, was der Vortragende auf dem Katheder gelegentlich zum Nutzen seiner Schüler anbringen mag, auch für das gedruckte Buch. Der Vortragende kann z. B. die Gelegenheit nehmen, bei V. 68 das Wort „Ragout", bei V. 75 das Wort „Maxime" zu erklären: in den gedruckten Commentar sollte doch nur das, was specifisch zur Fausterklärung dient, Aufnahme finden. Dahin gehört auch, wenn Schröer zu „Paragraphos" V. 1606, zu „um sein' und deine Noth" V. 3242 seine Bemerkungen macht, die Wörter „Unthier" und „Grinsen" erklärt oder zum Verständnisse von V. 552 „Im Thale grünet Hoffnungsglück" mit der allerdings unanfechtbaren Betrachtung nachhilft: „das Grünen der Pflanzenwelt ist verheißungsvoll, es verheißt Blumen und Früchte, erfüllt mit Hoffnung." Doch über derlei wird man, wie gesagt, streiten können. Im Ganzen hat der Leser Ursache dankbar für die Belehrung und vielseitige Anregung zu sein. Die Einleitung giebt neben philologischen Excursen Beiträge zur Entstehungsgeschichte des Gedichtes, wobei insbesondere der Nachweis der Gruppe: Gretchenbilder Beachtung verdient. Sehr dankenswerth ist auch die Ergänzung der Schrift Enslin's über die ersten Theateraufführungen des Faust durch eine Mittheilung Laroche's über die erste Faustaufführung zu Weimar im Jahre 1829, bei welcher Laroche bekanntlich den Mephisto spielte. L.

Otto, Trauerspiel von F. M. Klinger. Heilbronn, Gebrüder Henninger. 1881. — Otto ist Klinger's Erstlingsstück, ein charakteristisches Exemplar für die Sturm- und Drangperiode unserer Literatur, hervorgegangen aus der Begeisterung für Goethe's Götz und für Shakespeare. Neuere Forschungen, deren Gegenstand Klinger war, haben bis ins Einzelne nachgewiesen, welche Züge und Gestalten der Dichtung aus Götz, aus Ugolino, aus Lear, Othello und Hamlet entlehnt sind. Das Stück kennzeichnet eine Ueberfülle von Motiven, unter der die Durchführung einer scharfen Charakteristik Noth leidet. „Das Uebermaß des Thatsächlichen überfluthet die feinere Durchbildung. Gerade dadurch aber trägt das Trauerspiel in hervorragendem Grade die dichterische Eigenart der Sturm- und Drangzeit zur Schau und ist eine wahre Sammelstätte der in jener Periode beliebten Motive." Indem das Stück jetzt wieder genau nach der (einzigen) Ausgabe von 1775 abgedruckt wird, eröffnet es eine Sammlung von „deutschen Literaturdenkmalen des achtzehnten Jahrhunderts", die von Bernhard Seuffert, Privatdocent an der Universität Würzburg, besorgt wird. Es sollen seltene Originalausgaben von werthvolleren Dichtwerken, aber auch wichtige kritische Anzeigen und literarische Abhandlungen aus der Zeit von Gottsched bis zu den Romantikern in Neudrucken vorgelegt werden. Dichtungen von Bodmer, Wieland, Gleim, Bürger, Wagner, Jacobi und Anderen werden sich Mittheilungen aus den Bremer Beiträgen, den Schleswigschen Literaturbriefen, den Frankfurter Gelehrten Anzeigen, aus Schubart's deutscher Chronik anreihen. Das Unternehmen ist, da die Originale zum Theil nicht leicht zugänglich sind, sehr dankenswerth. Zunächst für den wissenschaftlichen Gebrauch bestimmt und eingerichtet, darf die Sammlung auch Freunden der Literatur empfohlen werden. Das Klinger'sche Stück ist mit einer kurzen, sachgemäßen Einleitung versehen, der Text eine genaue Wiedergabe des Originaldruckes, nur von Druckfehlern gereinigt. Es sind aber auch Ausgaben mit kritischem Apparate von der Sammlung nicht ausgeschlossen. Die nächsten Bändchen werden Voltaire am Abend seiner Apotheose von H. L. Wagner, Faust's Leben von Maler Müller und Gleim's preußische Kriegslieder bringen. g.

Kain, von Gustav Kastropp. Mit einem Titelbilde. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. 1880. — Die vorliegende umfangreiche Dichtung, welche einen starken Band von 376 Seiten bildet und in wohllautenden fünffüßigen Jamben geschrieben ist, verstößt gegen das erste Erforderniß eines jeden Epos: es fehlt ihr an einer hinreichenden Handlung und das überwiegende Element der Reflexion ist bei aller Fülle und Tiefe der Gedanken und bei aller Schönheit der Form nicht im Stande, das Interesse des Lesers auf die Dauer festzuhalten. Denn jene Gedankentiefe würde nur dann über den Mangel an thatsächlichem Inhalt hinwegheben, wenn sie sich nicht am Einzelnen, sondern in der Idee des ganzen Werkes geltend machte. Letzteres aber ist keineswegs der Fall, der Grundgedanke der Dichtung ist vielmehr durch die Vermischung des Symbolischen und des Wirklichen unklar geworden. Jenes ist durch Kain's angeborene Neigung zu Gewalt und Frevel, durch seine Verbindung mit Lilith, der personificirten Sünde, endlich durch das ganze Reich der Finsterniß, dieses durch die übrigen menschlichen Gestalten, Adam und Eva und ihre beiden andern erwachsenen Kinder, Abel und Ada, und die Neigung beider Brüder zu Ada und den daraus entstehenden Conflict vertreten. Da in den thatsächlichen Verhältnissen alle Elemente zu einem schweren Zwiespalt gegeben sind, so sind die Gestalten des Reiches der Finsterniß und speciell die der Lilith überflüssig; sie spielt die Rolle einer Venus dem Tannhäuser Kain gegenüber, führt aber allerlei geheimnißvolle Reden, welche sie zu einer Vertreterin des Fluches, der von Anbeginn auf den sündigen Menschen ruht, machen sollen, jedoch für die Entwickelung der thatsächlichen Gegensätze ohne alle Bedeutung sind. Vor allem aber ist die ganze Ideenwelt für diese ersten Menschen viel zu complicirt; die Menschen haben eben nur ihre Namen hergeben müssen, um als Träger der Allegorie zu dienen, welche der Verfasser darstellen wollte; darüber sind sie selbst bloße Schemen geblieben und die Idee hat auch, weil es ihr an der richtigen realen Unterlage fehlt, etwas Schattenhaftes und Wesenloses bekommen. Der Kampf des Lichtes und der Finsterniß läßt sich überhaupt nicht in menschlicher Dichtung in bloßer Abstraction zur Darstellung bringen.

E—e.

Die Somosierra. Roman aus dem spanischen Bühnenleben von Robert Waldmüller (Eduard Duboc). Stuttgart, Levy und Müller. 1881. — Eine Französin, die aber durch ihre elsässische Mutter auch deutsches Blut in den Adern hat, kommt mit ihrem Vater auf ungewöhnlichen Wegen nach Spanien, wird hier von einem schielenden Auge geheilt, erkennt jetzt ihren Beruf als Schauspielerin, hat aber am Hofe, am Theater, in der Presse Ränke und Schwierigkeiten aller Art zu überwinden, bis es ihr gelingt, als Darstellerin ersten Ranges in Calderon-Stücken anerkannt zu werden, vermählt sich mit einem Künstler, der in kurzem in Wahnsinn endet, und reicht dann einem Jugendgeliebten die Hand, an dessen Seite sie, der Bühne entsagend, ein stilles häusliches Glück findet. Das Alles erzählt uns die Somosierra selbst, am Abende des Lebens ruhig auf die verschlungenen Pfade ihrer Jugend zurückblickend. Ob wirkliche Denkwürdigkeiten einer Schauspielerin zu Grunde liegen, darüber läßt der Dichter den neugierigen Leser im Ungewissen. Auf jeden Fall ist es eine gehaltvolle, anmuthende Erzählung, in der ein beharrlich ansteigendes und erfreulich ausklingendes Geschick erscheint. Man freut sich an der Kunst, mit welcher der Vater der Künstlerin, ein origineller, sanguinischer Projectenmacher, gezeichnet ist, und an dem realistischen Geschick, womit der locale und geschichtliche Boden vergegenwärtigt, die Vorgänge am Hofe und am Theater in Madrid geschildert sind, und man gewinnt vor

Allem die Somosierra selber lieb, deren Charakter im Wechsel ihrer romantischen Erlebnisse sich läutert und festigt. g.

Eine französische Unterrichtszeitung. Die Franzosen, welche überhaupt auf dem Gebiete des Unterrichtswesens jetzt viel unternehmen, um sich von der kaiserlichen Tradition und von dem Ultramontanismus loszumachen, haben jetzt auch ein stärkeres Interesse, diese Bestrebungen dem pädagogischen Auslande bekannt zu machen und die Schulzustände und pädagogischen Ansichten des Auslandes kennen zu lernen. Diesem erfreulichen Streben verdanken wir eine neue Zeitschrift: Revue internationale de l'enseignement (Paris, G. Masson). Sie wird monatlich erscheinen unter der Chefredaction von Edmond Dreyfus-Brisac, hinter welchem die Gesellschaft d'enseignement supérieur steht. Diese Gesellschaft besteht aus bedeutenden Gelehrten und Unterrichtsbeamten wie Pasteur, Lavisse, Bréal, Janet, Laboulaye, H. Taine und Anderen. Wie der Titel schon zeigt, will man ernstlich die Mitarbeit der Ausländer, um historische, statistische und vergleichende Darstellungen des Schulwesens verschiedener Länder zu erhalten. Universitäten und höhere Schulen kommen hauptsächlich in Betracht. Pädagogische Tagesfragen, Methodik, Biographien, Berichte über Gesetzgebung, Sitzungen der Pariser Gesellschaft und ihrer verschiedenen Sectionen, allerlei internationale Correspondenzen werden in Aussicht gestellt. Von Ausländern, die ihre Mitwirkung schon zugesagt haben, nennt der Prospect unter Anderen: Arndt-Leipzig, Ascherson (Berlin), Avenarius-Zürich, Biedermann-Berlin, Breitinger-Zürich, Christ-München, Friedländer-Hamburg, Herman Grimm-Berlin, Hug-Zürich, Ihering-Göttingen, Kekulé-Bonn, Paulsen-Berlin, Schäfer-Bonn, Stein-Wien, Stoy-Jena, Wittmann-Prag, Zarncke-Leipzig. Dazu kommen noch Engländer, Schweden, Oesterreicher, Belgier, Holländer, Italiener, Amerikaner. Wenn diese Herren wirklich mitarbeiten, so kann man von dem neuen Journale Ausgezeichnetes erwarten. So ganz unwichtig ist auch nicht die politische Nebenwirkung, die ein Zusammenarbeiten so vieler deutscher Gelehrten mit Vertretern anderer Völker haben muß.

Bilder aus dem Leben in England. Von Ludwig Freiherrn von Ompteda. Breslau und Leipzig, S. Schottländer. 1881. — Es fehlt nicht an Büchern, die uns die Eigenthümlichkeiten des englischen Lebens im Unterschiede von unseren Gewohnheiten schildern. Jeder, der kürzere oder längere Zeit jenseits des Canales sich aufhält, wird auf Schritt und Tritt von fremdartigen Eindrücken getroffen, und es liegt ein eigener Reiz darin, diesen Eindrücken auf den Grund zu gehen. Kürzlich hat Leopold Katscher (Bilder aus dem englischen Leben, Leipzig, W. Friedrich. 1881) eine Reihe von Studien zusammengestellt, die vornehmlich mit dem Leben in der Stadt London sich beschäftigen und eine Anzahl von Einrichtungen der Riesenstadt, die Verwaltung, die Polizei, das Post- und Telegraphenwesen, das Clubleben, die unterirdischen Eisenbahnen und dergleichen in zutreffenden Schilderungen dem festländischen Leser nahebringen. Es sind Studien eines gut beobachtenden, geübten Journalisten. Dem gegenüber hat das Buch des Freiherrn von Ompteda einen aristokratischen Anstrich, wie es auch schon äußerlich vornehm ausgestattet ist. Es führt in Scenen und Verhältnisse, die sonst weniger zugänglich sind, von denen dem Ausländer nur unter sehr begünstigten Umständen nähere Kenntniß zu nehmen verstattet ist. Der Verfasser hat die Gastfreundschaft englischer Familien in Stadt und Land genossen und er

hat insbesondere das englische Landleben, die Landsitze, die Pflege der Gärten und Parks zum Gegenstande seiner Studien gemacht. So schildert er den großartigen botanischen Garten zu Kew, Mittelpunkt und Schule der englischen Gärtnerei, so wie einzelne Landsitze, wie Hatfield House, das Tusculum des Marquis von Salisbury, Windsor Castle und die königlichen Hausgärten, Woburn Abbey zwischen Oxford und Cambridge und Anderes. Der Verfasser schreibt angenehm, läßt sich behaglich gehen und weiß überall in zwangloser Weise die geschichtlichen Erinnerungen einzuweben. Ein unerfreuliches Bild aus dem englischen Leben giebt er in dem Kapitel über die Trinkkrankheit. Ein weiterer ausführlicher Abschnitt ist Oxford, den dortigen Gebäuden, Anstalten, Sitten und Bräuchen gewidmet.

g.

Schauspiel und Bühne. Beiträge zur Erkenntniß der dramatischen Kunst, herausgegeben von Johannes Lepsius und Ludwig Traube. Erstes Heft. München, A. Ackermann. 1880. — Schauspiel und Bühne in ihrer Wechselwirkung zu untersuchen, die Technik des Dramas auf theoretischem Wege zu ergründen und an praktischen Beispielen nachzuweisen, ist der Zweck einer Reihe von Beiträgen, welche Johannes Lepsius und Ludwig Traube, angeregt durch die im Sommer 1880 zusammenfallenden Aufführungen des Münchner Gesammtgastspieles und des Oberammergauer Passionsspieles, mit anderen Freunden gemeinsam herauszugeben begonnen haben. Zwanglos sollen die einzelnen Hefte auf einander folgen; zwanglos ist auch die Anordnung der verschiedenen Aufsätze unter einander. Das erste Heft bringt unter dem Titel: „Das classische Drama und das Gesammtgastspiel zu München 1880", zwei Studien über Shakespeare von Lepsius und über Lessing von Martin Wilde, ferner einen ästhetisch-kritischen Aufsatz über Ibsen's „Nora oder das Puppenheim" von G. von Zezschwitz, einen einleitenden Artikel über die Shakespeare-Bühne von Lepsius, eine umfassende Studie „zur Entwickelung der Mysterienbühne" von Traube und eine Kritik „Adolf Sonnenthal als Hamlet" von Lepsius.

So mannichfaltig der Inhalt, so verschiedenartig ist die Darstellung. Die ästhetische Kritik wechselt mit der historischen, Aufsätze von speciell literarhistorischem Werthe mit Beiträgen allgemeineren Charakters. Von philologischer Gründlichkeit zeugt Traube's Versuch, die mittelalterliche Mysterienbühne im Zusammenhange erschöpfend zu behandeln, eine aus dem Studium der Quellen entsprungene tüchtige Arbeit, die im Einzelnen zu manchen neuen Ergebnissen führt. Von entgegengesetzter Natur ist Zezschwitz' ausführliche Analyse der „Nora", die ohne Zweifel dazu beitragen wird, das Verständniß und damit auch die günstigen Sympathien der Leser und Hörer für das bedeutende Werk Ibsen's, das vielen ein Räthsel zu sein scheint, zu vermehren und zu verbreiten.

Die übrigen Aufsätze haben meist Shakespeare zum Mittelpunkt. In unbegrenzter Verehrung und Begeisterung wird ihm gehuldigt; von unseren deutschen Autoren sind Schiller und die späteren deutschen Dramatiker noch kaum erwähnt; nur von Lessing ist eingehender, von Goethe nebenher die Rede. Was von Lessing's Minna, Emilia und Nathan gesagt wird, ist zum geringsten Theile neu; blos einzelne Züge, deren Bedeutung jedoch nicht zu unterschätzen, werden zum ersten Male herausgehoben. Mit treffender Schärfe ist besonders der wesentliche Unterschied in der principiellen Anschauung Lessing's und Shakespeare's von dem Drama ausgesprochen: bei dem englischen Dramatiker ist der Ausgleich von Schuld und Strafe Zweck der Tragödie, die Erregung von Mitleid und Furcht

ein nothwendiges Accidens; Lessing verfolgt im Anschluß an die aristotelische Definition den Zweck, Mitleid und Furcht zu erregen und dadurch diese und dergleichen Leidenschaften im Menschen zu reinigen, der Ausgleich von Schuld und Strafe ist für ihn nur accidentiell. Nicht weniger zutreffend dürfte die Behauptung sein, daß, während Shakespeare seine Rollen nicht nur für das Wort, sondern für den ganzen Leib des Schauspielers schrieb, Lessing bei der Erfindung oft seine Charaktere gleichsam nur sprechen hörte, nicht aber schon leibhaftig handeln sah. Auch er dachte stets an die wirkliche Bühne; aber gerade seine genaue Kenntniß derselben verleitete ihn, daß er fast zu viel auf das selbständig zu dem dichterischen Wort hinzutretende Spiel der Darsteller rechnete. Aus der wirklichen Welt sind aber auch seine Charaktere gegriffen; individuelles Leben läßt sich ihnen kaum absprechen, innerlich haltlos und leer sollte man sie nicht schelten.

Zahlreicher sind die Ausfälle, welche namentlich Lepsius gegen Goethe wagt. Auch Goethe besaß die Fähigkeit Shakespeare's, „in der Fülle, im Großen organisch zu schaffen"; das beweisen neben anderen seiner Producte die drei Dichtungen, in denen er im strengsten formalen Sinne ein zu classischer Harmonie in sich abgeschlossenes Kunstwerk lieferte: Werther, Hermann und Dorothea, die Wahlverwandtschaften. Aber Goethe war von Haus aus kein Dramatiker. So sicher er Epos und Lyrik beherrschte, so wohl war er sich bewußt, daß die Formen der dramatischen Poesie ihm von der Natur versagt waren: er war, wie Schiller (Brief an Goethe vom 12. December 1797) richtig erkannte, zu sehr unmittelbarer Dichter, um als Dramatiker, der vielfach auch mit dem ruhig berechnenden Verstande arbeiten muß, Bedeutendes leisten zu können. Nur einmal, im Clavigo, hat er ein bühnenfähiges Stück geschrieben. Die dramatische Anlage, nicht die Schulung durch das historische Drama (S. 4) fehlte ihm; in diesem hatte sich der Dichter des „Götz" und des „Egmont" wohl zur Genüge versucht. Wenn er in der Rede zum Shakespearetage, die er am 14. October 1771 (nicht 1877, wie der abscheuliche Druckfehler S. 40 besagt) hielt, dem „regelmäßigen Theater" entsagte, so sprach er damit noch nicht den Entschluß aus, gegen die Bühne überhaupt zu schreiben, sondern kündete nur sein Vorhaben an, unabhängig von den Normen des herkömmlichen französischen Theaters zu dichten, welches unter der drückenden Herrschaft der règle, des formalen Gesetzes von den drei Einheiten, von der äußerlichen Wohlanständigkeit und dergleichen stand.

Auch sonst finden sich noch kleinere Irrthümer im Einzelnen. Von Handschriften shakespearischer Dramen (S. 78) weiß bekanntlich die Forschung nichts. Zu beklagen ist vornehmlich, daß Lepsius nicht immer unmittelbar aus den Quellen schöpfte und bisweilen nicht einmal die besten Hilfsmittel benützte. Auch die Resultate seiner Untersuchung sind zum Theil schon bekannt, immer aber nach einer neuen Seite gewendet, geistreich begründet und für den speciellen Zweck, Shakespeare nach allen Beziehungen zu deuten, uns näher zu bringen, fruchtbar verwerthet. Die Darstellung sämmtlicher Mitarbeiter ist klar, natürlich, nicht ohne Eleganz und Anmuth, was namentlich bei den speculativen Sinn verrathenden Beiträgen von Lepsius und dem von philologischem Detailstudium zeugenden Aufsatze Traube's Lob verdient.

Fr. M.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.

Ausgegeben: 10. Februar 1881. — Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig.

G. Keller's grüner Heinrich.

Habent sua fata libelli. Ein volles Vierteljahrhundert mußte vergehen, ehe Gottfried Keller's „Grüner Heinrich“*) zum zweiten Male vor dem Publikum erscheinen konnte. Nur eine kleine, aber begeisterte Gemeinde schaarte sich damals um den genialen Dichter; einmal war der Zeitpunkt des Hervortretens kein günstiger, denn es war die Zeit der Schlaffheit und Farblosigkeit, sodann aber hatte der Roman für die große Menge zu weniges von dem, was diese fesselt: er enthielt eine Fülle von breit ausgemalten Episoden, es fehlte ihm das Pikante und Spannende, er hatte so gar nichts Abenteuerliches und Verwickeltes, nicht Situationen, sondern Charaktere wurden geschildert. Allem Anscheine nach fehlt es auch diesmal der Dichtung an dem durchschlagenden Erfolge, und doch ist unter allen lebenden Dichtern keiner, welchem die Unsterblichkeit so sicher als Gottfried Keller.

Die Geschichte des grünen Heinrichs ist die Geschichte des Dichters selbst; mitunter zwar läßt er seine Phantasie frei schalten, im Ganzen jedoch giebt er uns mehr der Wahrheit als der Dichtung. Frisch und unmittelbar, nicht aus entlegener Perspective, hat uns damals der Fünfunddreißigjährige sein Jugendleben geschildert, und dieser Zauber des Unmittelbaren ist auch der neuen Bearbeitung nicht geschwunden. Die Hauptzüge der ersten Ausgabe sind treu bewahrt, im Einzelnen dagegen finden sich vielfach Umgestaltungen, besonders in der zweiten Hälfte. Während ursprünglich die Zeit bis zur Abreise nach München nur eine Episode ist und nur hier der Dichter als selbsterzählend erscheint, ist jetzt dieser Compositionsfehler gemieden und es findet sich überall die Ichform. Die erste Begegnung mit dem Grafen, Heinrich's Verhältniß zu Agnes, das Duell mit Lys, der Tod der Mutter werden in beiden Ausgaben verschieden dargestellt, ebenso weicht, wovon nachher noch die Rede, der jetzige Schluß von der ersten Fassung ab. Es fehlen diesmal ferner viele Excurse über Malerei, es fehlt die Schilderung des Zürcher Putsches, leider auch die so hochpoetische Nachtscene mit der badenden

*) Der grüne Heinrich. Roman von Gottfried Keller. Neue Ausgabe in vier Bänden. Stuttgart, G. J. Göschen. 1879—80.

Judith, der begeisterte Hymnus auf Jean Paul wird nur sehr abgeschwächt wiedergegeben. Anderes dafür ist neu, so die Einführung Hulda's und des Feuerbachianer Peter Gilgus. Die Philologen endlich würden noch ein reiches Feld ihrer Thätigkeit finden, wenn sie Aenderungen nachspürten wie der Vertauschung von ahnen und merken, bereits und schon, nackt und bloß; uns jedoch genüge die Aufzählung der angegebenen Abweichungen.

Nur als „Uebername" zunächst führt der Held unserer Geschichte den Namen „Grüner Heinrich", denn er wurde dem Kinde gegeben, weil ihm die Mutter immer aus den grünen Uniformstücken des Vaters hatte die Kleider verfertigen lassen, er ist aber auch symbolisch. Er bezeichnet eine abgesonderte Erscheinung, er deutet darauf hin, daß es sich um eine Jugendgeschichte, um einen „grünen Jungen" handelt, er symbolisirt die glühende Liebe Heinrich's zur Natur; grün endlich ist die Farbe der Hoffnung: trotz aller Leiden hat unser Held unentwegt an der Hoffnung festgehalten, daß, wie es in der ersten Ausgabe heißt, eher ein Berg einstürzt, als ein Menschenwesen ohne angemessene Schuld zu Grunde geht. Heinrich ist eine tief innerliche, echt deutsche Natur, eine gewaltige, immer nur vom Höchsten und Edelsten auszufüllende Individualität. Eine mächtige, schaffensfreudige Phantasie, wie sie nur dem Künstler von Gottes Gnaden bescheert ist, vereinigt sich mit einem scharfen, vor den tiefsten Problemen nicht zurückscheuenden Verstande; beschaulich und einsam, scheu, keusch, weich und sinnig, und doch auch wieder gesund und freudig hinausstürmend in das Gewühl des Lebens, thatendurstig, trotzig, streng, herb, für den oberflächlichen Beobachter mitunter gefühllos, lieblos und undankbar, so steht der Knabe und der Jüngling vor uns. Er ist eine tief religiöse Natur, welche sehnsüchtig dürstet nach Wahrheit und Licht; Gott zu schauen ist ihm ein Herzensbedürfniß, eben deswegen versinkt er nicht in Indifferentismus; rastlos ringt er nach innerem Frieden, er findet ihn nur im Bruche mit der Ueberlieferung. Aber er hat diesen Frieden theuer erkaufen, denn er hat sich den Weg selbst bahnen müssen. Wie nur je eine Mutter ihr Kind geliebt hat, so hing Frau Lee an ihrem Heinrich, aber den Vater, welcher mit weitschauendem Blick und sicherer Hand den Sinn des Kindes gelenkt hätte, vermochte sie nicht zu ersetzen; es fehlte dem Knaben die planmäßige Erziehung. Als bitterster Feind trat später die Armuth seinem Streben entgegen; die Welt, wie sie wirklich war, contrastirte scharf mit der Welt, die sich der idealistische Jüngling in seinem Innern aufgebaut hatte. Es fehlten nicht widrige Spiele des Zufalles. Vor allem aber ward sein eigenes Zeitalter sein Verhängniß: es war ja eine Zeit des Suchens und der Entzweiung, die Morgenröthe der neuen Zeit leuchtete bereits am fernen und freien Horizonte, aber noch war der Himmel finster und wolkenbedeckt. Echt tragisch daher ist das Schicksal unseres Helden, es erschüttert tiefer als so manche der

hochgepriesenen Tragödien, deren Lösung Mord und abermals Mord ist. In vier Acten entrollt sich die Geschichte des grünen Heinrich vor unseren Augen, der Schluß eines jeden bringt herbes Leid über unsern Helden: die Kindheit endigt mit der Ausweisung aus der Schule, die Idylle im Hause des Oheims mit dem Tode Anna's und der Trennung von Judith, der Aufenthalt in München mit völliger Verarmung und der Erkenntniß, daß das bisherige Streben ein vergebliches gewesen; die im Schlosse des Grafen endlich verlebten Wochen mit der Trennung von Dortchen und dem Tode der Mutter.

Keller ist 1815 in Zürich geboren. Schon für das Kind ist das Verhältniß zu Gott ein Räthsel; da es jedoch mit den überlieferten Begriffen nichts anzufangen weiß, löst es sich zunächst das Räthsel auf seine eigene Weise; bald aber wird ihm die Vorstellung Gottes farblos und prosaisch. Wenn ihm auch die Mutter versichert, daß Gott ein Geist sei, so dünkt ihm doch der goldene Hahn auf dem Kirchdache oder der prächtige Tiger im Bilderbuche so schön und vollendet, daß seine Vorstellung von Gott allmählich auf diese Thiere übergeht. Er betet inbrünstig, freilich immer nur wenn er in Noth ist, aber dann ist ihm das Gebet eine Herzenssache. Auch der Religionsunterricht in der Schule vermag nicht seine Sehnsucht zu stillen, unverständlich, starr und roh erscheinen ihm besonders die „hölzernen, blutlosen“ Fragen und Antworten des Katechismus. Mächtig dagegen fühlt er sich jedesmal ergriffen, wenn er das Haus der alten Margreth, einer Trödlerin, besucht; hier findet seine Phantasie und sein Gemüth die reichlichste Nahrung, denn die Welt des Zaubers, der Mystik, des Märchens, des Humors geht ihm hier auf. Die Geschichte der Frau Margreth ist eine jener Episoden, welche auf den ersten Blick so befremdlich erscheinen. Allein einmal sind sie, für sich selbst genommen, meist unvergleichliche Perlen, dann aber sind sie auch oftmals Variationen des Hauptthemas; sie schildern dem Helden verwandte Charaktere, sein eigenes Schicksal wird durch ihres in um so helleres Licht gebracht. Die ergreifendste dieser Episoden ist die Geschichte von Meretlein, jenem wundersamen, zarten, lieblichen Kindlein, das den Eltern nicht fromm genug schien und dann von einem starren und strenggläubigen Prediger, der nach bester Ueberzeugung handelt, aber in seiner Herzensrohheit die Art des unglücklichen Mägdleins so durchaus verkennt, zu Tode gequält wird. Auch für Heinrich wird die Orthodoxie verhängnißvoll, sie bedroht ihn aber nicht mit körperlichem, sondern mit geistigem Tode. Sie treibt ihn zur Frau Margreth; die Art aber, wie hier die Phantasie gepflegt wurde, barg die entsetzlichsten Gefahren, denn es fehlte dieser Pflege durchaus an Disciplinirung und sie stand völlig unvermittelt neben jenen geistlosen Lehren. Der Knabe wird ein Lügner, denn er freut sich, daß die erhitzte Phantasie etwas gestalten kann; dazu kommt schlimmer Umgang, aus dem Lügner wird ein

Verschwender und Dieb, schließlich muß der Knabe, diesmal freilich halb unschuldig, die Schule verlassen. Nicht schlecht, sondern nur irre geleitet ist Heinrich, das Sittengesetz lebt bei all seinen Verschuldungen tief in ihm; wie leicht hätte er sich bei dem Verhöre in der Schule mit einer Lüge retten können, wie nahe lag später, als ihn der Oheim nach dem fortgejagten Taugenichts fragte, die Gefahr einer Lüge, er sagt aber hier wie da die Wahrheit, denn es handelt sich hier nicht um bloße Phantasiegebilde.

Ein neues Leben beginnt, als er auf längere Zeit die Familie des Oheims besucht. Kraft und Gesundheit, Farbe und Glanz, Scherz und Wohlwollen überrascht hier den Knaben; der Oheim ist Pfarrer, starre Orthodoxie aber findet ebensowenig bei ihm ihr Heim als ungesunde Phantastik. Schon in der Stadt war in Heinrich die Lust, ein Maler zu werden, erwacht, jetzt regt sich bewußt das Verlangen, wirklich etwas zu gestalten. Der erste Versuch mißlingt, bald aber erfüllt ihn der Erfolg seiner Bemühungen mit Zuversicht. Er findet jetzt den Gott, den er gesucht, in der Natur und mit begeisterten Worten verkündet er, wie die Thätigkeit des Künstlers ein Nachgenuß der Schöpfung sei. Doch er findet noch etwas anderes, was diese Zeit zur glücklichsten seines Lebens macht. Es fesseln ihn zwei Frauengestalten, beide sind himmelweit von einander verschieden, aber noch ist Heinrich ein Spiritualist und Dualist, er hat die Versöhnung von Geist und Natur noch nicht gefunden und so schwankt er naiv zwischen der blauäugigen, stillen, feinen, zierlichen, kindlichen Anna und der braunäugigen, einer Pomona oder Loreley vergleichbaren Judith, welche ihn durch das Frauenhafte, Sichere ihres Wesens und durch ihre heiße, doch nie unedle oder das Gemeine auch nur von fern streifende Sinnlichkeit dämonisch anlockt. Die Geschichte dieser Liebe steht ohne Gleichen in unserer Literatur da; den unbefangen Aufnehmenden fesselt sie durch ihren poetischen Zauber, dem Philosophen aber und Psychologen bietet sie gewichtige Probleme. Die liebliche Sonntagsidylle im friedlichen Schulmeisterhäuschen da draußen am See, die Bohnenromanze, der erste Kuß, das allmähliche Schwinden der Herbheit und Scheu, das Suchen, das Verlieren, das Wiederfinden, endlich die Scenen beim Fastnachtsspiele, all das weckt die süßesten Erinnerungen in unserem eigenen Innern. Erst allmählich aber wird dem Leser wie dem Helden selbst klar, daß diese Liebe zu Anna noch keine wahre Liebe ist; der Höhepunkt ist der Wendepunkt. Gerade als beide am Abend des Festtages in trauter Waldeinsamkeit neben einander sitzen, sich feurig umarmen, überfällt beide eine eisige Kälte und sie lösen sich fremd und erschreckt von einander. Bis in die Nacht hinein schwärmt Heinrich in lärmender, roher Gesellschaft; hierauf begleitet er Judith in ihre Wohnung. Längst war er dort heimisch geworden, die voll entfaltete Schönheit des jungen Weibes hat es ihm angethan. Liebkosend tändelt er

mit ihr, wenn sie sich morgens das üppige Haar kämmt, er glaubt aber dabei so wenig der schüchternen Anna untreu zu sein, daß ihm vielmehr jedesmal bei Judith das Bild der Geliebten lebendig vorschwebt. Auch jetzt, als er in der Nacht neben der halbentkleideten Judith sitzt und sie mit Küssen bedeckt, gedenkt er Anna's, ja er bekennt Judith seine Liebe zu dem zarten Mägdlein; zugleich aber gesteht er der Freundin, daß sie selbst in ihm die Leidenschaft entflamme. Bittere Reue erfüllt ihn, als er ihr Haus verlassen, aber er kommt über den Zwiespalt seines Wesens nicht hinweg. Auch seine künstlerische und religiöse Entwickelung ist in dieser Zeit so manchen Wandlungen unterworfen. Zunächst arbeitete er eine Zeitlang in der Werkstatt eines Kunstmalers, der zugleich eine Steindruckerei besaß. Nüchtern jedoch und kleinlich erschien ihm das Treiben, kein Wunder daher, daß er sich bald wieder zum Oheim zurückflüchtete. Durch Zufall kommen ihm die Werke Jean Pauls in die Hände; hier tritt ihm mit einem Male entgegen, was er bisher gesucht. Jean Paul zeigt ihm auch einen andern Gott als den „silbenstecherischen Patron im Katechismus". Eifrig verficht Heinrich seinen Glauben an diesen Gott und an die Unsterblichkeit, doch sein Glaube hat mit dem officiellen nichts zu thun. Der träumerische und weiche Knabe verwandelt sich in einen scharfen und schneidigen Polemiker, welcher schonungslos gegen die Dogmen der Kirche zu Felde zieht. Kurz darauf liest er in den Werken Goethe's. Auch dieser wird für ihn von der größten Bedeutung, denn er lehrt ihn die Natur mit anderen Augen als bisher zu betrachten und sein Schaffenstrieb erwacht von Neuem. Glücklicherweise nimmt sich jetzt seiner ein wirklicher Künstler von hervorragendem Talente an, doch bald versinkt dieser in die Nacht des Wahnsinns und der Armuth. Inzwischen hat er die Nachricht erhalten, daß Anna gefährlich erkrankt sei und einem jähen Tode entgegensieche. Er besucht sie wiederholt und wird tief von ihren Leiden ergriffen, aber er besucht auch Judith, jetzt immer zur Nachtzeit, und liest mit ihr den rasenden Roland. Judith's Besonnenheit und sein eigener guter Engel bewahren ihn vor dem Sturz in den Abgrund, an welchem er spielt. Als nun Anna gestorben, versinkt er in tiefes Nachdenken, bleibt aber gefaßt, ja er empfindet beinahe Stolz, eine so poetisch schöne, todte Jugendgeliebte vor sich zu sehen. Er bringt es über sich, als ihr Sarg gezimmert wird, den farbenreichen Erzählungen der Gesellen aufmerksam zuzuhören, auch die Beerdigung bringt ihn nicht aus seiner kalten Ruhe und er sucht sich alles „objectiv" zurecht zu legen. Eine mächtige Wirkung jedoch hat dieser Tod: er erkennt sein Verhältniß zu Judith als Verirrung und schwört, sie niemals wiederzusehen. Damit endigt der zweite Act im Leben des grünen Heinrichs; ehe wir ihn nach München begleiten, müssen wir erst noch einen Blick auf seine Liebe zurückwerfen.

Da überrascht zunächst die auffallendste Aehnlichkeit mit der Geschichte Jean Paul's und mit den Helden von dessen Romanen; dem Dichter des grünen Heinrich scheint ebensowenig als dem des Hesperus der Vorwurf der Lieblosigkeit und Oberflächlichkeit erspart werden zu können. Der Schein aber trügt auch hier. Die wahre Liebe des Mannes zur Frau ist Monismus, sie scheidet nicht zwischen dem Sinnlichen und Geistigen, das Sinnliche ist die eine, aber nothwendige Seite, wo dies fehlt, ist überhaupt nicht von Liebe die Rede. Heinrich aber war vorerst, gerade wie Jean Paul, seiner ganzen Individualität nach und wegen seiner Jugend viel zu sehr Spiritualist, als daß seine Neigung zu Anna hätte Liebe genannt werden können. Doch er war auch wieder Dualist, das Sinnliche begann sich zu regen, aber es hatte sich noch nicht in das rechte Verhältniß zum Geistigen gesetzt, es trat daher als etwas Selbständiges auf die eine Seite, daher sein Schwanken zwischen Judith und Anna. Sodann war bei Heinrich wie bei Jean Paul die Phantasie übermächtig; diese verlangt nicht nach etwas Concretem, Individuellem, ihre Sehnsucht ist eine unbestimmte, allgemeine. Jean Paul nennt dies Simultanliebe — der Phantasiereiche bekommt daher etwas Don Juanartiges, er flattert von der einen zur andern, ohne sich dabei etwas Arges zu denken. Als drittes und letztes Motiv ist ein überaus stark ausgebildeter Subjectivismus, ein Sichselbstbeschauen und -bespiegeln anzuführen; nur zu leicht wird dies zu Egoismus und Eitelkeit: Genies wie Jean Paul und Keller arbeiten fortwährend an ihrer Selbstausbildung, aber sie kommen hierbei nur zu leicht dazu, das Zusammentreffen mit Anderen nur als flüchtige Stationen auf ihrem Wege anzusehen, als Mittel zu ihrer eigenen Vervollkommnung. Sie sind einseitig, sehen nicht nach rechts und links, alles was sie erleben wird ihnen zur Dichtung, sie lieben nicht den andern um seiner selbst willen: er wird ein Opfer, welches sie ihrem eigenen Genius bringen.

In München will sich Heinrich auf der Kunstschule methodisch zum Maler ausbilden. Ueber diesen Aufenthalt könnten wir mit dem Dichter rechten. Seine eigene Person nämlich tritt hier allzusehr zurück; weitaus der größte Theil des dritten Bandes ist durch die Geschichte von Heinrich's Freunden eingenommen. Es fehlt freilich nicht an meisterhaften Schilderungen und Einzelscenen, ich erinnere vor allem an den Fastnachtsfestzug, welcher in wirksamem Gegensatze zu dem Fastnachtsspiele der Schweizer steht. Erikson und Lys ferner, Rosalie und Agnes sind nicht sowohl für sich selbst interessante Charaktere, sondern sie sind ein Spiegel, aus welchem uns das Bild Heinrich's selbst so wie Judith's und Anna's entgegenleuchtet: Erikson löst die schwere Aufgabe, sich selbst kennen zu lernen und sich zu beschränken, er findet daher auch sein Glück in der Verbindung mit Rosalie. Lys ist ein Don Juan und Atheist; er verläßt die liebliche Agnes und es kommt schließ-

lich zum Duell zwischen ihm und Heinrich. Allein Lys macht mit Recht geltend, er thue nichts anderes als was ja Heinrich einst auch gethan habe; was aber Heinrich's Eifer gegen den Atheismus betrifft, so sagt er sich selbst, daß dies ein wunderlicher Gottesglaube sei, der zu seiner Vertheidigung das Blut des andern verlange. Agnes endlich, das schwanke, stille und elementarische Wesen, ist das Abbild Anna's, und doch — wir brauchen nur ihren Tanz in Rosalien's Landhause mit dem Tanze Anna's beim Bohnenspiele zu vergleichen, wir brauchen nur daran zu denken, wie geschwind Agnes ihr Leid wieder verwindet, — wie tief ist nicht die Kluft zwischen beiden. Dies alles ist, ich wiederhole es, von hoher Schönheit, aber es fragt sich doch, ob der Dichter hier nicht zu ausführlich gewesen. Mit dem Moment, wo Heinrich wieder selbst im Vordergrunde erscheint, steigert sich unsere Theilnahme. Das Idyllische weicht jetzt der Tragödie. Als die Freunde die Hauptstadt verlassen, beschleicht unsern Helden ein „graues Wesen"; auch jetzt wieder hatte ein Freudenfest mit Unheil für ihn geendet, mit dem Duell, vor allem aber befriedigt ihn seine Kunstthätigkeit nicht mehr. Bisher hatte er Landschaften, den Schauplatz der menschlichen Thätigkeit, gemalt, ein Versuch, den Borghesischen Fechter zu zeichnen, läßt ihn die Darstellung des Menschen selbst als das Höhere erscheinen. Jetzt lebt er wieder auf, er hört Anatomie und widmet sich eifrig dem neuen Studium. Aber unvermerkt wird er damit auf neue Bahnen geleitet. Er will jetzt nicht blos die Erscheinung des Menschen darstellen, sondern auch sein Wesen ergründen; er vertieft sich, freilich ohne Leitung und Methode, in philosophische Probleme und das Studium der Geschichte und Rechtswissenschaft; der Philosoph und Dichter fängt an über den Künstler den Sieg davonzutragen. Damit ist aber auch sein Elend besiegelt, denn er verliert jetzt das feste Ziel aus den Augen und es nahen die Schrecken der Erwerblosigkeit und Armuth. Die Mutter hilft zwar, so gut sie nur kann, ihrem Lieblinge aus, aber ihr Vermögen ist nur bescheiden und so versiegt auch bald diese Quelle. Heinrich ist völlig mittellos, unverwüstlich zwar ist sein Idealismus, denn er hält jetzt Einkehr in sich selbst, schreibt seine Lebensgeschichte und giebt seinen letzten Groschen für das Einbinden derselben, aber nun hat er nicht mehr so viel Geld, um sich nur Nahrung zu verschaffen; er hungert einen Tag, zwei Tage, drei Tage, er wird immer schwächer und sieht sein Leben ernstlich bedroht. Da, am Morgen des vierten Tages, wendet er sich seit lange zum ersten Male wieder an Gott und siehe: die Hilfe ist da, es kommt ihm der Gedanke, seine Flöte zum Trödler zu tragen. Damit ist die augenblickliche Gefahr beseitigt. Meisterhaft ist die psychologische Erklärung, welche Keller von diesem Flötenwunder giebt: er zeigt, wie das Gebet lediglich auf den Betenden selbst zurückwirkt und seine Kräfte freimacht. Der Trödler kauft nun auch nach und nach Heinrich's

Zeichnungen, hierauf weist er ihm eine Arbeit an, die Heinrich nicht ohne Murren vollführt: zum Einzuge der Braut des Kronprinzen sind Fahnenstangen nöthig, und Heinrich, der Republikaner, er, welcher einst die Werke Gottes in Gottes Natur nachgeschaffen, bemalt jetzt im finstern Kämmerlein eine Anzahl solcher Stangen mit den Landesfarben. Auch ein liebliches Mädchen, Hulda, eine Arbeiterin, lernt er jetzt kennen. Es kommt ihm der Gedanke, ob er nicht untertauchen solle in diese glückselige Verborgenheit und allen ehrgeizigen Plänen entsagen. Doch da besucht ihn ein Mann aus der Heimath und erzählt ihm von der Mutter. Noch niemals ist die opferfreudige Mutterliebe so ergreifend und doch so schlicht und mit den einfachsten Mitteln dargestellt worden als im grünen Heinrich; mit dem aufrichtigsten Mitleiden erfüllt uns die Gestalt der Frau Lee, wir neigen uns aber auch vor ihr voll Ehrfurcht und Bewunderung. Rührend ist ihre spartanische Enthaltsamkeit von jeglichem Genusse und jeglichem Umgang; felsenfest ihr Gottesvertrauen und ihre Zuversicht, daß sich dereinst doch alles für ihren Heinrich zum Guten wenden werde; herzzerschneidend die Sehnsucht, mit der sie Tag und Nacht die Rückkehr ihres Sohnes herbeiwünscht. Ein tiefes Heimweh erwacht jetzt in Heinrich; seinem Schwanken wird ein Ende gemacht, als er sieht, welche Gefahren die geistlose Arbeit, von der er sich jetzt nährt, ihm bereitet. Die Phantasie, welche am Tage nichts mehr zu gestalten findet, regt sich die Nächte hindurch in einem Traumgetümmel von den glänzendsten Farben und buntesten Formen. Nur ein Poet ersten Ranges kann so träumen, und die Träume so schildern, wundersam vermischt sich die Wirklichkeit mit der zügellosesten Phantastik und Romantik. Heinrich verhehlt sich aber auch nicht das Krankhafte dieser Nervenerregungen und fürchtet das Schicksal des wahnsinnig gewordenen Malers. Fort also, fort, ist jetzt die Losung; grausam zwar sind all seine Hoffnungen in der Fremde zerstört, ungebeugt aber und entschlossen, den Kampf des Lebens in der Heimath weiter zu kämpfen, wandert unser Held zum Thore hinaus: es beginnt der letzte Act des Dramas.

Heinrich ist so arm, daß er nicht nur den ganzen Weg zu Fuß zurückzulegen gedenkt, sondern auch die Nächte hindurch im Freien zubringen will. Als am zweiten Abend halbtodt vor Ermattung und Hunger auf dem Kirchhofe und in der Kirche eines zwischen Waldbergen anmuthig gelegenen Herrensitzes der Dulder Unterkunft sucht, findet er seine Nausikaa; aus wenigen Worten nur, die er an sie richtet, erkennt Dortchen Schönfund, die Pflegetochter des Grafen, daß er ihrer Hilfe eben so würdig als bedürftig ist, und es wird ihm in ritterlicher Weise Gastfreundschaft im Schlosse geboten. Anfänglich sträubt sich sein Stolz, bald aber vergißt er die Heimkehr. Dortchen nämlich ist eine wundersame Fee, welche den irrenden Ritter mit ihren Banden zurückhält; er weiß nicht, soll er mehr ihre Anmuth, ihren Scherz und ihre

übersprudelnde Lebenslust oder ihren reichen und tiefen und freien Geist bewundern. Jetzt liebt Heinrich wirklich und wahrhaftig; wie Schuppen fällt es ihm von den Augen, daß die Liebe zu Anna keine wahre gewesen. Dortchen ist Freigeist und ihre Weltanschauung wird jetzt die seine, er sieht, wie die anerzogenen Gedanken von Gott und Unsterblichkeit sich in ihm lösen und beweglich werden, er vertieft sich in die Werke des classischen Philosophen, welcher einem Zaubervogel gleich im einsamen Busche sitzt und den Gott aus der Brust von Tausenden hinweg singt. Heinrich liebt tief und leidenschaftlich, aber auch Dortchen liebt. Ihre Liebe jedoch ist eine andere: sie sucht dieselbe in jungfräulicher Scheu unter allerlei Neckereien zu bergen, sie wartet des befreienden Wortes, Heinrich aber wagt dies Wort nicht, voll Demuth und Furcht hält er sich für zu gering und bebt vor dem Gedanken, daß das liebreizende Mädchen in ihm, dem Grillenfänger, Hirnspinner und Fanatiker, ihr Ideal finden könne, erschrocken zurück. Mit ihm zugleich weilt Peter Gilgus im Hause, ein armseliger Schlucker, die Carricatur eines Feuerbachianers, eine der ausgezeichnetsten Figuren, die Keller geschaffen. Als Heinrich sieht, daß auch dieser die Augen zu Dortchen erhebt, spiegelt er sich in ihm und nun glaubt er erst recht resigniren zu müssen. Zweimal noch öffnen sich ihm die Pforten des Paradieses, kurz vor Dortchen's Reise und im Hause des Caplans, eines Schrittes nur bedarf es und er ist am Ziele seiner Sehnsucht; der böse Zufall aber und seine eigene Unentschlossenheit halten ihn von diesem Schritte zurück und so greift er denn wieder zum Wanderstabe, um jetzt endlich in die Arme der harrenden Mutter zu eilen. Durch des Grafen Güte hat er ein kleines Vermögen erworben, auch von anderer Seite her fließen ihm jetzt auf einmal reichlich die Hilfsquellen, allein Dortchen ist nun für immer für ihn verloren — daheim aber wartet seiner das Furchtbarste. Die ganze Zeit hindurch hat er die Mutter ohne Nachricht gelassen, der Gram um den verlornen Sohn, die Einsamkeit, die immer zunehmende Verarmung haben ihr Leben allmählich untergraben. Heinrich kommt gerade an, als sie ihren letzten Seufzer aushaucht, und die Mutter stirbt, ohne ihrem Sohne den Segen geben zu können. Niedergeschmettert von Reue und Gewissensbissen verlebt jetzt Heinrich seine Tage. In treuer Arbeit bereitet er sich vor, um ein bescheidenes Amt in seiner Heimath zu bekleiden. Das Vertrauen seiner Mitbürger wird ihm in reichlichem Maße zu theil, er aber bleibt melancholisch und einsilbig, denn seine Seele ist ausgeplündert. Noch einmal lächelt ihm das Glück, denn Judith kehrt aus der Fremde zurück; für einen Augenblick denken beide an die Ehe, doch sie geben diesen Gedanken bald auf, und so bleiben sie durch die Bande der Freundschaft vereinigt.

In der ersten Ausgabe stirbt Heinrich bald nach der Rückkehr an gebrochenem Herzen; Prutz hat diesen Schluß getadelt, uns dagegen will er

poetisch wahrer und ergreifender erscheinen als diese Rückkehr Judiths, dies Leben im Verborgenen und diese Resignation auf so viele Ideale. Der Wirklichkeit entspricht ja auch dieser Schluß nicht, in Wirklichkeit geht der grüne Heinrich gar nicht im Alltagsleben unter, sondern es umkränzt seine Stirn der Lorbeer des Dichters: er schafft ein Werk, das sich mit den herrlichsten unserer Literatur messen kann.

Du hast, gute Frau Lee, deinen Sohn nicht wieder gesehen und bist in Elend und Verzweiflung gestorben; du hast aber nicht umsonst gelebt und gelitten: dein Herzenswunsch ist erfüllt worden, denn der Genius deines Sohnes hat frei und mächtig seine Schwingen entfaltet: er hat dir, er hat sich ein unvergängliches Denkmal gesetzt. Du selbst aber, grüner Heinrich, wie berauschend auch und erhebend der Ruhm sei, welcher dir als Dichter gespendet wird: du wirst ihn nicht hingeben für die Liebe und Theilnahme, welche du dir als Mensch durch dein Buch erworben. Dein Buch ist eine Beichte, und nichts kann dir die Seligkeit aufwiegen, dich durch dasselbe befreit zu haben von dem was dich quälte. Wer unter uns möchte einen einzigen Stein gegen dich aufheben, wen erfüllten nicht deine Bekenntnisse mit schmerzlicher Rührung? Dies Bewußtsein, Tausenden aus dem Herzen und zum Herzen gesprochen zu haben, ist dein süßester Lohn, er wiegt alle Lobpreisungen der Kritik und Literaturgeschichte auf. Paul Nerrlich.

Zum Gedächtniß Adalbert von Chamisso's.

II.

Wir haben den späteren Beruf Chamisso's, in dem er segensreich wirkte und in dem er sich befriedigt fühlte, an die Spitze unserer Betrachtung gestellt, um diesen wesentlichsten Einfluß auf den Dichter von Anfang an hervorzuheben. Wenden wir uns nun aber zur Jugendzeit des Dichters zurück. Das Talent zur Ausübung der Poesie brachte er aus seiner französischen Heimath bereits in der Entwickelung begriffen mit. Er machte französische Verse, ehe er im Stande war, deutsche zu lesen; er hat auch später noch französisch gedichtet, noch 1829 das deutsch gedichtete „Schloß Boncourt" in französische Verse übertragen. Unter der großen Anzahl der émigrés, die nach Deutschland kamen, werden es sicher nur wenige gewesen sein, welche sich die Mühe gaben, deutsch zu lernen. Chamisso's Lerneifer, und insbesondere die Lust zur Erlernung fremder Sprachen war ihm angeboren und hat ihn bis in seine letzten Tage nicht verlassen. Von den deutschen Dichtern war es nun vor allen Schiller, der ihn anzog; das rhetorische in ihm mag

den Franzosen mehr angezogen haben als Goethe's Einfachheit, ging es doch Frau von Staël trotz Schlegel's Belehrung nicht anders. Doch waren es nicht die Dramen, sondern Schiller's philosophische Gedichte, die seine höchste Begeisterung erregten. Hier fühlte er eine Verwandtschaft mit seinen eigenen Ideen; an seinen Bruder schreibt er im April 1799: „Tachez je vous prie de vous procurer die Ideale, une pièce fugitive de Schiller, et de la lire comme une lettre de votre frère.“ Im ersten Musenalmanach, den der dichtende preußische Secondelieutenant 1804 mit seinen Freunden herausgab, ist es Schiller, dem die Huldigung dargebracht wird:

„Des heil'gen Herzens tiefstem Grund entschweben
Der Ideale göttliche Gestalten;
Den Stimmen gleich der himmlischen Gewalten
Erstrahlen deine Lieder in das Leben.
Dir mußte sich das junge Herz ergeben . . . .
Dir wollt' ich nahn in Geistes Umarmungen . . .
Um deines Herzens Preis hab' ich gerungen.“

Schiller unterließ es dem jungen Herausgeber, der sich brieflich an ihn gewendet hatte, zu antworten, und seit der Zeit scheint Chamisso von seiner Bewunderung etwas zurückgekommen zu sein. Wir müssen Schiller als seinen ersten Sprachlehrer bezeichnen; wir werden aber in Chamisso's reiferen Gedichten keine auffallenden Spuren dieses Einflusses wahrnehmen. Schiller wurde von dem jungen Dichter zum Vergnügen, Klopstock zum Studium gelesen. Mit Fleiß und Ausdauer suchte er schon 1798 in die Messiade einzudringen, „vers en vers“ galt es zu entziffern; als er mit ihr fertig war, machte er sich an die Oden „ces chefs d'oeuvre d'obscurité, qui font pâtir un allemand.“ In der That, der Ausländer, welcher sich zum Verständnisse dieser so oft sibyllinischen Dichtungen durchgerungen, war reif auch in dieser Sprache selbst zu dichten; „il faudra que j'écrive quelque chose en allemand; car au fait il faudra bien l'apprendre cette coquine de language.“ Chamisso nahm es mit seinen Sprachstudien ernst und ging auf ihre besten Quellen zurück. Sobald sich ihm eine Gelegenheit darbot, begann er sich auch mit Luther's Bibelübersetzung zu beschäftigen. In der Nähe Göttingen's bei einem Pfarrer einquartiert schreibt er am 28. November 1805 an Varnhagen: „Neben dem Grundtexte (der Bibel) ist mir der alte gute Luther sehr erfreulich, welch ein ächtes deutsches Deutsch er spricht! Hätt' er den Gebrauch nur der Gerundien in end. Fast bedaur' ich jetzt, daß ich ihn zu wenig brauche.“ Ein gutes Deutsch mußte Chamisso von solchen Sprachmeistern wohl lernen; er lernte von ihnen deutsch zu schreiben und zu dichten; die Umgangssprache freilich so wenig, als ein Deutscher die französische aus Montaigne und Racine zu lernen vermöchte.

In einem Tagebuchauszuge aus dem April 1801 ist verzeichnet: „Lectüres: Schiller und Goethe, Shakespeare in der Uebersetzung von Eschenburg, von Babo's Trauerspiel: Otto von Wittelsbach.“ Der Einfluß Shakespeare's mag der Idee zu einem Drama: „Fortunatus Glückseckel und Wünschhütlein“ den Ursprung gegeben haben, ein Stoff, an dem sich einst Hans Sachs und die englischen Komödianten versucht hatten, den einige Jahre später (1815) der undramatischste aller Dichter, Ludwig Tieck, zu einem Lesedrama umschuf. Den Einfluß Goethe's können wir an einer wirklich ausgeführten Dichtung Chamisso's wahrnehmen. Das Faustfragment von 1790 hatte 1803 den jungen Dichter zu einer dramatischen Scene: „Faust. Ein Versuch“ begeistert. Die Sprache zeigt hier noch zum größten Theile den Nachahmer Schillers:

„Die ernste That
Die spät fortwirkend in der Zeiten Schooße,
Entfallen dir, ein Raub der fremden Mächte,
Gehöre ewig der Nothwendigkeit.“

Der ungereimte fünffüßige Jambus blieb immer eine Schwäche Chamisso's, gelungen dagegen erscheint hier unter dem unmittelbaren Einflusse der Griechen, welche er damals studirte, die Stichomythie (I, 427 bei Hempel); die Sprache Goethe's treffen wir hier natürlich auch an, nicht nur die des Faustfragmentes, auch an die der Iphigenie werden wir gemahnt:

„Wehe dem Menschenerzeugten!
Er stürzet; nachhallend
Empfängt ihn die Tiefe,
Zerschmettert vom jählichen Fall.
Es wandle im Thale
Der Menschenerzeugte
Und weide die Blicke
An blumigen Auen!
Nicht wag er zu heben
In blendende Höhen
Zur Sonne den Blick! u. s. w.

Die Stoffgestaltung des Dramas erinnert an das Volksschauspiel; zwei Stimmen, die des guten und des bösen Geistes, zur Rechten und zur Linken suchen Faust zu warnen und zu verführen. Faust verlangt Wahrheit, welche der Geist zur Linken*) verspricht; als Faust auf dessen Begehren über sich selbst den Stab gebrochen, enthüllt ihm dieser die Wahrheit: „Der Zweifel ist menschlichen Wissens Grenze.“ Chamisso hatte, wie der von Fulda mitgetheilte Brief an seine Schwester Louise vom 5. Mai 1800 zeigt, Kant

*) Vgl. Wilh. Creizenach „Versuch einer Geschichte des Volksschauspiels vom Doktor Faust“. S. 68 u. a.

„meinen Freund, den tüchtigen Philosophen" ernstlich studirt; ein Nachhall aus Kant klingt uns in den Worten des bösen Geistes entgegen:

„Der Zweifel ist menschlichen Wissens Grenze;
Es kann der Staubumhüllte nichts erkennen,
Dem Blindgebornen kann kein Licht erscheinen.
So wie die Sprache, wie des Wortes Schall
Dir Mittler des Gedankens ist und Zeichen,
So ist des Sinns Empfinden, der Gedanke selbst
Dir Sprache blos und eitles, leeres Zeichen
Der ewig dir verhüllten Wirklichkeit.
Du kannst nur denken durch den Mittler Sprache,
Nur mit dem Sinne schauen die Natur,
Nur nach Gesetzen der Vernunft sie denken.
Und hättest hundert Sinne du und tausend,
Du Kargbegabter, und erhöbe freier
Sich dein Gedanke ins vielseitiger-
Befühlte All; so würdest immer du,
Getrennt, vereint mit ihm durch Körpers Bande,
Nur eigne Schatten schaun und nichts erkennen."

Endlich zaubert der böse Geist dem betrogenen Faust einen Dolch in die Hand, mit welchem er sich ersticht. Bei allem mangelhaften dieses Jugendwerkes gebührt ihm doch, wie ich glaube, in verschiedener Hinsicht mehr Lob und Bedeutung als ihm bisher geschenkt wurde. Für unsere Betrachtung ist die Dichtung besonders anziehend, weil wir hier bis ins Einzelne die Elemente verfolgen können, aus denen heraus sich Chamisso's deutscher Dichtungsstil allmählich bildete.

Wir wenden uns hiermit von der ersten Periode des Dichters ab. Sein Studiren selbst hatte Abschnitte, keinen Abschluß; Student, wie er meinte, wolle er immer bleiben. „Streben," schrieb er am 17. November 1805 seinem Freunde Wilhelm Neumann nach Hamburg, „streben nun möchte der vollendete Name des irdischen menschlichen Lebens sein, es möchte ein Aufzählen sein der Zahlen, welches ewig ewig unerschöpfend bleibe, aber das Aufstreben ist ihm Zweck und nicht das ewig Zurückweichende, nie zu Erreichende, welches als solches erscheint und erscheinen muß, — also bliebe nicht alles Arbeiten leer und nichtswürdig, wie in Stunden der Nicht-Einsicht es ertödtend erscheint." So sehen wir auch den Dichter Chamisso fort und fort nach Ausbildung streben. Zunächst treffen wir den kaum zum deutschen Sänger gewordenen wieder in Paris. Aber auch sein dortiger Aufenthalt war für die Ausbildung des deutschen Dichters nicht verloren. Er versuchte es, sich hier in der älteren französischen Literatur umzusehen. Bei Gelegenheit seiner Bekanntschaft mit Mysterienspielen legt er allerdings nur echt französisches Unverständniß an den Tag, indem er nicht nur die Opferung Isaak's

dem König Lear zur Seite stellte, sondern auch diese beiden als ganz ebenbürtig erklärte mit Aeschylos' „gefesseltem Prometheus", Calderon's „Andacht zum Kreuze" und Racine's „Athalie"; zwischen all diesen sei kein Fortschritt wahrzunehmen. Dagegen war es für den künftigen Dichter des Schlemihl von Wichtigkeit, daß er nun Barbazan's „fabliaux et contes des poètes françois des XI—XV. siècles" studirte und die vier Bände „mit großem Genusse" las (an Fouqué 17. November, an Rosa Maria im December 1810). Die Erzählungskunst konnte er hier besser als von deutschen Mustern lernen. Noch wichtiger aber war, daß er dort in Paris mit Uhland und seinen Werken bekannt wurde. Man braucht nur z. B. von dem 1826 entstandenen Gedichte „Ungewitter" eine Strophe zu lesen, um zu erkennen, welchen Einfluß der schwäbische Dichter auf den deutsch-französischen ausgeübt hat:

„Auf hohen Burgeszinnen
Der alte König stand,
Und überschaute düster
Das düster umwölkte Land."

Wenn wir das gelesen haben, glauben wir Chamisso's eigenem Geständnisse: „Ich kann wohl sagen, daß mich nach Goethe kein Dichter so (wie Uhland) angeregt hat. Es giebt sehr vortreffliche Gedichte, die, möcht' ich sagen, jeder schreibt und keiner liest, gar schöne Sonette, und was dergleichen mehr ist, andere wiederum, die keiner schreibt und jeder liest, und von dieser letzten Gattung sind die Uhland'schen; die Form darin ist wegen der Poesie da, wie an den andern die Poesie wegen der Form" (an Rosa Maria im December 1810).

Vielleicht ist der Vorwurf in dieser Aeußerung nicht im allgemeinen nur ausgesprochen, sondern bezieht sich auf einen bestimmten Dichter: auf August Wilhelm Schlegel. Mit ihm zusammen verlebte Chamisso einen Theil der Jahre 1811 und 1812 auf Madame Staël's Besitzthum zu Coppet. Von ihm, dem Meister der Formen, lernte er die Form, lernte er deutsche Sonette und Terzinen verfassen. Von Schlegel hat er die erste Anregung zu diesen Dichtungsarten erhalten, in denen er dann später auch noch von Platen zu lernen versuchte, wie dieser überhaupt auf Chamisso's Formengebung von Einfluß war. In der Terzine ist ja Chamisso selbst in der Folge unübertroffener Meister unter den deutschen Dichtern geworden, gerade so wie Zedlitz durch seine „Todtenkränze" (1828) es für die Canzone wurde. Chamisso war auf diesen seinen formalen Vorzug auch stolz und suchte ihn dem jungen Freiligrath zu lehren: „Lassen Sie mich Ihnen das Geheimniß der Terzinenform verrathen, das auch ein anderer hochbegabter Dichter, Lenau, nicht errathen zu haben scheint. Nehmen Sie Dante oder auch Streckfuß zur Hand, und bemerken Sie, daß in der Regel mit jeder Terzine der Sinn abgeschlossen ist und nur ausnahmsweise ein Uebergreifen stattfindet." (28. April 1836.)

Nicht nur Formen konnte Chamisso von dem eifersüchtigen Begleiter seiner berühmten Landsmännin lernen, auch als Uebersetzer erscheint Chamisso später als Schüler A. W. Schlegel's. In einer „Idylle aus der Tongasprache" vom Jahre 1827 und in der bekannten Uebersetzung des „Liedes von Thrym aus dem Isländischen" (1821 Thrymskvidha) sucht er in Schlegel's Sinne nicht nur den Inhalt, sondern auch die Form zu wahren. Durch den Umgang mit Schlegel wurde Chamisso mehr als bisher in das innere Treiben der Literaturführer eingeweiht, während ihn die Freundschaft mit Fouqué, dessen Lob er immer wieder aufs neue anstimmt, den Kreisen der jüngeren Romantiker näher brachte. Um von diesen zu lernen hatte Chamisso, der später auch von den Leistungen der französischen Romantik wenig erbaut war, zu viel bon sens. Es lassen sich allerdings in seinen Gedichten einzelne Stellen nachweisen, wo der Einfluß seiner romantischen Freunde sichtbar wird (z. B. „das Burgfräulein von Windeck" 1831); „Herzog Huldreich und Beatrix" 1829), aber Chamisso darf deshalb noch lange nicht den Romantikern beigezählt werden.

Vom Herbste 1812 an widmete er sich ganz dem Studium der Medicin. Im November schreibt er an De la Foye: „Der Wissenschaft will ich durch Beobachtung und Erfahrung, durch Sammeln und Vergleichen mich nähern. Vergessen habe ich schon, daß ich je ein Sonett geschrieben — Gott verzeihe mir meine Sünden." Die geistige Sammlung des Studirenden kam auch dem Dichter später wieder zu gute. Wenn er selbst nicht schrieb, so vertiefte er sich doch gerade jetzt erst recht in das Studium Goethe's, dessen „Dichtung und Wahrheit" ihn schon in Coppet ergriffen hatte, wo Schlegel und Madame Staël den ersten Band des Werkes geringschätzig aufgenommen hatten. Goethe's Werke begleiteten den Weltumsegler, der, was die Kritiker im Vaterlande nicht bemerkt hatten, als seine Entdeckung mit nach Hause brachte, die Entdeckung, daß in der „Braut von Korinth" der vierte Vers der vierten Strophe einen Fuß zu viel habe (Reisebeschreibung III, 58).

Erst nach der Rückkehr von der Reise tritt Chamisso als origineller Lieder- und Balladendichter hervor, ein Schüler der Goethe'schen Lyrik. Zwar empfängt er auch jetzt noch fremde Einflüsse, aber diese erstrecken sich doch nur auf vereinzelte Gedichte. So erkennen wir in der „Nächtlichen Fahrt" von 1828 z. B. sofort eine Nachahmung Heine's, und zwar eine wenig gelungene; noch deutlicher tritt Heine'sche Manier hervor in dem Gedichte „Lebewohl" (1826). Mehr aber als Anderer Dichtungen wirkten nun seine eigenen Lebensschicksale auf Chamisso's Poesie ein. Am 5. Mai 1800 hatte er sich bereits der Schwester Louise gegenüber über seine Ansichten von der Ehe ausgesprochen: „Eine gute Ehe scheint mir das Meisterstück der Schöpfung, nichts ist schöner in der Natur, als der Anblick zweier junger Gatten, die

ein Band noch fester als das der Liebe, die das heilige Band der Elternschaft vereinigt. Welch trauriges Geschöpf ist der alleinstehende Mann, sich selbst überlassen, ist er nicht das vollkommene Wesen, er muß eine Gefährtin haben, ihm ähnlich, um ihm beizustehen, seine Existenz zu ertragen, um ihm ein Interesse auf dem düstern Pfade des Lebens einzuflößen. Elend ist auch das Wesen, dem man die Ketten einer verhaßten Ehe anlegt. Leider tragen unsere Verdorbenheit, unsere Sitten, unsere Vorurtheile, alles zusammen dazu bei, das Glück einer Ehe viel schwieriger und viel seltener zu machen, so daß selbst die Herzen, die dazu geschaffen sind, das Glück in dem Bande der Ehe zu finden, davor zurückschrecken ... Ich bin ein feinfühliges Wesen, und werde so lange unglücklich sein, als diese Eigenschaft meines Wesens nur thätig ist, um mich zu quälen. Ich sehe in der besten Ehe Kummer und Sorgen, aber diesen Kummer selbst ziehe ich meiner Gleichgiltigkeit vor, wie ich ein schönes Gewitter am Abend eines heißen Frühlingstages der Ruhe in der Natur im December vorziehe." Am 29. September 1819 führte Chamisso ein um zwanzig Jahre jüngeres Mädchen als seine Braut heim, und nun im glücklichen Familienleben dichtete er Lieder, deren Inhalt uns in den eben angeführten Worten des jungen Dichters an seine Schwester der Hauptsache nach bereits entgegengetreten ist. „Frauen-Liebe und -Leben" (1830), „Lebens-Lieder und -Bilder", „Die Braut" (1831); „Thränen" (1830); „Auf der Wanderschaft" (1823) u. a. bilden die Höhe von Chamisso's poetischem Schaffen. Ein „feinfühliges Wesen" hatte er sich selbst genannt. Das Weiche, Weibliche herrscht im besten Theile seiner Lyrik vor. Die ältesten Lieder, welche wir Deutsche überhaupt besitzen noch aus der Vorzeit des höfischen Minnesanges, sie lassen es auch meist die Frau sein, welche ihre Empfindung ausspricht. Das gleiche thut nun Chamisso und bereichert so die deutsche Lyrik. Kein deutscher moderner Dichter hat es vor Chamisso versucht, so aus der Seele des andern Geschlechtes heraus zu dichten. Poetische Verherrlichungen der Liebesleidenschaft sind unzählige in alter und neuer Zeit gedichtet worden; lyrische Verherrlichungen des Ehestandes wohl zu allen Zeiten sehr wenige, und von diesen wenigen selbst sind die wenigsten poetisch gerathen. „Sara Sampson, meine Geliebte!" ruft Lessing's Mellefont aus, „wie viel Seligkeiten liegen in diesen Worten! Sara Sampson, meine Ehegattin! Die Hälfte dieser Seligkeiten ist verschwunden! und die andere Hälfte wird verschwinden." Goethe hatte 1804 in dem Gedichte „Die glücklichen Gatten" wohl ein Vorbild aufgestellt, das sich aber der Mannichfaltigkeit der Bilder, die Chamisso hier zu gestalten weiß, nicht zur Seite stellen kann. In Frankreich war einst der Ausspruch gethan worden „wahre Liebe sei in der Ehe unmöglich". Gleichsam zur Entschädigung für manch moralisches Uebel, das uns aus Frankreich zugekommen, lieferte der Franzose Chamisso

nun einen poetischen Gegenbeweis zu jener Behauptung. Die Zartheit und Innigkeit jener Lieder ist in der deutschen Lyrik wirklich ohne gleichen. Aber auch äußerlich ist hier etwas neues gebracht. Schon Heine hatte 1822 im „Lyrischen Intermezzo" es versucht, eine Anzahl Lieder gleichsam zu einer Novelle zusammenzusetzen. Chamisso ist es wirklich gelungen, seine rein lyrischen Gedichte zu einer abgerundeten epischen Darstellung zu verbinden. Eine zusammenhängende Reihe von Ereignissen wird vorgeführt, aber nur in ihren Höhepunkten, wo das überwallende Gefühl von selbst zum lyrischen Ausbruche drängt. Diese Lieder verdienten Schumann's Composition. Chamisso selbst nennt sich stets unmusikalisch, aber was die Lyrik erfordert, das wußte er recht wohl. „Was ist ein Lied," ruft er einmal aus, „das nicht gesungen, ein Drama, das nicht aufgeführt wird?" (Fulda S. 160). Von diesem musikalischen Bestreben ausgehend, unternimmt er es auch in seinen Liedercyclen, jedem Liede einen andern Rhythmus zu verleihen, der dem jeweiligen Inhalte sich genau anzupassen sucht. Wie Vortreffliches Chamisso auch in einzelnen Balladen („Löwenbraut", „Der Bettler und sein Hund"), wie in seinen größeren Dichtungen in Terzinen geschaffen hat, welche Meisterschaft ihm in der komischen Erzählung („Hans im Glücke", „Das Urtheil des Schemjáka", „Der rechte Barbier") auch zusteht: was ihm in der Geschichte der deutschen Dichtung einen unvergänglichen Ehrenplatz sichert, das sind doch seine beiden Liederkreise: „Frauen-Liebe und -Leben" und „Lebens-Lieder und -Bilder". Von ihnen gilt, was Chamisso als oberste Kunstregel aufstellte, „das Schöne ist das Rechte" (Reisebeschreibung III, 257). „Die vollendete Kraft sucht nicht, sondern trifft mit Sicherheit das Rechte. Jede versuchte willkürliche Ausschmückung ist Verunzierung und Verunstaltung." „Vor Zerrissenheit und Schmerz, wie sie jetzt überall zur Schau widerwärtig ausgehängt werden," schreibt er 1838 (5. August) an Andersen, „möge uns Gott bewahren."

Es war Chamisso nicht leicht geworden, diese Gesundheit, diese Ganzheit seines Wesens sich zu wahren, nicht einmal zu wahren kann man sagen, erst erringen mußte er sich dieselbe. Es war ihm nicht immer so klar gewesen, wie im November 1825, wo er von Paris aus schreibt: „Deutscher Volksthümlichkeit hat sich das Tiefere, Heiligere in mir zugewandt; so bin ich durch Sprache, Kunst, Wissenschaft, Religion ein Deutscher." Jahre lang hatte er schmerzlich empfunden, daß ihm ein wahres Vaterland, wie jeder andere es besitze, fehle. In der Zeit, in welcher er darüber verzweifeln möchte, daß nur für ihn kein Schwert vorhanden sei, dichtet er das anmuthige Märchen von Peter Schlemihl's verlorenem Schatten. Wir haben ihn eine weibliche Natur genannt; aber männlich heroischer Sinn war ihm angeboren. Als ihm die Unglückstage den guten Kern seiner Kameraden erkennen ließen, da

bricht er, durch die schmähliche Capitulation zur Unthätigkeit verdammt, in die feurigen Worte aus: „Ein Herrliches ist doch Soldatensinn und Krieg — so ganz alle niedere Privatrücksicht auf das Einzelne in das allgemeine Große aufgelöst, und von Allen alles ohne Rückhalt an eine Idee gesetzet, — an die Ehre, das einzige Lebendige noch, was, ein Anderes als das Geld, neben dem Gelde gilt, in diesen unsern winzigen, schmählichen Zeiten, wo Staaten und Völker nur ungeglaubte Worte sind, die von Schelmen an Thoren gesprochen werden, und wo Kunst, Religion, Sittlichkeit, Wissenschaft nur von Einzelnen gepflegt werden, die Schwärmer heißen; der Ehre Priester aber ist der Soldat, und Krieg ihr Dienst" (22. November 1806 an Varnhagen). Hier tritt uns eine männliche Gesinnung entgegen, wie wir sie auch in einzelnen Gedichten („Don Juanito", „Lord Byron's letzte Liebe") wiederfinden, wie sie in einem Sprößlinge des tapfern französischen Adelsgeschlechtes vorhanden sein mußte. Ein Sohn der Grafen von Chamisso, Seigneurs von Boncourt, Magnieux u. s. w. stirbt als Custos des Herbariums zu Berlin, zufrieden und froh über die Stellung, welche ihm das Schicksal zugedacht. Alte und neue Zeit reichen sich da die Hände. Der Franzose Chamisso, und er bewahrte lebenslang seinem Geburtslande Liebe und Treue, wird am Jahresfeste seines hundertjährigen Geburtstages in ganz Deutschland als großer deutscher Dichter gefeiert. Wie altes und neues sich in Chamisso's Leben versöhnt haben, möchte sein Andenken auch dazu beitragen, die Kluft, welche im letzten Jahrzehnt sich zwischen französischem und deutschem Geiste immer weitergähnend aufgethan hat, zu überbrücken. Chamisso wäre in Frankreich kein bedeutender Dichter geworden; er wurde eine Zierde der deutschen Lyrik, aber gerade dadurch, daß er fremde Vorzüge aus seinem Geburtslande ihr entgegenbrachte. Er zeigt, was ein Volk dem andern verdanken kann, wie ihrer beider Vorzüge sich zu einem hohen Ziele vereinigen lassen. Lange genug hat für uns nur mehr die erste Strophe des Gedichtes gegolten, das Fouqué 1819 an seinen Freund richtete; möge das Chamisso-Jubiläum dazu beitragen, die zweite Strophe wieder in den Vordergrund zu stellen:

„Wir treffen uns auf höherm Feld,
Wir zwei verklärt in reinerm Feuer.
Heil dem, was uns verbunden hält!"

Marburg, Februar 1881. Max Koch.

Religiöses und sittliches Leben des schwäbischen Bauern.

Im bairischen Mittelschwaben, auf das ich mich auch heute, wie in den beiden durch diese Wochenschrift vermittelten Studien*) beschränke, ist der Katholicismus vorherrschend. Mitten unter katholischen Ortschaften findet sich auch manchmal eine evangelische Gemeinde, isolirt leben einige Wiedertäufer, und dann giebt es auch noch halb im Geheimen vereinzelte Irvingianergeschlechter. Vielleicht erzähle ich ein andermal von der Geschichte und dem Treiben dieser Gesonderten, heute wende ich mein Augenmerk auf die katholische Bevölkerung.

Es ist eine früher bestrittene oder von Manchen gar nicht geahnte, heute aber dem historisch Gebildeten ganz geläufige Thatsache, daß Alles im Menschen, auch seine höchsten Anlagen, modificirt, beschränkt oder ausgeweitet, erhöht und vertieft werden durch das, was ihn umgiebt. So auch seine religiösen Anschauungen. Christenthum und Christenthum sind selten eines und dasselbe. Umgebende Culturverhältnisse der Zeiten, Zone, Klima, Stamm, ja Stand, Geschlecht und Alter bestimmen es. So haben auch die bäurischen Bewohner Mittelschwabens ihre eigene, sowohl von den Städtern eigenen Stammes als auch von den Bauern anderer Stämme verschiedene Auffassung und Handhabung der Religion und des Christenthumes. Wenn der alte waffenfreudige Sachse im „Heliand" den Herrn zum Heerkönig machte, wenn die Renaissance oft Christliches und Heidnisches mit abenteuerlicher Phantasie zu trüben, widerlichen Gestalten verquickte, wenn für das thränen- und traumselige Geschlecht des vorigen Jahrhunderts die sentimentale Klopstock'sche Fassung des Erlösers eben als die rechte schien, so faßt der schwäbische Bauer, wie die Landbevölkerung wohl allenthalben, seinen Gott vornehmlich als Meister und Meisterer der Natur, als Schützer und Segner der Fluren, als strafenden Donnerer; seinen Heiland gerne unter dem Bilde des guten Hirten, als Urbild der Leiden, als Vorbild der Geduld und Demuth, als Helfer in Nöthen und als Befreier von der Armseligkeit des Erdenlebens. Vor Allem aber ist Gott der Wettermacher. Bei Vielen ist er nur das, der Glaube an Gott würde bei ihnen in bedenkliches Schwanken gerathen, wollte man diesen ihren kindlichen Wahn antasten. Darum glauben sie auch an den Kalender, besonders an den hundertjährigen. Der ist ihnen heilig und mindestens halb so viel werth als das Evangelienbuch. In dieser ihrer bäuerlichen Gottesfassung liegt auch der Grund, warum das Brot fast übermäßig geehrt, fast verheiligt wird. Es gilt als directe Gottesgabe, und der sündigt viel

*) Siehe „Im neuen Reich" 1879, Nr. 42 und 1880, Nr. 14.

stärker, wer ein Bröselchen Brot absichtslos mit Füßen tritt, als wer muthwillig andere Gaben verunehrt oder verderben läßt. Und wie eng sie den Begriff „Brot" hierbei fassen. Eine Semmel gilt ihnen nicht als Brot.

Man sieht: hochgeistig ist ihre Gottesfassung nicht. Von sämmtlichen Eigenschaften Gottes, die der Katechismus lehrt, wird wohl die Allweisheit am wenigsten geachtet und aufs Land dürfen die Prediger nicht kommen, die Christus vor Allem als „Weisen" feiern. Auch nicht sentimental ist ihre Religion. Das überläßt man den Nonnen. Recht sinnlich, klobig und zäh ist ihre Auffassung, zugleich aber auch herzlich. Ein echtes Bauernchristenthum! Manchmal scheint das Rohe darin gar zu ungebunden und üppig zu wuchern. Aber da versöhnt uns wieder die dem schwäbischen Stamme eigene Innigkeit und Sinnigkeit, die oft so tröstlich und ganz poetisch mitten aus dem Rohen hervorknospet, aber freilich wiederum oft auch spielend und kindisch wird.

Woher seine Vorfahren Haus und Hof bekamen oder nahmen, darüber grübelt der schwäbische Bauer nicht. Ebensowenig, woher ihm die Religion gekommen. Sie ward ihm überliefert gleich Urväter Hausrath. Ob sie die rechte — mögen sie's verantworten, von denen sie ererbt, und der Pfarrer, bei dem man in die Christenlehre gegangen. Aber Schande wäre es, ihr untreu zu werden. Selten hört man den Bauern von der Wahrheit und Schönheit seines Bekenntnisses reden, von dessen Geheimnissen und Gnaden. Die nimmt er als eine Thatsache, als ob es so sein müßte, ebenso wie die zeitlichen Mängel, vergangene und gegenwärtige Verkehrtheiten und Menschlichkeiten seiner Kirche, die er gar wohl bemerkt. Mit sicherem Spott und derber Freiheit spricht er aber seine Gedanken über religiöse Meinungen und Handlungen anderer Kirchen aus. Ungefragt wurde er seinem Glauben übergeben, naiv bleibt er ihm ergeben und scheint oft zu einer beträchtlichen Höhe der Innerlichkeit zu gelangen. Scheint! Denn im Grunde hängt er doch nur am Aeußeren und Aeußerlichen, nie hat er durch herzinneren, freien Willensact und im Gegensatze zum Zweifel sich bekannt. Darum sehen wir ihn ebenso heftig, ja noch heftiger gegen Solche sich wenden, die nur Aeußeres angreifen, wie gegen Jene, die den Grund des Glaubens unterwühlen oder dessen innerste Heiligthümer verspotten. Ein Lutherischer ist ihm nicht besser als ein Heide oder Jude. Wer ohne Nuster in die Kirche geht, bleibe lieber gleich draußen. Die Sacramente müssen zu Ostern empfangen werden. Lieber unwürdig als nicht! Ein Geistlicher, der, lau, manche Predigt schwänzt, das Amt „still liest", die Vespern für sich betet und dies und jenes Gebot für sich und die Anderen nicht so genau auffaßt, wird nicht leicht Widerstand und Sturm in seiner Gemeinde erregen. Aber es ist vorgekommen, daß die Bauern rasend geworden sind, wenn ein rühriger Priester das schluderige

Tempo eines Gebetes verlangsamte, oder ein altgewohntes, aber veraltetes einfach abthat, oder ein Bild, an dem man abergläubisch hing, kurzweg aus der Kirche entfernte. So übersieht der schwäbische Bauer oft über den gewohnten Formen das strenge Wesen, über den rauschenden Ceremonien den ernsten Act, die Tiefe der Bedeutung, über dem Heidnisch-Sinnlichen das Christlich-Geistige. Das Dogma ist ihm gleichgiltiger als die Mythologie. Ob ein Glaubenssatz so oder so zu fassen, ob die kirchliche Ordnung so oder so sein solle, ob die kirchlichen Heilsmittel so oder anders wirken, darüber läßt er eher streiten; aber fest steht er bei dem buchstäblichen Glauben an das, was geschichtliche und legendenhafte Ueberlieferungen vom Leben des Herrn, der Zwölfboten und der Heiligen berichtet. Er weiß auch, was berichtet ist, trotzdem er von der Bibel nur sehr wenig kennt, die er ganz kaum einmal gesehen, die er nur im Auszuge kennt, so was der Pfarrer sonntäglich von der Kanzel, oder er selbst aus dem Goffine liest. Ein Christ ist er, aber kein Theolog. Das kommt selten vor und es muß eine ganz wichtige Sache sein und eine ohnehin aufgeregte Zeit, wenn er eines Dogmas wegen mit seinen bäuerlichen Genossen — mit einem Stadtfrack läßt er sich in so was nie ein — ins Disputiren kommt. Dann kann's aber auch heiß hergehen. Der Zeitungslärmerei nach wäre schon bei der Verkündigung des Dogmas von der unbefleckten Empfängniß Maria's „im Volke" eine drohende Gegenströmung gewesen. Mit Nichten! Das Dogma gefiel sogar; denn es beruhte auf altvolksthümlicher, poetischer Legende und brachte die schließende Krone zu den anderen Vollkommenheiten der Mutter Gottes. Und wie still war es verhältnißmäßig trotz aller Umtriebe und Bearbeitung, als die Unfehlbarkeit des Papstes zum Glaubenssatz erhoben wurde. Zwar wollte sich anfangs ein gewisser Ingrimm entzünden, so lange das in diesen Kreisen leicht erklärliche grobe Mißverständniß obwaltete, das die lehramtliche Unfehlbarkeit mit der persönlichen Sündlosigkeit verwechselte. Im Allgemeinen war man gleichgiltig diesem Dogma gegenüber. Man fühlte: das gehe mehr die Pfarrer als die Bauern an; nothwendig sei es gerade auch nicht gewesen, da man dadurch nicht gescheiter und nicht dümmer, nicht besser, noch schlechter, nicht glücklicher, nicht unglücklicher werde. Zudem ist das Dogma kein poetisch-mythologisches; denn es hängt mit dem heiligen Geiste zusammen, unstreitig nicht der poetischsten Person in der Gottheit.

Der heilige Geist ist überhaupt das am wenigsten volksthümliche Eins der Drei. Man steht zu ihm fremder wie zum Vater oder gar zum Sohne. Gebete zu ihm sind selten. Vor einer gerichtlichen Vernehmung betet der Bauer vielleicht zu ihm, wenn er es nicht vorzieht, die vierzehn heiligen Nothhelfer anzurufen. Und wenn die Bäuerin nicht lieber den Jesusknaben für ihren zur Schulprüfung marschirenden Buben bittet, kann's sein, daß sie sich an

den heiligen Geist wagt. Am Dreifaltigkeitsfeste denken die Wenigsten daran, daß auch ihm die Feier gelte und das Pfingstfest ist ein schönes Fest, weil es in eine liebliche, sommernahe Zeit fällt, aber die Herzen werden nicht warm wie am Weihnachts- und Osterfeste. Ostern ist hier außen das ersehnteste und gefeiertste Fest, nicht Weihnachten, wie in den Städten und protestantischen Gegenden. Wohl ist die rührende Gestalt des Christkindes ein Gegenstand herzlicher und inniger Verehrung und die heilige Nacht wird in manchen Häusern etwas würdiger und heiliger verbracht als durch Beschauen glitzernden Tandes, Nußknacken und Punschtrinken, aber die Erinnerung an die Tragik der Kreuzigung, an die Glorie des Auferstandenen rührt den religiösen Sinn des schwäbischen Bauern mächtiger, und mehr gehoben und hervortretend ist seine religiöse Stimmung nie als in der Osterzeit. Da feiert er auch die Wiedererstehung seiner Freundin, der Natur, und fühlt das Bedürfniß, selbst wieder aufzustehen vom langen Winterschlafe der Sünde. Gegenwärtig ist in manchen Gemeinden eine größere Vorliebe — für das Weihnachtsfest? — nein, für den Christbaum und Geschenke zu bemerken. Vor zehn Jahren war da ein Christbaum noch eine große Seltenheit. Häufiger waren Krippen. Heute läßt man schon vielfach die Krippenfiguren in den Schachteln verstauben und stellt eine gestohlene Tanne in die Herrgottsecke. Ich habe gewiß nichts gegen den Christbaum. Aber ich denke: mit dem Christbaume kommt heraus aufs Dorf auch all das conventionelle, heuchlerische, sentimentale, sinnlich-süßliche Zeug, das der Christbaum in der Stadt so drum und dran hat.

Ungemessen und gewiß innerlichst ist die Verehrung der zweiten Person der Gottheit. Wenn man „unser Herrgott" sagt, denkt man zum öftesten an Jesus. Er wird verehrt in den verschiedensten Gestalten, wie ihn der Kalender des Kirchenjahres gerade darstellt, in den verschiedensten oft weit getriebenen Individualisirungen. Man verehrt seinen Namen, seine Wundmale, sein Kreuz und, was jedenfalls von einem recht sentimentalen Heiligen herrührt, das Herz Jesu. Und diese plumpe Auffassung noch dazu! Fast in jedem Hause kann man Bilder sehen der Herzen Jesu und Mariä. Wie oft habe ich diese Bilder im Interesse der Cultur und Aesthetik zum Teufel gewünscht! Es sind oft ganz würdig gehaltene Brustbilder; in der Mitte der Brust aber ist eine klaffende Oeffnung, in der das Herz sichtbar ist. Dasselbe brennt und ist in manchen Bildern von einem Schwerte durchbohrt. Bei den Andachten zum Herzen Jesu und noch mehr bei den Abbildungen desselben fällt mir immer ein, was einer unserer besten Volksschriftsteller, M. Schleich, einmal gesprochen oder geschrieben hat, daß nämlich so oft vom Herzen Jesu, und nie vom Geiste Christi die Rede sei. Es darf aber nicht verschwiegen werden, daß an solchen hypermystischen, hart an der Grenze des Aberglaubens stehen-

den Ausartungen nur ein Theil der Bevölkerung Geschmack findet. So ist es auch mit den Wallfahrten und Verlobungen zu sogenannten wunderthätigen Bildern. Betrachtet man die in den Kirchen und Capellen aufgehängten Votivtafeln, rechnet man die Zahl der Wallfahrer zusammen, so dünken sie einem ungesund viel. Und doch gehen Tausende in ihrem Leben nicht einmal wallfahren. Da muß schon eine ganz specielle Noth sein, und eine recht arge. Denn man glaube nur nicht, daß man da in Askese und Verzücktheit die mystischen Mirakel des Wallfahrtsortes bedenke und feiere. Recht weltliche und manchmal gar sündhafte Dinge werden da erbeten. Am öftesten pilgert man zur gottseligen Crescentia in Kaufbeuern, aufs Lechfeld, zum heiligen Ulrich und zum wunderbarlichen Gut beim heiligen Kreuz in Augsburg, und wenn's größere Noth hat, zu den kräftigeren altbairischen Mirakeln auf dem heiligen Berg (Andechs) oder in Altötting; selten, weil's zu weit ist, nach Maria Einsiedeln. Oft kann man hören, daß Jemand humoristisch für etwas dankt: Ich geh' dir wallfahrten dafür; und will schon etwas beten zu Frickenhausen bei den Lutherischen. In geringen Quantitäten und vermittelt durch Halbnonnen und Mariennärrler ist auch Lourdes-Wasser gen Schwabenland geflossen.

„Das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind" — auch bei dem schwäbischen Bauern. Er hat nicht genug an den authentischen seiner Kirche, er dichtet und läßt sich täglich neue dichten, zuweilen an Dingen und Personen, die deren nicht recht würdig sind. Im Großen und Ganzen ist bei ihm jedoch — einige Mißhandlungen von Selbstmördern, einige Stallbeschwörungen und Geisterspuke ausgenommen — der Wunder- und Aberglaube sehr zusammengeschrumpft, im erfreulichen Gegensatze zu dem betrüblichen Zunehmen des rohesten Aberglaubens in den höheren, überbildeten Schichten der Gesellschaft. In altem Ansehen jedoch ist der Teufel geblieben. Man hat mehr Furcht vor ihm, als Liebe zu Gott. Gott könnte gut sein, wenn nur der Teufel nicht wäre. Noch immer wird er roh-persönlich gefaßt, und der Humor ist die einzige Kraft, mit der sich der schwäbische Bauer an ihn traut.

Groß ist in Schwaben die Verehrung Marien's. Zahlreiche Kirchen und Altäre sind ihr zu Lob und Ehren erbaut, unzählige nach ihr genannt. Die nicht wenigen „Frauentage" sind fast sammt und sonders hohe Festtage. „Unserer lieben Frau zum Gruß" wird oft gebetet und zum Gedächtnisse an den englischen Gruß, der Maria die Botschaft brachte, daß sie Mutter des Herrn werde, läutet und betet man täglich dreimal. Ich will zugestehen, daß die Lyrik des Mariencultus die Gefahr sinnlichster Phantastik, süßlicher Verschwommenheit in sich birgt. Aber menschlich schön und poetisch reinigend ist er und bei den schwäbischen Bauern darf man nicht fürchten, daß sie zu sentimental werden. Noch weniger bei den Bäuerinnen.

Den Kindern wird besonders die Verehrung des Schutzengels eingeschärft. Die Großen halten sich meist an ihren Namenspatron. Bei der Wahl desselben sind häufig Zufall und Gewohnheit, Mode und Sitte maßgebend. Das erste Kind heißt gewöhnlich wie Pathe oder Pathin. Das zweite wie Vater oder Mutter. Das dritte nach Großvater oder Großmutter. Dann werden Onkel und Tante, Vettern und Basen, Bisthums-, Orts- und Lieblingsheilige bestimmend. Josef, Johannes, Anton, Xaver, Georg, Jakob, Matthäus, Michael, Martin, Sebastian und wieder Maria, Josefa, Johanna, Therese, Franziska, Anna, Crescentia, Victoria, Barbara sind die gewöhnlichsten Namen. Ulrich und Afra nennt man sich nach den Bisthumsheiligen. Isidor und Florian sind echte Bauernpatrone, aber sie sind veraltet wie die Bartholomäus, Bernhard, Thaddäus, Augustinus, Appollonia, Monika, Veronika. Als übertrieben und schon nicht mehr standesgemäß gelten die immer häufiger werdenden Karl, Ludwig, Max, Friedrich, Ida, Mathilde, Bertha. Am unliebsten nehmen's die Bauern auf, wenn der Pfarrer „nach dem Kalender tauft", d. h. dem Täuflinge den Namen des Heiligen giebt, den die Kirche an dem Tage eben feiert. Da kommen recht verdrehte und zum Verhunzen geeignete Namen heraus. Abgesehen von der Namengebung sind die Apostel die beliebtesten Heiligen. Deren Feste gelten noch heute als halbarbeitsfreie Bauernfeiertage. Dann kommen die Martyrer. Außerdem haben sich zu besonderer Popularität aufgeschwungen Anton von Padua, Franz Xaver, Therese und Barbara. Auffallende Vorliebe für den Altar oder die Bildsäule Sebastian's zeigt das weibliche Geschlecht.

Das ganze Leben der schwäbischen Bauern ist von der Religion begleitet und geweiht. In Arbeit und Ruhe sehen wir ein religiöses Moment bedeutend wirken. Daher oft die uns barbarisch oder frivol erscheinende Verquickung von Geistlichem und Weltlichem! Wenn hier außen in der Hauptsache noch Einfalt und Strenge der Sitten herrscht, so bewirkt dies der religiöse Sinn. Die monarchisch-conservative Gesinnung beruht auf religiösen Gründen. Auf welchen anderen könnte sie denn beruhen? Was an Kunsttrieb, Kunstsinn und Kunstthätigkeit sich hier zeigt, ist enge mit dem Religiösen verbunden. Und es zeigt sich wahrhaftig recht erfreulich viel davon, hundert mal mehr als im benachbarten Altbaiern. Davon zeugen die meist geschmackvolleren Bauten und Einrichtungen der Kirchen, die Reinlichkeit, Zierlichkeit, der Schmuck in den Häusern, die ausgedehnte Pflege der Musik in Haus und Kirche. Die cäcilianische Kirchenmusik, unvolksthümlich insofern, als sie Restauration eines, wenn auch einmal Mustergiltigen, so doch Abgeschlossenen und Abgestorbenen anstrebt, wird noch auf lange hinaus viele Kämpfe und wenig Andacht verursachen.

Hiermit hätte ich wohl im Allgemeinen ein Bild des religiösen Lebens

unter den schwäbischen Bauern gegeben; es ist aber nothwendig, der vielen und verschiedenartigen Besonderungen noch in Kürze zu gedenken.

Die schönen Thäler Mittelschwabens werden von Ost nach West breiter und reicher. Umgekehrt werden ihre Bewohner von West nach Ost religiöser. Jedes Thal hat seine Schattirung in der Auffassung des Religiösen, ja, wie jeder Ort in seinem Dialecte seine unterscheidenden Merkmale hat, so könnte man auch im Religiösen von jedem gewisse Besonderheiten nennen. Einfluß und Richtung des Seelsorgers, das Ueberwiegen von Armen oder Reichen, Nähe oder Ferne einer Stadt können hier von Bedeutung sein. Unter dem „Tannhauser Christenthum" z. B. verstand man jene kirchlich correcte, aber veredelte, milde und innige Bethätigung des Katholicismus, wie sie Christoph Schmid durch Lehre und Beispiel in die Herzen der Besseren eingebürgert hatte. Diese stieß bei Vielen an und ward in manchen Bezügen für zu leicht gehalten. Welchen Verdächtigungen war dieser Mann ausgesetzt bei seinen Bemühungen um die Einführung des deutschen Volksgesanges in den Kirchen!

Zu den Vertretern des Klerus mit ihren verschiedenen Temperamenten, Richtungen und Tendenzen steht die Bevölkerung fast ausnahmslos gut. In vielen Fällen besteht ein wahrhaft patriarchalisches Verhältniß zwischen beiden. Weder der Lehr- noch Beamtenstand, noch sonst eine Schicht der sogenannten Gebildeten hat wahrhaft Einfluß auf die Bevölkerung. Mit geballter Faust oder mit spottendem Munde, ärgerlich und äußerlich kommt der Bauer ihren Weisungen und Befehlen nach. Die Aeußerlichkeit, die Scheu und Falschheit verschwindet, sobald „der Herr" etwas befiehlt. Das herzliche Einvernehmen ändert sich nur dann, wenn der Pfarrer gar zu rasch gegen Altgewohntes vorgeht, oder wenn er grobe Fehler in sittlicher Beziehung sich hat zu Schulden kommen lassen. Zu „herrisch", d. h. zu vornehm darf er auch nicht sein, und „grob können wir selbst sein", sagen sie. Sonst ist es eine Leichtigkeit für ihn, sie zu führen, wohin er will. Ist es doch schon vorgekommen, daß er sie bedenklich und bedauerlich in die Irre führte. In religiöser und leider manchmal auch in sittlicher Beziehung.

In gutem Einvernehmen mit dem Pfarrer stehen neben den wenigen echt Religiösen die Frömmler und Hyperkatholischen, auch die vielen Aeußerlichen, in leidlichem der große Trupp der Bauern; sein Kreuz hat er mit den Lumpen, Grübelnden und Ketzernden, aber am unangenehmsten können ihm werden die Vertreter praktischer Religionslosigkeit. Diese erwachsen oft in der Nähe der Stadt oder städtischen Einflusses überhaupt, unter den Wirkungen schlecht gewählter und noch schlechter verdauter Lectüre, an- und aufgeblasen von Eigensinn und Dummstolz. In einer alten Scharteke haben sie von der Päpstin Johanna, von wahren oder erdichteten Ruchlosigkeiten und Betrügereien gelesen. Das hat sie so in Ingrimm versetzt, daß sie Alles

über Bord warfen, was „die Pfaffen sagen, um ihren Beutel zu spicken und ihre Herrschaft zu behaupten". Aus dem schlechten Lebenswandel der Geistlichen ziehen sie ihre Schlüsse auf die Nichtigkeit der Religion und sie sind die strengsten Ephoren des Klerus.

Unsere Zeit beherrschen und bemeistern ganz andere Triebe als der religiöse. Das kirchliche und religiöse Leben erstirbt unter der Herrschaft der Gleichgiltigkeit und Lauheit. Diese beginnt seit mehr als einem Jahrzehnt auch unter den schwäbischen Bauern einzureißen. Denn man halte nur das nicht für religiöses Leben, was Leidenschaft der Partei ist. Gerade unter den eiferndsten Mitkämpfern der katholischen Partei in kirchlicher und politischer Beziehung finden sich Viele, deren innerlich religiöses Leben längst matt und krank geworden ist. Gewiß ist, daß die politischen Kämpfe der letzten Zeit eine im Interesse gesunden Volkslebens liegende Verinnerlichung und Steigerung des religiösen Sinnes nicht bewirkt haben.

Josef Lautenbacher.

Künstlerbriefe.*)

Nichts ist so sehr geeignet, uns einen tieferen Einblick in die Individualität und das geistige Schaffen bedeutender Künstler, welche das Interesse aller Gebildeten stets in hohem Grade in Anspruch genommen haben, zu gewähren, als Handzeichnungen und Briefe derselben.

Während die ersteren, theils Studien nach der Natur, theils erste flüchtige Entwürfe zu Compositionen, uns in die künstlerische Thätigkeit derselben einführen, lehren die letzteren uns die Menschen als solche kennen und geben uns interessante und werthvolle Aufschlüsse über Wesen und Charakter derselben, über den Verkehr der Künstler unter einander, über ihr Verhältniß zu ihren Gönnern und Auftraggebern und ihre Beziehungen zu der äußeren Welt überhaupt.

Deshalb ist auf Beides, Handzeichnungen wie Briefe, stets ein großer Werth gelegt worden. Erstere werden schon seit Jahrhunderten eifrig gesammelt und sind in den letzten Jahrzehnten vielfach in getreuen Nachbildungen vervielfältigt worden. Auf die Briefe ist man erst in neuerer Zeit, da man die Archive nach Material für die Kunstgeschichte durchsuchte, aufmerksam geworden. Größere Sammlungen derselben, speciell Briefe von italienischen Künstlern aus älterer Zeit haben unter Anderen Bottari, Gaye und Gualandi veröffentlicht. Briefe deutscher Künstler sind gelegentlich mitgetheilt, die-

*) Künstlerbriefe, übersetzt und erläutert von Ernst Guhl. Zweite umgearbeitete und sehr verbesserte Auflage von A. Rosenberg. Berlin, J. Guttentag.

jenigen von A. Dürer auch vollständig gesammelt von M. Thausing publicirt worden.

Aber diese Künstlerbriefe sind nicht nur für den gelehrten Forscher als Material für seine Studien von Werth, sie interessiren auch ein größeres Publikum, weil sie eben in hohem Grade geeignet sind, ganz unmittelbar uns den Künstler in seinen charakteristischen Eigenthümlichkeiten vorzuführen. Daher schien es geboten, auch Auszüge aus den großen Quellenwerken in deutscher Uebersetzung und mit Commentar versehen herauszugeben.

Ein solches Werk, Sammlung von Briefen mit Commentar und kunsthistorischen Einleitungen, bearbeitet von dem verstorbenen Professor Dr. Ernst Guhl in Berlin, erschien in zwei Bänden in den Jahren 1853 und 1856 und fand so vielen Beifall, daß es schon seit längerer Zeit vollständig vergriffen ist. Der Verleger J. Guttentag in Berlin beauftragte deshalb einen jüngeren Kunstgelehrten, Dr. Adolf Rosenberg in Berlin, mit der Bearbeitung einer neuen Auflage dieses Werkes, welches in zwei mäßigen Octavbänden im Verlaufe des vorigen Jahres erschienen ist.

Der Herausgeber hat bei seiner Arbeit auf die veränderten Zeitverhältnisse gebührende Rücksicht genommen, das heißt die Commentare erweitert und vervollständigt, die allgemeine Charakteristik der einzelnen Künstler aber, welche heutzutage dem gebildeten Publikum zur Genüge bekannt sind, verkürzt und dafür die Anzahl der Briefe vermehrt.

Der erste Band enthält Briefe italienischer Künstler des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts, eines Filippo Lippi, Leon Battista Alberti, Benozzo Gozzoli, Andrea Mantegna, Pietro Perugino, Leonardo da Vinci, Raffaelo, Michelangelo, Tiziano, Sebastiano del Piombo, Giulio Romano, Benvenuto Cellini, Giorgio Vasari und Anderer.

Der zweite Band bringt Briefe von Künstlern des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts, vorzugsweise Italienern, aber auch Niederländern, Franzosen und einigen Deutschen, von den Caracci, von Domenichino, Guido Reni, Albani, sodann von Rubens, Rembrandt, Callot, Poussin, Salvator Rosa und vielen Anderen. Die deutschen Künstler sind leider zu kurz behandelt, denn es sind neben den Briefen Dürer's nur noch ein Brief von Lucas Cranach, einer von Niclas Manuel und einer von Sandrart mitgetheilt. Und doch sind die Briefe deutscher Künstler sicherlich nicht weniger interessant, als jene der fremden Künstler! Es dürfte sich daher empfehlen, noch einen Nachtrag, Briefe deutscher Künstler enthaltend, folgen zu lassen.

Das reizvolle schöne Buch ist in hohem Grade geeignet, dem Kunstfreunde angenehme Stunden zu bereiten, ihn zu erfreuen, anzuregen und zu belehren.

R. B.

Vom preußischen Landtage.

Der Feuereifer, mit welchem nach der Rede des Fürsten Bismarck das Verwendungsgesetz in Angriff genommen zu werden schien, hat im Laufe der ersten Woche seit Bildung der Commission noch keine Früchte gezeitigt. Dieselbe hat nur zwei Sitzungen gehalten und ist darin nicht weiter gekommen, als sich von der Regierung das nothdürftigste statistische Material zu beschaffen und eine Hypertrophie von Anträgen aus ihrem Schooße entgegen zu nehmen, welche jede Vorausberechnung des Ganges der Verhandlungen nur vollends verwirren kann. So ist es hart vor Eröffnung der Reichstagssession noch gar nicht zu übersehen, wann und wie der Landtag mit seinen Geschäften zu Ende kommen soll. Eine Nachsession verspricht kaum noch eine Hilfe, da man wenigstens darüber ziemlich klar geworden ist, daß die Commission um so weniger kurz zu einem Ziele kommen wird, je länger ihr Zeit zu ihren Berathungen gelassen ist. Der Knoten kann auf dem einmal eingeschlagenen Wege nicht gelöst, sondern nur etwa zerhauen werden, indem sich irgend eine äußerliche Coalition für oder gegen die Vorlage bildet.

Der parlamentarische Sprachgebrauch bezeichnet dieselbe als „neues Verwendungsgesetz" im Gegensatze und zugleich im Anschlusse an das Gesetz vom 16. Juli 1880, von welchem in diesen Blättern wiederholt ausführlich die Rede gewesen ist. Im Sinne der nationalliberalen Partei, auf deren Forderung es entstanden ist, und auch im Sinne der Freiconservativen, welche diese Forderung so weit unterstützten, hatte es nicht den Sinn, unmittelbar über die Verwendung der Ueberschüsse aus den Reichssteuerbewilligungen von 1879 zu bestimmen, sondern nur für den Fall, den man praktisch gerade durch diese „Garantie" fern zu halten wünschte, daß nicht durch organische Reformgesetze oder im Jahresetat anders über dieselben beschlossen worden: und letzteres sollte in dem Sinne einer Quotisirung der Einkommensteuer, d. h. ihrer Feststellung nach dem jährlichen Bedarfe geschehen. Nur die Conservativen behaupten hinterher, daß sie das Gesetz nur im Sinne eines Anfanges der organischen Steuerreform angenommen haben, und dem entsprechend haben sie denn die nur eventuelle Bestimmung desselben in dem dauernden Steuererlasse von einem Viertel der Classen- und Einkommensteuerstufen bis zu 6000 Mark aufwärts festgelegt. Sie handelten darin als Gegner der Quotisirung mindestens folgerichtig, während Fortschrittspartei und Secessionisten, welche bis dahin in dieser Forderung am eifrigsten gewesen waren, dieselbe Bahn nur mit gleich unglaublicher Verblendung oder Unehrlichkeit haben einschlagen können. Der neue Entwurf nun hat von vorn herein den Charakter einer unmittelbaren Verfügung über die Verwendung der ganzen Ueberschüsse,

welche aus weiterhin zu bewilligenden Reichssteuererhöhungen dem preußischen Staatsschatze zufließen möchten. Es hätte daher gerade im Sinne der Conservativen und der Regierung nichts näher gelegen, als die Vorlage in der Form einer Novelle zu dem Gesetze vom 16. Juli zu fassen und mit dem Gesetze über den dauernden Steuererlaß zu verbinden. Aber Herr Bitter scheint eine kindliche Eifersucht zu hegen, seinen Ueberschußtopf von dem des Herrn Hobrecht getrennt zu halten; der letztere gilt als durch den dauernden Steuererlaß erschöpft, d. h. alle etwaigen Mehrerträge desselben sollen zur Deckung des Deficits eingeschlachtet werden, damit Herr Bitter um so sicherer die eventuellen Ueberschüsse aus neuen unter seiner Aegide erzielten Ueberschüssen zu „unverkürzter" Verwendung für die Steuerreform sacrosanct erklären könne. Gegen diese Wand von Pappe wendet sich begreiflicher Weise zuerst der von den Herren Hobrecht und von Bennigsen in der Commission gestellte Antrag: er vereinigt die sämmtlichen gegenwärtigen und zukünftigen Reichsüberschüsse zu einer Masse und beseitigt das Wort unverkürzt in der staatsrechtlich wie staatsmännisch correcten Einsicht, daß die Gesetzgebung sich formell nicht binden kann, ihre heutige Verfügung nicht jederzeit durch eine sachgemäßer erscheinende zu ersetzen, und daß eine sog. „moralische" Selbstbeschränkung, den Ueberschußfonds auch dann nicht für die laufenden Staatsbedürfnisse anzugreifen, wenn deren Deckung andernfalls durch Anleihe erfolgen müßte, in Wirklichkeit eine unmoralische, weil die Befolgung der gesunden staatswirthschaftlichen Grundsätze verhindernd, sein würde.

Der materielle Inhalt des neuen Verwendungsgesetzes fügt dem als feststehend vorausgesetzten Erlaß eines Viertels der Classen- und Einkommensteuerstufen bis zu 6000 Mark aufwärts drei weitere Verwendungszwecke theils neben einander laufend, theils successiv hinzu. Zunächst soll ein Drittel der zu erwartenden Ueberschüsse zum Erlasse des Restes der vier untersten Classensteuerstufen (bis zu 1200 Mark Einkommen aufwärts), zwei Drittel zur Ueberweisung der Grund- und Gebäudesteuer an die Stadt- und Landkreise behufs Erleichterung der Communen dienen. Was hiernach von dem einen und dem andern Drittel übrig bleibt, soll dazu verwendet werden, den Kreisen zu gleichem Zwecke den Rest der Classensteuer (die bekanntlich bis zu 3000 Mark Einkommen hinaufreicht) zu überweisen. Von diesen Verwendungszwecken wird der erste durch den Antrag Hobrecht-Bennigsen auf die zwei untersten Stufen der Classensteuer (bis zu 900 Mark) beschränkt, der dritte ganz beseitigt. Das Erforderniß der Reform würde hiernach von 66 Millionen für Preußen und 110 Millionen für das Reich auf etwa 42 bezw. 70 Millionen beschränkt, die Sache also der Ausführbarkeit um so viel näher gebracht. Uebrigens ist der Antrag noch gar nicht im Namen der nationalliberalen Fraction eingebracht, welche sich über die Einzelheiten der Reform

noch gar nicht schlüssig gemacht und daher ihren Vertretern in der Commission dieserhalb freie Hand gelassen hat. Es ist daher nicht undenkbar, daß von nationalliberaler Seite noch ein zweiter Antrag eingebracht würde. Wenn es aus diesem Chaos der Meinungen heraus der Commission gelingen sollte, über eine Reform im „Princip" zu beschließen, deren technische Durchführung doch den organischen Reformgesetzen vorbehalten bleiben soll, so hätte sie einen in vieler Beziehung verhängnißvollen Präcedenzfall geschaffen.

Inzwischen ist die Dulcignocoalition des dauernden Steuererlasses höchst überraschend aus ihrem Siegesrausche aufgestört. Die Budgetcommission des Herrenhauses hat mit großer Mehrheit beschlossen, das Gesetz über den dauernden Erlaß abzulehnen und es bei dem durch den Etat festgestellten Erlasse für das Etatsjahr bewenden zu lassen. Herrn Bitter steht, um seinen „parlamentarischen" Erfolg zu retten, noch einmal ein Kampf gegen Elemente bevor, die zu den treuesten Stützen einer verständig conservativen Regierung gehören: denn bureaukratische und altconservative Elemente haben sich einmüthig in der Verneinung der von dem Minister zu eigen übernommenen Maßregel zusammengefunden. Daß die Regierung, wenn sie will, in diesem Kampfe zuletzt obsiegt, wird kaum zu bezweifeln sein; zu einer halsstarrigen Opposition hat wenigstens die eine Hälfte jener Elemente nicht das Zeug. Aber um welchen Preis wird dann erst dieser Fetzen Wahlreclame erkauft sein! x.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Politische Randglossen. Frankreich und die Orientpolitik. — Die Interpellation Proust hat jedenfalls den einen Erfolg gehabt, daß sie die verschiedenen Strömungen in der auswärtigen Politik Frankreichs deutlicher, als bisher der Fall war, erkennen und unterscheiden ließ. Und zwar nach zwei Seiten hin. Einmal hat die kurze Debatte vom 3. Februar auf den Gegensatz der Politik Barthelemy St. Hilaire's zu der seiner Vorgänger ein Licht geworfen, und dann sind die heimlichen Gegner Barthelemy's genöthigt worden, einigermaßen aus ihrem Verstecke herauszugehen. Zwar ist die Interpellation des unvorsichtigen Abgeordneten der beiden Sèvres durch ein nahezu einstimmiges Votum erledigt worden: man hat sich beeilt, den Vorhang gleich wieder zuzuziehen; aber doch war er einen Moment so weit gelüftet worden, um einen Blick in das Innere werfen zu lassen. Die Herren Waddington und Freycinet glaubten populär zu handeln, wenn sie sich von den sogenannten traditionellen Sympathien Frankreichs für die hellenische Sache leiten ließen. Sie führten dabei durchaus nichts Schlimmes im Sinne, in

keiner Weise trennten sie sich vom europäischen Concert, sie wehrten den Gedanken einer Action, und vollends einer isolirten Action, ausdrücklich ab. Allein ihre Sprache diente doch dazu, die Hellenen zu ermuthigen, sie förderte indirect die kriegerischen Absichten in Athen, sie erweckte in diesen die Zuversicht, daß sie im äußersten Falle wenn nicht auf alle, so doch auf einige Mächte sich verlassen dürften. Dem gegenüber bedeutete die Politik Barthelemy's einen ausgesprochenen Rückzug. Je weiter die Rüstungen in Athen fortschritten, um so eindringlicher wurden die Abmahnungen, die aus Paris dort einliefen. In einer Reihe von beredten Actenstücken strengte Barthelemy St. Hilaire sich an, den Beweis zu führen, daß die Griechen ganz und gar kein Recht hätten, unter Berufung auf die Beschlüsse der Berliner Conferenz die ihnen dort zugesprochenen Gebietstheile in Besitz zu nehmen. Diese Gebiete seien ihnen überhaupt gar nicht zugesprochen worden, die Conferenz habe nur einen freundschaftlichen Rath ertheilt, nichts weiter; eine Aufforderung zuzugreifen liege so wenig in der Absicht der Mächte, daß sie vielmehr Griechenland beschwören, die Verantwortung eines in seinen Folgen ganz unberechenbaren kriegerischen Conflicts nicht auf sich zu nehmen. Ob der Minister hiermit den Buchstaben und den Geist der Berliner Conferenz getreu ausgelegt hat, mag dahin gestellt sein — um so zweifelloser ist der Ernst, mit dem er die Gefahr eines Krieges zu beschwören und vor allem dabei Frankreich außer Spiel zu setzen beflissen war. An die Stelle einer Politik, welche die Sympathien für die Griechen voranstellte, trat jetzt eine Politik, welche das Friedensbedürfniß voranstellte. Es sollte kein Schritt ins Ungewisse gethan, ja schon die bloße Möglichkeit eines Abenteuers von der Hand gewiesen werden. Schon daß er die Initiative in der griechischen Frage von seinen Vorgängern überkommen hatte, war dem Minister unbequem. Er that noch einmal, da ihm nun doch diese Rolle aufgedrängt war, den Vorschlag eines Schiedsgerichtes; als aber der Versuch, mittelst dieses Vorschlages den allgemeinen Rückzug Europas von den Berliner Beschlüssen zu bewerkstelligen, gescheitert war, legte er feierlich die Initiative Frankreichs nieder. Frankreich sollte auch künftig am europäischen Concert theilnehmen, aber nicht den anderen Mächten vorangehend, sondern ihnen folgend. Es wusch seine Hände in Unschuld: lieber wollte es die Griechen preisgeben als einen Zweifel an seiner Friedensliebe aufkommen lassen. Eben diese Politik hat nun die entschiedene Zustimmung der Kammer gefunden, das Land hat durch seine Vertreter dem auswärtigen Minister ein ausgesprochenes Vertrauensvotum ertheilt, auf den Urheber der unglücklichen Interpellation ist zum Schaden noch der Spott gehäuft worden. Welche Tendenz aber mit der Interpellation verbunden war, darüber hat erst das Nachspiel jener Debatte ein volles Licht verbreitet. Dasjenige Organ, welches unwidersprochen die Gedanken Gambetta's und seiner nächsten Freunde wiedergiebt, hat sein

Mißvergnügen über diesen Gang der Dinge nicht verbergen können. Ebendadurch ist es vollends offenbar geworden, daß hinter Herrn Antonin Proust, wie schon von Anfang an zu vermuthen war, in der That Gambetta stand, dem die stark betonte Friedenspolitik ein Gräuel ist, den der diplomatische Rückzug Frankreichs um eine Hoffnung bringt. Es war auf den Sturz des greisen Akademikers abgesehen, wie der Sturz von dessen Vorgängern dem unterwühlenden Einflusse Gambetta's gelungen war. Diese Absicht ist gründlich vereitelt worden; man darf sagen, daß zum ersten Male Gambetta eine so sichtbare und unzweifelhafte Niederlage vor dem ganzen Lande erlitten hat. Mit dem Gedanken, aus Griechenland sein Schleswig zu machen, hat er Fiasco gemacht. Wenn er den Plan hatte, daß Frankreich in die orientalische Verwickelung sich eindrängen und dort den Hebel zur Sprengung des europäischen Concertes ansetzen solle, so ist ihm jetzt ein Strich durch die Rechnung gemacht: in eine abenteuerliche Politik, in eine Politik der Intriguen will sich Frankreich nicht hineinziehen lassen. Aber freilich wird man sich hüten müssen, die Friedensbürgschaft, die in der Niederlage Gambetta's liegt, zu überschätzen. Er ist im Grunde erst jetzt recht als der Mann der Revanche gekennzeichnet, und es wird für ihn nur darauf ankommen, ein anderes Mal Zeit und Anlaß besser zu wählen. Unzweifelhaft hat sich gezeigt, daß die gemäßigte Republik eine hinlängliche Widerstandskraft besitzt, allmächtig ist der Wille Gambetta's noch keineswegs und vor Allem: jetzt und aus Anlaß der griechischen Frage will Frankreich keine Verwickelungen, die zum Krige treiben könnten. Aber mehr als das will die Abweisung der Interpellation Proust nicht besagen. Eine wirkliche Beruhigung nach dieser Seite könnte man nur dann gewinnen, wenn im öffentlichen Geiste Frankreichs überhaupt die Tendenz sich zeigte, auf den Revanchegedanken zu verzichten. Hierauf warten wir aber seit zehn Jahren noch immer vergebens. Wie selbst in wissenschaftlichen Kreisen der Gedanke an Metz und Straßburg die Köpfe gefangen hält, davon hat man erst in diesen Tagen wieder ein Beispiel erlebt. Und die Scheu der Republik, die römische Kirche vor den Kopf zu stoßen, ist doch auch blos zu erklären, wenn man sie mit mehr oder minder bestimmten Zukunftsentwürfen in Verbindung bringt. Daß die Kammer den Antrag auf ein Ehescheidungsgesetz verworfen hat, daß sie den Antrag, die Seminaristen zum Militärdienste heranzuziehen, sich möglichst vom Leibe hält, daß die weiblichen Orden noch immer unbelästigt sind, das alles weist offenbar darauf hin, daß man eine Macht schonen will, die einst als verbündete willkommen, ja unentbehrlich ist.

Unser Verhältniß zu Frankreich im Großen und Ganzen ist ziemlich unabhängig von Zwischenfällen, wie es der mißlungene Sturmlauf auf die Stellung Barthelemy's war. Um so wichtiger ist die augenblickliche Be-

festigung der Friedenspolitik in Frankreich für die glückliche Abwickelung des nächsten Stückes der Orientfrage. Mit der Zurückdrängung Gambetta's war der Boden geebnet für die Verhandlungen, die jetzt in Konstantinopel beginnen. Die ernsthaften Einleitungen, die zu der bevorstehenden Action getroffen worden sind, lassen erkennen, daß die Mächte in der That Willens sind, die drohende Wolke zu entfernen, daß sie ihren ganzen Einfluß aufbieten wollen, damit die Anwendung von Gewalt abgewendet werde. Ihre Bevollmächtigten treten zusammen in der Absicht, einen sachlichen, möglichst unparteiischen Ausgleich zu finden, der den beiden kampfgerüsteten Gegnern mit Nachdruck empfohlen werden kann. Daß Deutschland, die am wenigsten betheiligte Macht, bei diesen Verhandlungen die Führung übernimmt, ist nur ein anderer Ausdruck dafür, daß die Streitfrage nach den allgemeinen Interessen Gesammteuropas regulirt werden soll. Die Aufgabe ist, zu einem Compromiß zu gelangen, der zwischen dem Standpunkte der Griechen und dem der Türken in loyaler Weise vermittelt. Also auf ein begrenzteres Streitobject angewandt, dieselbe Aufgabe wie auf dem Berliner Congreß. Und wenn damals der Compromiß des Berliner Friedens gelungen ist, so wird man noch nicht daran verzweifeln dürfen, auch in der griechischen Frage ein Abkommen zu finden, das von dem Orientproblem wieder ein Stück vorwärts bringt, ohne doch den vor drei Jahren mühsam vereinbarten Haltpunkt wieder zu verrücken.

g.

Aus den Reichslanden. Symptome der Stimmung. — Die Wahl in Brumath ist zu Gunsten des Herrn Dr. Adam, des Candidaten der „Union" und der „Presse" ausgefallen. Diese an sich gleichgiltige Ergänzungswahl zu dem unterelsässischen Bezirkstage hat eine große Bedeutung: weil sie nach der Rede des Statthalters vom 1. Februar stattfand. Sie ist die erste Probe auf ihre Wirkung. Schwer ist es im Reiche, sich eine Vorstellung von den hiesigen Verhältnissen zu machen. Manteuffel hat den Versuch gemacht, die Bevölkerung im Ganzen durch Wohlwollen zu gewinnen, und die beiden Elemente, aus denen sich die entschieden deutschfeindliche Opposition zusammensetzte, zu trennen und durch einander in Schach zu halten. Diese beiden Elemente sind die Ultramontanen und die Protestler. Er suchte die Ultramontanen zu gewinnen, indem er ihnen die Staatsaufsicht über die Schule preis gab, in der die künftigen Geistlichen vorbereitet werden, und dabei im Einzelnen Zugeständnisse machte und Ansprüche duldete, die manchen Beamten zur Verzweiflung brachten. Was ist das Resultat dieser Bemühungen? Die Ultramontanen und Protestler stehen bei jeder Wahl zusammen. Vor der Wahl in Brumath predigte die amtliche „Elsaß-Lothringische Zeitung": „Die Unterstützung durch jene beiden Blätter ist ein Widerspruch in sich

selbst." Aber der Haß ist ein guter Kitt, und alle diese Declamationen machen nur deutlich, worauf Manteuffel rechnete und wie völlig er mit dieser Politik gescheitert ist. Wahrlich es ist begreiflich, daß dem Herrn Statthalter allmählich schwül wird bei den Complimenten, die ihm von diesen Herren gemacht werden. Und mit seinem Einflusse auf das übrige Land steht es nicht besser. Wo er sich zeigt, da bereitet man ihm fürstliche Ehre, lobt seinen Charakter und preist seinen Geist: aber die deutsche Sache hat keine Fortschritte gemacht, sondern eher Rückschritte, die sogenannten Autonomisten sind zerfahrener als je. Im Landesausschusse schlägt man auf die Beamten, erfrecht sich zu der Behauptung, daß das deutsche Ehrenwort minderwerthig sei als das französische, und im Privatgespräche heißt es, daß die cochons prussiens aus dem Lande müssen. Manteuffel hat in seiner letzten Rede gegen dieses Treiben protestirt. Es waren kräftige Worte und schöne Worte; aber Worte können nicht helfen.

So läßt sich vor allem die Kränkung, welche den Beamten durch die Vorlage über die Ortszulagen zugefügt ist, mit Worten nicht gut machen. Mag man darüber reden wie man will: Thatsache bleibt, daß das Maximum der Einnahme, das der Beamte bei seinem Eintritte einst erwarten konnte, herabgesetzt ist, und Thatsache bleibt, daß dies nicht geschehen ist, weil das Land diese finanzielle Erleichterung brauchte, sondern weil die Feinde des deutschen Wesens eine andere Stellung der Beamten forderten. Den gut besoldeten, nicht auf Trinkgelder angewiesenen Beamten, der nur seine Vorschrift kennt — den können sie nicht vertragen, sie wollen den Beamten der französischen Zeit. So machten sie den Versuch, die Ortszulage zu streichen, und weil sich die Regierung dazu unmöglich verstehen konnte, aber den Herren doch „entgegenkommen" wollte: so brachte sie dies wunderliche Gesetz ein, das einen Theil der Ortszulage streicht. Das ist eine Demüthigung der Beamten, die mit Worten nicht gut gemacht werden kann. Und noch weniger können solche Worte die Stellungen wieder erobern, die den Ultramontanen preisgegeben sind. Wenn den Worten nicht Thaten folgen, so hätte Manteuffel wohl besser gethan, auch die Worte zurückzuhalten. Sie wirken sonst nur in ganz entgegengesetzter Richtung und steigern bei den Franzosen im Lande die Frechheit und bei den Beamten die Bitterkeit. . . . . ch.

Aus Berlin. Das neue Gewerbemuseum. Die Aufstellung der Pergamonsculpturen im königlichen Museum. — Aus den alten früher zur königlichen Porcellanmanufactur gehörigen Hofgebäuden hinter dem provisorischen Reichstagshause, in denen unser so rasch und kräftig emporgeblühtes Gewerbemuseum jetzt noch untergebracht ist, wird dasselbe im Laufe der nächsten Monate nach seinem neuen Heim übersiedeln, welches

einige hundert Fuß dahinter sich auf dem großen Terrain erhebt, das zwischen Leipziger-, Königgrätzer-, Wilhelms- und Anhalterstraße gelegen, abgesehen von dem Garten des Prinzen Albrecht dem Staate gehörig ist, und eine Zeit lang für das neue Parlamentsgebäude in Aussicht genommen war. Es ist das letzte Werk des neulich dahingeschiedenen unvergeßlichen Gropius, ein Werk, dem der Meister mit aller Vorliebe seine besten Kräfte gewidmet hat, nicht blos in dem allgemeinen Entwurfe, der Disposition der Façaden und der Eintheilung der Räumlichkeiten, sondern eben so in der Durchbildung jedes kleinsten Details der inneren Einrichtung. In Gestalt eines großen Vierecks erhebt es sich auf dem oben geschilderten Terrain so, daß die Hauptfront nach der zukünftig bis zur Königgrätzerstraße zu verlängernden Zimmerstraße hinausgeht. Die Künste und das Kunsthandwerk wetteifern, in dem äußeren und inneren Schmucke des Hauses die größte Gefälligkeit und Solidität der Ausführung zu zeigen. In den unteren Stock desselben ist die mit dem Museum verbundene Schule bereits eingezogen, während man außen an den Façaden, die unter dem Gesims mit einer friesartigen Reihe von malerischen Darstellungen in venetianischer Mosaik auf Goldgrund geschmückt werden, und im oberen Stockwerke noch rüstig mit den malerischen und plastischen Decorationen und Ornamenten so wie mit der Einrichtung der Räume für Museumszwecke beschäftigt ist. Die Säle und Zimmer, durchweg von sehr stattlicher Höhe und vorzüglicher Beleuchtung, gruppiren sich um einen großen, mit buntem Glasdache gedeckten, länglich viereckigen Mittelhof und zwei kleine offene Lichthöfe. Der gedeckte Mittelhof wird der Mittel- und Glanzpunkt der ganzen Anlage. Eine Doppelgalerie, von schlanken Syenitpfeilern getragen, deren prächtige Broncekapitäle von dem glänzend polirten dunklen Syenit sich wirkungsvoll abheben, umgiebt rings den Hof, in welchen von oben das Licht in gebrochenen Tönen durch die bemalten Glasscheiben fällt. Ein Friesrelief, das die Geschichte des Kunsthandwerkes bei allen bedeutenden Culturvölkern zu den verschiedenen Epochen der Geschichte ihrer Entwickelung darstellt, läuft dicht unter dem Glasdache hin. Auf den Galerien und im Hofe selbst kommen größere Kunstwerke des Museums zur Aufstellung. Es ist mit diesem bedeckten Hofe ein Raum geschaffen, wie ihn in dieser Größe und stilvollen, kostbaren, künstlerischen Ausgestaltung Berlin in keinem seiner öffentlichen Gebäude bisher besaß. Der ebenfalls glasbedeckte Säulenhof des landwirthschaftlichen Museums, in dem vor einem Jahre die internationale Fischereiausstellung ihr Hauptlager aufgeschlagen hatte, bleibt wie andere ähnliche Anlagen weit hinter dieser Schöpfung Gropius' zurück. Mit der Ueberführung der Sammlungen des Museums ist zum Theil schon begonnen. Am 1. October dieses Jahres soll das neue Gebäude in allen Details fix und fertig und der gesammte Inhalt der Sammlungen unseres Gewerbe-

museums in demselben aufgestellt und dem Publikum zugänglich sein. Wir gedenken auf die kunstvolle und zweckmäßige Einrichtung im Einzelnen alsdann des Näheren zurückzukommen. Der Transport der colossalen Menge zum Theil sehr zierlicher und zerbrechlicher Gegenstände nach ihrem neuen Aufenthaltsorte und die Placirung und Anordnung daselbst ist keineswegs eine leichte Aufgabe. Der Inhalt des Gewerbemuseums ist, Dank dem unermüdlichen Eifer des Directors der Sammlungen, Julius Lessing, der Protection hoher Gönner, namentlich unsers kronprinzlichen Paares, der Municenz des Staates, so riesig in den kurzen Jahren seines Bestehens angewachsen, daß die entsprechenden Museen in Wien und München bereits erheblich an Reichhaltigkeit und Vollständigkeit übertroffen werden, ja daß außer der großen Londoner Sammlung überhaupt keine in Europa sich mit der Berliner messen kann. Vieles, was in den beschränkten und wenig comfortablen jetzigen Räumen gar nicht zur Aufstellung gelangen konnte, namentlich die überaus reiche und hochbedeutsame Sammlung alter Gewebe und Stoffe aller Länder und Zeiten, wird erst jetzt im neuen Hause dem größeren Publikum zugänglich und sichtbar werden. Auch ein wissenschaftlich ausgearbeiteter Katalog, der bis jetzt des Provisoriums halber noch gar nicht vorhanden war, soll vom 1. October ab den Besuchern zur Verfügung stehen. Niemand hätte wohl geglaubt oder auch nur für möglich gehalten, als die bunte Collection kunstgewerblicher Gegenstände in der sogenannten Kunstkammer unseres „Alten Museums" als Kern der neuen Sammlung des eben begründeten Gewerbemuseums demselben übergeben ward, daß sich hieraus in etwa zehn Jahren ein so stolzes und großartiges Institut entwickeln würde, wie wir es in kurzer Frist zur Zierde der Stadt innen und außen vollendet erblicken werden.

Die Pergamenischen Sculpturen, in deren Besitz unser Kunstmuseum, Dank der unermüdlichen Ausdauer und Energie des Ingenieurs Humann, wie der später mit Geschick eingreifenden Vermittelung und Thätigkeit des Directors Conze und unseres Botschafters in Konstantinopel, Grafen Hatzfeldt, verhältnißmäßig rasch und leicht gelangt ist, zum Erstaunen der gebildeten Welt, befinden sich seit zwei Tagen nach der langwierigen und mühevollen Arbeit der Reinigung und Zusammenfügung in der Rotunde des Museums und im sogenannten „assyrischen Saale" provisorisch aufgestellt. Mag man die einzelnen Trümmer und Tafeln, als sie ungeordnet dalagen, mit Recht bewundert haben, der Anblick des gesammten Friesschmuckes in seinem Zusammenhange, so weit ein solcher zu erreichen war, läßt doch erst die ganze Schönheit und Bedeutung dieses umfassendsten und großartigsten Fundes der letzten Jahrzehnte erkennen. Das große Friesrelief von $2^1/_2$ Meter Höhe, welches sich bekanntlich um den Prachtbau eines freistehenden Altars des Zeus und der Athene auf der Akropolis von Pergamon an der Außen-

seite herumzog, liegt jetzt, so weit die einzelnen Platten aufgefunden sind und zusammengepaßt werden konnten, an den Wänden des assyrischen Saales entlang auf ebener Erde, und eine hölzerne Estrade gestattet dem Beschauer die immerhin nicht allzubequeme Besichtigung. Die endgiltige Aufstellung dieser Sculpturen aus dem zweiten Jahrhundert vor Christi Geburt, welche eine wunderbare Kühnheit der Composition und sichere Auffassung des menschlichen Körpers in den schwierigsten Stellungen wie des Gesichtsausdruckes im höchsten Affect, endlich eine unerreichte Marmortechnik aufweisen, kann — darüber ist kein Zweifel — nur in einem Neubaue erfolgen, der auf das zu bergende Kunstwerk selbst in seiner ganzen Anlage die nöthige Rücksicht nimmt. In unseren überfüllten Museen ist nicht einmal Platz, die Fülle der Reliefplatten, die bereits hier angekommen sind, und die vielleicht in Folge der Fortsetzung der Ausgrabungen noch anlangen werden, irgendwie unterzubringen, auch wenn man auf ihren Zusammenhang gar keine Rücksicht nehmen wollte. Die jetzige Aufstellung hat denn auch nur dadurch ermöglicht werden können, daß man die sonst im Saale befindlichen werthvollen altassyrischen Sculpturen bei Seite schaffte und vorläufig für das Publikum unsichtbar machte. Möchte also der unumgänglich nothwendige Neubau schnell beschlossen und ausgeführt werden, und die Anschläge womöglich schon in der nächsten Session dem Landtage zugehen. Der Bau an sich wird auf keinen Widerstand stoßen, denn er ist unvermeidlich. Vielleicht verhilft er dazu, daß andere, lange schwebende Projecte durch ihn mit gefördert werden, denn auf der Museumsinsel, und nicht etwa entfernt von unseren übrigen Schätzen classischer Plastik, muß er doch ausgeführt werden, und da auf diesem Bauterrain Vieles der Entscheidung seit langen Jahren harrt, so können wir nur wünschen, daß durch den Neubau für die Pergamenischen Reliefs hier überhaupt der „Stein ins Rollen kommt". Was den Inhalt der Darstellung jenes Reliefffrieses anlangt, so ist derselbe bekannt: der Kampf der Götter gegen die Giganten.

Es ist nun gelungen, einzelne Gruppen des Kampfes, indem man eine Anzahl von zusammengehörigen Reliefplatten auffand und an einander paßte, wieder vollkommen herzustellen. Die schon seit längerer Zeit in der Rotunde des Museums aufgestellten Gruppen, den Zeus und die Athene im Kampfe mit den wilden schlangenfüßigen Söhnen der Gaea (Erde) darstellend, sind oft besprochen und gewürdigt worden. Dazu sind jetzt in der Rotunde eine Platte mit Dionysos, eine andere mit einem Zweigespann von Hippokampen, eine dritte mit einer weiblichen, wahrscheinlich die Selene vorstellenden Gestalt auf dem Rücken eines Pferdes sitzend, endlich eine vierte, welche ein über den Leichnam eines Giganten hinbrausendes Zweigespann zeigt, von dem jedoch nur Joch und Deichsel erhalten sind, während man von dem darauf stehen-

den Gotte nur noch den Schild und Gewandfragmente erblickt. Bedeutendere Gruppencomplexe im längeren Zusammenhange der Darstellung befinden sich im Assyrischen Saale. Nicht alle Götterfiguren haben bis jetzt gedeutet werden können, und noch weniger kennt man die Namen der Giganten. An dem alten Altarbau waren die Namen der Kämpfenden oben an der Hohlkehle des Gesimses oder auf einem Streifen unter dem Friese aufgezeichnet. Man hat von diesen Inschriften Bruchstücke gefunden, aber weiß natürlich nicht, zu welchen Figuren sie gehörten. Die Gestalten auch der Giganten sind auf das Mannichfaltigste individualisirt. Die ältere griechische Kunst läßt diese Söhne der Erde als völlig menschlich gebildete Krieger erscheinen, die Reliefs von Pergamon zeigen uns dagegen die verschiedensten Darstellungsformen. In der Regel enden ihre Beine in gewaltige schuppige Schlangen- und Drachenleiber, viele aber haben auch ganz menschliche Bildung, die einen sind alte Greise, die anderen rüstige Jünglinge von schönster Körperbildung. Bald sind sie gerüstet und gewappnet, bald nackt und schleudern Felsstücke, einzelne sind geflügelt, andere in Felle gehüllt. Daß die Motive aus der Laokoongruppe so wie das der schnellen Jägerin der Diana vom Louvre in der Bewegung des Körpers und der Gesichtsbildung öfters und in frappanter Weise auf diesen Pergamenischen Reliefs wiederkehren, ist sofort bemerkt worden, als sie ans Tageslicht kamen. Diese Anklänge werden jetzt, da man die Sculpturen neben einander geordnet überblicken kann, erst recht deutlich. Von den Gottheiten, die man mit ziemlicher oder vollkommener Sicherheit erkannt hat, sind nachfolgende zu nennen: Hekate und Artemis; Herakles, am Löwenfelle kenntlich, das er über die Brust geknüpft trägt, und die Keule schwingend; Apollon, eine prachtvolle jugendliche Gestalt von markiger Lebenswahrheit, mit der Rechten den Pfeil aus dem Köcher holend, den Bogen in der Linken haltend, ein rechtes Gegenbild zu dem glatten posirenden Apoll des Belvedere; der Sonnengott Helios auf seinem Viergespann; endlich Rhea Kybele, die alte asiatische Göttermutter, und Amphitrite. Die einzelnen Gruppen der Kämpfenden zu beschreiben soll hier unterlassen werden, da es unmöglich sein dürfte, hierdurch dem Leser einen Ersatz für die Anschauung zu gewähren. Die Künstler der Reliefs (ihre Namen waren eingemeißelt, sind aber bis auf geringe Reste zu Grunde gegangen) sind in der Erfindung neuer Motive und Wendungen unerschöpflich. Unsere Kenntniß der berühmten Pergamenischen Bildhauerschule hat jedenfalls durch diesen Fund in einer Weise gewonnen, wie es der kühnste Forscher nie erwarten konnte, und auf die vorhergegangene wie auf die folgende Epoche der griechischen Kunst wird von diesen Originalen einer bestimmten Zeit mancher Rückschluß gezogen werden können. Diese archäologische und kunstgeschichtliche Ausbeute des Fundes von Pergamon werden die nächsten Jahre erst bringen. y.

Literatur.

Handbuch der Geschichte des Kriegswesens von der Urzeit bis zur Renaissance. Nebst Atlas von 100 Blatt. Von Max Jähns, Major vom Nebenetat des Großen Generalstabes. Leipzig, Fr. W. Grunow. — Das Kriegswesen erfreut sich heutzutage eines hohen Grades von Popularität. Jedermann spricht nicht ungern mit der Miene des Kenners von militärischen Dingen. Die innige Verbindung aller Bildungsschichten des Volkes mit dem Heere, durch welches jeder gesunde Mann in Deutschland hindurchgeht, hilft in der That die Kenntniß des Waffenwerkes verbreiten. Beiläufig gesagt, ist diese nicht selten eine halbe, wir würden sonst nicht in der Presse und im Publikum überhaupt so oft unbedachten Urtheilen begegnen, welche auf falschen Voraussetzungen und Unkenntniß des technisch-militärischen Elementes beruhen.

Auch die eifrigen Kritiker des Heerwesens im Parlamente treffen mit ihren Keulenschlägen meist ins Wasser, wenn sie von den Anforderungen der Wehrhaftigkeit reden uud gehen arglos an unscheinbaren weil eingewohnten Verhältnissen vorüber, die vielleicht sich nicht durchaus rechtfertigen lassen. Doch dies führt von unserem Bilderwerke ab, um so mehr als dies letztere sicherlich nicht den Anspruch machen will, eine Heranbildung des deutschen Lesers zum Verständnisse der militärischen Gegenwart vorzunehmen. Allein wir sprechen viel von Erziehung und Vorbildung der Jugend zum Heerwesen, noch mehr, wir kennen die ungemessene Liebe des Heranwachsenden für die Kriegskunst, da bildet eine Arbeit wie die vorliegende ein treffliches Mittel zur Schulung und Ergötzung. Wenn es auch seines Preises halber in wenig Familien Eingang finden wird, so ist es doch in hohem Grade geeignet, in die Büchersammlungen der Lehranstalten überzugehen. Die vorliegenden hundert Tafeln geben ein erschöpfendes Bild der Entwickelung der Streitmittel und alle Erscheinungen der Wehrkraft einer Epoche sind in anschaulichen Abbildungen vertreten. Der historische Werth einer derartigen Sammlung erwirbt derselben an und für sich bereits Anspruch auf die Beachtung außermilitärischer Kreise. Den Zeichnungen ist ihr Ursprung beigeschrieben, auch ist jedes Blatt mit dem entsprechenden Literaturnachweise versehen. Diese Behandlung giebt der Arbeit den Werth eines Nachschlagewerkes von allgemeiner Brauchbarkeit. Die Zeichnungen, in dem bekannten lithographischen Institute von Wilh. Greve zu Berlin ausgeführt, welches alle Karten für den Mittler'schen Verlag herstellt — wir erinnern nur an die trefflichen Beigaben des Generalstabswerkes — sind von ausgezeichneter Sauberkeit und Schärfe. Die Blätter sind auf sehr kräftigem Papiere gedruckt und äußerst handlich. Der begleitende Text, einige vierzig Bogen Lexikonoctav, giebt bedeutend mehr als eine Beschreibung der Zeichnungen. Eine umfassende und sorgfältig durchgearbeitete Compilation mit reichen Quellennachweisen hat das Gepräge einer selbständigen Darstellung erhalten, die den großen Vorzug einer ansprechenden Lesbarkeit besitzt. Wenn nicht der Krieg so häufig das Gegentheil von dem zu Tage förderte, was wir unter Cultur verstehen, so möchte man die Arbeit eine Culturgeschichte des Krieges nennen, derartig ist die Anlage umfassend und die Ausführung vielseitig und eingehend. Von militärischer Seite ist das Werk bereits gebührend gewürdigt, dasselbe verdient indeß einen weiteren Leserkreis.

Der Parlamentarismus, wie er ist. Von Lothar Bucher. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Stuttgart, Carl Krabbe. 1881. — Das

Buch, das der jetzige Geheime Rath vor 27 Jahren als exilirter Demokrat über die englischen Verfassungsverhältnisse schrieb, wird wohl bei seinem zweiten Gange noch mehr die verdiente Beachtung finden, als beim ersten. Nicht blos aus dem persönlichen Grunde, weil der Verfasser inzwischen zu einer einflußreichen Vertrauensstellung beim Fürsten Bismarck aufgestiegen ist. Sondern sein Inhalt hat heute viel von seiner Paradoxie verloren. Damals widersprach es allen landläufigen Begriffen. Aus scharfer Beobachtung und selbstthätigem Denken hervorgegangen forderte es auch vom Leser eigene Denkarbeit. Heute ist man — ohne daß die fortgeschrittene politische Bildung über Gebühr gelobt werden soll — über manche Voreingenommenheiten jener Zeit hinaus, das Urtheil über die politischen Zustände und Eigenthümlichkeiten Englands insbesondere, auch das populäre Urtheil, ist wesentlich berichtigt. Die Schrift, welche sich „gegen die mythologischen Vorstellungen von dem englischen Staatswesen richtet", berührt also nicht mehr so fremdartig, sie findet ein besseres Verständniß. Sie wird aber, auch heute noch höchst lesenswerth, zugleich ein bezeichnendes Denkmal der Epoche bleiben, da unser politisches Denken einen entscheidenden Schritt zur Selbstbesinnung und zur Erfassung der wirklichen Dinge machte. Einzelnes herauszuheben ist kaum möglich. Es sei nur an den Nachweis erinnert, daß in England, dem Lande des Parlamentarismus, die auswärtige Politik gänzlich außerhalb des Parlamentes gemacht wird, und an den andern, daß die Form des englischen Parlamentarismus, nämlich der Wechsel zweier Parteien in der Herrschaft, unmöglich auf das Festland sich übertragen läßt: „Der Parlamentarismus des Festlandes besteht in einem Kreislaufe von Revolutionen. Was würde der Erfolg sein, wenn in dem Musterstaate Sardinien eine neue Wahl der pfäffischen Partei die Majorität gäbe? Ausrottung alles dessen, was die andere Seite des Hauses geschaffen .... Welches auch die Entwickelung sein möge, sie kann den Weg nicht nachholen, den die englische seit anderthalbhundert Jahren zurückgelegt hat. Sie kann nicht zu dem Punkte springen, auf dem die englische heute steht. Und gut, daß es so ist!" g.

Erklärung.

Die Angriffe Dahn's auf meine „Deutsche Geschichte bis auf Karl den Großen" (in Nr. 4 dieser Zeitschrift) darf ich mit Ruhe dem Urtheile der Kenner überlassen, aber bemerken muß ich, daß die beiden Citate von S. 295 und S. 285 nicht so in meinem Buche stehen. Besonders arg ist der Satz von S. 285 verunstaltet. Der Satz ist ein Zeugma; Dahn hat die Lacher auf seine Seite gezogen, indem er beim Citat dasjenige Subject wegließ, zu welchem das Prädicat gewählt war. Der Satz lautet: „Kein Jahr ohne Bürgerkrieg oder ohne die Erwartung seines Ausbruches, ganz abgesehen davon, daß auch die Verhandlungen mit den Persern und die unruhigen Barbaren beständig als drohende Wolken an dem politischen Himmel hingen." G. Kaufmann.

Berichtigung.

In dem Aufsatze: „Zum Gedächtniß Adalbert von Chamisso's" ist S. 234, Z. 21 statt Hahn zu lesen: Halm.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.
Ausgegeben: 17. Februar 1881. — Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig.

Lübeck und die Hansa.*)

Die Lust der Gegenwart, Land und Leuten des eignen Volkes in ihrer Vergangenheit, in ihrem materiellen und geistigen Werden nachzugehen, kommt der Forschung auf halbem Wege entgegen, damit sie ihre Ergebnisse aus dem engen Kreise der zunächst Betheiligten heraus in ansprechender Form einer weit ausgedehnteren Lesewelt zugänglich mache. Auch die großen handelspolitischen Fragen des Tages, welche die geeinigte Nation ergriffen haben, berühren sich nicht von ungefähr mit jener dahinten liegenden Zeit, als Handel und Wehr zur See am allerwenigsten Sache des Reiches, sondern einer excentrischen Vereinigung deutscher Städte waren. Mit Freuden wird man daher auch eine Sammlung gediegener historischer Aufsätze aus der Feder des liebenswürdigen, vaterlandsfrohen, als Lehrer und Forscher der Geschichte gleich hochverdienten Wilhelm Mantels begrüßen, die bald nach seinem Tode von befreundeter und ganz besonders befugter Hand herausgegeben worden ist. Zwar ist das Buch „Den Söhnen der freien und Hansestadt Lübeck gewidmet", indeß der Verfasser, Hamburger von Geburt und begeisterter Bürger Lübecks, war schon im Leben hinreichend weit über die Mauern der beiden Seestädte hinaus bekannt und beliebt geworden, als daß nicht viele Freunde der Geschichte im übrigen Deutschland sich gern dem Denkmal zuwenden werden, das ihm mit der Auswahl dieser Beiträge gesetzt worden ist. Mit Recht beruft sich der Herausgeber, Herr Karl Koppmann, „auf das lebendige Interesse, das heutigen Tages der Erforschung der heimischen Geschichte von allen Gebildeten entgegengebracht wird, und die Pietät gegen den Verstorbenen, der gerade auf Weckung und Nährung eines solchen Interesses bei allen seinen historischen Arbeiten Bedacht nahm".

Wer Leben und Wirken Mantels', als Professor am Catharineum zu Lübeck, als langjähriges Mitglied und Vorstand der Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Thätigkeit daselbst, des Vereins für Lübeckische Geschichte

---

*) Beiträge zur Lübisch-Hansischen Geschichte. Ausgewählte historische Arbeiten von Wilhelm Mantels. Jena, Verlag von Gustav Fischer, vormals Friedrich Mauke. 1881.

und Alterthumskunde, der sich die Herausgabe des großartigen Lübischen Urkundenbuches als vornehmste Aufgabe erkor, als Nachfolger des um die vaterstädtische Geschichte ebenfalls verdienten Deecke in dem Amte eines Stadtbibliothekars, als einer der Stifter und als Vorsitzender des Hansischen Geschichtsvereines während der ersten neun Jahre seines Bestehens, in den Einzelheiten verfolgen und die feinsinnige, edle Bedeutung dieses Mannes an seinem Bilde erfassen will, der wird an der schönen biographischen Skizze sein Gefallen haben, welche Koppmann dem Buche vorausschickt und an ihrer Hand gern einige hervorragende Arbeiten lesen, in welchen der Verfasser mit seiner mannichfaltigen Eigenart nach seinen besten Seiten fortlebt. Ueberdies hat das gesunde politische und wirthschaftliche Leben einer Stadt wie Lübeck zu allen Zeiten ihrer Geschichte im Grunde so mächtig nach außen pulsirt, daß an ihr geradezu ein national deutsches, ein allgemeines Interesse haftet.

Während Mantels an der Bearbeitung des Lübischen Urkundenbuches und an anderen der alten Hansestadt gewidmeten wissenschaftlichen Unternehmungen Jahre lang den regsten Antheil hatte, mit der großen Aufgabe jedoch, die er außerdem für die Münchener historische Commission in die Hand genommen, nämlich mit einer Edition der Lübischen Chroniken, nur wenig vorwärts kommen wollte, waren ihm auf engeren und weiteren Gebieten, zu denen neben der Geschichte auch das sprachliche und literarische, zumal das niederdeutsche gehörte, eine Menge Vorträge und Abhandlungen entstanden, die, wenn überhaupt gedruckt, in Schulprogrammen, in der Zeitschrift für Lübische Geschichte, in den Hansischen Geschichtsblättern und ähnlichen Organen weit zerstreut und im Zusammenhange jedenfalls schwer zugänglich waren. Aus ihnen zehn der reifsten Früchte, unter denen auch noch Ungedrucktes, ausgelesen, in eine mehr nach dem Stoffe als der Entstehungszeit geordnete chronologische Reihe gestellt und allen in Text und Belegen diejenige sachliche und quellenmäßige Vollendung angedeihen lassen zu haben, der sich Mantels selber behufs einer solchen Ausgabe unterzogen haben würde, ist das Verdienst, das sich Koppmann liebevoll um ihn erworben. Sind doch, seitdem die meisten jener Abhandlungen entstanden, die Ausgaben des Lübischen Urkundenbuches, der Hanserecesse und des Hansischen Urkundenbuches ein sehr beträchtliches Stück vorwärts gekommen.

Mit Recht macht der zu zwei Vorlesungen im Winter 1862—63 verwendete Aufsatz: „Lübeck als Hüterin des Land- und Seefriedens im dreizehnten Jahrhundert" den Anfang, indem er zu zeigen unternimmt, „wie die Stadt schon früh Sorge trug, in unruhiger, stürmischer Zeit einen oft durch rohe Gewalt gestörten gesetzlichen Zustand aufrecht zu halten, den zu freiem Handelsverkehr so nöthigen Frieden zu schirmen und zu vertheidigen". Der Verfasser nimmt seinen Ausgang von der Regierung Rudolf's von Habsburg,

als die Stadt nach ihrem raschen glücklichen Emporkommen allerdings nur noch lose Beziehungen mit Kaiser und Reich verknüpften, als sie aber daran ging das Gebiet zu befrieden und sich der Schiffahrt oberhalb und unterhalb zu versichern, in deren Besitz sie ohne wesentliche Veränderungen immerdar geblieben ist. Den Schlußstein dieser Umgrenzung bildete recht eigentlich die Gewinnung des Schlosses von Travemünde. Aus den Urkunden lernen wir den bewaffneten Vogt, den Utridervoget, kennen, der, in der Regel ein Rittersmann aus dem benachbarten Holstein oder Mecklenburg, das Gebiet und die Straßen von Raubgesindel frei zu halten hatte. Es ist bezeichnend, daß die Geächteten und vor Gericht Verurtheilten ebenfalls vornehmlich Edelleute, Stegreifritter von gutem Namen waren, wie ihr Stand ja Jahrhunderte hindurch Raub und Diebstahl an dem fleißigen Arbeiten und Handeln deutscher Städte nicht minder fleißig als ein edles Handwerk trieb. Dagegen wußten denn auch die Lübecker im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert nichts Besseres zu thun, als sich immer wieder von Kaiser und Reich ihre Freiheiten, insbesondere um in des Reiches Geleit frei zu Wasser und zu Lande fahren zu können, verbriefen zu lassen. Wie die Sicherung der Straße zwischen Hamburg und Lübeck die beiden Städte seit 1241 durch ein gemeinsames Interesse eng verknüpfte, so war man, um in weiteren Bahnen für den Landfrieden zu sorgen, auf ähnliche Einungen nicht nur mit anderen Städten, sondern auch mit Fürsten und Edlen angewiesen, deren treuer Beistand praktisch unendlich viel wirksamer sein mußte als noch so viele Verschreibungen römischer Könige. War es doch längst dahin gekommen, daß alle Acte kaiserlicher Friedenswahrung ohne den festen Willen der Landesfürsten und der vielen selbständigen Gewalten, die aus dem deutschen Königthume empordrangen, ihren Zweck nicht mehr erreichten. Die Städte aber waren naturgemäß besonders willig, einem Landfriedensbündnisse ihrer Nachbarschaft beizutreten, wie denn Lübeck an der Errichtung des Rostocker Landfriedens vom 13. Juni 1283 und an mehreren späteren der Art hervorragenden Antheil nahm, bis das Reich noch einmal die oberste Sanction ertheilte und Kaiser Karl IV. im Jahre 1374 gar die Bürgermeister von Lübeck zu Reichsvicaren einsetzte, um „in aller Herren Gebieten Mörder, Brenner, Land- und Wasserräuber und alle anderen Missethäter zu suchen, zu ergreifen, zu fahen und zu schlagen, auch über sie zu richten und mit ihnen zu thun, wie sie nach ihrer Uebelthat verwirkt hätten“.

Viel wichtiger jedoch als auf dem Lande erschien dieselbe Aufgabe auf dem Wasser, indem kein Kaiser oder König das Meer befriedete, der Kauffahrer dort sich gleich sehr auf das Waffenwerk verstehen und ein beherzter Krieger sein mußte, und eine Handelsstadt wie Lübeck sich höchstens nur auf ihre Freiheitsbriefe und Privilegien in fremder Herren Ländern stützen konnte, durch

welche sie Antheil an den eng geschlossenen Kaufmannsgenossenschaften, insbesondere an der Corporation des deutschen Kaufmannes in den berühmten Häfen zu Wisby und Nowgorod, zu Bergen, in Flandern und in England gewann. Daß erst mittelst eines festen Zusammenschlusses gleichberechtigter Städte im Laufe des vierzehnten Jahrhunderts durch große Beschlüsse und große Thaten der Hansabund entstanden ist, dem es auf der Höhe seiner Macht darum zu thun war, alle widerstrebenden Gewalten niederzuhalten und die Furthen der Ostsee wie der Westsee von vornehmem und geringem Räubervolke zu säubern, ist heute wohl zur Genüge bekannt.

Von vorn herein nun hatten um ein solches Ziel zu erreichen die klugen Bürger der Travestadt keine Beihilfe verschmäht, sei es des Kaisers oder des Papstes, der Könige der Dänen, Norweger und Schweden, der Herrscher im fernen Osten wie im fernen Westen, durch Mandate und Privilegien sich ihren Handel beschirmen und erweitern zu lassen, ganz besonders aber um neue Stützen zu gewinnen, damit Seeraub und Seekrieg zurückgedrängt würden. „Diese gedoppelte Thätigkeit Lübecks," so folgert Mantels, „zur Herstellung eines gesicherten, friedevollen Zustandes, in welchem der Verkehr der Städte gedeihen könne, nicht minder ins Reich hinein, als in die See hinaus, muß vorwiegend als die Ursache angesehen werden, welche Lübecks Bedeutung so schnell in die Höhe brachte." Wie sich Einwirkung und Betheiligung seiner Bürger an den einzelnen fremden Höfen der aus einer Corporation von Kaufleuten zum Bunde der Städte heranwachsenden Hansa geltend machten, erhellt vollends erst aus der großartigen Geschichte dieser Vereinigung, deren herrliches, halb Europa umfassendes Urkundenmaterial nunmehr in mustergiltigen Ausgaben der Forschung zur Verfügung gestellt wird.

Die in dieser Abhandlung mehr allgemein entwickelten Gesichtspunkte finden nun fast durchweg in den folgenden Stücken nach verschiedenen Richtungen nähere Ausführung.

Mantels handelte schon im Jahre 1854 über „Die beiden ältesten Lübeckischen Bürgermatrikeln" aus dem dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert, um zunächst für einen Zeitraum von 39 Jahren die Anzahl der jährlich aufgenommenen Bürger zusammen zu stellen, die mit den aus Hamburg um dieselbe Zeit bekannten Aufnahmen verglichen ein Durchschnittsverhältniß von 190 zu 63 auf das Jahr, also einen dreimal so starken Anwachs der Bevölkerung in Lübeck ergeben. Ein vorübergehender Nachlaß fällt 1343 dem holsteinischen Kriege und 1350 dem Schwarzen Tode zur Last. Nebenher werden die Fragen wegen Ausschluß vom Bürgerrechte, Nothwendigkeit der Erwerbung desselben, über Aufnahme von Fremden, Slaven, Frauen, über die Bürgen bei derselben, den sehr verschiedenen Betrag des Bürgergeldes, und dann sehr ein-

gehend und lehrreich die Taufnamen und Beinamen erörtert, welche einen weiten Einblick in Herkunft, Lebensstellung, Gewerbe und Amt ihrer Träger gewähren. Von dem bescheidensten, ja, fast noch als ehrlos geltenden Berufe aufwärts bis zu den vornehmen Rathsgeschlechtern tritt das lebensvolle Bild einer reich entwickelten Stadtgemeinde entgegen.

An dritter Stelle wird auf Grund der Stadtbücher so wie aller übrigen in Betracht kommenden lübischen und hansischen Urkunden sorgfältig zusammengestellt, was sich über Leben und Wirken des „Herrn Thidemann von Güstrow, Bürgermeister der Stadt Lübeck", in der ersten Hälfte des Jahrhunderts mühsam hat auflesen lassen, denn, wie es überhaupt von hansischer Ueberlieferung gilt, wohl die Thaten, aber kaum die Thäter wurden an diesem Orte der Erinnerung werth gehalten. Thidemann aber, der einen noch im Archiv befindlichen Codex des Lübischen Rechtes schreiben ließ, gehörte noch keineswegs in die Reihe der etwas jüngeren Bürgermeister von kriegerischem Schlage, er war vielmehr der Mann der Tagfahrten, Kaufherr und Staatsmann in einer Person und ist in der That auch in seinen verwandtschaftlichen Beziehungen und Besitzerwerbungen noch mannichfach zu verfolgen. Früh in enger Verbindung mit Stockholm, erschien er namentlich, als Schonen, Halland und Blekingen von der dänischen Krone an die schwedische kamen, besonders geeignet, um in wiederholten Sendungen die handelspolitischen Privilegien, zumal die schonischen Freiheiten zu wahren, oder seerechtliche Fragen, an denen es selten fehlte, zum Austrage zu bringen. Außerdem besorgte er Goldankäufe für seine Vaterstadt und wurde von dieser mit ihrer ersten Goldausmünzung betraut. Endlich übertrug ihm der Rath die Anwaltschaft in einem Rechtshandel, dessen Gang noch sehr wohl zu verfolgen ist, in welchem es darauf ankam, einen argen Mißbrauch des Schutzes geistlicher Gerichtsgewalt zurückzuweisen, der sehr leicht der Autorität dieser obersten Behörde hätte verderblich werden können. Dieser hoch verdiente Bürger und Rathsherr erlag gleich anderen namhaften Opfern seines Standes im Sommer 1350 dem Schwarzen Tod, nachdem er in seinem arbeitsvollen Leben Kirchen, Klöster und Arme in Lübeck, Stockholm, auf beiden Ufern des baltischen Meeres mit reichen Legaten bedacht hatte.

Eine besonders sauber und sicher ausgeführte Untersuchung betrifft „Lübeck und Marquard von Westensee", den Bruch des Landfriedens im Jahre 1346, die große holsteinische Adelsfehde, in welche die Stadt verwickelt wurde. Auch hierüber fand der Verfasser im Archive derselben ein reiches, seitdem meist im Drucke zugängliches Material, um die ursprüngliche Ansässigkeit und den Güterbesitz der bald hernach ausgestorbenen edlen Familie Westensee, ihr Wappen, die Schicksale ihrer einzelnen Mitglieder und deren Eingreifen in die allgemeine oder besondere Landesgeschichte genau zu verfolgen, indem er

damit den besten Beweis liefert, wie erst von einer urkundlichen Erörterung der Verhältnisse des Landesadels die älteste Landesgeschichte ihr volles Bild erhält.

Der schöne Aufsatz über die „Hansischen Schiffshauptleute Johann Wittenborg, Brun Warendorp und Tidemann Steen", von denen der erste, nachdem er im ersten Kriege mit Waldemar Atterdag unglücklich gefochten, auf offenem Markte enthauptet wurde, der zweite auf seinem Siegeszuge im zweiten glorreichen Kriege mit demselben Fürsten am 21. August 1369 in Schonen starb, der dritte im Sommer 1427 an der Spitze einer starken Kriegsflotte der wendischen Städte im Oeresund von den Dänen eine schwere Niederlage erlitt, aber nicht nur mit dem Leben davon kam, sondern vorübergehend sogar noch als Mitglied des Rathes erschien, ist 1872 im Anschlusse an die vierhundertjährige Feier des Stralsunder Friedens vom Mai 1870 und der damit zusammenhängenden Begründung des Hansischen Geschichtsvereines entstanden und durch die Hansischen Geschichtsblätter bereits weiteren Kreisen bekannt geworden.

Die schon im Jahre 1862 in einem Schulprogramme veröffentlichte Abhandlung: „der im Jahre 1367 zu Köln beschlossene zweite Hanseatische Pfundzoll" bezeichnet der Herausgeber mit Recht als „ein mit unendlicher Mühe gearbeitetes Meisterstück historischer Klein-Arbeit, das seinen Urheber weit über Lübeck hinaus bekannt machte und ihm die verdiente Anerkennung aller Sachverständigen eintrug". Sie ist erwachsen aus einer minutiösen Prüfung von etwa 1900 noch vorhandenen Quittungen über die im ganzen damaligen Bereiche des Bundes während der Jahre 1368—1371 meist als Ausgangszoll erhobene Steuer, welche die Ausgaben des glorreichsten Krieges decken sollte, der je von der Hansa geführt worden ist. Alle dabei in Betracht kommenden Verhältnisse, die Berechnungen nach den verschiedenen Münzfüßen, dem lübischen, sundischen, preußischen, die Annahme eines gleichen Procentsatzes, Art der Abfassung und Ausstellung dieser Zollscheine, die unerläßlichen Stadtsiegel in Form von Secreten und Signa, Lübecks neues Signum, in welchem es sich fortan nicht nur als Seestadt, sondern durch den Doppeladler zugleich als Reichsstadt kennzeichnet, die über den Verkehr mit Schonen speciell instructiven Quittungen, den ungefähren Betrag der Gesammteinnahme, Alles erhält unmittelbar aus so hoch bedeutenden Documenten die hellste Beleuchtung.

Der Aufsatz „Kaiser Karl's IV. Hoflager in Lübeck", der im dritten Jahrgange der Hansischen Geschichtsblätter erschien, geht noch einmal von dem Verhältnisse zum Deutschen Reiche aus, als derselbe Kaiser, der ihm die hohe Justiz in Sachen des Landfriedens übertrug, sich mit stattlichem Gefolge aufmachte, um im Herbste 1375 demjenigen Orte seinen Besuch abzustatten,

welcher fünf Jahre zuvor an der Spitze eines reisigen Bundes den Reichen des Nordens seinen Willen vorgeschrieben hatte. Reise, Aufenthalt und Bewirthung, gelegentlich auch die politischen Erörterungen, welche stattfanden, erfahren, da sich leider keine Kämmereibücher aus dieser Zeit erhalten haben, vorwiegend aus dem, was die Chroniken über das seltene Ereigniß nicht immer übereinstimmend bewahren, eine Wiederbelebung. Mantels verweilte gern bei der Erzählung, wie Kaiser Karl den Rath empfing und ihn ungeachtet der demüthigen Einrede des Bürgermeisters Jakob Plescow als „de heren unser stad van Lubecke" begrüßte.

Bei Gelegenheit der zweiten Jahresversammlung des Hansischen Geschichtsvereines in Lübeck hat Mantels seine Mittheilungen über „die Reliquien der Rathscapelle von St. Gertrud in Lübeck" vorgetragen und darauf im zweiten Jahrgange des Vereinsorganes abdrucken lassen. Sie betrifft gelegentlich einer Sendung nach Flandern im Jahre 1375 die Gewinnung eines Knochentheiles vom heiligen Thomas von Canterbury, dem neben der heiligen Gertrud jene Capelle am Burgthore gewidmet war, so wie ähnlicher Schätze aus Venedig, wobei willkommenes Licht fällt auf die Beziehungen, welche die Königin der Adria mit der der Ostsee gegen Ausgang des vierzehnten Jahrhunderts pflog.

Die ursprünglich im Jahre 1866 als Gratulationsschrift erschienenen Auszüge „Aus dem Memorial oder Geheim-Buche des Lübecker Krämers Hinrich Dunkelgud" werden an neunter Stelle wieder abgedruckt. Dies merkwürdige Rechnungsbuch wurde zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts von einem ehrsamen Bürger geführt, der in dasselbe nicht nur Einnahme und Ausgabe eintrug, welche sein keineswegs unbedeutendes Geschäft mit sich brachte, sondern auch noch in der Weise der Zeit nach San Jago de Compostella pilgerte und von seiner Verheirathung, Verwandtschaft, Grundbesitz und Pfandschaft, so wie letztwilliger Verfügung Allerlei anmerkte, wodurch neben Sitten und Gebräuchen nicht minder die Preisverhältnisse der Zeit zum Vorschein kommen.

Die Sammlung beschließt ein im Jahre 1867 gehaltener Vortrag über „Hermann Bonnus, Lübecks erster Rector und Superintendent, als Lübischer Chronist", im Anschlusse an ein gleichzeitiges Bild, das den Reformator auf seinem Sterbebette darstellt. Nur kurz berichtet Mantels die Vorgeschichte des aus Osnabrück stammenden Mannes, über seine Leistung als Schulmann und lutherischer Geistlicher, um sich eingehender an die Thätigkeit zu halten, in welcher er seinem Zeitgenossen Melanchthon ebenbürtig wurde. Er bearbeitete nicht nur die Weltchronik Cario's in Latein, sondern veröffentlichte im Jahre 1539 in niederdeutscher Sprache ein Chronica von Geschichte und Handel der Stadt Lübeck, welche ehrlich und unbefangen die eigene Zeitgeschichte

anhängt und zumal die kurz dahinter liegende Katastrophe Wullenwever's vom conservativen Standpunkte aus erzählt. Es war der erste, dem Zeitalter der Reformation entsprechende Versuch einer solchen Compilation in populärem Gewande, der in Lübeck noch lange hernach in wiederholter Auflage und hochdeutscher Bearbeitung Anklang fand. Mantels hat das praktische Compendium daher auch, wie schon Lappenberg es wünschte, in die Sammlung der niederdeutschen Lübischen Chroniken aufnehmen wollen.

R. Pauli.

Der Erfindungsschutz in der Schweiz.

Der charakteristische Zug in der gegenwärtigen Gesetzgebung des Deutschen Reiches und übereinstimmend der Nachbarländer liegt nicht blos in dem Vorwalten volkswirthschaftspolitischer Maßregeln, sondern auch in dem deutlichen Gegensatze zu dem eine Zeit lang vorherrschenden Radikalismus der wirthschaftlichen Freiheit. Seit einer Reihe von Jahren ergiebt sich aus dem modernen Wirthschaftsleben eine wachsende Anzahl von Bedürfnissen an gesetzlichem Schutz, gesetzlicher Controle, gesetzlicher Ordnung, welche nur ein Jahrzehnt vorher nach den damals einflußreichen Ansichten nicht nur überflüssig, sondern auch als ein „überwundener Standpunkt" erschienen. Die Gemeinsamkeit aber, welche in dieser neuesten Bewegung die verschiedensten Länder, Staaten mit der verschiedensten Verfassung und der verschiedensten geschichtlichen Ueberlieferung augenscheinlich darbieten, scheint eine frappante Bestätigung dafür zu sein, daß es sich hierbei um rein sachliche Nothwendigkeiten handelt, welche allenthalben aus dem Wesen der heutigen Volkswirthschaft hervorgegangen sind. Gerade derjenige Staat, welcher so oft und freilich in sehr übertriebener Weise als der classische Boden des free-trade im weitesten Sinne des Wortes betrachtet worden ist, gerade England ist mit dieser Gesetzgebung, ebenso wie mit dem modernen Wirthschaftsleben, dem europäischen Festlande vorangegangen. Die wiederum so eigenthümlich gestaltete und in ihren Verfassungsverhältnissen so absonderlich geartete Schweiz zeigt gleichwohl in dem beregten Punkte eine auffallend gleichartige Bewegung, und ihre bundesstaatliche Einigung ist zum großen Theile diesem Zwecke gewidmet.

Während die Bundesverfassung der Eidgenossenschaft vom Jahre 1848, ähnlich den Bildungen des deutschen Zollvereines, des norddeutschen Bundes, der deutschen Reichsverfassung, zunächst ein einheitliches, nationales Verkehrsgebiet schuf, mit Beseitigung der inneren Zollschranken, mit Herstellung einheitlichen Maßes, einheitlicher Münze, Post, Telegraph u. dgl. m., liegt der Schwerpunkt der revidirten Bundesverfassung der Schweiz vom Jahre 1874

— neben der kräftigeren Zusammenfassung und Reorganisation der Militärkraft — in jenen regelnden und schützenden Bundesgesetzen, welche für das heutige Verkehrsleben die nothwendige Ordnung schaffen. Es ist hier noch weniger als in anderen Ländern, jedenfalls ebenso wenig als in England, eine abstracte Vorliebe für „Bevormundung" durch die Staatsgewalt: es ist lediglich das Ergebniß der sachlichen Zweckmäßigkeit.

So ist denn bereits in den wenigen Jahren seit 1875 eine ganz stattliche Anzahl derartiger Gesetze von Bundeswegen (daneben, je nach der Competenz, auch von Seiten der einzelnen Cantone) erlassen worden: das eidgenössische Forstgesetz, die Gesetze über Jagd- und Vogelschutz, über die Fischerei, das Eisenbahngesetz, das Fabrikgesetz (über letzteres vergleiche man die Artikel in dieser Zeitschrift, Jahrgang 1879), ganz neuerdings die Gesetze betreffend den Schutz der Fabrik- und Handelsmarken, die Controle der Auswanderungsagenturen, die Controlirung des Feingehaltes der Gold- und Silberwaaren (letztere hervorgegangen aus der Initiative der Uhrenfabrikanten selber). Daneben die Versuche zur Herstellung eines gemeinsamen Banknotengesetzes, welches bisher nur an politischen Hemmungen gescheitert, aber nun kürzlich wieder in gesetzgeberische Behandlung genommen worden ist; dann ein leider vorläufig zurückgelegtes Gesetz gegen das Geheimmittelunwesen, und endlich die sich an das neue Fabrikgesetz anknüpfenden Gesetze über die Haftpflicht aus Fabrikbetrieb, sowie das Verbot gewisser Arten der Zündholzfabrikation zum Schutze der dabei beschäftigten Arbeiter.

Der neueste Gegenstand dieser Thätigkeit der Bundesgesetzgebung ist die Einführung des Erfindungsschutzes in der Schweiz, entsprungen gleich anderen voraufgegangenen Gesetzen aus der Anregung der betheiligten Kreise selber.

Ein geschichtlicher Rückblick zeigt, daß bereits seit der ersten Bundesverfassung, also seit dem Jahre 1848, an eine solche Maßregel gedacht worden ist: indessen entsprechend der damals vorherrschenden Strömung der volkswirthschaftlichen Meinungen wurde eine solche Neuerung als unnütz und sogar als gefährlich für die Interessen der schweizerischen Industrie angesehen, sie sollte im Widerspruche zu allen gesunden volkswirthschaftlichen Anschauungen stehen. Im Einzelnen traten freilich immer wieder Vertheidiger derselben auf: wiederholt gelangte die Frage durch Petitionen oder Anträge vor die Bundesbehörden, sie wurde aber stets von denselben beseitigt. So erklärte auf die wiederholte Petition des Fabrikanten Zuppinger vom Zürichsee im Jahre 1852 der Bundesrath, die Erfindungspatente stellen eine Ungleichheit vor dem Gesetze dar und schaffen ein Monopol, seien daher den Interessen der Eidgenossenschaft eher schädlich als nützlich; außerdem beweise die Erfahrung, daß die schweizerische Industrie trotz des Mangels an Erfindungspatenten nicht zurückgeblieben, sondern daß sie stets zu neuen Erfindungen

und neuen Verbesserungen vorgeschritten sei. Obenein war die Frage der bundesgesetzlichen Competenz gegenüber der cantonalen Gesetzgebung zum mindesten zweifelhaft. Aehnliche Entscheidungen wiederholten sich im Laufe der Jahre, bis der Bundesrath endlich in seiner Botschaft vom 1. Juli 1865 über die partielle Revision der Bundesverfassung folgenden Zusatz zum Artikel 59 der Verfassung vorschlug: „Die Eidgenossenschaft ist berechtigt, Gesetzesbestimmungen zum Schutze des literarischen und gewerblichen Eigenthumes zu erlassen" — auch bei den beiden Räthen der Bundesversammlung damit durchdrang, aber in der Volksabstimmung damit unterlag. Bei der dann zu Stande gekommenen Revision der Bundesverfassung vom Jahre 1874 hat man sich in der Bundesversammlung darauf beschränkt, im Artikel 64 den Schutz des literarischen und künstlerischen Eigenthumes der Bundesgesetzgebung zu vindiciren, dagegen den Schutz des gewerblichen Eigenthumes auszuschließen. Und dem entsprechend wurde bald darauf, im Jahre 1875, eine Petition aus dem Canton Luzern auf Antrag des Bundesrathes von der Bundesversammlung (December 1875) abgewiesen.

Dann aber erfolgte der Umschwung. Am 14. Februar 1877 discutirte der schweizerische Handels- und Industrieverein in seiner Versammlung zu Basel diese Frage und gelangte zu folgendem Beschlusse: „Der Vorort neigt sich der Ansicht zu, daß früher oder später der Erlaß eines Gesetzes über Erfindungspatente für die Schweiz, sowohl aus inneren wie aus äußeren Gründen, zur Nothwendigkeit wird. Hingegen ist er in seiner Majorität der Ansicht, daß der gegenwärtige Moment dazu verfrüht und es gerathen sei, das vom Deutschen Reiche vorbereitete Gesetz, sowie die parlamentarischen Verhandlungen über dasselbe abzuwarten. In der Zwischenzeit wäre es von Nutzen, die Frage zu prüfen, ob in einem kleinen Lande wie das unserige ein Gesetz über Erfindungspatente nicht Kosten veranlassen würde, die außer Verhältniß zu den Resultaten ständen."

Unmittelbar vor dieser Versammlung hatte bereits im Nationalrath ein industrielles Mitglied (Batty aus dem Canton Solothurn) mit elf seiner Collegen folgende Motion vorgelegt: „Der Bundesrath wird eingeladen, zu prüfen, ob es nicht im Interesse der industriellen Production liege, das System der Erfindungspatente auf dem Gebiete der Industrie und des Ackerbaues einzuführen und bejahenden Falls einen Gesetzentwurf über den Gegenstand vorzulegen."

In der Sitzung vom 14. März 1877 erklärte der Nationalrath diesen Antrag einstimmig, nach einer Darlegung des Antragstellers, für erheblich, und der Bundesrath sprach seine Bereitwilligkeit aus, die verlangte Untersuchung, unbeschadet der Frage über die gesetzgeberische Competenz des Bundesrathes, zu übernehmen.

Und abermals ist derselbe Gegenstand angeregt am 20. December 1880 im Nationalrathe durch eine Motion seitens eines Mitgliedes aus Sanct Gallen, der zufolge der Nationalrath einstimmig den Bundesrath aufgefordert hat, jenem Postulate vom März 1877 bis spätestens zu der ordentlichen Sommersession des Jahres 1881 Folge zu geben.

Den ersten Schritt hierzu hat jetzt der Bundesrath gethan mittelst seiner Botschaft an die am 14. Februar dieses Jahres zusammengetretene Bundesversammlung (Botschaft des Bundesrathes an die hohe Bundesversammlung betreffend Einführung des Erfindungsschutzes in der Schweiz, vom 8. Februar 1881).

Dieselbe stützt sich zunächst auf die inzwischen geleistete Vorarbeit des Bundesdepartements für das Innere, welche nach einer geschichtlichen Darstellung der Frage in der Schweiz, nach einer vergleichenden Uebersicht über die Gesetzgebung der auswärtigen Staaten, sowie einer Prüfung der principiellen Einwände die Nützlichkeit, ja die Nothwendigkeit der Einführung des Erfindungsschutzes in der Schweiz anerkennt und mit einem vorläufigen Gesetzentwurfe abschließt. Gleichzeitig und im Verlaufe der letzten drei Jahre sind durch die Presse und die öffentlichen Versammlungen zahlreiche Kundgebungen im Sinne der Einführung des Erfindungsschutzes ans Licht getreten. So auch durch die Versammlung des schweizerischen Juristenvereines vom August 1878. So betheiligte sich namentlich die Schweiz an dem mit der Pariser Weltausstellung vom Jahre 1878 verbundenen Congresse über das industrielle Eigenthum durch drei vom Bundesrathe gesandte Abgeordnete: es handelte sich hier bekanntlich um Anbahnung der so wünschenswerthen internationalen Gemeinsamkeit der bezüglichen Gesetzgebungen, und der Congreß setzte zu solchem Behufe eine permanente Commission nieder, die sich in nationale Sectionen zu theilen hatte, was in der Schweiz dann entsprechendermaßen ausgeführt worden ist.

Angeregt von dieser Section des permanenten internationalen Ausschusses fand am 25. April 1880 in Zürich eine Versammlung statt, welche die Vertreter der verschiedensten industriellen Vereine zusammenführte. Diese Versammlung beschloß, an den Bundesrath eine Petition zu richten folgenden Inhaltes:

„Alle industriellen Nationen anerkennen den gesetzlichen Schutz der Producte geistiger Arbeit als ein natürliches Recht."

„Der Schutz der Erfindungen und der Zeichnungen und Modelle ist eine Belohnung des Fleißes und des Genies ihrer Urheber, und ermuthigt talentvolle Männer, ihre Zeit und Kraft der Vermehrung der technischen Hilfsmittel und der geistigen Veredlung der Producte des einheimischen Gewerbefleißes zu widmen."

„Indem man es möglich macht, die Erfindungen zu publiciren, ohne daß man zu befürchten hat, daß dieselben auf unerlaubte Weise ausgebeutet werden, hat der Patentschutz in den meisten Fällen den Zweck, das Fabrikgeheimniß aufzuheben, welches der größte Feind des industriellen Fortschrittes ist."

„Der Besitzer eines Patentes beschäftigt sich mit mehr Sorgfalt als jede andere Person mit der rationellen Verwerthung seiner Erfindungen, und der Industrielle, welcher mit Hilfe seiner eigenen Modelle arbeitet, benutzt dieselben in der Regel gewissenhafter und sorgfältiger, als derjenige, welcher ohne Rücksicht auf den guten Ruf der Industrie nur nachzuahmen und billig zu fabriciren sucht."

„Unsere industriellen Modelle und Zeichnungen können in Deutschland, Mangels eines Gesetzes über diesen Gegenstand in unserem Laude, nicht geschützt werden."

„Die Uebereinkunft mit Frankreich gewährt den Angehörigen dieses Staates in der Schweiz und den Schweizern in Frankreich Rechte, welche die letzteren in ihrem eigenen Lande nicht genießen, und stellt außerdem die Schweizer unter die französischen Strafgesetze und Verordnungen."

„Da die definitive Erneuerung des Handelsvertrages mit Frankreich demnächst stattfinden wird, so würde der jetzige Stand der Sache, welcher dem Ansehen und der Würde unseres Landes nicht entspricht, ebenfalls erneuert, sofern nicht vorher ein eidgenössisches Gesetz über die Patente angenommen wird."

„Der Schutz des industriellen, literarischen und künstlerischen Eigenthumes ist in der Schweiz grundsätzlich schon anerkannt durch den Vertrag mit Frankreich und durch das eidgenössische Gesetz, betreffend Schutz von Fabrik- und Handelsmarken, welches kürzlich in Kraft getreten ist."

So die Petition der Industriellen an den Bundesrath. Sie bittet auf Grund der obigen Erwägungen, der Bundesversammlung baldmöglichst einen Gesetzentwurf, betreffend den Schutz von Erfindungen, Zeichnungen und Modellen in der Schweiz vorlegen zu wollen.

Dieser Petition ist eine zweite, vom 23. November 1880, und zwar ebenfalls aus Zürich, gefolgt, welche, angesichts der hier geplanten großen schweizerischen Industrieausstellung für das Jahr 1882 oder 1883, die dafür unentbehrliche Garantie des industriellen Eigenthumes abermals betont.

Dann hatte auch die französische Regierung am 30. December 1879, im Anschlusse an jenen Weltausstellungscongreß vom Jahre 1878, die verschiedenen Regierungen und darunter den schweizerischen Bundesrath eingeladen, sich an einer internationalen Conferenz vertreten zu lassen, um die Grundlagen einer Convention, betreffend den Schutz des industriellen Eigenthumes,

zu berathen. Der Bundesrath hatte dem Folge gegeben. Diese Conferenz fand im November 1880 in Paris statt: es nahmen außerdem an ihr theil Oesterreich-Ungarn, Belgien, die Vereinigten Staaten von Nordamerika, Frankreich, England, Italien, Niederlande, Portugal, Rußland, Schweden, Norwegen, Türkei, Brasilien, Argentinien u. dgl. m. Das Resultat der Conferenz war die einstimmige Annahme eines Vertragsentwurfes mit neunzehn Artikeln und eines Schlußprotokolles, worüber die internationalen Berathungen vor der Hand noch schweben. Als Sitz eines künftigen internationalen Patentbureau für diesen Weltpatentverein ist nach dem Vorgange des Weltpostvereines die Schweiz in Aussicht genommen.

Angesichts aller dieser Thatsachen, da obenein keine einzige Petition oder dergleichen in entgegengesetztem Sinne an die Bundesbehörden gelangt ist, erklärt die neueste Botschaft des Bundesrathes vom Februar 1881, daß es „unzweifelhaft sowohl im Interesse der Industrien als in demjenigen der Handelsbeziehungen mit dem Auslande ist, den Erfindungsschutz in der Schweiz einzuführen".

Ehe nun aber zur Vorlage eines dieser Ueberzeugung entsprechenden Gesetzes geschritten wird, muß die Verfassungscompetenz in Betracht gezogen werden. Der Artikel 3 der eidgenössischen Bundesverfassung lautet: „Die Cantone sind souverän, soweit ihre Souveränetät nicht durch die Bundesverfassung beschränkt ist, und üben als solche alle Rechte aus, welche nicht der Bundesgewalt übertragen sind." Wie wir bereits gesehen haben, hat nun auch die Revision der Bundesverfassung vom Jahre 1874, welche so manche neue Competenzen in ähnlicher Richtung schuf, in dieser Hinsicht die cantonale Souveränetät nicht beschränkt.

Wenn man nun bisher niemals daran gedacht hat, den Cantonen eine particulare Gesetzgebung über den Erfindungsschutz zuzumuthen, aus dem einfachen Grunde, weil sie viel zu klein dafür sind, wenn es in dem Wesen der heutigen Industrie und des heutigen Verkehres liegt, gemäß ihrer großen Ausdehnung über weite nationale und internationale Gebiete, eine gesetzliche Regelung durch entsprechend große, gemeinsame, staatliche Einheiten zu verlangen: so ergiebt es sich von selber, daß auch hierfür nicht von cantonaler, sondern nur von eidgenössischer Gesetzgebung die Rede sein kann. Umgekehrt, es waren bisher Bedenken vorwaltend auch gegen die Kleinheit der Eidgenossenschaft als Ganzes, und erst die allerneueste Wendung der Dinge zu Gunsten einer internationalen Vereinbarung aller civilisirten Staaten hat, dem internationalen Zuge des Verkehres gemäß, diejenigen Bedingungen zu schaffen versprochen, welche zur Ergänzung der Patentgesetzgebung eines so kleinen Bundesstaates wie die Schweiz heutzutage erforderlich sind. Aber schon bisher haben so große Bundesstaaten wie die Union von Nordamerika von allem Anfang den

Patentschutz der Competenz der gemeinsamen Gesetzgebung eingereiht: dort sagt bereits die Verfassung vom 17. September 1787: „Es ist nothwendig, den Verfassern und Erfindern während einer begrenzten Zeit das ausschließliche Eigenthumsrecht an ihren Schriften und Erfindungen zu gewähren, um zum Fortschritt in den Wissenschaften und Künsten aufzumuntern." So hat denn auch die Verfassung des Deutschen Reiches die Gesetzgebung über die Erfindungspatente und über den Schutz des geistigen Eigenthums in den Kreis ihrer Befugnisse gezogen.

Nach dem bereits Mitgetheilten wäre es indessen bedenklich, die schon bestehende Competenz des schweizerischen Bundesstaates zum Patentschutze für die Industrie aus der Bundesverfassung vom Jahre 1874 behaupten zu wollen. Es spräche dafür etwa der Umstand, daß einzelne angesehene Lehrer der Rechtswissenschaft, wie Thöl und Gerber, den gesetzlichen Schutz der Erfindungen dem Handels- oder Obligationenrechte zuweisen, die Bundesverfassung aber für das Obligationen- und Handelsrecht thatsächlich die Competenz ausgesprochen hat und jetzt im Begriffe ist, in dieser Hinsicht verwirklicht zu werden. Eine für die Entscheidung dieser Rechtsfrage niedergesetzte Commission von schweizerischen Juristen hat denn in der That die Frage der Competenz verneinend beantwortet. Am 20. Januar dieses Jahres hat dieselbe entschieden, der Artikel 64 der Bundesverfassung enthalte eine besondere Bestimmung über das Urheberrecht an Werken der Literatur und Kunst, weil dieses Gebiet im Obligationenrechte nicht inbegriffen sei: aus der Bestimmung, mit welcher die Gesetzgebung über das Urheberrecht dem Bunde übertragen worden, könne der gesetzliche Erfindungsschutz deshalb nicht abgeleitet werden, weil dieser einerseits viel weiter gehe, andererseits und namentlich bei der Berathung jener Bestimmung in der Bundesversammlung nach wiederholten Versuchen um Aufnahme consequent gestrichen worden sei. Es sei daher gegenwärtig eine Aenderung der Bundesverfassung in dem Sinne erforderlich, daß der fragliche Artikel angemessen ausgedehnt werde auf die Gesetzgebung über den Schutz der Erfindungen auf dem Gebiete der Industrie und der Landwirthschaft.

Obwohl nun in verwandten Materien, so über den gesetzlichen Schutz der Fabrik- und Handelsmarken, nur kürzlich der Bund ohne jeden Widerspruch in den gesetzgebenden Körperschaften oder in den Cantonen Gesetze erlassen hat, folgt in diesem Falle aus dem positiven Widerspruche, der sich zu seiner Zeit erhob, die Nothwendigkeit, zuerst die Verfassung zu verbessern, ehe man das neue Gesetz macht. Aber gerade der Gegensatz, in welchem sich dieses gesetzgeberische Bedürfniß des Augenblickes zu der nun vor sechs oder sieben Jahren zu Stande gekommenen Verfassungsrevision befindet, ist mit vielen Anderen ein interessanter Beweis für jenen Umschwung der volks-

wirthschaftlichen Ansichten, welcher zur Zeit dieser Verfassungsrevision zwar begonnen, aber noch lange nicht sich vollständig durchgesetzt hatte.

Und dieses ist die allgemeine Bedeutung des hier mitgetheilten Vorganges der schweizerischen Bundesgesetzgebung. Von dem eine Zeit lang hier wie in anderen Ländern scheinbar allmächtig herrschenden Wahnglauben an die absolute Verkehrsfreiheit und Ungebundenheit des wirthschaftlichen Lebens kommt man offenbar von Jahr zu Jahr mehr zurück. Nicht nach allgemeinen principiellen Standpunkten, nicht aus der Vorliebe für die staatliche Regelung überhaupt, noch weniger aus irgend einer dogmatischen Verehrung für „socialistische" Experimente, sondern aus der Erfahrung des besonderen Falles, der besonderen wirthschaftlichen Angelegenheit, aus den Interessenkreisen, aus den Einsichten der praktischen Geschäftsmänner geht diese Aenderung der Socialpolitik hervor, in der Schweiz wie in den anderen Staaten Europas. Im Einzelnen dann natürlich wieder mit Uebertreibung.

Was von der Wissenschaft wahr ist, das gilt noch viel mehr vom Leben, nach jenen Worten J. G. Fichte's im Eingange des Geschlossenen Handelsstaates (1800): „Ein falscher Satz wird gewöhnlich durch einen eben so falschen Gegensatz verdrängt; erst spät findet man die in der Mitte liegende Wahrheit. Dies ist das Schicksal der Wissenschaft. Man hat in unseren Tagen die Meinung, daß der Staat unumschränkter Vormünder der Menschheit für alle ihre Angelegenheiten sei, daß er sie glücklich, reich, gesund, rechtgläubig, tugendhaft, und so Gott will auch ewig selig machen solle, zur Genüge widerlegt; aber man hat, wie es scheint, von der anderen Seite die Pflichten und Rechte des Staates wiederum zu beschränkt."

Die heutige Bewegung im entgegengesetzten Sinne ist in vollem Gange: sorgen wir jetzt dafür, daß sie ihrerseits sich nicht überschlage, daß sie jene, für das Leben wie für die Wissenschaft, schwierige Mitte so viel als irgend möglich innehalte.

Zur Deutschenhetze in Ungarn.

Unter diesem Titel läßt sich endlich die in magyarischem Dienste stehende Feder Leo Veigelsberg's (!), des Leitartiklers des „Pester Lloyd", vernehmen, um zu beweisen, daß die Deutschenhetze allein in den Köpfen einiger aufgeregter Schwärmer bestehe und daß „trotz der Pöbelhaftigkeit des literarischen Janhagels im Reiche" in Ungarn davon keine Rede sei. „Wohlan, nie ist eine Unwahrheit mit dreisterer Stirne in die Welt geschickt worden," ruft er emphatisch aus und bringt Beweise oder besser sucht Beweise zu bringen.

Es ist erfreulich das Unternehmen; denn Wort gegen Wort, Beweis gegen Beweis, so wird der Leser sich ein Urtheil bilden können. Es ist allerdings von vornherein die Art der Veröffentlichung nicht darnach angethan, den Leser von der Objectivität der mitgetheilten Thatsachen zu überzeugen. Denn der Artikel eröffnet die „Ungarische Revue", eine von der ungarischen Akademie der Wissenschaften herausgegebene Monatsschrift, die darauf hinausgeht, „dem Urtheile des Auslandes sichere und unverfälschte Thatsachen vorzuführen, damit dasselbe auf Grund dieses Materiales seine Vorstellungen und Urtheile über ungarische Dinge selbst zu berichtigen in die Lage komme." Deutlicher kann man's nicht sagen: man will durch die magyarische Brille dem Auslande die ungarischen Verhältnisse vorführen, damit es wie bisher auch weiterhin dupirt werde.

Der erste Artikel ist der beste Beweis.

Welches sind seine „Beweise" dafür, daß in Ungarn keine Deutschenhetze existire? Zunächst die Behauptung, daß man nicht reden könne von einem nationalen Terrorismus in Ungarn; die Deutschen seien mächtig genug, gegen den Druck, wenn er da wäre, sich durch Wort und That zu wehren. Daß sie sich noch wehren können, ist wahr; daß sie es thun — die ungarische und deutsche Publicistik beweisen es — zeigt doch, daß sie die gegenwärtigen Verhältnisse als Druck empfinden. Und wie groß der magyarische Terrorismus in Ungarn ist, davon hat man im Reiche keine Vorstellung. Jede Aeußerung deutschen Lebens wird als Hochverrath gebrandmarkt. Ist es denn irgendwo erhört, daß von Staatswegen die Magyarisirung der Namen gefordert wird? Kein geringerer als M. Jokai führte unlängst die Deputation vor den Minister, die das Verlangen stellte, es solle zur leichtern Magyarisirung die Stempelsteuer, die bisher bei Gesuchen um Namensveränderung gezahlt werden mußte, abgeschafft werden. Und der Minister lieh dem Sirenengesange ein williges Ohr. Ist es nicht Terrorismus, wenn das „Pesti Naplo" schreibt: „Die Magyarisirung der Familiennamen soll eine Landesbewegung werden. Es ist eine massenhafte Namensmagyarisirung nothwendig"; nicht Terrorismus, wenn überall magyarische Beamte den anderen vorgezogen werden, wenn bei jeder Lebensäußerung deutschen Wesens ein Geheul durch die magyarischen Blätter geht? „Mögen sie sich magyarisiren," ruft Csernatony im Regierungsblatte „Ellenör" den Juden zu, denn dann allein wären sie sicher.

Also der negative Beweis ist gänzlich verfehlt. Der Terrorismus besteht; wir können mit Beispielen in Fülle dienen.

Noch windiger sind die positiven Beweise.

„Bestände eine Deutschenhetze, so müßte verpönt sein das deutsche Wort." Das aber, behauptet Beigelsberg, wird in den obersten Schichten

der ungarischen Gesellschaft, am königlichen Hofe, in der gemeinsamen Armee gesprochen. Das ist, Gott sei Dank, wahr; aber das verdankt man nicht den Magyaren. Wo sie hinkommen können, ist das deutsche Wort verpönt. Es ist nothwendig, hundertmal Gesagtes noch einmal zu wiederholen, wenn die Frechheit sich erkühnt, Thatsachen, die klar zu Tage liegen, zu leugnen. Im ungarischen Reichstage darf kein deutsches Wort gesprochen werden, die Gerichte dürfen nur magyarische Klagen annehmen, sie fertigen blos magyarische Urtheile aus, in den Comitatsversammlungen, wo ein kleiner Bruchtheil nur magyarisch versteht, müssen die Protokolle magyarisch geführt werden. Der arme Mann, der auf der Post Geld dem fernen Sohne schickt, erhält ein magyarisches Recepisse, das er nicht versteht, Eisenbahn und Telegraph ist magyarisirt. Kurzum, von allen Gebieten des öffentlichen Lebens ist das deutsche Wort verdrängt, gewaltsam verdrängt; daß es im stillen Hause noch eine Zuflucht hat, das darf man doch nicht mit der Phrase ausdrücken: es ist nicht verpönt. Die deutsche Journalistik erhält sich im Kampfe mit der magyarischen, die fortwährend fordert, der „Pester Lloyd", an dem übrigens nur die Sprache deutsch ist, nicht die Gesinnung, solle magyarisch erscheinen. Die ungarische Akademie der Wissenschaften veröffentlicht nur magyarische Abhandlungen, die ungarische Regierung unterstützt nur magyarische Schulen. Und im Angesichte solcher Thatsachen, die nicht geleugnet werden können, wagen Miethlinge den Deutschen zu sagen: das deutsche Wort in Ungarn ist nicht verpönt!

Doch weiter: „Bestände eine Deutschenhetze, so müßte verpönt sein der deutsche Geist." Und wieder behauptet der Verfasser, er sei nicht verpönt. Dabei geschieht es freilich, daß er schreibt: der deutsche Geist beherrsche leider nur zu ausschließlich und zu einseitig alles wissenschaftliche Weben und Walten. Also auch er ist der Ueberzeugung, es wäre besser, wenn es anders wäre; und von dieser Ueberzeugung bis zur „Verpönung" ist nur ein Schritt, den die Magyaren schon längst gethan haben. „Merzen wir Alles aus, was deutsch ist in unserem Leben", dieser Ausruf eines Magyarenblattes klingt ja täglich in allen Tonarten durch die Spalten der magyarischen Blätter. Und die Magyarisirung der Schulen, ist das etwa Förderung des deutschen Geistes? Die ungarische Revue unterläßt es freilich, den Deutschen mitzutheilen, daß alle Volksschulen in Ungarn magyarisch lehren müssen, daß hinfort kein Volksschullehrer angestellt werden kann, der nicht in Wort und Schrift die Sprache fließend beherrscht. Sie verschweigt, daß durch ein Mittelschulgesetz mittelbar der Besuch der deutschen Universitäten verboten werden soll, daß auch in allen Gymnasien, von denen der „Staat" in Ungarn nur wenige besitzt (und die sind natürlich magyarisch), das Magyarische so gelehrt werden soll, daß die anderen Gegenstände schwer darunter leiden. Wüßte man in

Deutschland alle Ausfälle gegen „den deutschen Geist" in Ungarn, wie sie im Reichstage und in den Blättern sich breit machen — es würde zur „Aufklärung" des Auslandes dienen; wollte die Revue diese mittheilen — man würde staunen!

Und der dritte Beweis? „Bestände eine Deutschenhetze, so müßte endlich verpönt sein die Grundidee der auswärtigen Politik Oesterreich-Ungarns." Populär ist diese Politik in Ungarn nicht, und mit welchem Grolle man in ungarisch leitenden Kreisen der Entwickelung Deuschlands zusieht, dafür liefert der „Pester Lloyd" tägliche Beweise. Das ist immer ein Hohn, laut oder zwischen den Zeilen, auf die deutschen „Bedientenseelen", die Alles thun, was der Meister befiehlt, wozu dann das übliche Kniebeugen vor dem nationalen magyarischen Götzen und das pharisäerhafte Brustschlagen: so was kommt bei uns nicht vor! Man will in Deutschland noch immer nicht erkennen: der Magyare ist kein Freund Deutschlands. „Frankreichs Siege sind unsere Siege", so jubelte 1870 am Anfange des großen Krieges die magyarische Presse, und unlängst proclamirte der in Klausenburg erscheinende „Ellenzek" die Verbrüderung der Polen, Magyaren und Rumänen gegen Deutsche und Slaven. „Die Frage unseres nationalen Daseins kann man weder an die Zukunft der teutonischen, noch der slavischen Stämme knüpfen, sondern wir müssen unseren Schutz außerhalb dieser beiden Factoren, ja im Gegensatze zu ihnen suchen und finden." Einige ungarische Comitate petitioniren allen Ernstes beim Reichstage, die Wiederherstellung Polens durchzusetzen. Am ersten Tage einer großen Entscheidung wird sich zeigen, daß die magyarische Freundschaft völlig unzuverlässig ist; es wird sich wiederholen die Fabel von dem Bauer und der Schlange.

Und zum Schlusse kommt nun der bekannte Prügelknabe. „Am lautesten tönt der Vorwurf bez. der Bedrückung der Siebenbürger Sachsen. Dieser Proceß, meinten wir, sei schon längst geschlichtet und für Ungarn endgiltig gewonnen." Es geht nichts über die Unverfrorenheit. Noch widerlicher ist aber, wie sich die Lüge in dem Folgenden breit macht: „Die Siebenbürger Sachsen sind in ihrem Culturleben, in ihrer nationalen Eigenart, in ihrer historischen Entwickelung völlig unangetastet geblieben, ihre Schulen sind deutsch, ihre Verwaltung ist deutsch, ihre Sprache im Hause, in der Kirche, in der Gemeindestube ist deutsch." Nun wie stellt sich die Sache? Die historische Entwickelung ist völlig zerstört worden. Denn diese bestand darin, daß die deutschen Gaue Siebenbürgens eine municipale Einheit bildeten, eine durch das Gesetz feierlich gewährleistete Einheit; sie ist widerrechtlich zerschlagen worden, die einzelnen Stücke sind mit magyarischen und rumänischen Landestheilen zusammengeschweißt worden und die nationale Entwickelung des Deutschthums ist schwerstens gefährdet. Ueber das Vermögen der sächsischen Uni-

versität entscheidet — nicht der Eigenthümer — sondern der Minister und sein willenloses Werkzeug, der Hermannstädter Obergespan. Die Verwaltung ist magyarisch. Zu der Hermannstädter Comitatsversammlung werden die Einladungsschreiben nur magyarisch ausgeschickt, die ganze Verwaltung im Comitat, ja der Gemeinde ist magyarisch gemacht worden. Wem's gefällig ist, dem stehen die magyarischen Einladungen zur Verfügung. Die sächsische Nationsuniversität ist nie ein Staat im Staate gewesen, und wenn sie es gewesen wäre, ihre Stellung war ihr durch Vertrag zugesichert worden, der nicht gebrochen werden durfte. Und was soll man erst sagen zu der Behauptung: „Diese Veränderungen (also solche hat es doch gegeben?) gingen im Einverständnisse mit der überwiegenden Majorität der Sachsen selbst vor sich, deren begabteste Repräsentanten Bausnern, Fabritius, Wächter, Mitglieder der Regierungspartei Ungarns sind." Wenn Jemand am Tage behauptet, es sei Nacht, so halten wir ihn für einen Narren, wir widerlegen ihn nicht. Hier geschieht dasselbe. Seit Jahren protestirt mit wenigen Ausnahmen die ganze sächsische Nation gegen die Vergewaltigung — und die überwiegende Majorität soll damit einverstanden sein! Allerdings hat es gegeben und giebt es einige Renegaten unter den Sachsen, die magyarisch gesinnt der gegenwärtigen Regierung die Schleppe tragen. Sie, von der sächsischen Nation stets als Abgefallene angesehen, dürfen nicht als Repräsentanten der Nation dargestellt werden, am wenigsten Wächter, der im Jahre 1848—49 die kaiserlichen Fahnen verlassen und zu den Aufständischen überging, während die Sachsen für das Kaiserhaus bluteten, der die Zertrümmerung des Sachsenlandes im Reichstage befürwortete und seinen Judaslohn als Hermannstädter Obergespan, verachtet von den Sachsen, genießt.

Es ist nicht gut, Geister zu citiren, deren man nicht Herr ist. Wenn der ungarische Staat irgend etwas verspielt hat, so ist es der Proceß gegen die Sachsen. Aber auch den gegen die Deutschen hat er in der öffentlichen Meinung Deutschlands verloren. Es wäre ja so leicht, die Deutschen zu überzeugen, daß wirklich keine Deutschenhetze besteht. Man lasse im ungarischen Reichstage auch deutsch reden, man lasse die Comitate amtiren, wie die Mehrzahl der Bevölkerung will, man unterstütze auch deutsche Schulen u. s. w. Die aufgeregte öffentliche Meinung Deutschlands läßt sich heute nicht mehr dupiren!

Ein Genosse des Freiherrn vom Stein.*)

In den Biographien von Wilhelm und Alexander von Humboldt ist des Verdienstes gedacht, welches sich Gottlieb Johann Christian Kunth als Erzieher der beiden Brüder erworben. Große natürliche Anlagen waren seiner erzieherischen Thätigkeit anvertraut worden und seiner treuen Sorgfalt gelang es, die allseitige Ausbildung derselben zu leiten und zu fördern; aus den beiden Knaben wurden Männer, die zu den ersten der Nation gehörten.

Zwölf Jahre, von 1777 an, brachte Kunth im Humboldt'schen Hause zu, und auch später blieb er mit der Familie eng verbunden. Als aber die Brüder im Jahre 1789 nach Göttingen gingen, trat er, 32 Jahre alt, mit einer vielseitigen gründlichen Bildung ausgestattet, in den preußischen Staatsdienst ein, wo er, zunächst im Manufactur- und Commerz-Collegium, später im Generaldirectorium (1801), als Staatsrath bei der Section der Gewerbepolizei im Ministerium des Innern (1809), die im folgenden Jahre zum Departement für Handel und Gewerbe umgestaltet wurde, seit Mai 1815 als Director der Generalverwaltung für Handel und Gewerbe und seit 1818 als General-Handels-Commissarius eine bedeutende und in wichtigen Fragen ausschlaggebende Wirksamkeit ausübte. Von A. Smith angeregt, stand er auf dem Boden der liberalen Ideen, die vaterländische Industrie suchte er vornehmlich durch Anknüpfung von Verbindungen im Auslande und durch Förderung des gewerblichen Bildungswesens zu heben, dem Reichsfreiherrn vom Stein war er ein treuer und vertrauter Mitarbeiter am Reformwerke; an der Gewerbegesetzgebung von 1810 und ihrer Durchführung hat er namhaften Antheil gehabt, das Gesetz vom 26. Mai 1818, welches den Grundsatz der gemäßigten Handelsfreiheit in Preußen einführte und der Grundstein des Zollvereines wurde, ist wesentlich auf ein von ihm verfaßtes Gutachten zurückzuführen. Die vorliegende Lebensbeschreibung, zu welcher zwei Enkel Kunth's sich vereinigten, giebt eine zusammenhängende Darstellung seiner amtlichen Wirksamkeit und liefert eben damit einen werthvollen Beitrag zur Geschichte des preußischen Staates während dieser Epoche äußerer und innerer Umwälzungen. Eine handschriftliche Selbstbiographie Kunth's, dessen Briefe an Stein und an Wilhelm von Humboldt, endlich die amtlichen Acten, hauptsächlich aus dem Handelsministerium, haben den Verfassern das Material zu dem ansprechend geschriebenen Lebensbilde gegeben, dem zahlreiche Beilagen, Aufsätze und Briefe angehängt sind.

---

*) Das Leben des Staatsrath Kunth. Von Friedrich und Paul Goldschmidt. Mit dem Bildniß Kunth's. Berlin, J. Springer. 1881.

Das herzliche Verhältniß zu Stein tritt besonders bedeutsam hervor. Kunth erscheint in diesem Verhältnisse als ein hingebender, pflichteifriger Beamter, der die organisatorischen Ideen des genialen Staatsmannes im Einzelnen durcharbeitet, der aber, von eigenen durchgebildeten Ueberzeugungen getragen, mehr als Gehilfe ist — der in die Stelle eines Verbündeten rückt. Die beiden Jahre 1804—1806 bezeichnete Kunth wiederholt als die glücklichsten, an Arbeit wie an Freuden reichsten seines amtlichen Lebens. In seinen Aufzeichnungen schreibt er, auf diese Zeit zurückblickend: „Struensee's Nachfolger war Herr vom Stein, einer der edelsten Männer dieser und jeder andern Zeit, hervorragend durch Geist, Kenntnisse, den reinsten und zugleich festesten und entschlossensten Charakter. So wird ihn einst die dankbare Nachwelt darstellen. Nachdem er mich einige Zeit im Dienste beobachtet hatte, zog er mich allen meinen Mitarbeitern vor, belud mich aber auch dermaßen mit Geschäften, daß ich allein periodisch mehr zu arbeiten hatte als die übrigen vier Räthe zusammengenommen, und daß er einst selbst bei einer einzelnen Sache erklärte, ich solle sie abgeben, weil ich unmöglich noch mehr leisten könne. Dies war ein großes Wort in dem Munde eines Mannes, welcher die Thätigkeit Anderer nach seiner eigenen seltenen Kraft abmaß." Kunth erwähnt dann zwei große, mehrmonatliche Amtsreisen, auf denen er Stein begleitete, und fährt fort: „Er selbst nannte dieses Zusammenreisen eine Art von Ehe. Wir lernten uns allerdings genauer kennen: und wenn er seine Meinung von meinen wissenschaftlichen Kenntnissen vielleicht herunterstimmte, so gewann er wohl eine desto günstigere von meiner sonstigen Geschäftstüchtigkeit und von meinem Charakter. Dies hat sich seitdem in einer langen Reihe von Jahren bewiesen bis auf den heutigen Tag." (Geschrieben im Jahre 1818.)

Als Stein flüchten mußte und seine Güter in den Rheinbundstaaten sequestrirt wurden, bemühten sich treue Freunde, das Wenige zu retten, was den Augen der Schergen entzogen werden konnte; keiner mehr als Kunth, der sich unerschrocken zum Mittelpunkte dieser Bestrebungen machte. So entwickelte sich der Briefwechsel zwischen Stein und Kunth, der, im Jahre 1809 beginnend, zunächst bis Mai 1812 reicht, wo Stein nach Rußland ging. Den hauptsächlichen Inhalt bilden die Vermögensangelegenheiten, um die es sich handelt, bald aber mischten sich politische Betrachtungen, Berichte über die Entwickelung der Dinge in Preußen und über die handelnden Personen ein. Von Stein's Briefen ist übrigens wenig erhalten. Auch von denen Kunth's sind manche verloren und das Verständniß wird überdies vielfach erschwert durch die aus den Zeitverhältnissen erklärliche Bemühung Kunth's, den Inhalt der Briefe für jeden Nichteingeweihten möglichst zu verschleiern. Nach dem Kriege wurde der Briefwechsel wieder aufgenommen, indem Stein von Neuem

Kunth's Unterstützung in geschäftlichen Angelegenheiten erbat, und er gestaltete sich allmählich zu einem eingehenden Austausche der beiderseitigen Anschauungen über Politik, Volkswirthschaft und Unterricht, wobei sie übrigens mehrmals hart aneinander geriethen, namentlich in der Frage, ob Zunftzwang oder Gewerbefreiheit vorzuziehen sei. Auch Stein wollte die Mißbräuche und die veralteten Formen des Zunftwesens nicht vertheidigen, er verlangte eine durchgreifende Reform desselben, aber er wollte deshalb die Zünfte nicht aufgeben. Er glaubte, es sei besser, „das Bürgerthum auf Institute zu gründen, die durch gemeinschaftliches Interesse, Lebensweise, Erziehung, Meisterehre und Jugendzucht gebunden sind." „Mögen die Prüfungen der Gesellen," schrieb er, „unvollkommen, die Verfertigung der Meisterstücke unzweckmäßig sein — eine Regel aber für das Gewöhnliche ist unerläßlich, nach welcher erhaltene technische, sittlich religiöse Erziehung und ein ihr gemäßer, früher geführter Lebenswandel nachgewiesen und dem wilden, regellosen Eindringen roher Menschen in das Bürgerthum und Gewerbe abgewehrt wird." Kunth, der in lebendiger Berührung mit den aufstrebenden Gewerben geblieben war, der sah, wie neue Gewerbszweige sich entwickelten und diese wieder andere hervorriefen, glaubte die Aufgabe, die Stein durch die Zünfte zu lösen hoffte, auf ganz anderem Wege lösen zu können. Die Mittel, die Kunth suchte, um das von ihm wie von Stein erstrebte Ziel zu erreichen, waren Corporationen und freie Vereinigungen innerhalb der Gemeinden und unter den Berufsgenossen im Gewerbe- und Handwerkerstande. In der Beibehaltung der wenn auch umgeformten Zünfte konnte er nichts sehen, als eine Umkehr auf dem Wege, der 1808 unter so lebhaften Kämpfen mit so viel Muth und Kraft betreten worden war.

Seine letzten Jahre waren durch eine hypochondrische, grämliche Stimmung getrübt. Zum Theil hatte sie ihre Ursache in körperlichen Zuständen, aber sie wurde gesteigert durch geschäftliche Reibungen und durch Mißerfolge in den Dingen, an die er seine letzten Kräfte gesetzt hatte. Kunth stand mit seinen politischen Anschauungen auf dem Boden der Reform, die 1807 und 1808 begonnen hatte. Neue Hoffnungen hatte der Aufschwung in den Jahren des Befreiungskrieges bei ihm wie bei anderen Patrioten geweckt. Diesen Hoffnungen entsprach die folgende Periode wenig. Die in Berlin herrschende Abneigung gegen freiheitliche Einrichtungen, die ängstliche Scheu vor dem erwachten volksthümlichen Geiste waren an sich nicht geeignet, eine freudige Stimmung zu erwecken und sie standen Kunth's Bestrebungen vielfach direct lähmend und hemmend entgegen. „Was muß," schreibt er einmal an Stein, „ein nicht ganz träges Gemüth empfinden, wenn Andere sich nicht entblöden, zu sagen, zu schreiben; wenn man gedruckt liest: jene ganze Gesetzgebung habe nur den Zweck gehabt, das Volk nach außen hin aufzuregen, und da dies

erreicht sei, müsse der alte Zustand wieder eintreten, — und dies Solche, deren erste Pflicht ist, in allem Guten und Rechten, auch in der Ehrfurcht gegen den König, die sie sonst immer im Munde führen, das Beispiel zu geben?" Er starb 72jährig am 22. November 1829. Im Jahre 1806 hatte er sich mit der kurz zuvor geschiedenen Frau des Dichters Zacharias Werner vermählt, mit welcher er bis zu seinem Ende eine durchaus glückliche Ehe führte. W. L.

Aus dem deutschen Reichstage.

I.

Die gegenwärtige letzte Reichstagssession der laufenden Wahlperiode beginnt unter so ungünstigen Aussichten, daß ein seltsam glücklicher Stern über Deutschland walten müßte, wenn der Schluß einen günstigen Erfolg aufweisen sollte. Das ganze politische Leben Deutschlands steht unter dem beherrschenden Einflusse der Thatsache, daß eine fest und musterhaft organisirte und klug geführte große politische Partei zu hoher Geltung gelangt ist, deren Haupttendenz dahin gerichtet ist, ein deutsches Reich unter preußischer Führung nicht zu einer festen unabhängigen Machtstellung kommen zu lassen, eine Partei, die bei ihrem starken Einflusse auf alle öffentlichen Angelegenheiten ihre Entschließungen niemals schöpft aus der Erwägung der nationalen Interessen Deutschlands, sondern nur aus der Erwägung dessen, was der römischen Curie nützt. Während unsere Aufgabe für Jahre hinaus mit voller Inanspruchnahme aller geistigen und sittlichen Kräfte der Nation in dem allmählichen festen Ausbaue des neuen deutschen Staatskörpers gegenüber großen politischen und wirthschaftlichen Schwierigkeiten beruht, haben wir in unserer eigenen Mitte als einflußreichen und hemmenden Mitarbeiter an dieser Aufgabe eine Partei, die ihre Weisungen von unserem Gegner erhält, die unseren nationalen Zielen eben widerstrebt, die ein unabhängiges deutsches Reich nie fördern und stützen wird, sondern höchstens ein deutsches Reich in Abhängigkeit von der römischen Curie. Der Gegensatz und Kampf im Mittelalter zwischen der universalen kosmopolitischen Tendenz der eine allgemeine Suprematie für sich beanspruchenden römischen Hierarchie und der nationalen Tendenz der deutschen Nation giebt auch unseren Tagen die Signatur und unsere Lage wird natürlich noch ungünstiger, je mehr dem Centrum, dem Geschäftsführer der römischen Curie, ein maßgebender Einfluß auf die Gestaltung der deutschen Angelegenheiten eingeräumt wird. Wenn sich aus der Natur der Dinge für alle, die die Festigung und den Ausbau des deutschen Reiches als die nationale Aufgabe der Gegenwart betrachten, die Nothwendig-

keit ergab, das Centrum als Vertreter der dieser Aufgabe eben feindlich widerstrebenden römischen Curie vom maßgebenden Einflusse auf unsere Politik fern zu halten, so hat man leider an manchen einflußreichen Stellen diese Anschauung mehr und mehr fallen lassen, und hat damit, wenn auch nicht wollend, den Freunden der römischen Curie zu einem Einflusse verholfen, der so wenig wie in früheren Zeiten für Deutschland förderlich sein kann. Zu einem Theile hat hierzu eine Empfindung mit beigetragen, die zwar menschlich erklärlich ist, aber doch auf vollständigem Verkennen der Thatsachen beruht, die Empfindung, als ob in dem Kampfe zwischen dem deutschen Staate und der römischen Curie, der durch die Centrumspartei in den deutschen Parlamenten geführt wird, ein religiös-kirchliches Bedürfniß betheiligt wäre, als ob von deutscher Seite gegen Katholiken ein Glaubenszwang geübt, ihre Religionsübung beeinträchtigt würde, als ob rauh und rücksichtslos gegen religiöse Ueberzeugungen verfahren würde. So tief ist religiöses Empfinden in der deutschen Natur begründet, daß jede auch nur scheinbare Verletzung dieses innigsten Empfindens starke Erregung hervorruft und den klaren Blick trübt. Reine Täuschung ist es, den Culturkampf mit dem religiösen Leben in irgend einen Causalzusammenhang zu bringen, keine einzige Thatsache liegt vor, die auf religiöse Gegensätze, auf versuchte Beeinträchtigung freier Religionsübung hinwies. Nur ein Kampf um die Macht ist der Culturkampf, Deutschland sucht seine Unabhängigkeit, sein Hausrecht zu wahren dadurch, daß es auch von den katholischen Geistlichen Gehorsam gegen die deutschen Staatsgesetze verlangt, die römische Curie verletzt heute wie vor Jahrhunderten unser Hausrecht, indem sie gewisse Staatsgesetze als von ihrer Zustimmung abhängig bezeichnet. Würden wir diese Zustimmung nachsuchen, so wären wir eben nicht mehr Herren im eigenen Hause, deshalb können wir es nicht, und um diesen Preis, das heißt um den Preis unserer staatlichen Unabhängigkeit, können wir den Culturkampf nicht beenden, wie tief er auch in unser Fleisch schneidet, wie sehr wir sein Ende herbeisehnen mögen. Das Leerstehen vieler katholischer Pfarreien, die dadurch unterbrochene oder erschwerte Seelsorge ist eine tief beklagenswerthe Thatsache, die mit einem Schlage gelöst sein könnte, sobald die römische Curie den Geistlichen gestattete, den deutschen Staatsgesetzen denselben Gehorsam zu zollen, den sie in anderen Staaten Gesetzen gleichen Inhaltes zu leisten keinen Anstand nimmt. Daß Rom dies nicht thut, daß Rom ruhig zusieht, wie in Folge des Widerstrebens gegen deutsche Staatsgesetze seitens der Geistlichen viele katholische Gemeinden der gewohnten Seelsorge entbehren, ist ein Beweis, daß auf römischer Seite in diesem Kampfe die religiöse Empfindung keine Rolle spielt. Gleichwohl hat man nicht nur unter den Massen, sondern auch in manchen engeren Kreisen der irrigen Ansicht mehr und mehr Eingang zu verschaffen gewußt, daß es sich

um Gefährdung religiöser Interessen im Culturkampfe handle, und aus dieser Ansicht entstand in einflußreichen Kreisen das zunehmende Verlangen, auch mit einigen Opfern seiten des Staates dem Culturkampfe ein Ende zu machen. Seit Falck's Rücktritt hat diese Anschauung die Herrschaft gewonnen und heute schon zeigt sich das Eitle der Hoffnung, daß hier mit „einigen Opfern" seiten des Staates irgend etwas auszurichten wäre. Herr von Puttkamer selbst, bei all seiner Hinneigung zu einzelnen Seiten römisch-katholischen Wesens und bei seiner ausgesprochenen Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer Beendigung des Culturkampfes hat doch darüber keinen Zweifel gelassen, daß er nicht daran denkt, gewisse Grenzen der Nachgiebigkeit zu überschreiten, nicht daran denkt, um den Preis einer Erniedrigung des preußischen oder deutschen Staates sich die Gunst der römischen Curie zu erkaufen. Aber der verhängnißvolle Irrthum liegt darin, daß die Regierung seit Falck's Abgang die Friedenssehnsucht des Staates in den Vordergrund gestellt, die jenseitigen Forderungen dadurch gesteigert, viele staatsfreundliche römisch-katholische Geistliche aus Furcht, der römischen Rache preisgegeben zu werden, von sich abgewendet und sich selbst der Täuschung hingegeben hat, daß freundliche Nachgiebigkeit mit „einigen" Opfern des Staates von Rom etwas erlangen könne, während jedes Blatt unserer Geschichte uns lehrt, daß nur eisernes Beharren auf den zweifellosen Rechten des nationalen Staates die Unabhängigkeit des Staates gegenüber den Weltherrschaftsplänen der römischen Curie sichern kann. Dadurch ist es gekommen, daß die Nachgiebigkeit des Staates die Forderungen und die Unnachgiebigkeit auf jener Seite nur gesteigert und die Partei des Centrums, die deutsche Agentur der römischen Curie, zu einer Macht hat anwachsen lassen, die unser politisches Leben mehr und mehr beherrscht und jede Consolidirung des neuen deutschen Staates hemmt und durchkreuzt, und die eröffnete Reichstagssession erhält ihr Gepräge aufgedrückt durch die Partei, die die Bismarck'sche Canossasäule als eine verkrachte Gründung verhöhnt und sich nicht scheut, in ihren Blättern den Tag herbeizuwünschen, wo die „Lüge des deutschen Reiches" wieder in die Brüche gehe und der Welfenthron wieder aufgerichtet werde. Freilich hat zu dieser Machtstellung des Centrums mit beigetragen die allzurealistische Politik des Reichskanzlers, der seine Freunde nimmt wo er sie findet, ohne zu fragen wer sie sind, und die angenommene Unterstützung des Centrums für seine neue Zoll- und Wirthschaftspolitik, seit welcher er nach den unabänderlichen Gesetzen, die auch er nicht ändern kann, sich doch ihrem Einflusse nicht vollständig hat entziehen können. Und andererseits kommt nicht minder hinzu, daß die unselige Vermischung kirchlicher und politischer Fragen bei uns in hohem Grade die Hinneigung unserer Altconservativen und Orthodoxen zu allem römisch-katholischen Wesen noch mehr steigert und damit das ultramontan-conservative Bündniß in einer

Weise fördert, daß das Centrum sich nicht anders als die allseitig inbrünstig umworbene Braut fühlen kann. Der Reichskanzler sucht und erhält die Unterstützung des Centrums für seine Zollpolitik und beim vorigen Reichstage ließ er keinen Zweifel, daß aus einem Gefühle der Dankbarkeit oder Courtoisie hierfür ihm die Wahl eines Centrumsmannes (von Franckenstein) erwünscht sei; der preußische Cultusminister läßt über seine Friedenssehnsucht und seine Opferwilligkeit keinen Zweifel, die Orthodoxen und Conservativen, wenn auch zeitweilig einmal grollend und sich abwendend, werben in wachsender Neigung um die Gunst des Centrums und auch aus den Reihen des Fortschrittes und der Secession zeigen sich hier und da die Symptome gleicher Sympathie. Was Wunder, wenn eine so umworbene, trefflich organisirte und geführte Partei wie das Centrum, ebenso realistisch in ihrer Politik wie der Reichskanzler und ebenso unwählerisch wie er die Freunde suchend, wo sie zu finden sind, dadurch sich veranlaßt sieht, den Preis zu steigern, um den sie ihre Unterstützung, ihre Zustimmung gewährt, wodurch ein System des Handelns und Feilschens, des Vergebens an den Mindestfordernden in unser politisches Leben eingeführt wird, das eines der traurigsten und gefährlichsten Symptome der Gegenwart ist. „Eine Partei, die nichts zu bieten hat, kann auch nichts erlangen," diesen Gedanken sprach der Abgeordnete Windthorst offen in einer großen Volksversammlung des vorigen Jahres aus. So sind wir in eine Bahn gelangt, wo nicht die Abwägung des Interesses der deutschen Gesammtheit den ausschließlichen Maßstab der Entschließungen und Entscheidungen bildet, vielmehr den Forderungen und Plänen einzelner Schichten, Parteien, Gruppen, denen man etwas bieten muß, um von ihnen etwas zu erlangen, eine starke Einwirkung gestattet wird, und dazu sind durch die agrarische Zollpolitik die materiellen Interessenfragen in einer Art und Weise in den Vordergrund gestellt worden, daß ideale und Culturinteressen, die über den nächsten Sehkreis hinausliegen, wenig Beachtung finden. Viel zu sehr sehen wir augenblicklich eine Parteipolitik vor uns, und die Vorbereitungen auf die nächsten Wahlen beeinflussen das parlamentarische Leben häufig in so unverhüllter Weise, daß selbst die zu gewinnenden Wähler die Absicht merken und verstimmt werden. Die jetzige Session, die letzte, die den Wahlen vorangeht, wird zweifellos diesen Charakter der Wahlvorbereitung nicht minder an sich tragen, wie dies schon die Verhandlungen des preußischen Abgeordnetenhauses zeigten. Dort hat die nationalliberale Partei es verschmäht, Wahlpolitik zu treiben, hat vielmehr gegen den Steuererlaß von vierzehn Millionen neben einem durch Anleihe zu deckenden Deficit als gegen eine irrationelle und wenig conservative Finanzpolitik gestimmt, wie leicht auch solche Ablehnung einer scheinbaren Steuererleichterung von den Massen falsch gedeutet werden kann. Hoffentlich wird auch im Reichstage die nationalliberale Partei die

gleiche Haltung einnehmen und ohne Rücksicht auf Erfolg oder Mißerfolg bei den Wahlen die Dinge rein sachlich prüfen nach ihrem Werthe oder Unwerthe für die Gesammtheit Deutschlands und darnach sich entscheiden. Die schwere und wenig dankbare Aufgabe der liberalen Mittelparteien wird jetzt wesentlich dahin beschränkt sein, die Organisation und Gesetzgebung Deutschlands, wie sie seit 1866 sich gestaltet hat, in ihrem Geiste zu erhalten, abzuwehren die Versuche, sie wieder in ihr Gegentheil zu verwandeln, auch abzuwehren die Gefährdung unserer Consolidation durch immer neue unfertige Projecte, durch Erregung unerfüllbarer Hoffnungen in den Massen, durch Verweisung aller denkbaren Aufgaben an den Staat, der zuletzt zusammenbrechen müßte unter der Last unlösbarer Aufgaben. Der Abgeordnete Windthorst hat kürzlich im preußischen Abgeordnetenhause offen erklärt, daß der Culturkampf mit dem Tage von Königgrätz entstanden sei; aus diesem Bekenntnisse, dessen Inhalt uns freilich nicht neu ist, während nur die Offenheit des in der Hitze des Kampfes entschlüpften Bekenntnisses überrascht, folgt klar, daß seine Partei die Gestaltung der Dinge seit dem Tage von Königgrätz zu beseitigen wieder versuchen wird, und je ausschlaggebender der Einfluß einer Partei mit solchen Zielen im Vereine mit den Conservativen im Parlamente geworden ist, um so klarer tritt die Aufgabe der liberalen Parteien hervor, jetzt wesentlich erhaltend und abwehrend thätig zu sein. Daß der Reichskanzler von den liberalen Mittelparteien, die die ausdauerndsten Stützen seiner Politik waren, sich so entschieden abgewendet und den entschiedenen Gegnern der deutschen Reichsgründung sich, wenn auch nicht gänzlich zugewendet, doch sehr genähert hat, erschwert diese Aufgabe, ändert sie aber nicht. Die Mittelparteien werden in voller Unabhängigkeit als der jetzt eigentlich conservirende Factor die Vorlagen Bismarck'scher Politik sachlich zu prüfen haben, sie unterstützen, wo das Gesammtwohl dies erfordert, sie ablehnen, wenn das Gesammtwohl dadurch geschädigt würde. Secession nach rechts und links hat freilich die nationalliberale Partei an Mitgliederzahl und an Einfluß sehr verringert, vielleicht wird dieser Verlust ausgeglichen durch größere innere Uebereinstimmung. So bedauerlich die Secession war, insofern zum Theil hervorragende Genossen aus langjährigem Verbande und Mitarbeit ausscheiden zu müssen glaubten, so war sie doch insofern berechtigt, wenn die Ausscheidenden, wie es scheint, nicht mehr das Gefühl einer inneren Uebereinstimmung mit den früheren Genossen hatten und mehr Verwandtschaft und Hinneigung zu der Fortschrittspartei fühlten. Daß nach dieser Seite hin die Secession gravitirt, zeigt sich immer deutlicher und es bleibt wohl die auch äußerliche Verschmelzung nur eine Frage der Zeit. Alsdann würde der in so eigenthümlicher Weise in Scene gesetzte Versuch der Bildung einer großen liberalen Partei auf einem Umwege erreicht sein, den man sich hätte sparen können.

Die vorzeitige Einberufung des Reichstages für den 15. Februar, während die noch fortdauernden Arbeiten der preußischen Kammern jede Thätigkeit des Reichstages unmöglich machten, hat natürlich keine angenehme Stimmung erzeugt. Der vorauszusehende Erfolg ist, daß der Reichstag am 16. und 17. Februar seine Constituirung vollzogen hat und dann auf acht Tage bis zum 24. Februar zum Warten verurtheilt bleibt. Eine Einberufung für den 23. oder 24. Februar hätte keine Verzögerung in der Erledigung der Arbeiten veranlaßt, wohl aber den Abgeordneten acht nun umsonst geopferte Tage erspart.

Die Thronrede entspricht in ihrer nüchternen Einfachheit der unfeierlichen Form des Eröffnungsactes, der in Anwesenheit von etwa dreißig bis vierzig Abgeordneten nicht durch den Reichskanzler, sondern durch dessen Stellvertreter, Graf Stolberg, vollzogen ward. Nur bei Berührung der auswärtigen Angelegenheiten, des Gebietes, auf welchem noch ungetrübtes Vertrauen zu der Leitung unserer Politik und volle Uebereinstimmung mit ihr besteht, erhob sich die Thronrede zu größerer Bedeutung durch den zuversichtlichen Ausdruck der gesicherten Fortdauer friedlicher Verhältnisse, da zwischen den europäischen Mächten keine principielle Meinungsverschiedenheit über die Ziele der schwebenden Unterhandlungen bestehe. Die versuchte Deutung, als ob durch den Hinweis auf die Freundschaft mit den „Beherrschern" der benachbarten großen Reiche dem russischen Kaiser ein Händedruck auf Kosten der französischen Republik, die keinen „Beherrscher" habe, gereicht werde, erscheint doch etwas gesucht und mit dem übrigen Inhalte nicht vereinbar.

In der inneren Politik bietet die Thronrede nichts, was nicht bereits zu allgemeiner Kenntniß vorgelegen hätte. Charakteristisch ist, daß die zur Steuerreform gehörigen Vorlagen unverändert wie voriges Jahr angekündigt werden, wo ihr Nichtzustandekommen wesentlich in der Unfertigkeit des ganzen sog. Reformplanes lag. Es existirt eben kein wirklicher Steuerreformplan, wir haben seit zwei Jahren nichts als allgemeine Umrisse dazu. Daß dieselben auch jetzt zu keinem festeren Plane gediehen sind, als voriges Jahr, ergiebt sich aus der Thronrede. Wir wissen es freilich auch aus den Verhandlungen der preußischen Kammern, wo der Finanzminister einen Reformplan der directen Steuern in Preußen erst für nächste Session in Aussicht gestellt hat und wo sogar eben jetzt die Regierung das so viel besprochene Verwendungsgesetz, das die Einleitung zur Steuerreform bilden soll, factisch hat fallen lassen. Daß gleichwohl dem Reichstage abermals eine Brausteuervorlage angekündigt wird zum Zwecke eines nicht vorhandenen, völlig unfertigen und unreifen sogenannten Steuerreformplanes, dafür sucht man vergeblich nach stichhaltigen Gründen. Der Erfolg wird derselbe sein wie voriges Jahr: neue Reichssteuern, deren Bedürfnißnachweis nur in dem nicht vorhandenen

sogenannten Steuerreformplane liegt, haben keine Aussicht auf Annahme. Die Börsensteuer, deren Bedürfnißnachweis durch wirklich neue Reichsbedürfnisse, z. B. siebzehn Millionen mehr für Armeeverstärkung, erbracht werden mag, hat Aussicht auf Annahme. Das Schweigen der Thronrede über die Wehrsteuer, die in das neue System indirecter Reichssteuern ohnehin gar nicht paßte, berechtigt zu der Annahme, daß man dieselbe für jetzt hat fallen lassen.

Daß dem Entwurfe eines Unfallversicherungsgesetzes in der Thronrede ein besonderer Werth beigelegt wird, erscheint eben so gerechtfertigt wie der Hinweis darauf, daß die Reichsfactoren verpflichtet sind, neben der polizeilichen Abwehr socialdemokratischer Umtriebe durch das Socialistengesetz auch durch positive Maßregeln der Gesetzgebung für die Hebung der Lage der arbeitenden Klassen zu sorgen. Diese unsere Verpflichtung kann gar nicht stark genug betont werden und es ist zu wünschen, daß auch diejenigen sich dieser Verpflichtung bewußt bleiben, die den jetzigen Entwurf in seinen wesentlichen Bestimmungen für ungeeignet und unannehmbar halten. Taugt der jetzige Entwurf nichts, so muß man durch positive Mitarbeit ihn zu verbessern und annehmbar zu machen versuchen, keinenfalls darf man sich auf einfache Negation und Ablehnung beschränken. Die schwierige Aufgabe dieser freilich gründlich nothwendigen Verbesserung wird wieder wesentlich der nationalliberalen Partei zufallen. Wenn es übrigens nicht gelingen sollte, schon diesmal etwas Brauchbares zu Stande zu bringen, so darf man sich durch das Mißlingen eines ersten Versuches gegenüber der Neuheit und Schwierigkeit der Sache nicht schrecken lassen. Bei so schwierigen Aufgaben muß man manchmal nicht einen, sondern mehrere Versuche machen, ehe einer gelingt.

Der deutsche Volkswirthschaftsrath ist weder in der Thronrede, noch in dem bereits fertig vorgelegten Etat durch einen Kostenansatz erwähnt. Ob der Grund darin liegt, daß der Reichskanzler durch die kurzen Erfahrungen mit seinem preußischen Volkswirthschaftsrathe bereits enttäuscht sei und die Meinung dafür verloren habe, oder darin, daß von anderer Seite die bloße Einstellung in den Etat für unzureichend gehalten und die Form einer besonderen Gesetzvorlage verlangt worden sei, muß sich demnächst zeigen.

Hat hiernach die Thronrede kaum eine Erklärung der Lage gegeben, so ist sie um so mehr gegeben durch den für Viele freilich unerwarteten Ausgang der Präsidentenwahl. Wie sehr man wünschen mag, daß bei dieser Wahl die Parteistellung außer Spiel bleiben und nur die Qualification zur Geschäftsleitung maßgebend sein solle, so ist das doch namentlich in Zeiten stark ausgeprägter politischer Gegensätze unausführbar. Immer wird sich in der Wahl des Präsidiums der Geist wiederspiegeln, der augenblicklich die treibende Kraft des Reichstages bildet. Bis zu gewissem Grade drückt auch das Präsidium den Stempel seines Geistes dem Reichstage auf und influirt

sehr stark den Gang der Thätigkeit desselben. Wenn seit Jahren schon seitens der liberalen Mittelparteien an dem Grundsatze festgehalten worden war, daß die der Festigung des deutschen Reiches widerstrebende und nicht in deutschem, sondern in römischem Boden wurzelnde Partei des Centrums von maßgebendem Einfluß in der Leitung unserer Angelegenheiten und eben deshalb auch vom Präsidium des Reichstages fern gehalten werden müsse, so lag in dem neuesten Auftreten des Centrums nur verstärkter Grund, von diesem alten Grundsatze nicht abzuweichen; hatte doch das preußische Abgeordnetenhaus seinen Vicepräsidenten von Heeremann, der es nicht über sich gewinnen konnte, der kaiserlichen Einladung zur Dombaufeier in Köln zu folgen, deshalb von der Wiederwahl ausgeschlossen, sollte nun der Reichstag mit seinem Vicepräsidenten von Franckenstein, der ganz dasselbe gethan, anders verfahren? Freiconservative und Nationalliberale waren daher schnell darüber einig, bei der Wahl des Präsidiums eben so wie früher und wie neuerdings das preußische Abgeordnetenhaus an dem Grundsatze der Nichthereinziehung des Centrums festzuhalten und alle Mitglieder schlossen sich der Erklärung des trefflichen bisherigen Präsidenten Graf Arnim an — ein Aristokrat in der besten Bedeutung des Wortes, von edlem unabhängigen Charakter, der hoffentlich noch an hervorragender Stelle dem Vaterlande dienen wird —, keine Wahl anzunehmen, bei welcher auch dem Centrum eine Stelle eingeräumt werde. Eben so schnell einigte man sich über die Personen, nämlich Wiederwahl von Graf Arnim als Präsident, die erste Vicepräsidentenstelle sollte einem Nationalliberalen übertragen werden, wozu als Nichtpreuße und Vertreter der Mittelstaaten Stephani-Leipzig ausersehen ward. Die zweite Vicepräsidentenstelle sollte einem Altconservativen übertragen werden. Aber die letzteren in ihrer ungestümen Sehnsucht nach der klerikalen Gemeinschaft lehnten entschieden ab, bei solcher Combination sich zu betheiligen und beharrten auf ihrem Verlangen, neben Graf Arnim als erstem, die zweite Präsidentenstelle dem Centrum zu übertragen, trotz Arnim's entschiedener Erklärung, alsdann abzulehnen. Nur eine kleine Minorität unter den Conservativen widerstrebte, aber vergeblich, dieser blinden Hinneigung zum Centrum. Fortschritt und Secession lehnten nach ihren Grundsätzen, die jedes „Compromiß" ablehnen, jede Betheiligung ab, und haben wohl meist durch Abgabe weißer Zettel gestimmt, vielleicht auch einige Stimmen für von Franckenstein abgegeben. So siegte denn die conservativ-ultramontane Firma um so sicherer, je fester sich die straffe Disciplin des Centrums zeigte durch die nahezu vollzählige Anwesenheit seiner Mitglieder, auch die weitest entfernten geistlichen Herren aus Süddeutschland waren anwesend. Nachdem, wie voraus bekannt war, Graf Arnim abgelehnt, mußte die Coalition an dessen Stelle einen neuen Präsidenten stellen und wenn derselbe auch aus den Reihen der Conservativen genommen

ist, so ist dies doch nur unter dem Einflusse des Centrums geschehen, denn nur das Centrum, nicht die Conservativen sind die führenden in dieser Coalition. So ist der Unterstaatssecretär im Cultusministerium, Herr von Goßler, der mit seinem Chef von Puttkamer die Politik vertritt, daß dem Culturkampfe mit „einigen Opfern" ein Ende gemacht werden müsse, zum Präsidenten des Reichstages erhoben worden; ein vollkommen abhängiger Ministerialbeamter von einer ausgeprägt politischen Richtung, die nur den Gegnern der Reichsentwickelung sympathisch ist, ist auf den Platz gestellt, der dem Reichstage die Signatur verleiht, und der vor allem vollste Unabhängigkeit des Inhabers verlangt. Man hätte übrigens eben so gut den Cultusminister von Puttkamer selbst, dem das Centrum durch die Wahl von Goßler's ein Vertrauensvotum ertheilte, zum Präsidenten machen können, er hätte vor seinem Untergebenen von Goßler doch den Vorzug einer unabhängigeren Stellung. Daß das Vertrauen der Nation in den Reichstag durch so prononcirte einseitige Parteifärbung des Präsidiums — ein preußischer hochconservativer Ministerialbeamter, ein süddeutscher Centrumsmann und ein sächsischer Particularist — nicht gefördert wird, liegt auf der Hand. Und doch ist der Reichstag eine der unentbehrlichen Säulen und Stützen des deutschen Reichsgedankens. Daß jede dieser Säulen geschwächt oder gebrochen werde, das ist die Tendenz der römischen Curie und ihrer Geschäftsführer. Mögen dem Siege, den sie jetzt errungen, in Folge unserer Trägheit und Uneinigkeit nicht weitere folgen.

Unter solchen Auspicien soll der Reichstag nun am 22. Februar seine Berathungen wirklich beginnen, nachdem der Schluß des preußischen Landtages für den 23. Februar angekündigt ist, dessen angekündigte Nachsession einen leisen Druck ausübt auf schnelleres Ende der Reichstagssession. Ob aber, nach den überraschenden Scenen im Herrenhause zwischen dem Reichskanzler und seinem früheren Collegen Camphausen und seinem jetzigen Collegen Graf Eulenburg, noch irgend ein Unvorhergesehenes die Scene ändern wird, das ist jetzt nicht zu übersehen. M.

Vom preußischen Landtage.

An dramatischem Interesse hat es den parlamentarischen Vorgängen der letzten Woche wahrlich nicht gefehlt — stände nur nicht der sachliche Ertrag leider in umgekehrtem Verhältnisse dazu. Um den Mittelpunkt der Präsidentenwahl im Reichstage gruppirten sich die Scenen im Abgeordnetenhause, im Herrenhause, in der Commission für das Verwendungsgesetz mit buntester Mannichfaltigkeit. Der Präsidentenwahl unmittelbar vorhergegangen war im

Abgeordnetenhause die Verhandlung über den zweiten Windthorst'schen Antrag — Aufhebung des Sperrgesetzes. Sah man diesen Vorgang nur äußerlich an, wie nach den gewaltsam überreizten Monologen dreier Centrumsredner, ohne daß aus den übrigen Parteien ein Wort der Entgegnung erfolgte, der Antrag von Conservativen und Liberalen niedergestimmt wurde, so hätte man schließen mögen, das conservativ-ultramontane Verständniß sei vollends in Scherben gegangen. In Wirklichkeit lagen die Dinge umgekehrt — die Centrumsführer hatten im Voraus resignirt und nutzten die Gelegenheit nur noch pflichtmäßig zum Schaustück für ihre Gefolgschaft im Lande aus, weil sie sicher waren, daß die Coalition mit den Conservativen bei der Präsidentenwahl im Reichstage eine neue Bekräftigung und gegenüber den zersplitterten Kräften des Radikalismus und der Mittelparteien einen glänzenden Erfolg finden werde.

Bis hart an den Beginn der Präsidentenwahl aber hatte gleichzeitig im Herrenhause die an dieser Stelle ungewöhnlich bewegte Verhandlung gewährt, in welcher Fürst Bismarck den dauernden Steuererlaß gegen die Gefährdung durch den Commissionsbeschluß als seine eigene Sache durchfocht — nicht ohne seinen Finanzminister mit wenig Schonung zur Seite zu schieben. Der Reichskanzler bestätigte offenherzig, was sich lange herumgetragen — daß der Antrag Richter, welcher zuerst den einmaligen Steuererlaß des Herrn Bitter in einen dauernden umzuwandeln vorschlug, ursprünglich des leitenden Staatsmannes eigenster Gedanke gewesen, und daß er es mit seinem ganzen Einflusse durchgesetzt, von Seiten der Regierung unter Beihilfe der Conservativen das Mittel zu suchen, um „mit etwas anderen Worten" der Fortschrittspartei diesen Gedanken wieder zu entwinden. Er warf aber ferner ohne Gnade den ganzen Plunder finanzieller Zahlenconstructionen zur Seite, mit welchen Herr Bitter gemeint hatte, die Maßregel als sachlich gerechtfertigt verkleiden zu können und zu sollen. Fürst Bismarck bekannte sich ohne Scheu zu der Absicht, ein Vacuum im preußischen Staatshaushalt zu schaffen, um daraus ein Pressionsmittel für den Reichstag zu machen, daß er dies Vacuum durch neue Steuerbewilligungen auffüllen helfe. Er nannte das in seiner drastisch bildlichen Art „den Marschallstab über die Mauer werfen", um den unverbrüchlichen Entschluß zu bekunden, ihn wiederzuholen. In diesem Sinne konnte er dann allerdings sagen, daß dieser Steuererlaß ein nothwendiges Glied in der Kette der Reform sei, daß, wer ihn ablehne, damit die Reform erschwere — den Versuch nämlich, mit der Reform Ernst zu machen, wie ihn nun einmal der leitende Staatsmann zu unternehmen für gut befunden, in dessen Durchführung ihn denn nur ein politischer Gegner zu hindern gemeint sein könne. Daß sich die Maßregel in solchem, rein politischen Sinne allenfalls rechtfertigen lasse, hatte ja der Abgeordnete Hobrecht schon bei der ersten

Etatberathung zugestanden — er hatte freilich auch sofort den Grund hinzugefügt, der es auch so der nationalliberalen Partei unmöglich mache, diese Bahn mitzubetreten. Weil diese Partei die einzige ist, welche zugleich Unbefangenheit genug hat einzusehen, daß die Mithilfe bei Herstellung eines solchen Vacuum in der That eine moralische Verpflichtung erzeuge, für dessen Ausfüllung sorgen zu helfen, und Ehrlichkeit genug, um mit einer solchen Verpflichtung nicht zu spielen, endlich aber auch soviel Selbständigkeit, um nicht „unbesehen" die erste beste Steuervorlage sich aufnöthigen zu lassen, war es ihr von vornherein politisch so gut wie finanzwirthschaftlich unmöglich, diesen Gang durch das Vacuum hindurch, sei es dauernd oder nur einmalig, mitzumachen. Aber im Herrenhause giebt es keine eigentlich politischen Parteien und soll es nach dem Charakter dieser Körperschaft nicht geben, und wenn es demnach freilich auch mehr als bedenklich, ob an solcher Stelle die rein politische Cabinetsfrage gestellt werden dürfte, so ist es doch psychologlisch erklärlich, daß hier die Last der übernommenen Verpflichtung nur individuell bei den wenigen Mitgliedern empfunden wurde, die zugleich dem Reichstage angehören. Kurz der Sieg des Fürsten Bismarck war an diesem einen Tage entschieden, wenn auch die Verhandlung wegen der beginnenden Reichstagssitzung abgebrochen werden mußte.

Die Fortsetzung der Debatte aber erzeugte am nächsten Tage einen sensationellen Zwischenfall von bis jetzt beispielloser Art. Fürst Bismarck hat sich in den letzten Jahren ziemlich daran gewöhnen müssen, frühere Genossen in der Regierung in der Opposition gegen seine neuere Politik zu finden. Entfaltete früher schon Jahre lang Graf zur Lippe im Herrenhause eine ebenso unschädliche wie geräuschvolle Thätigkeit des Verneinens, so sind seitdem in den Herren Delbrück, Dr. Falck, Hobrecht gegen einzelne Maßregeln unverächtliche Gegner erstanden, die allerdings durch den Tact ihres Auftretens allzuscharfem Zusammenstoße vorzubeugen wußten. Daß dem früheren Finanzminister Camphausen diese Gabe in ungenügendem Maße zu Theil geworden, hatte er schon in der letzten Session bei der Art seines Widerspruches gegen die Eisenbahnverstaatlichung verrathen. Man mußte sich hiernach versehen, daß der ohnmächtig gegen die Vergessenheit sich sträubende Mann auf dem Felde seines eigenen, sieben Jahre lang mit unglaublicher Selbstgefälligkeit verwalteten Ressorts sich die Gelegenheit nicht werde entgehen lassen, den Sittenrichter über seinen Nachfolger zu spielen. Hätten sich nun blos Herr Bitter und Herr Camphausen gegenüber gestanden, so wäre es eben so schwer wie müßig gewesen, den Streit unter ihnen schlichten zu wollen. Wenn Herr Camphausen der letzte ist, der ein Recht hat die gegenwärtige Finanzlage zu kritisiren, da er eben derjenige ist, welcher seine Sorglosigkeit und Schwäche seinen Nachfolgern hinterlassen hat, so ist wiederum

Herr Bitter der letzte, der nach seinen bisherigen Leistungen berechtigt wäre, die Unfruchtbarkeit einer früheren Finanzverwaltung anzuklagen. Nachdem aber einmal Fürst Bismarck die Maßregel, um welche es sich praktisch allein handelte, rückhaltlos auf seine eigenen Schultern genommen und von der finanzwirthschaftlichen Begründung sich offen auf die politische zurückgezogen, hätte Herr Camphausen einsehen müssen, daß seine finanzwirthschaftliche Kritik zur Sache ebenso überflüssig geworden war, als sie nach Lage der Sache jetzt nur einzig noch gegen den leitenden Staatsmann ihre Spitze kehren konnte. Wenn er dennoch sich nicht versagte, mit aufdringlichster Breite den Glanz der Aera seiner Finanzverwaltung gegen die gegenwärtige Zerrüttung in Relief zu stellen, so hat er freventlich das Geschick über sich heraufbeschworen, welches ihn nun ereilte — von dem Fürsten Bismarck mit rücksichtsloserer Schärfe, als er je gegen einen langjährigen Gegner entfaltet, in seiner staatsmännischen Qualität blosgestellt, vernichtet, zermalmt zu werden. Wenn es kein erbauliches Schauspiel war, das Opfer unter den Tatzen des Löwen verbluten zu sehen, mit welchem es viele Jahre gespielt — eine Regung des Mitleidens konnte dabei nicht aufkommen.

War dieser Zusammenstoß nur ein bald vergessenes Zwischenspiel, so hat eine kaum weniger erregte Scene, die sich zwei Tage später an derselben Stelle zutrug, möglicher Weise die ernstlichsten politischen Folgen. Das Zuständigkeitsgesetz ist bereits zweimal zwischen Abgeordnetenhaus und Herrenhaus hin und hergegangen; es blieben zuletzt vier Differenzpunkte zurück, und die Commission des letzteren schlug vor, in zweien derselben, in welchen das Abgeordnetenhaus nur das in den sogenannten Kreisordnungsprovinzen bereits seit 1873 geltende Recht erhalten wollte, demselben nachzugeben. Es handelte sich darum, ob die Communalaufsicht über die Landgemeinden dem Kreisausschusse, und die Staatsaufsicht über die Standesbeamten den Selbstverwaltungskörpern überhaupt verbleiben sollte oder, wie die Regierung in Consequenz anderer von der Mehrheit des Abgeordnetenhauses gebilligter Bestimmungen wollte, an die executiven Einzelbeamten übergehen sollte. Das Staatsministerium hatte sich im Sinne der Herrenhauscommission entschlossen und Graf Eulenburg hatte in der Plenarsitzung des Herrenhauses eben noch in diesem Sinne einen Strauß mit Herrn von Kleist-Retzow ausgefochten, als zur größten Ueberraschung des Ministertisches wie des ganzen Hauses ein Commissar des Fürsten Bismarck eine Erklärung des Inhalts verlas: daß zwar die Annahme des Commissionsvorschlages, in Anbetracht daß derselbe einstweilen nur geltendes Recht conservire, kein Hinderniß sein werde, den Entwurf der königlichen Sanction zu empfehlen, daß aber der Ministerpräsident in der Folge eine Revision der betreffenden Bestimmungen zur unerläßlichen Vorbedingung für die Ausdehnung der Verwaltungsreform auf

die übrigen Landestheile werde machen müssen. Die Erklärung begründete diese Anschauung mit bewundernswürdiger Klarheit und Schärfe der staatsrechtlichen Ausführung, so daß wir zu unserm Theile nicht Anstand nehmen können, dieselbe als berechtigt anzuerkennen. Graf Eulenburg indeß hat in Folge dieses Vorganges, welcher politisch die Verständigung mit dem Abgeordnetenhause nahezu undenkbar macht, alsbald ein Entlassungsgesuch eingereicht.

Fast zur selben Stunde mußte Herr Bitter sich gestehen, daß die Lage seines Verwendungsgesetzes hoffnungslos ist. Zuerst hatte die Commission alle Anträge zu § 1 nebst der Regierungsfassung abgelehnt. In zweiter Lesung war dann eine conservativ-ultramontane Verständigung über diese Bestimmung gelungen; aber bei § 2, welcher die Verwendungszwecke einzeln aufzählt, kehrte die Schwierigkeit in verstärktem Maßstabe zurück und die Verhandlung endigte wie die erste Lesung des § 1. Nach einem vergeblichen Versuche der Herstellung hat dann die Commission die Fortsetzung ihrer Arbeit aufgegeben, und der Sessionsschluß steht bevor, ohne daß eine einzige größere Aufgabe außer Etat und Steuererlaß zu Stande gebracht wäre. x.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus Baden. Die Briefmarkensperre. — Herr von Mittnacht locutus est und damit könnte wieder auf ungewisse Zeit die Noth der Briefmarkensperre besiegelt scheinen. Da indeß die Blicke und Gedanken aufs neue nach dem Hause sich richten, wo die Vertreter der Nation ihre Tagung halten, mag ein Wort über die kleine und auch wohl kleinliche Briefmarkennoth gesagt sein, die desto mehr belästigt, je weniger sie in unsere heutigen Zustände hineinpaßt. Wer denkt denn immer daran? Mit diesen Worten werden wahrscheinlich meist die Sünden gegen die Briefmarkensperre zu entschuldigen gesucht. Und in der That, es kann einer noch so gut in der Länderkunde bestellt sein: daß er beim Betreten bairischen oder württembergischen Gebietes stets sich sagen soll: hüte dich eine Reichspostkarte oder einen Brief mit einer Reichsmarke aufzugeben — das ist heutzutage einfach zu viel verlangt. Der Postbeamte weiß freilich nur von seiner Pflicht. Er erhebt also das Strafporto oder, was schlimmer, er läßt die Postkarten unbefördert. Irren wir nicht, werden nicht genügend freigemachte Postkarten ins Ausland mit Strafporto befördert. Könnte eine ähnliche Erleichterung nicht für den Zwischenverkehr mit Württemberg und Baiern eingeführt werden? Allein wäre es nicht überhaupt möglich der Briefmarkensperre ein Ende zu machen? Mit den Postreservatrechten haben die Briefmarken im Grunde genommen so viel gemein, wie irgendwelche andere Aeußerlichkeiten mit der Landeshoheit. Die Landeshoheit besteht nicht darin, wenn sie sich auch darin kundgiebt und zeigt. Die Schaffung internationaler Briefmarken und Post-

karten ist ernstlich in Vorschlag gebracht worden. Angenommen daß es dazu käme, so würde für ein bedeutendes Gebiet, vielleicht für den Weltpostverein bestehen, was dem Verkehr im Reiche selbst versagt bliebe. Das wäre aber nicht nur schmerzlich zu empfinden, es wäre eine Beeinträchtigung der deutschen Wohlfahrt und, wir müssen es sagen, der deutschen Ehre. Wenn die bairischen und württembergischen Postbeamten ihre eigene Dienstkleidung haben, erscheint dies noch viel weniger wichtig als der Raupenhelm und der blaue Waffenrock, obschon die Tage der letzteren wohl für gezählt zu halten sind. Wenn dagegen so etwas wie die Briefmarkensperre die Verkehrseinheit, der selbst Hamburg auf die Dauer sich nicht wird verschließen können und wollen, fortgesetzt in Frage stellt, muß auf Abhilfe gedacht werden. Und die Abhilfe ist nichts weniger als weit zu suchen, wenn man nur daran festhält, daß die Postsonderrechte mit der Briefmarkenfrage keineswegs eins und dasselbe, daß sie nicht mit ihr stehen und fallen. Die Postsonderrechte erfahren kaum eine oder eine höchst unmerkliche Schmälerung, wenn die Briefmarkensperre auf die eine oder die andere Weise beseitigt wird. Wie, wurde vor längerer Zeit bereits zu erörtern gesucht (1875, II. Seite 742). Das Einfachste, was wohl auch hier das Beste wäre, würde die unbeschränkte gegenseitige Zulassung der Postwerthzeichen sein. Man versuche es damit und warte einmal ab, welche Uebelstände sich zeigen. Gegen die Uebelstände wird es schon Mittel und Wege geben. Wir möchten aber wetten, daß der Mißbrauch nicht in Betracht kommt gegen den erleichterten Gebrauch. Wer nach Württemberg oder Baiern reist, wird es sich nicht zum Spaß machen, Briefmarken von dort nach Hause zu tragen. Es ist nicht wahrscheinlich, daß ein Mannheimer regelmäßig Briefe mit Reichsmarken in Ludwigshafen zur Post giebt. Der Verkehr ist vernünftig, manchmal ist er es nur zu sehr. Die Beseitigung der Briefmarkensperre wird eine Wohlthat sein, die nur zu rasch sich einlebt. Man würde es bald gar nicht anders wissen als daß die Postwerthzeichen gegenseitig Giltigkeit haben. Und auch die Postkreise, wir sind es überzeugt, werden die Neuerung freudig begrüßen. Wo die Einheit wie in Deutschland vorgeschritten ist, macht jede Einschränkung sich unliebsam fühlbar. Daß gerade im Postwesen trotz der Postsonderrechte — oder sollte man sagen, ihnen zum Trotz? — die Einigung fortschreitet, zeigte sich im vergangenen Jahre erst in bedeutsamster Weise, als die Verschmelzung des Post- und Telegraphenwesens, der Jahre lang widerstanden worden war, in Baiern und Württemberg zur Durchführung kam. Ist jedoch deshalb etwa zu hoffen, daß die Briefmarkensperre über Nacht aufhören könne? Dazu fehlt alle und jede Möglichkeit. Es muß etwas geschehen, sonst überdauert die Briefmarkensperre das zweite Jahrzehnt des Reiches, wie sie das erste nun überdauert hat. Der zu seiner letzten Sitzung vereinigte Reichstag wird die Nation mit manchem neuen Gute beschenken. Es wäre ein kleines und doch recht großes

Verdienst, wenn der Reichstag mit allem Nachdrucke bestehen wollte auf der Beseitigung der Briefmarkensperre. △

Aus Paris. Paris im Winter. — Der letzte Monat hatte wieder einmal den vom Klima etwas verzärtelten Parisern einige Abwechslung in ihre Lebensweise gebracht. Ein großer Theil der Stadt bot in Folge des Schneefalles einen malerischen Anblick. Dies war besonders der Fall mit den großen Avenuen von der Place de la Concorde über den Arc de Triomphe bis zum Boulogner Gehölz. Auf der Place de la Concorde standen die Statuen der Hauptstädte Frankreichs, darunter die vielgenannte der Stadt Straßburg, mit formlosen Schneehüllen bekleidet, die großen Brunnen mit den üppigen Wasserjungfrauen bildeten unter einer glänzenden Eiskruste förmliche Pyramiden, und aufwärts gegen den Triumphbogen hatte man ein grandioses Bild der schneebedeckten Paläste, der weißen Bäume und der ganzen herrlichen Gartenanlagen. Um den Verkehr zu erleichtern, der an schönen Wintertagen gerade so stark ist wie im Sommer, hatte man die Fahrwege für die Schlitten geebnet, während die Fußwege zu beiden Seiten mit Sand bestreut waren; auch hatte sich die Schlittenfahrt für kurze Zeit in den elysäischen Feldern und im Gehölz etablirt. Man erblickte daselbst die kostbarsten, aber auch die wunderbarsten Fahrzeuge, bespannt mit zwei, drei und vier bunt ausgestatteten, schellenbehangenen Rossen; Schlitten in Form von Schwänen und von kleinen Nachen liefen neben uralten Gestellen. Der große See im Bois präsentirte sich in wahrhaft coquetter Anmuth, so daß man sich fragen konnte, ob diese Scenerie nicht schöner sei als die sommerliche — die weißen, krystallisirten und gepuderten Bäume, die weißen und bunten Hütten, die Gebüsche ringsum in bizarren Formen und die Cascaden, erstarrt in zahllosen tropfsteinförmigen Eisgebilden, dazu auf der blanken Fläche des Sees eine bunte, bewegliche Menschenmenge, diese in Blitzesschnelle dahinschießend, jene ihre Damen im Handschlitten vor sich herschiebend; manche junge Mädchen und Frauen, die es in der Kunst des Schlittschuhlaufens den Herren zuvorthun und dabei ungleich anmuthiger in ihren Bewegungen sind; viele in kostbaren, schillernden Seidencostümen, andere in schneeweißem Pelze gleich Schwänen, und verfolgt von einem Schwarm von Verehrern. Es sind jetzt zwölf Jahre her, da fuhr dort bei der Cascade die kaiserliche Equipage mit dem in Pelz gehüllten Imperator auf und nieder, welcher auf die anmuthige Kaiserin, die sich unter den Schlittschuhläufern durch ihre Gewandtheit und Eleganz auszeichnete, ab und zu einen melancholischen Blick warf. Heute ist eine andere, nicht minder glänzende Gesellschaft auf dem Seefelde — aber den Imperator und die anmuthige Beherrscherin der Mode und des Turfs scheint man vollständig vergessen zu haben. Um 4 Uhr wirft die Sonne einen lichtrothen Glanz über das ganze Bild; der Anblick ist schön, und wenn

die winterliche Abendgluth schwindet, dann verschwinden auf dem See die Gruppen und Alles eilt zu Fuß, zu Wagen oder im Schlitten der geräuschvollen Metropole zu.

Was im Uebrigen das gesellschaftliche Leben der französischen Hauptstadt betrifft, so geht es im Großen und Ganzen nicht wie vormals unter dem Kaiserreiche, sondern etwas sachte zu. Man ist von Alters her gewohnt, auf das Beispiel der officiellen Welt zu warten. Diese aber zeigt wenig Eifer in Erfüllung ihrer gesellschaftlichen Pflichten. Der ehrenwerthe Herr Grevy ist kaum etwas über die einfach bürgerlichen Verhältnisse hinausgegangen, seitdem er Präsident der Republik geworden. Er ist an ein stilles, behagliches Familienleben gewöhnt, hat dabei nur ein Kind, eine Tochter, welche über das Alter der Leidenschaften hinausgewachsen ist. Warum also große Bälle und Feste veranstalten, die nur den Festgeber ermüden und Niemand in seiner Familie besonders angenehm sind? Mit den officiellen Diners und Empfangsabenden giebt es schon genug Störungen in einem an Ruhe und Regelmäßigkeit gewöhnten Hauswesen.

Bei den Ministern ist's nicht viel anders. Der Ministerpräsident Jules Ferry ist kein Mann der Gesellschaft; manche meiden sogar sein Haus schon darum, weil sein Ehebund nur auf dem Standesamte geschlossen ist; denn trotz der Austreibung der Congregationen und der Abschaffung des Religionsunterrichtes ist es zur besseren republikanischen Wohlanständigkeit unerläßlich, sich in der Kirche trauen, seine Kinder taufen zu lassen und zum Abendmahle zu führen, sowie kirchlich begraben zu werden. Der Minister des Auswärtigen, Herr Barthélemy Saint-Hilaire, ist ein hochbetagter, an Einsamkeit gewöhnter Gelehrter, der nur das Unerläßliche der ihm sonst in ausgiebigem Maßstabe zukommenden gesellschaftlichen Pflichten erfüllt. Von den übrigen Ministern aber hört und sieht man so zu sagen nichts. Unter dem Kaiserreiche zeichneten sich die Ministerien des Krieges und der Marine durch großartige, überraschende Feste aus, deren Tradition ganz verloren zu sein scheint. Von den damals so berühmten Festen im Stadthause kann füglich nicht die Rede sein, seitdem der städtische Palast niedergebrannt ist und der Seinepräfect sich mit einer einfachen Wohnung behelfen muß. In zwei Jahren aber wird das Stadthaus, welches gegenwärtig schon unter Dach, neu und glänzender dastehen, als das frühere, und dann werden wir schon sehen. Von den jemaligen 10 000 Eingeladenen des Seinepräfecten und der Tuilerien waren stets ein gutes Drittel Fremde; jede Gesandtschaft erhielt für ihre Staatsangehörigen fast so viele Einladungen als sie wollte. Tausende von Ausländern wurden an Paris gefesselt durch die zehn bis fünfzehn großen Feste, welche alljährlich im Stadthause und in den Tuilerien gegeben wurden. Diese Feste kosteten zwar immerhin einige Millionen, brachten aber auch dafür mehr als das Zehnfache in Umsatz.

Was nun noch die wichtigste, populärste Persönlichkeit des Staates, Herrn Gambetta, anbetrifft, so ist derselbe Junggeselle und kann als solcher nur Herrengesellschaften veranstalten, die trotz aller gespendeten köstlichen Flüssigkeiten, trotz dramatischer, choreographischer und musikalischer Würze dennoch stets etwas trocken und einförmig bleiben müssen, was öftere Wiederholung ausschließt. Abgesehen von den kleinen Deputirtencirkeln soll er für seine Vertrauten hin und wieder noch hübsche Feste veranstalten, bei der eine Dame die Wirthin macht und deshalb auch wohl einige andere Personen des schönen Geschlechts erscheinen. Es ist auch schon betont worden, daß die Glanz und Prunk liebende edle Frauenwelt der Republik nicht ganz günstig sei, doch hat man dafür zur Aushilfe immer noch die Ausländerinnen, besonders die Republikanerinnen jenseits des Oceans, welche nur darauf brennen, in europäischen Salons zu erscheinen. Sie bringen zudem ihre heimischen Sitten mit, die für die Männerwelt immerhin, wenn nicht mehr, so doch Reiz der Neuheit haben. Mit den schönen Zeiten des diplomatischen Corps scheint es auch vorbei, seitdem der Fürst Metternich mit seiner excentrischen Gemahlin nicht mehr zu demselben zählt und durch den alten Herrn von Beust nur mittelmäßig ersetzt wird. Vergebens sucht man jetzt noch Botschafter, denen es auf ein 100 000 Franken für eine Festivität nicht ankommt. Fürst Hohenlohe hat freilich in den letzten Jahren den Versuch gemacht, für das diplomatische Corps einige Feste zu veranstalten. Aber die Räumlichkeiten des Hotels sind gerade nicht dazu angethan, eine überaus große Gesellschaft zu empfangen, zudem auch können die Beziehungen zu der deutschen Botschaft immerhin keine herzliche genannt werden, obwohl gerade durch den Fürsten und die Fürstin, sowie durch deren Beziehungen zu der hiesigen Geburtsaristokratie sich manches wesentlich gebessert hat, so daß ihr Salon gleichsam als neutraler Boden gilt, in dem sich die alte und neue Gesellschaft, sowie Royalisten und Republikaner begegnen.

Mit Diners ist übrigens die Saison genugsam gesegnet. Wer einigermaßen kann und Verbindungen hat, ist sicher regelmäßig für den größten Theil der Woche eingeladen. Setzt doch die Hausherrin ihren Stolz darein, recht zahlreiche Gäste jeder Kategorie an ihrem Tische zu vereinigen. Wer irgend einen Namen in der Wissenschaft, Kunst, Presse, Literatur und Politik hat, braucht sich nur zu bücken, um Einladungen aufzuheben. Einen Deputirten oder Senator, höheren Officier oder Gesandschaftsattaché, Ritter der Ehrenlegion oder bekannten Journalisten weiß sich jede Wirthin, sei sie auch nur eine ehrsame Bürgersfrau, zu verschaffen. Vormals war man für sechs Uhr zum Diner geladen und setzte sich spätestens halb sieben zu Tische. Heute findet die Hauptmahlzeit nicht vor halb acht oder acht Uhr statt. Bei Zweckessen wird es noch später, ja man setzt sich oft erst um Mitternacht zu Tische. So namentlich bei verschiedenen Journalistenbankets, bei denen man die Jünger

der dramatischen Kunst nicht missen möchte, welche doch meist erst zu später Stunde frei werden. Das Diner ist also im besten Zuge, gleich das Frühstück zu ersetzen, und dann fängt der Kreislauf von Neuem an.

Literatur.

Mit großer Freude machen wir auf ein neulich erschienenes Schriftchen aus der Feder des um deutsche Stammeskunde hochverdienten Majors Hermann von Pfister aufmerksam: Chattische Stammeskunde. Volksthümliche, sprachliche und geschichtliche Arbeit. Mit genauer Karte des stammheitlichen Gebietes sowie der sechs chattischen Gaue. Kassel 1880. — Der Herr Verfasser unternimmt es in diesem Werke, das Gebiet des Chattenstammes und seine Grenzen zu zeichnen, und legt zu diesem Behufe mit Recht Nachdruck auf die Sprache: „Der Einklang wesenhafter Eigenthümlichkeiten der Mundart sollte das heimathliche Band uns schlingen. Dieser Weg muß zum Ziele führen: Durchforschung der Mundarten und Prüfung der geschichtlichen Grenzen ergänzen sich wechselsam." Er bespricht die Chatten gegenüber den Rheinfranken, zeigt die alten Gaue des Stammes, und schildert dann ihre Mundarten in grammatischer Beziehung und mit Vorlegung von Sprachproben. In dieser Schilderung liegt, wie der Haupttheil (112 Seiten von 195), so auch der Glanztheil des Buches. Daß der Herr Verfasser in seinen grammatischen Anschauungen noch ganz auf Grimm steht, erwähnen wir, ohne es ihm als Vorwurf anzurechnen: wird doch dieser Standpunkt, wenn auch nicht mehr allseitig getheilt, so doch noch allseitig verstanden. Mit höchstem Lobe müssen wir aber der Sorgfalt gedenken, durch welche die verschiedenen Mundarten in Sprachproben und begleitenden Erläuterungen zur Darstellung gelangen: so giebt nur der vollendete Kenner ihre Eigenthümlichkeiten wieder, der zudem eine allgemeine philologische Schulung aufweist, so daß ihm auch das Feinere, und für die sprachgeschichtliche Einzelheit Wichtige nicht entgeht, über das der Laie so leicht hinwegsieht. Die meisten Aufzeichnungen stammen unmittelbar aus der Leute Munde, sind oft ohne deren Ahnung niedergeschrieben, „also wirklich einmal geführte, ganz unbefangene Alltagsgespräche": das giebt diesen Proben nicht nur Reiz, sondern auch den soliden Hintergrund, den ja unsere heutigen mundartlichen Erzeugnisse meist nicht haben, die nichts als Neuhochdeutsch mit mehr oder minder geschickt umgeworfenem mundartlichen Gewande sind.

Ein „Begang der Grenze", der diesen mundartlichen Proben folgt, stellt das Stammesgebiet nach der sprachlichen Seite noch einmal fest, indem zugleich manche weitere derartige Bemerkungen gegeben werden: der Titel dieses Abschnittes ist wörtlich zu nehmen, indem der Herr Verfasser wirklich die Grenze von Ort zu Ort beschritten hat. Ein Rückblick, der die Stellung des chattischen Stammes im deutschen Reiche und sein Verhältniß zu anderen deutschen Stämmen betrachtet, schließt das Schriftchen, dem noch eine Sprachkarte beigegeben ist.

Wir können dasselbe nicht nur allen Hessen empfehlen, die durch die Wärme, mit welcher der Herr Verfasser seinen Stamm schildert, besonders erfreut werden müssen, sondern auch allen Freunden mundartlicher Forschung, denen hier ein geradezu unentbehrliches Werk geboten wird. Wir wünschten recht sehr, daß Herrn von Pfister's Arbeit die Anregung dazu gäbe, daß Aehnliches auch für andere deutsche Stämme unternommen würde. h.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.
Ausgegeben: 24. Februar 1881. — Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig.

Eine neue Copie der Parthenos des Phidias.

Als bald nach dem Beginne der Ausgrabungen in Olympia in den Weihnachtstagen des Jahres 1875 ein Telegramm im kaiserlichen Schlosse zu Berlin eintraf, welches die Auffindung der Nikestatue des Päonios meldete, fehlte es nicht an sinnigen Ausdeutungen der artigen Fügung, daß der Fund einer Siegesgöttin dem sieggekrönten Herrscher als erste Frucht der unter seinem Schutze begonnenen Unternehmung zum Feste dargeboten werden konnte. Fast mochte man glauben, daß die Griechen hinter den Deutschen nicht zurückstehen wollten, als die Zeitungen von der Neujahrsbotschaft berichteten, welche der Bürgermeister von Athen am letzten Tage des vergangenen Jahres seinen Collegen in London und Paris übersandt hatte. „In dem Augenblicke," meldete der patriotische Mann, „wo ganz Griechenland unter Waffen steht, haben wir die prächtige und vollständige Statue der siegreichen Athene, das Meisterwerk des Phidias, aufgefunden. Benachrichtigen Sie die Archäologen."

Von letzteren wird wohl keiner sich den ausschweifenden Hoffnungen hingegeben haben, die bald im größeren Publikum laut wurden, als könnte es sich um die große Broncestatue, die sogenannte Promachos, oder gar um das Goldelfenbeinbild der Parthenos handeln. Beide Originale sind ohne allen Zweifel seit länger als einem Jahrtausend vernichtet. Somit lag es nahe, entweder an eine Zeitungsente zu denken, oder an eine starke Uebertreibung in dem Telegramme. Letzteres stellte sich bald als das Richtigere heraus — wenn nicht vielleicht nur ein ungeschickter Ausdruck zu der irrigen Vermuthung Anlaß gegeben hat, daß ein Originalwerk des Phidias gemeint sei: unter dem Worte „Statue" hatte der Absender des Telegrammes vielleicht nur eine „Copie" verstanden. Wie dem auch sei, die bald darauf eintreffenden näheren Nachrichten zeigten, daß es sich um eine marmorne Nachbildung der Parthenos aus römischer Zeit handle, und wenn sie auch im Allgemeinen nur die bisherigen Ansichten über das Original zu bestätigen schien, so bot der neue Fund doch einige Einzelheiten von eigenthümlichem Interesse dar. Nachdem nunmehr Photographien zu uns gelangt sind, ist es möglich, den Gewinn, der sich aus der neuen Entdeckung ergiebt, bestimmter festzustellen. Es dürfte

auch für ein größeres Publikum von Interesse sein, darüber Genaueres zu vernehmen.

Bis vor etwa zwanzig Jahren war man für die Vorstellung von der Parthenos, unbestritten einem der hervorragendsten Meisterwerke des Phidias, auf ziemlich ausführliche literarische Zeugnisse und auf einige Münzbilder und Reliefs beschränkt. Namentlich Overbeck hatte das Verdienst, durch methodische Benutzung dieser Hilfsmittel eine in der Hauptsache correcte Ansicht von der Composition der Statue und der Vertheilung der Attribute zu gewinnen. Eine hocherwünschte Bestätigung und Ergänzung bot ein unscheinbarer Fund dar, dessen in Athen anfänglich übersehene Bedeutung wenige Monate später, im Herbste 1859, der französische Archäologe Charles Lenormant erkannte. Da er kurz darauf in Athen selbst starb, erfüllte sein Sohn François Lenormant die Ehrenpflicht, dieses Vermächtniß seines Vaters den Fachgenossen und den weiteren Kreisen der Kunstfreunde vorzulegen. Es handelte sich um ein Marmorfigürchen, etwa einen Fuß hoch, fast durchweg unfertig, von wenig verlockendem Aussehen, welches aber mit den Nachrichten von der Composition der Phidias'schen Statue so vortrefflich übereinstimmte, und, wo jene scheinbar einander widersprachen, die schlagende Lösung der Zweifel so deutlich darbot, daß bald kein Urtheilsfähiger mehr zweifelte, daß die Statuette uns in der That ein im Wesentlichen genaues, wenn auch flüchtig behandeltes und vielfach gekürztes Abbild der Parthenos erhalten habe. Hiernach stand die Göttin gerade aufgerichtet da, mit dem einfachen gegürteten Chiton angethan. Die Last des Körpers ruhte auf dem rechten Beine, um welches dem Brauche der strengeren Kunst zufolge die Falten des schweren Gewandes steil herabfielen. Das leicht gebogene linke Bein, von etwas freieren Falten umspielt, verlieh der Stellung ein gewisses Maß von Freiheit und Elasticität. Die Brust bedeckte die Aegis, das Haupt der eng anschließende, runde, sogenannte attische Helm, dessen Zierden — eine Sphinx und jederseits ein Greif — in der kleinen Copie übergangen waren. Beide Oberarme waren, dem ruhigen Stande der Göttin entsprechend, gleichmäßig gesenkt. Diese Ruhe und Symmetrie waren, wie demnächst Conze in einer Besprechung des Fundes treffend hervorhob, in schönster Harmonie mit der strengen dorischen Architektur der dreischiffigen Cella des Tempels, in deren Hintergrunde das fast vierzig Fuß hohe Goldelfenbeinbild als beherrschendes Hauptstück des ganzen Raumes dastand. Ein bewegter componirtes Bild von solchen Dimensionen würde in den architektonischen Rahmen nicht gepaßt, ihn gewissermaßen gesprengt haben. Den rechten Unterarm streckte die Göttin ein wenig vor. Auf der flach geöffneten Hand trug das Original die Nike, welche freilich auf jener kleinen Copie fehlte; überhaupt machte sich gerade hier der unfertige Charakter des Bildwerkes besonders störend bemerklich. Der linke Unterarm,

nur wenig mehr gesenkt, ruhte auf dem mächtigen, kreisrunden Schilde, der neben der Göttin am Boden stand. Unter diesem bäumte sich wie aus einem Versteck die große Schlange empor, in welcher die Athener das Symbol ihres erdgeborenen, von Athene selbst in ihrem Tempel aufgezogenen Ahnherrn Erichthonios erkannten. Der lange Speer aus vergoldetem Bambusrohr, welcher ebenfalls an dieser Seite der Göttin auf dem Boden stand und sich vermuthlich an ihre linke Schulter lehnte, fehlte in der Copie, ebenso die Darstellungen aus dem Kentaurenkampf an den hohen Sohlen der Schuhe und die Scenen aus dem Kampfe der Götter gegen die Giganten am inneren Schildrande. Dagegen zeigte die leicht gewölbte Außenseite des Schildes auch in der Copie um ein alterthümliches Medusenantlitz herum gruppirt das lebhafte Wogen der Amazonenschlacht; ja man vermochte sogar nach den Andeutungen der alten Schriftsteller unter den Kämpfern den Perikles herauszuerkennen, der mit dem zum Schlage ausholenden Arme das Untergesicht bedeckt, und neben ihm den kahlköpfigen Phidias selbst, welcher einen Steinblock emporhebt, um ihn auf eine Gegnerin hinabzuschleudern. Gerade für diese Schildreliefs, an welche sich das Interesse des anekdotensüchtigen antiken Publikums immer besonders heftete, gelang es einige Jahre später Conze neue Aufschlüsse zu gewinnen, indem er in den unerschöpflichen Schätzen des britischen Museums eine freilich unvollständige, dafür aber größere und genauere Nachbildung entdeckte. Auf eine andere Nachbildung im Vatican wies wenig später Klügmann hin. Dazu kamen weitere unvollständige, aber größere und stilgerechtere Copien der ganzen Statue, sowie einige neue Reliefs mit Nachbildungen derselben. Genug, binnen eines Jahrzehnts hatte sich das Material zur Reconstruction der Parthenos so stark gemehrt, daß ich 1870 in meiner Ausgabe der Parthenonsculpturen diesen Hilfsmitteln eine ganze Tafel einräumen konnte. Nur wenige Nebenpunkte schienen noch Zweifel zuzulassen; in der Hauptsache durften die bezüglichen Fragen als gelöst gelten und das Interesse konnte sich um so nachdrücklicher einer Würdigung der Composition des Phidias nach ihren formalen Seiten wie nach ihrem Gedankengehalte zuwenden, wie das Letztere außer von mir namentlich von Eugen Petersen versucht worden ist.

Nachdem ein Jahrzehnt verstrichen ist, ohne daß weitere auf die Parthenos bezügliche Monumente zum Vorschein gekommen wären, tritt jetzt die neue Statuette ans Licht, die, um den augenfälligsten Vorzug sogleich zu nennen, alle anderen Nachbildungen an Vollständigkeit der Erhaltung weit übertrifft. Sie ward zufällig beim Straßenbau in Athen gefunden, fast unmittelbar unter der Oberfläche. Spuren von Vergoldung haben sich noch hier und da erhalten. Da der pentelische Marmor, aus welchem die Statue besteht, glänzend polirt ist, so liegt die Vermuthung nahe, daß die Copie in

dem Gegensatze der weißen, nackten Theile und des vergoldeten Gewandes und sonstigen Schmuckes ein wenn auch bescheidenes Abbild der Farbenwirkung des Goldes und des Elfenbeines im Originale darbieten sollte. Bekanntlich ward auch bei größeren Bildwerken im Alterthume nicht selten aus Sparsamkeitsgründen Marmor anstatt des kostbaren Elfenbeines neben dem Golde verwandt. Die Statue ist mit der Basis ungefähr einen Meter, ohne sie 93 Centimeter hoch. Während in der früher aufgefundenen kleineren Statuette die Basis etwa ein Sechstel der Gesammthöhe ausmachte, erscheint sie hier verhältnißmäßig kaum halb so hoch. Ich möchte glauben, daß in diesem Punkte die kleinere Copie mehr Glauben verdient. Denn der reiche, ebenfalls aus Gold und Elfenbein gebildete Reliefschmuck der Basis, welcher Pandora's Schmückung durch Athene im Beisein einer größeren Götterversammlung darstellte, würde dem Fußboden allzunahe gekommen sein, wollten wir die Verhältnisse der neuen Copie zu Grunde legen und demnach eine Höhe von nur etwa 90 Centimeter für die Basis der Colossalstatue annehmen. Ja auch das Bild der Göttin selbst würde beim Eintritte in den Tempel kaum vollständig sichtbar gewesen sein, da umfangreiche Spuren im Fußboden des Parthenon vor der Bildnische auf einen größeren Bau hinweisen, der, welchem Zwecke er auch gedient haben mag, schwerlich niedriger gewesen sein kann als die oben für die Basis berechnete Höhe. Somit bleibt es auch jetzt noch am wahrscheinlichsten, daß die Basis der Originalstatue etwa zwei, der Koloß selber ungefähr zehn Meter hoch war.

Noch in ein paar anderen Dingen erweist sich die neue Copie als minder genau oder vollständig als die alte. Von den Reliefs an der Basis, die dort, wenn auch sehr flüchtig, angedeutet waren, erscheint hier keine Spur, und anstatt der Amazonenkämpfe, welche dort das äußere Rund des Schildes ganz bedecken, grinst uns hier nur das geflügelte Medusenhaupt entgegen, welches dort den Mittelpunkt des Kampfgewimmels bildet. Auf die Reliefs am inneren Rande des Schildes und an den Schuhsohlen haben beide Copien gleichmäßig verzichtet, ebenso auf die im Marmor schwer nachzubildende lange Lanze. Fehlt uns so in dem unteren Theile ein wesentliches Moment für die Wirkung der Originalstatue, jene verschwenderische Fülle beziehungsreichen und lebensvollen Beiwerkes, welche in echt Phidias'scher Weise die einfache Hauptfigur wie mit einem reichen Rahmen umgab, so entschädigt uns dafür die obere Hälfte des Bildes. Die schuppige, schlangenumsäumte Aegis, welche die Brust der Göttin bedeckt, vorne in ihren zwei Hälften von dem kreisrunden Medusenhaupte gleich einer Agraffe zusammengehalten, ist hier völlig durchgeführt, und vor Allem trägt der Helm noch seinen vollen Schmuck, bis auf wenige abgebrochene Theile merkwürdig wohlerhalten. Der runde Helm, dessen Kappe am Hinterkopfe schützend bis in den Nacken hinabreicht, ist vorne

über der Stirn mit einer Art von leise ausgeschweiftem Reifen geschmückt. Ueber den Ohren stehen die beiden Backendecken aufgeklappt empor. Auf der Kuppe des Helmes thront das Symbol der göttlichen Weisheit Athene's, die Sphinx, in voller Rundfigur; ihr zur Seite in ähnlicher Weise hervorragend zwei Greifen, in denen verbreitete Sagen die Wächter verborgener Goldschätze erblickten. So galt es ja auch in diesem Tempel die Schätze des attischen Staates und der attischen Götter zu hüten, welche in dem großen „Hintergemach" hinter dem Rücken der Statue aufbewahrt wurden. Einen neuen Zug gewinnt das aus Beschreibungen und anderen Nachbildungen im allgemeinen schon früher bekannte Bild des reichen Helmschmuckes durch den hochragenden Busch. Der Bügel desselben neigt sich vom Scheitel der Sphinx in geschwungener Linie nach hinten und trägt einen schmalen Kamm steifer Haare, welche vorn sich leise vorwärts biegen, hinten lang bis in den Nacken herabfallen. Die bisher bekannten Copien schwankten hinsichtlich des Helmbusches, da aber gerade die statuarischen Nachbildungen ihn nicht kannten, glaubte man ihn dem Originale absprechen zu dürfen. Dem neuen Bilde gegenüber, welchem in dieser Einzelheit auch sonst sehr zuverlässige attische Reliefs zur Seite stehen, wird man nicht mehr zweifeln und gern anerkennen, daß der Busch einen durchaus angemessenen Abschluß des reichgestalteten Helmschmuckes bildet. Ja man gewinnt dadurch noch einen andern Vortheil. Die Höhe der Cella, in welcher das Goldelfenbeinbild stand, betrug dreizehn bis höchstens vierzehn Meter; das Bild selbst war mit der Basis, wie oben bemerkt, zwölf Meter hoch. Folglich blieb zwischen der Helmspitze des Bildes und der Decke nur ein verhältnißmäßig geringer Zwischenraum übrig. Dieser Umstand machte sich natürlich weniger fühlbar, wenn die Statue oben mit einem schmalen, etwa 65 Centimeter hohen Busche abschloß, als wenn die compacte, runde Masse des Helmes mit seinen Fabelthieren bis so nahe an die Decke reichte.

An den Handgelenken trägt unsere Statue Armspangen, die den rechten Arm in mehrfachen Reifen umwinden. Ich sehe keinen Grund, weshalb diese nicht von dem Originale entnommen sein sollten, wenn auch keine der bisherigen Nachbildungen sie kennt. Die großen Elfenbeinflächen der nackten Arme konnten durch goldene Spangen nur passend belebt und gehoben werden. Viel bedeutender aber ist die Belehrung, welche wir durch die mit Ausnahme des Kopfes vollständig erhaltene Gestalt der Nike auf der ausgestreckten Rechten Athene's erhalten. Ueber die Stellung der kleinen Flügelgestalt gingen die Ansichten weit auseinander. Die Einen wollten sie, entsprechend den Darstellungen atheniſcher Münzen, der Göttin entgegen schweben lassen, so daß sie ihr gleichsam den Sieg brächte; die Anderen zogen es vor, sie dem Beschauer zugewandt zu denken, als ob sie im Auftrage der Göttin ihm die

Siegerbinde darbringen wollte. Denn daß sie letztere in den Händen trug, ließ sich mit Wahrscheinlichkeit aus einem attischen Relief, das eine besonders treue Nachbildung giebt, und aus einer Münze mit dem olympischen Zeusbilde schließen, wo die Nike, ebenfalls auf der Rechten des Gottes, ganz in Uebereinstimmung mit Pausanias Beschreibung, die Binde hält. Jetzt bringt die neue Statue die sichere Bestätigung. Zugleich bestätigt sie aber auch eine abweichende Ansicht über die Haltung der Nike, welche ich, gestützt auf die eben genannten beiden Bildwerke, in meinem Buche über den Parthenon ausgesprochen hatte, die aber nur theilweise Zustimmung, und gerade neuerdings sehr entschiedene Zurückweisung erfahren hat. Danach wäre die Nike seitwärts gerichtet gewesen, weder der Göttin zu- noch von ihr abgewandt, sondern in solcher Haltung, daß man sie beim Eintritte in den Tempel nahezu im Profil nach rechtshin schwebend, je näher man dem Bilde trat, desto mehr von vorn erblickte. Rein künstlerisch ward dadurch der Vortheil erzielt, daß der Beschauer durch die unschöne Rückenansicht von keinem Standpunkte aus gestört ward, sondern immer möglichst schöne Linien gewahrte und überdies eine Steigerung der Wirkung, fast möchte ich sagen, des persönlichen Verhältnisses der Nike zu ihm selber, erfuhr, je näher er an die Statue herantrat. Denn das ist freilich klar, daß bei dieser Haltung der Nike die „niketragende" oder „siegbringende" Göttin (Nikephóros) nicht erst von Nike die Siegerbinde erhalten kann, sondern sie durch ihre beschwingte Dienerin den frommen und als tüchtig bewährten Verehrern verleiht. Sicherlich ist es auch dem Grundgedanken des Phidias bei seiner Schöpfung gemäßer, die Göttin nicht blos als die Inhaberin des Sieges, sondern als dessen huldvolle Spenderin zu charakterisiren. Darauf weist alles Beiwerk: im Gigantenkampfe entscheidet Athene's Theilnahme den Sieg den Götter, im Amazonen- und im Kentaurenkampfe sind es Athene's Verehrer und Schützlinge, welche mit dem Beistande ihrer Schutzherrin den Sieg gewinnen. Auch die Schmückung Pandora's an der Basis zeigt die Göttin nicht etwa als selbst Geschmückte, sondern als die Spenderin köstlicher Gaben an die Stammesmutter des ganzen Menschengeschlechtes.

Vielleicht das Auffälligste an der neuen Statue ist die ziemlich starke und in den Formen wenig ansprechende runde Säule, welche auf der vorderen linken Ecke der Basis steht und der die Nike tragenden rechten Hand als Stütze dient. Mehrfach ist schon früher die Frage aufgeworfen worden, ob der vorspringende Unterarm des Kolossalbildes (welches ja nicht aus gegossenem Metall oder aus Marmor bestand, sondern aus Holz, Elfenbein und Goldblech zusammengefügt war) mit der sechs Fuß hohen goldenen Nike auf der Hand sich ohne eine materielle Stütze habe halten könuen, ohne am Elnbogen aus den Fugen zu weichen. Namentlich hat Karl Bötticher im Jahre 1857 auf Grund eines attischen Reliefs im Berliner Museum, welches

unterhalb der die Nike tragenden Hand der Parthenos eine Säule zeigt, diese Art der Unterstützung auch für das Original angenommen. Er hat damit wenig Glauben gefunden: die neue Statuette verändert den Stand der Frage sehr wesentlich zu Gunsten Bötticher's. Und in der That, wenn man bedenkt, daß bei den Größenverhältnissen der Kolossalstatue der frei vorspringende Unterarm von seinem Unterstützungspunkte an der Hüfte ab eine Länge von etwa 2.25 Meter hatte, daß ferner dieser Arm aus einer mit Elfenbein bekleideten hölzernen Schale bestand, die natürlich im Inneren noch mancher Stütze und Verklammerung bedurfte, daß endlich die Hand das ansehnliche Gewicht einer ungefähr 2.80 Meter hohen mit Flügeln und reicher Gewandung versehenen Nike von Goldblech zu tragen hatte, deren nackte Theile ohne Zweifel wiederum von Elfenbein gearbeitet waren und also auch einen Holzkern erforderten; wenn man dies alles bedenkt, so muß es doch sehr zweifelhaft erscheinen, ob sich ohne moderne Eisenconstructionen die nöthige Festigkeit dieses ganzen vorspringenden Statuentheiles anders erreichen ließ als durch eine Unterstützung der Hand. Daß sie aber wirklich erreicht worden war, geht daraus hervor, daß der Reisende Pausanias noch sechs Jahrhunderte später Alles unversehrt vorfand; ja wahrscheinlich ist es so noch drei Jahrhunderte länger geblieben, bis die Christen um die Mitte des fünften Jahrhunderts das verhaßte Götzenbild vernichteten. Sollte also wirklich, wie es den Anschein hat, die Säule auch in dem Originalwerke vorhanden gewesen sein, so wird freilich niemand darin etwas Anderes als einen Nothbehelf finden wollen, der durch die Bedingtheit der Goldelfenbeintechnik veranlaßt war, aber nur theilweise entschuldigt wird. Denn da diese complicirte Technik auf möglichst geschlossene Composition gebieterisch hinweist, so mußte der Künstler gleich bei seiner Erfindung hierauf Bedacht nehmen, wie denn derselbe Phidias bald nachher bei seinem olympischen Zeus die Armlehne des Thrones als natürlichste Stütze des Armes mit der Nike verwandte. Vielleicht ist es aber doch gestattet, auf einen mildernden Umstand hinzuweisen. In der ganzen unteren Hälfte der Statue standen die rechte und die linke Seite in einer Art von Gegensatz. Das grade rechte Standbein war von massigen Steilfalten fast säulenartig umgeben, die mäßige Bewegung des gebogenen linken Beines ward ergänzt durch die Windungen der großen Schlange daneben und durch die leise Wölbung des von vorn nur in der schmalsten Ansicht sich darbietenden Schildes. Jene Steilfalten nun erhielten gewissermaßen eine Verstärkung durch die ohne Zweifel etwas geschmackvoller durchgebildete Säule, welche für den Beschauer aus einiger Entfernung dicht neben das Gewand rückte und erst, wenn man näher trat, sich mehr und mehr von diesem löste. Immerhin erblicken wir in dieser Säule die älteste Ahnherrin jener Baumstämme und sonstigen Stützen, welche spätere Copistenroutine den

Marmorcopien nach Bronzeoriginalen hinzuzufügen pflegte, oder jener unbehilflichen Veranstaltungen, mit welchen auch die moderne Kunst nicht verschmäht hat, die Pferdeleiber ihrer Reiterstatuen zu unterstützen.

Endlich bleibt noch ein Punkt übrig, welcher wichtiger ist als alle sonstige Belehrung, die sich dem neuen Bilde hat abgewinnen lassen. Mehrfach hat bereits in der Presse das Befremden über den unerwartet alterthümlichen Charakter in den Formen und dem Ausdrucke des Gesichtes der Göttin Ausdruck gefunden. Schon die ältere Statuette konnte zeigen, daß Athene's Antlitz hier noch nicht den ovalen Umriß der geläufigen späteren Köpfe der Göttin aufwies, sondern daß die Formen eine kräftige Breite und Rundung besaßen, wie sie dem Schönheitsideale der älteren Zeit entsprach. Genaueres über den Ausdruck ließ sich jenem Bilde bei seiner Kleinheit nicht entnehmen. Die neue Copie zeigt uns nunmehr bei festen breiten Formen einen sehr gehaltenen, ruhig strengen Ausdruck, der freilich mit der Starrheit archaischer Bildwerke und ihrem steifen Lächeln im Einzelnen nichts mehr gemein hat, aber doch in der strengen, fast noch etwas herben Empfindung, die nur im Munde etwas huldvoller erscheint, dem Geiste jener älteren Zeit fast noch näher steht als dem bis zur Sentimentalität gesteigerten Gefühlsausdrucke späterer Bilder der jungfräulichen Göttin. Im Einzelnen mag im Originale manches lebendiger durchgebildet gewesen sein als in der Marmorcopie (wie z. B. die Augensterne der „blauäugigen" Göttin aus Edelsteinen sicherlich von belebender Wirkung gewesen sind), im Ganzen stimmt der Charakter des Kopfes so wohl überein mit manchen anderen Athenetöpfen von älterem Typus, namentlich mit demjenigen der ludovisischen Statue des Antiochos von Athen, in welcher man längst eine Nachbildung der Parthenos erkannt hat, daß ich keinen Augenblick zweifele, daß die Statuette uns, obschon in römischer Verflachung, so doch ein in den Grundzügen verläßliches Abbild der Phidias'schen Göttin bewahrt hat. Das aber ist nicht unwichtig für die Erkenntniß der kunst- und religionsgeschichtlichen Bedeutung des Meisters. Wir sind leicht geneigt, unsere Vorstellung von seinen hochgepriesenen Götterbildern durch die heitere und freie Schönheit bestimmen zu lassen, welche uns vor Allem aus dem Parthenonfriese entgegenleuchtet. Aber es ist ein großer Unterschied zwischen einer so zu sagen historischen Darstellung, wenn sie auch einen Tempel schmückt, und einer Statue, welche die Gottheit als Gegenstand der Verehrung darstellen und daher ebenso sehr zum religiösen wie zum künstlerischen Sinne des Menschen sprechen soll. Im Westgiebel des Parthenon durfte Phidias es wagen, Aphrodite fast unverhüllt darzustellen, in seinen Cultbildern der Göttin bewahrte diese ohne Zweifel ihre damals noch ganz übliche vollständige Bekleidung. Wenn schon in der Götterversammlung jenes Frieses Zeus, bei sonst völlig freier, ja lässiger Haltung, seinen herkömmlichen

langen Spitzbart nicht ganz abgelegt hat, wie viel näher lag es da, in dem Hauptbilde des Tempels mit der Tradition nicht völlig zu brechen, sondern von dem althergebrachten Typus so viel beizubehalten, daß diese Göttin, die Parthenos, dem frommen Verehrer nicht als ein völlig verschiedenes, sondern nur als ein vervollkommnetes Wesen erschien gegenüber der heiligen Burggöttin, der Polias, welche er im benachbarten „alten Tempel" der Burg mit pietätvoller Scheu in einem alterthümlichen holzgeschnitzten Bilde verehrte. Das Gleiche gilt vom olympischen Zeus. Auch hier haben neuere Entdeckungen gelehrt, wie weit entfernt der Kopf des bewunderten Meisterwerkes des Phidias von jenen effectvoll gesteigerten Zügen war, welche die Maske von Otricoli und verwandte Werke darbieten. Für die Erklärung des gehaltenen strengen Charakters kommt aber neben dem religiösen Moment (welches heutzutage Manche mit Unrecht und nicht zum Gewinne des Meisters in den Schöpfungen des Phidias möglichst zurückdrängen möchten zu Gunsten einer ausschließlich künstlerischen Auffassung) ein zweiter Umstand in Betracht. Die paar erhaltenen Köpfe aus den Parthenongiebeln, so wenig sie auch archaisch gebildet sind, ermangeln doch noch des warmen individuellen Seelenlebens, welches im nächsten Jahrhunderte die Kunst des Skopas und des Praxiteles ihren Göttern verlieh. Hier war dem Künstler durch die Entwickelung nicht blos der Kunst, sondern des ganzen Geisteslebens seiner Nation eine Schranke gezogen, welche zu durchbrechen er nicht vermochte, ja wohl auch gar nicht das Bedürfniß empfand. Erst die euripideische Tragödie und die Philosophie bereiteten auch in der Kunst der Wiedergabe lebhafterer Empfindungen und Seelenregungen den Boden. Stellt man sich aber auf den Standpunkt der Phidias'schen Zeit und betrachtet von hier aus noch einmal das Bild der attischen Göttin, wie es uns die neue Statuette vorführt, so wird man bei unbefangener Würdigung sicherlich eingestehen, daß der ruhig ernste, von keinerlei Leidenschaft bewegte Ausdruck des Antlitzes völlig zu der einfachen, gemessenen Haltung der ganzen Gestalt paßt, daß hier die vollkommenste Harmonie eines natürlichen, auf der göttlichen Selbstgenügsamkeit beruhenden Würdebewußtseins waltet, eine Harmonie, welche ihrer ganzen Stimmung nach mehr mit der Art des Aeschylos und Sophokles, als mit der des Euripides verwandt ist. Ad. Michaelis.

Lessing als Reformator.

Als eine der werthvollsten Festgaben zum Lessingjubiläum ist in erweiterter Bearbeitung Kuno Fischer's Schrift über „Nathan den Weisen", der nun ein Heft neuer Studien über Lessing als „erster Theil" vorangesetzt ist*), erschienen. „Bei einem solchen Manne wie Lessing," meint der Verfasser in seiner Vorrede, „da will die Anerkennung der Welt nicht blos eine ausgemachte, sondern auch in richtiger Würdigung gegründete Thatsache sein. Diese Einsicht suchen und fördern ist noch lange keine überflüssige Aufgabe. Jede falsche Ansicht, gleichviel ob ihr unverständige Bewunderung oder unverständiger Tadel zur Seite steht, trübt sein Gedächtniß. Und noch giebt es solcher Irrthümer genug. Zu ihrer Berichtigung beitragen und das Andenken Lessing's durch die wahre Erkenntniß seiner Verdienste befestigen, erscheint mir als die würdigste Art, den Säculartag seines Todes zu feiern." Gewiß in jedem Falle eine würdigere Festfeier als solch verstümmelte Aufführungen Lessing'scher Dramen, wie sie „Minna von Barnhelm" wenigstens gerade an dem Orte zu Theil zu werden pflegen, wo das erste deutsche Lustspiel zuerst seine Aufführung erlebte. Das erste deutsche Lustspiel? Ob wohl Lessing selbst diese stolze Bezeichnung für seine Minna angenommen hätte? Ein Oheim der berühmten romantischen Dioskuren, Johann Elias Schlegel (Professor an der Ritterakademie zu Soröe, allwo er 1749 starb), war, wenn ihn heut zu Tage auch nur mehr die Literaturgeschichten kennen, doch eine Art von Vorläufer Lessing's auf dem Gebiete dramatischer Bestrebungen. Er dichtete ein Lustspiel „Der Triumph der guten Frauen" (1748 in den „Beiträgen zum dänischen Theater"). Das Stück denn preist Lessing selbst im 52. Stücke seiner „Hamburgischen Dramaturgie" als eines der besten deutschen Originallustspiele und spendet ihm auch sonst reichliches Lob. Das „beste" unter den vorhandenen hatte er es genannt. Und doch hätte er ihm zu jener Zeit (1767), da die Minna schon gedichtet war, den Titel eines „guten" Lustspieles wohl kaum mehr zugestehen können. Dem Kritiker, welcher Shakespeare's Werke dem deutschen Geiste verwandt erklärte, konnten die übertragenen Charaktermasken Molière's und Marivaux' mit der steifen Pracht ihrer Alexandriner nicht mehr national erscheinen. Für Joh. E. Schlegel war die Dichtung selbst das höchste Ziel, das Drama war ihm der Gipfelpunkt seines Könnens. Aber umgestalten läßt sich eine Sache nur von dem,

*) G. E. Lessing als Reformator der deutschen Literatur, dargestellt von Kuno Fischer. Erster Theil: Lessing's reformatorische Bedeutung. Minna von Barnhelm. Faust. Emilia Galotti. Zweiter Theil: Nathan der Weise. Dritte, neu bearbeitete Auflage. Stuttgart, J. G. Cotta. 1881.

der darüber, nicht von jenem, der selbst darin steht. Für Lessing war das Drama wie die „schönen Wissenschaften" überhaupt nur einer, ja in seinen Augen ein untergeordneter Kreis seiner Thätigkeit. Und eben deshalb weil er darüber stand, von höheren Gesichtspunkten geleitet ward, deshalb konnte er völlig ausführen, was Joh. E. Schlegel nur dunkel ahnte; er konnte das deutsche Drama reformiren.

„Lessing, der Reformator", keinen besseren Titel könnte eine als Festgeschenk für seine Jubelfeier bestimmte Schrift tragen. Wie oft hat man sich in Schrift und Wort Mühe gegeben, Lessing's Bedeutung, sein Streben wie sein Verdienst klar zu machen. Ich meine in dem einen Worte „Reformator" liegt alle Deutung enthalten. „Nur habet acht, daß Ihr's auch recht versteht!" Nicht weil er das deutsche Drama wie die deutsche Kunstlehre schuf, nicht weil er ein neues Verhältniß zum Alterthum gründete*), noch weil er dem polyhistorischen Gelehrtenkram ein Ende machte, ist er ein Reformator. „Luther du!" ruft Lessing im Absagungsschreiben an Goeze (1778), „großer verkannter Mann! Du hast uns von dem Joche der Tradition erlöset: wer erlöset uns von dem unerträglichen Joche des Buchstabens! Wer" —. Es ist Lessing selbst, der diese Erlösung uns brachte; aber nur weil er in gleicher Weise Kunst und Wissenschaft wie Theologie neu belebte, nur weil er auf fast jedem Gebiete ins Geistesleben der Nation umgestaltend eingriff wie seit Luther selbst es keiner gethan hatte, darum gebührt gerade ihm allein der Name des Reformators. Denn nur eine Umgestaltung aller Richtungen des menschlichen Lebens, das ist der große Sinn des Kaulbach'schen Bildes, ist Reformation. Das ja ist selbstverständlich, daß Gehilfen auch Lessing auf jedem Gebiete haben mußte. Michaelis, Semler, Reimarus rüsteten die Werkzeuge für theologische Forschungen; ein Dichter wie Klopstock mußte das Gemüthsleben der Nation wecken und rühren; die jungen stürmenden Dichtergenossen mußten kommen, um praktisch auch im wirklichen Leben mit den alten Formen zu brechen. Außer all dem bedurfte es aber noch eines Sturmwindes, der die alten, morschen Aeste hinwegfegen und neuen, lebensfrischen Trieben Platz schaffen mußte; solch kräftig reinigender Sturmwind durchtobte denn auch sieben Jahre lang die deutschen Lande. Und als all dies geschehen, da bedurfte es neben Lessing noch eines zweiten, der in strenger, ruhiger Arbeit die eine gefährlichste Verschanzung der alten Zeit unterminirte, nachdem Lessing auf allen Punkten siegreich angegriffen hatte. Immanuel Kant „mußte unsere Vernunftkräfte, jede in ihrer Eigenart, Leistungsfähigkeit und Tragweite sorgfältig prüfen und ausmessen, damit man wußte, worin das

*) Als Führer zur Schönheit der Antike (Helena) feiert ihn Goethe im Faust (II) als „Chiron" in der classischen Walpurgisnacht.

Vermögen der menschlichen Natur besteht: ihr Erkenntniß- und Wahrheitsvermögen. Diese Prüfung nannte man die ‚Kritik der Vernunft‘; ihr verdankt die Philosophie die große Erleuchtung, die ihre Wege bis heute gelenkt hat“.

Wenn Lessing's Thätigkeit eine so vielseitige war und er gerade durch diese Vielseitigkeit sich als Reformator bekundete, ist es da nicht ein Fehler des Verfassers, in einem Werke, das die Ueberschrift trägt „Lessing als Reformator“ gerade, und fast ausschließlich, die Dramen in den Vordergrund zu stellen? Fischer giebt wohl selbst die Antwort: „Die Reformation des Dramas (I, S. 6) will nicht blos in der Aesthetik und in der Lehre von der Dichtkunst, sondern auf der Bühne selbst geschehen; wer hier umgestaltend wirken soll, muß neue Dramen hervorbringen, neue Lebensanschauungen in diesem mächtigsten und populärsten aller Kunstwerke verkörpern. Dies vermochte und that Lessing.“ Wären seine dramatischen Dichtungen Buchdramen gewesen gleich denen so manch moderner Dichter, ja wie in gewissem Sinne selbst Goethe's Dramen mehr Lese- als Bühnendramas sind, dann freilich dürfte nicht die dramatische Thätigkeit Lessing's hier den Hauptgegenstand der Abhandlungen bilden. Die „neuen Lebensanschauungen“, die Lessing brachte, machten ihn zum Reformator, und diese treten am leichtesten faßbar in seinen dramatischen Schöpfungen hervor. Den herkömmlichen Zwang des dumpfen, engen Lebens in Deutschland wollte Lessing brechen durch Wort und Beispiel, zum eigenen Denken und reger Geistesthätigkeit wollte er alle anspornen. An Stelle der bisher geltenden Schablonencharaktere brachte er freie Menschen auf die Bühne, die in ihren Gesinnungen und Handlungen ohne gleichen dastanden. Französische Beurtheiler fanden Odoardo's That zur Rettung der Ehre seiner Tochter „un expédient qui n'est pas dans nos moeurs“ — es war freilich neu ein solches Beispiel aufzustellen für seines Nathan späteren Satz: „Kein Mensch muß müssen“, und doch meinte derselbe Kritiker „il fait un grand effet“. Tief ins Innerste ergriffen wurde die große Masse des Publikums durch diese Dramen. Die Sara Sampson bewegte, trotz der ungewöhnlich langen Dauer, die ihre Aufführung in Anspruch nahm, die eifrigen Zuschauer zu Thränen; Minna von Barnhelm mußte dem stürmischen Jubel der Berliner gemäß nach ihrer ersten Aufführung (21. März 1768) zehn Tage hinter einander wiederholt werden. Was hier Lessing auf die Bühne führte, das hatte der siebenjährige Krieg im Leben des Volkes hervorgebracht; ein wirklicher Spiegel des Lebens verkörperte hier die Bühne die Neugestaltung der Zeit. „Die Herstellung der Wahrheit in unserem Denken und Dichten war die Aufgabe von Lessing's Leben“ (I, S. 70). Gleichsam concentrirt erscheint das Resultat dieser reformatorischen Thätigkeit Lessing's in seinen Dramen; hier tritt es uns am klarsten vor Augen, wenn wir sehen, wie er es ist, der zuerst natürlich wahre Charaktere vorführt auf

den Brettern, die die Welt bedeuten. Von dort aus können wir dann auf das große Drama seines Lebens selbst blicken, auch hier zuerst der freie Charakter, „Lessing der Reformator" als „Lessing der Kämpfer". Und eben weil dieses rastlose Streben nach Wahrheit in allen seinen Schriften hervortritt, ja auch in der Form seinem Stile selbst den Stempel aufgedrückt hat, darum ist er „der größte Schriftsteller der Nation" wie Goethe ihr größter Dichter; als die Weimarer Dichter eine poetisch-kritische Musterung in der deutschen Literatur hielten, da wurde nur einem unbedingte Bewunderung zu Theil:

„Vormals im Leben ehrten wir Dich wie einen der Götter,
Nun, da Du todt bist, so herrscht über die Geister Dein Geist."

Nur Philosophie und Religion preist Goethe einmal als die wahren und einzigen Bildungsmittel der Menschheit. Lessing warf sich und seinem Volke zuerst die Frage auf: „Worin besteht das Wesen der Religion und ihrer Geschichte? Wie verhält sich die Religion zu den Religionen?*) Diese können nichts anderes sein als die fortschreitende Ausbildung und Entwickelung der wahren Religion, als die allmählich fortschreitende Erziehung der Menschheit nach einem göttlichen Weltplane. Den Gedanken auszuführen schrieb Lessing eine seiner tiefsinnigsten Schriften, die letzte, die er herausgab: „Die Erziehung des Menschengeschlechtes". Um aber der Welt in der ergreifendsten und populärsten Form zu sagen, was er unter Religion und religiöser Erziehung verstehe, betrat er zum letzten Male seine alte Kanzel, das Theater, und vollendete „Nathan den Weisen" (I, S. 54).

Goethe hat nach langem Ringen es vermocht, uns die antike reine Schönheit in ihrem vollen Glanze wieder vorzuführen (Iphigenie und römische Elegien). Der Laokoon hat ihm zuerst den Weg ins classische Alterthum gewiesen, und wieder war es ein Drama Lessing's, der „Philotas" (1759), in welchem es zuerst versucht wird, Alterthum und Gegenwart im Kunstwerke zu vereinigen. Bald nach Vollendung des kleinen Dramas rief Lessing aus, „und ist einem Preußen denn der Heldenmuth nicht angeboren wie einem Spartaner!" Unter dem unmittelbaren Eindrucke von Ewald von Kleist's Patriotismus und Kampfeslust war die, nur scheinbar einen griechischen Helden verherrlichende Dichtung entstanden, die freilich noch kein großes Kunstwerk war. Es ist auch hier in der Dichtung „der Standpunkt der poetischen, productiven, genialen Kritik, den Lessing begründet und in seiner Person gleichsam vorbildlich verkörpert hat: der Kritik, die das Genie nicht erzeugt, aber

*) Schiller im Xenienalmanach für 1797:

„Welche Religion ich bekenne? Keine von allen,
Die Du mir nennst. — Und warum keine? Aus Religion."

erkennt und erzieht, nicht macht aber besser macht und vom falschen Wege auf den richtigen, von der Unnatur zur Natur führt."

Die durch Kritik entstandenen Dramen Lessing's sucht Fischer denn auch mit eindringender Kritik zu erläutern. Minna von Barnhelm, Faust und Emilia Galotti behandelt der erste, Nathan den Weisen der zweite Theil seines Werkes. Der Inhalt desselben bietet aber bedeutend mehr als die Titelangaben sagen. Eine ausführliche Zergliederung des Nathan muß ja in jedem Falle auf Lessing's theologische Kämpfe zurückkommen. Von den 193 Seiten des zweiten Bandes sind denn auch mehr als 70 diesen „theologischen Schnurrpfeifereien", wie Lessing sie nennt, und Erörterungen über Lessing's Verhältniß zu den positiven Religionen gewidmet. Dagegen giebt die Einleitung zum ersten Bande in gedrängter Kürze einen Ueberblick über die deutsche Literatur und ihre Geschichte von der Reformation des sechzehnten Jahrhunderts bis auf Lessing, eine Skizze, die mit so wenigen Strichen nicht meisterhafter gezeichnet sein könnte als Fischer sie entworfen hat.

Gegenüber den meisten anderen, welche, von der Philosophie ausgehend, ins Feld der Literaturgeschichte gerathen, bildet Kuno Fischer überhaupt eine nachahmungswerthe Ausnahme. Nicht mit ästhetischen Theorien, sondern mit den entsprechenden philologischen Mitteln geht er zu Werke. Gerade bei einer Dichtung wie Goethe's Faust, wo doch dem Philosophen so manche Verführung im Wege lag und ihn locken mußte, hat Fischer in mustergiltiger Weise „die Entstehung und Composition des Gedichtes" (Stuttgart, Cotta. 1878) historisch klar zu legen versucht. Ob die hierbei gewonnenen Ergebnisse nicht durch neuere Forschungen manche Aenderung erfahren werden, kann ja noch wohl dem Zweifel unterliegen; Kuno Fischer's großes Verdienst ist es aber, daß er alle Vorzüge der früheren ästhetisirenden Behandlung der Literaturgeschichte mit der streng philologisch-historischen Methode zu vereinigen weiß wie kaum ein anderer Forscher; ein Vorzug, den wir auch bei dem vorliegenden Werke über Lessing rühmend anzuerkennen haben. Die Entstehung der Dramen wird uns vom Historiker vorgetragen; die feine Zergliederung der Handlung und nachschaffende Construirung der Charaktere gehört diesem eben so an wie dem Aesthetiker. Der doch jedem Leser von Fischer's Buch vertraute Inhalt der Minna hätte sich vielleicht etwas kürzer erzählen lassen (I, S. 94—103); die Zergliederung der Charaktere in Minna, Emilia und Nathan ist dagegen eine um so anziehendere Partie des Werkes. Auch in der Untersuchung über die verschiedenen, theilweise widersprechenden Aussagen Lessing's selbst und seiner Freunde über die Faustdichtung trifft Fischer wohl das richtige, wenn er zwei ganz verschiedene Bearbeitungen des Stoffes unterscheidet. Der Plan der ersten Faustdichtung beruht auf dem Grundgedanken (I, S. 173), den „Geist der Wißbegierde dem Dämon der Sünde gegenüber-

zustellen"; daraus durfte unmöglich ein Triumph des Satans werden; der Bruch mit der Volkssage trat ein. „Die ganze diabolische Tragödie wird zur Phantasmagorie, die der wahre Faust wie in einer Betäubung, in einem Traume erlebt. Dieser abenteuerliche, den Weltbegierden hingegebene und in den Abgrund getriebene Lebensgang ist „das Leben ein Traum" (richtiger eigentlich mit Grillparzer „der Traum ein Leben"), angewendet auf Faust." Der zweite Plan Lessing's war, aus dem Faust ein bürgerliches Trauerspiel zu schaffen; dazu wollte der Stoff sich nicht bequemen. Den Grund, warum Lessing die erstere Idee nicht ausführte, möchte ich nicht in einer principiellen Unausführbarkeit desselben, sondern in der Begrenzung von Lessing's poetischer Begabung suchen, die Kuno Fischer selbst so treffend charakterisirt (I, Seite 57): „Was Einsicht und höchste Geistesklarheit einem poetischen Werke verleihen können, kam seiner Dichtung zu Gute; was in der Geburt eines Kunstwerkes, in der schaffenden Phantasie eines Dichters die Sonnenhelle der Erkenntniß und Reflexion nicht verträgt, mußte ihr fehlen. Wenn der poetische Schöpfungsdrang so mächtig ist, daß er alle übrigen Geistesvermögen beherrscht und das eigene Bewußtsein soweit überwältigt, daß diesem das freie und unbefangene Zusehen vergeht; wenn der Zustand des Dichters jene Begeisterung sein soll, die man den göttlichen Wahnsinn genannt hat: so hatte Lessing's Dichterkraft eine solche Gewalt nicht. Gehört es zum Charakter des Genies, daß seine Natur mächtiger ist als seine Reflexion, und seine Schöpfungnn tiefer entspringen als alles Bewußtsein: so war Lessing ein solches Dichtergenie nicht und durfte es nicht sein, der Aufgabe gegenüber die er lösen sollte. Nach einem bekannten, aus der eigensten Erfahrung geschöpften Ausspruch Goethe's hat jedes geniale Gedicht etwas dunkles; es enthält:

„Was vom Menschen nicht gewußt,
Oder nicht bedacht,
Durch das Labyrinth der Brust
Wandelt in der Nacht."

Dieses magische Dunkel fehlt in Lessing's Natur und seinen Werken." Zur Behandlung des Fauststoffes war gerade solch' dämonische Kraft unerläßlich, während ja sonst im Drama dem berechnenden Verstande viel mehr obliegt als in allen anderen Dichtungsgattungen; und mit solcher Verstandeskraft schuf Lessing die ersten deutschen Dramen. „Die Erscheinung der Emilia" — welche Goethe dem aus dem Meere aufkreisenden Delos verglich — „war die Geburt der deutschen Tragödie" (I, Seite 186). „Drei Hauptpunkte sind es (I, Seite 195), die nach Lessing die Natur einer tragischen Dichtung ausmachen und deren Regeln bestimmen: die Wirkung, die Fabel und die Handlung. Unter der Wirkung ist die Erregung unserer Affecte, unter der Fabel

die Art des Stoffes oder der Begebenheit, unter der Handlung die Art der Composition zu verstehen." Wie sich das deutsche Drama auf dem Grunde seiner Lehre entwickeln sollte, konnte Lessing nicht mehr erleben. In seinem Todesjahre, dem Jahre da zuerst Kant's „Kritik der reinen Vernunft" hervortrat, ergriff Schiller's erstes Trauerspiel (die Räuber) die ganze Jugend Deutschlands; in Lessing's Geburtsjahre (1729) war einst Gottsched's „kritische Dichtkunst" erschienen. „Als Lessing seine Emilia Galotti in der letzten Gestalt ausführte, dichtete Goethe seinen Götz in der ersten („Gottfried von Berlichingen"); während Lessing den Nathan in seiner letzten Gestalt vollendet, dichtet Goethe die Iphigenie in ihrer ersten."

Dem Nathan widmet Fischer natürlich die eingehendste Untersuchung; hier erhalten „die Erziehung des Menschengeschlechtes" und die „Freimaurergespräche" ihre Würdigung. Zu den anziehendsten Abschnitten des zweiten Bandes gehört die Darstellung der Wandlungen, welche die berühmte Parabel von den Gesta Romanorum des Mittelalters aus durch die altitalienische Sammlung der Cento Novelle und Boccaccio's Dekamerone bis herab auf Lessing zu erfahren hatte. Schon durch diesen einfachen historischen Rückblick ist der alte alberne Vorwurf, als sei der Nathan gleichsam zur Verherrlichung des Judenthums geschrieben, von selbst abgewiesen. Lessing's Nathan wäre nicht das was er ist, wenn hier eine Religion tendenziös auf Kosten der anderen erhoben würde. So lange man von „Emancipation" spricht, ist es nur ein Zeichen, daß man sich noch nicht einmal darüber klar ist, was denn „Emancipation" bedeutet.

Aber „warum hat Lessing seinen Nathan dennoch zum Juden gemacht?" (II, Seite 165.). Lessing brauchte für seine Dichtung einen Charakter, in welchem die Duldung aus der Selbstverläugnung hervorgeht, in dem sie eigenste, innerste That, im wirklichen Sinne des Wortes Tugend ist. Sie tritt als solche um so deutlicher hervor, je weniger sie von Natur und Schicksal und allen den äußeren Mächten, von denen der Mensch abhängt, begünstigt worden. Es ist leicht tolerant sein, wenn ich nie einen Grund zum Gegentheil habe. Die Tugend ist nicht leicht, sie will erkämpft und errungen sein, sie ist um so echter, je schwerer der Kampf ist. Soll sich die Duldung im vollsten Sinne des Wortes als Tugend zeigen, so will ich sie aus dem schwersten Kampfe hervorgehen sehen, aus dem Kampfe mit Mächten, die ihr den größten Widerstand leisten. Und nun nehme ich eine Religion, die von Natur unduldsam und stolz ist, der Stolz ist nie hartnäckiger, als wenn er unterdrückt wird; ich nehme von allen Religionen der Welt diejenige, welche zugleich die stolzeste und die unterdrückteste ist." Wenn hier Duldung und Menschenliebe entspringt, so ist die höchste Tugend erreicht. Wenn Saladin oder der Patriarch sich eines Christenkindes erbarmen, ist es kein Verdienst, wohl aber wenn es

der Jude thut, dem kurz vorher christliche Nächstenliebe Frau und sieben Kinder gemordet. Aus diesen Gründen machte Lessing den Helden seines letzten Dramas zum Juden. Ein Tendenzstück zum Schutze der Juden schrieb er in unreifer Jugend (1749 „Die Juden; ein Lustspiel"). 1779 hielt Lessing seine Zeit einer andern Dichtung für fähig. „Als Lessing," damit schließt Kuno Fischer seine Betrachtung, „als Lessing die Erziehung des Menschengeschlechtes herausgab, schrieb man das Jahr 1780. Die Welt ist ein Jahrhundert älter geworden. Nach unseren Tagen zu urtheilen, scheint sie weiter als je von dem Ziele entfernt, das Lessing ihr zeigte. Die kirchlichen Kämpfe, der Glaubensstreit, selbst der Religionskrieg, der sich als Kreuzzug geberdet, der Völker- und Rassenhaß, die wilde Empörung, die in den Schichten der Gesellschaft wüthet, erschüttern den Erdtheil und sind uns gefährlicher als je, da wir zur Erhaltung des deutschen Reiches, des inneren Friedens und des Zusammenhaltes aller Elemente unseres Volkes bedürftiger sind als je."

Marburg. Max Koch.

Eine merkwürdige Prophezeihung.

Vor uns liegt ein Manuscript mit der Aufschrift: „Prophezeihung eines Juden zu Churfürst Augusti Zeiten, welcher ad marginem seine Anmerkungen dazu gesetzt hat; sie befindet sich in Dresden im Archiv, und jetziger Churfürst hat sie aufs neue einbinden und auf dem Schnitt vergolden lassen. copirt U . . . . d. 22. April 1779 von Johann Heinrich Gottfried von N . . . . . ." Ein weiterer Titel besagt, daß im Folgenden das opus des Jüdischen Rabbi Mardochai de Nelle über das Rothgüldenerz (die sogenannte große oder rothe Tinctur der Alchemisten, — der Stein der Weisen) enthalten sei.

Gleich vielen Fürsten seiner und noch der späteren Zeit beschäftigte sich Churfürst August I. („Vater August", 1553—1568) mit der Goldmacherkunst, deren Ziel in der Auffindung des Steines der Weisen bestand, d. h. jener Mischung, deren Zusatz unedle Metalle in Gold verwandeln, oder deren Besitz nach weiterer, mystischerer Auffassung ein unzerstörbares materielles wie geistiges Glück verbürgen solle. Zu Vater August nun kam der erwähnte jüdische Rabbi, welcher, wie aus einer Stelle hervorzugehen scheint, von jenem gütigen Fürsten auf begründete oder unbegründete Anklage hin Gnade erfahren hatte und sich ihm demgemäß zu lebhaftem Danke verpflichtet fühlte, um ihm als Ausdruck der Dankbarkeit seine Abhandlung zu Füßen zu legen.

Sie fand eine augenscheinlich günstige Aufnahme; der Rabbi wußte, auf welcher Seite den großen Herren des Zeitalters am sichersten beizukommen sei. Die längere Arbeit aber besteht aus zwei nur äußerlich mit einander verknüpften Theilen, und zwar enthält der zweite derselben eine specielle alchemystische Abhandlung über das „Rothgüldenerz". Der in ihr aufgewendete alchemystische und cabbalistische Bombast, dessen Entzifferung doch nur Unsinn im heutigen Verstand ergiebt, kann keinerlei ernstliches Interesse mehr in Anspruch nehmen, und gewinnt solches höchstens durch die Thatsache, daß er von einem weisen Fürsten seiner Zeit näheren Eingehens gewürdigt wurde. Hingegen erscheint der erste Theil merkwürdig genug, um ans Tageslicht gezogen zu werden. Er besteht aus Prophezeihungen, die Zukunft des sächsischen Fürstenhauses betreffend, und der Churfürst hat, wie auch der Titel besagt, seine Gedanken in der Form von Randbemerkungen eigenhändig beigefügt.

Man mag über dergleichen Prophezeihungen denken wie man will: die Astrologie, die Mutter der Astronomie, sowohl als die Alchemie, die Mutter der Chemie, sammt den in ihrem Gefolge befindlichen Wissenschaften oder Pseudowissenschaften haben zu Zeiten Resultate geliefert, die, auch wenn wir, wie natürlich, von jedem wundermäßigen Einflusse absehen, in ihrer Thatsächlichkeit wunderbar genug erscheinen, um mindestens psychologisches, wo nicht metaphysisches Interesse in Anspruch zu nehmen, — mag nun schlaue oder weise Berechnung ihr Geschäft, oder mag ein eigenthümlicher Zufall sein Spiel getrieben haben. Wir geben im Folgenden einen Auszug aus den Prophezeihungen, indem wir die wichtigsten Stellen wörtlich anführen und je das Eintreffen der bezüglichen Vorhersagung mit den entsprecheuden Reminiscenzen aus der Geschichte belegen. Die Anmerkungen sollen die von Churfürst August's Hand beigefügten Noten enthalten. Eine Erklärung der Möglichkeit solcher Prophezeihungen überlassen wir dem Belieben und Scharfsinne des Lesers; auf keinen Fall kann ein Zweifel an der Echtheit oder der Verdacht auf Apokryphität unserer Urkunde Statt haben.

Das Ganze beginnt mit einer devoten Einleitung in Form halb belehrender Ansprache. Hier folgen die Hauptstellen.

„Adonay Sebaoth Herr sey unsere Hülffe. Sela.[1]) Feuer und Saltz sind unentbehrlich in der Welt. Durch diese zwey Stücke wird alles erhalten, ernährt und fruchtbar gemacht. Hätte die irdische Welt die Sonne nicht, wovon wollte sie leben? Hätte sie kein Saltz nicht, wo wollte die Natur etwas hervorbringen? Ich behaupte, daß das Feuer und Saltz der erste Ursprung aller Metalle, Pflanzen und Thiere, ja gar das Leben aller Dinge

1) „Des Mardochäi Rabbi de Nelleus nachstehende beschriebene Werke und Arbeiten aus dem Rothgüldenen Erze haben wir wahrhaftig befunden, und ist über der ganzen Arbeit, von Anfang bis zu Ende 41 Wochen zugebracht worden. August."

sey.[2]) Der große Naturkundige Plinius spricht also mit Recht[3]), es sey allen elementarischen Cörpern nichts dienlicher und heilsamer, als die Sonne und das Saltz."

„Durchlauchtigster hochgeborner Churfürst, Ew. Durchlauchtigste Weisheit erlauben mir eine Vergleichung auf Ihre theuerste Person mit Feuer und Saltz zu machen. Ich Mardochäus de Nelle Rabbi spreche: Du weisheitsvoller Fürst bist Feuer und Saltz, auß welchen Dich Elochim gleich wie die ganze Welt erschaffen hat."[4])

„Urim Aesch Jah wird bey uns das heyligste Feuer des Herrn genannt, mit welchem alle Opfer angezündet, welches bey unsrer Vorfahren Gefangenschaft, in eine gewisse Grube verwahrlich beygeleget[5]), nach vieler Anzahl Jahre aber nicht mehr daselbst in Gestalt eines Feuers, sondern als ein dickes, zähes Wasser herausgehoben worden ist. Mit diesem geheimnißvollen Wasser hat man, durch die Strahlen der Sonne, ein großes Feuer, welches von neuem das gantze Opfer mit dem Holze vernichtete, wieder angezündet, und das Heiligthum durch solches erneuert. Weisheitsvoller Churfürst. Du bist mit diesem Urim Aesch auch zu vergleichen.[6]) [Es folgt nun eine längere Ausführung des Vergleiches in noch schwülstigerem Schmeichlertone; ihr Schluß, zugleich der der ganzen Dedication, lautet:] „Du legest Ihnen [Deinen Unterthanen] nicht mehr auf, als sie vertragen können.[7]) Dahero Dein gantzes Land jubiliret und saget, es lebe noch lange Jahre unser gnädiger weiser landes Vater August und landes Mutter Anna samt der jungen Herrschaft[8]) in dem Seegen unseres Vaters Abrahams, Israels und Jacobs."

Nach diesem Eingange folgen die eigentlichen Prophezeihungen. Die orthographische und stilistische Redaction in der uns vorliegenden Form dürfte wohl zum Theil auf Rechnung des Copisten zu setzen sein. Der Rabbi beginnt:

„Wenn ich aber meine Cabalistischen Betrachtungen vor mich nehme, so befinde ich, Durchlauchtigster Churfürst, daß Du bald*) wirst zu Deinen Vätern gesamlet werden und Adonay wird Dich zu sich nehmen[9]); Deine

2) „Ich gebe dem Rabbi hier Beyfall. August."

3) „Ist die Wahrheit."

4) „Ich halte den Rabbi diese Vergleichung zu gute, er hat es mit mir gut gemeint. August."

5) „Ist aus der heiligen Schrift bekandt."

6) „Artige Einfälle hat dieser Mann."

7) „Ich thue, was mir mein Gott anbefohlen und verantworten kann. August."

8) „nach Gottes Willen."

9) „Hierzu finde mich alle Tage bereit, vor Gott zu erscheinen. Er wird mich und die Meinigen nicht von sich stoßen. August."

*) In Berücksichtigung des Wortes könnte man, vorausgesetzt, daß auch diese Verkündigung erfüllt worden, annehmen, die Prophezeihung sei etwa in den Siebziger bis Achtziger Jahren des sechzehnten Jahrhunderts erfolgt.

Gemahlin wird zwar eher als Du von hinnen scheiden, Du aber wirst Ihr bald nachfolgen."

Da wir nicht genau festzustellen vermögen, aus welchem Jahre die Prophezeihung herrührt, können wir nur constatiren, daß sie sich bezüglich des letzteren Passus erfüllt hat: Mutter Anna starb am 1. October 1585, und schon am 11. Februar 1586, also nach circa vier Monaten, folgte ihr Vater August ins Grab nach.

Die nächste Prophezeihung:

„Deine Kinder werden auch nicht lange die Chursachsen regieren [10]), und nach Ihrem abschiede wird sich auch die Herrlichkeit des großen Steines aller Weisheit mit ihnen verlieren. Deren aus ihren Lenden entsprossene Nachfolger werden sich wohl um dieses Kleinod groß bemühen, aber Adonay will es ihnen nicht gönnen."

Churfürst Christian I. regierte bekanntlich nur fünf Jahre lang, und starb, erst 31 Jahre alt, bereits am 25. September 1591; auch Christian II. starb schon in seinem 28. Lebensjahre, nachdem er 1601—1611 selbständig regiert. Die meisten Churfürsten suchten in der Folge den „Stein der Weisen", am eifrigsten u. A. der prachtliebende und geldbedürftige August I. der Starke. Im übrigen hatten Vater August von seinen Kindern nur vier überlebt. Aber auch wenn der Rabbi den Verlust des „Steines aller Weisheit" symbolisch sollte gemeint haben, so gab ihm der Erfolg recht. Denn „seit dem Tode des Churfürsten August war Chursachsens Ansehen im Auslande in Verfall gerathen, weil es den Regenten an Kraft und Thätigkeit, wohl auch an Erfahrung gefehlt hatte, den ihnen nach ihrem Stande gebührenden Einfluß . . . . zu behaupten". Allerdings war es kein sehr gewagtes Unternehmen, nach der Regierung August I., die noch heute in sprichwörtlich gesegnetem Andenken steht, auf weniger günstige Zeiten zu rathen; doch drückt sich, wie man sieht, der Rabbi ziemlich speciell aus.

Der Adept fährt fort:

„Das güldene Seculum wird nach diesen sich in ein silbernes transmutiren, ja gar Mangel an beyden vorfallen. Denn in dem 16ten [das 17. ist gemeint] wird Sachsen ein Hartes erdulden müssen [11]) durch Krieg, Pest, Verfolgung und andere große Unheils-volle Unglücke; das Land wird fast verzagen wollen; aber Adonay wird es beschützen; Keine solche gute Zeit wird es wieder erleben, als solche bey Deiner glücklichen Regierung gewesen ist."

---

10) „Solches Alles stehet bey Gott, Er mache es mit uns allen, wie es ihm gefällt. August."

11) „Gott wird es also machen, wie sein göttlicher Wille ist."

Der dreißigjährige Krieg hat diese Vorherverkündigung dem Wortlaute gemäß nur allzuwahr gemacht; konnte man unter der Regierung der beiden Christiane am Ende noch immer von einem „silbernen" Zeitalter sprechen, so begann unter der Johann Georg's I. in der That der „Mangel" auch an diesem.

Weiter:

„Fast zu Ende des 16ten [d. i. des 17.] Seculi sprosset ein herrlicher Zweig von Deinem Durchlauchtigsten Stamme hervor. Dieser[12]) steiget mit seinem heldenmüthigen Geiste Geiste fast Wolken an; Er wird auch Deinen Nahmen führen und ein Vermehrer mit Rechte genannt werden.*) Adonay wird ihm nach großem Ungemach eine Königliche Krone aufsetzen lassen, und wird viele Länder, ob zwar mit Verfolgung beherrschen. Die eingepflanzte Religion wird Noth leiden[13]), doch wird solche kein Feind ausrotten können. Endlich wird er bei ziemlichen Alter zu seinen Vätern versamlet, und als ein großer gerechter König bey seines Gleichen schlafen gelegt werden."

Man wird zugeben müssen, daß dies alles sich buchstäblich erfüllt habe. Dabei kann es nicht Wunder nehmen, wenn die Prophezeihung mehr an die glänzenden Seiten der Regierung König August's I. und an die glänzenden Eigenschaften dieses Fürsten sich hält, obwohl auch das weniger Erfreuliche nicht übergangen wird. Ein „Mehrer" des Reiches durfte August I. der Starke nach Annahme der polnischen Königskrone (1696) und, bei all seiner Verschwendung der Mittel des Landes, auch in mancher andern Hinsicht wohl heißen. Der nordische Krieg wurde für Volk und Regierung Anlaß zu vielfacher Bedrängniß. Der Uebertritt des Königs zur katholischen Kirche hatte ganz natürlich eine Hintansetzung des lutherischen Kirchenwesens im Gefolge, die nach dem Uebertritte des Churprinzen zu Bologna (1712) sich nicht verminderte. Hiervon giebt u. a. die Ermordung des Archidiaconus Hohr durch einen katholischen Fanatiker in der Kreuzkirche zu Dresden Zeugniß.

Hierauf:

„Sein einiger Sohn und würdiger Nachfolger wird auch diesen Nahmen führen, und in eben dieser Dignität, wie sein Vater, mit einer Königs-Crohne beglückt werden."

(Friedrich) August II. bestieg ebenfalls den polnischen Königsthron.

„Sein Hauß wird er groß vermehren, und viele Fürstenthümer werben; Seine Kinder werden sich weit austheilen in mächtige Länder; Er wird ein segensvoller Vater von Kindes-Kindern;" —

12) „Dieses und alles das andere stehet bey Gott, wir Menschen sind zukünftige Dinge zu erforschen viel zu schwach."

13) „Gott beschütze die wahre Religion. Amen. August."

*) Nämlich Augustus, was nach mittelalterlicher Auslegung, von augere vermehren abgeleitet, „Mehrer" (des Reiches) bedeutet.

August's Gemahlin war eine Tochter Kaiser Joseph's I. Im Jahre 1717 vermählte sich Churfürst Maximilian Joseph von Baiern mit Maria Anna, sächsischen Prinzessin, und Churprinz Friedrich Christian mit Maria Antonia, Prinzessin von Baiern, nachdem bereits durch das Erlöschen der Merseburger (1738) und Weißenfelser (1746) Linie der Staat einen nicht unerheblichen Zuwachs empfangen. August wurde von fünf Söhnen und fünf Töchtern überlebt. Von diesen Kindern empfing Karl Christian Joseph die Würde eines Herzogs von Kurland (1758), Albrecht Casimir August die eines Herzogs von Teschen, und Clemens Wenzeslaus die eines Churfürsten von Trier (1868). Auch hier treffen somit des Rabbi Vorherverkündigungen zu. Er sagt ferner:

„Er wird dem Römischen [d. i. Deutschen] Reiche mit einer besondern Liebe zugethan seyn, doch dabey die dreyfache Crone über alles beehren."[14])

Die Erklärung ergiebt sich aus dem schon Beigebrachten.

„Er wird viele Neuerungen, mit großen Schatzungen, in seinen Landen, zum gewaltigen Schaden derer Unterthanen anlegen, worüber er das Land seufzend[15]) machet. Denn diese Schatzungen kommen Ihnen nicht zum Seegen; sondern er wird ein Scheusal anderer Länder [d. h. wohl: warnendes Exempel]; denn sein Einkommen ist doch nicht hinlänglich, und muß andere Länder um Vorschuß ansprechen. Die Religion leidet Noth mit dem Lande[16]), aber Adonay schauet darein, kommt dem Lande zu Hülffe, verkürtzet dieses Regenten Tage, und wird wenig Gutes von Ihme geredet und gehöret werden."

Die Neuerungen August's in der inneren Verwaltung waren beträchtlich. Die betrügerische Finanzwirthschaft des Ministers Grafen Brühl mit ihrer Erhöhung z. B. der Trank-, Vermögens-, Stempel- und Judensteuer und mit der übrigen berüchtigten Mißverwaltung fiel unter August's Regierung. Brühl brachte die Staatsschulden von 20 auf 100 Millionen, die Steuerschuld der Unterthanen auf 30½ Millionen. Während sich der Minister bereicherte, verschlang die Prachtliebe August's nicht minder bedeutende Summen. Im Frieden von Dresden mußte der Churfürst gegen Preußen ausdrücklich zur Aufrechthaltung der evangelischen Kirche sich verbindlich machen. Der König starb ganz plötzlich am 5. October 1763, wenige Wochen nach ihm Graf Brühl. Es war natürlich, daß August ein Theil der Schuld seines Ministers auch von einer noch so loyalen Bevölkerung zur Last geschrieben wurde.

Mardochai prophezeiht ferner:

---

14) „Gott verhüte solches, damit der Pabst in unseren Landen nichts einführen darf."

15) „Das Seufzen derer gerechter Unterthanen erhöret Gott. August."

16) „Gott verhüte dieses alles, wie wir hoffen wollen."

„Sein Nachkömmling wird keine Königliche Krone tragen; doch wird er besser, als sein Vater, wenngleich nicht so lange, in Frieden regieren. Die Last derer Unterthanen wird er in etwas erleichtern, auch vor seine Geschwister treulich sorgen."

Churfürst Friedrich Christian regierte nur drei Monate; denn er starb bereits am 17. December 1763, vom Schlage getroffen. Es konnte nicht fehlen, daß man, wie bei vielen ähnlichen Gelegenheiten, seinen Tod der heimlichen Beibringung von Gift zuschrieb. Die gegenwärtige Verkündigung ist auf den Nachfolger, Friedrich August III., anwendbar. Dieser lehnte im Jahre 1791 die auf ihn gefallene Wahl zum Könige von Polen ab, angesichts der Haltung Rußlands. „Seit den schönen Tagen August's ist die Wohlfahrt des Churstaates nie zu einer solchen Höhe gelangt, als unter Friedrich August III."

„Es wird sich eine Unruhe bei seiner Regierung hervorthun, welche aber von keiner Dauer seyn wird."

Damit kann der kurze Krieg in Gemeinschaft mit Preußen gegen Oesterreich gemeint sein, der im September 1778 begann und schon im Mai 1779 mit dem Frieden zu Teschen endigte. Ein Bauernaufstand blieb fast ohne Bedeutung.

„Die bösen Buben wird er ausrotten und alle ungerechte heillose Haushalter in denen Aembtern ab- und wegschaffen, wo zu ihm etliche gewaltige Freunde, zum Besten der Sachsen rathen, auch ihm schützen werden, damit er nicht mit Gift, wie seinem Vater wiederfahren [siehe oben], hingerichtet werden könne."

Der Hofrath und nachherige Minister von Gutschmidt, der Kammerherr von Burgsdorf und andere verdiente Männer halfen dem Churfürsten getreulich zur Vollbringung seines Reformwerkes.

Die jüngere sächsische Geschichte lebt in der Tradition aller; denn sie ist mit den Ereignissen, welche das Deutsche Reich seit Beginn dieses Jahrhunderts getroffen, aufs Innigste verknüpft. Wir setzen für denjenigen, welcher die Enträthselung bis zu Ende bewirken will, nunmehr den Schluß der Weissagungen des Juden Mardochai de Nelle hierher.

„Sachsen wird nach und nach eingehen wollen[17]), aber ehe Adonay sein Reich mit dem Untergang dieser aus Feuer und Salz bestehenden Welt anführt, wird doch noch eine geringe, aber vor Adonay große Person [Napoleon?] sich einstellen, und das güldene Seculum durch solche Person, aber nur nach den Jahren der Monate [? die französische Republik hat bis zum Jahre 12 gezählt,] wieder eingeführt werden, — welches die letzten Regenten von

17) „Dieses sind Muthmaßungen."

Deinem Churstamme, weisheitsvoller August, seyn, und solches eben wie Du vollkommen im Segen Adonay nebst vieler derer Unterthanen besitzen wird." [Friedrich August der Gerechte?]

„Ich kehre mich ab von meiner Cabalistischen Schreib-Art, und bitte in aller Demuth um Gnade, weil mein Geist, aus welchen ich vorhergehendes geschrieben, mich keiner andern Redensart zu bedienen erlaubet hat. Das Gute, so ich prognosticirt, geschehe[18]), das Böse aber wende Adonay ab."

Damit schließt der Rabbi seine Prophezeihung und beginnt die weitläufige Abhandlung über das Rothgüldenerz.

Wir gaben, was wir fanden.

Die Thatsache der Prophezeihung liegt vor, und sie scheint uns hinlänglich merkwürdige Momente zu bieten, um zu einigem weiteren Nachdenken anzuregen. Wolle aber der geneigte Leser bei Verfolgung des Vorstehenden weniger Veranlassung nehmen, sich in irgend welchem Aberglauben zu bestärken, als vielmehr seinen Blick für den geheimnißvollen Zusammenhang geschichtlichen Waltens zu schärfen. Ulrich Schneider.

Landtagsschluß und Ministerkrisis.

Ohne Sang und Klang ist am letzten Mittwoch (den 23. Februar) der preußische Landtag in später Abendstunde geschlossen worden — der traurigste Sessionsschluß, dessen man sich seit der Conflictszeit erinnern kann. Von den gesetzgeberischen Aufgaben politischer Bedeutung, welche der Session gestellt waren, ist nichts, gar nichts zu Stande gekommen — neben den rein geschäftlichen Agenden ragt nur der Steuererlaß als einsame Denksäule viermonatlicher Arbeiten empor, deren problematische Haltbarkeit der Fortgang der Reichstagsberathungen bald genug aufdecken dürfte. Aus gleichem Grunde läßt sich allerdings auch dem Verwendungsgesetze keine Thräne nachweinen; die Commissionsverhandlungen haben, wenn nichts anderes, so doch hinreichend die Unreife und innere Unwahrhaftigkeit des Entwurfes zu Tage gebracht. Die beiden Vorlagen zur Feststellung der in der vorigen Session mit so viel Eifer erfochtenen und mit so viel Selbstgefälligkeit durchgesetzten „Eisenbahngarantien" sind — ein trauriges Beispiel der Vergänglichkeit menschlicher Anschauungen — unter wetteifernder Gleichgiltigkeit der Regierung und der Parteien so lange hingezogen worden, bis an ihre Durchberathung nicht mehr zu denken war. Auf andere Weise blieb die dritte bedeutende Vorlage des Ministers der öffentlichen Arbeiten stecken, welche mit dem Erwerb der Rhein-Nahebahn

---

18) „Das helffe uns der gute Gott gnädig. Amen. August."

in der kaiserlichen Familie, dem Minister des Innern der Abschied förmlich bewilligt. Graf Eulenburg darf sicher sein, daß ihn ungetheilt die Schätzung seines klaren und sicheren Verständnisses der politischen Nothwendigkeiten und eines unabhängigen, festen und doch zugleich in den rücksichtsvollsten und verbindlichsten Formen sich bewegenden Charakters in seine Zurückgezogenheit begleitet, die hoffentlich nicht lange seine noch unverbrauchte Kraft dem Staatsdienste entziehen wird.

Daß die Gegner des Fürsten Bismarck sich die Gelegenheit zu den heftigsten Ausfällen auf den leitenden Staatsmann nicht entgehen lassen, ist selbstverständlich. Wenn aber dem Ministerpräsidenten der Vorwurf eines gewissen Verstoßes in der Form vielleicht nicht erspart bleiben kann — zu einem abschließenden Urtheile geben die von den Zeitungen überreichlich ausgestreuten Einzelheiten über die Vorgeschichte des Auftrittes vom 19. Februar eben darum einen allzu unsicheren Anhalt — so läßt sich doch nicht mit dem leisesten Anscheine von Grund der Vorwurf begründen, daß er den Grafen Eulenburg habe stürzen wollen und dazu die in diesem Falle unqualificirbare Form eines öffentlichen Desaveu gewählt hätte. Eine sachliche Differenz über die vorliegende Frage bestand zwischen den beiden Staatsmännern nicht für den Augenblick und kaum für die Zukunft — hätte sich doch sonst Graf Eulenburg seiner eigenen Vorlage und deren wiederholter Begründung im Abgeordnetenhause gegenüber ein Dementi gegeben. Daß nicht zwischen zwei so selbständigen Naturen im Verlaufe von drei Jahren manche Meinungsverschiedenheiten sich herausgestellt haben sollten, wäre noch mehr zu verwundern, als daß sie in der That bis jetzt immer so glücklich ausgeglichen werden konnten. Der rührigste Klatsch ist bis jetzt nicht im Stande gewesen einen auch nur entfernt wahrscheinlichen Grund aufzubringen, weshalb Fürst Bismarck sich gerade in diesem Augenblicke von einem Collegen hätte trennen sollen, der ihm eine schwer entbehrliche Stütze war, und dessen Abgang nur eine Lücke schafft, in welche sich, wie jetzt schon ersichtlich, die Hochconservativen mit dichtem Keile einzuschieben suchen. Daß Herr von Puttkamer Nachfolger des Grafen Eulenburg werden soll, ist schon bedenklich genug; für das Cultusministerium aber werden in diesem Falle nur zwei Bewerber genannt, die beide ganz der hochkirchlichen Richtung angehören — der jetzige Unterstaatssecretär und Reichstagspräsident von Goßler und der Reichsstaatssecretär des Justizamtes Herr von Schelling, den erst vor anderthalb Jahren Fürst Bismarck aus der für den Verlauf des kirchenpolitischen Conflictes so überaus wichtigen Stellung des preußischen Justizministeriums nicht ohne Mühe hat fernhalten können. x.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus München. Vom Landtage. Die Galerie Schack. — Der am 24. Juli 1875 mit sechsjährigem Mandat gewählte Landtag nützt seine letzten Lebenstage aus wie nur der deutsche Reichstag. Wie in Preußen haben wir auch hier unsere specifische Steuerreform, und die Sitzungstage des 18. und 19. Februar haben es an scharfen Angriffen gegen unsern Finanzminister von Riedel nicht fehlen lassen. Zum Glück geht es wenigstens in unserer Reichsrathskammer friedlicher zu als im preußischen Herrenhause und wird unser Ministerpräsident Herr von Lutz die Frondegenossen in jenen Räumen nicht zu befürchten haben wie der Reichskanzler bei den preußischen Pairs. Etwas Aehnliches hat sich nur einmal bei der bekannten Reichsrathsdebatte des 28. Januar 1870 gegen den Fürsten Hohenlohe gezeigt. Eine bedeutendere politische Tragweite hatte eine am 5. Februar von Dr. Jörg gestellte und am 11. von Herrn von Lutz beantwortete Interpellation über die Stellung Baierns zu dem Arbeiterunfallversicherungsgesetz der Reichsregierung. Der wie es scheint etwas zur Unzeit erhobene Nothruf der sächsischen Regierung gegen den Einheitsstaat konnte den Herausgeber der „historisch-politischen Blätter" natürlich nicht ungerührt lassen. Der Interpellant hatte außer der klerikalen Kammerpartei nur fünf Unterschriften erhalten. Die ausgesprochen arbeiterfreundliche Tendenz jenes Entwurfes fand auf jener Seite, abgesehen von staatspolitischen Bedenken, entschieden viele Sympathien. Diese Eigenschaft des Entwurfes hatte der Interpellation selbst auch die richtige Spitze abgebrochen; Dr. Jörg wollte die Nothwendigkeit positiver Maßregeln in der socialen Frage durchaus nicht bestreiten und mußte sich deshalb mit der für nothwendig erachteten oppositionellen Tendenz durch die leere Phrase abfinden, daß die sociale Frage das von der Reichsregierung jetzt endlich gewürdigte Stadium der „Magenfrage" längst überschritten habe. In reichspolitischer Hinsicht erhielt die Interpellation die eigenthümliche Wendung, daß man sich bei der Beschlagnahme aller wichtigeren Staatsfunctionen durch das Reich noch schließlich werde fragen müssen, wozu die Einzelstaaten noch da und wozu sie noch gut wären? Der großdeutsche Politiker liebt es, mit der Perspective des Einheitsstaates den Träger der bairischen Krone nicht so sehr zu warnen wie zu bedrohen, eine mindestens räthselhafte Taktik, die auch bisher den damit verbundenen Absichten nicht gerade entsprochen hat. Vielfach war man auf die Beantwortung der Interpellation schon hinsichtlich des mit ihr betrauten Ministers gespannt. Auswärtiger Minister ist seit etwa einem Jahre bekanntlich der neununddreißigjährige Freiherr von Crailsheim; Herr von Lutz aber hat mit dem Erbe des

eine im militärischen Interesse wichtige Ergänzung des Staatseisenbahnnetzes bezweckte. Mit gutem Grunde sträubte sich die Mehrheit des Abgeordnetenhauses dagegen, für eine Linie, die seit länger als zwanzig Jahren den Actionären niemals einen Ertrag gebracht hat und auch aller Voraussicht nach kaum jemals bringen würde, einen Kaufpreis zu genehmigen, welcher den seit zwei Jahren auf das Dritthalbfache durch Börsenspeculation in die Höhe getriebenen Curs noch überstieg. Man hatte nun in der Commission versucht, einen andern Ausweg zu finden für die Schwierigkeit, daß einerseits die Anlage eines zweiten Geleises auf dieser Strecke allseitig als durch das dringendste militärische Interesse geboten anerkannt, andererseits aber von den Actionären, selbst wenn der Staat die Kosten dazu hergäbe, die Genehmigung derselben ausdrücklich verweigert ist, mit der cynischen Begründung, daß damit eben für den Staat alles Interesse an dem Ankaufe der Bahn fortfallen werde. Auf Antrag des Abgeordneten Hammacher hatte die Commission einen Gesetzentwurf vorgeschlagen, welcher den Privatbahnen allgemein die aus der bisherigen Gesetzgebung nicht unzweifelhaft herzuleitende Verpflichtung zur Herstellung der im militärischen Interesse erforderlichen Anlagen gegen Erstattung der unproductiven Kosten auferlegen sollte. Es wurde in der Commission ausdrücklich daran erinnert, daß dieses doch nicht weiter als die Enteignung in das Privatinteresse einschneidende Zwangsrecht auch einmal von nicht zu unterschätzendem Werthe gegenüber verschiedenen Privatbahnen an der östlichen Landesgrenze sein möchte. Um so weniger ist es verständlich, wie die Regierung diesem Entwurfe gegenüber eine unverhohlene Gleichgiltigkeit nicht nur, sondern geradezu Abneigung und ein nur nicht gerade offenes Widerstreben an den Tag legte. Als über den Commissionsbericht im Plenum verhandelt werden sollte, wurde im Einverständniß mit der Regierung die Zurückweisung der Vorlage an die Commission beantragt und beschlossen; man glaubte in einer limitirten Ermächtigung zum Abschlusse eines neuen Kaufvertrages einen besseren Ausweg gefunden zu haben, es scheint indeß, als ob die von der Commission in dieser Richtung gesteckten Grenzen der Regierung zu eng gewesen sind, denn die Angelegenheit blieb zuletzt stillschweigend liegen. Der Minister Maybach, der Held der vorjährigen Wintersession, mußte sich also diesmal mit der Bewilligung der oberschlesischen sogenannten Nothstandsbahnen und einer Anzahl von kleineren Linien „untergeordneter Bedeutung" (Secundärbahnen) begnügen.

Den breitesten Raum im Sessionsprogramm hatten die Vorlagen zur Verwaltungsreform, neun an der Zahl, eingenommen. Aber die drei Kreisordnungsentwürfe für Posen, Schleswig-Holstein und Hannover (nebst entsprechenden Einführungsgesetzen zur Provinzialordnung) waren von Anfang an mit sichtlicher Kühle aufgenommen worden, deren letzter Grund darin lag,

daß sie der conservativen Seite zu viel, der liberalen zu wenig liberal waren, und jeder Theil seine Rechnung dabei zu finden glaubt, wenn die Angelegenheit auf eine spätere Legislaturperiode verschoben wird. Zunächst sicherte man sich also eine Frist, indem die Vorlagen an dieselbe Commission verwiesen wurden, welche bis zu den Weihnachtsferien mit dem Zuständigkeitsgesetze, und weiterhin noch mit den durch das Organisations- und Zuständigkeitsgesetz veranlaßten Novellen zur Kreis- und Provinzialordnung für die östlichen Provinzen beschäftigt war. Als man auf diese Weise glücklich bis auf wenige Wochen dem Sessionsschlusse nahe gekommen war, scheiterten die Bemühungen des Grafen Eulenburg, unter Hinweis auf eine mögliche Nachsession die Commission zur Fortsetzung ihrer Arbeiten zu bestimmen, zuletzt daran, daß deren bedeutendste Mitglieder für die Commission zum Verwendungsgesetze in Anspruch genommen waren. — Immerhin konnte es Graf Eulenburg als namhaften Erfolg ansehen, wenn er das Zuständigkeitsgesetz mit den beiden Novellen für dieses Jahr unter Dach brachte. Aber der unerwartete Vorgang im Herrenhause, welcher in unserm letzten Berichte nach seinem äußeren Hergange erzählt ist, hat, wie wir voraussahen, diese Hoffnung in der Hauptsache zu Schanden gemacht. Obwohl Fürst Bismarck in der nächsten Sitzung des Herrenhauses selbst erschien und durch Rede wie durch eigenes Votum die in seinem vorhergehenden Schreiben nur für die Zukunft beanstandeten Paragraphen durchsetzen half, bestand das Abgeordnetenhaus, und insbesondere die in demselben ausschlaggebende nationalliberale Partei, auf einer von der Regierung für unannehmbar erklärten Bestimmung — aus Gründen, die nicht in der Sache, sondern in der politischen Constellation lagen und daher dies Verhalten zwar nicht rechtfertigen aber doch entschuldigen können. Nachdem die Regierung und vollends die Conservativen sich niemals ein Bedenken daraus gemacht, die Nationalliberalen an die Wand zu drücken, wo andere Bundesgenossen zu haben waren, kann es jenen nicht verdacht werden, wenn sie keine Neigung hatten, ohne Aussicht auf Dank sich abermals den radikalen und secessionistischen Verhetzungen Preis zu geben.

Ob Graf Eulenburg das Zuständigkeitsgesetz hätte retten können, wenn er durch den Schritt des Fürsten Bismarck nicht in seinen Ausgleichsbemühungen gekreuzt worden wäre — wer will es sagen? Aber daß er, als nach allgemeinem Eindrucke und ohne seine Schuld die Sache gescheitert war, alsbald seine Entlassung gab, ohne noch einen aussichtslosen Kampf zu wagen, gereicht ihm gewiß nicht zum Vorwurfe, und daß er, nachdem der befürchtete Erfolg eingetreten war, nicht auf den Trümmern zweijähriger Arbeiten sein Amt fortführen wollte, ist vollends in der Ordnung. So ist denn, nach fruchtlos hingezogenen Vermittelungsversuchen, eine Woche nach der Katastrophe, inmitten der Festfreude über das glückverheißende Ereigniß

um die Auserwählte seines Herzens in das Schloß seiner Väter zu geleiten und sie in der Familienkapelle daselbst an den Altar zu führen. Wer von den älteren Leuten gedenkt heute nicht ganz von selber jenes Einzugstages vom Jahre 1858, der uns die englische Königstochter über den Kanal nach der Mark brachte, wer läßt nicht unwillkürlich dankbaren Sinnes vor seinen geistigen Augen die Zeiten und Ereignisse vorübergleiten, welche wir seitdem erlebt haben! In hoffnungsvollem Jubel blickte die Stadt, blickte das Land damals auf das erlauchte prinzliche Paar, von dem die Meisten eine bessere Zukunft für Stadt und Staat erwarteten. Denn nach dem ersten frischen Aufschwunge bei Antritt der Regierung Friedrich Wilhelm's IV. sah es alsbald trübe im Lande aus. Man ehrte den Monarchen als einen hochgemuthen und edlen, feingebildeten Fürsten, mußte sich aber sagen, daß sein Charakter nicht jenes ausdauernde stählerne Element besaß, das die schwierige Zeit von Fürsten überhaupt, geschweige denn von dem Könige einer gewissermaßen nur halb fertig gewordenen Großmacht verlangte, welche entschlossen fortschreiten mußte, wollte sie nicht in rascher Folge ruhmlos zurückgehen. Noch einmal lebten dann 1848—50 die Hoffnungen auf. Aber darauf folgte dann auch im inneren und äußeren Staatsleben Demüthigung auf Demüthigung. Man lebte nach dem Jammer von Olmütz in der Aera Manteuffel dumpf und freudlos dahin, und schon drangen Gerüchte von einer unheilbaren Gehirnkrankheit des Monarchen aus vertrauten Hofkreisen an die Ohren des Volkes. Den „Prinzen von Preußen", unsern jetzigen greisen Monarchen, kannten damals wenige. Er mißbilligte das Treiben der Minister wie der Hofkreise, mußte sich aber äußerst vorsichtig zurückhalten. In diese Zeit fiel die Heirath des Kronprinzen mit einer Tochter des freisinnigen englischen Königshauses wie ein Freudestrahl. Damals zweifelten viele, ob der Prinz von Preußen, der ja nur wenige Jahre jünger als sein Bruder Friedrich Wilhelm IV. war, überhaupt noch zur Regierung gelangen werde, und je weniger das eigentliche Volk den Prinzen kannte — bei manchen war er sogar wegen seines Commandos in Baden und seines strammen Auftretens im Revolutionsjahre sehr wenig beliebt — desto natürlicher knüpften die Hoffnungen direct an das jugendliche Paar an, das die damals noch recht wenig großstädtische Residenz, beiläufig eine Stadt von nicht mehr als 450 000 Einwohnern, jubelnd empfing. Wie ganz anders ist seitdem Alles gekommen! Schon ein Jahr nach der Vermählung, als kaum das erste Kind, der jetzt vermählte Prinz Wilhelm, den Bund der Eltern gesegnet hatte, nahm die Krankheit Friedrich Wilhelm's einen Charakter an, der eine Stellvertretung nöthig machte. Bald darauf ward der Prinz von Preußen Prinzregent, und die „neue Aera" mit dem altliberalen Ministerium ließ ein politisches Leben der Nation wieder aufkeimen. Der Prinzregent war mit einem Schlage der populärste Fürst in

Deutschland, und das innige Verhältniß des Volkes zu ihm und seiner Regierung schuf dem preußischen Staate zum erstenmale seit 1850 wieder Achtung im Auslande. Die von Napoleon gewünschte Zusammenkunft in Baden-Baden legte Zeugniß dafür ab. Zugleich wurde, seit Oesterreich 1859 die Lombardei verloren hatte und beträchtlich geschwächt worden war, die deutsche Frage wieder lebendig. Es begann die Zeit des Nationalvereins, der Turner-, Sänger-, Schützenfeste. Der König — denn 1860 war Friedrich Wilhelm IV. gestorben und hatte der Prinzregent als Wilhelm I. den Thron bestiegen — verfolgte vor allem die Neuorganisation der Armee. Er kannte die Schäden des Heeres, die sich 1859 bei der Mobilmachung offenbart hatten. Es ist bekannt, wie die Dinge dann weiter verliefen, wie die unerquickliche Conflictszeit noch einmal eine niedergeschlagene trübe Stimmung über das Land verbreitete — bis der damalige Herr von Bismarck-Schönhausen die Meisterzüge seiner großartig kühnen und dabei tief durchdachten Politik bei Gelegenheit der schleswig-holsteinischen Frage begann. Da erlebte Berlin 1864 zum erstenmale nach dem Einzuge der Victoria die stolze Freude eines festlichen Zuges, der die Herzen höher schlagen machte, diesmal — seit 1815 zum erstenmale — den Siegeszug eines triumphirenden Heeres, der Söhne des Landes, die nach todesmuthigem Kampfe die deutschen Nordgrenzmarken dem Fremden entrissen und den Deutschen nach langer Trennung wiedergegeben hatten. Nicht den Preußen! Die Zukunft war noch schwanger von Gefahren und Verwirrung, Fürst Bismarck meist noch tief verhaßt, erst in wenigen Köpfen dämmerte etwas von der Bedeutung des Mannes, an die nach zwei Jahren schon die ganze Welt glauben mußte. Aber mit der siegreichen Probe des Heeres war doch ein Alp von der Brust nicht blos des preußischen Volkes gewichen; eine Art Mißtrauen, das sich zwischen den Regenten und die Nation eingeschlichen hatte, wie mit einem Hauche verschwunden. Man freute sich mit dem König, wenn man auch mit seinem Staatsmanne noch schmollte. Es folgte der Streit mit Oesterreich um die Elbherzogthümer und weiter um den Supremat in Deutschland, um dessen Einigkeit und Verfassung. Immer mehreren wurde die Capacität Bismarck's klar, begannen die Ziele und der hohe Einsatz deutlich zu werden, um die es sich bei den diplomatischen Feldzügen in den Jahren 1865—66 handelte. Der Kampf von 1866 brachte die Entscheidung. Europa gewann eine neue Gestalt. Der Triumpheinzug des preußischen Volksheeres in die beglückte Hauptstadt des Norddeutschen Bundes besiegelte den Anbruch einer neuen Periode der Geschichte für Preußen und ganz Deutschland wie für die Stadt Berlin. Der bisherige Principat Napoleon's III. und Frankreichs in Europa war durch die Ereignisse in Deutschland und Italien thatsächlich aufgehoben. Graf Bismarck sah wohl voraus, daß die französische Nation mit einem Napoleon an

Herrn von Pfretzschner den Vorsitz im Cabinet an sich genommen und beansprucht als Folge dieser Stellung auch die Leitung der bairischen Reichspolitik. In der That war die unter Betonung ihres Charakters als einer Antwort des gesammten Ministeriums am 11. Februar von ihm verlesene Antwort offenbar aus seiner Feder geflossen und ein wichtiges Stück Arbeit dieser überlegten, zähen und gewandten Persönlichkeit, welche allerdings als bairischer Hauptpasciscent der Versailler Verträge des 23. November 1870 für diese Aufgabe als recht eigentlich berufen erscheinen mußte. Die Antwort hatte zwei Theile. Nur der letzte ging auf die reichspolitische Frage ein und erklärte eine einheitliche Lösung der Arbeiterunfallversicherung im deutschen Reiche als absolut unvermeidlich; die Verwaltung der betreffenden Verhältnisse könnte nach Ansicht des Ministers eventuell den Einzelstaaten vorbehalten bleiben. Für die föderative Verfassung des Reiches wie für die bairischen Reservatrechte möglichst einzustehen erklärte das Ministerium für seine Pflicht und sein Bestreben. Eben aus dieser Gesinnung heraus aber wurde die Unmöglichkeit betont, das Reich in der socialen Gefahr ohne Zuzug des bairischen Staates zu lassen. Die auch von dem Minister als wohlberechtigt anerkannte Frage nach dem fortdauernden Nutzen der Einzelstaaten beantwortete derselbe dahin, daß gerade aus dieser Besorgniß heraus man sich dem Reiche in seinen Lebensfunctionen förderlich und nicht hinderlich erweisen müsse. In dieser Gesinnung glaubte der Minister mit seinen Collegen einen Act echt staatsconservirender Politik durch principielle Zustimmung zu der Arbeiterunfallversicherung durch das Reich zu vollziehen. Bei diesen mit erhobener Stimme gesprochenen Schlußworten des Ministers ging eine lebhafte Bewegung des Beifalles durch die liberale Kammerpartei. Der Angriff des Dr. Jörg war wieder einmal vollständig abgeschlagen. Fast noch denkwürdiger als diese Darlegung war in der ersten Hälfte der Interpellationsbeantwortung eine Bemerkung des Ministers über die Anfragen der Einzelkammern in Reichsangelegenheiten. Der bairische Minister konnte gegen diesen nicht ohne Mitschuld des bairischen Kammerliberalismus eingerissenen Unfug natürlich nicht vom reichspolitischen Standpunkte aus sprechen, traf aber gerade vom Standpunkte des Particularstaates aus jenen bereits zur Gewohnheit gewordenen Mißbrauch auf das Haupt. Wenn die Regierung eines Einzelstaates über ihre Stellung zu einer reichspolitischen Frage von ihrer Kammer interpellirt wird und darauf eingehend antwortet, dann schädigt sie ihre eigene Situation für die Kämpfe und Abstimmung im Bundesrathe. Sobald sie erklärt, eine gewisse Form eines Reichsgesetzes anzustreben, sich aber eventuell bei einer andern Fassung desselben begnügen zu wollen, kann sie sicher sein, nur die letztere durchsetzen zu können u. s. w. Man kann wohl sagen, daß jener Tag einem nationalen Siege in Baiern gleichkam, wegen

der eben so geschickt wie entgegenkommend genommenen Stellung der bairischen Regierung zu jener Erweiterung der Reichscompetenz sowohl wie wegen der rechtzeitigen Warnung vor dem Mißbrauche des Kammerinterpellationsrechtes in Reichsangelegenheiten. Es läßt sich mit Bestimmtheit annehmen, daß jene Lection für unsern Kammerliberalismus wie für die politischen Köpfe der klerikalen Seite nicht verloren gegangen ist.

Unsere Stadt fühlt sich seit mehreren Wochen durch den künftig drohenden Verlust eines ihrer größten künstlerischen Anziehungspunkte beunruhigt. Ich spreche von der Galerie Schack, die nach dem Tode ihres jetzt fünfundsechzigjährigen Besitzers von hier nach Berlin geht. Der bekannte Dichtermäcen hat die Nachricht in der anfangs aufgetauchten Form der von ihm vollzogenen Schenkung an die Stadt Berlin bestimmt dementirt, den später folgenden Nachrichten aber nur einen allgemeinen und deshalb nicht sonderlich wirksamen Hinweis auf das frühere Dementi entgegengestellt. Nach der Meinung der hiesigen unterrichteten Kreise ist jene Galerie in der That verschenkt worden und zwar nicht an die Stadt Berlin, wohl aber an den deutschen Kaiser oder Kronprinzen. Als Ursache dieser Zuwendung wird vielfach das Herrn von Schack zu Theil gewordene preußische Grafenpatent wie das mangelnde Entgegenkommen der hiesigen städtischen Behörden bezeichnet. Der Schöpfer dieser so viele Fremde herbeiziehenden Galerie und Mäcen so vieler junger Künstler ist nicht einmal des Vorzuges des hiesigen Ehrenbürgerrechtes für würdig erachtet worden, ein Mißgriff, an welchem eine ziemlich lahme, nachträgliche Danksagung der Stadt an den jetzt in Italien weilenden Dichter wohl eben so wenig ändern wird, wie die bei jener Gelegenheit miteingeflochtenen Angriffe des städtischen Oberhauptes auf die hiesige Publicistik. Unsere in manchem Betracht recht verdienstvolle städtische Oberbehörde hat sich durch den Verlauf jener Angelegenheit mit einem Denkmale in die Stadtgeschichte eingezeichnet, um das sie eines Tages in der That nicht zu beneiden sein dürfte.

Aus Berlin. Die Vermählungsfeierlichkeiten. — Seit dem 25. Februar schwimmt Berlin im Festjubel, welcher bis zum Beginn des nächsten Monates andauern soll. Seit dem Jahre 1858, als der Kronprinz mit der Prinzessin Victoria, unter dem Regimente Friedrich Wilhelm's IV., seinen feierlichen Einzug in die preußische Hauptstadt hielt, hat Berlin trotz aller großartigen Feste und speciell glänzender ruhmvoller Triumphzüge, welche in jene sturmbewegte Zeit fallen, doch kein Fest von ähnlicher intim-familiärer und zugleich hoch politischer Bedeutung erlebt, wie das gegenwärtige, da der Prinz, der voraussichtlich zukünftig dritter deutscher Kaiser aus Hohenzollernstamme sein wird, mit seiner Braut die Mauern der Reichshauptstadt betritt,

der Spitze diese moralische Niederlage gutwillig nicht dulden würde. Und so bereitete sich denn von Jahr zu Jahr unter friedlicher Decke glimmend der unausweichliche Brand vor, der in dem weltgeschichtlichen Jahre 1870 zwischen den beiden großen Mittelländern Europas emporloderte, in dessen Flammen das Empire zusammenstürzte, Rom den Italienern zur Hauptstadt ward, und das Deutsche Reich mit Kaiser Wilhelm nach Wiedererwerbung der alten Grenzfesten Metz und Straßburg erstand. Der Kronprinz aber war zwölf Jahre nach seiner Vermählung zwar noch nicht Herrscher geworden, wohl aber ein Held und Führer des bewaffneten Volkes, zu dem es mit Liebe und Begeisterung aufblickt, während es zugleich wünscht, daß dem greisen, verehrungswürdigen Kaiser, dem Oberhaupte der deutschen Nation, noch lange Jahre ungetrübter Herrschaft zu Theil werden möchten. Und nun feierte die Reichshauptstadt Berlin den Triumpheinzug der sieggekrönten deutschen Armee. Da schmückten sich die Linden, die alte via triumphalis, zum erstenmale in großartig künstlerischer Weise, wie es vordem nur die reichen Hauptstädte der benachbarten großen Reiche gethan, hinter welchen Berlin auch nach 1866 noch so überaus zurückgeblieben war. Zwar zählte die Stadt jetzt schon nahe an 800 000 Einwohner, aber mit der Ausdehnung des Weichbildes hatte das groß- oder gar weltstädtische Element, Luxus, Geschmack, Reichthum und Bequemlichkeit des äußeren Lebens in keiner Weise Schritt gehalten. Eine gewisse Aermlichkeit und Engherzigkeit in allen Verhältnissen ließen die deutsche Hauptstadt damals noch weit hinter andere Großstädte zurücktreten. Es ist zum guten Theil mit der Segen der sonst nicht in jeder Beziehung gut beleumundeten Milliardenzeit, welcher Berlin wesentlich mit zu dem gemacht hat, was es jetzt ist. Private und Privatgesellschaften und -Vereine begannen mit reichen Mitteln zu bauen, der Staat und das Reich mußten diesem Beispiel folgen, um nicht allzu auffallend dagegen abzustechen, die Stadtverwaltung begann mit energischer Hand im Straßen- und Canalwesen, endlich auch in den städtischen Bauten Reformen zu schaffen, wie sie dem comfortablen, vornehm behäbigen Gewande einer Weltstadt zukommen. So hat sich in den letzten zehn Jahren seit dem großen Kriege das alte preußische Berlin völlig verwandelt. Es ist deutsche Reichshauptstadt mit einer Fülle von Sehenswürdigkeiten und Monumenten, es ist moderne Weltstadt an Luxus und Einwohnerzahl geworden und steht kaum hinter einer andern Großstadt zurück. Was aber auch Trübes und Niederschlagendes seit den Siegesjahren uns betroffen hat — und der letzte große Triumpheinzug, den die Stadt sah, der des 81jährigen, von seinen Wunden wieder genesenen Kaisers im Jahre 1878, welchen die Liebe des Volkes ihm bereitete, gemahnt schmerzlich daran —, fest und fester ist das gegenseitige Vertrauen zwischen den Hohenzollern und den Bewohnern ihrer Residenz, größer stets die aufrichtige Verehrung der Bürger

für das leuchtende Vorbild des Helden an der Spitze des Gemeinwesens geworden und unerschütterlicher die Treue gegen das Herrscherhaus.

Unter solchen Umständen empfing die Hauptstadt vor wenigen Tagen die Braut des künftigen Kronprinzen des Deutschen Reiches, will's Gott, die künftige deutsche Kaiserin, eine Fürstentochter aus dem Hause Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg, das noch im Jahre 1866 Streitigkeiten um die Erbfolge von Preußen feindlich trennten, als die ersten Schwertschläge zur Einigung der deutschen Nation eben gefallen waren. Der Sohn „unseres Fritz" führte die Tochter Schleswig-Holsteins, die sich sein Herz, keine politische Rücksicht erwählt hatte, als Braut nach Berlin, um sie sich in der Kapelle des alten Hohenzollernschlosses als sein Weib antrauen zu lassen. Dazu rüstete denn die Stadt einen Empfang, der an künstlerischer Pracht und Großartigkeit, der neuen Weltstadt angemessen, Alles überbieten sollte, was man bisher auf der via triumphalis vom Brandenburger Thore bis zum Lustgarten erlebt hatte. Die einfache Denkungsart des Monarchen, welche einem Pompe und einer Pracht, die alles früher bei ähnlichen Ereignissen Dagewesene überbietet, entgegen war, strich vieles im Programm und wollte kaum gestatten, daß der Einzug der Braut des Sohnes an Glanz und Schönheit den Einzug übertreffen sollte, welchen Berlin 1858 der damaligen Braut des Kronprinzen-Vaters veranstaltet hatte. Eine solche Reducirung der Einholungsfestlichkeiten und der Ausschmückung der Triumphstraße factisch zu erreichen, wäre nun allerdings auch beim besten Willen unmöglich gewesen, — weil eben die Triumphstraße selbst, auch ungeschmückt, jetzt eine andere ist als sie es 1858 war. Die Prachtbauten und Monumente, die seitdem erstanden, wirken selbst mit bei der Decoration, mag man die letztere noch so sehr einschränken, und nicht minder die Massen des Volkes einer Millionenstadt. Und so hat denn Berlin einen Triumphzug gesehen, wie er (abgesehen von dem schwer vergleichbaren Truppeneinzuge von 1871) hier noch nicht stattgefunden hat. Nach einheitlichem Plane waren von einer Commission unserer ersten Architekten und Decorationsmaler, welcher der Magistrat die Aufgabe übertragen hatte, alle decorativen Vorrichtungen seit vierzehn Tagen vorbereitet und ausgeführt. Die Ende und Böckmann, Orth, Ebe und Benda, Gropius und Schmieden, Kyllmann und Heiden, Hennicke und Hode, Werner, Döpler, Burger hatten trotz aller kaiserlichen Streichungen ihr Bestes gethan und konnten die mit Tribünen, Thoren, Estraden, Triumphpforten, Schiffsmasten, Altären, Dreifüßen und Säulen bebauten Straßen und Plätze, die sie wie neu geschaffen hatten, mit Stolz ansehen. Dazu der reiche Schmuck von Tannenreis, Buxbaum und Blumen an den Gesimsen, Thüren, Fenstern und Balkonen aller Privathäuser und öffentlichen Gebäude, die mit dichtem Grün und bunten Blüthen besäeten Plätze und Alleen, zu alledem ein paarmal

Hunderttausend geputzter Menschen auf den Trottoirs, den Tribünen, den Dächern und Fensterbrüstungen, und endlich der Zug der prachtvollen Galagespanne selbst, der Tausende von Reitern in malerischer Tracht auf edlen Thieren, der Zehntausende erst Spalier bildender, dann dem Zuge sich anschließender Männer und Jünglinge, die als Mitglieder der Gewerke, Vereine, Akademien, Innungen an der Feierlichkeit sich betheiligten.

Es ist für den Chronisten einer Wochenschrift keine leichte Aufgabe, das noch einmal zusammenfassend zu schildern, was ihm die Berichterstatter täglich erscheinender Blätter naturgemäß in allen Variationen schon vorweggenommen und gepriesen oder bis ins Detail beschrieben haben. Details sollen denn hier auch nicht weiter aufgezählt werden. Nur das mag noch erwähnt werden, daß die Illumination auf der Höhe des Tagesfestgewandes der Stadt stand, daß Berlin hierbei nach meiner Beobachtung zum erstenmale in vielen Gegenden der Stadt Effecte erreichte, wie man sie sonst nur in südlichen Großstädten durch künstlerische Erleuchtung ganzer Facaden in ihrer Architekturschönheit zu erblicken pflegt. Allerdings bildet der Straßenzug vom Brandenburger Thor bis zum Schloß und Museum durch die Breite des Weges und die zusammenhängenden Complexe von Monumentalgebäuden auch einen Illuminationskörper, wie ihn vielleicht keine andere Stadt an Bedeutung aufzuweisen hat, und um ihm ganz gerecht zu werden, hätte man noch manche Hunderttausend Mark anwenden müssen, dann aber auch etwas Einziges erreicht. Die Galafestlichkeiten im Schlosse ähneln sich bei diesen Gelegenheiten selbstverständlich stets. Diesmal wurden sie gehoben durch die eminente Anzahl fremder Fürstlichkeiten und berühmter Erscheinungen von ganz Europa, so wie durch die Zahl der Theilnehmer überhaupt. Von dem Mittelpunkte der ganzen Feier, dem holden Fürstenkinde, der Braut soll aber hier zum Schlusse noch gesagt werden, daß sie an Frische der Jugend und lieblicher Anmuth alle die Bilder, aus denen man sie vordem meist nur kannte, strahlend überbot, und nicht minder daß sie an einfach bescheidener Grazie und Freundlichkeit ihres Benehmens die Herzen der Berliner und der Fremden sich wie im Sturm erobert hat. Als die jetzige Königin von Italien den damaligen Kronprinzen Humbert heirathete und ihre Brautfahrt machte, waren alle Italiener einig, sie, die keine classische Schönheit war, mit dem bezeichnenden Worte carina zu begrüßen. So darf man von der jetzigen Prinzessin Wilhelm von Preußen sagen: sie ist im eminenten Sinne des Wortes lieblich. Der Reiz frischester und kerngesunder Jugend des Körpers und Geistes drückt sich in ihrem Antlitz, ihrem Lächeln, in ihrer Sprache, in ihren Bewegungen aus, und wer sie in der Nähe gesehen, ihr Organ gehört hat, der wird sich nicht wundern, wenn man berichtet, daß der Prinz sich lediglich von seinem gesunden Herzen und seinem feinen Geschmacke leiten ließ, als er das blonde, echt norddeutsche Kind sich zur Gemahlin erkor.

y.

Aus der Reichshauptstadt. Die Riesengarde. — Während auf Straßen und Plätzen, welche der Einzug der Braut des kaiserlichen Enkels berühren soll, Tag und Nacht eine rastlose Arbeit herrscht, um Mastreihen und Prachtpforten zu errichten, herrscht im Innern des Schlosses, dem Zielpunkte für die feierliche Fahrt, ein emsiges Treiben zur Vorbereitung einer Schaustellung, welche den Fastnachtsball als den Schluß der gesammten Festlichkeiten zieren soll. Nur wenige von den Tausenden, welche längs der via triumphalis zuschauen und die hoch aufgebauten Sitzbühnen bevölkern, werden anders als durch die Tagesblätter und die Bilderzeitungen von der Riesengarde erfahren, welche nach dem Vorbilde König Friedrich Wilhelm's I. in der harmlosen Gestalt eines Maskenspieles eine flüchtige Erweckung genießen soll. Nachdem ein Festreiten zu Ehren der Vermählung aufgegeben worden war, sollten Quadrillentänze im weißen Saale des Schlosses an dessen Stelle treten. Als Hintergrund für dieselben, in Wirklichkeit als Kernstück des ganzen Maskenspieles, wurde eine Compagnie der Potsdamer Grenadiere von achtzig der größten Officiere zusammen gestellt. Eine Körperlänge von mindestens sechs Fuß bei angemessenem Gesammtwuchs war die Bedingung, unter welcher ohne Schwierigkeit die erforderliche Zahl herausgefunden wurde. Größere Mühe verursachte die authentisch genaue Nachbildung der Uniformsausrüstung. In dem alten Berliner Hauptmontirungsdepot — eben so wie die nebenliegende Artilleriecaserne am Kupfergraben ein Bau Friedrich's des Großen — befindet sich eine Sammlung der Uniformen der Soldaten des siebenjährigen Krieges. Von jenen Grenadieren war zwar manches Bild erhalten, über Einzelheiten ihrer Erscheinung tauchten jedoch Zweifel auf, welche erst durch Nachschlagen in alten Acten beseitigt werden konnten. Ein Leibrock von Dragonerblau mit rothem Klappkragen und eben solchen Aufschlägen an Brust und Schooß, rothe Weste und Kniehosen, weißleinene hohe Gamaschen, eine hohe Grenadiermütze mit rother Füllung und dem großen Stern des schwarzen Adlerordens in dem spitz zulaufenden Vorderschilde, Perrücke mit Zopf: so die Tracht. An einem breiten Bandolier von naturfarbenem Leder hängt die große Granatentasche, die kleinere Patrontasche und der Säbel am Kuppel um den Leib. Auf dem Bandolier haftet eine Messinghülse, daran die zum Knoten verschlungene Lunte. Bis hierher Nachahmung. Das Steinschloßgewehr, welches die Mannschaften führen, ist alt, aus dem Zeughause, wenn auch kaum aus der Zeit des Soldatenkönigs, eben so die Spontons der Officiere und Corporale.

Die Riesen sammeln sich in der langen Bildergalerie, welche an den weißen Saal stößt und marschiren in drei Reihen geordnet hinter ihren kleinen Spielleuten im langsamen Zeitmaße des „Dessauers" — „So leben wir" — in den Saal. Die Melodie spielen die Pfeifer mit Trommelbegleitung. Der

junge Prinz Leopold, Sohn des Prinzen Friedrich Carl, ist unter ihnen. Der Führer der Compagnie, der Intendant der Schauspiele Herr von Hülsen, läßt halten und dem Standpunkte des Kaisers gegenüber „Front" machen. Er sowohl wie die beiden Zugführer stehen vor der Compagnie, sie tragen Dreimaster und die dicke, verschlungene, silberne Schärpe, wie wir sie auf alten Bildern sehen. Alles steht mit gespreizten Beinen, die Grenadiere das Gewehr hoch im Arm, „auf Schulter". In dieser Stellung werden auch alle Wendungen gemacht, d. h. ohne die Absätze einander zu nähern. Um diese unförmliche Bewegung zu würdigen, muß der Zuschauer sich vergegenwärtigen, daß die allgemeine Abschaffung der Pike — der alten Landsknechtswaffe — erst zu Beginn des achtzehnten Jahrhunderts erfolgt war. Die Infanterie behielt diese breitbeinige Stellung noch bis zum neunzehnten bei. Es ist dies nur ein Beweis, wie sich das Gewohnte uns auch als das Natürliche einprägt und es ist zum Theil nichts anderes, wenn die Infanterie heute noch die Aufstellung in drei Gliedern als Grundform des Exercirens besitzt. Für die Gefechtshandlung ist dieselbe längst abgelegt, denn sie ward zwecklos, sobald die Gewehre schnell genug geladen wurden, daß man eines Abgebens derjenigen des dritten Gliedes an das zweite, nachdem dies abgeschossen hatte, nicht mehr bedurfte.

„Gebt Achtung!" commandirt der Hauptmann, und die Köpfe der Grenadiere wenden sich nach rechts zum Flügelmann, welcher drei Schritte vorgetreten und sich quer gestellt hat. Mit beiden Armen das Gewehr in die Luft streckend giebt er das Zeitmaß an, in welchem die Griffe zum Präsentiren geschehen. In dieser Weise wird auch geschultert und ein gleichzeitiger Schlag an die große Tasche zeigt an, daß Alles wieder in die ursprüngliche Ordnung zurückgekehrt ist. Der militärische Zweck der Grenadiere erfüllt sich dann durch Spalierbilden zu den drei Seiten des Saales, um den eintretenden Quadrillen Platz zu machen. Die erste in Rococotracht und im Menuettacte ist glänzend, bietet indeß nur oft Gesehenes. Allerliebst wirkt daher ein schlichter Tanz mit buntem Durcheinander, ausgeführt von havelländischen Bäuerinnen und Soldaten des Regiments Kronprinz, in der Uniform, die es besaß, als es vor 150 Jahren in Ruppin stand. Eine Husarenquadrille, auch in den gewöhnlichen Figuren eines Reitens getanzt oder vielmehr marschirt, zeigt die Farben der Husaren Friedrich's des Großen, von denen die weiße nicht mehr unter den heutigen Husaren zu finden ist. Die Reihe der großen Grenadiere, welche sich hinter den Quadrillenpaaren erhebt, drückt einigermaßen auf die Gestalten der letzteren, so gefällig sie einzeln erscheinen. Den Schluß der Aufführung bildet der Einzug der gesammten Quadrillen und der Vorbeimarsch der Riesengarde im unveränderten langsamen Gleichschritt unter den Tönen des Dessauer Marsches, welchen jetzt das volle

Orchester anstimmt. Die Weisen zu den Quadrilletänzen sind meist aus Meyerbeer's Feldlager in Schlesien entlehnt.

Ein Schauspiel, welches dem Sohne des Thronfolgers Preußens gilt, mußte eine nationale Färbung erhalten. Der Gedanke, die Potsdamer Grenadiere vorzuführen, ist ein glücklicher. Die Nachwelt lächelt über dies Spielzeug des Königs, aber sie erkennt heute mit voller Klarheit, welchen Schatz die militärische Energie und die weise Einfachheit desselben Monarchen dem Staate erworben hat. Und selbst seiner Riesengarde darf das Wort gelten, pro republica est, dum ludere videmur, oder mischte sich in die Freude an den mächtigen Grenadieren nicht der praktische Sinn des Königs, welcher sich ein Geschlecht von Soldaten formen wollte, welches diesen gleich? Mit ähnlicher Genugthuung blicken wir heute auf die gegenwärtige Generation, welche die stattlichen Gestalten zur Darstellung der Riesengarde hervorgebracht hat.

Literatur.

Aus dem politischen Briefwechsel des deutschen Kaisers mit dem Prinz-Gemahl von England aus den Jahren 1854—1861. Gotha, Fr. Andr. Perthes. 1881. — In Martin's hochbedeutsamer Biographie des Prinzen Albert, die jetzt auch in der deutschen Uebersetzung von Emil Lehmann vollständig vorliegt, nehmen die zwischen dem Prinzgemahl und dem damaligen Prinzregenten, dem Könige Wilhelm von Preußen, gewechselten Briefe das besondere Interesse der deutschen Lesewelt in Anspruch. Der Prinzgemahl war fast zweiundzwanzig Jahre jünger als der Prinzregent, gleichwohl stand er diesem so nahe wie kaum eine andere politische Persönlichkeit, dank einer gewissen Aehnlichkeit der Charaktere, den außerordentlichen Umständen, unter denen die beiden Fürsten auf englischem Boden sich begegneten, und den verwandtschaftlichen Banden, welche die Vermählung ihrer Kinder knüpfte. Da Martin's fünfbändiges Werk immer nur einem kleineren Leserkreise zugänglich sein wird, war es ein glücklicher Gedanke des rührigen Verlegers, eine Sonderausgabe dieses Briefwechsels zu veranstalten. In einem äußerst elegant ausgestatteten Büchlein liegt diese vor uns, ein fesselnder Beitrag sowohl zur Geschichte der Zeit, wie zur Charakteristik der beiden Fürstlichkeiten. Die Briefe beginnen einige Wochen nach der Schlacht an der Alma und reichen bis nahe an das Lebensende des Prinzen Albert. Jedem einzelnen ist eine kurze Uebersicht der politischen Lage vorausgeschickt. Der weitaus größere Theil der Correspondenz trifft auf den Prinzen Albert; vom Prinzregenten konnten aus naheliegenden Gründen nicht alle Briefe mitgetheilt werden; indessen sind doch zwei der veröffentlichten von großer politischer Wichtigkeit, der vom 2. Februar 1859 und der vom 4. März 1860. Den Hauptgegenstand beider bildet die Politik Preußens in der italienischen Frage. Der Prinzregent vergleicht Napoleons Verhalten, hinsichtlich Italiens, mit einer Zwickmühle, wo er den öffnenden oder schließenden Stein zieht, bis der Hauptcoup zu vollführen ist. Die Nöthigung zu jenem Hauptcoup sah ich immer in der Ueberzeugung, daß er keinen andern Ausweg sieht, sich auf dem Throne zu erhalten. Für den Augenblick (2. Februar 1859) seien es freilich nur italienische Dolche, die Napoleon vielleicht bedrohen. Die fixe Idee dieser Bedrohung aber veranlasse ihn

nun, Fühlhörner auszustrecken, wo er wohl auf Alliirte rechnen könne. „Er scheint sie rasch eingezogen zu haben, als er nirgend Sympathien entdeckte für ein solches Unternehmen, zu dem die ruhigen, besonnenen, leidenschaftslosen Cabinete keine Veranlassung sahen . . . . . Dennoch glaube ich, muß man bei Napoleon immer das Wort anwenden: il recule bien pour le moment, mais il n'abandonne jamais. Und das ist es, was uns allen unser Verhalten dictiren muß. Also Wachsamkeit und Verständigung unter uns! . . . . . Die öffentliche Meinung in ganz Deutschland hat sich seit vier Wochen in einer Art gegen Frankreich ausgesprochen, daß man dem die Augen nicht verschließen darf. Soweit möchte also auch Preußens Aufgabe vorgezeichnet sein, denn die Gefahr der Revolutionskriege liegt nahe, daß, im Falle den französischen Waffen der Sieg verbliebe, diese dann bald gegen Deutschland und Preußen gerichtet werden würden, wenn diese neutral geblieben wären und Oesterreichs désastres ruhig mit angesehen hätten."

In der politischen Lage zur Zeit des zweiten Briefes steht die Annexion Savoyens an Frankreich im Vordergrunde. „Dies" — schreibt der Prinzregent — „scheint mir nach den langen Schwankungen endlich ein Punkt zu sein, auf dem also die vier Mächte einverstanden sind, so daß hiermit, ohne eine Coalition oder gar Allianz zu bilden, doch eine moralische Einmüthigkeit den französischen Annexionsgelüsten entgegentritt. Dies scheint mir von ganz ungemeiner Wichtigkeit in diesem Momente zu sein. Niemand ist dabei mehr als Preußen und Deutschland interessirt wegen des linken Rheinufers, welches ganz gleich dem Versant des Alpes als eine geographische Vertheidigungslinie beansprucht werden dürfte. In dieser letzten Beziehung sind wir also mehr als alle anderen Großmächte interessirt und verpflichtet, gegen dergleichen Annexionspläne uns auszusprechen, damit eine Gutheißung derselben uns nicht dereinst als Antecedenzien vorgehalten wird und auch Ihr Anderen durch Euere jetzige Willfährigkeit uns nicht dereinst zur Herausgabe des linken Rheinufers nöthigt."

Diese wenigen Sätze aus den Briefen des Prinzregenten mögen genügen, auf den Werth der Publication hinzuweisen. Je spärlicher schriftliche Aeußerungen über Politik aus der Feder unseres verehrten Kaisers bisher bekannt geworden, um so freudiger wird man begrüßen, was von solchen in die Oeffentlichkeit dringt.

Obligatorische und facultative Civilehe nach den Ergebnissen der Moralstatistik. Ein Wort zum Frieden von Alexander von Oettingen, Professor der Theologie in Dorpat. Leipzig, Duncker und Humblot. 1881. — Dieses Votum für Aufrechthaltung der obligatorischen Civilehe ist um so gewichtiger als es von kirchlich strenggläubiger Seite kommt. Der Verfasser gesteht, daß er zur Einführung derselben nicht gerathen hätte, er meint auch, das praktische Bedürfniß dazu sei damals nicht in so dringlicher Weise vorgelegen, die facultative oder sogenannte Nothcivilehe hätte wohl fürs erste als Uebergangszustand ausgereicht. Aber jetzt, nach fünfjährigem Bestande des Gesetzes, kann die gegen dasselbe gerichtete Agitation nur beklagt und bekämpft werden, und zwar kommt der Verfasser zu diesem Urtheile auf Grund seiner moralstatistischen Untersuchungen, die zu ganz anderen Ergebnissen führen, als die bekannte Schrift des Pastors Stursberg. Professor von Oettingen weist nämlich nach, daß die Einbuße, welche die Kirche in Folge des Civilstandgesetzes erleidet, keineswegs ernste Besorgnisse rechtfertigt, daß der Abfall von der Kirche stetig abnimmt, ja er constatirt sogar positiv-günstige Symptome des religiös-sittlichen Aufschwunges, wenn nicht durch die Einführung der obligatorischen Civilehe, so doch seit derselben: es ist ihm zufolge unverkennbar, daß auf die sittliche Consolidirung der ehelichen Verhält-

nisse das Civilstandgesetz einen heilsamen Einfluß geübt hat. Den rückschrittlichen Agitationen wird es schwer werden, die Argumente dieser Schrift anzufechten, und ganz unumstößlich ist der Nachweis des Vorzuges der obligatorischen vor allen Formen der facultativen Civilehe. g.

Grete Minde. Nach einer altmärkischen Chronik von Theodor Fontane. Berlin, W. Hertz. 1880. — Von den Spuren einer Chronik ist in dieser Erzählung nicht viel zu entdecken, die Erfindung wird so gut wie die Ausführung dem Dichter angehören, der dafür alles Lob verdient. Der Ort ist Tangermünde, die Zeit das sechzehnte Jahrhundert. Zwei Nachbarkinder wachsen zusammen auf, Grete von einer Schwieger, Valtin von einer Stiefmutter geplagt; sie lieben sich, fliehen zusammen in die Welt, leiden Noth und Trübsal, und als die willensstarke Grete nach dem Verluste des Geliebten in die Heimath zurückkehrt, von den Ihrigen aber unbarmherzig verstoßen wird, rächt sie sich schrecklich, indem sie die Stadt anzündet und das Kind ihres hartherzigen Bruders mit in das eigene Verderben reißt. Die Erzählung hebt idyllisch an und steigert sich zu furchtbarer Tragik. Volk und Landschaft sind mit bekannter Meisterschaft geschildert und die geschichtlichen Zustände bilden einen interessanten Hintergrund für die schlichten Begebenheiten, aus denen sich sorgfältig ausgeführte Stimmungsbilder herausheben, wie denn überhaupt die kleine Dichtung durch einen eigenen poetischen Duft sich auszeichnet. g.

Notiz.

Gestatten Sie mir eine kurze Bemerkung in Betreff einer Stelle der meinen Roman „Heinrich von Plauen" betreffenden Kritik in Nr. 6 Ihres geschätzten Blattes.

Es heißt da: am Schlusse sei ich insofern von der Geschichte abgewichen, als ich den Hochmeister nach seiner Absetzung nicht zum Verräther werden, sondern nur seinen Bruder mit solcher Schuld behaftet sein lasse. Der Herr Referent scheint danach anzunehmen, daß der Verrath Plauen's historisch als erwiesen gelte. Dies muß ich jedoch zur Ehre meines Helden bestreiten. Die Frage ist vielmehr eine offene und wird schwerlich jemals endgiltig entschieden werden können. Schon Voigt fügt dem Berichte über den Hochverrath Plauen's die Bemerkung bei, derselbe stamme von seinen Gegnern. Gegen Hirsch und H. Stier, die den Verrath als erwiesen ansehen, treten Gerstenberg und Buscke in ihren Monographien aufs Entschiedenste zur Vertheidigung Plauens ein, indem sie — für mich höchst überzeugend — den Beweis führen, daß die Beschuldigung lediglich auf die Briefe seines Nachfolgers Michael Kuchmeister von Sternberg an den Deutschmeister und die durch sie beeinflußten Chronisten zurückzuführen ist, in sich aber nicht den mindesten Halt hat. Wie dem auch sei, ich habe mich nur bei einem noch strittigen Punkte auf die Seite derjenigen Historiker gestellt, welche nach eingehender Prüfung des Quellenmateriales den Verrath Plauen's nicht als ausreichend historisch beglaubigt und sowohl dem Charakter des Mannes als den Umständen gegenüber als ganz unwahrscheinlich ansehen. Der Herr Referent, der mir aus der Abweichung nicht einmal einen Vorwurf machen zu wollen scheint, wird dieses Verfahren gewiß ganz gerechtfertigt finden.

Königsberg, den 5. Februar 1881. Ernst Wichert.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.
Ausgegeben: 3. März 1881. — Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig.

Aus der Zopfzeit.

1720—1733.

Als zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts die Zöpfe fielen, erfand man für eine abgelebte Kunstperiode den spöttischen Namen Zopfzeit. Er bezeichnet in der Kunstgeschichte nichts Bestimmtes und Positives; als Symbol für eine historische Culturform verdient er beibehalten zu werden.

Gleich nach seiner Thronbesteigung 1713 warf König Friedrich Wilhelm von Preußen die Perücke ab, und ließ sein eignes Haar wie das seiner Generale, Grenadiere und sämmtlicher Bediensteten in einen strammen Zopf drehen; nur dem Hofnarren wurde neben der Pritsche die Allongeperücke und das goldgestickte Sammetkleid verstattet. Das Tabakscollegium, wo man zum Bier, die Thonpfeife im Munde, auf schmalen und steifen Holzbänken, ohne alles Ceremoniell die wichtigsten Staatsangelegenheiten entschied; der Stock, den der König nie aus der Hand ließ, und mit dem er so manchem vornehmen Müssiggänger die Arbeit einbläute; der Hohn gegen alle französischen Tanzmeister und Stutzer wie gegen alle Buchgelehrte, gegen Ziererei, Empfindsamkeit, Verweichlichung und Wortprunk: das alles war ein starker Gegensatz gegen das gleichzeitige Rococo. Mit dem Oberceremonienmeister von Besser war die gravitätische Sitte des altfranzösischen Hofes aus Berlin ausgetrieben; aber die geschniegelten Marquis der Regentschaft mit ihren gestickten Kleidern, ihrer Galanterie und ihren Pas kamen dem derben Soldaten noch lächerlicher vor. Das Rococo wollte das Leben so bequem und ungenirt als möglich machen, es streckte sich in Sophas aus und hüllte sich in kostbare Schlafröcke: der Zopf, hart und streng, verabscheute alles Weichliche und Zierliche; seine Tendenz war, zu geniren. Dem Manne ziemte nur der schlichte Soldatenrock, sein würdigstes Geschäft war die Dressur.

Pedanterie hat meist einen lächerlichen Anstrich; es giebt aber Zeiten, die ihrer bedürfen. Eine solche war der Anfang des achtzehnten Jahrhunderts für Deutschland. Durch einen Pedanten wurde die geniale Schöpfung des großen Kurfürsten in Schick gebracht, die Souveränetät „auf einen rocher de bronce stabilirt"; durch einen Pedanten die Weltanschauung des genialsten

aller Denker, Leibnitz, dem gelehrten Publikum man darf wohl sagen eingetrichtert.

Neujahr 1720 erschienen die „Vernünftigen Gedanken von Gott, der Welt und der Seele des Menschen, auch allen Dingen überhaupt". Der Verfasser, Professor Christian Wolff (41 J.) in Halle, gab gleichzeitig seine „Vernünftigen Gedanken von den Kräften des menschlichen Verstandes", die vor sieben Jahren nicht viel Eingang gefunden, neu heraus: beide Bücher erlebten nun eine Auflage nach der andern.

Wolff war der Sohn eines Breslauer Lohgerbers. „Meine Eltern," schreibt er in einer kurzen Selbstbiographie, „haben mir von der ersten Kindheit an große Liebe zur Gottesfurcht beigebracht; daher ich alle Predigten besucht und täglich zu Hause die Bibel gelesen. Ich habe von Anfang an meine Studien auf den Zweck gerichtet, Gott im Predigtamte zu dienen. Weil ich aber in Breslau unter Katholiken lebte und den Eifer der Lutheraner und Katholiken gegen einander wahrnahm, so lag mir immer im Sinn, ob es denn nicht möglich sei, die Wahrheit in der Theologie so deutlich zu zeigen, daß sie keinen Widerspruch leide? — Ich las die katholischen Streitschriften und besuchte den katholischen Gottesdienst, weil ich die katholische Religion nicht aus dem, was die Gegner sagten, wollte kennen lernen. — Wie ich nun hörte, daß die Mathematiker ihre Sache so erweisen, daß sie Jeder für wahr erkennen müsse, lernte ich die Mathematik, um nach derselben Methode die Theologie auf unwidersprechliche Gewißheit zu bringen."

Er habilitirte sich in Leipzig, und hielt Vorlesungen über reine Mathematik nach demonstrativer Methode: „da ich zu zeigen suchte, wie alles nach den vorgeschriebenen Regeln wo nicht erfunden worden, doch hätte erfunden werden können". Er schrieb ein Lehrbuch der Differentialrechnung, das er Leibnitz widmete. Vergebens aber bemühte er sich um eine Anstellung in Leipzig; er ging mit Freuden darauf ein, als ihn in der Schwedenzeit (1706) durch Leibnitz' Vermittelung ein Ruf aus Halle traf. Hier las er die ersten Jahre nur über Mathematik, Baukunst und Fortification, dann über Experimentalphysik: über die letztere schrieb er für die Acta Eruditorum zahlreiche Abhandlungen.

Nach einigem Tasten wurden Leibnitz' Werke die Quelle seiner Philosophie; aber er vermißte den formalen Zusammenhang, das System: er wollte die Ideen, die Leibnitz gefunden, festhalten, aber vollkommen deutlich ausdrücken und so auf einander folgen lassen, daß sich eins aus dem andern ergab, jeder neue Satz durch den vorhergehenden erwiesen wurde. „Ich habe in meinem Lehrbuch mich angestellt, als wenn ich von all diesen Dingen noch nichts wüßte, sondern sie erst durch Nachdenken herausbringen wollte; daher

sind alle Materien in der Ordnung zu finden, wie sie nach und nach aus einander können entdeckt werden.

Das Buch war zugleich der Leitfaden für seine Vorlesungen. Bacon, Descartes, Leibnitz, Locke, Spinoza hatten entweder in der Studirstube oder im Weltverkehr ihre Gedanken geformt; Wolff ging vom Katheder aus; es kam ihm darauf an, seinen Schülern etwas Fertiges und Abgerundetes zu liefern. „Da ich blos durch das akademische Lesen mir meine Ideen aufkläre und familiär mache, so bin ich im Stande, meine Bücher wie einen Brief gleich im Connex hinzuschreiben, was Leibnitz nicht zu thun vermochte, der selbst in Discursen sich öfters lange besinnen mußte. Er gab als Ursache an, daß, weil er alles unter einander las, die Ideen confus wären und sich ihm nicht gleich präsentiren wollten; gestand auch, es fehle ihm an Deutlichkeit, weil er sich nicht alles durch dociren klar gemacht hatte." — Der Eine hatte einen pädagogischen Zweck, der Andere streute die Saat seiner Gedanken in die kommenden Jahrhunderte; die Worte gingen ihm nicht so glatt von den Lippen.

Alle wesentlichen Ideen für sein System fand Wolff in Leibnitz; aber gleich diesem wollte er darin alles aufbewahren, was in der Geschichte der Philosophie des Aufbewahrens werth war. „Ich habe blos auf die Wahrheit gesehen, und mich nicht gekümmert, ob sie alt oder neu ist, sondern alles in meine Kette genommen, was sich als ein Glied damit verknüpfen ließ. Ich finde in dem, was die Alten gewußt, mehr Gründlichkeit als in dem, was man heutzutage für neu auszugeben pflegt; indeß nehme ich eben so willig an, was die Neueren hinzusetzen und mir mein eigenes Nachdenken an die Hand giebt."

Alle wesentlichen Ideen fand Wolff in Leibnitz; aber sie haben freilich bei ihm ein ganz anderes Ansehen. Er hat keine Ahnung von dem Wunderbaren des Lebens, das Leibnitz durch eine halb mystische intellectuelle Anschauung sich zu versinnlichen suchte; er äußert sich über Gott und die Welt mit derselben Nüchternheit, wie über die gemeinste algebraische Aufgabe, ihm bleibt bei der Rechnung kein irrationeller Rest, ihm ist das höchste Wesen so deutlich wie ein umgedrehter Handschuh.

Wolff's Logik baut sich auf zwei Sätzen der Leibnitz'schen Philosophie auf: „Was einen innern Widerspruch enthält, ist unmöglich; es kann auch durch die Allmacht Gottes nicht möglich werden." Und: „Alles Wirkliche beruht auf einem zureichenden Grunde: alles was geschieht, geschieht nothwendig aus einer Ursache, die ebenso wieder eine Ursache gehabt, und so rückwärts ins Unendliche." Diese beiden Sätze wendet Wolff nach allen Seiten, zieht alle möglichen Folgerungen daraus, und erläutert sie durch Beispiele aus dem gemeinen Leben. „Ich weiß wohl, daß die meisten Weltweisen leichte

Sachen mit schweren Exempeln erläutern; meine Art ist, die wichtigsten mit den gemeinsten Exempeln zu verstärken, damit sie desto leichter verstanden werden." — Wenn er mit seiner Deduction fertig war, setzte er zum Schlusse jedesmal den moralischen Gewinn des neu gewonnenen Satzes auseinander.

„Da ich von Jugend auf eine große Neigung gegen das menschliche Geschlecht bei mir gespürt, habe ich mir niemals etwas angelegener sein lassen, als alle meine Kräfte anzuwenden, daß Verstand und Tugend unter den Menschen zunehmen möchten; und ich werde davon nicht ablassen, so lange sich ein Blutstropfen in meinem Leibe regt." So beginnt Wolff die Vorrede zu seinem Hauptwerke.

Sein Augenmerk geht auf Vereinfachung der Religion. Indem er mit allem blos Dogmatischen aufräumt, sucht er den Kern des Glaubens zu retten, und ein Inventarium dessen zu geben, was im Christenthum denkbar und begriffsfähig ist. Die Weisheit Gottes wird in den vielverschlungenen Absichten gesucht, um welcher willen alles da ist; was dahin nicht paßt, wird aus der natürlichen Religion ausgemerzt. Er ist der Begründer des deutschen Rationalismus.

Vorsichtiger Weise leugnet er die Wunder nicht ganz; aber er leugnet diejenigen Wunder, die etwas ausrichten, was auch auf natürliche Weise hätte ausgerichtet werden können; denn Gott thut nichts Unnützes. Wundergeschichten jener Art sind entweder erdichtet oder vom Unverstand ausgelegt. Die Wunder der Natur, die sich täglich ereignen, sind viel größer als übernatürliche Dinge: in Wunderwerken zeigt Gott nur die Einsicht in ein einzelnes Ding; natürliche Begebenheiten dagegen erfordern Gottes Allwissenheit, die alles in der Welt mit einander verknüpft.

Wolff leugnet auch nicht unbedingt die Offenbarung; aber er leugnet jede Offenbarung, die sich selbst, den Gesetzen der Natur oder den durch die Vernunft festgestellten Rechtsbegriffen widerspricht.

Diese Grundsätze verstießen gegen alles, was in den Facultäten gelehrt wurde. Der stille Groll zwischen Orthodoxen und Pietisten dauerte fort, aber dem neuen gefährlichen Feinde gegenüber suchten sie ihn zu vertuschen. Beide waren darüber einig, daß die menschliche Natur verderbt und das Leben ein Jammerthal sei, daß nur die göttliche Gnade, durch Glauben und Gebet herabbeschworen, den sündigen Menschen erlösen könne. Wolff dagegen behauptete, daß diese Welt die beste sei, daß alles nach zureichenden Gründen geschehe, daß auch Gott nur nach den Gesetzen seines Wesens wirke, die zugleich das allgemeine Naturgesetz seien; Pflicht des Gebildeten sei, sich dem Weltlaufe anzubequemen.

Diese lästerlichen Ansichten trug er in deutscher Sprache vor! Er machte gemein, was Leibnitz doch nur Hochbegabten vorgelegt hatte. Die Facul-

täten waren außer sich. „Obwohl man einen Vortrag in der Muttersprache je und je wohl vertragen kann, so fassen doch unsere Auditores in disciplinis philosophicis die schwersten Lehren ungleich besser im Lateinischen."

„Ich habe gefunden," meinte Wolff dagegen, „daß unsere Muttersprache zur Wissenschaft sich viel besser schickt als die lateinische." Auf den deutschen Prosastil hat er einen entscheidenden Einfluß ausgeübt; er gewöhnte seine Schüler, logisch zu denken und bei der Sache zu bleiben. Sein Satzbau sticht scharf ab gegen die schwerfällige und formlose Prosa der meisten damaligen Schriftsteller: er ist einfach, bestimmt, deutlich, sehr leicht zu übersehen. Durch zum Theil sehr glückliche Verdeutschungen philosophischer Kunstausdrücke vermehrte er ungemein den deutschen Wortschatz, und folglich die Beweglichkeit des Denkens.

Unbedingt günstig war sein Einfluß freilich nicht. Viel correcter als Thomasius und Gundling, ist sein Stil weniger lebhaft, es fehlt ihm alle Sinnlichkeit; geflissentlich hält er sich trocken auch da, wo die Sache selbst einen Aufschwung zu erfordern schien. Spinoza, den er wegen der Form wohl gründlich studirte, faßt, sobald er eine Reihe eintöniger Syllogismen zu Ende gebracht, das Resultat zu einer intellectuellen Anschauung zusammen, die einen breiten und interessanten Ruheplatz gewährt. Wolff kommt aus dem Syllogismus gar nicht heraus; wo er nicht folgert, wird er trivial mit der Miene der Wichtigkeit. In seine späteren lateinischen Ausgaben schleichen sich wieder alle Kunstausdrücke der Scholastik ein.

Aus der Metaphysik trat er nun sofort in die praktische Philosophie ein. April 1720 erschienen die „Vernünftigen Gedanken von der Menschen Thun und Lassen zur Beförderung ihrer Glückseligkeit"; „von dem gesellschaftlichen Leben der Menschen und dem gemeinen Wesen".

Das Grundgesetz des gesellschaftlichen Lebens ist das Streben des Einzelnen nach Vollkommenheit, welche ohne gegenseitige Förderung nicht erreicht werden kann. Gut ist, was meine Vollkommenheit vermehrt, böse, was sie vermindert. Nicht durch einen außerhalb der Welt liegenden Willen, nicht durch eine Offenbarung wird der Begriff des Rechtes bestimmt, sondern durch die Natur der Dinge: das richtige Nachdenken findet für jedes Sittengesetz den zureichenden Grund; die wahre Quelle der Moral ist nicht die Ueberlieferung, nicht das Gefühl, sondern die Vernunft.

Darin ging nun anscheinend Thomasius und seine Schule mit ihm Hand in Hand. Auch Gundling schreibt ausdrücklich: „alle moralischen Wahrheiten liegen in der Vernunft; wir brauchen dazu so wenig eine Offenbarung, als zu dem Satze $2 \times 2 = 4$. Gott hat uns das Licht der Vernunft gegeben; wir müssen es brauchen, so weit es langt; der Glaube kann nur suppliren, was der Vernunft mangelt." Gleichwohl war Gundling der erste, der Wolff

und zwar sehr heftig angriff: hier tritt der Gegensatz der Schule Locke's und Pufendorf's gegen Leibnitz hervor. Nach Gundling schreitet die Vernunft nur durch Erfahrung vor, die gemeine Logik ist eine leere Grillenfängerei: er fand es lächerlich, daß der Syllogismus wieder die Erfahrung ersetzen sollte, daß ein Mathematiker sich unterfing, über die Verwickelungen dieser Welt zu urtheilen, in denen nur ein Jurist sich zurechtzufinden wisse. Gundling wollte nach dem gesunden Menschenverstand die Gesetze verbessern, vorher aber als Empiriker feststellen, was im Gesetz wirklich vorhanden war.

Wolff leitet aus seinen Denkgesetzen zu viel her: der Syllogismus, vortrefflich geeignet, Unklarheiten wegzuräumen, wird von ihm übermäßig angestrengt, positive Resultate zu gewinnen. Darin liegt seine Pedanterie. Hier z. B. werden die Regeln der geselligen Höflichkeit und die Einrichtungen des Haushaltes in der Form von Schlüssen erörtert: ein ziemlich weitläufiges Capitel behandelt die vernunftgemäße Beschaffenheit der Abtritte.

Aber er hat ein großes Verdienst: er brachte die moralischen Gesetze des Bürgerthums zu Ehren; von den herkömmlichen Zugeständnissen an die Sitten der vornehmen Welt wollte er nichts wissen. Das lockere Leben der Zeit wurde streng gegeißelt. Wolff hatte im siebenunddreißigsten Jahre geheirathet und ein gesundes Familienleben begründet. Diese ernst sittliche Auffassung des deutschen Familienlebens ist ein Fortschritt gegen das Accommodationssystem früherer Rechtslehrer, und dieser Fortschritt zeigt sich auch im wirklichen Leben, die deutsche Ehrbarkeit in den mittleren Schichten nimmt sichtlich zu.

Als Wolff, der zum ersten Male Rector geworden war, 12. Juli 1721 das Rectorat an den pietistischen Professor Joachim Lange übergab, setzte er seine Moral noch weiter auseinander. „Die menschlichen Handlungen sind an sich selbst gut oder böse, sie werden nicht erst durch Gottes Willen dazu gemacht; sie würden es sein, auch wenn es möglich wäre, daß kein Gott existirte. — Wo sich bei einem Atheisten sittliche Verderbtheit findet, rührt sie nicht von seinem Unglauben her, sondern von seiner Unwissenheit in Betreff der wahren Gesetze des Guten und des Bösen, aus welcher Quelle auch bei Anderen, die keine Atheisten sind, ein unordentliches Leben und ein böser Wandel entspringt. Der Wille an sich strebt nach nichts als nach dem Guten; die Besserung muß vom Verstande und nicht vom Willen anfangen. — Die Chinesen, durch keine Offenbarung vom Wesen Gottes unterrichtet, haben dennoch eine so vortreffliche Moral, daß sie anderen Völkern zur Nachahmung dienen können."

Zu solchen Ketzereien konnte die Facultät nicht schweigen. Schon andern Tags eiferte Breithaupt von der Kanzel, und der derzeitige Decan Francke erbat sich von Wolff das Manuscript seiner Rede.

Wolff lehnte ab, die theologische Facultät über seine Lehre zu Gericht sitzen zu lassen. Er verwies Francke an die rechtgläubigen Theologen, mit denen ja der Pietismus über eben jene Sätze in Streit liege; Francke solle ihn in seinen Verrichtungen nicht stören, die er zum Besten des menschlichen Geschlechtes vorzunehmen gesonnen sei. „Zu allen Zeiten haben die Weltweisen starken Widerspruch gefunden, wenn sie vom gemeinen Vortrag abgegangen. Die vornehmsten Gottesgelahrten in allen drei Religionen des heiligen römischen Reiches haben erkannt, mein Buch trage zu gründlicher Erkenntniß der Gottesgelahrtheit nicht wenig bei, und setze einen in Stand, sie wider alle Einwürfe zu vertheidigen."

Aber gerade diese Virtuosität im Disputiren war den Facultäten lästig. „Es zeigt sich bei den Studirenden, so vermittelst ihres guten Ingenii einige Progressus in der Wolffischen Philosophie gemacht, ein solcher Fastus, daß sie ihre Präceptoren als einfältige Leute hämisch durchziehn." Unreife Studenten legten ihren Lehrern Fragen vor, die diese nicht zu beantworten wußten! und bildeten sich ein, selber für alles, was im Himmel und auf Erden vorging, den zureichenden Grund zu wissen!

Die Spannung verschlimmerte sich noch, als Studenten „von Adel und Condition" dem scheidenden Prorector ein Vivat brachten, den neuen mit Spottliedern empfingen. Die Universität lag in beständigen Händeln mit der Garnison, gegen deren Uebergriffe Lange energisch auftrat; daher wurden die adeligen Studenten gegen ihn aufgeregt, und der Fürst von Dessau verlangte, er solle das Prorectorat niederlegen und es dem Thomasius übergeben; aber der Senat, Thomasius voran, erklärte sich einstimmig gegen diese Neuerung.

Wolff's drittes Hauptwerk: „Vernünftige Gedanken von den Wirkungen der Natur und von den Absichten der endlichen Dinge" macht ebenso Front gegen die Theologen wie gegen die englischen Freigeister. — Die Natur in ihrem Zusammenhange und in ihrer Zweckmäßigkeit ist die wahre Offenbarung Gottes. Sie ist nicht ein bloßer Causalnexus, sondern die Realisirung eines großen Zweckes. Ihr höchster Zweck ist der vernünftige Mensch und dessen Vervollkommnung.

Durch diese Schrift wurden die Deutschen angeleitet, auf die Gegenstände der wirklichen Welt und ihren Zusammenhang aufmerksamer zu achten als auf das Jenseits. Zahlreiche Schriftsteller folgten seinem Impuls, und suchten die natürliche Theologie aus der Luft, dem Wasser und allen möglichen Elementen herzuleiten. Diese Bemühungen fanden einen kräftigen Widerhall in dem „Irdischen Vergnügen in Gott", der gefeiertsten Dichtung jener Tage, deren ersten Band der Senator Brockes in Hamburg 1721 veröffentlichte; es folgten dann noch fünf weitere.

Aufgehetzt von den Pietisten, setzte ein ehemaliger Schüler Wolff's eine

Schrift auf, in welcher er denselben beschuldigte, den Glauben an die Vorsehung zu bestreiten und das heidnische Fatum zu lehren. Sobald Wolff die ersten Bogen dieser Schrift erhielt, forderte er 8. März 1723 Prorector und Senat „zur gebührenden Ahndung dieses Frevels“ auf: „da es der Universität sehr nachtheilig, wenn man renommirten Professoribus gefährliche Irrthümer von denen affingiren ließe, die vermöge der Statuten Anderen Respect schuldig sind.“ Da die akademische Behörde sich lau verhielt, wandte sich Wolff an den Hof, der am 5. April dem Gegner Schweigen auferlegte: „wie wir an dergleichen Collisionen ein höchst ungnädiges Mißfallen tragen; weil durch des Professor Wolff bisher bezeigten Fleiß und bei Auswärtigen erworbenen Ruhm Viele nach dortiger Universität gezogen werden.“

Die theologische Facultät beschloß nun, in einer Denkschrift, die von Lange abgefaßt wurde, dem Hofe über die gefährlichen Irrthümer Wolff's zu berichten, und darauf anzutragen, daß ihm die philosophischen Collegia entzogen würden. — Lange's Geschwätz — in einer zweiten Denkschrift brachte er es auf 77 Bogen! — ist nicht zu lesen; am correctesten stellt Professor Buddeus im Namen der Facultät von Jena alles zusammen, was sich gegen die neue Philosophie einwenden ließ.

Es wird Wolff vorgeworfen, daß er den vom Geist Gottes selbst eingegebenen Beweis für das Dasein Gottes, den Schluß von den Geschöpfen auf den Schöpfer, als betrüglich durchzieht; hingegen den seinen auf den Satz des „zureichenden Grundes“ baut, welcher nur zur Entkräftung des freien Willens erdichtet ist; die Freiheit des göttlichen Willens darin sucht, daß Gott die beste Welt erwählt, ungeachtet er solche seiner Meinung nach erwählen müssen; das Vorherwissen zukünftiger Begebenheiten an den nothwendigen Zusammenhang derselben bindet und also in der That aufhebt; vorgiebt, daß das Wesen der Dinge keineswegs von Gottes Willen abhänge, sondern blos in Gottes Verstand begründet sei; die göttlichen Wunderwerke, wo nicht ganz leugnet, doch in nicht geringen Zweifel zieht; die gegenwärtige im Argen liegende Welt für die vollkommenste und beste, ja für unzerstörbar ausgiebt, da doch aus der Schrift erhellt, daß Gott sie gänzlich verderben und an ihrer Stelle einen neuen Himmel und eine neue Erde erschaffen will; das darin befindliche Böse nicht allein für unvermeidlich, sondern für ein Mittel größerer Vollkommenheit, eben so die Sünde für den Creaturen wesentlich und mit den Schranken der Endlichkeit zusammenfallend ausgiebt; dem menschlichen Willen die wahre Freiheit gänzlich abspricht. „Gleichwohl freilich an diesem System lange und mit großem Fleiß gearbeitet, so ist solches auch gleich vom Anfang mit solcher Behutsamkeit eingerichtet worden, daß man die gefährlichsten Dinge unter allerhand Zweideutigkeiten versteckt und sich manche Zwickmühlen offen hält.“

In diesen Streitigkeiten sollte nun der Landesherr das Rechte finden. König Friedrich Wilhelm hatte mit dem Hallischen Philosophen etwas Verwandtes: sie waren despotisch, nüchtern, aber Organisatoren im großen Stil, die eigentlichen Drillmeister der deutschen Nation.

Lange hat man Friedrich Wilhelm verkannt; man sah von ihm nur das Abgeschmackte, die tolle Vorliebe für „große Kerle", das Tabakscollegium, die Hofnarren, den Geiz, den Despotismus, die gelegentliche Grausamkeit. In der That war es nicht beneidenswerth, unter seinem Scepter zu leben, und Wissenschaft und Kunst hat schwer unter ihm gelitten. Aber heute weiß man, daß sein Staat ihm auch viel verdankt.

In derselben Zeit, wo Wolff seine Schule begründete, 19. Januar 1723, führte Friedrich Wilhelm die Verfassung ein, die ein Jahrhundert hindurch die Grundlage des preußischen Staates geblieben ist: ein Muster von gesundem, einfachem Menschenverstand; und er sorgte mit eiserner Strenge dafür, daß sie nicht blos auf dem Papiere blieb. Er brach den Widerstand der Junker, er brachte Ordnung und Pflichttreue in das Beamtenthum und die Armee; er schuf den Begriff, den man später den kategorischen Imperativ taufte. Eine seltsame Verbindung von Widersprüchen! treuherzig und schlau, gewissenhaft und willkürlich, vom klarsten Verstand und doch Zufällen ausgesetzt, die an Aberwitz streiften.

Vieles erklärt sich aus dem Verdruß, den er gegen das Scheinwesen im Regiment seines Vaters empfand. Ein stämmiger, robuster Mann, haßte er den „blauen Dunst", die Frivolität und Heuchelei. Einfach und regelrecht in seinen Sitten, gab er dem Bürgerthum, das in den meisten deutschen Staaten durch die Hofsitte corrumpirt wurde, ein gutes Beispiel. Er wollte überall das Rechte, aber wenn sich ihm gegenüber ein Rechtsanspruch behaupten wollte, brach sein Jähzorn durch alle Schranken.

Noch vor kurzem hatte er alle Kanzelpolemik zwischen Lutheranern und Calvinisten streng untersagt; auch die Hallischen Pietisten kamen ihm viel zu lutherisch vor, und wie sich der „zureichende Grund" zur christlichen Vorsehung verhalte, wollte ihm nicht klar werden. — Endlich gab ihm ein Mitglied des Tabakscollegiums, von Lange belehrt, die Auskunft: wenn ein Grenadier desertirte, so wolle es so der „zureichende Grund", er könne nicht widerstehen, und verdiene also keine Strafe.

Das hieß die Sache am rechten Ende angreifen. Am 8. November 1723 erfolgte die Cabinetsordre: „Demnach Uns hinterbracht worden, daß der Professor Wolff in öffentlichen Schriften und Lectionen solche Lehren vortragen soll, welche der im göttlichen Wort geoffenbarten Religion entgegenstehn, haben Wir eigenhöchsthändig resolvirt, daß derselbe seiner Professur entsetzt sein soll . . . Wie ihr denn auch gedachtem Wolff anzudeuten habt, daß er

binnen 48 Stunden bei Empfang dieser Ordre die Stadt Halle und alle unsre übrigen Lande bei Strafe des Strangs räumen solle."

Wolff wartete die Frist nicht ab. Er hatte schon vorher einen Ruf nach Marburg, wo er am 13. December 1723 feierlich einzog.

„Ich habe," sprach Francke am nächsten Sonntag von der Kanzel, „in meinem Gemüth von den entsetzlichen Verführungen, die durch seine Collegien in die hiesigen Anstalten eingedrungen, solchen Jammer und Herzeleid gehabt, daß ich nachher, als wir über alles Vermuthen davon erlöst worden, oft nicht ohne große Bewegung die Stelle angesehen, da ich auf den Knieen Gott um Erlösung von dieser großen Macht der Finsterniß angerufen hatte, und es zum Exempel lebenslang behalten werde, daß Gott Gebete erhöre, wo von Menschen keine Hilfe zu hoffen ist."

Noch fünf Jahre beherrschte Francke in der Facultät wie durch sein Waisenhaus fast unumschränkt die Hallesche Theologie. Kurz vor seinem Tode kam er nach Berlin und stellte sich dem König vor: durch seine leidenschaftliche Frömmigkeit wurde Friedrich Wilhelm so zerknirscht, daß er im Begriffe war, abzudanken und allem weltlichen Wesen zu entsagen. Freilich dauerte die Anwandlung nicht lange; doch erließ er noch eine strenge Cabinetsordre gegen die Wolff'schen Schriften: „Wir vernehmen höchst mißfällig, daß eine Zeit her allerhand mit atheistischen Principiis angefüllte Bücher in Unsern Landen verkauft, ja wohl gar durch öffentlichen Druck publicirt werden . . Gestalt denn diejenigen, so sich dessen unterfangen, auf ihre ganze Lebenszeit an die Karre gespannt werden sollen."

Aber die öffentliche Meinung war bereits für die neue Schule gewonnen: Facultätsgutachten fruchteten eben so wenig wie Verbote; die Kenntniß der Wolff'schen Philosophie galt als Erforderniß der allgemeinen Bildung. An vielen Orten bildeten sich Gesellschaften, um sich im Verständniß derselben zu üben; die Prediger sprachen vom „zureichenden Grund", sie definirten die Bibelsprüche nach Wolff'schen Kategorien, und selbst der Katechismus mußte nach den Ansprüchen der „Vernünftigen Gedanken" zugeschnitten werden. Ein Handbuch, ein Lexicon nach dem andern erscheint, sogar eine Geschichte der Wolff'schen Philosophie, die mehr als hundert Büchertitel aufweist; gegen diese Fluth von Streitschriften kamen selbst die alten pietistischen Händel zu kurz.

Die Schule sollte nun auch dem deutschen Geschmacke eine neue Richtung geben. In den „dilucidationes de deo, anima, mundo et generalibus rerum affectionibus" 1725 stimmte Bülfinger, Professor der Mathematik in Tübingen, ein geistreicher Mann und gründlicher Gelehrter, mit Wolff darin überein, daß den „dunkeln und verworrenen" Begriffen der Einbildungskraft nur ein untergeordneter Werth zukomme, daß eine zu eifrige Beschäftigung

mit der Poesie und Rhetorik den Scharfsinn schwäche; aber er wies auf die Nothwendigkeit hin, auch diese Seite des menschlichen Geistes in das System aufzunehmen; der Grund des Vergnügens am Schönen müsse in der Natur der Seele aufgewiesen werden; die Einbildungskraft bedürfe eben so einer Logik wie der Verstand. Mit großer Lebhaftigkeit treten gleich darauf zwei junge Gelehrte in Zürich — Bodmer und Breitinger — die Verfasser der „Discurse der Maler“ — in einer Wolff gewidmeten Schrift „vom Einfluß und Gebrauch der Einbildungskraft zur Ausbesserung des Geschmackes“ für die nämlichen Ideen ein: was in der Vernunftlehre die Begriffe, das seien in der Logik der Phantasie die Bilder; dort werde die rechte Verknüpfung der Begriffe, hier die rechte Verbindung der Bilder gelehrt. Gründlicher und weitschweifiger arbeitete später Alexander Baumgarten in Halle, der jüngere Bruder des Theologen, an der nämlichen Aufgabe.

Alle diese Männer verbanden mit ihren theoretischen Untersuchungen noch einen praktischen Zweck. „Ich wollte gern,“ schreibt Bodmer, „daß die Franzosen nicht länger Ursache hätten, den Deutschen, sonderlich den Schweizern, den bel esprit abzusprechen.“ Guter Wille, eine deutsche Literatur zu bekommen, war überall vorhanden; in den meisten größeren Städten bildeten sich bürgerliche Gesellschaften von Freunden der Literatur. Aber es fehlte die rechte Anleitung, der gute Geschmack. Aus vielen Gründen war Leipzig berufen, voranzugehen.

Bestimmter noch als zu Goethe's Zeit, schmeichelte es sich damals, das einzige reine Deutsch zu reden. Das Bürgerthum herrschte ausschließlich, von einem Adel war kaum die Rede. Im Bürgerthum selbst galt eine strenge Aufeinanderfolge: der Grad der Respectabilität war je nach dem Alter und dem Wohlstand der Familien und nach dem Gewicht der einzelnen Professoren, die ihnen angehörten, sehr verschieden. Die angesehenste Person war damals Burkhard Mencke. Er redigirte die Acta Eruditorum, zeichnete sich als Dichter aus und suchte überall den guten Geschmack zu fördern. Er hatte auf langen Reisen alle Berühmtheiten Europas kennen gelernt, machte ein reiches Haus und suchte den Studenten Selbstachtung einzuflößen. Wiederholt bekleidete er die Rectorwürde.

Er stand an der Spitze einer poetischen Gesellschaft, wie sich deren überall zusammenfanden, wo der Mittelstand im städtischen Leben sich behaglich fühlte: wie vor hundert Jahren die Fürsten und Herren, lasen sich hier bürgerliche Literaturfreunde vor, was sie in Prosa und Versen geleistet. Zum Senior dieser Gesellschaft ließ Mencke 1726 den jungen Gottsched wählen, der seit zwei Jahren in seinem Hause Informator war: Predigersohn aus der Nähe von Königsberg, hatte er vorher daselbst die Wolff'sche Philosophie vorgetragen, war aber aus Furcht vor den Werbern (er maß sechs Fuß!) nach Leipzig

entflohen. Dieser, ein Mann von ungewöhnlicher Arbeitskraft und einem ungewöhnlichen Glauben an sich selbst, faßte die Sache sofort in großem Stile: die Gesellschaft sollte sich durch Filiale über ganz Deutschland ausbreiten, und durch Massenwirkung den guten Geschmack verpflanzen, geleitet von einem Dictator, der ihr die Mühe des eigenen Urtheils ersparte. Dazu fühlte sich Gottsched vollkommen berufen. Bisher hatte die Gesellschaft nur Poetisches geleistet; er sorgte dafür, daß auch die Beredtsamkeit angebaut wurde; er trieb jeden Einzelnen, soviel als möglich zu schreiben, damit man endlich eine deutsche Literatur bekomme, und gab alles heraus. Die Wirkung dieser Sammlungen verstärkte er durch eine kritische Wochenschrift.

Leipzig hatte seinen eigenen, nicht unbegründeten Bürgerstolz, aber es war doch nicht eine Freistadt wie Zürich oder Hamburg, es fühlte sich doch immer abhängig von Dresden; König, der Dresdner Hofpoet, war für die Leipziger Professoren eine gefürchtete Persönlichkeit. Dieser eigentliche Sitz des deutschen Rococo wurde unter der Regierung August des Starken immer glänzender: schon hatte der Ankauf der Gemälde und Antiken, der Bau der Frauenkirche begonnen. Als Friedrich Wilhelm im Januar 1728 August in Dresden besuchte, imponirte dem sparsamen Soldaten die königliche Pracht, um deren willen freilich das Land entsetzlich ausgesogen wurde, doch nicht wenig; mit Abscheu aber sah der sittenstrenge Mann die Maitressenwirthschaft, die öffentlich zur Schau getragene Unzucht: darin wenigstens durfte Dresden mit Versailles wetteifern.

Wenn sich die getreuen Unterthanen August des Starken über Verschwendung beklagten, wurden sie scharf zurechtgewiesen. „Nachdem seither sich allerlei Leute angemaßt, von Sachen, die den Staat angehn, Zeitungen zu schreiben und viele mit anzüglichen Ausdrücken angefüllte Nachrichten auszustreuen, ingleichen von auswärtigen Nouvellen Nachricht zu geben und hiedurch das Volk zu widrigen Raisonnements zu verleiten: soll sich hinfüro dergleichen Niemand unterfangen, bei Strafe des Festungsbaus." „Alle Ihro Majestät hohen Jura angreifenden Charteken" sollten confiscirt werden.

Das Räsonniren wollte man sich nicht gefallen lassen, aber man sah nicht ungern, wenn die Unterthanen in der Begeisterung für die Majestät etwas Uebriges thaten. Burkhard Mencke verherrlichte das Haus seines Landesherrn, das er von Wittekind ableitete. Die Schmeichelei steigerte sich bisweilen zum Aberwitz. In der Zeit, da Friedrich Wilhelm Dresden besuchte, war August eben von einer lebensgefährlichen Krankheit durch Ablösung einer Zehe gerettet worden. „Da nun," schreibt ein Professor Philippi in einer „Probe männlicher Beredsamkeit nach dem Vorbild der Alten", „dasjenige, was unserm großmächtigsten und unüberwindlichen König den höchstverdienten Ruhm der Unsterblichkeit einigermaßen noch streitig zu machen

schien, durch den gewaltigen Arm des Königs aller Könige völlig aus dem Wege geräumt worden; überdies das veränderliche Schicksal, das wohl eher die größten Potentaten zu Boden geworfen, sich nur an die Zehe, als einen entbehrlichen Rest von der geheiligten Person des Königs wagen dürfen, so sehn wir nunmehro mit Freuden, daß unser theuerstes Oberhaupt weit über allen Wechsel der Zeit und des Glücks erhoben worden, hingegen alle unsre Glieder, Kräfte und Blutstropfen an sich ein unzulängliches Lösegeld gewesen sein würden, das Leben, die Gesundheit und glückseligste Regiment unsers allerruhmwürdigsten Beherrschers zu erhalten ... Und wahrlich, da ein jeder treugesinnte sächsische Unterthan sein Herz gleichsam auf den Weg legt, den Ihro Majestät zu nehmen allerhöchst gesonnen, damit Selbe, als führen Sie auf lauter Herzen Ihrer getreuen Unterthanen dahin, so oft Sie unter währender Reise Ruhestatt halten, auf eben solchen Herzen als einem gar sanften Kissen Sich zu lagern geruhn mögen — so läßt die schnelle Durchfahrt Ihrer Majestät in allen unsern Herzen weit kennbarlichere Fußtapfen, als der größte Steuermann auf der See zu erhalten nicht vermag, wenn er gleich auf Schiffen vom ersten Rang die Wasser durchschnitten .."

Dieser Lohensteinische Schwulst freilich ging Gottsched gegen den Strich; an der Gesinnung fand er kein Arg, denn nur durch die Gunst der Großen hoffte er die Reform des deutschen Geschmackes durchzusetzen. Mit Wonne gab er sich dazu her, ein Dresdner Carneval zu besingen. „Nun hab' ich's selbst gesehn, nun weiß ich, wie es ist, mein König! wenn Dein Volk des Kummers ganz vergißt, indem es voller Lust nach Deinen Zimmern eilet und da die Faschingslust mit Deinem Hofe theilet ... So thust Du auch, o Herr! in Kur- und Königreich; die Gnade für Dein Volk macht Dich dem Höchsten gleich .. Es ist Dir nicht genug, daß Du mit Sorgfalt wachst, Dein ganzes Land umher vor Feinden sicher machst: nein, Deine Gnade geht bis auf die Lustbarkeit! Dein Unterthan genießt bei Dir die goldne Zeit."

Die Gunst der Großen war sein beständiges Augenmerk; aber seine Ueberzeugungen mochte er darüber nicht aufgeben. Seine Polemik gegen die Oper, die er für unnatürlich hielt, weil in der Wirklichkeit die Leute nicht singen, zog ihm später die Feindschaft des Dresdner Hofpoeten Ulrich König zu, der selber Opern geschrieben, und damit die Ungnade des Hofes, obgleich er es an keiner Kriecherei fehlen ließ.

Folgerichtig bemühte er sich, die Deutschen zur Cultur ihrer Sprache anzuregen: sie sollten sich schämen, lateinisch und französisch zu radebrechen! Ein junge Dame in Danzig, Adelgunde Kulmus, mit der er correspondirte, seine spätere Gattin, schrieb ihre ersten Briefe französisch, was ihr Gottsched verwies; bald wurde sie bekehrt: „Sie stellten mir die männliche Schönheit meiner Muttersprache so lebhaft vor, daß ich sogleich den Entschluß faßte,

mich mehr darin zu üben, und ich fange schon an, gern deutsch zu denken und zu schreiben."

„Wenn Thomasius noch lebte," sagte Gottsched in der Denkrede nach dessen Tode, 23. September 1728, „würde er mit Vergnügen wahrnehmen, wie die deutschen Schriften täglich mehr Leser bekommen, und wie das von ihm so tapfer bestrittene Vorurtheil beinahe alle Kraft verloren hat." Leider that Wolff — der nicht mehr Deutschlands, sondern Europas Lehrer sein wollte — seinen Gegnern seit 1728 den Gefallen, seine Lehre in dickleibigen lateinischen Quartanten zu veröffentlichen.

Dagegen ließ ein vornehmer Mann, Justizrath von Bünau in Dresden, in demselben Jahre den ersten Band seiner „Deutschen Kaiser- und Reichshistorie" deutsch erscheinen. „Einige werden zwar tadeln, daß ich die deutsche Sprache vor der lateinischen gewählt, maßen diese auswärts mehr bekannt ist: allein Cicero, dem vorgeworfen war, daß er in seiner Muttersprache und nicht lieber in der griechischen als der damaligen Gelehrtensprache geschrieben, hat bereits geantwortet: mihi quidem nulli satis eruditi videntur, quibus nostra ignota sunt." Er war in den Quellen völlig zu Hause, seine Bibliothek die reichste in Deutschland. Der erste Band, ein starker Quartant, umfaßte nur die Römerzeit; es folgten noch drei Bände, bis zum Anfang des zehnten Jahrhunderts. Das Buch ist wirklich componirt, die Tendenz gegen die Hierarchie gerichtet.

Zugleich schrieb der Leipziger Professor Mascou die „Geschichte der Deutschen bis zum Anfang der fränkischen Monarchie", mit besonderem Augenmerk auf die Rechtsentwickelung; ein Buch, von dem Mencke 1728 urtheilte, es sei so vorzüglich, daß es verdient hätte lateinisch geschrieben zu werden.

Gottsched hatte die Empfindung, für Deutschland dasselbe zu wollen, was Boileau und die französische Akademie für Frankreich durchgesetzt hatte. Er theilte seine Bestrebungen dem beständigen Secretär der Akademie, Fontenelle, mit, der zwar kein Wort deutsch verstand, aber ihm am 21. Juli 1728 sehr höflich erwiderte, und ihn ermahnte, fortzufahren.

Indeß war Gottsched's Aufgabe schwieriger, seine Befähigung geringer. Als man in der Zeit Richelieu's mit der Vergangenheit brach, konnte man doch vieles erhalten, was noch lebte; in Deutschland zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts schien ein radikaleres Verfahren angezeigt. Die studirten Leute hatten einen tiefen Abscheu vor den Fastnachtsspäßen des siebzehnten Jahrhunderts, vor dem volksthümlichen Tone überhaupt; sie betrachteten alle Volksschichten, die von ihrer Bildung nicht einigermaßen angehaucht waren, mit gründlicher Verachtung. Günther wird nicht weniger in Acht und Bann gethan als die zweite schlesische Schule wegen ihres Schwulstes; Boileau ist der Maßstab des Urtheils. Jetzt erst wird der Zusammenhang mit unserer

Vergangenheit völlig durchschnitten; man beschäftigte sich wohl noch mit den Dichtungen des Mittelalters, aber nur zu gelehrten Zwecken; zunächst galt es, tabula rasa zu machen, um der rein modernen Bildung und Sitte Platz zu schaffen.

Wie ein nüchterner Schulmeister nahm Gottsched die Ruthe in die Hand, und bläute den Schriftstellern Declination und Conjugation, endlich den Satzbau ein — ein großes Verdienst, das ihm unvergessen bleibt! Er drang darauf, deutlich und correct zu schreiben. Aber weiter ging seine Befähigung nicht: wenn er die Franzosen zum Muster nahm, so verkannte er ihren Hauptvorzug, die Fähigkeit, Licht und Schatten gehörig zu vertheilen. Der Hauptfehler seines Stiles wie der fast all seiner Zeitgenossen war, daß sie das Gleichgiltige mit derselben Gravität behandelten wie das Wichtige. Daher ihre Langeweile; es war ein steifer Stelzentritt, in dem alle natürliche Bewegung verloren ging.

In dem „Grundriß einer vernünftigen Redekunst nach Anleitung der Alten" (1728) ordnet er Wortfolge, Satzbau, Architektonik der Gedanken, alles nach der Schnur; in der „Kritischen Dichtkunst vor die Deutschen, darin die allgemeinen Regeln, hernach alle besondern Gattungen der Gedichte abgehandelt werden" (Januar 1730), spricht er sich gegen alle Inversionen aus: „ein Poet muß die Wortfügung beibehalten, die in ungebundener Rede gewöhnlich ist."

„Vor hundert Jahren steckten unsre Versmacher noch in der tiefsten Barbarei. Der einzige Opitz hatte aus Griechen und Römern, Holländern und Franzosen sich die Regeln des guten Geschmackes bekannt gemacht; er verwarf alles was seine Vorgänger gestümpert. Ein so unvermuthetes Licht fiel stark in die Augen, und da fing eine Menge Poeten an zu singen, die nur dem Exempel dieses großen Dichters folgten, die Regeln der Alten aber nicht halb so gut kannten als er." Die zweite schlesische Schule wird unbedingt verworfen.

„Die Fabel ist das Hauptwerk der Poesie. Der Poet wählt sich einen moralischen Lehrsatz, den er seinen Zuschauern auf eine sinnliche Art einprägen will. Dazu ersinnt er sich eine allgemeine Fabel, daraus die Wahrheit seines Satzes erhellt. Hiernächst sucht er in der Historie solche berühmten Leute, denen etwas Aehnliches begegnet ist, und von diesen entlehnt er die Namen für die Personen seiner Fabel, um derselben ein Ansehn zu geben." — Gottsched verwirft jede Erfindung, die nicht wahrscheinlich ist, und findet nicht blos bei Homer und Vergil, sondern selbst bei Voltaire „eine unglaubliche Menge verlornen Verstandes".

„Ein Poet und nichts weiter zu sein," schreibt Gottsched einmal an Bodmer, „nährt bei uns seinen Mann nicht." Als Wolffianer erhielt er

1730 in Leipzig durch Bünau's Einfluß eine Professur der Logik und Metaphysik. Zugleich, 20. Juli 1730, habilitirte sich der geistvolle Philolog Ernesti (23 J.), in Schulpforta erzogen, mit der Dissertation „de emendatione voluntatis per saltum". September 1730 wurde, ebenfalls durch Bünau's Vermittelung, Mathias Gesner (39 J.) aus Weimar als Rector der Thomasschule nach Leipzig berufen.

Predigerssohn aus dem Nürnbergischen, in sehr dürftigen Umständen, hatte er in Jena unter Buddeus sich eine ungewöhnliche Gelehrsamkeit angeeignet: er war nicht nur in den classischen und orientalischen Sprachen vollständig zu Hause, sondern auch in der Geschichte und Mathematik, selbst in der Rechtswissenschaft hatte er sich nach Grotius die Grundbegriffe angeeignet. Die Theologie ließ er nur insofern gelten, als sie nach philologischen Grundsätzen aus der Schrift geschöpft war. Allen Streitfragen wich er aus; er sei kein Theolog; er habe die Wahrheit der christlichen Religion mehr durch Gefühl und Erfahrung als durch Beweise kennen gelernt.

Er hatte früh geheirathet, ein armes aber treffliches Mädchen, mit der er, bei sehr kärglichem Einkommen, lange Jahre in glücklicher Ehe lebte. Uebrigens war er viel mit Vornehmen in Berührung gekommen und hatte den besten Weltton.

In der Thomasschule fand er Unterricht und Zucht tief verwildert; statt der Classiker waren theologische Compendien eingeführt. Gesner ging sofort mit entschiedener Festigkeit, sittlich und wissenschaftlich, an die Reform. Die Anstalt blühte um so glänzender auf, da ihm bald darauf Ernesti als Conrector beigegeben wurde.

Cantor der Thomasschule war Sebastian Bach (45 J.), aus Eisenach gebürtig. Eine schlicht bürgerliche Natur, bescheiden und anspruchslos, von strenger Zucht und Sitte, Haupt einer sehr zahlreichen Familie, der er eine tüchtige Erziehung gab, und von der sich mehrere in der Musik ausgezeichnet haben. Er war als Organist und Clavierspieler beliebt und berühmt, auch seine kunstreichen und tiefsinnigen Compositionen wurden geschätzt: aber wenig ahnte die respectable Stadt, daß in ihrer Mitte ein Mann lebte, dessen Genius die Nachwelt einmal unter die ersten aller Zeiten und Nationen stellen würde.

Gesner wie Ernesti waren Feinde aller Pedanterie, auch im Unterrichte; sie gingen von dem ketzerischen Grundsatze aus, daß man hauptsächlich auf die besseren Köpfe Rücksicht nehmen müsse. Sie selbst hatten eine vielseitige Bildung, einen großen, umfassenden Blick, und verstanden zu wagen. Sie schrieben latein, ließen sich aber auch die Verbesserung der deutschen Sprache angelegen sein. Ebenbürtig schloß sich ihnen Christ (30 J.) an, der eben nach

Leipzig kam: der eigentliche Begründer der Archäologie für Deutschland, mit großer Gelehrsamkeit und wirklichem Verständniß für die Kunst.

Für die Ausbreitung seiner Entwürfe sorgte Gottsched durch Filialgesellschaften, und verstärkte die eigene Gesellschaft durch Aufnahme auswärtiger Mitglieder von Ruf. Die wichtigste Acquisition war Professor Mosheim in Helmstedt, ein gründlicher Gelehrter und gefeierter Kanzelredner. Mit großer Weltklugheit, ohne alles anmaßende Wesen, wußte er Fürsten und Ministern gegenüber die Würde des Standes aufrechtzuhalten und alles Gemeine abzuwehren. Der Notizenkram der Zeit hat ihn nicht berührt, in seinen kirchenhistorischen Schriften giebt er nur das Wesentliche. Während die Wolffianer auch auf der Kanzel nicht aufhörten, bei den einfachsten Dingen zu definiren und zu concludiren, spricht Mosheim in seinen Predigten einfach und schlicht wie ein Gentleman; er ist von einer musterhaften Rechtgläubigkeit, aber duldsam gegen Andersdenkende. Helmstedt wahrt hauptsächlich durch seinen Einfluß den alten guten Ruf.

Alle diese Männer, so weit sie auch sonst auseinandergingen, kamen darin überein, für die gute Sitte zu eifern. Der Todfeind des ehrbaren Bürgerthums war Hanswurst, der von den Großen eben so begünstigt wurde wie vom Pöbel. Angestellte „lustige Räthe“ fanden sich überall an den Höfen, aber nur Friedrich Wilhelm ging im Cynismus so weit, seinen trunkfälligen Hofnarren Paul Gundling, der täglich beschmutzt durch die Gassen geschleift wurde, nicht blos zum Reichsfreiherrn, sondern zum Präsidenten der von Leibnitz gegründeten Akademie zu ernennen, 24. September 1724! Ein Fußtritt gegen das anständige Bürgerthum, das eben erst gelernt, die Wissenschaft zu achten.

Hanswurst beherrschte die populäre Literatur; Gemeinheit und Zote ohne alle Erfindung und Eigenart; vielleicht giebt einzig Henrici's „akademischer Schlendrian“ (1726) — leider! etwas von deutschem Leben.

Den breitesten Platz behauptete Hanswurst auf dem Theater. Seit lange hatte sich Gottsched bemüht, der Verwilderung desselben zu steuern; nun beredete er 1728 Neuber, einen ehemaligen Studenten, der mit einer neuen Gesellschaft in Deutschland auftrat. Neuber fand als Hanswurst keinen Beifall, und gewann rasch entschlossen das Publikum durch eine Farce: er ließ sich in jener Maske von seinen eigenen Leuten herausprügeln, und erklärte damit den Hanswurst für abgeschafft. Friederike, seine Frau, besaß Ehrgeiz und Entschlossenheit genug, das Theater im Sinne der französischen Regeln zu reformiren. Es gelang der Truppe, einige vortreffliche Schauspieler zu gewinnen, und Gottsched half vorläufig, da es an Originalstücken fehlte, mit Uebersetzungen aus dem Französischen aus.

Das gebildete Theater hatte überall mit den schlechten Sitten zu kämpfen,

besonders auf den Universitäten. „Wer sollte es sich vorstellen," schreibt mehrere Jahre später der Theaterprincipal Schönemann, „daß Leute in seidenen Kleidern nach französischem Geschmack, mit reichen Westen und Federhüten, so weit die Achtung vor dem Frauenzimmer und den Werken des Witzes verlieren, daß sie in einem Schauspielhaus Tabak rauchen!! Unsere Nachkommen werden sich uns als in Bärenhäute gekleidet vorstellen."

Während so das Bürgerthum, dem Frieden trauend, der nun schon 15 Jahre währte, sich selbst zur Gesittung emporzuarbeiten suchte, sah es in den höheren Regionen der Politik nicht sehr erbaulich aus.

Der leitende Gedanke des Kaiser Karl VI. war die pragmatische Sanction, d. h. die Verwandlung seiner sämmtlichen Staaten in eine untrennbare Erbmonarchie, in welcher, gegen das bisherige Hausgesetz, seine Tochter Maria Theresia successionsberechtigt sein sollte. Die europäischen Mächte für diese Neuerung zu gewinnen, war die Aufgabe seiner Diplomatie. Es war das goldene Zeitalter der Diplomaten, einer betrog den andern.

Gegen ihn befestigte sich anscheinend immer stärker ein Bündniß zwischen England und Frankreich. Friedrich Wilhelm war gut kaiserlich gesinnt, das hinderte ihn aber nicht, wo der Kaiser ihn übervortheilte, Fühlung mit der andern Seite zu suchen; der sonst so grade Mann ließ sich mitunter zu argen Winkelzügen verleiten. Zudem empörten den aufrichtigen Protestanten die Verfolgungen seiner Glaubensgenossen im Oesterreichischen und Polnischen. Die auf ihn Einfluß hatten, waren durchweg im Solde Oesterreichs: der kaiserliche Gesandte General Seckendorf hatte sie alle in der Hand, vom leitenden Minister General Grumkow bis zum Hofnarren Gundling und zum Kammerdiener Eversmann. Dagegen bemühte sich die Königin, Schwester des Königs von England, durch eine Vermählung ihres Sohnes Friedrich mit einer englischen Prinzessin die Beziehungen zwischen den beiden Staaten zu festigen.

Der König hatte einen entschiedenen Widerwillen gegen seinen Sohn, den er für einen französischen Libertin ansah: „ich kann keinen effeminirten Kerl leiden, der nicht reiten noch schießen kann, die Haare wie ein Narr frisirt, immer Grimassen macht, und dabei recht hoffärtig ist!" Der stramme Soldat nahm es besonders übel, daß der Sohn im Geschmacke des französischen Rococo sich mit Vorliebe in einen kostbaren Schlafrock hüllte.

Immer leidenschaftlicher für Kaiser und Reich, wollte Friedrich Wilhelm auf seinen großbritannischen Schwager losschlagen: „Drup! Drup!" rief er einmal über das andere; die Unschlüssigkeit des kaiserlichen Hofes hintertrieb jede Action. Mit Groll sah Friedrich Wilhelm, wie Frau und Kinder für England intriguirten. Kronprinz Friedrich, wiederholt mißhandelt, machte am 4. August 1730 einen Fluchtversuch, wurde angehalten und als Deserteur

vor ein Kriegsgericht gestellt. Ein großer Schreck ging durch Deutschland, die Geschichte mit Don Carlos und dem Czarewitsch Alexei schien sich zu wiederholen.

Dazu kam es nicht, aber als der Mitschuldige, Lieutenant Katte, vom Kriegsgerichte nur zu mehrjähriger Festungsstrafe verurtheilt wurde, cassirte der König am 1. November 1730 den Spruch, und ließ Katte, „weil er mit der künftigen Sonne tramirt", vor den Fenstern des Kronprinzen köpfen, der in Küstrin in strengem Gewahrsam blieb.

Mit der deutschen Gesittung stand es doch noch auf schwachen Füßen. Am 11. April ließ Friedrich Wilhelm seinen verstorbenen Hofnarren, den Präsidenten der Akademie Freiherrn von Gundling unter possenhaften und schmutzigen Ceremonien in einem Weinfasse begraben, und preßte in Faßmann einen Nachfolger.

Vier Tage vorher hatte Neuber, der bisher nur die von Gottsched übersetzten französischen Stücke aufführen konnte, ein Originalstück seines Gönners aufgeführt, den „sterbenden Cato", das erste Drama, mit dem ein deutscher Dichter gegen die Franzosen in die Schranken trat. Gottsched hatte ein Stück Addison's zu Grunde gelegt und es nach seinen Regeln verbessert; es kamen keine Extravaganzen und keine Unanständigkeiten darin vor. Aus der Zusammenstellung der beiden Daten erhellt, daß Gottsched mit seinem Eifer, wenigstens aus den Vergnügungen des Bürgerthums den Hanswurst zu verbannen, nicht ganz im Unrechte war.

In seiner Einsamkeit in Küstrin arbeitete Prinz Friedrich ein Memorial über mögliche Vergrößerungen Preußens aus; er fragte an, ob nicht eine Heirath mit Maria Theresia möglich wäre? Diese Papiere wurden dem Prinzen Eugen in die Hände gespielt, der am 12. Mai 1731 dem kaiserlichen Gesandten Seckendorf schreibt: „es erhellt aus diesem wunderlichen Project, was vor weit aussehende Ideen dieser junge Herr habe, und wiewohl selbige annoch flüchtig und nicht genug überlegt seien, so muß es ihm doch an Lebhaftigkeit und Vernunft garnicht fehlen, mithin er seinen Nachbarn mit der Zeit gefährlich werden dürfte."

Ein greuliches Spionirsystem wurde gegen ihn eingerichtet; man gab ihm einen Vertrauten, der jedes Wort an Seckendorf berichtete. „Il sent ce qu'il est et s'en prévaudra . . . Il cherche d'abord à trouver le ridicule de chacun, et il aime la raillerie. C'est un grand défaut pour un prince." „Er sagte mir," schreibt Seckendorf 19. Juni, „er wäre ein großer Poet geworden, er könne in zwei Stunden hundert Verse machen. Il ne sera ni général ni guerrier, ne se voulant mêler d'aucun détail de ses affaires, rendre son peuple heureux, choisir de bons ministres et les laisser faire."

Der König ertheilte die Instruction: „er soll das französische und englische Wesen aus dem Kopf schlagen, und nichts als preußisch sein, ein deutsches Herz haben, alle Petit-maitres, französische, politische und verdammte Falschheit aus dem Herzen lassen.“ Am 15. August ließ er ihn zum Fußfall zu: er kam eben aus Königsberg zurück, wo er einen untreuen Beamten hatte hängen lassen, der sich geäußert, so etwas sei gegen einen Edelmann nicht Mode.

Der Preis seiner Begnadigung war, daß der Prinz auf die englische Heirath verzichtete, und sich mit einer Prinzessin von Bevern verloben ließ: der König hatte sie ihm auf das Drängen Seckendorf's und des kaiserlichen Hofes bestimmt. „Le mariage rend majeur,“ schreibt Friedrich an den General Grumkow, „et dès que je le suis, je suis le souverain dans ma maison . . C'est pourquoi je me marie en galanthomme, c'est à dire laissant agir Madame comme bon lui semble, et faisant de mon côté ce qui me plait . . . J'aime le sexe, mais je l'aime d'un amour bien volage, je n'en veux que la jouissance, et après je le méprise.“

Zu seinem Schrecken erhielt nun Seckendorf von seinem Hofe, der sich mittlerweile mit England ausgesöhnt, den Auftrag, nunmehr für die englische Heirath zu wirken, die er mit solcher Anstrengung bekämpft; aus Furcht vor dem Zorne des schwer beleidigten Königs ließ er sich indeß auf diese Wendung nicht ein. Am 10. März 1732 fand in Berlin die Verlobung statt, am 12. Juni 1733 die Hochzeit.

Noch manche andere Beschwerden hatte Friedrich Wilhelm gegen den Kaiser; hauptsächlich die Austreibung der Salzburger Protestanten, die er am 21. April 1732 in Halle sehr herzlich aufnahm. Um sich mit dem Kaiser zu verständigen, verlangte er eine persönliche Zusammenkunft, die auch, sehr gegen den Willen des Prinzen Eugen, im Sommer in Böhmen wirklich stattfand. Der derbe Soldat gab der steifen Majestät, der Zopf der Allongenperücke argen Anstoß; man schied frostiger als je; der König fühlte sich durch den österreichischen Hochmuth gedrückt und ahnte das Netz, in das man ihn verstrickt hatte. Seckendorf, der mit all seinen Künsten ihm nicht weiter beikommen konnte, und jeden Augenblick einen Ausbruch fürchtete, berichtete wiederholt nach Wien, der König sei in Gefahr, verrückt zu werden, und dieser rief einmal, indem er auf seinen Sohn wies: „hier steht Einer, der mich rächen wird!“

Julian Schmidt.

Aus dem deutschen Reichstage.

II.

Die nahe Verwandtschaft zwischen preußischem Landtage und deutschem Reichstage, deren Aufgaben sich so vielfach berühren, mußte sich für den Beginn der Reichstagssession um so fühlbarer machen, da gerade in diesen Tagen der preußische Landtag mit unerwartetem Mißerfolge und unvermutheter Ministerkrisis abschloß. Der Landtag sollte neuen Steuerverwilligungen des Reichstages vorarbeiten theils durch den Steuererlaß von vierzehn Millionen, der, wie ungerechtfertigt auch neben einem durch Anleihe zu deckenden Deficit, doch als Lockspeise für die künftigen Wähler dienen sollte, um sie für die sogenannte Steuerreform geneigter zu machen, theils durch das sogenannte Verwendungsgesetz, das die Verwendung künftiger Reichssteuerüberschüsse regeln, also das Fell des Bären theilen sollte, ehe man ihn hatte. Und nun trat der unerwartete Fall ein, daß der durch Zusammenwirken der Fortschrittspartei mit den Conservativ-Klerikalen und unter Widerspruch der Nationalliberalen vom Abgeordnetenhause verwilligte Steuererlaß dem Herrenhause vom Fürsten Bismarck nur mit äußerster Mühe und unter Einsetzung seines ganzen persönlichen Einflusses abgerungen werden konnte, wobei ein leidenschaftlicher Angriff auf seinen früheren Collegen Camphausen als drastisches Mittel noch mitwirken mußte, und daß andererseits die Regierung das Verwendungsgesetz, die unentbehrliche Basis des sogenannten Steuerreformplanes, im letzten Augenblicke selbst fallen ließ. Daneben aber fiel das für die Durchführung der Selbstverwaltung in Preußen unentbehrliche Gesetz und mit ihm sein Vertreter Graf Eulenburg. Die Scene für dessen überraschenden Sturz war ebenfalls in das Herrenhaus verlegt, welchem Fürst Bismarck nach seinen eigenen öffentlichen Erklärungen eine erweiterte Mitwirkung zur sicheren Unterstützung seiner Politik zu geben wünscht, wobei freilich der Zweifel sehr berechtigt bleibt, ob die Willfährigkeit zu solcher Unterstützung gerade hier immer vorhanden sein würde. Ob Eulenburgs Nachfolger Bitter oder Heinmann oder von Puttkamer heißt, und ob ein kürzeres oder längeres Provisorium in der Leitung des Ministeriums eintritt, ist politisch bedeutungslos; die sachliche Bedeutung des Ministerwechsels liegt darin, daß die für Preußen seit Jahren vorbereitete und begonnene Verwaltungsorganisation mit Einführung von Selbstverwaltung ins Stocken gerathen ist, weil Bismarck ihr abgeneigt ist, in der Meinung, den stetigen, conservativen Charakter der Staatsleitung dadurch gefährdet zu sehen. Der Zweifel Bismarck's in Bezug auf eine schnelle Einführung der Selbstverwaltung auf weite Gebiete des Lebens ist nicht neu, er ist schon vor Jahren wenigstens von ein-

zelnen Stimmen auf liberaler Seite ausgesprochen worden. Aber er bezog sich nicht darauf, daß überhaupt die Herbeiziehung des Laienelementes in die öffentliche Verwaltung vom Uebel sei, sondern nur darauf, daß hiermit langsam vorgegangen werden, daß die Bevölkerung hierzu erst erzogen werden müsse, da allerdings die plötzliche Ausdehnung der Selbstverwaltung auf weite Lebensgebiete bei der Ungeübtheit großer Bevölkerungsschichten auf die ganze Verwaltung einen bedenklichen Einfluß üben könnte, der bei einer langsameren Ausdehnung und der dadurch ermöglichten Erziehung und Heranbildung zur Selbstverwaltung nicht zu befürchten sein würde. Indeß ein Umstand giebt der Sache jetzt eine wesentlich veränderte Gestalt, das ist die große Vermehrung der Aufgaben des Staates und die gerade in der neuesten Zeit in der Bismarck'schen Politik immer stärker vortretende Tendenz, die Aufgaben des Staates ungemessen zu vermehren und auf immer neue Gebiete auszudehnen, eine Tendenz, die an sich schon bedenklich scheint, die dies aber in erhöhtem Grade wird, wenn unterlassen wird, gegenüber diesen gesteigerten Aufgaben der gesammten öffentlichen Verwaltung durch stärkere Herbeiziehung des Laienelementes eine breitere, gesichertere Basis zu geben. Insofern muß dem Rücktritte Eulenburg's eine sachliche Bedeutung beigelegt werden, die weit hinausgeht über die persönlichen Betrachtungen, die sich an die Form seines Sturzes knüpfen. Die letztere Seite der Sache hat in der hiesigen hohen Bureaukratie die lebhafteste Erregung hervorgerufen, und man kann im Privatgespräche von höchst ehrbaren Angehörigen der Bureaukratie so starke Ausdrücke der Mißbilligung hören, daß sie selbst in einer erregten Volksversammlung beifälliger Aufnahme sicher sein würden. Aus dieser Stimmung entwickelten sich zum Theil abenteuerliche Gerüchte über die Wahl des Nachfolgers. Auch der Führer der äußersten Rechten der Conservativen ward dabei genannt, von Kleist-Retzow, dem jetzt eine nahe Beziehung zum Fürsten Bismarck und ein bestimmender Einfluß in der Angelegenheit zugeschrieben wird. Sein Auftreten im Herrenhause gegen Graf Eulenburg, dem er gesetzgeberischen Nonsens vorwarf, zeigte allerdings eine auffallende Uebereinstimmung mit Bismarck.

Dieser Mißerfolg des mit einer Ministerkrisis abgeschlossenen preußischen Landtages übte denn seinen Einfluß auf die ersten wirklichen Debatten des Reichstages, die sich an die Etatsvorlage knüpften. Durch einen sachlich scharfen, in der Form aber gemäßigten Angriff Eugen Richter's auf Bismarck's innere Politik, der namentlich die durch immer neue Pläne erzeugte Unsicherheit und Unruhe und die immer weiter schreitende Ersetzung unabhängiger, selbständiger Männer in den obersten Regierungsstellen durch gefügige Männer zweiten und dritten Ranges zum Ziele hatte, erhielt der Reichskanzler einen wohl erwünschten Anlaß zu einer Art von Programmrede,

die in dem versuchten Nachweise der Verfassungsmäßigkeit einer Kanzlerdictatur gipfelte, da der Reichskanzler als der einzige verantwortliche Reichsbeamte dieser Verantwortlichkeit gegenüber auch die absolute Selbständigkeit und Freiheit der Bewegung haben müsse. Wenn Deutschland zu einem Plebiscit aufgefordert würde, so dürfte eine Dictatur Bismarck's in der auswärtigen Leitung leicht eine Mehrheit finden, in den inneren Angelegenheiten schwerlich, und sollte die Gegenwart auch selbst in letzterer Beziehung ein Ja haben, so fragt sich, ob eine spätere Geschichte den Beweis erbracht sehen wird von der jetzigen Nothwendigkeit einer Dictatur, oder von ihrer verfassungsmäßigen Begründung. Gegenüber den immensen Verdiensten Bismarck's um die Einigung Deutschlands und die Aufrichtung des Deutschen Reiches wird die Klage nicht verstummen können, daß die ganze Gestaltung des neuen deutschen Staates allzusehr nur auf Bismarck's Person zugeschnitten, für die Zukunft über ihn hinaus aber nicht gesorgt ist. Je mehr sich die Nation an den ganz allein maßgebenden Einfluß eines Einzelnen, an die thatsächliche Dictatur gewöhnt, um so mehr entwöhnt sie sich der eigenen Mitwirkung, um so weniger ist sie fähig, im Augenblicke der Leere und Verwirrung, die nach seinem Tode eintritt, einen gedeihlichen und geregelten Zustand zu erhalten. Wenn unsere heutigen, verhältnißmäßig normalen und ruhigen Verhältnisse schon eine Dictatur erfordern, was soll dann werden, wenn die mächtige Persönlichkeit dieses Dictators fehlt? In der dauernden Begründung des Rechtsstaates lag die Aufgabe des neuen Deutschen Reiches, wir entfernen uns aber mehr und mehr vom Begriffe des Rechtsstaates, je mehr wir anfangen, die Dictatur zur normalen, verfassungsmäßigen Institution zu machen. Fürst Bismarck ist heute noch die unentbehrliche Stütze der deutschen Einheit, mit seinem jetzigen Weggange würden wir im Chaos stehen und alles seit dreizehn Jahren Gewonnene würde wieder in Frage gestellt sein. Deshalb trennt die liberalen Mittelparteien, die in dem nationalen Aufbau des Deutschen Reiches die erste Aufgabe der Gegenwart erkennen, eine unübersteigliche Kluft von den weiter links stehenden liberalen Parteien, welche die Opposition gegen Bismarck zur wesentlichen Richtschnur ihres Verhaltens machen. In solche Opposition können und dürfen die liberalen Mittelparteien nicht eintreten, aber sie werden Bismarck auch auf vielen Gebieten seiner inneren Politik nicht folgen können, werden seine Vorschläge ablehnen müssen und ihre Aufgabe wird mehr darin beruhen, die bisherigen Erfolge der Jahre 1867—1877 der Bismarck'schen Leitung zu erhalten und gegen die jetzigen Rückbildungsversuche zu vertheidigen in demselben Geiste des Liberalismus, aus dem sie hervorgegangen sind, um sie durch die jetzige Brandung hinüberzuretten in eine bessere Zeit, die auch wieder kommen wird. In dieser Auffassung der Lage hat sich bisher in der nationalliberalen Partei des Reichs-

tages eine so erfreuliche Einstimmigkeit ergeben, daß durch diese innere Uebereinstimmung ein Ersatz gewährt wird für die Verringerung der Mitgliederzahl (nach dem gedruckten Verzeichnisse 66), die sie indeß immer noch nächst dem Centrum zur stärksten Partei des Reichstages macht. Hoffentlich bewährt sich unter von Bennigsen's trefflicher Führung diese innere Uebereinstimmung auch äußerlich für die Dauer des Reichstages in gleicher Weise wie dies im preußischen Abgeordnetenhause der Fall war.

Die Berathung des Etats selbst, dessen Entwurf trotz bedeutend gesteigerten Zollertrages circa 24 Millionen mehr an Matricularbeiträgen fordert, rückt bis jetzt ziemlich rasch vor, so daß seine Fertigstellung vor Schluß des Monats März möglich scheint. Unter den Nachtragsforderungen, die sich gewöhnlich im Laufe des Reichstages dem Entwurfe des Etats noch anschließen, wird sich nun, da ein deutscher Volkswirthschaftsrath im Wege der Verordnung doch noch errichtet werden soll, wohl auch eine Geldforderung zu diesem Behufe anschließen müssen und dadurch wird dann die neue Institution zur Discussion des Reichstages gestellt, eine Institution, die weder große Hoffnungen noch große Befürchtungen zu rechtfertigen scheint, denn ein Berathungskörper, der keine Rechte hat als darüber mit seinem Gutachten gehört zu werden, worüber die Regierung ihn befragen will, und der so gänzlich aus der Wahl der Regierungen hervorgegangen ist, wird es nie zu einer größeren Bedeutung bringen als zu der, hier und da, wo es paßt, als Beweis- und Unterstützungsmittel dem Reichstage gegenüber citirt zu werden. Die Institution gewährt eine scheinbare Befriedigung der Politik der Sonderinteressen, woran wir schon genug leiden, zum Glück aber eine mehr scheinbare als wirkliche.

Peinlich hat wohl in fast allen Reichstagskreisen die Thatsache berührt, daß mehrere beim vorigen Reichstage einer fast allgemeinen Verurtheilung begegnende Vorlagen ganz unverändert wieder vorgelegt sind. Der Entwurf einer Verfassungsänderung, wodurch dem Reichstage ohne jeden Grund zugemuthet wird, auf sein verfassungsmäßiges Recht jährlicher Berufung zu Gunsten der höchst unpraktischen zweijährigen Budgetperioden zu verzichten, ist völlig unverändert wieder vorgelegt, trotzdem daß beim vorigen Reichstage, dessen Zusammensetzung heute noch dieselbe ist, sich alle Parteien entschieden dagegen erklärten. Solche Nichtachtung der ausgesprochenen Ansicht des Reichstages kann nicht dazu beitragen, ein ersprießliches Zusammenwirken zu fördern. Auch das Gesetz über Küstenfrachtfahrt ist ebenso wieder vorgelegt, ferner das Gesetz über Besteuerung von Dienstwohnungen, scherzhaft Lex Tiedemann genannt, da es vorzugsweise diesem Beamten zu Gute kommen soll. Das im vorigen Jahre durchgefallene Gesetz wegen Brausteuer und Börsensteuer liegt auch wieder vor und auch die Wehrsteuer soll trotz des Schweigens der

Thronrede hierüber wieder erscheinen. Ueber die geringen Aussichten dieser Steuervorlagen mit Ausnahme der Börsensteuer sprach ich schon im letzten Berichte, indeß muß daran erinnert werden, daß jede Steuervorlage Annahme finden kann, sobald die jetzt den Ausschlag gebende Partei des Centrums sich dafür entscheidet. Das Centrum hat aber bis jetzt noch keine Stellung in der Sache genommen, hat im Gegentheile in sehr auffallender Weise jeder Betheiligung an politischen Debatten sich enthalten und die strikteste Reserve beobachtet, die dadurch so charakteristisch wird, daß sie zusammenfällt mit den neuen Verhandlungen zwischen der Regierung und Rom, deren erste Resultate gerade jetzt, wo dieser Bericht geschrieben wird, hervorzutreten scheinen. Es handelt sich um die Besetzung zweier erledigten Diöcesen (Paderborn und Osnabrück, vielleicht auch Fulda), woran sich die Hoffnung knüpft, daß deren künftige Oberhirten der Anzeigepflicht an den Staat thatsächlich Genüge leisten und damit dem jetzigen Zustande des Kampfes für ihre Diöcesen ein Ende bereiten würden. Findet jetzt diese Wiederbesetzung in befriedigender Weise statt, so wird zwar noch längere Zeit dazu gehören, um im Wege der Praxis die einzelnen wegen der Anzeigepflicht sich ergebenden Streitfragen zu erledigen und man darf daher nicht glauben, daß damit auf einen Schlag der sogenannte Culturkampf für jene Diöcesen beendigt wäre. Indeß wäre damit jedenfalls ein höchst bedeutungsvoller Anfang gemacht, der zu der Hoffnung einer gänzlichen Beilegung durch Findung eines modus vivendi berechtigen würde, ob mit oder ohne Opfer seiten des deutschen Staates, das hängt von der Festigkeit der Regierung ab. Das Centrum hofft hierbei als getreuer Agent der römischen Curie noch Zugeständnisse zu erhalten, beobachtet deshalb augenblicklich strenge Reserve und da es seine Entschließungen nicht von Erwägung deutscher Interessen, sondern der Interessen der römischen Curie abhänig macht, so kann es sein, daß der deutsche Reichsfiscus neue Steuerquellen erhält, je nachdem Deutschland an Rom Zugeständnisse macht, oder keine erhält, wenn die Zugeständnisse für Rom nicht genügen. Diese Abhängigkeit unserer inneren Politik von Rom und dem Centrum ist das Beklagenswertheste der augenblicklichen Lage, aber wir mögen uns drehen und wenden, wie wir wollen, die Thatsache, die schon bei der Präsidentenwahl zum Ausdrucke kam, bleibt bestehen: das Centrum beherrscht jetzt die Lage.

Durch eine Vorlage werden seit Jahren wiederholte Bitten erfüllt, durch einen Gesetzentwurf wegen Wittwen- und Waisenpensionen der Reichsbeamten. Die Höhe der Pensionen muß freilich hinter manchen Erwartungen zurückbleiben und die Beitragspflicht der Beamten manche Erwartungen übersteigen, wenn nicht dem Reiche eine allzugroße Pensionslast auferlegt werden soll. Das viel ersehnte Gesetz wegen Abminderung der Gerichtskosten scheint die fiscalischen Einnahmen aus der Rechtspflege ungeschmälert zu belassen und

sich nur auf Abminderung der Gebühren der Vollstreckungsbeamten zu beschränken. An den Reichstag ist dies Gesetz noch nicht gelangt, eben so das wegen Bestrafung der Trunksucht. Die beiden wichtigen Gesetze wegen der Innungen und wegen Unfallversicherung sind im Bundesrathe noch unerledigt und werden als wichtigste Aufgabe dieser Session den Reichstag wohl erst nach Ostern beschäftigen können, während vor Ostern der Schwerpunkt im Etat und Finanzfragen und einigen damit zusammenhängenden Fragen liegen dürfte. Zu letzteren gehört die Frage der Münzpolitik, die nächstens zu ausführlicher Debatte kommen soll, als Vorspiel zu dem für Mitte April in Paris angekündigten internationalen Münzcongreß. Unsere Vertretung auf dem internationalen Münzcongreß soll dem Bankpräsident von Dechend übertragen werden, der während der Etatberathung in Veranlassung der Sonnemann'schen Angriffe auf die Bankpolitik wegen angeblich unmotivirter Erhöhung des Discont und andererseits wegen Wechselankäufen unter dem normirten Discontosatze sich mit Geschick vertheidigte und als schlagfertigen Redner erwies.

Eine ungebührlich lange und höchst unerbauliche Debatte knüpfte sich bei Gelegenheit einer Frage über Wahlbeeinflussung an die beiläufige Aeußerung des Reichskanzlers, daß auch auf liberaler Seite nicht verschmäht werde der Wahlbeistand eines befreundeten Landrathes, der den befreundeten Wahlcandidaten gastlich beherberge und ihn in seinem Wagen zu den Wahlversammlungen begleite und damit einen unmittelbaren Wahleinfluß ausübe. Der Abgeordnete Lasker, sowie der „befreundete Landrath", ebenfalls Abgeordneter, fühlten sich davon getroffen und vertheidigten sich — (si tacuisses, philosophus mansisses) — und veranlaßten damit eine lange, höchst gereizte Debatte, die die kleinlichen Fragen, ob der Wagen dem Landrathe gehört habe oder Miethwagen gewesen sei u. s. w. mit unerlaubter Breite behandelten. Die Thatsache war nicht wegzuleugnen, daß bei der Wahl eines liberalen Abgeordneten der Landrath eine Rolle gespielt hatte, die, wenn sie die Wahl eines conservativen Abgeordneten betroffen hätte, von liberaler Seite wohl als eine Ungehörigkeit und eine wenigstens mittelbare Wahlbeeinflussung gerügt worden wäre. Der Eindruck dieser Thatsache wurde aber abgeschwächt durch den Hinweis darauf, daß der von jenem Landrathe nicht unterstützte Gegencandidat Lasker's der Graf Herbert von Bismarck, der Sohn des Reichskanzlers, war. Daß der Reichskanzler hierbei so weit ging, die Ausschließung des Richterstandes, dessen Unparteilichkeit er in ein etwas zweifelhaftes Licht stellte, von jeder Wahlbetheiligung und Wählbarkeit für viel nothwendiger zu erklären, als die der Verwaltungsbeamten, findet wohl in unseren deutschen Verhältnissen keinerlei Begründung.

Der Reichstag arbeitet bis jetzt, wenngleich die Stimmung der ver-

worrenen Lage entsprechend eine sehr gedrückte ist, emsig und fleißig und auch die mehrtägigen Festlichkeiten zur Hochzeit des dereinstigen Thronerben, des Prinzen Wilhelm, haben nur geringe Unterbrechung der Arbeiten herbeigeführt, wie lebhaft auch die Theilnahme der Abgeordneten diesem Familienfeste des kaiserlichen Hauses zugewendet war. Ein Umstand berührte hierbei höchst wohlthuend und erfrischend, das war die sichtbar aus den Herzen kommende Theilnahme der hauptstädtischen Bevölkerung. Der streng monarchische Sinn und die feste Anhänglichkeit an das Regentenhaus offenbarte sich in diesen großartigen Demonstrationen von Hunderttausenden neben dem höchst geschmackvollen Arrangement der Straßendecorationen in überraschender Weise, und dabei zeigten diese Hunderttausende so musterhafte Ordnung und Selbstzucht und Anstand, daß man überrascht anerkennen mußte: eine Hauptstadt von einer Million Seelen, so zugethan dem Herrscherhaus, so sicher und ruhig mitten im Strome der Festlichkeit sich bewegend und lenkend, ist ein mächtiger Factor, mit dem sich etwas erreichen läßt und der beachtet sein will nicht blos wenn es sich um Feste handelt, sondern auch in ernsteren Lagen.

M.

Zur Orientirung über die Währungs- und Münzfrage.

Obgleich noch im Jahre 1878 bei Gelegenheit der Pariser Ausstellung eine Münzconferenz gehalten worden ist, ist jetzt schon eine neue Einladung zu einem Congreß für dieselbe Angelegenheit im Zuge. Diesmal will auch das deutsche Reich sich betheiligen.

Die Währungs- und Münzfragen gehören nicht zu den leichtverständlichen, obwohl dieselben viel erörtert werden. Sie sind insofern „gelehrte" Fragen, als sie ohne geschichtliche Kenntnisse und ohne internationale Rücksichten nicht gut in Angriff genommen werden können. Und da sich nun so viele factische Umstände aufdrängen, von denen eine richtige allgemeine Beurtheilung abhängt, so ist die betreffende Theorie über Währungsfragen fast nicht weiter gekommen, als die Theorie über die Witterungsfragen. Man kann die Aehnlichkeit der beiden wissenschaftlichen Gebiete auch daran erkennen, daß es auf beiden noch unmöglich ist, eine noch so bescheidene Voraussagung über die Zukunft zu machen.

In dieser Natur der Dinge liegt es, daß die nicht unbedeutende literarische Arbeit, die besonders seit 1865 auf die Währungsfrage gewandt wurde, namentlich in Frankreich und Deutschland, nicht die erwartete Sicherheit und Uebereinstimmung bewirkt hat. Die Franzosen, die die Doppelwährung hatten, stritten sich hin und her, blieben aber ihren Gewohnheiten und Einrichtungen

treu. Allmählich gewann zwar in den Enquêten die Goldpartei an Einfluß, aber die Praxis blieb unerschüttert. Man sagte sich selbst, daß es absolut unmöglich sei, die 3—3½ Milliarden Francs Silber, die das geldaufhäufende Frankreich besitzt, in absehbarer Zeit durch ein anderes Metall zu ersetzen. Und dies ist auch bis jetzt der durchschlagende Grund dafür, daß Frankreich an die Einführung der Goldwährung nicht denken kann.

Sonst hätte dort Manches veranlassen können, die Goldwährung zu adoptiren. Denn der Münzverein, in welchem Frankreich mit Belgien, der Schweiz und Italien (Spanien, Griechenland, Rumänien) steht, zeigte mancherlei Unbequemlichkeit schon vor 1870. Die Papierwirthschaft in Italien war der Herd dieser Mißstände. Man half sich durch einige Palliativmittel so ziemlich durch. Indeß die beabsichtigte Einführung der Goldwährung in Deutschland (1873) drückte das Silber so tief unter das seit achtzig Jahren bestandene Verhältniß von 1 : 15½ herunter, daß die Doppelwährung in Gefahr kam und factisch im Lateinischen Münzvereine aufhörte, oder vielmehr passiv wurde. Man hörte auf, die Silberprägung den Privaten zu gestatten, um nicht alles Gold zu verlieren. Trotzdem ist es nicht möglich gewesen, den Goldvorrath in Frankreich festzuhalten. Die Bank konnte nichts dagegen thun, daß das Silber sich vordrängte und die alten Vorräthe von écus an die Stelle der napoléons traten. Am meisten zwangen zu dem Abzuge der Goldmünzen die Ankäufe von Getreide im Auslande, das von Silberrimessen nichts wissen wollte. So ist denn Frankreich durchaus dabei interessirt, daß die Silberentwerthung wieder aufhört und die Doppelwährung in ihr altes Recht eintritt. Es wartet darauf, daß entweder Deutschlands Goldwährung durchgeführt wird und damit die Silberverkäufe aufhören, oder daß Deutschland, erschreckt von den zu bringenden Opfern, den Plan der Goldwährung aufgiebt und dann vielmehr ein allgemeines Doppelwährungssystem vereinbart wird zwischen Frankreich und seinen Verbündeten (70 Millionen), Deutschland (43 Millionen), Oesterreich (38 Millionen) und Nordamerika (50 Millionen). Es ist offenbar sehr wahrscheinlich, daß, falls diese Staaten eine Münzconvention schlössen, in welcher das Silber in festem Werthverhältnisse zu Gold (1 : 15½) in gewissen groben Münzen ein ebenso geschätztes Zahlmittel wäre, als das Gold, diese gesetzliche Uebereinkunft den Weltmarkt völlig beherrschen würde.

Niemand zweifelt, daß diese gesetzliche allgemeine Doppelwährung den gegenwärtigen Münzcalamitäten sofort abhelfen und ein Segen sein würde für Handel und Industrie in nächster Zeit. Der Streit ist nur, ob man diese Weltdoppelwährung, den Bimetallismus, durchsetzen kann und ob man die theoretisch bessere Einheitswährung, die bei uns im Abendlande nur die Goldwährung, in Indien und China nur die Silberwährung sein würde, zu

Gunsten eines Compromisses aufgeben dürfe. Also zwei Bedenken. Man sagt, die Münzfrage greife viel tiefer in das Interesse staatlicher Selbständigkeit ein, als andere Angelegenheiten, die man neuerdings international und völkerrechtlich zu ordnen suche. Darum könne man aus gewissen Verständigungen über Seerecht, Posttarif u. s. w. noch lange keinen Schluß auf Münz- und Währungsvereine machen. Erst wenn die Staaten keine wirkliche Staaten, sondern nur Glieder eines Staatenbundes mit Schiedsgerichten, gemeinsamer Heerführung geworden seien, ließe sich an eine volle Münzconvention denken. Das ist wohl nicht ganz unrichtig, aber es ist doch übertrieben und paßt besonders nicht auf bimetallistische Vereinbarungen, die noch lange keine Gleichheit der Münzverhältnisse bedeuten, welche allerdings jetzt nicht zu erreichen, auch nicht zu wünschen wäre.

Kurz, über die Möglichkeit der Sache braucht man sich nicht den Kopf zu zerbrechen. Die Probe wird ja bald gemacht werden.

Indeß man könnte entgegnen, im Jahre 1878 sei schon eine Probe gemacht worden, und zwar ohne Erfolg. Nicht blos hat Deutschland sich an der Conferenz in Paris nicht betheiligt, auch die anderen Mächte wollten den amerikanischen Vorschlag des $15^1/_2$ nicht adoptiren. Rußland und England waren gegen Doppelwährung, ebenso die Schweiz und Belgien. Aber auch daraus ist noch nicht der Schluß zu ziehen, daß die neue Conferenz eben so wenig zu Stande bringen werde. Außer dem Umstande, daß Deutschland, das die Silberverkäufe ja sistirt hat und die ungeheure Schwierigkeit der Durchführung der Goldwährung jetzt tief fühlt, kommt in Betracht, daß auch in den anderen Staaten eine nicht erfolglose Agitation für den Bimetallismus stattgefunden hat und noch fortgesetzt wird. Die Conferenz würde von Staatsbeamten beschickt werden, die mit den bimetallistischen Plänen vertrauter sind und denen sich die Schwierigkeiten der monetären Lage in allen Culturstaaten voll und ganz offenbart haben. Es könnte wohl sein, daß man einen ernstlichen Versuch machte, selbst ohne England. Denn daß die Agitation für Bimetallismus in England, trotzdem sich einige einflußreiche Beamte und Staatsmänner, auch Handelskammern, haben bekehren lassen, noch nicht stark genug gewirkt hat, ist wohl gewiß. Aber, wie gesagt, es fehlt nicht an Stimmen, die das Interesse an dem Zustandekommen einer umfassenden Doppelwährung für so dringend halten, daß sie auch ohne England fertig zu werden hoffen. Und das Interesse wird allerdings wohl den Ausschlag geben.

Die vorige Conferenz von 1878 war schon darüber einig, daß das Interesse es verlange, das Silber in der Welt als grobe Münze beizubehalten, es nicht zu demonetisiren. Man glaubte aber, das werde schon erreicht durch die Parallelwährung, das sollte heißen: die einen Länder mögen Goldwährung, die anderen Silberwährung, die anderen gemischte Währung haben, wenn nur

überhaupt das Silber in vollwichtigen Münzen weiter fungirt, so daß man in Silber überall grobe Münzen vertreiben kann, in Parallelwährung von Land zu Land. Dafür ist freilich gesorgt, denn die Verdrängung des Silbers ist nicht nur im Orient, sondern auch im Occident eine Unmöglichkeit für absehbare Zeit. Man wollte sich also ausdrücklich gegen eine universelle Goldwährung aussprechen, denn damit würde eine solche Vertheuerung des Goldes und eine solche Entwerthung des Silbers eintreten, daß der Umsturz aller Preisverhältnisse die nothwendige Folge sein würde, der Ruin zahlreicher Privatwirthschaften.

Dieses Resultat ist nun nicht gerade rühmlich für die Goldwährung; aber man hatte Recht, daß man es auch nicht zwingend für den Bimetallismus fand. Eggers in Bremen sucht in seiner Broschüre den Ausweg, daß er den internationalen Verkehr in Silber begünstigen will durch eine Weltmünze in Silber, genau entsprechend dem Fünffrancsstücke (25 Gramm $^{9}/_{10}$ fein). Diese Münze ist schon jetzt sehr verbreitet, auch in Südamerika, und steht den meisten anderen Silbermünzen oder deren Aequivalenten nahe, so daß Eggers hofft, wenn man dieser Silbermünze für den Handel eine allgemeine gesetzliche Basis gebe, würde sie bald im Orient die allgemeine, daher sehr gesuchte Landesmünze, in Doppelwährungsländern die überwiegende, in Goldländern eine dem Handel wenigstens außerordentlich willkommene Münze werden und so würde denn in der ganzen Welt das Silber im Werthe wieder steigen, ohne daß man den allgemeinen Bimetallismus einzuführen brauche. Denn Eggers bleibt nach wie vor in Bezug auf unsere Verhältnisse der Goldwährung treu. Ob sein Handelsbimetallismus Aussicht hat, steht dahin. Charakteristisch auch für seine Auffassung der Lage ist es, daß er für jetzt abräth, eine Weltgoldmünze zu projectiren, denn die Goldmünze für den Weltverkehr würde, so sagt er mit Recht, weil sie sehr gesucht werden würde, den Silberwerth nur noch mehr herabdrücken, also das Uebel steigern, an dem wir alle leiden.

Wir sehen also, die Theorie von dem Vorzuge des einen und einzigen Werthmaßstabes hat wenig Einfluß mehr. Die allgemeine Calamität der Silberentwerthung bringt alle anderen Gründe zum Schweigen. Damit haben wir zu rechnen. Unter dem Eindrucke dieser einen Thatsache gewinnen auch Prophetien an Bedeutung, die in anderen nüchternen Zeiten sonderbar klingen müßten, so z. B. Prophetien über das geringe Quantum Gold, das auf der Erde noch vorhanden sei, Rhapsodien, die von der Goldwährung abzuschrecken bestimmt sind und auch Glauben finden, wie es selbstverständlich ist. Auch die früher so erfolgreich von den Freihändlern gepredigte Lehre: es sei für den Staat weder moralisch zulässig, noch, weil unnatürlich, auf die Dauer thunlich, ein Werthverhältniß von zwei Waaren, wie hier Gold und Silber,

festzustellen, macht gegenwärtig nicht viel Eindruck mehr. Die Gegenwart denkt höher vom Staate, als es sonst Sitte war. Nicht blos „Production von Rechtssicherheit" verlangt man von Staat und Reich, sondern eine Menge von anderweitiger „Production". Er hat sich nicht nur um gesetzliche Ordnung des Verkehrs und der national-ökonomischen Angelegenheiten überhaupt zu bemühen, er verwaltet und producirt auch auf solchen Gebieten, und zwar mit Erfolg, wo nach den freihändlerischen Theorien die Privatindustrie am Platze wäre; er hat zahllose Werkstätten und viele Werften, er hat Eisenbahnen, Telegraphen, Posten u. s. w. Er hat mit Zustimmung einer überaus großen Majorität bei uns durch Schutzzoll und Finanzzoll in die Industrie und in die Landwirthschaft eingegriffen. Kurz, die freihändlerische Lehre ist um ihren Credit gekommen; schon geht man hier und da, wie das so vorkommt, munter in das socialistische Gegentheil hinein und denkt an Brod- und Fleischtaxen. Ganz gewiß ist jedenfalls, daß man eine Taxe für Silber (z. B. die Taxe $15^1/_2$) weder für unnatürlich, noch schwer halten wird, falls eine Verbindung so vieler mächtiger Staaten sich aus gemeinsamem Interesse dazu entschließt. Und so steht, wie wir glauben, in den Köpfen der Menschen, dem Congreß im Sinne des allgemeinen Doppelwährungssystemes kein erheblicher Widerstand im Wege. Ja, sollte auch das Experiment, so sagt man sich, aus irgend einem Grunde, durch Krieg, durch Abfall eines Staates von der Münzunion oder durch sonst einen unvorhergesehenen Umstand, einmal zu Schaden kommen, so wird die combinirte Weisheit so vieler kluger Leute schon einen practicabeln Weg finden, der jedenfalls bessere Zustände schafft, als die gegenwärtige Misere ist. Alles ist also so angethan, daß die beabsichtigte Conferenz Aussicht hat.

Besonders in Deutschland steht es so. Eine Schrift nach der andern erscheint gegen die Goldwährung. Börse und grundbesitzender Adel stehen, mit wenigen Ausnahmen, hier auf demselben Boden. Mag nun unsere noch zu verkaufende Thalermenge etwas größer sein, als der Bankpräsident von Dechend vermuthet, oder etwas geringer — und viel geringer ist sie gewiß nicht — die bei dem Verkaufe nothwendiger Weise entstehenden Verluste sind so enorm, daß keine Partei es auf sich nimmt, die Sistirung unserer Silberverkäufe zu tadeln und trotz der 80—90 Millionen Verlust, die es kosten würde, die schnelle Einführung der vor sieben Jahren angebahnten Goldwährung zu fordern. So bleiben wir in einem nicht unbedenklichen Provisorium, das auf die Dauer von denen, die an der Spitze der Geschäfte stehen, nicht gleichmüthig ertragen werden kann. Hieran ändert es nichts, daß in der That das Princip der Goldwährung bis jetzt keine ernstliche Kritik erfahren hat und daß Niemand wirklich weiß, wie groß unser Silberüberfluß ist, auch über die zukünftige Productionsmenge von Silber und Gold

und über die sonst in Zukunft wichtigen Factoren unseres Münz- und Bankwesens irgendwie unterrichtet ist oder unterrichtet sein kann. Wir sind einmal wieder allen Theorien gegenüber mißtrauisch und haben leider aus unserer neuen Entwickelung manche Anlässe zu diesem Mißtrauen schöpfen können. Den Idealismus geben wir damit nicht auf, aber dem Idealismus der Wissenschaft, der in socialen Fragen noch in der Kindheit ist, stellen wir den Idealismus des Vaterlandes entgegen, denn unser Herz sagt uns, daß es einen Ausweg geben muß aus diesen nationalen und internationalen Schwierigkeiten.

Und wenn nun der Münzcongreß zu Stande kommt, auf welche concrete Dinge wird er dringen und welche Maßregeln für Deutschland würden zur Sprache kommen? Hierüber hat sich noch am bestimmtesten Dr. O. Arendt in Freiburg i./Br. ausgedrückt (vertragsmäßige Doppelwährung. 2. Theil, Seite 94—115). Zunächst werden die betheiligten Staaten nur ein gemeinsames Vorgehen, von mehreren zugleich, in Bezug auf Währungsangelegenheiten für thunlich erkennen, wenigstens Amerika, Frankreich, Oesterreich und Deutschland müßten sich vorab einigen in der Voraussetzung, daß die Verhältnisse bald sich stark genug erweisen werden, noch einige andere Staaten in die bimetallistische Union zu ziehen. Ein vereinzeltes Vorgehen eines Staates, sagen wir Deutschlands, würde in kurzer Zeit statt zur Doppelwährung vielmehr zur Silberwährung und Papierwährung führen und das Gold vertreiben.

Sodann würde als Minimum der Vertragsbestimmungen gelten (Arendt S. 103):

1. Deutschland prägt die deutschen und österreichischen Thaler, anstatt sie zu verkaufen, in vollwichtige Silbermünzen ($1 : 15^1/_2$) um, als Courantgeld mit gleicher Berechtigung wie Gold.

2. Nordamerika prägt Silberdollars nicht wie jetzt nach der Bland-Bill im Verhältniß von 1 : 16, sondern nach $1 : 15^1/_2$ und fährt damit fort, bis dies Verhältniß in dem Weltmarkt wieder hergestellt ist, was nicht lange ausbleiben kann.

3. Ebenso Frankreich und seine Münzverbündeten lassen wieder écus prägen, monatlich 20 Millionen Francs.

4. Sobald durch diese drei Maßregeln das Silber seinen alten Werth wieder erreicht hat, arbeiten die Silbermünzwerkstätten nur auf Bestellung der Privatpersonen weiter, Deutschland ist auch hierzu nicht einmal verpflichtet.

Das wäre nach Arendt genügend.

In Deutschland würde sich das Unternehmen, wenn es gelingt, so darstellen, daß wir statt der Thaler, in denen wir wahrscheinlich noch 450 bis

500 Millionen Mark besitzen, silberne Viermarkstücke (4 Mark = 2 österreichische Gulden) hätten, die etwas besser in die Markrechnung passen würden, daß ferner die jetzigen silbernen Fünfmarkstücke, die nur 4½ Mark werth sind (oder eigentlich nach dem jetzigen Werthe des Silbers nur 4 Mark) eingezogen und in Ein- und Zweimarkstücke verwandelt werden würden. Nur in jenen vollwichtigen Viermarkstücken würde sich uns der Bimetallismus verkörpern. Vielleicht würde es der Bimetallist Henri Cernuschi sogar erlauben, daß das Viermarkstück etwas besser ausgeprägt würde (um 5 Pfennige), so daß es nach Eggers' Wunsche dem Fünffrankstück entspräche. Das würde zwar nicht das Verhältniß von 1 : 15½ ergeben, sondern 15.69, also doch „très rapproché“; der Vortheil läge allerdings für den Weltverkehr Deutschlands auf der Hand, aber dies ist vorläufig zu unwichtig, um besprochen zu werden, jetzt, wo das ganze Project erst der Entwickelung entgegenreift.

Die Rhein-Nahe-Bahn.

Von den deutschen Bahnen hat die Rhein-Nahe-Bahn wohl mit die traurigste und bedauerlichste Geschichte aufzuweisen. Und die vielbesprochenen neuesten Vorgänge geben am wenigsten Anlaß zu erfreuenden Betrachtungen. Die Rhein-Nahe-Bahn scheint immer neue Zweifelsfragen wachzurufen, Fragen, von denen man geglaubt hätte, daß sie überhaupt im Reiche nicht auftauchten. Das staatliche Gefühl ist inzwischen in Deutschland hinreichend erstarkt, um ernstlichen Anstoß nehmen zu lassen, wenn Dinge, welche die Reichsinteressen berühren, nicht so behandelt werden, wie die Reichseinrichtungen es gestatten. Das war, sobald man die Sachen unbefangen betrachtet, bei den jüngsten Erörterungen über die Rhein-Nahe-Bahn der Fall. Hätten wir schon die Reichseisenbahngesetzgebung, würden Verhandlungen der Art überall nicht möglich sein. Liegt daher auch nicht nahe, die Frage der Rhein-Nahe-Bahn viel eher zur Förderung der Reichseisenbahngesetzgebung benutzen zu wollen, statt im Schooße der preußischen Landesvertretung eine Lösung zu versuchen, die auf dem Papiere geblieben ist und voraussichtlich darauf bleiben wird?

Es scheint nicht unangebracht, dieser Anschauung hier Worte zu geben, da der versammelte Reichstag die Angelegenheit in Erwägung ziehen kann.

Die Legung des zweiten Geleises ist es, um die es bei der Rhein-Nahe-Bahn sich handelt. Allerdings gehen die Ansichten über die Nothwendigkeit der Maßregel auseinander. Man weist darauf hin, daß während des Feldzuges auf der Rhein-Nahe-Bahn nur ein Geleis gewesen und seitdem ein Jahrzehnt verflossen sei, ohne daß die weitere Geleislegung ihre Ausführung gefunden habe. Diese Auffassungsweise ist jedoch unverkennbar im Widerspruche mit den berechtigtsten Rücksichten der Landesvertheidigung. Die Legung des zweiten Geleises auf der Rhein-Nahe-Bahn muß unter allen Umständen für höchst wünschenswerth bezeichnet werden. Es wäre ein schlechtes Zeugniß für den Gang der Dinge in Deutschland, sollte eine immerhin so untergeordnete Frage, wie die der Rhein-Nahe-Bahn, ins Ungewisse hinausgeschoben werden.

Die Schwierigkeiten sind theils rechtlicher, theils finanzieller Natur. Die unglücklichen Actionäre der Rhein-Nahe-Bahn sehen sich natürlich außer Stande, die Mittel für Legung des zweiten Geleises aufzubringen. Die Actionäre haben aber auch nicht die Verpflichtung, das Geleise legen zu lassen. Die Gesetzgebung gewährt kein Zwangsvorgehen gegen widerstrebende Gesellschaften. Um diesem Mangel abzuhelfen, wurde in der Commission des preußischen Abgeordnetenhauses der Gesetzentwurf Hammacher eingebracht, der die Absicht verfolgt, der Staatsregierung die erforderlichen Zwangsbefugnisse gegen Eisenbahngesellschaften einzuräumen. Mußte aber nicht von vornherein überraschen, daß auf dem Wege der Landesgesetzgebung Abhilfe gesucht wurde, zumal bei der Rhein-Nahe-Bahn oldenburgisches Gebiet mit in Frage kommt?

Dem Buchstaben nach würde freilich gegen den Gesetzentwurf Hammacher wohl kaum viel einzuwenden sein. Wie ist es jedoch vom Standpunkte des Reiches und der leitenden Reichspolitik? In der ersten Zeit des Reiches behandelte Preußen vorgreifend Gegenstände der Reichsgesetzgebung, um ihr die Wege zu ebnen. Es ist aber wohl kein Zufall, daß dieses Verfahren aufgegeben worden ist. Die Anforderungen an die Gesetzgebung sind in Deutschland heutzutage zu mannichfaltig, um die einzelnen Aufgaben nicht sogleich von den nächstzuständigen Organen in Angriff nehmen zu lassen. Mit Recht hat zudem die Ansicht sich befestigt, deutsche Gesetze, soviel als nur möglich, vom ersten Augenblicke an in deutschen Händen sehen zu wollen.

Daß bei der Rhein-Nahe-Bahn Fragen der Reichseisenbahngesetzgebung im Spiele seien, unterliegt keinem Zweifel. Suchen wir aber zu vergegenwärtigen, wie die Sache sich abwickeln würde, wenn die Reichseisenbahngesetzgebung über Anläufe, über Entwürfe hinausgekommen wäre, wenn sie bereits in Wirksamkeit sich befände.

Nehmen wir, das Reichseisenbahnamt bildete die berufene Reichsbehörde, würde dasselbe aus eigener Bewegung oder auf Anrufen der preußischen Regierung, vielleicht auch auf Nachsuchen der unglücklichen Actionäre den Fall zur Erörterung zu ziehen und nach Gehör der Kriegsverwaltung über das Interesse der Landesvertheidigung zu befinden haben. Die weiteren Schritte würden die einschlagenden Bestimmungen der Reichseisenbahngesetzgebung verwirklichen sollen und der preußischen Regierung bliebe auch da augenscheinlich nichts übrig als die Erwerbung der Bahn. Die Verhandlungen vollzögen sich indeß an der Hand und nach Maßgabe des Reichsgesetzes, es fände eine Art Verfahren statt und über allem schwebte das gebietende Wort des Reiches. Wirklicher Zwang wird in solchen Fällen stets mit besonderen Schwierigkeiten und Bedenken verbunden sein. Es ist überhaupt anzunehmen, zu hoffen, daß der Begriff Execution im Reiche keine unmittelbare Bedeutung gewinnt.

Gegen den Gesetzentwurf Hammacher ist der Einwand gemacht worden, daß er ein Stückgesetz sei und aus dem Ganzen der Eisenbahngesetzgebung einen Theil reiße. Und dieser Einwand würde gegen ein ähnliches Reichsgesetz selbstredend erst recht zu erheben sein. Der Einwand ist auch in der That nicht ohne Grund. Wäre dem Uebelstande aber nicht dadurch zu begegnen, daß der Rahmen des Gesetzes weit genug bemessen würde, um alle in Betracht kommenden Verhältnisse zu treffen? Das sind die Verhältnisse der mehr als ein Landesgebiet berührenden Eisenbahnen. Natürlich können in die Regelung nicht alle Beziehungen eingeschlossen werden. Sonst würde aus dem Gesetze einfach das vielerörterte Eisenbahngesetz, das bei der gegenwärtigen

Entwickelung des deutschen Eisenbahnwesens nicht als dringendes Bedürfniß zu erachten ist und nicht so bald zu Stande zu bringen sein wird. Das Sondergesetz wird der Reichsbehörde namentlich die erforderlichen Befugnisse einzuräumen haben, um die Verhandlungen einleiten und führen zu können, die gegenwärtig von Regierung zu Regierung schweben und vom beiderseitigen guten Willen abhängen. An die Stelle der Staatsverträge nach der bisherigen Weise muß etwas Neues treten. Weittragende Fragen entstehen da, an welchen die Staatsgelehrsamkeit sich abarbeiten kann. Hier soll jedoch am wenigsten einer andern als der einfachsten rein sachlichen Lösung das Wort geredet werden. Leicht möglich, daß bei der Neuheit der Sache eine gewisse Zaghaftigkeit sich äußert. Es wird mit alten Gewohnheiten zu brechen und wohl auch mancher Zopf abzuschneiden sein. Die Reichsgesetzgebung ist inzwischen mit ganz anderen Dingen fertig geworden, sie hat damit fertig werden müssen. Die Wohlthaten der Neuerung werden rasch genug allgemein zum Bewußtsein kommen. Jeder gesunde Fortschritt zur Einheit hatte noch diese Wirkung.

In Deutschland übt das Aussprechen allgemeiner Forderungen wie eines allgemeinen Eisenbahngesetzes bisweilen einen fast verhängnißvollen Einfluß. Das der Nation innewohnende Trachten nach Ganzem gereicht ihr zu besonderer Ehre, es schädigt jedoch — oder dürfen wir sagen, es schädigte? — nicht selten ihre Bestrebungen. Beim Betonen eines allgemeinen Eisenbahngesetzes kommt zudem wohl auch die Neigung für große umfassende Gesetze ins Spiel. Inzwischen bilden die neuesten Eisenbahngesetzentwürfe, die im Bundesrathe schlafen oder schlummern, bekanntlich eine Dreizahl und wir besitzen schon mehr als ein Gesetz eisenbahnrechtlicher Natur. Wie das Heerwesen eine Fülle von Gesetzen aufweist, denen immer neue hinzutreten, wird dies auch beim Eisenbahnwesen sein. Je entschiedener nach Maßgabe des Bedürfnisses im Einzelnen vorgegangen wird, je eher muß es gelingen, das Eisenbahnwesen in seiner Gesammtheit der reichsmäßigen Regelung zuzuführen. Es gilt in veränderte Anschauungen sich einzuleben. Das Eisenbahntarifwesen zeigt, daß dies unter dem Zwange der Umstände und Verhältnisse sowie unter dem mächtigen Einflusse der Thatsachen recht wohl geschehen kann.

Das öffentliche Leben pflegt durch kleine Vorkommnisse manchmal fruchtbarste Anregungen von bedeutender Tragweite zu empfangen. Der Fall der Rhein-Nahe-Bahn könnte ein solches Vorkommniß, er sollte es sein. Und erwägt man, wie folgenreich das Vorgehen der Reichsgesetzgebung werden kann, ist der Hoffnung nicht zu entsagen, diesen Weg zur Erledigung der Rhein-Nahe-Bahnfrage einschlagen zu sehen. Damit wird allen Theilen gedient, namentlich aber und am meisten dem Reiche und seinem Ansehn.

△

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Politische Randglossen. Ein sociales Programm. — Das von Professor von Holtzendorff vor einem Jahrzehnt begründete Jahrbuch*) ist nur dem Zuge der Zeit, dem gebieterischen Strome der Interessen gefolgt,

*) Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirthschaft im Deutschen Reiche. Des „Jahrbuchs für Gesetzgebung, Verwaltung und Rechtspflege des Deutschen Reiches" Neue Folge. V. Jahrgang. Herausgegeben von Gustav Schmoller. Erstes Heft. Leipzig, Duncker & Humblot. 1881.

indem es seit seinem Bestehen mehr und mehr volkswirthschaftlichen und socialen Fragen sich zugewandt hat. Wenn wir die anfangs behandelten Materien und die Reihe der anfänglichen Mitarbeiter mit dem heutigen Stande zusammenhalten, so vergegenwärtigen wir uns zugleich die ganze Entwickelung, welche das Reich im Innern durchgemacht, die ganze Fülle der Aufgaben, die sich ihm im Laufe der Jahre aufgedrängt haben. Schon seit dem Eintritte Brentano's in die Redaction (1877) ist die Tendenz des Jahrbuches eine wesentlich socialpolitische gewesen. Jetzt hat Professor Schmoller in Straßburg die Leitung übernommen und das erste Heft mit einem sehr lesenswerthen Programmaufsatze eingeleitet, worin zunächst betont ist, daß das Jahrbuch seiner bisherigen Tendenz treu bleiben, ja dieselbe noch stärker einhalten werde. Es tritt den gleichfalls unter Schmoller's Leitung bei Duncker und Humblot erscheinenden „Staats- und socialwissenschaftlichen Forschungen" in der Art zur Seite, daß, während die letzteren den eigentlich gelehrten Untersuchungen dienen, jenes die großen Fragen, welche in der Gegenwart die öffentliche Meinung, die Parlamente und die Regierungen Deutschlands beschäftigen, wissenschaftlich aber zugleich in einer für weitere Leserkreise bestimmten Weise behandeln soll. Es bekennt sich zu derjenigen Parteirichtung, „welche, festhaltend an den großen Errungenschaften eines fast hundertjährigen Kampfes für persönliche Freiheit, freie Verfassungsformen und parlamentarisches Leben, doch für die deutsche Gegenwart den Augenblick gekommen glaubt, in welchem das überwiegend negative Agitiren für individualistische Freiheit, kurz das negativ liberale Princip zurücktreten oder sich zu versöhnen hat mit staatlichen und socialen Reformaufgaben, welche das Staatsganze, die Corporationen, die socialen Verbände und Genossenschaften im Auge haben und stärken wollen". Es stellt sich deshalb günstig zu den Bismarck'schen Reformideen, so zwar, daß nicht sowohl das Einzelne, als die Gesammtrichtung auf große socialpolitische Reformen und auf Stärkung der Reichsgewalt gebilligt werden. Schmoller kommt dabei auf seine früher schon begründete Ansicht zurück, daß den wirthschaftlichen Theorien und Richtungen keine absolute Geltung zukomme, daß sie vielmehr im Laufe der Geschichte einem natürlichen Wechsel unterworfen sind: so berechtigt und heilsam die individualistische Richtung des preußischen Staates von 1808—1871 gewesen, eben so berechtigt und naturgemäß ist jetzt ihre Ablösung durch eine im besten Sinne des Wortes socialistische Epoche, eine Zeit der Gesetzgebung auf socialem Gebiete, eine Zeit der Zusammenfassung der Kräfte, der Vereins- und Genossenschaftsbildung, des staatlichen Eingreifens und Handelns, um die Schwachen zu stützen, die nationalen Interessen zu vertheidigen, die ganze Volkswirthschaft immer mehr auf den Boden des Rechtes und der Gerechtigkeit zu stellen. Besonders zutreffend scheint uns aber folgende Stelle über das Verhältniß des Fürsten Bismarck zu diesen Reformideen zu sein. „Die Feinde und Neider dieses großen Staatsmannes lieben es heute, die Sache so darzustellen, als ob nur seine persönliche Laune nach dieser Richtung hindränge, daß die persönliche Macht, über die er verfügt in einer Weise, wie kaum jemals ein Staatsmann, allein dieser Richtung zum Siege verholfen habe. Und gewiß wiegt diese persönliche Macht heute so viel, als das Gewicht ganzer politischer Tagesparteien. Aber sie wiegt doch nur so viel, weil der Volksinstinct, das Gefühl und der Blick desjenigen größeren Theiles des Volkes, der von Parlamentszänkereien unberührt und von den Reibungen und Einflüssen des Parteilebens frei ist, in ihm den großen, starken, unbeugsamen Willen, die gestal-

tende Kraft, die productiven Gedanken erkennt und anerkennt, weil die große Masse des Volkes in seinen Plänen und mit denselben große brennende, vitale Staats- und Gesellschaftsinteressen gefördert sieht, während die entgegenstehenden Parteien gleichsam in der Vergangenheit lebend Interessen dienen, deren Förderung die Gegenwart nicht für so wesentlich hält. Es giebt nur eine geistige Macht, eine große Autorität um den Preis der Anpassung an die Gefühle und Denkweise der Massen. Nur der eiserne Wille ist das Individuelle am Fürsten Bismarck, seine Ziele und Gedanken sind die zahlreicher Denker und großer Massen. Es ist einer der fundamentalen Irrthümer so vieler Liberalen, daß sie sich Parteiführer und Minister aus jenem weichen Stoffe wünschen, aus denen man wohl leidliche Leithämmel machen kann, die von einer hinter ihnen herdrängenden Masse geschoben werden, daß sie den Werth selbständiger, führender Kräfte und Staatslenker, wie die Geschichte sie in Richelieu, Colbert, Cromwell, Friedrich dem Großen, Pitt, Peel verehrt, nicht begreifen." In diesen Sätzen liegt in der That eine beherzigenswerthe Lehre: ihre Verkennung ist es eben, durch welche der Liberalismus sich heute in eine so mißliche Lage versetzt sieht.

Von dem sonstigen reichen Inhalte des Jahrbuches erwähnen wir die „kritischen Erörterungen über die Währungsfrage" von W. Lexis, eine Ausführung, die Angesichts der bevorstehenden Pariser Conferenz besondere Beachtung gewinnt. Lexis empfiehlt für Deutschland vorläufig Neutralität, aber eine für Frankreich, wenn es durch seine Interessen genöthigt im Sinne des internationalen Bimetallismus vorgeht, wohlwollende Neutralität. Es soll sich verpflichten, wenn in jenen Ländern die Silberprägungen wieder aufgenommen würden, das noch vorhandene Courantsilber definitiv beizubehalten, im Uebrigen hinsichtlich der Zukunft sich völlig freie Hand wahren.

In den „Materialien zum Arbeiterversicherungswesen" findet sich eine kritische Uebersicht über die höchst umfangreiche Literatur, die sich über diesen Gegenstand gebildet hat, und da man außerdem Arbeiten über das Socialistengesetz, über Auswanderung und Colonisation, über den oberschlesischen Nothstand ꝛc. begegnet, so läßt die Orientirung über die brennendsten Fragen auf dem Gebiete der Socialreform nichts zu wünschen übrig. g.

Aus Wien. Die Deutschen und der Parlamentarismus. Der Kampf um die Schule. — Sie mahnen mich, doch es würde der Mahnung nicht bedurft haben, wenn von hier aus und über hiesige Vorgänge zu berichten eine weniger unerfreuliche Beschäftigung wäre. Das Blut empört sich bei den fast tagtäglichen Erfolgen der Partei, welche Oesterreich den Slaven und den Ultramontanen überantworten will. Aber nicht das erzeugt, wie der Abgeordnete Sueß dieser Tage versicherte, das wahrhaft demüthigende Gefühl, sondern der Anblick, wie das Deutschthum und die Gewissensfreiheit vertheidigt werden. Es ist den Führern der polnisch-tschechisch-ultramontanen Coalition wirklich nicht zu verargen, wenn sie nur noch Hohn haben für das theatralische Pathos ihrer Gegner. Sind finanzielle Fragen auf dem Tapete, so stellt die Linke ihren Mann, da ist auf ihrer Seite Sachkenntniß und Gründlichkeit, und der Rechten bleibt in der Regel nur das eine Argument: wir sind die Mehrheit. Ebenso fehlt es der Opposition nicht an geschulten Juristen, welche bei der Interpretation von Gesetzen der Regierung und den „Autonomisten" das Leben recht sauer zu machen verstehen. Aber daß unser Parlamentarismus keine Schule der Politik ist,

das kann nur derjenige verkennen, der selbst mitten in dem Parteigetriebe steht. Da jammern die Zeitungen, daß überall an der Discreditirung des Parlamentarismus gearbeitet werde, und sie werden gar nicht gewahr, daß daran Niemand Schuld ist und sein kann als die Parlamente; da declamiren sie über den Rückgang des Liberalismus, und der Liberalismus als Partei geht auch zurück, aber verdientermaßen, und die Partei allein wird es zu verantworten haben, wenn die siegenden Gegner sich nicht damit begnügen, die Partei niederzuwerfen, sondern auch zertreten, was im Namen des Liberalismus Gutes geschaffen worden ist. Es darf als ein Fortschritt in der gesunden Entwickelung des Volkes bezeichnet werden, daß man der Parlamentarier von Profession überdrüssig wird, deren Staatskunst darin besteht, von Zeit zu Zeit eine große Rede zu halten, und in deren Augen das müßige Publikum auf den Galerien „das Volk" ist; die von dem wirklichen Volke fordern, daß es seine Bedürfnisse und Gewohnheiten nach dem Parteikatechismus einrichte.

Das Deutschthum in Oesterreich ist wahrhaftig übel daran. Seit fünfzehn Jahren geht in Ungarn die Unterdrückung alles Nichtmagyarischen mit unerbittlicher Consequenz vor sich. Hohe und niedere Schulen sind magyarisirt, die Amtssprache ist magyarisch, wo irgend noch deutsches Leben sich regt, da wird mit Hinterlist oder brutaler Gewalt auf dessen Ausrottung hingearbeitet. Davon erfährt die Welt wenig. Endlich geht es an das deutsche Theater in Pest (das seit dreißig Jahren schlecht gewesen ist, mit geringeren Mitteln dem Vorbilde der Wiener Vorstadtbühnen nacheiferte) und ein durchdringender Schrei erhebt sich, so weit die deutsche Zunge klingt, diplomatische Hebel werden in Bewegung gesetzt, der Musentempel ist gerettet. Nun erkundigen sich dessen Retter näher nach dem deutschen Publikum von Budapest, nach den dortigen deutschen Zeitungen, und erfahren, welche eigene Bewandtniß es mit diesem Deutschthume hat, wie mit der Mehrzahl der „deutschen" Studenten aus Ungarn, welche fremde Universitäten besuchen. Die Folge ist die Verbreitung der Ansicht, daß die Vertreter des Deutschthums in Ungarn Juden seien, welche ihrer kosmopolitischen Natur getreu bei passender Gelegenheit eben so echte Magyaren, Polen, Russen oder Franzosen sein können. Und nun gelten plötzlich die in der Zips, in der Gegend von Neusohl, Neutra, Preßburg, Raab, Oedenburg, Wieselburg, Steinamanger, in Siebenbürgen, im Banat 2c. wohnenden mindestens 1½ Millionen Deutschen auch als Juden, und wird es schwer, für die Vergewaltigung namentlich der Sachsen, dieses deutschen Kernstammes, Interesse zu erwecken. In Galizien ist wirklich nichts deutsches mehr zu retten. Und in den Ländern, deren Nationalität nicht zweifelhaft ist, haben sich der Führung die politischen Faiseure bemächtigt, welche mit Schlagworten wirthschaften.

Seit Jahren ist in diesen Blättern darauf hingewiesen worden, daß die Einführung eines für ganz Oesterreich gleichen Volksschulgesetzes ein großer Mißgriff gewesen sei. Die gute Absicht dabei steht außer Frage, und hätten wir weder den Nationalitätenhader noch den Kampf mit den Klerikalen, so könnte man denjenigen vielleicht Recht geben, welche sagten und sagen: Habt nur Geduld, der Widerstand der Bevölkerung gegen die achtjährige Schulpflicht wird nach und nach erlahmen, das kommende Geschlecht wird anders denken. Aber wir haben nicht die Zeit zu so weitaussehenden Experimenten, wir mußten, gerade bei einem parlamentarischen Regiment, darauf gefaßt sein, einmal eine Partei ans Ruder kommen zu sehen, welcher die bessere Schul-

bildung wirklich ein Greuel ist. Wie diese Partei die Abneigung der Bewohner ärmerer Länder gegen die „Neuschule" ausnutzte und nährte, das war seit Jahren offenkundig. Aber der normale Liberale glaubt ja, wenn er einmal im Jahre seinen Wählern eine „schöne Rede" hält, so sei der Einfluß des Pfarrers und des Caplans, die täglich mit dem Wähler verkehren, neutralisirt. Man hätte der reactionären Partei diese Waffe entwinden können durch ein rechtzeitiges Entgegenkommen, allein das wäre eine Verletzung des Principes gewesen. Man wartete, bis jene Partei die Mehrheit, zum Theil mit Hilfe des Schulgesetzes, erlangt hatte, und mit dem Plane herausrückte, den Landtagen die Befugniß zur Abkürzung der Schulzeit zu geben. Jetzt war der Schreck groß, es handelt sich ja nicht mehr um die Frage, ob sechs oder acht Schuljahre, sondern um die Verstärkung des nationalen und klerikalen Einflusses auf die Volksschule. Nun es zu spät war, zeigte man sich zu Concessionen geneigt. Der parlamentarische Kampf konnte von Haus aus nichts anderes sein, als ein Schauspiel; die Rechte zu überzeugen, konnten die Redner der Linken nicht hoffen, es galt daher nur, die andere Partei als Feindin der Volksbildung öffentlich zu denunciren. Und das geschah, aber auch das mit gar so wenig politischem Tacte. Schwelgend in seinem oratorischen Blumengarten vergaß der Hauptredner, der schon citirte Sueß, sich so weit, die Gebirgsländer in Bausch und Bogen als die Burgen der Unwissenheit und des Dunkelthums hinzustellen. So gewinnt man diejenigen, weche der Gegenpartei abwendig gemacht werden sollen; und wozu das? Um das geistreiche Wortspiel „montan und ultramontan" anbringen zu können!

Freilich ist gegenwärtig der Bruder Bauer überhaupt nicht gut angeschrieben. Die seit langem hingeschleppte Grundsteuerregulirung, von welcher die Polen aus allbekannten Gründen nichts wissen mochten, soll nun in deren Sinne zu Ende geführt werden, d. h. die westlichen Länder sollen noch größere Lasten auf sich nehmen als bisher, damit Galizien noch mehr als früher erleichtert werde. Da rührt sich der deutsche Bauer und den liberalen Politikern lacht das Herz: der Bauer emancipirt sich, er geht in die Opposition! Doch der Bauer bezeigt keine Lust, die geistliche Vormundschaft mit der advocatischen zu vertauschen, er verbittet sich mit aller Entschiedenheit die Einmischung der uneigennützigen Freunde von rechts wie von links, und giebt für die Vereinigungen der Standesgenossen die Parole aus: „weder klerikal noch liberal!" Damit war die Sache entschieden und was weiter geschehen, ließ sich mit Sicherheit voraussehen. Abhilfe können den bäuerlichen Beschwerden nicht die Parlaments- und Volksversammlungsredner schaffen, nur die Regierung kann es, und Graf Taaffe müßte der Stümper sein, für welchen die Gegner ihn zu ihrem eigenen Troste ausgeben, wenn er die Chance nicht auszubeuten wüßte. Daher erscheint der Bauer wieder in so ungünstiger Beleuchtung, wird wieder die Industrie zur alleinigen Culturträgerin. Sind die Herren genügsam, was Ideen oder die Stelle der Ideen vertretende Phrasen anbetrifft! Wenn der Bauer, und nicht blos er, findet, sein künftiger Knecht sei gelehrt genug, wenn er lesen, schreiben und rechnen könne, und wenn der Häusler erklärt, sein dreizehnjähriger Bub sei ihm in der Wirthschaft unentbehrlich, so sind sie Verblendete und Verstockte, welchen man das Recht über den Kopf wegnehmen muß, und es wird nichts anderes übrig bleiben, als durch die Industrie als Trägerin freiheitlicher Tendenzen und der Socialdemokratie die verdummende Landwirthschaft zu verdrängen. Und wenn daran erinnert wird, daß schon jetzt Niemand mehr zu den sogenannten niederen Arbeiten und in beengte Verhältnisse sich bequemen mag, so antwortet

der Professor Beer, darüber dürften wir uns nicht den Kopf zerbrechen, das werde sich schon von selber zurechtschieben. Auch gegen die Ueberfüllung der Gymnasien und das Ueberwuchern eines gebildeten Proletariats ist das Mittel gefunden: man gebe auch den Realschülern das Recht auf einjährigen Militärdienst, dann wird die Mittelmäßigkeit sich nicht mehr in die Gymnasien, sondern in die Realschulen drängen! Sollten sich dort dieselben leidigen Folgen einstellen, so würde wahrscheinlich auch die Volksschule zum einjährigen Dienste berechtigen, und auf die einfachste Art von der Welt würde zugleich die Militärlast verringert. Sinnreicher kann man allerdings nicht vorgehen, und der Führer der klerikalen Rechten, Hofrath Lienbacher, hätte dergleichen Argumentationen noch ganz anders abfertigen können, wenn er nicht eben selbst ein verknöcherter Parteimann wäre.

In der Frage der Prager Universität rächt sich auch wieder eine alte Unterlassungssünde. So unklug das Verlangen der Tschechen ist, daß auch die studirende Jugend ausschließlich national gebildet werden soll: formell erscheint die Forderung einer Universität für eine nach Millionen zählende Nationalität nicht unbillig. Als die Verfassungspartei das Heft in den Händen hatte, konnte sie diese Angelegenheit vernünftig regeln, den Tschechen eine Hochschule bewilligen, gleichzeitig aber dafür sorgen, daß die Zahl der Deutschen angemessen vermehrt werde. Das Mißverhältniß ist ja schreiend genug. Seitdem Lemberg und Krakau polonisirt, Pest magyarisirt worden, haben wir Summa Summarum vier deutsche Universitäten in Wien, Prag, Graz und Innsbruck, und daher wird die Wiener so überfüllt, daß sie ihre eigentlichen Aufgaben kaum mehr erfüllen kann. Mähren, Oberösterreich, Kärnthen, das ehemalige Illyrien sind völlig vernachlässigt. Und wenn nur die theologischen Facultäten in Olmütz und Salzburg ausgestaltet würden, läge der Gewinn nach allen Seiten auf der Hand.

Jetzt werden alle diese Dinge ganz anders gemacht werden. Die Herren Slaven und ihre ultramontanen Bundesgenossen sind nicht blöde und nicht träge. Herr Sueß meint, ihre Hast, den Moment auszunutzen, beweise, daß sie selbst nicht an dessen Dauer glauben. Vielleicht hat er darin Recht, will aber nicht erkennen, daß sie sich eben als vorsichtigere Politiker bewähren, und wir wollen der Verfassungspartei wünschen, daß ihr der fromme und bequeme Glaube, die jetzige Wirthschaft könne ja nicht lange währen, irgend ein Deus ex machina werde morgen oder übermorgen den ganzen Spuk verscheuchen, nicht mit rauher Hand zerstört werden möge. Für alle Fälle aber wird dieses Regime Zeit genug behalten, dem Deutschthum unheilbare Wunden zu schlagen.

Literatur.

Geschichte des deutschen Volkes in kurzgefaßter Darstellung erzählt von Dr. David Müller. Prachtausgabe, in der Reihe der Auflagen die neunte, besorgt von Prof. Dr. Fr. Junge. Berlin, Fr. Vahlen. 1881. — Diese volksmäßige Bearbeitung der deutschen Geschichte erfreut sich auch nach dem Tode des Verfassers einer zunehmenden Popularität. Die neunte Auflage ist in schönerer Ausstattung als „Prachtausgabe" erschienen, glücklicherweise aber nicht in ein Bilderbuch verwandelt worden. Außer dem Bildniß unseres Kaisers hat sie überdies eine recht praktische Zugabe erhalten, nämlich ein Register. g.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.
Ausgegeben: 10. März 1881. — Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig.

Die preußische Steuerreform.

In zwei früheren Aufsätzen („Im neuen Reich" 1880, Nr. 33, S. 269 und Nr. 36, S. 364) haben wir im Ueberblick die Geschichte der Bestrebungen zu einer deutschen Steuerreform von der Begründung des Bundesstaates bis zu dem Tage verfolgt, an welchem zugleich der Rücktritt des Finanzministers Camphausen und der Abbruch der seit den Varziner Besuchen im Juli und December 1877 zwischen dem Fürsten Bismarck und Herrn von Bennigsen geführten Unterhandlungen entschieden wurde. Dieser Wendepunkt ist nicht nur dadurch bedeutungsvoll geworden, daß ein Problem, zu dessen Lösung das einmüthige Zusammenwirken der bis dahin bei der Ausgestaltung wie bei der Gründung des Reiches verbunden gewesenen Kräfte gesichert schien, sich zu einem politischen Conflicte zuspitzte, der, mehr abgebrochen als ausgeglichen, immer wieder in Flammen aufzulodern und der inneren Politik dauernd eine andere Richtung zu geben droht. Er bezeichnet zugleich die Stelle, an welcher für die Steuerreform, welche bis dahin neben dem idealen Interesse der finanziellen Selbständigkeit des Reiches nur die Bedrängniß der kleineren Einzelstaaten zu fordern schien, die preußische Finanzlage und die preußischen Reformprojecte das treibende Moment wurden. Jede Reichstagsverhandlung, in welcher nur irgendwie das Thema der Steuerreform angeschlagen wurde, hat seitdem den sprechenden Beweis davon gegeben, vom 10. Mai 1878 an als der neue Finanzminister Hobrecht im Reichstage sein preußisches Reformprogramm entwickelte, bis zu der erregten Debatte vom 4. März letzthin über die Berliner Communalsteuerverhältnisse. Es ist also im Gange der Dinge begründet und führt uns in den Mittelpunkt der actuellen Schwierigkeiten hinein, wenn wir, den abgebrochenen Faden unserer Rundschau aufnehmend, hinfort die preußische Steuerreform in den Vordergrund stellen.

Bereits im Etat für 1876 hatte sich der Rückschlag gegen die glänzenden Verhältnisse der vier vorausgegangenen Jahre bemerklich gemacht, indem die extraordinären Ausgaben plötzlich von 81 auf 32 Millionen herabschnellten. Im Etat für 1877/78 sank diese Summe weiter auf 20 Millionen, wovon stark drei Viertel durch einen Ueberschuß aus 1875 gedeckt wurden, die

dauernden Ausgaben wurden also von den ordentlichen Einnahmen nur noch kaum um 5 Millionen überstiegen. Der Etatsanschlag für 1878/79, der letzte, den Herr Camphausen aufstellte, wies allerdings wieder 31 Millionen außerordentlicher Ausgaben auf, aber die Bilanz wurde nur hergestellt, indem außer 16½ Millionen Ueberschüssen aus 1876/77 16¼ Millionen Zuschuß aus der französischen Kriegsentschädigung in Einnahme gebracht waren: die ordentlichen Einnahmen wiesen also bereits ein Deficit von 1¾ Millionen gegen die dauernden Ausgaben auf; und dabei mußte vorausgesehen werden, daß die nach dem Durchschnitte der drei abgeschlossenen Vorjahre gebildeten Einnahmeanschläge in Wirklichkeit nicht würden erreicht werden. Schon die Einnahmen des Jahres 1877/78 blieben gegen die Anschläge um fast 7½ Millionen zurück, welches Deficit sich dann durch Minderausgaben noch einmal in einen Ueberschuß von 5½ Millionen verwandelte. Das Jahr 1878/79 aber ergab gegen den Anschlag ein Deficit von 8¾ Millionen, die ordentlichen Einnahmen blieben gegen die dauernden Ausgaben um nahezu 11¼ Millionen zurück. Fürst Bismarck hatte also buchstäblich Recht, wenn er jüngst dem ehemaligen Finanzminister Camphausen vorwarf, daß er seinen Nachfolgern die Erbschaft des Deficits hinterlassen — ja daß er selbst bereits in den letzten Jahren seiner Verwaltung mit einem verdeckten Deficit gearbeitet. Denn abgesehen von der Einschlachtung der 16¼ Millionen aus der französischen Kriegsentschädigung im Etat für 1878/79 hatte er in den beiden vorhergehenden Jahren die Bilanz nur durch ein gewaltsames Herabdrücken der einmaligen Ausgaben hergestellt, welches für die folgenden Jahre naturgemäß einen gesteigerten Bedarf hervorrief. So hatte er denn selbst noch in seinen Vorlagen für 1878/79 den Weg beschritten, daß zur Bestreitung unaufschiebbarer Bauten und Anlagen eine Anleihe von 42 Millionen in die Jahreseinnahmen eingestellt wurde.

Wie wenig unklar Herr Camphausen sich selbst über die Finanzlage und deren weitere Aussichten gewesen ist, zeigt schlagend der Umstand, daß er bereits in seiner Denkschrift vom 17. Februar 1877 die Einführung des Tabakmonopoles in Vorschlag gebracht hatte. Die vor einiger Zeit in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" veröffentlichten Briefe des Fürsten Bismarck an den Staatsminister von Bülow aus dem December 1877 haben den Schleier über die damaligen Vorgänge im Schooße der Regierung so weit gelüftet, daß wir deutlich erkennen, wie der leitende Staatsmann und der Finanzminister sich gegenseitig die Verantwortung dafür zuschoben, der bekannten Abneigung der liberalen Partei gegenüber mit diesem erlösenden Worte des Monopoles an die Oeffentlichkeit zu treten, — bis dann in der Reichstagssitzung vom 22. Februar 1878 die Bombe platzte.

Einmal in dieser Schärfe auf die Tagesordnung gesetzt, wurde nun aber

die Frage des Monopoles alsbald ein bestimmendes, wenn nicht das entscheidende Moment für die Stellungnahme des Herrn von Bennigsen. Bereits am 20. März 1878 hat die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" der „Nationalliberalen Correspondenz" bestätigt, „daß die Verhandlungen nicht vom Reichskanzler, sondern von nationalliberaler Seite abgebrochen worden seien, nachdem der Reichskanzler erklärt hatte, die gestellten Bedingungen nicht acceptiren zu können." Die „Nationalzeitung" fand sich darauf veranlaßt, diese Bedingungen in folgender Gestalt mitzutheilen: „Herr von Bennigsen glaubte nicht allein eintreten zu können, sondern zu einer ersprießlichen Thätigkeit mindestens noch die Unterstützung eines ihm politisch nahe stehenden Mannes zu bedürfen; er erklärte, nicht für die Einführung des Tabakmonopoles thätig sein zu können; er bezeichnete es als eine unumgängliche Voraussetzung für eine Steuerreform, daß eine Verständigung über die verfassungsmäßige Behandlung der Ueberschüsse erfolge." Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" schloß hierauf vorläufig die Acten mit der Erklärung: „daß Herr von Bennigsen nicht allein in die Regierung habe eintreten wollen, sei nach ihrer Kenntniß der Vorgänge richtig; das Tabaksmonopol wäre ihres Erachtens nicht gerade unbedingt hemmend gewesen, denn der Reichskanzler habe sich zwar offen als Anhänger des Monopoles bekannt, sich aber wiederholt bereit erklärt, zur Durchführung der Steuerreform auch andere Einnahmequellen zu acceptiren; endlich die sogenannten ‚verfassungsmäßigen Garantien' betreffend, glaube sie constatiren zu sollen, daß die Behandlung dieser Bedingung in der nationalliberalen Presse eine sehr verschiedenartige gewesen, jedenfalls diese Forderung noch nirgends so präcise gefaßt, so eng umgrenzt aufgetreten sei, wie diesmal in der ‚Nationalzeitung'."

Heute ist es seit lange kein Geheimniß mehr, daß die erste Forderung des Herrn von Bennigsen nicht an einem vorgefaßten Widerwillen des Herrn von Bismarck, den Nationalliberalen noch eine zweite Stelle in der Regierung einzuräumen, sondern an der Person des Herrn von Forckenbeck scheiterte, für welchen das damals offene Ministerium des Innern von der Parteileitung in Anspruch genommen wurde. Wir haben die Tischrede des damaligen Breslauer Oberbürgermeisters vom 5. Juli 1877 ins Gedächtniß zurückzurufen, in welcher die persönliche Gehässigkeit gegen Herrn von Bennigsen so nackt zu Tage liegt, daß die vom patriotischen Gesichtspunkte kaum verzeihliche Uebertreibung der Parteiloyalität, mit welcher Herr von Bennigsen solchen „Freunden" die Entscheidung über das Schicksal seiner Unterhandlungen mit dem Fürsten Bismarck anheimgab, auch psychologisch kaum verständlich ist. Jetzt rühmt sich Herr von Forckenbeck öffentlich, daß er es gewesen, welcher der Forderung „verfassungsmäßiger Garantien" eine solche Fassung gegeben, daß schon an diesem Punkte allein die Verständigung hätte

scheitern müssen. Es war ohne Zweifel dieselbe Fassung, welche in den Reden der Herren von Stauffenberg und Lasker vom 22. und 23. Februar 1878 an höchster Stelle so großen Anstoß erregt hatte — die Sicherung eines „Einnahmebewilligungsrechtes" schlechthin, die Beseitigung des Artikels 109 der preußischen Verfassung, nach welchem bestehende Steuern bis zu gesetzlicher Abänderung, also bis zu ausdrücklicher Zustimmung der Krone und des Herrenhauses, forterhoben werden — der Bestimmung, welche es allein ermöglicht hat, im Widerspruche mit einer radikalen Kammermehrheit die Heeresorganisation aufrecht zu erhalten. Vergebens hatte sich Herr von Bennigsen bereits am 5. März 1878 bemüht, den mißfälligen Worten des Herrn von Stauffenberg eine abschwächende Deutung zu geben, die Frage „auf das eng begrenzte praktische Gebiet zu beschränken", daß „klargestellt werde", daß die aus indirecten Steuern zu gewinnenden Mehreinnahmen und die daraus den Einzelstaaten zu gewährenden Zuführungen „zu denjenigen jährlichen Erleichterungen in den Personalsteuern benutzt werden, welche die Landesvertretung in diesen einzelnen Ländern für nöthig erachte". Der Zwiespalt zwischen den verschiedenen Fassungen war zu klaffend, und wer konnte damals sagen, hinter welchem von den Führern die Mehrheit der nationalliberalen Partei stehe?

Was aber die Stellung des Herrn von Bennigsen zum Tabaksmonopol betrifft, so ist unsere frühere Darstellung inzwischen berichtigt worden durch die von secessionistischer Seite selbst gegen Herrn von Bennigsen erhobene Beschuldigung, daß gerade er es gewesen sei, der 1878 gegen das Monopol den Ausschlag gegeben, während Herr Bamberger dafür eingetreten sei, dem Reichskanzler dieses Zugeständniß zu machen. Nun hat allerdings die Erfahrung es ja bestätigt, daß Fürst Bismarck das Tabaksmonopol nicht als Selbstzweck, sondern nur als ausgiebigstes Mittel zur Durchführung der Steuerreform anstrebte, und bis jetzt an den Versuchen festgehalten hat, dieses Ziel mit anderen Mitteln, wie sie ihm geboten würden, zu erreichen. Aber dennoch war nunmehr das Monopol in einer indirecten Weise für die ganze Gestaltung der Reformpläne entscheidend geworden. Während sonst der Bedarf den Maßstab für die ausfindig zu machenden finanziellen Hilfsmittel bildet, waren hier umgekehrt die Erträge, welche Fürst Bismarck im Gegensatze zu dem Finanzminister Camphausen sich von dem Monopole versprechen zu dürfen glaubte, der Maßstab für die Reformpläne geworden, welche er nach den in der Rede vom November 1875 gegebenen Grundzügen nun bestimmter auszugestalten suchte. Die „anderen Einnahmequellen", welche er statt des Monopoles zu acceptiren bereit war, sollten demgemäß der Anforderung genügen, annähernd gleiche Erträge zu liefern. Dadurch wurde nicht allein die Verständigung mit Herrn von Bennigsen aussichtslos, es verzögerte auch, als Herr Camphausen nach einigem Schwanken nun doch zurücktrat, die

Wiederbesetzung des Finanzministeriums um fast vier Wochen. Die nationalliberale Parteimache, welcher damals Herr von Bennigsen völlig das Feld überließ, jubelte sichtlich über die Zwangslage, in welche der leitende Staatsmann gerathen zu sein schien, und nichts hat die Verhandlungen über die an sich so unbedeutende Frage einer veränderten Abgrenzung einiger preußischer Ministerialressorts mehr verschärft, als daß sich gerade im Beginne der Debatte die Nachricht verbreitete, Fürst Bismarck habe endlich einen Finanzminister in der Person des Berliner Oberbürgermeisters Hobrecht gefunden. Die nationalliberale Presse hat längst alle Ursache gefunden, Herrn Hobrecht Abbitte zu thun für die Aufnahme, welche sie ihm in seinem dornenvollen Posten bereitete — aber was die Blätter schrieben, war oft nur ein matter Widerhall der Worte, welche man aus dem Munde der erbitterten „Führer" hören konnte.

Der neue Finanzminister trat sein Amt an mit der klarsten Einsicht und verständigsten Ueberlegung der Anforderungen, welche an ihn gestellt wurden, und der Grenzen, bis zu welchen er ihnen Genüge leisten konnte. Er stellte das richtige Verhältniß wieder her, zuerst die Ziele der Reform und den daraus sich ergebenden Bedarf abzustecken und dem entsprechend die Mittel der Deckung zu suchen; aber seine eigene Anschauung des Reformbedürfnisses kam den Gedanken des Reichskanzlers ungleich näher, als Herr Camphausen von seinem beengten Vorstellungskreise aus vermocht hatte. Aber dem Nachfolger wurde seine Aufgabe gleich in der ersten Stunde von zwei Seiten her erschwert. Einerseits schien sich das vom Vorgänger hinterlassene Deficit im Reiche wie in Preußen mit unabsehbarem Abgrunde zu öffnen; die Schätzungen des Herrn Hobrecht, wenn sie auch in der Folge nicht ihrem ganzen Umfange nach sich bestätigten, entsprachen damals durchaus dem Gebote der von Herrn Camphausen nur allzusehr vernachlässigten Vorsicht, und sie nöthigten vorab, einen guten Theil der vom Reichstage zu verlangenden Bewilligungen in den doppelten Schlund zu werfen. Auf der andern Seite warf die nationalliberale Fraction, aus Anlaß der noch von Herrn Camphausen vorbereiteten Vorlage über eine Tabaksenquete, dem neuen Minister alsbald den Beschluß entgegen, daß sie nicht nur nicht auf das Monopol, sondern auch nicht auf eine andere Besteuerungsform des Tabaks von annähernd gleichwerthigem Ertrage eingehen, und demnach alle dahin zielenden Bestimmungen des Entwurfes ablehnen werde. Damit war auch die amerikanische Fabrikatsteuer bei Seite geworfen, nachdem sie Herrn von Stauffenberg in seiner Rede vom 22. Februar einen Augenblick zum Jongleurspiele gedient. Herr Hobrecht ließ sich durch diese Hemmungen nicht irren. Das Reformprogramm für Preußen, dessen Grundlinien er bereits in der Reichstagssitzung vom 10. Mai 1878 entwarf, liegt in einer Denkschrift vom 5. Juni (welche auszugsweise

in dem Anhange zu dem Verwendungsgesetzentwurfe der letzten Landtagssession mitgetheilt ist) bereits ausgearbeitet mit sorgfältiger Veranschlagung des Bedarfes vor. Und während das Programm am 26. Juni und 3. Juli in der „Provinzial-Correspondenz" veröffentlicht wurde, um „die Absichten und Wünsche der Regierung hinsichtlich der Wahlen" klar zu stellen, erzielte Herr Hobrecht in den Heidelberger Conferenzen (5.—8. August) mit den Finanzministern der übrigen Staaten volle Verständigung über die vorläufig in Aussicht zu nehmenden Deckungsmittel, abgesehen von dem Tabak, bezüglich dessen die Entscheidung bis zum Ergebnisse der eingeleiteten Enquete vorbehalten bleiben mußte. Von jenem Programme ließ sich der Minister weder durch die Kritik der Parteien noch durch die Zukunftspläne des Reichskanzlers abdrängen, und als zum Theil in Folge des von letzterem über die Tabaksteuer mit dem Centrum geschlossenen Compromisses auch zwischen seinen bescheideneren Anforderungen und den Bewilligungen des Reichstages eine unausfüllbare Kluft sich aufthat, benutzte er eine geeignete Gelegenheit, um sich mit Ehren aus einer Stellung zurückzuziehen, in welcher ihm unmöglich gemacht war, seine Zusagen zu erfüllen.

Aber er ging nicht, ohne dem Fürsten Bismarck einen dauernden Erfolg zurückzulassen durch den Ausgleich des Streites über die „constitutionellen Garantien" in Preußen, der vortheilhaft absticht von der Lösung der ähnlichen constitutionellen Frage im Reiche durch den Franckenstein'schen Antrag. Am 1. Mai 1878 hatte die „Provinzial-Correspondenz" festgestellt, daß der Widerspruch des Reichskanzlers sich wesentlich nur gegen die Forderung des Herrn von Stauffenberg richtete, über dasjenige aber, was Herr von Bennigsen sachlich gesichert wissen wolle, ein grundsätzliches Einverständniß mit dem Reichskanzler bestehe und die Meinungen nur darin abweichen, daß letzterer die Erfüllung dieser Forderung bereits für gesichert halte durch das Budgetrecht des Landtages und es deshalb ablehne, der Regierung weitere politische Bedingungen auferlegen zu lassen, durch welche die verfassungsmäßigen Rechte der Krone beeinträchtigt werden könnten. Herr von Bennigsen nahm daraus Veranlassung, am 10. Mai bei der ersten Berathung des Tabaksenquete-entwurfes noch einmal seine Forderung aufs bestimmteste zu umgrenzen und dadurch den Verdacht eines beabsichtigten Eingriffes in die verfassungsmäßigen Rechte der Krone abzuschneiden: „Der Artikel 109 kann mit allen seinen Buchstaben bestehen bleiben, wir wollen ihn nicht angerührt wissen. Worum es sich handelt, sind specielle Vorschriften in dem Gesetze über die preußische Einkommen- und Klassensteuer, Vorschriften, um es präcis auszudrücken, dahin gehend, daß der preußische Landtag in die Lage gebracht wird, die Einkommen- und Klassensteuer nach Quoten zu bewilligen, so daß es also von der Entschließung des preußischen Abgeordnetenhauses abhängt, ob in den einzelnen

Jahren von den monatlichen Simplen einige erlassen werden." In dieser Gestalt einer sogenannten Quotisirung der Einkommensteuern, der Schaffung eines beweglichen Factors im Budget — in welcher Beziehung der nationalliberalen Partei auch die freiconservative eng zur Seite stand — wurde die Frage auch bei der Etatsberathung vom 27. November 1878 behandelt, und Herr Hobrecht beschränkte sich auf die Bemerkung, es sei doch richtig, daß die Formulirung solcher Forderung von dem Hause selbst ausgehe. In der Budgetcommission wurde denn auch eine Resolution vorgeschlagen, welche die Zustimmung des Abgeordnetenhauses erhielt: „daß es im Interesse einer geordneten Finanzwirthschaft geboten sei" durch Abänderung des Klassen- und Einkommensteuergesetzes zu ermöglichen, „in dem Staatshaushaltsetat jährlich so viel an Klassen- und Einkommensteuer in Ansatz zu bringen, als zur Deckung des jeweiligen Ausgabebedarfes erforderlich sei". Herr Hobrecht hatte indeß in der Commission erklärt, daß er für eine so allgemeine Fassung nicht, wohl aber für eine sachlich entsprechende, welche sich auf die Verwendung der zu erwartenden Reichsüberschüsse beschränke, die Zustimmung der Regierung in Aussicht stellen könne. Die Commission formulirte daraufhin eine zweite auf den besondern Fall beschränkte, der Erklärung des Ministers genau sich anschließende Resolution, und Herr Hobrecht erwirkte seinerseits, dem förmlichen Verlangen der ausschlaggebenden Parteien entsprechend, eine mit dieser Resolution inhaltlich sich deckende königliche Cabinetsordre, welche ihn ermächtigte, das ausdrückliche Einverständniß der Staatsregierung damit zu erklären, daß in Ermangelung einer Vereinbarung mit dem Landtage über die Verwendung der Ueberschüsse zu Zwecken der Steuerreform ein gleicher Betrag an der für das betreffende Jahr veranlagten Klassen- und Einkommensteuer zu erlassen ist. Das Haus faßte darauf seine Resolution dahin, daß es unter dankbarer Annahme der Erklärung für erforderlich halte, deren Inhalt gesetzlich festzustellen — und für die große Mehrheit galt damit vom Gesichtspunkte der preußischen Verfassungsfrage das Hinderniß der Steuerbewilligung im Reiche für beseitigt.

Die Resolution des Abgeordnetenhauses vom 14. Februar 1879 ist die Grundlage geworden des sogenannten Verwendungsgesetzes vom 16. Juli 1880, und zwar ist Herr Hobrecht als Mitglied des neuen Abgeordnetenhauses mit Erfolg bemüht gewesen, den verschiedentlich abweichenden Entwurf seines Nachfolgers in engste Uebereinstimmung mit der von ihm erwirkten Cabinetsordre zu bringen. Das Gesetz vom 16. Juli bildet also den formalen Abschluß der durch die Stauffenberg'sche Rede vom 22. Februar 1878 angeregten constitutionellen Frage, seine grundsätzliche Bedeutung konnte also keine andere sein als die eines formalen Garantiegesetzes: es sollte nicht selbst der Anfang einer materiellen Reform sein, sondern nur auf die Regierung

einen Druck üben, mit dem Landtage sich über einen solchen Anfang nach Maßgabe der dazu verfügbaren Mittel zu verständigen, da ihr die Möglichkeit genommen war, dieselben in Ermangelung einer solchen Verständigung nach Gutdünken zu verwenden oder aufzuspeichern. Darüber hat Herr Hobrecht niemals einen Zweifel aufkommen lassen, daß er als zur Steuerreform verfügbar nur denjenigen Theil der Ueberschüsse ansehen würde, der nicht zur Bedeckung des Deficits im Staatshaushalte erforderlich wäre, und das besagt so klar als möglich der erste Vorbehalt der Cabinetsordre und des Verwendungsgesetzes: „insofern darüber nicht mit Zustimmung der Landesvertretung behufs Bedeckung der Staatsausgaben Verfügung getroffen ist." Einen Zweifel hat in dieser Beziehung zuerst der Nachfolger des Herrn Hobrecht in seiner Etatsrede vom 31. October 1879 aufgeworfen: „Es könnte ja nun in Frage kommen, ob man in Gemäßheit der Verständigung, welche zwischen dem vorigen Landtage und der Staatsregierung auf Allerhöchste Ermächtigung getroffen worden ist, den aus den Erträgen der Zölle und Tabaksteuer Preußen zufließenden Betrag zu Steuererlässen verwenden soll" — nein, nach der Geschichte und dem Sinne der getroffenen Verständigung, nach dem klaren Wortlaute der Cabinetsordre konnte dies nicht in Frage kommen, so lange der preußische Etat noch ein Deficit aufwies. „Nach ernster Erwägung der Frage" glaubte denn auch Herr Bitter damals die von ihm aufgeworfene Frage noch verneinen zu müssen; „es kommt vor Allem darauf an, ein Gleichgewicht der Einnahmen und Ausgaben wieder herzustellen, und ich halte es für unmöglich, mit Steuererlassen aufzutreten, so lange dieses Gleichgewicht nicht hergestellt ist." Wenn Herr Bitter ein Jahr später, um dieses Ergebniß einer „ernsten Erwägung" auf den Kopf zu stellen, auf das inzwischen erlassene Verwendungsgesetz Bezug nehmen zu dürfen glaubte, so konnte es keine fadenscheinigere Ausflucht geben: denn das Verwendungsgesetz sollte ja eben nichts anderes sein als der formell bindende Ausdruck derjenigen Verständigung, welche Herr Bitter auch das Jahr zuvor bereits als politisch bindend anerkannte.

Aber auch insoweit ein Theil der Ueberschüsse zum Anfange der materiellen Steuerreform verfügbar bliebe, lag Herrn Hobrecht nichts ferner, als diesen Anfang in Bausch und Bogen mit einem Abstriche an der Klassensteuer und gewissen Einkommensteuerstufen zu machen. Nach seiner Denkschrift vom 5. Juni 1878 kam bei den anzustrebenden Reformen in erster Reihe die Ueberweisung der halben Grund- und Gebäudesteuer an die Communalverbände in Betracht, und dem entspricht der zweite Vorbehalt in der von ihm erwirkten Cabinetsordre und übereinstimmend in § 1 des Verwendungsgesetzes, „insoweit darüber (die Ueberschüsse) nicht . . . oder behufs der Ueberweisung eines Theiles der Grund- und Gebäudesteuer an die Communalverbände Verfügung getroffen

ist". Nach einer andern Stelle anscheinend derselben Denkschrift (in dem Aktenstücke Nr. 98 der Drucksachen letzter Session des Abgeordnetenhauses wird dieselbe durch offenbaren Druckfehler einer Denkschrift vom 15. Juni 1877 entnommen, was den Reichskanzler in der bekannten Herrenhausverhandlung veranlaßte, Herrn Camphausen diese ihm sicherlich ganz fern gelegene Absicht zuzuschreiben) bezeichnet Herr Hobrecht allerdings als den in seiner Wirkung am meisten verständlichen und für die Förderung des Gesammtplanes zweckmäßigsten Schritt die Reform der Klassen- und Einkommensteuer unter Beseitigung der vier untersten Klassen der ersteren (bis zu 1200 Mark Einkommen hinaufreichend). Aber diese in der That den „Bedürftigsten" zu gute kommende Maßregel ist doch himmelweit entfernt von dem Abstriche eines Viertels von sämmtlichen Klassen- und den fünf untersten Einkommensteuerstufen (bis zu 6000 Mark Einkommen aufwärts), welche man jetzt als die nothwendige Consequenz des Verwendungsgesetzes hat hinstellen wollen. Und Herr Hobrecht faßte überdies die Beseitigung jener vier Steuerklassen nur als Bestandtheil einer organischen Reform der gesammten Klassen- und Einkommensteuer ins Auge, bezüglich deren er schon am 17. Mai 1878 erklärt hatte: „nach meiner Ueberzeugung liegt gerade in der Mangelhaftigkeit des Einschätzungswesens ein Hauptgrund der berechtigten Klagen über die Härte des Steuerdrucks. Ich glaube, daß es keine indirecte Steuer giebt, welche unter so vielen und sittlich so schlimm wirkenden Defrauden leidet wie die Einkommensteuer." Ohne diese vorausgehende Reform des Einschätzungswesens ist in der That der Abstrich eines Viertels an gewissen Einkommensteuerstufen nur eine zusätzliche Prämie für die Defraude!

Für die beiden erwähnten Reformmaßregeln und eine Verbesserung der Gewerbesteuergesetzgebung veranschlagt die Denkschrift vom 5. Juni 1878 einen Gesammtbedarf von 60 Millionen. Den gleichen Betrag hielt Herr Hobrecht zur Deckung des vorhandenen Deficits im preußischen Staatshaushaltsetat und zu nothwendiger Ausgabenerhöhung für erforderlich — es war dabei an die Durchführung des Falk'schen Unterrichtsgesetzentwurfs und an Anlagen zur wirthschaftlichen Förderung des Landes gedacht. Die letztere Schätzung hat Herrn Hobrecht noch jüngst im Abgeordnetenhause die heftigsten Angriffe zugezogen. Wenn man aber bedenkt, daß nach dem eben festgestellten Etat 34 Millionen muthmaßlicher Reichsüberschüsse (nach dem Anschlage des Reichsetats würden nur etwa 25 Millionen flüssig werden) in den Schlund des Deficits geworfen werden, daß eben dahin die Mehrüberschüsse aus den verstaatlichten Eisenbahnen fließen, an welche Herr Hobrecht noch nicht denken konnte, daß endlich von den Staatszuschüssen des Falk'schen Unterrichtsgesetzes augenblicklich keine Rede ist, so behält jene Schätzung noch heute ihr volles Recht und man hat ihr bis jetzt nur Hoffnungen entgegen zu setzen.

Auf Grund jenes preußischen Bedarfes von zusammen 120 Millionen veranschlagt die Denkschrift vom 5. Juni 1878 die Höhe der im Reiche aufzubringenden Mehreinahmen auf 200 Millionen. Nach den Anschlägen für 1881/82 beläuft sich der Ertrag der im Jahre 1879 erfolgten Bewilligungen, einschließlich der 26 Millionen, welche auf Grund des Franckenstein'schen Antrages das Reich vorweg in Beschlag nimmt, auf 95 Millionen; die höchsten Schätzungen lassen in der Folge noch eine Steigerung bis zu 30 Millionen erwarten, woraus dann mit den auf Preußen fallenden 18 Millionen etwa der 14-Millionenerlaß gedeckt wäre. Alle weitere Steuerreform erfordert also neue Steuerbewilligung, und es ist bis jetzt nicht der Schatten eines Finanzplanes aufgetaucht, welcher die Deckung der in dem neuen Bitter'schen Verwendungsgesetzentwurfe für das Reich erforderten 110—120 Millionen in Aussicht stellte. Unter diesen Umständen war es gewiß gerechtfertigt, wenn Herr Hobrecht, nachdem sein Reformplan einmal durch den 14-Millionenerlaß gekreuzt ist, denselben in seinem Commissionsantrage auf die Beseitigung der beiden untersten Klassensteuerstufen und die Ueberweisung der halben Grund- und Gebäudesteuer an die Communen beschränkte. Dabei wären im Reiche immer noch 70—75 Millionen aufzubringen, aber dafür läßt sich wenigstens eine Steuercombination finden, ohne abermals zu einer neuen Belastung des Tabaks zu schreiten, ehe noch das Gesetz von 1879 seine volle Wirkung erlangt hat. Unter diesen Umständen wird man alle weitergehenden Projecte so lange auf sich beruhen lassen können, bis ein runder Vorschlag zur Beschaffung der erforderlichen Mittel heraustritt. x.

Zwei musikalische Feuilletonisten.

Daß sich in Deutschland wenige Schriftsteller fänden, welche Gediegenheit des Wissens und Tiefe der Erkenntniß mit anmuthigem Reize der Darstellung zu verbinden wüßten, ist eine Klage älteren Datums, die in den letzten Jahrzehnten immer mehr an Berechtigung verloren hat. Auch in der Musik braucht man nur die Namen Robert Schumann, Otto Jahn, Ambros, Hiller und Hanslick zu nennen, um darzuthun, daß man gar nicht nöthig hat, uns immer die Franzosen vorzugsweise als Lehrmeister künstlerischer Form vorzuhalten. Seit Jahn's und Ambros' frühem Tode giebt es wohl keine geistreicheren Schriftsteller über Musik in Deutschland als Ferdinand Hiller und Eduard Hanslick. Das Wort geistreich in seinem alten soliden Adel aufgefaßt, ohne jenen verdächtigen Nebensinn der Schönrednerei, die besonders in der Musik gar zu bereitwillig mit jenem vornehmen Worte bezeichnet wird.

Ist doch Niemand entschiedener als der Verfasser des Büchleins: „Vom Musikalisch Schönen" gegen den unglückseligen Anflug philosophischer Prätensionen aufgetreten, der besonders seit den Fünfziger Jahren den bedingungslosen Anhängern der sogenannten Weimarischen Schule die Köpfe verwirrte. Wie in diesem, so haben auch sonst der Kölner Capellmeister und der Wiener Professor und Journalist in mehr als einem Punkte schriftstellerische Aehnlichkeit, so weit es die Verschiedenheit von Beruf, Alter und Lebenslauf zuläßt. Beiden gemeinsam ist eben so sehr eine seltene Höhe der allgemeinen Bildung als innerhalb ihrer holden Kunst die Weite des Blickes, die Vielseitigkeit eines durch unendliche Erfahrungen geläuterten Geschmackes und die daraus entspringende Liebenswürdigkeit einer für das Neue wie für das Alte gleich warmen Empfänglichkeit. Nur scheinbar spricht gegen diese letztere ihre ebenfalls übereinstimmende unüberwindliche Antipathie gegen die Paradoxien des „Kunstwerkes der Zukunft".

In der neuesten Sammlung seiner aus verschiedenen Zeitschriften wieder abgedruckten Aufsätze („Künstlerleben". Köln, Du-Mont-Schauberg. 1880) findet sich von Hiller ein eingehender Essay über seinen acht Jahre älteren Jugendfreund Berlioz. Man kann nicht liebenswürdiger über diesen genialen Tollkopf, diesen echten, aber überaus einseitigen Feuergeist schreiben; nicht liebenswürdiger, aber, näher besehen, auch nicht bedingter und mit mehr Unterscheidung. Man vergleiche damit die beiden berühmten Anti-Berlioz-Aufsätze von O. Jahn und andererseits die lächerlichen Berlioz-Verhimmlungen der weiland Brendel'schen Zeitschrift! Die principielle Indignation Jahn's war zwar ihrer Zeit höchst begreiflich und der Liszt-Partei gegenüber ist ihre humoristische Schneidigkeit noch heute wahrhaft wohlthuend; allein eine „dramatische Symphonie" wie der „Romeo" kann als Ganzes ein Monstrum sein und doch in diesem unförmlichen Rahmen einzelne Bilder von großer Schönheit und blendender Wirkung einschließen. Solchen hervorragenden Einzelstücken ist Jahn, wie ruhige Prüfung heute zugeben muß, mit nichten ganz gerecht geworden, weder in „Romeo und Julie", noch in der „Damnation de Faust", noch selbst in der gewiß gräulichen Harald-Symphonie. Auch seine absolute Abwehr gegen die etwas äußerliche, aber immerhin glänzende und reizvolle Carnevalsouvertüre kommt uns heute doch um einen Grad zu strenge vor und erscheint fast als der Kaltsinn eines officiellen Wächters und Großsiegelbewahrers des guten Geschmackes. Das Unrecht eines solchen hier und da etwas zu hoch gespannten Pathos hat Hiller, sonst bekanntlich ein Verehrer und Gesinnungsgenosse Jahn's, feinsinnig und maßvoll wieder gut gemacht. Eine Menge sehr werthvoller persönlicher Erinnerungen an Berlioz, mündliche und schriftliche, helfen dabei das Bild des singulären, excentrischen, bisweilen unergründlichen Mannes aufs interessanteste beleuchten. Daß an der

Anziehungskraft, die Berlioz' Werke jetzt plötzlich in Paris in so auffallendem Grade ausüben, außer dem wahrhaft Anziehenden, das viele derselben enthalten, auch das nervös Prickelnde seinen Antheil hat, das sie den musikalisch Blasirten, wie wir sie heutigen Tages überall finden, darbieten, und das nur so lange wirken wird, als es den Reiz der Neuheit behält, ist Hiller weit entfernt zu bestreiten.

Einträchtig neben diesem Essay über Berlioz, dem längsten der Sammlung, steht ein kürzerer über Bellini. An diesem einst so beliebten Componisten, vielleicht zu Berlioz dem am meisten entgegengesetzten unter den bedeutenden musikalischen Namen unseres Jahrhunderts, hat sich in besonders hohem Grade die Grausamkeit des Zeitverlaufes dargethan, der mit hastiger Unerbittlichkeit über die Berühmtheiten früherer Perioden hinwegschreitet. Nicht viele Musiker giebt es heute mehr, welche selbst in Bellini's besten Werken, der „Norma" und der „Somnambula", auf die Dauer eines ganzen Abends reine, hingebende Befriedigung über eine so monotone Süßigkeit zu empfinden vermögen. Indeß ist der einstigen Ueberschätzung eines immerhin echten und liebenswürdigen Talentes heutzutage unter dem Einflusse der Romantiker von mancher Seite eine wegwerfende Verachtung Bellini's und der italienischen „Opernmelodie" gegenübergetreten, welche noch einseitiger und schädlicher auftritt als jene thränenselige, geistlose Genügsamkeit der Dreißiger und Vierziger Jahre. Hiller's Aufsatz ist von solchen üblen Berlioz'schen und Wagner'schen Einflüssen so frei geblieben, daß er hier, vielleicht unter der Einwirkung von Jugenderinnerungen und von Gesangsleistungen ersten Ranges eher in der Wärme für den frühverstorbenen sicilianischen Sänger zu weit geht. Nicht als ob er seine Schwächen, die heutzutage in Jedermanns Munde sind, verschwiege oder beschönigte: der aufmerksam Lesende findet sie alle treulich verzeichnet; allein nicht nur ist er aufs Erfreulichste entfernt von dem unablässig moralisirenden Tone gewisser teutonischer Verächter der italienischen Oper; er tadelt überhaupt, wo er tadelt, wie ein Verliebter. Gewiß ist es z. B. richtig, daß der Würdigung von Bellini's Recitativen die elende deutsche Uebersetzung des italienischen Originaltextes entgegensteht — „es ist ja bekannt, was in dieser Beziehung bei uns geleistet und was erduldet wird" — gewiß ist in den Hauptwerken auch eine relative Sorgfalt des Componisten in der Instrumentirung und Harmonisirung seiner Recitative unzweifelhaft; allein daß „alles in ihnen von scharfer Auffassung zeuge, von warmer Empfindung und vollständiger Beherrschung der Mittel", diesen Superlativ werden, fürchte ich, gar manche trefflichen Kritiker in Deutschland anstehen zu unterschreiben. „Ein an anmuthigen, lieblichen, zum Herzen gehenden Gesängen reicheres Liederspiel wird man kaum zu nennen wissen," heißt es von der „Nachtwandlerin" zuerst, und schließlich, nachdem ihre Schwächen genannt sind: „wie

traurig, daß auch von einem so bestrickenden Erzeugnisse einer keuschen, fast kindlichen Phantasie das französische Wort früher oder später zur Geltung kommt: „tout passe, tout casse, tout lasse".

Neigen wir in der Beurtheilung Bellini's mehr zu der etwas strengeren Ansicht Hanslick's, so finden wir beide Kritiker wieder in voller Uebereinstimmung bezüglich ihrer Freude über die ästhetische Katharsis des neuesten Verdi, d. h. des Verdi der „Aïda" und der Manzoni-Messe. Ueber die letztere, das schnell bekannt gewordene Requiem des Meisters, findet sich nämlich sowohl bei Hiller als auch in der neuesten Feuilletonsammlung Hanslick's (Musikalische Stationen. Berlin, A. Hofmann. 1880) ein besonderer Aufsatz, von jener scharfsichtigen Liebe und zugleich von der maßvollen Unbefangenheit, welche im Verein mit der reifen und schlichten Schönheit des Ausdruckes fast alle Arbeiten beider Männer so anziehend macht. Man merkt freilich, daß Hanslick, so anmuthig er bisweilen zu plaudern weiß, doch mehr von der eigentlichen kritischen Gilde ist; er treibt eben sein nicht immer angenehmes Handwerk täglich, und so ist es ihm, auch wo er es vergessen möchte, zur zweiten Natur geworden — gewiß nicht zu unserm Schaden. Bei Hiller fesselt uns zuweilen noch mehr als der Kritiker der wohlwollende Mensch, der plaudernde Spender aus dem schier unerschöpflichen Füllhorn seiner erlauchten persönlichen Erinnerungen — er, der Schüler Hummel's, hat noch Beethoven gesprochen, noch Schubert seine Lieder zum Gesange Vogl's begleiten hören, war dann vertrauter Freund oder langjähriger Bekannter von Chopin, Berlioz, Cherubini, Rossini, Bellini, Nourrit, Schumann, Mendelssohn, Moscheles, Josephine Lang, Liszt, Hauptmann, O. Jahn, Joachim, Gevaert — von Nichtmusikern zu schweigen. Seine Fähigkeit, sich immer neuen Eindrücken des Schönen mit größter persönlicher Wärme und doch mit hellem Verstande hinzugeben, ist sich bei der rapiden Entwickelung dieses halben Jahrhunderts Musikgeschichte bis heute immer gleich geblieben. „Ich war musikalisch viel zu streng erzogen, um gebildet genug zu sein, ein Genie wie Rossini würdigen zu können," sagt er selbst von dem fünfzehnjährigen Hiller, dem Bewunderer Hummel's und Beethoven's. Heute bewundert er das tiefe und kühne Brahms'sche Requiem, stößt sich aber darum nicht an die „Unkirchlichkeit" des Verdi'schen, er ist voll tiefster Begeisterung und Ehrfurcht für Bach und Händel ohne Blindheit gegen ihre Zöpfe, der treueste Anhänger von Mendelssohn und Schumann, ohne deren Animosität gegen Auber und Meyerbeer zu theilen; und über den blendenden Seiten von Berlioz, Liszt und Wagner vergißt er nicht die Ungeheuerlichkeiten ihrer Trugschlüsse. Gern, mitunter fast zu bereitwillig, macht er unangenehme Offenherzigkeiten, die ihm einstmals mit gutem Grunde nothwendig erschienen, durch um so freundschaftlichere Liebesbezeigungen wieder gut. So hat er vor bald

vierundzwanzig Jahren jenen wohlbekannten Aufsatz über das Aachener Musikfest geschrieben, der mit der Rücksichtslosigkeit eifrigster Liebe zur Sache die dort hervorgetretenen Dirigenteneigenschaften Liszt's einer geharnischten Kritik unterwarf, welche für die Verschiedenheit der beiden Naturen überhaupt sehr charakteristisch war. Nach fast zwanzigjähriger Trennung aber, als er den berühmten Collegen in Düsseldorf wieder spielen hört, tritt es ihm so sehr wieder vor die Seele, welche bedeutsamen und tiefen künstlerischen Eindrücke und Anregungen er dem Umgange mit dem genialen Virtuosen verdanke, daß er ihm bald darauf einen „offenen Brief" schreibt, der, indem er alle tiefgehenden Differenzen fast unausgesprochen läßt, in Form einer Plauderei über gemeinsame Erlebnisse einer durchaus friedliebenden Verherrlichung des wunderbaren Freundes geweiht ist. Hin und wieder kommt es allerdings auch hier vor, daß er ihm unheimlich wird; im Jahre 1854, erzählt Hiller, habe ihm Liszt, der ihn in Bonn besuchte, die zweite Folge seiner (Hiller's) rhythmischen Studien „so vorgespielt, daß ich mir eine Weile das Titelblatt ansah, um wieder die Ueberzeugung zu gewinnen, der Componist derselben zu sein". Auch vor der Mephisto-Symphonie des Freundes, die dieser ihm im folgenden Jahre vorspielt, bekreuzt er sich, aber der heiterste Humor durchzieht alle diese Erinnerungen. Solche und ähnliche Stellen könnte Hanslick nicht geschrieben haben. Auch er versteht das Bestechende einer Persönlichkeit, weiß köstlich zu scherzen, weiß dem Genie manches nachzusehen, ihm „eins fürs andere zu rechnen", um mit Nathan zu reden, allein zu tief schmerzen ihn doch die Wunden, welche der moderne Genialitätscultus, welche Ueberreiztheit und Bizarrerie der holden Tonkunst geschlagen haben, als daß er über gewisse Dinge blos zu scherzen wüßte.

Eine eingehende Besprechung der beiden genannten Bücher, welche über die verschiedenartigsten Themen handeln, ist hier nicht beabsichtigt und so würden wir unsern kurzen Hinweis schließen, wenn wir nicht auf noch eine und diesmal auf eine nicht erfreuliche Aehnlichkeit der beiden Schriftsteller hinweisen möchten. Feuilletonisten nannten wir Hiller und Hanslick. Bei der Ausbildung unserer höheren Journalistik, welche dem Feuilleton eine sehr sorgfältige Pflege angedeihen läßt und zahlreiche angesehene Fachleute für dasselbe heranzieht, hat jene Bezeichnung heute gewiß nicht mehr irgend etwas Despectirliches. Ueberdies darf man das Wort vielleicht mit Bezug auf Hiller, den Nichtjournalisten, in jenem weiteren Verstande gebrauchen, worin auch die Verfasser von gelegentlichen Essays, von Reisebriefen, tagebuchartigen Erinnerungen u. dgl. als Feuilletonisten bezeichnet werden, selbst wenn sie nicht thatsächlich und vorzugsweise „unter dem Strich" schreiben. Alles, was Hiller je veröffentlicht hat, sind Gelegenheitsarbeiten, durch unmittelbare persönliche Betheiligung oder durch directes Tagesbedürfniß veranlaßt. Selbst

seine werthvollsten Aufsätze, wie der über Berlioz und der über Cherubini (in der früheren Sammlung) haben doch etwas Aphoristisches und wären schwerlich entstanden ohne die Veranlassung jener reizvollen persönlichen Erinnerungen, die Hiller (bald ein Siebenziger), wenigstens in der Art wie und was er von ihnen eingewebt hat, allen Grund hatte der musikalischen Welt nicht vorzuenthalten. Etwas anders liegt die Sache bei Hanslick. Ein so langjähriger und virtuoser Journalist dieser Wiener Universitätsprofessor ist, so hat er doch der musikalischen Welt ein paar Bücher im vollen Wortsinne geschrieben: die kleine, epochemachende Revision des „Musikalisch Schönen" (1854) und die fleißige, für den Musikhistoriker sehr werthvolle „Geschichte des Wiener Concertwesens" (1869). Diese beiden Leistungen waren nicht direct vom Bedürfniß des Tages, sondern mehr von dem allgemeineren der Wissenschaft eingegeben. Allein schon der zweite Band der Wiener Concertgeschichte (1870) überhob sich der Verarbeitung, der strengen Disposition und Geschlossenheit des ersten, und brachte uns nichts anderes als eine lange Reihe köstlicher Einzelrecensionen, welche, ihrerzeit sämmtlich im Verlaufe der Jahre abgedruckt, nur durch den starken inneren Faden des Zeitcharakters und der Behandlungsart zusammengehalten werden. Das fünf Jahre später erschienene Buch über „die moderne Oper" enthält zwar das Beste, was über deren Entwickelung im Großen und Ganzen geschrieben worden ist und einige Essays darin sind wahre Perlen; allein von strengerer Continuität, Gleichmäßigkeit und Vollständigkeit ist es in Folge der losen Art seiner Zusammensetzung weit entfernt. Ein Buch über die Oper seit Gluck, welches Meyerbeer's bekannteste Opern nur noch mit ein paar abschließenden Randglossen bedenkt, um dann „Dinorah" in um so erwünschterer Ausführlichkeit behandeln zu können; eine „moderne Oper", in welcher von Spontini und Halévy, von Bellini und Donizetti, von Kreutzer, Flotow, Nicolai und Lortzing, von Offenbach und Lecoq nur ganz beiläufig in benachbarten Aufsätzen die Rede ist, während einer fraglichen Singularität, wie Schumann's „Genovefa", ein ganzer Aufsatz gewidmet ist; eine Betrachtung Wagner's, welche das richtige Urtheil über dessen populärste Opern als allgemein bekannt voraussetzt und dafür dem rohen, unbedeutenden „Rienzi" das verdiente Todesurtheil spricht, welche den „Tristan" gar nicht, die „Meistersinger" aber in einem selbständigen Aufsatze behandelt — ein solches Buch kann uns auf die Länge nicht durchaus genügen, und wenn wir jeden der gebotenen Aufsätze an sich noch so ausgezeichnet finden. Die „Musikalischen Stationen" sind nun (einige überschüssige, aber vortreffliche Aufsätze über andere Themen abgerechnet) so zu sagen eine neue, journalistisch entstandene Folge der „Modernen Oper", in der außer der Wagner'schen Tetralogie eine Menge neuer, besonders deutscher und französischer Opern, darunter jedoch gar manche nach des Ver-

fassers eigener Ansicht sehr ephemere (Kretschmer, Brüll, Rubinstein, Massenet, Thomas, Gounod u. A.) behandelt werden. Wieder erfreuen wir uns darin an der alten Meisterschaft Hanslick's, seinem durch und durch musikalischen Sinn, seiner kosmopolitischen Gerechtigkeit, seinem elegischen Humor und seiner witzigen Unbarmherzigkeit gegen Phrase, Bombast und Trivialität. Allein wir haben solcher Capacitäten wie Hiller und Hanslick, welche, wie Ehlert von letzterem gesagt hat, die Grazie und Beweglichkeit romanischen Geistes mit der Gründlichkeit germanischen Wesens vereinen, zu wenige, seit Jahn's und Ambros' Tode zumal, als daß wir von ihnen nicht noch mehr fordern sollten: wirkliche Bücher nämlich. Hiller schreibe uns wirkliche Biographien: von Hummel oder von Cherubini, von Bellini oder von Rossini, von Berlioz oder von Meyerbeer, am liebsten von Allen. Hanslick aber, der jüngere, wenngleich nicht mehr junge, gebe uns eine wirkliche, vollständige, ausführliche Geschichte der „modernen Oper". Von dem oft betitelten Buche wird jetzt, nach fünf Jahren, die vierte Auflage vorbereitet und eine englische Uebersetzung ist unter der Feder. Ein derartiger schöner Erfolg eines bloßen Fragmentes scheint gegen unsere Bitte zu sprechen; für dieselbe haben wir keinen andern Fürsprecher als das wissenschaftliche Bedürfniß.

G. Doempke.

Die neueste Ausgabe der Nibelungen.*)

Wie so manche andere Schöpfung von hervorragender Größe ist auch das bedeutendste Nationalepos des deutschen Mittelalters in mancher Beziehung ein Räthsel, dessen Lösung mit unendlich vielem Fleiß und unendlich vielem Zank von den verschiedensten Gelehrten mit verschiedenem Glück versucht worden ist. Erst nur mangelhaft durch einen gerade aus den zwei diametral entgegengesetzten Handschriften zusammengeleimten Druck bekannt, von der einen Seite vornehm mißachtet, von der andern mehr oder minder dilettantisch mißhandelt, fand das große Gedicht erst an Karl Lachmann den Forscher und Bearbeiter, der ihm gewachsen war. Mit der ihm eigenen genialen Spürkraft der Kritik versuchte er in zwei Werken, nach dem Vorgange von Wolf's homerischer Kritik, das Epos in echte alte Volkslieder und spätere ergänzende und ver-

*) Der Nibelunge Nôt mit den Abweichungen von der Nibelunge Liet, den Lesarten sämmtlicher Handschriften und einem Wörterbuche herausgegeben von Karl Bartsch. Leipzig, F. A. Brockhaus. — Erster Theil: Text. 1870. — Zweiter Theil, erste Hälfte: Lesarten. 1876. — Zweiter Theil, zweite Hälfte: Wörterbuch. 1880.

Diu Klage mit den Lesarten sämmtlicher Handschriften herausgegeben von Karl Bartsch. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1875.

bindende Zusätze zu zerlegen, wie er auch mit nicht minderem Scharfsinn die Wurzel der Sage in germanischer Mythologie und Geschichte bloß zu legen bemüht war. Eine vortreffliche Ausgabe des Liedes und ein kritischer Apparat sollten jedem die Gelegenheit geben, Lachmann's Kritik nachzuprüfen. Eine weit verbreitete Schule, aus der treffliche Forscher hervorgegangen sind, hält noch jetzt an Lachmann's Ergebnissen fest. Andere vermochten nicht bei denselben stehen zu bleiben. Holtzmann versuchte es, nicht allein Lachmann's Theorie durch Entziehung ihrer wesentlichsten Stütze, welche in seiner Ansicht von dem Verhältnisse der Handschriften liegt, zu stürzen, sondern auch auf ganz neuen Grundlagen ein nicht minder kühnes Hypothesengebäude aufzuführen. Allein seine Theorie entbehrte zu sehr jedes positiven Untergrundes, als daß sie hätte auf großen Beifall rechnen können. Nur seine Ansicht von der Priorität der Handschrift C hat solchen gefunden und ist von dem auch anderweitig um die Geschichte unseres Epos hochverdienten Zarncke weiter ausgeführt worden. Die Theorie Lachmann's von der Zusammensetzung des Gedichtes aus zwanzig Liedern wurde von Heinrich Fischer in einer geistreichen und fleißigen Schrift bekämpft. Aber zur Erzielung eines sichern Resultates, zur Ergänzung oder Umstürzung von Lachmann's Werk fehlte es an den elementaren Vorarbeiten, an einer eindringlichen Prüfung des grammatikalischen, lexikographischen, metrischen Charakters der verschiedenen Handschriften. Zudem waren seit Lachmann's Tode nicht unwichtige Handschriften und Fragmente zum Vorschein gekommen, deren systematische Verarbeitung immerhin einiges Licht auf specielle Fragen werfen, ja auch ganz im allgemeinen Beiträge zur Geschichte des Liedes geben konnte. Wer diese Dinge mit unermüdlicher Treue und ordnendem Scharfsinne prüfen und verwerthen wollte, der konnte vielleicht die ganze Nibelungenfrage auf einen neuen Boden stellen, und wenn er nicht selbst in den Hauptsachen abschloß, doch anderen ein geordnetes Material zum Weiterforschen in die Hand geben. Das hat Karl Bartsch unternommen und mehr noch, er hat in allen wesentlichen Punkten gesicherte Fundamente zu einer neuen Anschauung von der Geschichte unseres Epos gelegt, mag man auch an seinem eigenen Weiterbau das eine oder andere auszusetzen finden. In einer mit peinlichstem Fleiße und umsichtigster Verwerthung alles vorhandenen Materiales geschriebenen kritischen Monographie, den „Untersuchungen über das Nibelungenlied", hat er 1865 seine Ansichten vorgetragen, und auf diesem Werke einerseits und einer gründlichen Nachvergleichung des handschriftlichen Materiales andererseits beruht seine große Ausgabe der Nibelungen, welche innerhalb zehn Jahren, einer für ihren Inhalt eher kurzen Zeit, zum glücklichen Abschlusse gekommen ist und welcher die dazwischen hinein erschienene Ausgabe der Klage zur nothwendigen Ergänzung dient.

Läge der Unterschied dieser Ausgabe von den früheren, speciell der Lach-

mann'schen, blos in der veränderten Frontstellung, das heißt der Zugrundelegung einer andern handschriftlichen Recension, so wäre dieselbe nur den Anhängern von Bartsch's Theorie ein willkommenes Geschenk, ihr Lob nur Parteisache. Allein es ist mit dieser Ausgabe etwas geleistet worden, was den Anhängern jeder Nibelungentheorie zu gute kommt und wofür man im Namen Aller Dank zu sagen berechtigt ist.

Für die äußerliche Einrichtung einer kritischen Ausgabe der Nibelungen konnte sich Bartsch kein besseres Vorbild wählen als das der Lachmann'schen Ausgabe. Dieses Muster hat er sich denn auch genommen. Allein seine Ansicht von dem Verhältnisse der Handschriften ist eine ganz andere als die Lachmann's. Für Lachmann kam als maßgebend nur die Handschrift A in Betracht; ihr Text, kritisch gesichtet, bildet den Text seiner Ausgabe. Aus A sollte dann die „gemeine Lesart", vor allem durch die Handschrift B repräsentirt, geflossen sein, eine Ueberarbeitung des alten Textes, zu der sich die Handschriftengruppe C wiederum als nochmalige Ueberarbeitung verhält. Lachmann gab demgemäß unter dem Texte nur die Lesarten der Gruppe B, die von C nur da, wo sie, durch Handschriften jener Gruppe gestützt, möglicherweise auf Beachtung Anspruch machen konnte. Innerhalb des Textes von A selbst unterschied Lachmann in der zweiten und den folgenden Auflagen seiner Edition durch den Druck die nach seiner Ansicht echten Volksliederstrophen von den späteren Zusätzen. Ganz anders Bartsch. Ihm ist A nur eine schlechte, keiner besondern Beachtung werthe Handschrift der Gruppe B; die letztere aber und C sind von einander unabhängige Bearbeitungen eines verlorenen Originales, von welchen B dem Ursprünglichen im Ganzen näher geblieben ist. Bartsch giebt also in dem ersten Bande seiner Ausgabe den Text, kritisch revidirt, nach B, unter dem Texte die Abweichungen von C. Wir gewinnen dadurch, von der Richtigkeit der aufgestellten Handschriften-Genealogie abgesehen, zum ersten Male eine übersichtliche Zusammen- und Gegenüberstellung der beiden Bearbeitungen, und damit eine leichtere Möglichkeit, uns über ihr gegenseitiges Verhältniß ein Urtheil zu bilden. Das Original, aus dem nach Bartsch beide geflossen sind, ist wie gesagt verloren. Es soll der Mitte des zwölften Jahrhunderts angehört haben, also noch großentheils in ungenauen Reimen gedichtet gewesen sein. Diese und andere sprachliche und metrische Alterthümlichkeiten hat Bartsch, den Ausführungen seiner „Untersuchungen" gemäß, in einer großen Anzahl von Fällen aus den Abweichungen der Bearbeiter als Lesarten des Originales herstellen zu können geglaubt und demnach an den betreffenden Stellen den vermuthlichen Wortlaut des Originales an den Schluß der Seite gesetzt. Ueber die Berechtigung dieser Reconstructionen werden natürlich die Meinungen getheilt sein, auch bei denen, welche über das Grundverhältniß von Original und Bearbei-

tungen mit Bartsch derselben Ansicht sind.*) Jedoch wer denselben seinen Beifall versagen zu müssen glaubt, mag sich mit der übersichtlichen Zusammenstellung der Bearbeitungen selbst zufrieden geben, welche jedenfalls dazu schon bei Manchen gedient haben wird, Bartsch's Grundanschauung zu befestigen und insbesondere die Zusätze der Bearbeitung C als Zusätze, nicht als Eigenthum des Originales, noch deutlicher zu erweisen, als dies den „Untersuchungen" gelungen war.

Die erste Hälfte des zweiten Bandes brachte zu dem Texte des ersten die nothwendigste Ergänzung, die Lesarten sämmtlicher Handschriften. Ein genauer kritischer Apparat existirte bis dahin nur in Lachmann's Anmerkungen, „Zu den Nibelungen und zur Klage". Dieselben enthielten außer dem Apparate noch Lachmann's Rechtfertigung seiner kritischen Scheidungen im Ganzen und zu den einzelnen Stellen, ferner eine Fülle der trefflichsten, oft aus armseligem Materiale mühsam zusammengesuchten grammatischen, lexikalischen und metrischen Bemerkungen, ähnlich denen, die seine Anmerkungen zu Lucrez und zum Iwein so außerordentlich werthvoll machen; endlich noch seine grundlegende Untersuchung über die Nibelungensage. Derartige Zuthaten hat Bartsch nicht geben wollen. Er beschränkt sich auf die Angabe der Lesarten, welche der Anlage des Textes entsprechend nach den beiden Bearbeitungen gruppirt sind. Hierin ist er andererseits in der Lage gewesen, weit mehr zu bieten als Lachmann. Des Letzteren Anmerkungen erschienen im Jahre 1836. Seither sind drei vollständige Handschriften (wovon allerdings eine nur eine Ueberarbeitung aus später Zeit enthält) und Bruchstücke von acht weiteren theils entdeckt, theils erst seither veröffentlicht worden. Es ist wenig oder keine Aussicht vorhanden, daß noch irgendwo eine Handschrift oder ein Fragment zum Vorschein komme; und so ist anzunehmen, daß Bartsch's Lesartenverzeichniß, das ohnehin gegenüber dem Lachmann'schen revidirt ist, auf recht lange Zeit wichtige Dienste thue für die Weitererforschung des Liedes, von welcher Partei solche auch ausgehen möge.

Gewissermaßen ein Supplement zu den zwei ersten Theilen bildet die Ausgabe der Klage. Die Einrichtung derselben ist ganz die nämliche; nur daß in diesem kürzeren Gedichte die Lesarten am Schlusse jeder Seite gegeben werden konnten. Eine genauere Untersuchung über das Verhältniß der Handschriften ist ohne die Mithereinziehung der Klage unmöglich. Denn diese ist jedenfalls bald nach den Nibelungen gedichtet und ihnen (wie dies mit einer späten Ausnahme alle vollständigen Codices zeigen) als eine Art von

*) Es genüge, hier kurz auf Hermann Paul's treffliche Untersuchungen „Zur Nibelungenfrage" (Halle, Niemeyer. 1877) hinzuweisen, welcher eben in der angedeuteten Richtung Bartsch's Theorie nach der einen Seite befestigt, nach der andern ihre Ausführung in einzelnen Beziehungen bekämpft hat.

Fortsetzung oder Schluß angehängt worden. Die beiden Bearbeitungen B und C stehen daher in der Klage im selben Verhältnisse zu einander wie im Nibelungenliede; ja es ist höchst wahrscheinlich, daß der Bearbeiter, von welchem C herrührt, seine Bearbeitung des Liedes nicht ohne Berücksichtigung einiger Stellen der Klage gemacht hat. So ist diese Ausgabe der Klage eine höchst dankenswerthe und fruchtbringende Ergänzung der Nibelungenausgabe.

Diese selber ist also jetzt mit der zweiten Hälfte des Bandes zum Abschlusse gekommen. Dieselbe enthält das Wörterbuch. Ein solches war schon von Wackernagel als zweiter Theil zu Lachmann's Anmerkungen geplant worden, aber nie zu Stande gekommen. Inzwischen genügte August Lübben mit seinem „Wörterbuch zu der Nibelunge Nôt" wenigstens dem Verständnisse des Textes bei der Lectüre des Liedes. Die Aufgabe, welche sich Bartsch gestellt hat, ist aber eine viel umfassendere. Er will gewissermaßen ein genaues Inventar des Wortbestandes und Wortgebrauches in den Nibelungen anlegen; das heißt es ist nicht allein jedes Wort in seinen wesentlichen Bedeutungen aufgeführt und schwierigere Stellen erklärt, sondern es sind bei jeder einzelnen Vocabel alle Stellen des Gedichtes aufgeführt, an denen sie vorkommt, wohlgeordnet nach den verschiedenen Schattirungen der Bedeutung, Construction und phraseologischen Verbindung. Daß von dieser Aufzählung einige wenige Wörter, die ganz besonders häufig sind, der bestimmte und unbestimmte Artikel, die Partikel „und" und ähnliche, ausgenommen worden sind, war nur eine billige Rücksichtnahme auf den Umfang des Buches. Fälle besonderen Gebrauches sind ohnehin auch bei solchen Wörtern immer angeführt, wie z. B. die für den Stil des Gedichtes in hohem Grade charakteristische Verwendung des unbestimmten Artikels für schon bekannte Personen und Gegenstände, der Gebrauch von „und" vor Bedingungssätzen in Frageform und ähnliche.

Der Nutzen des Wörterbuches wird mannichfaltig genug sein. Wie viel eine solche Arbeit zum genaueren Verständnisse, zur richtigeren Exegese des Gedichtes beitragen muß, liegt auf der Hand. Vielleicht aber sind die Dienste noch werthvoller, die es jeder künftigen Kritik des Gedichtes leisten wird. Bartsch selbst hat an einer Reihe von Beispielen gezeigt, in welcher Weise er sich eine Verwerthung seines Wörterbuches für die Kritik des Gedichtes und seiner Handschriften möglich denkt. Er sucht durch die Betrachtung der Wörter, welche nur in der Handschrift A oder wenigstens hier in einem andern Gebrauche als sonst vorkommen, insbesondere an den specifisch höfischen, vom sonstigen Stile des Gedichtes abweichenden Wendungen dieser Handschrift ihr jüngeres Alter und ihre Unbrauchbarkeit für die Herstellung des Textes noch deutlicher zu erweisen, als er es schon in seinen „Untersuchungen" ge-

than hatte. Die Bearbeitungen B und C haben ferner jede eine Anzahl von Strophen, welche die andere nicht enthält. In den „Untersuchungen" hat Bartsch von denen, welche C hat, mit großer Sicherheit aus verschiedenen metrischen, sprachlichen und sachlichen Eigenthümlichkeiten bewiesen, daß sie erst von dem Bearbeiter herrühren; für die in B folgte der nämliche Schluß aus dem ganzen Verhältnisse der Bearbeitungen überhaupt, wesentliche Eigenheiten waren in denselben allerdings nicht zu finden. Ganz dasselbe erhärtet Bartsch jetzt durch die genaue Zusammenstellung des besonderen Wortschatzes beider Gattungen von Strophen. Endlich verfolgt er den früher gemachten Versuch, aus den Abweichungen der Bearbeiter das Original zu reconstruiren, hier wiederum an einer Reihe von Stellen, wo eine oder die Bearbeitung irgend eine Besonderheit des Ausdruckes zeigt. Die Anhänger Bartsch's sind ihm für diese Ausführungen sehr zu Danke verpflichtet, wenn sie sich auch die eigene Auslegung in manchem zweifelhaften Falle wahren müssen. Wer auf einem ganz andern Standpunkte von vornherein steht, wird dieselben allerdings nicht discutirbar finden. Anerkennen aber wird ein Jeder, daß das Material, welches in dem Wörterbuche vorliegt, auf die fruchtbarste Weise zu speciellen Studien verwerthet werden kann und daß Bartsch denen, die weiter forschen wollen, die Wege aufs schönste geebnet und die große Mühe eigenen Sammelns, die nicht Jedes Liebhaberei ist, ein für alle Mal abgenommen hat. Nur noch einige Andeutungen über einzelne Richtungen, in denen sein Wörterbuch ein trefflicher Wegweiser sein wird.

Auf die Fragen der niedern Kritik hat Bartsch selbst die Anwendung gemacht. Aber auch der höheren Kritik hat er ein gutes Hilfsmittel dargeboten. Nicht unerheblich sind bekanntlich die lexikalischen und stilistischen Unterschiede zwischen der höfisch-romantischen Epik und der Nationaldichtung, voran dem Nibelungenliede. Nunmehr haben wir ein gutes Hilfsmittel, diese Unterschiede noch näher festzustellen und zu classificiren, wobei auch die Grundfrage, ob, wie Bartsch mit Pfeiffer in der Hauptsache annimmt, diese Unterschiede auf Rechnung der frühern Entstehungszeit der Nibelungen, vielleicht auch dieser oder jener Besonderheiten des Inhaltes, oder ob sie, was die Schule Lachmann's festhält, auf Rechnung zweier verschiedenen, aber gleichzeitig vorhandenen Stilgattungen und Culturkreise zu setzen sind. Gewiß eine sehr wichtige, ja eine der Fundamentalfragen unserer mittelalterlichen Literaturgeschichte, welche aber nur durch solche Arbeiten wie die Bartsch's und durch systematische Ausbeutung ihrer Ergebnisse der Klarheit näher gebracht werden kann. Hart an diese Frage stößt eine andere, die Hauptfrage der höheren Nibelungenkritik selbst. Lachmann hatte seine Zerlegung in Lieder und spätere Bestandtheile nicht allein auf Eigenthümlichkeiten im Inhalte des Gedichtes, sondern großentheils auch auf formelle Beobachtungen gegründet.

Dem gegenüber hat einerseits Heinrich Fischer den Nachweis versucht, daß die Verschiedenheiten der Darstellung zwischen einzelnen Theilen des Gedichtes durch die Verschiedenheit des Inhaltes herbeigeführt seien. Andererseits hat Bartsch in den „Untersuchungen" zu zeigen unternommen, daß die feinere metrische Structur in allen Theilen des Gedichtes ganz dieselbe sei. Das Letztere hat nun allerdings mit der Lexikographie direct weniger zu schaffen; wohl aber das Erstere. Es ist durchaus nothwendig und nun durch Bartsch außerordentlich viel leichter gemacht, eine genaue Statistik über die elementaren formellen Eigenthümlichkeiten aller Theile des Epos zu entwerfen, über Metrik, Reim, Wortschatz, Syntax und Phraseologie. Dazu sind wohl Anläufe genommen, aber das Ganze ist noch nicht durchgeführt worden. Und doch ist diese Methode die einzige, welche möglicherweise zu einem sichern Resultate führen kann. Mangelhafter Zusammenhang der Darstellung kann allerdings aus einer Mehrzahl der Verfasser, er kann aber auch aus der Benutzung verschiedener Quellen durch denselben Dichter, leicht auch da und dort aus Vergeßlichkeit des Dichters abgeleitet werden. Verschiedenheit der Darstellung, kargere oder reichlichere Ausschmückung der Erzählung durch Reden, Gleichnisse, Reflexionen scheint schon eher, wenn sie wirklich erheblich und consequent vorhanden ist, auf mehrere Dichter zu deuten. Aber auch hier kann der verschiedene Inhalt der verschiedenen Sagenabschnitte, es kann auch die verschiedene Inspiration des einzelnen Tages den Dichter sich selbst ungleich gemacht haben; nicht minder könnte auch hier die Benutzung verschiedener Quellen die Darstellung verschieden gefärbt haben. Wir wissen ja bestimmt, daß nicht allzulange vor der Entstehungszeit der Nibelungen Lieder über einzelne Theile der Sage existirt haben. Es ist möglich, daß solche Lieder in unser Gedicht wörtlich aufgenommen worden sind; aber möglich ist auch, daß der Dichter sie nur als Vorlage zu eigener Arbeit benutzt hat. Das sind Fragen und Möglichkeiten, deren Entscheidung nur zu sehr Sache des Geschmackes, der Empfindung, auch zufälliger anderweitiger Erfahrung ist, über die also eine Discussion schwer oder unmöglich ist. Das aber wird Jeder annehmen, daß die elementaren Formen des Ausdruckes, die Vorliebe für gewisse Wörter und Wendungen, glattere oder härtere metrische Behandlung, Wahl der Reime, Wortformen und Satzbau, daß solche Dinge auch da, wo fremde Arbeit benutzt wurde, Eigenthum des letzten Dichters eines jeden Abschnittes sind. Es wird sich also die Frage aufstellen lassen: zeigen die einzelnen Theile des Gedichtes, zeigen speciell die zwanzig Lachmann'schen Lieder und die Zusatzstrophen in und zwischen denselben deutliche, consequente und erhebliche Verschiedenheiten in den Elementen der Diction und des Verses, oder herrscht in diesen Dingen Gleichheit durch das ganze Epos hindurch. Es ist klar, daß eine definitive und zweifellose Beantwortung dieser Frage von entscheidender

Bedeutung für die Controverse „Nibelungenlied oder Nibelungenlieder?“ sein müßte. Sehr möglich ist es freilich, daß eine solche Untersuchung immer noch resultatlos bliebe, daß wir also wiederum auf die alten, mehr oder weniger subjectiven Kriterien angewiesen wären. Es können, ja es müssen fast nothwendig kleine sprachliche und metrische Differenzen zwischen einzelnen Theilen stattfinden, welche in ihrer Vereinzelung oder wegen geringer Bedeutung und niedrigen Grades der Verschiedenheit nichts beweisen. Nur wenn große und vielfache, in derselben Richtung liegende, also grammatisch und stilistisch zusammenhängende Verschiedenheiten, oder andererseits wenn völlige Gleichheit in allem Wesentlichen zwischen den verschiedenen Abschnitten nachweislich ist, wird ein sicherer Schluß möglich sein. Die ganze Untersuchung dieser Frage ist somit schwierig genug, zeitraubend, vielleicht auch resultatlos; aber sie ist nothwendig und wenn sie zu einem Resultate führt, von höchstem Werthe. In Bartsch's Lesarten und Wörterbuch liegt nun das Handwerkszeug vollständig und wohlgeordnet vor; wer will es zur Hand nehmen?

Hermann Fischer.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus der Reichshauptstadt. Eisenbahnvorträge an der Humboldtakademie. Panorama der Schlacht von Gravelotte. — Während Herr Spörer, Director der Sonnenwarte in Potsdam, in seinem Vortrage den anscheinenden Zusammenhang zwischen Sonnenflecken und Protuberanzen darlegte, wandten die beiden nachfolgenden Redner den Blick auf die gegenwärtige Physiognomie der Erde. Die Eisenbahnen sind es, welche der Karte eines Landes markante Züge verleihen. Die wechselnde Dichtigkeit der Linien, ihre concentrische oder gleichlaufende, ihre gerade oder gewundene Richtung erwecken Vorstellungen, welche der politischen wie der wirthschaftlichen Gestalt heutzutage deutlich entsprechen. Mit diesem Bilde leitete Herr von Weber, gegenwärtig vortragender Rath im Ministerium der öffentlichen Arbeiten Preußens, seinen Ueberblick der Charakterzüge der Eisenbahnsysteme der Hauptculturvölker ein. Die Entstehung des Eisenbahnnetzes in England war bedingt durch den gewaltig angewachsenen Verkehr. Ein halbes Menschenalter genügte daher zur Fertigstellung der Hauptlinien. Aus dem Bedürfnisse der Massenbewegung und Schnelligkeit, lediglich in Rücksicht auf die Zweckmäßigkeit, entwickelte sich die Eigenthümlichkeit des ganzen Betriebes nahezu ohne Einfluß der Staatsgewalt. Der Dienst erfolgt durch ein Personal, das vom Vater auf den Sohn die Gewandtheit im Berufe überträgt. Auch im Publikum haben sich durch Generationen die Gewohnheiten fest eingelebt, so daß nirgend eine peinliche Ueberwachung und Bevormundung eintritt, wie wir

solche auf dem Continente für nothwendig halten. Die Zahl der Unfälle ist in England, freilich in Anbetracht der Massenhaftigkeit des Verkehres, nicht größer als in anderen Ländern. Die Physiognomie der Eisenbahnen auf dem Continente trägt weit mehr das Gepräge der Unterordnung unter den Staat — auch für seine militärischen Zwecke. Die Uniformirung der Beamten, die straffe Herrschaft der Instruction, die mangelnde Initiative des Publikums sind hervortretende Charakterzüge. Je nach den staatlichen Gewohnheiten der einzelnen Länder zeigen die Erscheinungen des Eisenbahnwesens abweichende Züge in Bezug auf die Formen des Verkehres, die Ausstattung der Bauten, bis auf die Gestalt des rollenden Materiales. Ein gänzliche Verschiedenheit von der europäischen weist die amerikanische Eisenbahn auf, welcher vielfach die Aufgabe zufiel, gleichsam ein freies Werkzeug in Jedermanns Hand, unfertige staatliche Bildungen zu voller Lebenskraft zu erwecken. Daß hier eine rastlose, unersättliche Speculation gefahrbringend heranwuchs, war eine unvermeidliche Folge. In Afrika, welches bisher nur an einzelnen Küstenstrichen und auf einer Strecke des Nilthales Schienenwege entstehen sah, werden neuerdings Verbindungen in größerem Maßstabe geplant. Von der Ostküste bei Zanzibar ist eine Trace zum Gebiete der großen Seen gedacht, von der Westküste gilt es den Lauf des mittleren Niger zu erreichen und die französische Regierung arbeitet alles Ernstes an einem Projecte, von Algier aus die Sahara nach Süden zu durchschneiden und eine Bahn von 2500 Kilometer Länge zu bauen. Den Chancen dieses letzteren Unternehmens widmete Herr Dr. Nachtigall seine Betrachtungen. Er versuchte die Vorstellungen über das Wesen der Wüste zu klären und zergliederte die Schwierigkeiten, welche die Durchführung der Arbeit bedrohen. Die Wasserbeschaffung — theilweise durch artesische Brunnen möglich — und die Durchstechung der Sanddünen stehen in erster Reihe. Die Existenz der Arbeiter, ihre Vertheidigung, und die Erhaltung des Baues gegen die Zerstörungsgelüste der ungebändigten Anwohner bilden Fragen, welche nicht auf dem Papiere abgethan werden können. Zwei Drittel der Bahnstrecke müssen als unbekannt gelten. Die Zahl von 400 Millionen, welche das Project als Kostensumme herausrechnet, ist daher illusorisch, nicht minder gilt dies von der Rentabilität der Bahn, für welche die Ertragsfähigkeit des durchschnittenen Landes nicht hinreicht.

In diesen Tagen ist in Berlin nahe der Moltkebrücke am Wege nach Moabit ein im permanenten Style errichtetes Panorama, mit der Schaustellung der Schlacht von Gravelotte, eröffnet worden. Die Häuserinsel zwischen dem Flusse und dem an das Kroll'sche Theater stoßenden Theil des Thiergartens war längst bebaut, als immer noch am Kronprinzenunfer ein im spitzen Winkel ausspringender Fleck wüst lag. Da erschienen im Frühjahr 1880 Werkleute und führten die Grundmauer eines vieleckigen Gebäudes auf. In

die Eckpfeiler wurden eiserne Hohlstücke verankert und bald entstand ohne Anwendung anderer Gerüste als eines verschiebbaren hohen Gestelles, über dessen First das Tau einer Erdwinde lief, ein eiserner Gitterbau von leichter und sicherer Fügung. Es bot einen großen Reiz den Arbeitern zuzuschauen, welche durch die Gewalt ihres eigenen Sprunges den Hebebaum niederdrückten und so die Welle in Umdrehung setzten. Auf diese Weise wurden die zu einem Stücke geschweißten wohl fünfzig Fuß langen Pfosten senkrecht in die Grundmauern eingelassen, unter einander verbunden und darüber Rippen von Gitterwerk mitelst eines mächtiges Ringes zu einem pyramidenförmigen Dachstuhle geschlossen. Dünnes Mauerwerk füllte alsdann die Zwischenräume der Seitenwände, ein Vorbau mit gefälliger Säulenfront erhob sich über dem Eingange, welcher fortan für jeden Unbefugten geheimnißvoll verschlossen blieb. Der Düsseldorfer Meister Hünten mit seinen Genossen hatte im Inneren die gewaltige Arbeit begonnen, welche nunmehr vollendet ist. Durch einen dunklen Gang steigt der Beschauer in die Höhe; der erste Blick trifft rings auf blauen, leicht bewölkten Himmel, bei vollem Heraustreten finden wir uns auf einer Plattform, Angesichts des entscheidenden Anlaufes der Schwärme preußischer Gardeinfanterie auf den Eingang des Dorfes St. Privat. Der Beschauer steht auf einem Hause hart an der von St. Marie heransteigenden Chaussee. Das Dach ist durchschossen, zwischen den verkohlten Sparren dringt das Auge in verwüstete Wohnräume; vor dem Hause ein Gärtchen, der Erdboden aufgewühlt durch die einschlagenden Geschosse, die Einfriedigung aus grauen Kalksteinmauern ist eben von den französischen Schützen verlassen worden. Waffen und Uniformstücke liegen umher. Bis hierher Alles greifbar, körperlich. Ohne den Uebergang zu merken gleitet der Blick wieder auf das riesige Wandgemälde, welches sich zum Kreise schließt. Vor uns das grüne, wellige Gefilde, in der Entfernung St. Marie, die umliegenden Dörfer, rechts bis Roncourt, links bis Amanvillers. Wenden wir uns, so folgt das Auge dem Eintritte der Chaussee in die stadtähnlich gebaute Ortschaft, welche sich auf der linken Seite derselben ausbreitet. Eine winkelige Straße führt zur brennenden Kirche, an deren Thürmchen, durch den Qualm halb verhüllt, eine Flagge mit dem Genfer Kreuz erscheint; die nächsten Häuser, der Rest des Hintergrundes verlieren sich im Rauche. In den Gärten, längs der angrenzenden Mauern Gruppen französischer Infanteristen, die letzten Schüsse auf die Stürmenden abgebend, einzelne Leute schon zur Umkehr gewendet. Darüber, aus Fensterhöhlen und durchgestoßenen Oeffnungen in Wänden und Dächern schlagen Rauchwölkchen des Gewehrfeuers, während aus dem untersten Stockwerke der vordersten Häuser, zum Zeichen der Ergebung, viele schon die Waffen, den andringenden Preußen herausstrecken. Einzelne Trupps dieser letzteren sind bereits in unmittelbarer

Nähe des Dorfrandes angelangt und schießen sich auf nächste Entfernung mit den Vertheidigern herum. Breite unregelmäßig zusammengeballte Schwärme wälzen sich zu beiden Seiten der Chaussee im rastlosen Laufe heran; jede einzelne Gestalt deutlich erkennbar, lebensgroß erscheinend. Neue nachfolgende Truppen treten dahinter mit großem Abstande erst in Umrissen auf. Soweit der Gesammteindruck der Darstellung, nun zu Einzelheiten. Daß ein Schlachtbild in der nothwendigen Zusammenfassung verschiedener Momente zu einer gedrängten Episode Unwahrheiten begeht, ist nicht überraschend. Nicht so sehr zur Erinnerung für die geringe Zahl der Augenzeugen soll es dienen, als zur Anregung der Phantasie der Unbetheiligten. Wenn daher die Einzelheiten möglich, lebendig getreu erscheinen, so wird der Eindruck des Bildes stets bedeutend sein. Vor vielen der Kriegsbilder, welche im Laufe der letzten zehn Jahre erschienen, hörte man den Soldaten von Beruf erklären, daß zumal die Gruppen der Franzosen lebenswahr erscheinen. Diese Auffassung stellt sich auch vor dem Hünten'schen Werke ein. Für den französischen Kämpfer hat sich aus der Schule des Horace Vernet ein classischer Typus gebildet, dem wir nicht ungern häufig wieder begegnen. Daneben wirkt der Reiz, das Fremde im Detail, welches man übrigens nicht genau zu beurtheilen im Stande ist, kennen zu lernen, während in dem Beiwerke auf deutscher Seite Manches nicht richtig erscheint. Unbefangene Beschauer werden ohne Zweifel das Lob naturwahrer Darstellung beiden Seiten spenden. Eine historische Unwahrheit in dem Angriffe der Preußen ist es aber, daß die breite Chaussee — deren zerschossene Pappelspitzen und Telegraphenstangen vortrefflich wiedergegeben sind — nur von einzelnen Trupps betreten wird, während in Wirklichkeit, wie auch das Generalstabswerk angiebt, ein tiefer Schwarm bunt durchmischt auf derselben dem Dorfeingange zuströmte. Die Linien des zweiten Garderegiments, welche auf den Wiesen zu beiden Seiten der Chaussee gemalt sind, erscheinen einigermaßen exercirplatzmäßig geordnet. Dagegen ist es treu, daß nur wenige berittene Officiere in diesem Stadium des Kampfes in Nähe der vorderen Linie erscheinen. Die Mannschaften dagegen tragen Tornister, welche schon des Tages zuvor abgelegt worden waren; ein geringfügiger Irrthum, doch würden die Gestalten der Laufenden gewiß ohne denselben noch lebhafter erscheinen. Das Vorbild der Panoramen dieser Gattung bildet die Darstellung eines Theiles der Einschließungsfront von Paris, aus dem Inneren einer Bastion heraus gesehen. Eigenartig war der Gedanke, Alles so zu zeichnen, wie es von diesem einen Punkte aus zu erkennen war. Eine wirkliche Rundsicht wird dargestellt, während häufig ein Panorama Nichts war als ein ausgedehntes Bild, zur bequemeren Betrachtung auf die Fläche eines Cylinders gebracht, während dasselbe ebensogut auf einer fortlaufenden Wand Platz fände. Der feine Griff, den plastischen

Vordergrund mit dem Gemälde in Verbindung zu setzen, ist vielleicht unkünstlerisch im strengen Sinne, doch thatsächlich auch von „packender" Wirkung. Folgerichtig müßte der Beschauer auch über seinem Haupte den Himmel erblicken, doch im Interesse des Gemäldes sperrt ein trichterförmiges Zeltdach das Oberlicht in angemessener Höhe ab.

Die belgische Gesellschaft, welche im Ganzen an sieben Hauptorten Panoramen errichtet hat und unterhält (in Petersburg ist Plewna, in London die Schlacht bei Balaclava der Gegenstand der Darstellung), trägt sicherlich ein großes Risico, denn auch bei gutem Besuche und hohem Eintrittsgelde wird doch das Interesse nachlassen und vielleicht muß von Zeit zu Zeit unter denselben blauen Himmel ein anderes Bild gemalt werden; doch das ist Sache der Actionäre, zu denen auch wohl die ausführenden Maler selber gehören. Eine Serie von Kriegsbildern, Scenen aus dem Inneren von Paris während der Einschließung, von Künstlern zweiten Ranges flüchtig und grob aber nicht ohne anschauliche Wirkung gemalt, welche bis vor Kurzem in dem Uhrsaale der Akademie der Künste ausgestellt war, lieferte den Beweis, mit welchem Geschick die Franzosen große Menschenmassen lebendig zu gruppiren verstehen.

Aus München. Die Aussichten des Liberalismus. — Der bairische Liberalismus wird in diesem Jahre durch die Landtags- und Reichstagswahlen auf eine doppelte Probe gestellt und er fühlt sich gegenüber dieser Prüfung nicht ganz sicher. Die allgemeinen Leiden des deutschen Liberalismus müssen sich nothwendig mit am fühlbarsten in dem Lande machen, das mit der Eigenschaft des größten deutschen Particularstaates eine katholische Bevölkerungsmehrheit verbindet. Die allgemeine Zerfahrenheit dieser Richtung spiegelt sich, außer etwa in Sachsen, wohl in keinem andern Lande Deutschlands so ab, wie in Baiern. Der herkömmliche Streit zwischen beiden Flügeln des Nationalliberalismus nebst Fortschritt könnte noch hingehen. Neuerdings hat die letztere Richtung in gewohnter Rücksichts- und Charakterlosigkeit auch mit der Volkspartei ein Bündniß geschlossen, und unter dieser Maske marschirt bekanntlich, seit dem Erlasse des zweischneidigen Socialistengesetzes, vielfach die Socialdemokratie. Namentlich gilt das von der Pfalz, wo der seit 1871 behauptete Alleinbesitz des Nationalliberalismus diesmal stark gefährdet ist. Verständiger Weise hat der dortige Nationalliberalismus den Austrag des Streites mit der Secession der politischen Debatte größerer Kreise überlassen und mit der letztgenannten Partei Fühlung gesucht. Die bekannte Schwäche derselben für den Fortschritt und was daran hängt, hat dieses Entgegenkommen indeß schlecht gelohnt; fast muthwillig hat man sich eine Fortschrittspartei förmlich groß gezogen, und diese bewährt durchaus den alten Erfahrungssatz, daß man ihr nur einen Finger hinzuhalten braucht,

um die ganze Hand angegriffen zu fühlen. Namentlich im Wahlkreise Neustadt a. H.-Landau wird es heftig zugehen. Die Vertrauensmännerberathungen behufs Aufstellung eines gemeinsamen liberalen Candidaten haben freilich am 13. Februar mit einem glänzenden Siege der Nationalliberalen über die Fortschrittspartei geendet, was die letzteren in der abredewidrigen Festhaltung ihrer eigenen Candidatur aber natürlich nicht stört. Die letztere ist diejenige des Landtagsabgeordneten Landgerichtsdirectors Reiffel; nationalliberaler Candidat ist der kaiserliche Gerichtspräsident Petersen zu Colmar i. E., während des ersten deutschen Reichstages nach dem Tode des Abgeordneten Golsen schon einmal Vertreter für Kaiserslautern. Was den letzteren Wahlkreis betrifft, so hat in ihm die bei der Zollparlamentswahl von 1868 mit dem bekannten Milizschwärmer G. F. Kolb durchgedrungene Demokratie sich wieder ziemlich weit vorgewagt und zwar fast ohne die Mühe einer fortschrittlichen Maske; man spricht von der Candidatur des Dr. Herz aus Mannheim. Auf liberaler Seite scheint man die Candidatur des secessionistischen Freiherrn von Stauffenberg zu wünschen, der zur Zeit den Wahlkreis in der Kammer vertreten hilft. Der jetzige Reichstagsabgeordnete für das braunschweigische Holzminden scheint sich indeß über seinen Entschluß noch nicht ganz klar zu sein; vielfach wird sein Name außerdem für den Wahlkreis Erlangen-Fürth genannt, wie es scheint wesentlich als Lockspeise von fortschrittlicher Seite, um die Wähler von ihrem seit 1868 erprobten Vertreter Dr. Marquardsen abzuziehen. Wie die Sache indeß dort eigentlich liegt, können wohl nur die verbündeten Liberalen und Conservativen gegen die Volkspartei und die Socialdemokratie in Frage kommen. Auch sonst in Franken sucht sich der Fortschritt auszudehnen. Namentlich gilt dies von dem Wahlkreise des Fürsten Hohenlohe, Kulmbach-Forchheim, dann von Baireuth und Hof. Daß bei dieser Taktik leicht die bereits bei den letzten Wahlen sehr gefährdet gewesenen pfälzischen Wahlkreise Zweibrücken und Germersheim verloren gehen können, ist jener Partei natürlich gleichgiltig. Das Beispiel Münchens, dessen früherer Vertreter 1878 rein wegen seiner plötzlichen leidenschaftlichen Opposition gegen die innere Politik und die Persönlichkeit des Reichskanzlers von den Klerikalen geschlagen wurde, könnte in dieser Beziehung doch wohl Warnungen genug enthalten.

Was den letztgenannten Wahlkreis betrifft, so denkt an seine Wiedereroberung von den Klerikalen bei den diesjährigen Reichstagswahlen eigentlich Niemand. Diese ist aussichtslos und es kommt darauf nach einmal erfahrener Niederlage auch so viel nicht an. Wichtiger ist die bereits im Juni erwartete Landtagswahl. Hier wird Alles auf eine geeignete Aufstellung von Candidaten ankommen, bei dieser aber auch der Sieg über die Klerikalen möglich sein. Die bairische Hauptstadt ist zur Zeit von einer merkwürdigen Bewegung er-

griffen, welche man wohl mit der bekannten österreichischen Bauernbewegung vergleichen könnte. Wie dort gegen Geistliche und Advokaten, so richtet sich hier der Ruf gegen die studirten Stände überhaupt und gegen das Großkapital; es ist eine wesentlich bürgerliche Richtung. Man kann dieselbe in ihrer Einseitigkeit beklagen, ohne ihr deshalb eine gewisse Berechtigung absprechen zu wollen. Die letztere gründet sich namentlich auf gewisse städtische Verhältnisse, wenigstens wie sie vor den letzten Gemeindewahlen des 20. October 1878 bestanden haben. Unter diesen Umständen ist die Vereinigung aller nicht klerikalen Elemente zu einer geschlossenen Wählermasse natürlich eine schwere Aufgabe; die bisherigen Versuche können leider nicht als gelungen betrachtet werden. Der jetzige Vorsitzende der Münchener liberalen Partei, Bankdirector Dr. von Schauß, Reichstagsabgeordneter für Hof und Mitglied der Fraction Hölder-Völk, hat sich leider von der Nothwendigkeit des vollständigen Bruches mit dem linken Parteiflügel nicht überzeugen lassen wollen. Dieser ist hier zur Zeit aber stark reducirt und besteht außer einigen sehr verdienstvollen, aber vollständig isolirten Parteiführern im Grunde nur noch aus der jüdischen Bevölkerung, von welcher aber mindestens die jüngere Generation seit dem Aufwerfen der Judenfrage rein volksparteilich gesinnt ist. Ein am 19. Januar gemachter und sich anfangs sehr wohl anlassender Versuch mit der Vereinigung aller nicht klerikalen Bevölkerungselemente zu einer Wahlphalanx muß sonach als gescheitert betrachtet werden. Neuerdings scheint die Bürgerpartei selbständig vorgehen zu wollen und sie wird damit trotz der ihr anhaftenden politischen Bequemlichkeit hoffentlich vorwärts kommen; des Anschlusses aller nicht fortschrittlich oder volksparteilich gesinnter Elemente könnte sie sicher sein. Eine wenn auch nur mühsame Behauptung des Landtagswahlkreises München I aber wäre mehr werth, als die daran hängenden Landtagsmandate. Der Uebergang der hauptstädtischen Vertretung auch im bairischen Landtage in das klerikale Lager wäre nach dem Vorgange mit dem Reichstagsmandat ein schwerer Schlag, und dabei dank der ziemlich starken Zerfahrenheit im klerikalen Lager und dem abermaligen Umsichgreifen des extremen Elementes in demselben doch ein recht wohl vermeidbarer. Möchten alle Schattirungen des hiesigen Liberalismus das bei Zeiten bedenken!

Aus Berlin. Die Ausstellung des Kunsthändlers Gurlitt. Permanente Ausstellung des Künstlervereines. Von unserm Museum. Ausstellung der Hochzeitsgeschenke des Prinzen und der Prinzessin Wilhelm. — Der Kunsthändler Gurlitt in der Behrenstraße hat in seinem erst seit einigen Monaten begründeten Geschäfte eine Ausstellung von Werken der besten modernen Künstler, meist ganz neuen, zum Theil aber auch älteren Datums, eröffnet, wie sie Berlin in den Räumen

eines privaten Kunstgeschäftes schwerlich schon gesehen hat. Sowohl die Fülle bedeutender Gemälde von Meistern ersten Ranges als die ganze Art des Arrangements, die Verwebung und innige Verflechtung des Kunsthandwerkes mit den eigentlichen Kunstwerken in den Salons, so daß hier die Grenzen zwischen Kunst und Kunstgewerbe bei einzelnen Gegenständen in der That nicht mehr zu ziehen sind, berechtigen die obige Behauptung. Wir wollen zunächst nur die hervorragendsten Namen zusammenstellen, von denen wir durchgehends Werke von höchstem Interesse — und zwar eben nicht blos Bilder, sondern auch Zeichnungen, getuschte Blätter, Skizzen, künstlerisch decorirtes Hausgeräth ꝛc. sehen, Dinge, welche theils vom Zufall geboren, nicht auf Bestellung gefertigt, die Eigenart, den intimsten künstlerischen Charakter der Betreffenden oft präciser erscheinen lassen als große Oelgemälde oder Concurrenzentwürfe, die von vornherein durch die Stellung der Aufgabe die Phantasie des Künstlers beschränken und fesseln. Es sind da vertreten die beiden Achenbach, Böcklin, Brozik, Siemiradzki, Danzette, Fortuny, Daubigny, A. Hertel, F. Keller, Ad. Menzel, Makart, L. Knaus, P. Meyerheim, G. Richter, G. Graef, Gude, Scherres, Vautier, A. von Werner, C. Becker, O. Begas, Defregger, Gussow, Passini, G. Spangenberg, Amberg, W. Gentz, C. Sohn — gewiß eine stattliche Zahl erster Kräfte, und fast bei keinem der genannten Maler bleibt die Leistung unter dem Range, den sie in der modernen Kunst einnehmen. Wir wollen zuerst auf ein ganz eigenartiges Werk von G. Richter hinweisen. Es ist ein Rococoschränkchen mit zwei Flügelthüren, das ganze Möbel nur etwa $1^1/_2$ Meter hoch und etwas weniger breit, das Holz weiß lackirt, die Formen in der bekannten Rococomanier ausgeschweift und mit reichem Arabeskenwerk von Goldleisten geziert. Das Ganze stellt einen Toilettenschrank vor, und die beiden Felder der Thürflügel sind diesem Zweck entsprechend mit reizenden Compositionen geschmückt. Auf dem einen Felde sehen wir ein junges Weib im Bade, umgeben von neckisch spielenden allerliebsten Koboldeu in der Art von Putten aufgefaßt, welche mit Wasserstrahlen und Sprühregen Leib und Gesicht der Badenden bespritzen; auf dem anderen wird die Toilette der dem Bade Entstiegenen dargestellt. Dieselben lieblichen lustigen Genien helfen beim Anziehen, schnüren das seidene Corset und halten alle die Kleider und Geräthschaften zur Hand, die zur Toilette erforderlich sind. Den Rahmen beider Gemälde bildet das hier und da bis in die Fläche derselben hineinrankende Goldleistenwerk. Glücklicher ist der für die bestimmte Aufgabe gewählte Decorationsstil wohl selten in allen Nüancen getroffen worden als hier von Richter, das leichte, zierliche, in den Details so entzückende wie im Ganzen sofort verständliche der Malerei, die zwischen Allegorie und Wirklichkeit graziös eingehaltene Mitte, das Anmuthig-Gefällige der Gesammterscheinung des Möbels machen dasselbe zu einem

Werke, bei dem „Kunsthandwerk" und sogenannte „große Kunst" in einander übergehen, das uns den Beweis augenfällig liefert, wie diese beiden Kategorien willkürliche Erfindungen sind gegenüber dem wahrhaft künstlerisch empfindenden und schaffenden Talent. Außerdem hat G. Richter ein größeres ebenfalls decoratives Gemälde von hohem Reiz — auch für eine bestimmte Stelle im Zimmer und innerhalb einer stofflichen Draperie gedacht, nämlich als Wandfüllung am Kopfende des Bettes — ausgestellt. Neckische Genien mit Bogen und Pfeil, Früchten, Blumen und Schleier spielen auch hier die Hauptrolle. Von A. Achenbach sehen wir einen Kanal in Amsterdam und eine mondbeschienene Düne, von Oswald Achenbach einen Blick auf Ischia, Bilder von denen man nur zu sagen braucht, daß sie alle trefflichen Eigenschaften dieser berühmten Landschafter in vollem Maße besitzen. Böcklin ist mit drei Gemälden vertreten. Ein kleines Bild, die „Veritas", stellt eine junge fast nackte Frau mit ernst schönen Gesichtszügen dar, nur leicht von einem lila Schleier an der Rückseite des Körpers umwallt, in der Hand ein großes Schwert haltend. An frühere Werke des Meisters anklingend zeigt das zweite Bild auf dunklem Fels mitten in den blauen brandenden Wogen des Meeres eine phantastische Familie seltsam märchenhafter und doch so naturwahr empfundener Seeungethüme, die halb Mensch halb Schuppenfisch sind und sich mit ihren kleinsten Sprossen wohlig spielend so recht in ihrem Elemente befinden. Von magischem Zauber ist das dritte Bild dieses Meisters, eine zerfallene mit Moos bewachsene Burg hart am Felsenufer des grollenden Meeres, ein tief poetisches machtvoll ergreifendes Landschaftsbild. Neun Studienköpfe von L. Knaus mit schwarzer Kreide gezeichnet, Typen aus Tyrol, beweisen die ganze Beobachtungskraft und lebendige Auffassung, über welche der Meister verfügt, ja sie tritt hier noch unmittelbarer in die Erscheinung als in manchen seiner Genrebilder, wo die Pointe der rein natürlichen Wiedergabe des Geschauten oft hindernd in den Weg tritt. Makart's Dame im rothen Gewande mit üppigem rothen Haarwuchse, welche, vor einem Spinde stehend, dem Beschauer die volle Hinterseite zudreht, ist ein Stück (glücklicherweise nicht lebensgroß, sondern etwa 1½ Fuß hoch), das von jedem andern gemalt völlig ungenießbar sein dürfte. Bei diesem Coloristen enthält es Effecte von höchstem Interesse und größter Kunst, wenn es auch nicht gerade ein ansprechendes Bildniß genannt werden soll. F. Keller aus Carlsruhe hat eine märchenerzählende Scheherezade ausgestellt, welche, selbst von hoher Schönheit, in ihrer Umgebung alle Pracht des Orientes an Stoffen 2c. entfaltet. Es ist ein Bild, in dem der Maler seine ganze coloristische Bravour entfaltet. Ad. Menzel, unser charakteristischer Berliner Meister, ist in Gouachen, kleinen Aquarellen und einer Oelskizze vertreten, welche allesammt die intimste Eigenthümlichkeit des Künstlers frappant spie-

geln. Kleine Juwele liebenswürdigster Kunst sind die in schwarze Rahmen gespannten Geburtstagsvisitenkarten, welche der Maler einer bekannten Dame alljährlich zu ihrem Wiegenfeste zu senden pflegt. Sie sind aquarellirt; es ist stets ein kleiner drolliger Genius darauf abgebildet, der ein Briefchen mit dem Glückwunsche oder Blumen heranschleppt, um sie der Gefeierten zu Füßen zu legen. Die Rosen oder Nelken sind in der Regel größer als er selbst, und es macht ihm possierliche Mühe, sie fortzuschaffen. Einmal kommt er auf Stelzen über die nasse Straße, in einem kurzen Regenmäntelchen und der Kapuze über dem Kopfe, den Brief trägt er im Munde, und es regnet entsetzlich, was jedoch weder seinen Eifer noch seine Laune beeinträchtigt. Es sind Improvisationen der reizendsten Art, voller Humor und schalkhafter Liebenswürdigkeit. Die Oelskizze zeigt eine zum Brechen volle provisorische Restauration in einem Ausstellungsparke; die Gouachebilder, ein gähnender Reisender im Coupé und eine neugierige Dame ebendaselbst, sind von früher bekannt. Ich erwähne, um zum Ende zu kommen, nur noch den prächtigen Studienkopf von Defregger, die junge Venetianerin von Passini, das anmuthigste Aquarellköpfchen, das man sich denken kann, Thumann's schöne, derb realistische und doch so poesievolle Aehrenleserin, eine wunderbar typisch lebenswahre Orientalin von W. Gentz, die Mandolinata Becker's, Vautier's Sonntag Nachmittag in einem schwäbischen Dorfe, Siemiradzki's prachtvolles Bild aus der römischen Kaiserzeit, zwei alte reiche Schwelger darstellend, denen eine schöne Sclavin Wein credenzt, ohne daß es ihnen gelingt, dem jungen Mädchen ein Lächeln abgewinnen zu können, Gussow's Dame im Wintercostüme (eine vornehme Dame im Pelzwerk), Landschaften von Scherres bei Regen und trübem Himmel, Studienköpfe von A. von Werner, Gräf's Fiammetta und eine reizende verkleinerte Copie der Felicità, und schließe mit diesem kleinen „Salon“, der freilich Mittelmäßiges gar nicht enthält und mehr in sich hat als manche mit großem Pompe in Scene gesetzte Ausstellung. Erwähnt sei nur noch, daß die schönsten und geschmackvoll aufgestellten Erzeugnisse der Kunsttöpferei (Majoliken aus italienischen und anderen Fabriken) und des Broncegusses den vier Zimmern, welche das ganze Local ausmachen, Abwechselung und Mannichfaltigkeit geben, und jenes Gefühl der Oede bannen, das uns in langen Sälen mit Hunderten von Bildern an den Wänden so oft beschleicht.

Neben dem Gurlitt'schen Kunstsalon ist — von den großen und bekannten Sammlungen natürlich abgesehen — augenblicklich auch ein Gang nach der sogenannten „permanenten Ausstellung“ des hiesigen Künstlervereines höchst lohnend. Sie ist seit etwa einem halben Jahre in neuen, sehr zweckmäßig beleuchteten Salons untergebracht, welche als „Bildersäle“ gebaut worden sind. Permanent ist diese Ausstellung, insofern sie stets geöffnet ist

als ein Nebeninstitut des Künstlervereines, die Bilder selbst wechseln natürlich stets, neugeschaffene Werke werden daselbst von unseren und fremden Malern wie Bildhauern ausgestellt und verkauft. Augenblicklich bilden Angeli's Porträts des neuvermählten prinzlichen Paares, das Hochzeitsgeschenk des Kronprinzen, die Hauptanziehungskraft. Der Prinz Wilhelm ist vortrefflich wiedergegeben, die junge Braut aber leider wenig getroffen, durch eine merkwürdige Laune des sonst so begabten und geschickt arrangirenden Wiener Malers in Profil gemalt, so daß der volle mädchenhafte Liebreiz des blühenden, kerngesunden, jugendlichen Gesichtchens durchaus nicht zur Erscheinung gelangen kann. Der Saal nebenan zeigt zwei Porträts von G. Gräf — auch ein junges Ehepaar —, die an hoher Feinheit und seelenvoller Tiefe der Auffassung unübertroffen sind. Von plastischen Werken ist Hervorragendes nicht vorhanden.

Unser „Königliches Museum" hat nicht blos durch die Erwerbung des großen und kostspieligen Bildes von Rubens, an dessen Aechtheit zu mäkeln das bei großen Bilderkäufen bekanntlich in einzelnen Kreisen nie ausbleibende Vergnügen ist, seinen Bestand an Werken ersten Ranges abermals vermehrt, sondern auch in den Sculptursälen einige Bereicherungen aufzuweisen, die man erst jetzt, nachdem die Aufstellung des Pergamonreliefs vollendet ist, in den wieder dem Publikum erschlossenen Sälen betrachten kann. Es sind das drei verschiedene Satyrdarstellungen. Der eine (in ganzer Figur) auf den Fußspitzen tanzend und den elastischen Körper nach links wendend, ist die Nachbildung des sogenannten Borghesischen Satyrs; wahrscheinlich datirt dieser Typus aus der Blütheperiode alexandrinischer Kunst. Die beste antike Copie steht im Casino der Villa Borghese zu Rom, daher der Name. Die zweite Satyrdarstellung zeigt eine Herme von Rosso antico (eine seltene Art rothen Marmors), ein langbärtiger Kopf mit kurzer Stirn und jener lüstern begehrlich ausgeprägten Mund- und Kinnbildung, die dem Jäger der Nymphen eigenthümlich ist und dem bocksfüßigen Gesellen zukommt. Diese Herme ist so trefflich erhalten als fein bis in alle Nuancen der Charakteristik ausgeführt. Endlich erwarb man einen alten Silen, jenen Satyrtypus, der den Gott dick, struppig und runzlig, als ächten Waldmenschen, aber mit dem Ausdrucke einer gewissen Gutmüthigkeit in den Zügen erscheinen läßt. Die Frage des Neubaues eines Museums für unsere pergamenischen Schätze ist leider noch nicht weiter gerückt, so sehr sie der Natur der Dinge nach drängt. Der Platzmangel wird täglich fühlbarer.

Im königlichen Schlosse sind die Hochzeitsgeschenke des neuvermählten prinzlichen Paares ausgestellt. Das ist, wie man sich denken mag, der Wallfahrtsort unserer Damen. Der große Saal der Gardes du corps und die beiden angrenzenden weiten Gemächer reichen kaum hin, um die Menge zu fassen.

In der That ist neben manchem gut gemeinten, aber minder erfreulich ausgefallenen Geschenk hier mit das Schönste zu sehen, was das deutsche Kunstgewerbe zu leisten vermag. Wie natürlich betrifft das vor Allem die Silbergeschenke. Das Prunkgeräth für eine große Festtafel z. B., welches 96 größere Städte der Monarchie dem jungen Paare dargereicht haben, ist von den ersten Künstlern entworfen und modellirt und wird von den besten Silberarbeitern ausgeführt. Es ist die großartigste Aufgabe, die vielleicht seit hundert und mehr Jahren der deutschen Silberschmiedekunst gestellt worden ist. Die Geräthe — ein Mittelaufsatz (Schiff mit allegorischen Figuren in altdeutschen Costümen), prachtvolle Leuchter, kleinere Tafelaufsätze (Flußgestalten), Jardinieren, Blumen- und Fruchtschalen, Eiskühler — sind bis jetzt nur in Gips fertig, den man geschickt versilbert und vergoldet hat. Der Glanz der Edelmetalle und vor allem die farbige Wirkung der Emaillen, welche angebracht werden sollen, ließen sich natürlich gar nicht oder nur sehr mangelhaft nachahmen, wie denn auch der Reiz der feinen Ausarbeitung der Details, des Ciselirens ꝛc. an den Gipsmodellen durchaus fehlt. Trotzdem zeigt das ganze Werk schon in dieser Skizzirung eine so heitere, gefällige und zugleich üppig wirkende Pracht, wie man sich Aehnliches gesehen zu haben kaum erinnern wird. Die Ausführung dürfte übrigens noch etwa ein halbes Jahr in Anspruch nehmen.

y.

Literatur.

Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik, gegründet von Bruno Hildebrand, herausgegeben von Dr. Johannes Conrad, Professor der Staatswissenschaften zu Halle a/S. Neue Folge. Zweiter Band. (Der ganzen Reihe 36. Band.) Jena, G. Fischer, vormals Fr. Mauke. 1881. — Wir haben im August 1880 an dieser Stelle (Nr. 34) bereits die Aufmerksamkeit unserer Leser auf diese Fachzeitschrift gelenkt, welche ihren Umfang und ihre Aufgaben erweitert hat und dem entsprechend seit der zweiten Hälfte des verflossenen Jahres eine „Neue Folge" eröffnet hat. Der seitdem vollständig erschienene erste Band der neuen Folge enthält an größeren Abhandlungen: die Denkschrift von Professor Ad. Soetbeer in Göttingen über „die hauptsächlichsten Probleme der Währungsfrage" gegenüber der gegenwärtigen schwierigen Situation des Münzwesens im Deutschen Reiche, in Frankreich u. s. w.; dann „die Einkommensteuer im Canton Zürich" von Professor Gustav Cohn in Zürich, eine Erörterung allgemeiner Steuerprincipien, anknüpfend theils an die neueste finanzwissenschaftliche Literatur (Ad. Wagner), theils an die Erscheinungen und Erfahrungen auf dem interessanten kleinen Versuchsfelde der Zürcherischen Demokratie; ferner eine mit diesem Thema verwandte Untersuchung von Professor Friedrich Julius Neumann in Tübingen über „die Steuer nach der Steuerfähigkeit, ein Beitrag zur Kritik und Geschichte der Lehren von der Besteuerung", hier zunächst der erste Theil, welchem weitere Abschnitte folgen sollen.

Sehr umfangreich sind außerdem die anderen Partien der Zeitschrift, in welche jedes (monatliche oder zweimonatliche) Heft derselben zerfällt: nämlich die literarisch-kritische Partie, die Miscellen und die nationalökonomische Gesetzgebung. Es wird in allen diesen Theilen ebensowohl den hervorragenden Erscheinungen des Auslandes als Deutschlands die gebührende Beachtung gewidmet: englische, italienische, französische Schriften werden ebensowohl wie die deutschen von den Fachmännern, welche je den besonderen Fragen durch ihre eigenen Arbeiten näher stehen, erörtert: theilweise und zwar nicht zum geringen Theile sind diese literarischen Besprechungen von der Ausdehnung und Bedeutung selbständiger kritischer Aufsätze.

Der jetzt begonnene zweite Band der „Neuen Folge", dessen erste beide Hefte zusammen kürzlich erschienen sind (232 Seiten Großoctav) und den neuen Jahrgang eröffnen, bringt namentlich ein bemerkungswerthes längeres Referat über die von Soetbeer im vorausgegangenen Bande behandelte Währungsfrage: „Der Kampf um die Währung", von dem Mitgliede des österreichischen Abgeordnetenhauses Joseph Neuwirth, welches — auf anderem Standpunkte als Soetbeer — der internationalen Doppelwährung zugeneigt ist und die bedeutende Wendung zu Gunsten dieser letzteren constatirt. In demselben Doppelhefte ist weiter ein Aufsatz von dem Statistiker und Agrarhistoriker Geh. Rath Aug. Meitzen in Berlin mit einem kritischen Referate über den ersten Band der Deutschen Wirthschaftsgeschichte von K. Th. von Inama-Sternegg, Professor an der Universität Prag.

Außerdem Recensionen über die Literatur der Lebensversicherung u. a. von Ad. Wagner; dann historische und statistische Miscellen; endlich eine lange Reihe gedrängter kritischer Anzeigen der „Eingesendeten Schriften", Uebersichten des Inhaltes der anderen Fachzeitschriften.

Inmitten der von Jahr zu Jahr sich lebhafter entwickelnden Theilnahme für die volkswirthschaftlichen Angelegenheiten und Fragen ist dieses Hauptorgan der deutschen Fachwissenschaft bestrebt, sich mehr und mehr den brennenden Tagesfragen durch größere wissenschaftliche Arbeiten dienstbar zu machen, ohne irgend einer Partei, irgend einem Standpunkte ausschließlich zu huldigen, irgend einem andern Abbruch zu thun: wie das nur ganz neuerdings die Behandlung der Währungsfrage in diesen Jahrbüchern beweist. Das ist aber, auch außerhalb der Fachkreise, ein großes Bedürfniß bei solchen Gegenständen und zumal in den heutigen Zeitläuften, da dergleichen fast niemals anders als von vorgefaßten Gesichtspunkten aus, mit Liebe oder Haß, in diesem oder jenem Interesse, erörtert zu werden pflegt.

Inzwischen ist auch der neue Jahrgang der (einst von Robert von Mohl und anderen damaligen Professoren der staatswirthschaftlichen Facultät in Tübingen begründeten) Tübinger Zeitschrift für die gesammte Staatswissenschaft erschienen, der 37. seit ihrer Begründung im Jahre 1844. Sie ergänzt, jetzt von Ad. Wagner in Berlin und Alb. Schäffle in Stuttgart herausgegeben, die angezeigten „Jahrbücher für Nationalökonomie", indem sie theils die staatswissenschaftlichen Themata im weiteren Umkreise als dem blos ökonomischen behandelt, theils den Standpunkt der beiden Herausgeber bei deren hervorragender Mitarbeit entschiedener in den Vordergrund treten läßt, als es bei einer andern Zeitschrift der Fall wäre. Indessen da es sich auch hier um ein streng wissenschaftliches Organ der Publication handelt, so gelangen hier wie in jener andern Zeitschrift die verschiedenen Standpunkte zu ihrem Rechte.

Es wäre dringend zu wünschen, daß diese beiden, bisher meist abseits von dem Geräusche der volkswirthschaftlichen Interessen und Leidenschaften in wissen-

schaftlicher Ruhe wirkenden Zeitschriften von längst gegründetem Ansehen künftig in höherem Maße in weitere Kreise drängen, um ihren eigenen Geist, nämlich Objectivität, Unbefangenheit des Urtheiles, Vorsicht in den Entscheidungen, namentlich aber Erhebung über die Parteigegensätze des Tages, möglichst vielen anderen Lesern auch außerhalb der eigentlich wissenschaftlichen Sphäre mitzutheilen. Durch solche Beeinflussung der Gesinnungen bei Discussion dieser Probleme könnte vieles gebessert, manch bitterer Gegensatz gemildert, mancher Widerspruch versöhnt werden. Die Politik selber aber könnte für alle die wichtigen Aufgaben von wirthschaftlichem Charakter eine größere Stetigkeit und Sicherheit erhalten, deren sie leider bis zur Stunde noch entbehrt und welche sie finden wird in der engen Fühlung mit jenen allgemeinen Grundsätzen der Forschung, welche im letzten Grunde auch der rechte Standpunkt jeder guten Politik sein sollte.

M. Meyer, Neuere Nationalökonomie in ihren Hauptrichtungen, auf historischer Grundlage und kritisch dargestellt. Berlin, Stuhr'sche Buchhandlung. 1881. Zweite Auflage. — Ein übersichtlicher historischer Leitfaden durch das Parteiwesen in der neueren Nationalökonomie, zur Orientirung für weitere Kreise wohl geeignet und in der zweiten Auflage erheblich vermehrt. Zu den Abschnitten über Adam Smith und seine Freihandelsschule, über den extremen Socialismus und seine Lehrer Rodbertus, Marx und Lassalle, endlich über den Kathedersocialismus kommen jetzt noch Ausführungen über die geistigen Triebfedern des volkswirthschaftlichen Organismus und über die bemerkenswertheste Aeußerung der Weltwirthschaft, den Weltpostverein. g.

Midzuho-gusa: Segenbringende Reisähren. Nationalroman und Schilderungen aus Japan von Dr. F. A. Junker von Langegg, weil. Director der med. Schule in Kiyoto. Dritter Band: Schilderungen aus Japan (Zatsu-roku-no-pu). Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1880. — Mit diesem dritten Theile, dem zweiten der Schilderungen aus Japan, schließt der Verfasser sein inhaltreiches Werk ab. Von den elf Abschnitten desselben stellen sechs mehr historische Vorgänge dar, behandelt einer die japanische Zeitrechnung, ein anderer Kirchen- und Volksfeste, Sitten und Gebräuche und haben endlich drei religiöse Zustände zum Inhalt, indem sie sich mit der Buddhalehre und den buddhistischen Secten in Japan, den Vorstellungen vom Jenseits und der Geschichte der christlichen Missionen und der Christenverfolgungen im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert beschäftigen; ein Anhang enthält eine Geschichte des japanischen Geldes und eine synchronologische Tafel der Geschichte Japans. Darnach giebt es kaum eine Seite des Lebens, welche nicht in dem Buche besprochen wäre, und namentlich führt der 148 Seiten umfassende Abschnitt des vorliegenden Bandes, in welchem an der Hand des alten japanischen Mondkalenders die vorzüglichsten Feste und Volksbelustigungen dagestellt werden, in sehr instructiver Weise in das innere Leben des japanischen Volkes ein. Eine leichte Lectüre gewährt das Werk allerdings nicht, weil der Verfasser überall die Originalbezeichnungen gebraucht, aber es ist ein reiches und bei seinem fortwährenden Hinweis auf japanische Quellen allem Anscheine nach durchaus zuverlässiges Repertorium. E—e.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.

Ausgegeben: 17. März 1881. — Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig.

Der Lyriker Camoens und sein deutscher Uebersetzer.*)

Die dritte Säcularfeier des Tages, an dem Luis de Camoens aus dem Leben schied (10. Juni 1580), ist, wie zu erwarten stand, in der literarischen Welt nicht unbemerkt vorübergegangen. Lautere Begeisterung und gründliches Wissen nicht weniger als dilettantischer Leichtsinn und schriftstellernde Industrie haben — in Portugal wie im übrigen Europa — bei dieser Gelegenheit ihre Stimme vernehmen lassen. In verschiedenen Zungen und auf mannichfache Weise ist der große Dichter von neuem gefeiert, erläutert und reproducirt worden. Uns Deutschen aber mag es zu hoher Befriedigung gereichen, daß unter allen Denkmälern, welche das verflossene Jahr dem portugiesischen Sänger errichten sah, das würdigste und zukunftreichste von deutscher Hand entworfen und ausgeführt ist.

Die Uebertragung „sämmtlicher Gedichte" des Camoens durch Wilhelm Storck gehört zu den Leistungen, die in gleicher Weise den Gelehrten wie den Laien, den Freund der Dichtung wie den Verehrer der Muttersprache zum Dank verpflichten. Die Aufgabe war eine der schwierigsten, die der poetische Uebersetzer sich stellen kann, aber auch eine der lohnendsten. Ihre wohlgelungene Lösung bereichert nicht nur unsere poetische Literatur um ein neues, vortreffliches Werk, sondern zugleich unsere Bildung um die Kenntniß eines ihr fast fremd gebliebenen, jedoch höchst bedeutenden Lyrikers, der auch in der an großen Talenten so überreichen Renaissanceperiode ein hervorragende, ja einzigartige Stellung einnimmt.

Seit Friedrich Schlegel dem Sänger der Lusiaden die Palme vor Ariost und vor Tasso zuerkannte, wird Camoens in Deutschland als einer der größten Epiker der neueren Zeit gewürdigt. Fünf vollständige Uebertragungen seines Heldenliedes, unter denen die Arbeit des wackeren Donner noch immer den ersten Platz behauptet, haben ihn in dieser Eigenschaft auch weiteren Kreisen vertraut und ehrwürdig gemacht. Wiederholt ist dem patriotischen Dichter Portugals die Ehre widerfahren, über den Mantuaner, der vom

*) Luis' de Camoens sämmtliche Gedichte. Zum ersten Male deutsch von Wilhelm Storck. Bd. I. II. Paderborn, Ferdinand Schöningh. 1880.

frommen Aeneas sang, weit erhoben und als der würdigste Nachfolger Homer's in der gesammten Schaar der Kunstpoeten gefeiert zu werden. Unter den Vielen, denen diese wohlfeilen Vergleiche und Analogien geläufig sind, giebt es jedoch nur Wenige, die von Camoens' Bedeutung als Lyriker eine Ahnung haben. Es ist dies nicht etwa die Schuld unserer Literarhistoriker, die es ja zu keiner Zeit unterließen, gerade das weniger Bekannte ihrem Publikum aufs wärmste zu empfehlen. Der Grund beruht vielmehr in den größeren Schwierigkeiten, die sich dem vollen Verständnisse der lyrischen Producte dieses Dichters in den Weg stellen und — was damit einigermaßen zusammenhängt — in dem Mangel an ausreichenden Uebersetzungen.

Zwar hat es seit etwa einem Jahrhundert nicht an Versuchen gefehlt, einzelne Elegien, Oden, Canzonen, Sonette, Lieder des Camoens in deutschen Versen nachzubilden. Einige dieser Versuche knüpfen sich sogar an Namen wie A. W. von Schlegel, A. von Platen, E. Geibel. Allein es wäre zu viel verlangt, wollte man von der Lesewelt fordern, daß sie aus wenigen zerstreuten Fragmenten sich das Bild eines großen Ganzen zusammensetze. Höchst anerkennenswerth war freilich die Leistung des Louis von Arentsschildt, dessen Uebersetzung von Camoens' Sonetten 1852 erschien. Hinsichtlich der Behandlung von Sprache, Vers und Reim läßt diese Arbeit wenig zu wünschen übrig. Gar zu sehr dagegen vermißt man an ihr die Treue gegen das Original, so daß der Leser auch von der einzigen hier berücksichtigten Seite des Lyrikers keinen reinen und entsprechenden Eindruck erhält. Gleichsam als Vorboten seines großen Unternehmens gab dann Storck 1869 in Gemeinschaft mit Christoph Schlüter die „Idyllen" (Eclogas), 1874 allein die „Canzonen" des portugiesischen Dichters heraus. Seitdem hat er mit einem Muthe und einer Energie, denen — sollte man meinen — gerade unsere Zeit den Lohn nicht vorenthalten wird, sich an die Bearbeitung des Ganzen gewagt. Von der auf vier Bände berechneten Publication, die, mit Ausschluß der Lusiaden und der Dramen, sämmtliche Gedichte des Camoens umfassen soll, liegen die beiden ersten Bände bereits seit einigen Monaten vor, während die beiden anderen sich in den Händen des Verlegers befinden. Versuchen wir einige Andeutungen über das, was dem deutschen Leser in diesem Werke geboten wird.

In höherem Maße, als frühere Geschlechter, suchen wir in den Werken eines Dichters das Bild ihres Urhebers zu erkennen. Es liegt uns weniger daran, Shakespeare's Hamlet als ein in sich harmonisch vollendetes Kunstwerk zu würdigen. Vor allem reizt es uns, die Entstehungsgeschichte dieses Dramas zu erforschen, um daraus Rückschlüsse auf die innere Entwickelung des Dichters zu machen. In der Lyrik ist die Beziehung des Kunstwerkes auf den Bildner von vorn herein gegeben. Hier empfinden wir aber das Bedürfniß,

sie aus dem Allgemeinen möglichst ins Concrete zu deuten und wiederum individuellen Zügen einen allgemeinen Hintergrund zu geben, die einzelnen Punkte nach Entstehungszeit und Stimmung zu ordnen, um so schließlich zu einem Gesammtbilde des Menschen wie des Künstlers zu gelangen.

Luis de Camoens kann nur dabei gewinnen, wenn man ihm in dieser Weise näher zu kommen sucht; und wer den Versuch mit einigem Ernst und ein wenig Hingebung macht, was, Dank der Leistung Storck's, jetzt in jedes Deutschen Macht steht, wird sich am Ende nicht unbelohnt finden.

Der portugiesische Dichter war, was sein Zeitgenosse, Sir Philip Sidney, eine „pyrokleïsche Natur" zu nennen pflegte: eine von jenen Feuerseelen, deren das sechzehnte Jahrhundert mehrere hervorgebracht hat. Es sind Männer, übersprudelnd von Leben, strotzend von Kraft und Gesundheit, gewohnt ihren Impulsen zu folgen, ohne die Folgen ihres Handelns lange zu erwägen, thatendurstig und abenteuerliebend, großmüthig und tapfer, in der Stunde der Gefahr, der sie mannhaft begegnen, zum vollen Gefühle ihres Daseins erwachend. Was sie thun und empfinden, ist aus einem Guß: Wissenschaft, Kunst, Poesie — Alles betreiben sie mit Leidenschaft. An dem, was sie einmal ergriffen haben, pflegen sie hartnäckig festzuhalten. Und so geschieht es wohl auch, daß diese Helden Monate, Jahre lang wie verliebte Schäfer seufzen ob der Schönen, die ihre Huldigung verschmäht oder deren Nähe sie entrückt sind.

Des Dichters Abenteuer zu Lande und zur See, sein Kriegsdienst in Afrika, seine Fahrt über den weiten Ocean, seine Erlebnisse in Ostindien haben eine innere Verwandtschaft mit jenem pyrokleïschen Zuge seines Wesens. Sein Leben glich einem Romane, nur darin von der Schablone abweichend, daß der Held niemals fand, was er erhoffte: Gelegenheit zu welterschütternden Thaten, Ruhm und Glück. Die Schicksalswendung, welche den Prinzen Pyrokles unmittelbar vor dem Schluß der „Arcadia" dem Tode entreißt, um ihn dem Gipfel seiner Wünsche entgegenzuführen, ließ bei Camoens immer auf sich warten. Ja, mit ihm verglichen, erscheint das Loos, das dem Schöpfer und dem Urbilde des Pyrokles fiel, beneidenswerth, — jenem Sidney selbst, dessen an Ehren und Hoffnungen so reiches Leben zu früh durch einen heldenmüthigen Tod gekrönt wurde. Dem portugiesischen Dichter war beschieden, was solchen Naturen am schwersten zu tragen fällt: ein langsames Dahinwelken unter dem Einflusse von Verkennung, Verleumdung, Verbannung, verzehrender Sehnsucht, Mißachtung, Armuth, Knechtschaft.

Es ist ein unendlich rührendes Schauspiel — dieses glücksbedürftige und zum Glücke wie geschaffene Menschenkind, dem das Geschick die stets sich erneuernde Qual des Tantalus bereitete.

Felsgestein zerspringt zu Stück,
Ew'ger Ruhm wird Frucht des Strebens,
Weichst vor Weh'n du nicht zurück;
Aber jagst du nach dem Glück
Ohne Glück — das ist vergebens.

Freilich hatte im Gegensatze zur Fortuna die Natur ihm ihre schönsten Gaben verliehen. Nur Eines hatte sie ihm versagt, dasjenige was gewöhnlichen Sterblichen das Mißgeschick erträglich macht: die Kunst zu vergessen, die Fähigkeit, für die in unnahbare Ferne gerückten Ideale die gemeinen Güter des Augenblickes einzutauschen. Daher begleitet ihn das Bild der ihm unerreichbar gewordenen Geliebten, der schönen Katharina de Utaide, auf seinen Wanderungen durch ferne Zonen, mitten durch die Wechselfälle des bewegtesten Lebens. Seine Liebe läutert und vertieft sich in Folge der Entfernung. In der Nähe des Kaps der guten Hoffnung wurde das kleine Geschwader, mit dem Camoens nach Ostindien segelte, von einem furchtbaren Seesturme überfallen, den die prächtige dritte Elegie uns aufs Lebendigste vergegenwärtigt. Da nun — mitten im gräßlichsten Aufruhr und Kampfe der Elemente, während die Schiffsmannschaft in Verzweiflung zum Himmel schreit — weilt des Dichters Geist bei der Geliebten.

Da wies sich Amor recht in seiner Macht,
Der nimmer floh, wenn Angst und Noth mich plagte,
Nein! treuer harrt, ist Müh' mir zugedacht;
So daß, den Tod vor Augen, dort ich sagte:
„Herrin! gedächtet noch dereinst Ihr mein,
Vergäß' ich Alles, drob ich schier verzagte."

Fünf Jahre später trat der Tod noch dichter an Camoens heran. Das Schiff, das ihn von Macao nach Goa zurückbringen sollte, scheiterte am Ausflusse des Mekong in Cambodscha. Seine Gefährten und auch seine mühsam erworbene Habe wurden eine Beute der Wellen. Freilich gelang es dem Dichter, das Leben und das große Werk seines Lebens vor dem Untergange zu retten; aber arm und vereinsamt, wie noch wie, fand er sich am fremden Ufer, tiefer als je unter der Hand des Schicksals gebeugt. Er ist des Kampfes müde, er entsagt Sang und Spiel der Jugend; seine Liebe bietet aber auch jetzt noch jedem Verhängnisse Trotz:

Nein, ob Müh'n mir droh'n und Weh'n,
Ob mich Gluth und Frost verderbe,
Ob ich Glück und Lust erwerbe:
Stets vor Augen wird mir steh'n
Sie, um die ich freudig sterbe.

Als Camoens diese Verse schrieb, weilte Katharina schon seit geraumer Zeit nicht mehr unter den Lebenden. Die Kunde von ihrem Tode erreichte

den Armen erst bei seiner Ankunft in Goa, bald nach jenem Ereignisse, das ihn zum Bettler machte.

Ein würdiges Denkmal hat er der Geliebten in der fünfzehnten Ecloge gesetzt, die zugleich seine eigene grenzenlose Trauer verewigt. Von ungleich größerer Wirkung aber als jenes mit liebevollem Fleiße ausgestaltete Kunstwerk ist das 173. Sonett, das den Verlust des Dichters in einem erschütternden Schmerzensschrei verkündet. Auch hier findet sich die idyllische Einkleidung. Dem fröhlich singenden Hirten Liso — das ist: dem Dichter — weissagt der alte Silvio künftiges Unheil: zwei Wölfe werden ihn an einem Tage zu Grunde richten und seinem frohen Gesange ein Ende bereiten . . . .

So kam's: Der eine brach in meine Weide
Und all' den Kühen riß er ab die Kehle,
Von meiner Habe blieb mir nicht ein Stück;
Der and're würgte mir zu größ'rem Leide
Das holde Lamm, mein heißgeliebtes Glück,
Den ew'gen Sehnsuchtstraum der müden Seele.

Noch blieb ihm sein Vaterland — das mit Inbrunst angebetete, an dessen junger Größe er sich geweidet hatte, in dessen Dienst er die Waffen getragen, zu dessen Ehren er jenes mächtige Heldenlied gesungen, welches den Glanz des portugiesischen Namens, hinfort unzertrennlich von dem Ruhme des portugiesischen Sängers, der Nachwelt überliefern sollte. Wie eine lieblose Mutter hatte sich die Heimath dem edelsten und treuesten ihrer Söhne erwiesen. Ingrata patria, non possidebis ossa mea, waren die Abschiedsworte des Dichters gewesen, als er am Bord des ihn ins Weltmeer tragenden Schiffes die vaterländische Küste seinen Blicken entschwinden sah. Doch mochte er der Undankbaren zürnen, er fuhr fort ihr mit heißer Liebe anzuhängen, ihr mit Schwert und Feder zu dienen, an ihren Geschicken mit sorgendem Herzen Theil zu nehmen. Jede große That, die ihr zum Ruhme gedieh, erfüllte ihn mit Jubel. Die Thorheiten und Verbrechen seiner Landsleute in der Fremde empfand er um des Vaterlandes willen wie eine persönliche Schmach. Diese Fremde selbst erschien ihm wie ein Babel, von dem er sehnsüchtig den Blick nach dem heimathlichen Sion hinüberlenkte. Und inmitten der Arbeiten, Mühsale, Entbehrungen und Leiden jenes babylonischen Exiles fand er Zeit und ausdauernde Begeisterung, um sein großes Werk zum Preise Lusitaniens zu vollenden.

Endlich vermochte er dem Zuge seines Herzens, das der Heimath zustrebte, nicht länger zu widerstehen. Er entschloß sich, nach Portugal zurückzukehren und gelangte nach neuen Enttäuschungen, nach unerhört schmachvollen Schicksalen, wirklich ans Ziel. Was er in der Heimath suchte und dort zu finden hoffte, war Ruhe, um schmerzvollen, liebgewonnenen Erinnerungen

ungestört nachhängen zu können, war billige Anerkennung seiner großen Dichterleistung, die ihm ein bescheidenes, sicheres Dasein bereiten sollte. Auch diese Hoffnungen gingen nicht in Erfüllung. Zwar traten die Lusiaden ans Licht, aber immer dichter wurde das Dunkel auf dem Lebenswege des Sängers. In Armuth und Elend, freuden- und hoffnungslos, fühlte Camoens schließlich den Schwung seines Geistes erlahmen. Und als wäre das Maß seiner Leiden noch nicht voll gewesen, so sollte er nun in seinen letzten Jahren noch Zeuge sein des Verhängnisses, welches der Größe Portugals ein jähes Ende, seiner Selbständigkeit ein frühes Grab bereitete. Auf seinem Todtenbette schrieb der Dichter an Don Francisco de Almeida: „Und so werde ich das Leben beschließen, und Alle werden erkennen, wie ich meinem Vaterlande so anhing, daß ich mich nicht begnügte in ihm zu sterben, sondern zu sterben mit ihm" . . .

Tief tragisch ist die Grundstimmung in Camoens' Lebensgeschichte, und tragisch ist auch der Gesammteindruck, den seine Lyrik uns hinterläßt. Aber es ist eine Tragödie von der Fülle, der Mannichfaltigkeit und in dem großen Stile des englischen Dramas. Drei Welttheile und das sie verbindende Meer bilden den Schauplatz. In äußerst bestimmten Umrissen wird uns manchmal die Scenerie vor die Augen gestellt. Allein mehr als die Bühne interessiren uns die wechselnden Geschicke, die sich auf ihr abspielen, und vor Allem zieht unsern Blick die Gestalt des Sängerhelden auf sich, von dessen Stirne das Siegel geistigen Königthumes weithin leuchtet.

Camoens ist ein Lyriker von Gottes Gnaden, Poesie ist ihm Lebensluft, und so wird ihm der ganze Reichthum seines innern Lebens zum Gesang. Von früher Jugend auf durch anhaltende Uebung in alle Geheimnisse und Handgriffe seiner Kunst eingeweiht, gelangt er zu solcher Meisterschaft, daß die schwierigsten Formen sich wie von selbst zum Ausdrucke seines Gedankens gestalten. Jeder Ton gelingt ihm gleich gut, und es liegt nur an der düstern Färbung, die das Geschick seiner Stimmung mittheilte, wenn aus der Mehrzahl seiner Gedichte Töne hervorklingen, die einer beschränkten Seele angehören. Die übrigen aber legen für die Universalität seines Talentes auch nach dieser Richtung hin ein glänzendes Zeugniß ab. Wenn er Heldengröße, Patriotismus, Adel der Gesinnung in würdigster Weise feiert, so erkennen wir den Sänger der Lusiaden wieder. Aber wie versteht er es andererseits, das Schlechte, Gemeine, Lächerliche mit scharfer Satire zu geißeln. Welch ein Witz und zugleich welche Anmuth steht ihm da zu Gebote, wo er harmlos spielt und tändelt. Und mit welch' liebenswürdigem Humor weiß er über eigenes Unglück zu scherzen. Der Kriegsdienst in Afrika hatte ihm Nichts eingetragen als — den Verlust eines Auges. Ein weniger männlicher Dichter würde nicht verfehlt haben, immer und immer wieder auf dieses Mißgeschick

zurückzukommen, wenn auch nur um sich glücklich zu preisen wegen der im Kampfe für das Vaterland erlittenen Verstümmelung. Camoens begnügt sich damit, den Spott einer Dame, die ihn „augenloses Gesicht" (cara sem olhos) genannt hatte, mit einer Galanterie zu erwidern:

> Augen hin und Augen her!
> Wollt Ihr doch, daß Nichts sie taugen:
> Nah' Euch — sind sie mehr als Augen,
> Fern Euch — sind sie keine mehr.

Zu diesem männlichen Charakter stimmt die kernhafte Lebensweisheit wohl, die in so manchen kleineren Gedichten gedrängten, spruchartigen Ausdruck findet. Einige erinnern lebhaft an Aehnliches bei Walther von der Vogelweide, und an Walther gemahnt auch die ernste Weltanschauung, wie sie z. B. im 196. Sonett hervortritt, dessen Abgesang wir hierher setzen:

> Wohl geht die Zeit, wie sonst, gerad' und eben,
> Doch nicht die Welt; die macht so wank'le Schritte,
> Daß Gott man drinnen nicht zu seh'n vermeint;
> Zufälle, Meinungen, Natur und Sitte
> Bewirken, daß dem Menschen jetzt das Leben
> Scheint weiter nichts zu sein, als was es scheint.

Wie der größte unserer Minnesinger, so ist auch der portugiesische Dichter von tief religiöser Gesinnung, wenngleich — dem Geiste seines Zeitalters entsprechend — weniger kindlich fromm als jener. Am schönsten hat Camoens diese Seite seines Wesens vielleicht in dem Liede „Babel und Sion" offenbart, das die Reihe der Redondilhas eröffnet. Es ist ein Gelegenheitsgedicht im besten Sinne, welches das Ueberirdische auf die menschlichste Weise zu dem Irdischen in Beziehung setzt, großartig concipirt, einfach und wirkungsvoll gegliedert, biblisch im Ausdrucke, national-volksthümlich in Versform und Reimfall.

Die helle Freudigkeit, die uns in Walther's Wesen so anzieht, wird bei Camoens nicht suchen, wer weiß, wie intensiv seine Leidenschaften, wie herb sein Geschick war. Aber welch ein jugendlicher Schwung, welch ein kühner Muth spricht sich in einigen Gedichten aus, die den früheren Tagen angehören, der Zeit, wo der Dichter noch nicht ausgelernt hatte in der Schule der Enttäuschung. Symbolische Bedeutung hat für jene Periode das 130. Sonett mit dem siegesfreudigen Anfang:

> Aufwärts mit Macht, mein Wunsch! vom Glück getragen,

und mit dem prächtigen Schluß:

> Nur frisch gewagt, mein Herz, und kein Erbangen!
> Ruhmvolles kommt nur Muthigen entgegen;

Ob du's verdienst, das laß dich nicht befangen;
Vor allem gilt's, die Schwingen rasch zu regen;
Kühn war es, so Gewalt'ges zu verlangen,
Um jetzt es zu erreichen, sei verwegen.

Die Grundstimmung der Camoens'schen Lyrik freilich ist, wie schon angedeutet wurde, eine ganz andere: Sehnsucht, banges Schmachten, Trauer über enttäuschte Hoffnung, schmerzliches Entsagen.

Ach, ich weiß, das bleibt besteh'n
Wandellos mit gutem Grunde,
Daß ich froh bin keine Stunde,
Seit ich diese Welt geseh'n,
Weil so eng verbunden geh'n
Meine Qual und ach! mein Herz,
Daß ich selbst mir schaffe Schmerz.

Zuweilen schlägt diese Stimmung in Erbitterung um, wie in jenem gewaltigen, aber das Gemüth erdrückenden Sonett (334), wo der unglückliche Dichter den Tag seiner Geburt verflucht:

Er kehre nimmermehr, und sollt' er kehren,
Dann wünsch' ich, daß Erschreckendes geschehe.

Das Erschreckende, Entsetzliche wird nun ausgemalt. Die Farben sind der evangelischen Schilderung des Weltgerichtes entnommen, und wie vor dem Weltgerichte sollen die Menschen erzittern:

Entsetzt und zweifelnd, was der Graus bedeute,
Mög' Aller Herz voll Bangen und Erbeben
Vermeinen, daß sich nahe das Gericht; —
Beruhigt Euch, ihr grau'nerfüllten Leute;
Es ist der Tag, der einst ein Menschenleben,
Elend und arm, wie kein's, gebracht an's Licht.

Derartige stürmische Ausbrüche, auf die eine Todesstille folgt, gehören jedoch zu den Ausnahmen. In der Regel löst sich das Weh in Wehmuth auf; ja, der Schmerz wird gehegt, wie ein treuer Freund, der einzige, der den Dichter nicht verläßt. Der Freude versagt Camoens den Eingang in seine Seele, weil sie sich nur nahe, um wieder zu fliehen, weil sie ihn noch stets betrogen habe, was die Trauer niemals gethan. So sagt er sich schließlich von Allem los, was in Kunst und Natur das Leben erheitern und erhellen kann:

Lebt wohl, ihr allgesammt, ich miß' euch gerne,
Nur nicht die tödtlichen geliebten Schmerzen.

Wenn auf irgend einen Dichter, so findet auf Camoens das Wort Anwendung: „Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt, Gab (ihm)

ein Gott, zu sagen, wie (er) leide(t)." Hierauf aber beruht das versöhnende Moment in dieser herben Tragödie. Nicht blos Camoens' Liebe erreichte ihre ideale Höhe erst in der Abwesenheit von der Geliebten; auch seine Kunst, der gesteigerte Ausdruck seines innern Lebens, gewann an Fülle, Hoheit und Lauterkeit in demselben Maße wie das Leben um ihn öder und finsterer wurde. Gab es hier eine Grenze, so lag sie nicht weit ab von dem Ziele seiner Kämpfe, hart an der Schwelle der Unsterblichkeit. Diesem Märtyrer der Ideale hat wenigstens die Nachwelt gegeben, was ihm das Leben versagte.

Es wird Zeit, daß wir auf die Uebersetzung, die wir dem Leser bis jetzt nur durch einzelne Citate näher gebracht haben, etwas genauer eingehen.

Zur Lösung der großen, höchst schwierigen Aufgabe, die er sich gesetzt, war Storck so vollständig, wie Wenige, ausgerüstet. Er vereinigt in sich vier Eigenschaften, deren keine hier entbehrlich war, die sich jedoch selten in solchem Grade zusammenfinden: eine gründliche und ungewöhnlich vielseitige philologische Bildung, eine hervorragende Gabe der Anempfindung und Aneignung, eine erstaunliche Formgewandtheit, endlich die opferwilligste Liebe und Begeisterung für seinen Dichter, dem er nun seit etwa zwanzig Jahren ein eindringliches Studium widmet. So ist es ihm gelungen, eine Nachbildung zu liefern, die vom feinsten Verständnisse des Originales zeugt und dasselbe in poetisch angehauchter und fein nüancirter Sprache, stets aber in klarem, gutem Deutsch, in trefflich gebauten Versen und wohlklingenden Reimen möglichst getreu wiedergiebt.

Diese Treue erstreckt sich in gleicher Weise auf die Form wie auf den Inhalt. Die Fälle, wo der Sinn des Originales nicht genau getroffen ist, lassen sich leichter zählen als auffinden, und sehr selten wird man auch nur auf Stellen stoßen, wo die von dem Uebersetzer gewählten Ausdrucksmittel sich weiter als zulässig, ja als unvermeidlich, von denen des Dichters entfernen. In metrischer Beziehung gestattet Storck sich nur solche Abweichungen vom Urtexte, wodurch kleinere Mängel desselben verdeckt werden. So finden sich bei Camoens, der außerordentlich rasch producirte und sich oft die Zeit nicht gönnte, die Feile anzulegen, nicht ganz wenige unreine Reime. Derartiges glaubte Storck nicht wiedergeben zu sollen. Mit vollstem Rechte; denn eine poetische Uebertragung ist keine Photographie: sie soll Anderes und Besseres leisten. So soll sie auch — es ist dies der zarteste Theil ihrer Aufgabe — den eigenthümlichen Ton, man könnte sagen den Duft, des Originales so viel wie möglich reproduciren. Dies ist Storck, zwar nicht überall in gleichem Maße, doch im Ganzen über Erwarten gut gelungen.

Besondere Anerkennung verdient in letzterer Hinsicht der erste Band der Uebersetzung, „das Buch der Lieder und Briefe". Bei diesen leicht dahinfließenden Trochäen, die sich zu so gefälligen, zierlichen Strophen verbinden,

werden nur wenige Leser den ausdauernden Fleiß ahnen, den auch ein Mann von der Sprachvirtuosität Storck's aufwenden mußte, um hier dem Originale nachzukommen. Wie viel Klippen waren hier zu vermeiden, welche Schwierigkeiten in blos formeller Hinsicht zu überwinden — auch wenn wir von einzelnen halsbrechenden Kunststücken in Sprach- und Versbildung absehen, die Storck seinem Dichter mit der größten Sicherheit nachmacht. Was aber am meisten Bewunderung verdient, ist die Art, wie der Uebersetzer in diesen Gedichten, welche nach Inhalt und Stimmung eine größere Mannichfaltigkeit aufzuweisen haben als irgend eine andere Gattung der Camoens'schen Lyrik, fast immer den richtigen Ton getroffen hat; wie er Spruch- und Liedcharakter und an jedem dieser Typen die feinsten Nüancen durch schwer zu analysirende, aber äußerst wirkungsvolle Mittel unterscheidet.

Anders geartete, jedoch nicht geringere Vorzüge hat die Uebertragung der Sonette — 356 an der Zahl —, welche der zweite Band bringt. Der Prägnanz des Ausdruckes, wodurch Camoens sich als Sonettendichter auszeichnet, der Kunst, mit der er die strenge Gliederung zur Erreichung mannichfacher Effecte verwerthet, strebt Storck erfolgreich nach, unbehindert durch den unerbittlichen Reimzwang und die Enge des künstlich eingetheilten Raumes, in dem der Deutsche sich selten „bequem zu betten" weiß.

Nach der poetischen haben wir auch der gelehrten Seite an der vorliegenden Leistung — wenigstens mit einem Worte — zu gedenken. Die eingehenden Studien, die vielseitigen Kenntnisse und der philologische Scharfsinn, welche sich hinter die leichte Anmuth der Uebertragung verstecken, treten in den „Anmerkungen" ans Licht. Ohne ein bescheidenes Maß zu überschreiten, enthalten diese eine Fülle gründlichster Belehrung und bieten auch dem Gelehrten manches neue, werthvolle Ergebniß besonnener Kritik und glücklicher Combination. Es ist hier nicht der Ort dazu, auf die zahlreichen Probleme, die von Storck theils gefördert oder gar gelöst, theils wenigstens von neuem angeregt werden, des Näheren einzugehen, — mögen dieselben nun den Gedankenzusammenhang, Ort und Zeit der Entstehung, den historischen Anlaß oder endlich die Autorschaft einzelner Dichtungen betreffen. Dagegen kann ich an dieser Stelle eine Bemerkung allgemeinerer Art nicht unterdrücken über die praktische Anwendung, die Storck von der gewonnenen Einsicht hätte machen sollen, jedoch nicht gemacht hat.

Entschieden mißbilligen muß ich es, wenn Storck uns unter den Gedichten des Camoens auch solche Producte vorführt, von denen wir in den Anmerkungen erfahren, daß portugiesische Herausgeber sie ohne ausreichende, manchmal ohne alle Gewähr ihrem großen Dichter beigelegt haben, ja von denen wir — und Storck besser als die Meisten von uns — zum Theil mit Bestimmtheit wissen, daß sie Diego Bernardes, Sá de Mirande, dem In-

fanten Don Luis oder Anderen zugeschrieben werden müssen. Indem der Uebersetzer in solchen Fällen einfach der traditionellen Gewohnheit der Originaleditoren folgte, hat er sich wohl von einem zu weit gehenden Streben nach Vollständigkeit leiten lassen. Warum hat er sich nicht lieber des Freidank'schen Spruches erinnert, den er doch den Anmerkungen zu den Sonetten als Motto vorsetzt: Genuoc ist bezzer dan ze vil, dâ mans ze rehte merken wil.

Auch nach Ausscheidung dieser Gedichte, die man ja in einem Anhange mittheilen könnte, bliebe noch ein Wunsch zu erfüllen — freilich ein Wunsch, der nicht ganz so leicht zu verwirklichen ist und den in eine Forderung zu verwandeln höchst unbillig wäre. Ich denke an eine zweckmäßigere Ordnung der Camoens'schen Dichtungen. Die hergebrachte Weise, der sich Storck im Wesentlichen anschließt, will mir ganz und gar nicht gefallen. In bunter Reihe stehen Erzeugnisse der verschiedensten Epochen und Stimmungen dicht neben einander, das Zusammengehörige auseinanderreißend; nur ab und zu glaubt man der Gruppirung kleinerer Partien ein gewisses System anzuspüren. Im Interesse der Leser, des Dichters und des Uebersetzers hätte ich dies anders gewünscht. Warum hat Storck nicht den Versuch gemacht, innerhalb der einzelnen Formgattungen die Gedichte so viel wie möglich nach chronologischen Gesichtspunkten, im Uebrigen aber mit Rücksicht auf innere Verwandtschaft zu ordnen? Aus den Anmerkungen zu den Idyllen, den Canzonen, sowie zu den beiden vorliegenden Bänden geht hervor, daß unser Uebersetzer über sehr viele in Betracht kommende Punkte höchst bestimmte Anschauungen hat; und so dürfte es gerade ihm so gar schwer nicht geworden sein, uns Camoens' Gedichte in einer Reihenfolge zu bieten, welche deren organischem Zusammenhange weit besser entsprochen hätte als die von den portugiesischen Herausgebern beliebte. Ich zweifle nicht, daß Storck hieran selber gedacht hat; ich vermuthe aber, daß er daran verzweifelte, dem ihm vorliegenden Ideale gerecht zu werden, und so wird auch in diesem Falle das Bessere sich als Feind des Guten erwiesen haben.

Möge Storck bei einer etwaigen zweiten Auflage beide hier geäußerte Wünsche befriedigen.

Der Verleger aber, der das vortreffliche Werk in geschmackvoll würdiger Weise ausgestattet hat, möge sein Verständniß für dessen Werth auch dadurch documentiren, daß er die beiden noch rückständigen Bände — und damit die reifsten und gedankenreichsten Erzeugnisse der Camoens'schen Muse — der deutschen Lesewelt nicht länger als nöthig vorenthält.

Bernhard ten Brink.

Aus dem deutschen Reichstage.

III.

Wie überall in Europa, so ist auch innerhalb des deutschen Reichstages für einige Tage alles andere Interesse zurückgedrängt durch die grauenvolle Ermordung des russischen Kaisers und nächst dem Ausdrucke der einfach menschlichen Gefühle über die grausige That einer Verschwörung, die in den sogenannten besseren Klassen Rußlands ihren eigentlichen Herd zu haben scheint, sind es natürlich die Fragen und Zweifel über den Einfluß dieses Ereignisses auf die russische Politik und speciell die Rückwirkung auf Deutschland, die in den Reichstagskreisen vorzugsweise zur Erörterung kommen. Daß bei der Solidarität der monarchischen Interessen das gräßliche Gelingen dieses Fürstenmordes Anlaß zu neuen Repressivmaßregeln für Deutschland geben solle, wird zur Zeit meist bezweifelt. Trotz den, ohnedies in letzter Zeit schon mehr verblaßten Erzählungen von der deutschfeindlichen Gesinnung des neuen russischen Kaisers hört man überwiegend die Zuversicht aussprechen, daß auch eine entschieden national-russische Politik, die sich der neue Kaiser zur Aufgabe machen werde, nicht ohne weiteres kriegerische Verwickelungen zur Folge haben müsse und ein gutes Verhältniß zu Deutschland nicht so leicht aufs Spiel setzen könne. Freilich wird nicht geläugnet, daß die Lage verwickelt wird durch das Zusammentreffen dieses Thronwechsels in Rußland mit zwei anderen Thatsachen, nämlich einmal mit dem sichtbaren Drängen Gambetta's, der seine bisherige Rolle des hinter den Coulissen Regierens nicht wohl länger fortsetzen kann, die Regierung Frankreichs nun für seine eigne Person und mithin für den Revanchekrieg reif zu machen, und andrerseits mit dem Mißerfolge der europäischen Diplomatie im Oriente, wo weder die Türkei noch Griechenland zu einem Nachgeben haben bestimmt werden können, und wo nun der Krieg zwischen beiden Staaten unvermeidlich zu sein scheint, der höchst wahrscheinlich im Norden der Türkei dem der Königskrone zustrebenden Rumänien und Serbien und Bulgarien zu einer wohl im voraus stipulirten Mitwirkung für Griechenland Anlaß geben würde, für welchen Fall dann derjenigen Großmacht, die einen Anhalt zu weiterer Verwickelung etwa wünschen möchte, ein solcher ungesucht dargeboten wäre. Wie gesagt, überwiegen jedoch im Augenblick die Meinungen, daß der russische Thronwechsel an sich noch nicht nothwendig Argwohn und Befürchtung in Deutschland hervorrufen müsse, wenngleich der Ernst der Lage nicht verkannt werden kann und uns doppelt mahnt, daß das junge deutsche Reich seine Kraft noch vollständig concentriren muß zur Sicherung nach außen und sich nicht zersplittern und schwächen darf durch unfruchtbare

Kämpfe im Innern, die schadenfroh geschürt werden von den dem nationalen Gedanken widerstrebenden Elementen, die ihre Parole aus dem Auslande erhalten.

Für die Berliner Bevölkerung war der im Vordergrunde stehende Gesichtspunkt bei der erschütternden Nachricht die Rücksicht auf unsern ehrwürdigen Kaiser und der Gedanke, welchen Eindruck auf ihn die Ermordung des ihm so eng befreundeten russischen Kaisers machen würde. Das rührend innige Verhältniß zwischen dem Kaiser und der Bevölkerung Berlins, das sich neulich bei den Hochzeitsfeierlichkeiten in so schöner Weise kund gab, trat auch in Beziehung auf das Petersburger Ereigniß sichtbar hervor. Ueberall stand im Vordergrund die Frage: was wird unser Kaiser sagen und fühlen! Auch die Theilnahmeerklärung des Reichstages knüpfte an diese Betrachtung der Sache an.

In allen großen europäischen Parlamenten ist die Theilnahme an dem furchtbaren Ereigniß in irgend einer Weise hervorgetreten, interessant aber ist die Verschiedenheit, in der es geschah: in Berlin und London in einfach würdiger Form, in Paris nicht ohne einigen Widerspruch von Seiten der stillen Freunde der Königsmörder und andrerseits nicht ohne die sichtbare Tendenz, durch Artigkeit gegen den neuen russischen Kaiser sich eine vortheilhafte Allianz zu sichern, in Rom ebenfalls nicht ohne einen Zuruf, der durchaus keinen Abscheu vor dem Attentat aussprach, und in Wien — weigert sich der polnische Präsident Smolka irgend ein sympathisches Wort zu sprechen! Ist wirklich polnisches Nationalgefühl heute schon so maßgebend für das Kaiserthum Oesterreich?

Doch zurück zu unseren Reichstagsverhandlungen. Unmittelbar nach Abgang des letzten Berichtes nahm der Reichskanzler von dem kleinen Gesetzentwurfe, der ein paar Reichsbeamte bezüglich ihrer städtischen Miethssteuer günstiger stellen soll, Anlaß zu einer großen Rede, die neben den schwersten Beschuldigungen gegen die städtische Verwaltung Berlins, deren Mitglieder, ebenso wie in einer früheren Rede der deutsche Richterstand, der unerlaubten Uebertragung politischer Parteistellung in ihre amtliche Thätigkeit beschuldigt wurden, eine schroffe Verurtheilung der Miethssteuer als einer ungerechten und unzweckmäßigen Steuerform enthielt. Warum der preußische Ministerpräsident seine Klagen über die angeblich schlechte Stadtverwaltung in solcher Breite vor dem Reichstage laut werden ließ, wohin sie sicher nicht gehörten, und nicht innerhalb der preußischen Regierung erledigen ließ oder allenfalls vor dem preußischen Abgeordnetenhause aussprach, würde unerklärlich sein, wenn nicht der heftige Angriff auf die in der Berliner Stadtverwaltung stark vertretene Fortschrittspartei die Frage der Miethssteuer mehr als den Vorwand hätte erscheinen lassen, um vor den nächsten Wahlen gegen die

Fortschrittspartei einen Streich zu führen. Wer aber, wie der Schreiber dieser Zeilen, an der Ueberzeugung festhält, daß Fürst Bismarck für das deutsche Reich heute unentbehrlich ist und daher trotzdem, daß wir den Wegen seiner inneren Politik vielfach nicht folgen können, sondern entgegentreten müssen, von uns gehalten werden muß, der wird um so mehr beklagen, wenn der große Staatsmann dem Zuge seiner Individualität, alle Dinge leicht persönlich aufzufassen und namentlich jeden Dissens der Ansichten als speciell gegen seine Person gerichtet zu betrachten, allzusehr nachgiebt und an persönliche Interessen, wie das seines Steuerbetrags oder das einer Wahlniederlage seines Sohnes, eine Thätigkeit der Gesetzgebung anknüpft und durch große politische Reden diesen Angelegenheiten von mehr persönlichem Interesse eine viel größere Bedeutung beilegt, als den wichtigsten Verfassungsfragen des deutschen Reiches. An Schärfe ließ dieser Bismarck'sche Angriff auf die Fortschrittspartei nichts zu wünschen übrig, aber schwerlich wird er der Fortschrittspartei für die nächsten Wahlen Abbruch gethan haben. Im Gegentheil ist zu fürchten, daß mit mehreren seiner letzten Reden der Reichskanzler den muthmaßlichen Erfolg der nächsten Wahlen nur gefördert hat, die Mittelparteien zu schwächen und nur die extremen Parteien auf die Arena zu bringen. Der überraschende Erfolg, den bei der Reichstagswahl in Weimar jetzt die Fortschrittspartei gehabt hat, wäre vor sechs Wochen schwerlich möglich gewesen; mit jeder solchen Rede, wie sie in letzter Zeit einigemal gehört werden mußten, vermehrt der Reichskanzler nur die Zahl der Anhänger der äußersten Linken und der äußersten Rechten.

Der wichtigste Berathungsgegenstand der letzten Tage war der Gesetzentwurf wegen Einführung zweijähriger Budgetperioden und Aufhebung der Verfassungsbestimmung, daß der Reichstag jährlich berufen werden müsse. Während im vorigen Jahre alle Parteien des Hauses sich entschieden gegen diesen Versuch erklärten, die Bedeutung des Reichstages, als einer der unentbehrlichsten Stützen des deutschen Reichsgedankens, so wesentlich herabzudrücken, ward diesmal die vorjährige Anschauung nur von der linken Seite des Hauses aufrecht erhalten; die vereinigte Rechte erklärte sich theils für die ganze Vorlage, theils wenigstens für zweijährige Budgetperioden, wenn auch mit jährlicher Berufung des Reichstages. In einer trefflichen Rede entwickelte von Bennigsen die entschieden ablehnende Stellung der nationalliberalen Partei und seine Bemerkungen über die bedenkliche Stärkung der particularistischen Bestrebungen, die diese Brachlegung oder wenigstens Schwächung des Reichstages zur Folge haben müßte, fanden alsbald eine mittelbare Bestätigung in dem seltnen Eifer, womit ein bairisches und ein württembergisches Mitglied des Bundesrathes für den Entwurf eintraten. Der Abgeordnete Windthorst führte mit bewundernswerther Kunst einen Eiertanz auf, indem er in langer

Rede, die das gesteigerte Selbstbewußtsein der Deutschland jetzt beherrschenden Centrumspartei wieder deutlich zur Schau trug, das pro und contra so kunstvoll durcheinander warf, daß zuletzt Niemand wußte, ob er für oder wider gesprochen habe und seiner Partei die Freiheit gewahrt blieb, je nachdem sie im Culturkampfe günstige Aussichten zu haben glaubt, für oder wider sich zu entscheiden. Die Entscheidung darüber, ob die deutsche Verfassung diese sicher nicht zur Stärkung des Reichsgedankens dienende Aenderung erleiden soll, wird also wieder nicht auf Erwägungen deutschen, sondern römischen Interesses beruhen. Das Centrum hat hier wie in anderen Fällen die Entscheidung in der Hand, sowohl im Plenum wie in der Commission, an welche die Sache verwiesen wurde. Die zweijährige Budgetperiode hat wohl einige Aussicht für sich, weniger die zweijährige Berufung des Reichstages, da auch dem Centrum diese Schwächung des Reichstages zu Gunsten der vom Reichskanzler in seiner neulichen Programmrede befürworteten Dictatur für das römische Interesse nicht unbedenklich scheint. Bei solcher Combination aber würde dem Reichskanzler an dem ganzen Gesetze wahrscheinlich sehr wenig liegen, denn eine zweijährige Budgetperiode für das Reich hat nur Sinn, wenn sie gleichzeitig für Preußen eingeführt wird, für Preußen aber ist eine Zustimmung des Abgeordnetenhauses kaum zu erwarten. Sehr naiv erschien die Begründung der Vorlage vom Regierungstische aus durch den Minister von Böttcher, der treuherzig versicherte, daß lediglich sachlich-technische Gründe dem Vorschlage zu Grunde liegen, daß von einer hohen politischen Bedeutung der Sache gar keine Rede sei u. s. w. Gewiß ist anzunehmen, daß der ehrenwerthe Minister seine Meinung offen aussprach, und daß er die Frage nur als eine technische auffaßte ohne große politische Bedeutung. Aber eine staatsmännische Voraussicht bewies er freilich nicht, wenn er glauben konnte, daß eine solche Verfassungsänderung, eine solche Schwächung des Reichstages gegenüber einem allmächtigen Reichskanzler, der erst kürzlich die Nothwendigkeit seiner unumschränkten Freiheit der Bewegung betonte, nicht von der einschneidendsten politischen Bedeutung sein müsse.

Die traurige Ungewißheit in unsrer Währungsfrage, die seit der Sistirung unsrer Silberverkäufe so schwer auf uns lastet, führte zu einer Debatte, die zum Glück die Hoffnungen mancher Bimetallisten nicht bestätigte, als sei der Reichskanzler schon völlig entschlossen, unsre Gesetzgebung über Goldwährung wieder durch eine bimetallistische zu ersetzen. Die französisch-amerikanische Einladung zu dem Münzcongreß, der am 1. April in Paris beginnen soll, ist unsrerseits so höflich kühl angenommen worden, lediglich um dort Vorschläge zu hören, nicht um dort zu verhandeln, daß man nur billigen kann, daß die Einladung nicht zurückgewiesen, sondern mit dieser höflichen Einschränkung angenommen ward. Der Bismarck'schen Befürchtung,

daß der Goldvorrath und die Golderzeugung der Welt nicht ausreichen werde, eine allgemeine Goldwährung aufrecht zu erhalten, wird es erlaubt sein den doppelten Einwand gegenüber zu stellen, erstens, daß wir nicht für eine allgemeine Goldwährung der Welt, sondern nur für unsre eigne zu sorgen haben, und daß nach englischem Ausspruche ein Land, das die Goldwährung hat, sich wohl dreimal besinnen wird, sie wieder aufzuheben, und zweitens: wie soll denn das einzige Mittel gefunden werden zur Doppelwährung zu gelangen, nämlich durch internationalen Vertrag das Werthverhältniß zwischen Gold und Silber, sei es wie 1 zu $15^1/_2$ oder sei es ein andres Verhältniß, dauernd festzustellen? Wer verbürgt, daß solcher Vertrag gehalten wird? Welche Bedeutung hätte solcher Vertrag ohne Englands Beitritt? Und doch weiß Jeder, daß England eben nicht beitritt.

Nach der durch Schatzsecretär Scholz verlesenen Erklärung des abwesenden Reichskanzlers über die Sache kann man, wie Delbrück mit Recht sagte, dem Pariser Münzcongreß in der That sehr kühl und ruhig entgegensehen.

Die beiden wichtigsten wirthschaftlichen Vorlagen der Session, das Unfallversicherungsgesetz und das Innungsgesetz, sind jetzt eingegangen und werden nächste und übernächste Woche zur ersten Berathung gelangen, um dann beide wahrscheinlich an besondere Commissionen überwiesen zu werden, die bei der großen Schwierigkeit und Tragweite namentlich des ersteren Gesetzes bis Ostern ihrer Aufgabe nicht entsprechen können, so daß beide erst nach Ostern die Hauptaufgabe des Reichstages bilden werden. Das Unfallgesetz ist aus dem Bundesrathe mit unläugbaren Verbesserungen herausgekommen, insofern die Alleinherrschaft der projectirten Reichsversicherungsbank durch einen Zusatz wegen Zulassung gewisser genossenschaftlicher Versicherungen beschränkt worden ist. Ob aber das Princip der gnadenspendenden Staatshilfe, das dem Gesetze innewohnt, dadurch annehmbarer geworden ist, das ist eine Frage, die wenigstens der Schreiber dieser Zeilen bei Abwägung des pro und contra zur Zeit noch nicht bejahen kann, wenngleich ich zugeben muß, daß das Gesetz in seiner jetzigen Fassung bis jetzt, das heißt bei noch nicht vollständiger Prüfung der Einzelheiten, mehr Anhänger, auch auf liberaler Seite, findet, als erwartet werden mochte. Ueber Unfall- und Innungsgesetz später ein mehreres.

Die Etatsberathung schreitet so vorwärts, daß sie in der That vor Schluß des Etatsjahres (31. März) mit Sicherheit beendet sein kann. Bei einer zweijährigen Etatsperiode würde die Sache sicher um so viel größere Schwierigkeit darbieten, daß der doppelte Zeitaufwand zur Durchberathung schwerlich genügen würde. Sehr wesentliche Abminderungen der Bedürfnisse sind vom Reichstage nicht beschlossen worden, so daß die Erhöhung der

Matricularbeiträge um circa 24 Millionen keine namhafte Veränderung erleiden wird.

Einige bedeutsame Debatten knüpften sich an den Etat, ohne durch Beschlüsse einen bestimmten Abschluß zu erhalten.

Die Begründung einer wirthschaftlichen Abtheilung im Reichsamte des Innern, wofür zu Besoldung der neuen Räthe ein plus von 84 000 Mark gefordert war, ward von nationalliberaler Seite beanstandet, weil der angeführte Grund, daß die Vorbereitung einer ganzen Reihe bedeutender wirthschaftlicher Gesetze nicht mehr wie bisher durch preußische Ministerialbeamte erfolgen könne, sondern eigne Reichsbeamte erfordre, nur eine vorübergehende Aushilfe, nicht aber eine dauernde Neuorganisation motivire. Es ward deshalb ein Pauschquantum zu Honorirung der erforderlichen Arbeitskräfte offerirt und dabei namentlich darauf verwiesen, daß auch der preußische Landtag neue Beamtenbesoldungen habe verwilligen müssen, weil angeblich das Reich so viel Arbeitskraft der preußischen Beamten in Anspruch nehme, während nun hier das Reich die gleiche Beamtenvermehrung verlange, während doch nicht unbekannt sei, daß vorhandene Beamte im Reichsamte des Innern unbeschäftigt blieben und zwar deshalb unbeschäftigt blieben, weil sie in die neue Wirthschaftspolitik nicht recht hineinpaßten. Fahre man so fort, so werde ein anderweiter Wechsel in der Politik der Regierung nicht einen Wechsel der Beamten, sondern wieder die Begründung neuer Beamtenstellen zur Folge haben. Die Regierung ward aber von Conservativen und Centrum in der Aufrechthaltung ihrer Forderung unterstützt und erreichte dieselbe.

Ein unerwarteter Angriff erfolgte von conservativer Seite gegen den Chef der Admiralität von Stosch, den in seiner ebenso angefeindeten wie trefflich ausgefüllten Stellung uns zu erhalten die nationalen wie die liberalen Parteien alle Ursache haben. Von conservativer Seite war in der Budgetcommission durchgesetzt worden, eine Forderung von 2 400 000 Mark für die letzte nach Maßgabe des gesetzlich feststehenden Flottengründungsplanes zu erbauende Panzercorvette gänzlich zu streichen. Dieser von conservativer Seite durchgesetzte Commissionsbeschluß war um so auffallender, als durch diese Streichung die Regierung der Mittel beraubt worden wäre, den gesetzlich feststehenden Organisationsplan der Flotte auszuführen. Bei der Plenarberathung ließ denn auch ein Theil der Conservativen ihren Widerspruch wieder fallen, die Summe ward verwilligt. Auffallend war aber, daß ein conservativer Redner sich gegen die (übrigens von Niemand ausgesprochene) Unterstellung verwahrte, als folgten sie bei dem Antrage auf Streichung mehr fremder Eingebung als eigener Ueberzeugung. Qui s'excuse, s'accuse. Die fremde Eingebung ward dadurch Manchen um so glaublicher.

Die Zollpolitik mit ihren günstigen oder ungünstigen Einwirkungen gab

natürlich bei den Einnahmen aus den Zöllen erneuten Anlaß zum Austausche der entgegenstehenden Meinungen, ohne irgend ein greifbares Resultat. Eine stillschweigende Uebereinstimmung ergab sich nur darin, daß eine fortwährende Beunruhigung des Handels wegen Abänderung von Zollsätzen noch schlimmer sei, als ein mangelhaftes, aber doch wenigstens stabiles Tarifsystem, und daß deshalb Schutzzöllner und Freihändler das gleiche Interesse haben, an dem vor anderthalb Jahren nun einmal festgestellten Tarife vor der Hand wenigstens nicht zu rütteln. Um so mehr mußte man den schweren Nachtheil dieser fortgesetzten Beunruhigung beklagen bezüglich der nun halb zu Tode gehetzten Tabaksindustrie, der trotz der erst vor anderthalb Jahren beschlossenen neuen Steuerform der Reichskanzler neuerdings wieder angekündigt hat, daß sie noch mehr bluten müsse und zwar nach seiner neuesten Erklärung in der Form des Monopols. Im vorigen Jahre gab der Reichstag mit großer Mehrheit eine Erklärung gegen das Monopol ab, die den Reichskanzler nicht abhält, sein Beharren auf der entgegengesetzten Tendenz auszusprechen. Bei seiner Allmacht wirkt solche Erklärung auf die betheiligte Industrie wie eine sichere Ankündigung und es tritt damit allerdings das ein, was der Reichskanzler vor drei Jahren von sich ablehnte, daß die Tabaksindustrie allmählich „abgeschlachtet" werde, um bei Einführung des Monopols mit billiger Entschädigung sich begnügen zu müssen. Bei gegenwärtigem, seinem Ende entgegengehenden Reichstage ist natürlich an das Monopol nicht zu denken. Ob der künftige Reichstag diese wirthschaftliche Revolution über Deutschland bringen soll, das haben die Wähler in den nächsten Wahlen zu bestimmen. Nach gegenwärtiger Lage wird auch die Frage des Monopols durch das Centrum, also in Rom entschieden.

Auch die zur Vorbereitung des Monopols in Scene gesetzte Ausdehnung der Straßburger Tabaksmanufactur kam hierbei eingehend zur Sprache und hätte diese breite Behandlung wohl nicht verdient. Denn obwohl das Verfahren der Leiter dieser Staatsindustrie nicht eben lobens- und nachahmungswerth erscheint, so wird ihm doch formell nicht beizukommen sein. Materiell aber ist für die große deutsche Tabaksindustrie von diesem verhältnißmäßig unbedeutenden Straßburger Unternehmen eine ernste Schädigung für die Dauer nicht zu fürchten. Die Reichstagsdebatte aber hat für das Straßburger Fabrikat unfreiwillig starke Reclame gemacht.

Eine sehr lebhafte Färbung erhielt die Etatsberathung durch die dabei angeregte Verhandlung über den Zollanschluß von Hamburg und Bremen. Man wird annehmen dürfen, daß im allgemeinen in Deutschland die Meinung bei weitem überwiegt, welche diesen Zollanschluß als die ganz natürliche Consequenz der Einheitlichkeit des deutschen Zoll- und Wirthschaftsgebietes und als ein ganz zweifellos zu erstrebendes und zu erreichendes Ziel betrachtet,

bei dem nur die Bestimmung der Verfassung festzuhalten ist, daß Hamburg und Bremen nicht zum Anschluß gezwungen werden können, sondern volle Freiheit der Entschließung haben. Diese gewiß ganz überwiegende Meinung ward im vorigen Jahre gestört und verwirrt durch die ziemlich deutlich vortretenden Versuche mit der Plötzlichkeit und dem gewaltsamen Druck, den wir manchmal in unserm politischen Leben zu fühlen haben, über die freie Entschließung der Hansestädte sich hinwegzusetzen und den Zollanschluß nolens volens herbeizuführen. Dadurch sind nicht nur die Hansastädte selbst, sondern auch viele außerhalb derselben dem Zollanschlusse abgeneigt geworden, dessen Verwirklichung wir ohne diese Pressionsversuche heute wahrscheinlich viel näher stehen würden. Hoffentlich wird der allzu große Eifer, der in dieser Debatte entwickelt wurde, den Fortgang der schwebenden Verhandlungen nicht erschweren. Der Staatssecretär von Bötticher konnte mit Recht sagen, daß der verfassungsmäßige Antrag von Hamburg und Bremen auf Zollanschluß noch nicht gestellt sei, wir wissen aber schon seit Beginn des Reichstages, daß vertrauliche Berathungen darüber schweben. Es scheint sich übrigens herausgestellt zu haben, daß die beschlossene Einverleibung Altona's ohne Hamburg kaum ausführbar ist.

Die Nachsession des preußischen Landtages wird mehr und mehr wahrscheinlich, wenn auch ein fester Beschluß deshalb noch nicht gefaßt ist. Eine Nachsession des preußischen Landtages aber würde einen gewissen Druck auf Abkürzung des Reichstages ausüben. M.

Zur Kritik der neuesten dramatischen Poesie.

Immer und immer wieder wird die Klage laut, daß unter der Masse dichterischer Producte, die unsere Zeit erzeugt, so wenige sich finden, die den Stempel wahrer Kunst an der Stirne tragen, daß namentlich auf dramatischem Gebiete seit nahezu einem halben Jahrhundert wenig oder nichts Echtes und Dauerndes geschaffen worden sei. Gewiß ist Grund zu dieser Klage vorhanden: so hat z. B. das gesammte Deutschland in keinem späteren Jahrzehnt mehr auch nur so viel Dramen von hervorragender künstlerischer Vollendung erstehen sehen als das einzige Weimar in den fünf ersten Jahren unseres Säculums. Wie sehr man aber gerade hier geneigt ist, den laudatur temporis acti zu spielen, beweist ein bloßer Ueberblick über die auf den deutschen Bühnen gegenwärtig mehr oder minder heimischen Kinder der tragischen und komischen Muse: auch unter den jüngeren und allerjüngsten stellt sich uns da neben vielen mißgestalteten und unzeitigen Geburten zwar kaum

ein ganz vollkommenes, aber manches wohlgebaute und lebenskräftige, von Gesundheit und Stärke strotzende Gebilde dar. Eine kritische Betrachtung des Repertoires unserer modernen Bühnen, in der auf die besseren oder beliebteren Stücke vorzüglich Rücksicht genommen ist, erscheint darum in hohem Grade erwünscht, um so mehr, wenn sie, auf die richtigen Principien einer echten Aesthetik gegründet, Sinn und Verständniß für wahre Kunst bei dem Theaterpublikum zu heben versucht und selbst den Dichter nicht ohne schätzenswerthe Winke läßt. Dieses doppelte Lob wird der unbefangene Leser dem Versuch Eugen Sierke's, in „kritischen Streifzügen" das moderne Drama zu durchmustern *), gern spenden.

Eröffnet wird das Buch durch eine allgemeine Einleitung, welche die alten, wohlbegründeten Klagen über das geringe Interesse unserer Zeit am edleren Drama, über den Mangel an Kunstverständniß bei unserm Theaterpublikum und namentlich bei unserer landläufigen Theaterkritik nur etwas zu breit und zu sehr im Predigerton wiederholt und einige Winke zur Hebung unsers Bühnenwesens und unsers Kunstgeschmackes giebt. Daran schließen sich ausführliche Kritiken mehrerer der am meisten gespielten Stücke, die seit der von dem großen Schröder im Februar 1775 ausgeschriebenen Hamburgischen Preisconcurrenz bis auf die neueste Gegenwart gedichtet worden sind, Leisewitz' „Julius von Tarent" und Klinger's „Zwillinge", Schiller's „Maria Stuart", „Fiesco" und „Kabale und Liebe", die bedeutendsten Werke von Grillparzer, Brachvogel, Sardou, Scribe, Dumas (Sohn), Feuillet, Augier, Coppée, Ferrari, Griepenkerl, Lindau, Hugo Bürger, Björnson, Ibsen, Putlitz, Wilbrandt, Julius Wolff, Dóczy, Spielhagen, E. Henle, Klapp, Fitger. Eine stattliche Reihe Autoren von den verschiedensten Anlagen und Dichterindividualitäten, deren Werke bisweilen unter geradezu entgegengesetzten äußeren Verhältnissen entstanden. Stets müßte der Kritiker dieser Unterschiede eingedenk bleiben, wenn er jedem der genannten Dichter vollkommen gerecht werden wollte: seine Kritik müßte nicht blos ästhetisch, sondern zugleich historisch sein. Sierke's Recensionen lassen dieses Moment fast ganz vermissen, und darum sind einzelne derselben, so gleich die beiden ersten (vom „Julius von Tarent" und von den „Zwillingen") oder die Kritik von Grillparzer's „Ahnfrau" trotz des geringen absoluten Kunstwerthes der besprochenen Trauerspiele überaus ungerecht.

Aber auch die ästhetischen Grundsätze und Anschauungen des Verfassers dürften kaum ausnahmslos Beifall und Geltung erlangen. Von der Freiheit quidlibet audendi, welche schon die antiken Gesetzgeber im Reiche der Poesie

---

*) Kritische Streifzüge. Lose Studienblätter über das moderne Theater von Eugen Sierke, Dr. phil. Braunschweig, Friedrich Wreden. 1881.

den Dichtern einräumten, will Sierke nichts wissen; von dem Dramatiker wenigstens verlangt er viel zu sehr, daß er sich an eine aus gewissen Regeln der Aesthetik abstrahirte Schablone des Dramas halte. An die Stelle des inneren Kunstgesetzes, das dem wahren Künstler die volle Freiheit läßt, scheint er wieder die äußere, sclavisch bindende und einschnürende Regel setzen zu wollen. Die größten Dichter aller Zeiten haben sich dieser Regel niemals gefügt, ohne daß man ihnen deshalb „Fehler" vorrücken dürfte.*) Vor allem warnt Sierke, daß die dramatische Darstellung nie der Wahrscheinlichkeit zuwiderlaufe und zwar jener alltäglichen, nüchternen, verstandesmäßigen Wahrscheinlichkeit, nach der es allenfalls unbegreiflich sein würde, daß Odoardo Galotti nicht lieber daran denkt, mit seiner Tochter über die nahe Grenze des kleinen Fürstenthums zu flüchten, als ihr den Dolch in die Brust zu stoßen. Bis zu welcher absurden Höhe Sierke dieses Begehren treibt, beweist am besten seine Aufzählung der „Unwahrscheinlichkeiten" in Victorien Sardou's „Fernande". In einer der natürlichen Wirklichkeit entrückten, phantastischen Welt weiß er sich vollends nicht zurecht zu finden. Ich bin weit entfernt, die Schwächen des von Sierke vielfach mit vollem Recht getadelten Lustspieles „der Kuß" von Ludwig Dóczy vertheidigen zu wollen; aber daß der Dichter desselben sehr oft in einer andern, in einer utopischen Welt weilt, daraus vermag ich ihm nicht einen so schweren Vorwurf zu machen. Wie viele Gestalten des „Sommernachtstraums" und des „Sturmes" gehören nicht gleichfalls dieser utopischen Welt an, ohne deshalb minder dramatisch zu sein. Wäre nur Dóczy in seiner phantastischen Welt so heimisch gewesen wie Shakespeare in der seinigen!

Sierke dringt wiederholt darauf, daß der Dichter seinem Hörer oder Leser „nichts schuldig bleibe", daß er gewissenhaft in der Zutheilung von Schuld und Strafe verfahre, keinen Unschuldigen ins Verderben oder gar zum Untergange führe, keinen Schuldigen unbestraft lasse. Daß die leitenden Hauptpersonen im Drama diesen Ausgleich von Schuld und Sühne erfordern, um tragisch zu sein, wird Niemand leugnen; von allen bei- und untergeordneten Charakteren aber dasselbe verlangen, hieße zugleich die Regel aufstellen, daß sich, um Schiller's Worte zu gebrauchen, das Laster in jedem Stück erbreche und zwar gehörig, wenn sich auch nicht immer die Tugend darnach an den Tisch setzen sollte.

Am schlimmsten kommen bei einer derartigen, mehr von den Principien der Logik und Ethik als der Aesthetik ausgehenden Betrachtung der dramatischen Literatur unsers Jahrhunderts die bedeutendsten Dichter weg, speciell unter ihnen Franz Grillparzer. Sierke spricht viel von dem „steifen, kalten, rhe-

*) Vergleiche S. 337, wo viel von Shakespeare's „Fehlern" die Rede ist.

torischen Pathos" der antiken Tragödie, das uns von Grillparzer's „manierirter Diction" zurückschrecke, wie seine der antiken Kunstwelt entlehnten Gestalten in ihrer Gravität und ehernen Strenge unser Herz, unsere Sympathie unberührt ließen. Er verweist auf Goethe's „Iphigenie" voll schöner Menschlichkeit, die in einer ungesuchten, zum Herzen dringenden Sprache rede und warm und einfach empfinde, während die „rein antiken" Dichtungen Grillparzer's mit ihrem „Heroenpathos" und der „fremdartigen Stelzenhaftigkeit" ihrer Reden, der „stolzen Einseitigkeit" des Wesens ihrer Helden nie heimisch auf der deutschen Bühne werden könnten. Wie ungeschickt! Oder fehlt es der Medea Grillparzer's vielleicht an menschlichen Zügen, hat nicht gerade Grillparzer den dämonischen Charakter der antiken Medea uns menschlich so nahe zu bringen gesucht als nur irgend möglich, und tadelt nicht Sierke selber höchst inconsequent wenige Seiten später die aus unserm modernen Empfinden abgeleiteten, sentimentalen Züge im Charakter der grillparzerischen Sappho? Nur seine Stoffe waren oft rauher und düsterer als der der „Iphigenie"; dafür hat er sie aber ohne Zweifel weitaus dramatischer behandelt, als Goethe in seinem Falle es vermochte. Auch der „Sappho" gebührt dieses Lob, wenn gleich Sierke sie arm an Handlung schilt. Nur sollte er sich dabei nicht auf Lessing's Definition der Handlung berufen; denn Lessing erklärt es bereits in den Abhandlungen über die Fabel, wo er zuerst den Begriff der Handlung bestimmt, für eine unnütze Mühe, diejenigen Kunstrichter ernstlich zu widerlegen, welche nur in einer mechanischen, körperlichen Thätigkeit und nicht auch in dem inneren Kampfe von Leidenschaften, in der Folge von verschiedenen, sich einander aufhebenden Gedanken eine Handlung finden. Ebenso wenig würde sich vermuthlich Lessing mit der Polemik gegen den Charakter Jason's einverstanden erklärt haben. Die guten Charaktere, die nur durch höhere sittliche Motive geleitet werden, kann der Dramatiker eben so selten brauchen als die Alltagsmenschen, die ohne eine hervorstechende Leidenschaft fein verstandsmäßig und vernünftig verfahren: vielmehr wird gerade diese alle anderen Stimmen übertönende Leidenschaft oft zu einem tragischen Motiv. Auch aus dem überdies schon im alten Mythos berichteten Untergang Kreusa's kann dem Dichter kein Vorwurf gemacht werden, weil derselbe durch nichts verschuldet sei: was hat Ophelia, was Desdemona, was Max Piccolomini und Thekla verbrochen, das sie durch den Tod sühnen müßten? Auch hier ist der Dichter nicht Sclave, sondern Herr der Regel. Noch schlimmer erscheint es freilich, wenn Sierke einzelne Charaktere Grillparzer's, z. B. den seiner Sappho deshalb verwirft, weil unsere jetzigen Schauspielerinnen die beiden Seiten dieser Rolle, die lyrische und die pathetische, kaum gleichmäßig zur vollendeten Darstellung bringen können — als ob der Dichter, dem die höchsten Ideale der Kunst vorschweben sollen, blos auf

die realen Verhältnisse des augenblicklichen Theaters Rücksicht zu nehmen hätte!

Am wenigsten kann sich Sierke mit Grillparzer's Sprache befreunden. Daß namentlich die Diction der „Sappho" mit bildlichen Elementen und rhetorischen Figuren vielleicht überladen ist, mag man zugestehen und mag dieses Uebermaß wie jedes Zuviel in der Kunst rügen; aber wer wird darum den bilderreichen Stil im Drama überhaupt verwerfen, weil angeblich sieben Achtel der Zuschauer dann dem Dichter nicht nachkommen und, während sie sich über eine Phrase besinnen, die folgende sich entgehen lassen? Als ob der Dichter für schwache, im Denken träge oder für zerstreute Köpfe schriebe, die, ohne geistige Sammlung, durch jede äußerliche Kleinigkeit sich in ihrer Aufmerksamkeit stören lassen! Aber auch im Einzelnen soll Grillparzer's Diction reich an sprachlichen Seltsamkeiten, an ungewohnten Wortverbindungen und Redefiguren sein, so daß die Lectüre stellenweise nur den Effect einer allerdings guten Uebertragung aus dem Griechischen übe. Sierke hat sich die Mühe genommen, eine Reihe dieser „Fehler" weitläufig aufzuzählen, z. B. gegen sich selber wüthen (= Hand an sich legen), kehren (= zurückkehren), rückgeben (= zurückgeben), gen (= gegen, im übertragenen Sinne), genüber (= gegenüber), Haß und Tod blicken u. s. w. Solche Ausdrücke unbedingt verwerfen, heißt als ein zweiter Gottsched ohne Verständniß für die Freiheiten jeder dichterischen Rede wieder nur die alte logische Regel um Rath fragen. Was einem Primaner einen strengen Tadel zuziehen würde, kann unter Umständen in der dichterischen Sprache, die über die Regeln des logischen Verstandes noch die Forderungen der Phantasie zu beachten hat, eine erlaubte Kühnheit, ja eine Schönheit sein. Richtig ist Sierke's Bemerkung über die Gräcismen in der grillparzerischen Sprache; im übrigen hätte er besser gethan, das Urtheil des „Grillparzerapostels" Scherer*) stillschweigend zu unterschreiben, statt dagegen zu polemisiren. Um so mehr, als sein eigner Stil nicht immer musterhaft ist. Wenn man auch Wortbildungen wie „beeinflußt" und „Geschehnis" (S. 266) hingehen lassen mag, so ist doch das oft sich findende „veranlagen" und „Veranlagung" unschön und sicher nicht prägnanter als das einfachere „anlegen" und „Anlage", und ein Satz wie der folgende (S. 125) „diese Belegstellen waren zur Begründung der Bemängelung an des Dichters Diction nothwendig" klingt ebenso übel, als er syntaktisch falsch gebildet ist.

Auch sonst finden sich stilistische Flüchtigkeiten und Geschmacklosigkeiten nicht selten. Dahin gehört die salbaderische Einleitung des Aufsatzes „aus

*) In der an Belehrung reichen Sammlung von Vorträgen und Aufsätzen zur Geschichte des geistigen Lebens in Deutschland und Oesterreich (Berlin 1874).

Goethe's Theaterpraxis" über die vielen Schriften, die bereits über den „großen Heiden von Weimar" gedruckt worden sind, dahin die Aeußerung über die „bekannte, süffisante Unfehlbarkeit" A. W. v. Schlegel's, eines einstigen „sogenannten Matadors der Kritik", dahin die beliebte und nahezu regelmäßige Umschreibung der ersten Liebesregung in jugendlichen Gemüthern, die sich über das eigentliche Wesen ihrer Gemüthsstimmung selbst täuschen, durch den edlen Ausdruck „Jugendeselei", dahin namentlich der unvermittelte Uebergang in dem Aufsatz über Adolf Wilbrandt's „Maler" von der Kritik des Stückes zur Kritik der Aufführung, der allzudeutlich verräth, daß hier nur eine frühere Theaterrecension Sierke's und zwar unüberarbeitet wiedergedruckt ist.

Neben den angedeuteten Mängeln besitzt Sierke's Arbeit aber auch schätzenswerthe Vorzüge. Der Verfasser versteht es, den Inhalt der verschiedensten Dramen in einem verhältnißmäßig meist nicht zu langen Auszuge übersichtlich und erschöpfend mitzutheilen; sein Urtheil ist in vielen Fällen, besonders wo es sich um Werke der allerneuesten Zeit handelt, richtig und wohlbegründet, seine Kritik der Leistungen einzelner hervorragender Schauspieler und Schauspielerinnen (einer Clara Ziegler und anderer) in bestimmten Rollen mustergiltig, sowie seine Rathschläge für die Auffassung und Wiedergabe besonders schwieriger Momente vortrefflich. Dabei dringt überall die patriotische und gemeinnützige Tendenz durch, das moderne deutsche Theater so zu heben, daß sich in unseren neueren dramatischen Werken mit dem Ernste und dem sittlichen Gehalte der deutschen Kunst die formalen Vorzüge der französischen Schauspieldichter verbinden, ihre geistvolle und interessante Behandlung der einfachsten wie der verwickeltsten Probleme.

Franz Muncker.

Bootsmann und Schauspieler.

In Charles Hindley's Old Book Collectors Miscellany ist ein sehr seltenes Pamphlet aus dem Jahre 1613 wieder abgedruckt worden, welches für die Kenntniß der Verhältnisse des alten London von höchstem Interesse ist. Erhöht wird dasselbe noch dadurch, daß unter den darin als handelnd auftretenden Personen Bacon eine hervorragende Rolle einnimmt. Auch der Verfasser John Taylor, „seiner Majestät des Königs Wasserdichter", wie er sich in anderen Schriften häufig nennt, war ein merkwürdiger Mann, da er theils abwechselnd, theils gleichzeitig Bootsmann, Gastwirth, Steuerbeamter, wandernder Buchhändler, Vagabund, Schriftsteller und Dichter war. Der Gegenstand, um welchen sich die kleine Schrift in der kräftigen, charakteristischen Sprache der Zeit bewegt, zu welcher das verwaschene heutige Englisch einen

seltsamen Gegensatz bildet, ist aus den im Folgenden wiedergegebenen Stellen derselben klar.

„Im Monat Januar des vorigen Jahres 1613 erschien es dem besseren Theile der Zunft der Bootsleute nothwendig, eine Bittschrift an Seine Majestät des Inhaltes zu richten, es möge den Schauspielern nicht gestattet werden, in London oder in Middlesex innerhalb eines Umkreises von vier Meilen um die City auf dem rechten Themseufer ein Schauspiel aufzuführen. Diese Bitte mag grausam gegen die Schauspieler scheinen, aber, wenn man unsere Gründe erwägt, so wird man sie nur angemessen finden.

Nachdem unsere Bittschrift abgefaßt war, wurde ich ausgewählt, um sie Seiner Majestät zu überreichen, und die ganze Sache zu betreiben. Zu diesem Zwecke setzte ich mehrere Schriftstücke für die sehr ehrenwerthen Lords von Seiner Majestät geheimem Rath auf, und fand sie alle unseren Wünschen gewogen.

Erstens setzte ich darin kurz die Dienste auseinander, welche die Bootsleute unter der Regierung der Königin Elisabeth glorreichen Andenkens gethan hatten, einmal bei dem Zuge des ehrenwerthen und unvergeßlichen Grafen von Essex, dann besonders 1588, dem Jahre der Befreiung, in welchem es Gott gefiel, die Bootsleute der Themse zu nützlichen Werkzeugen zu machen, um mit Leib und Leben ihre Königin und ihr Vaterland zu vertheidigen. Ferner haben viele von ihnen unter Sir Francis Drake, Sir John Hawkins, Sir Martin Frobisher und anderen gedient, andere waren bei der Affaire von Cadiz, in Irland und in den Niederlanden betheiligt, und noch mehr von ihnen thaten Dienste in den englischen Meeren. Jeden Sommer waren 1500 bis 2000 von ihnen im Dienste, ohne mehr Sold zu erhalten als neun Schilling und vier Pence monatlich: trotzdem waren sie immer zur Stelle, in guter Ausrüstung, und warteten oftmals geduldig auf ihren Sold sechs, neun, ja zwölf Monate.

Zu dieser Zeit fingen die Schauspieler an, ihre Stücke nicht mehr wie früher in London und Middlesex zu spielen, sondern auf dem linken Themseufer. Deswegen war der Bedarf an Bootsleuten zum Uebersetzen über die Themse so groß, daß die wenigen zu Hause gebliebenen und nicht in den Krieg gezogenen nicht im Stande waren, allen Ansprüchen zu genügen, die in Folge der Bedürfnisse des Hofes, der Gerichtshöfe, der Schauspiele und anderer Geschäfte an sie gestellt wurden. Da sie nun glaubten, die Verhältnisse würden immer so bleiben, so nahmen sie sich Männer und Burschen zur Unterstützung. Die Burschen sind jetzt herangewachsen, und haben großentheils Frau und Kind zu ernähren. So kommt es, daß die Zahl der Bootsleute und der von ihnen Abhängenden zwischen der Brücke von Windsor und Gravesend, die alle durch Rudern leben wollen, nicht weniger als vierzig

Tausend sein kann. Unleugbar aber ist der Umstand, daß die Schauspieler auf dem linken Themseufer spielten, Schuld daran, daß vierzig Tausend Männer und nicht blos die Hälfte als Bootsleute auf der Themse leben wollen. Habe ich doch auf dem linken Themseufer gleichzeitig drei Schauspielergesellschaften — abgesehen von den Bärenhetzen — gesehen: den Globus, die Rose und den Schwan!

Nun hat es Gott gefallen, uns Frieden zu geben, so daß, da die auswärtige Beschäftigung im Kriege weggefallen ist, sämmtliche Bootsleute zu Hause bleiben müssen. Die Schauspieler aber sind — mit Ausnahme der königlichen — alle auf das andere Ufer des Flusses gegangen, und führen ihre Stücke in Middlesex auf, weit von der Themse. Jeden Tag in der Woche ziehen sie drei bis vier Tausend Personen in ihre Vorstellungen, die früher Geld für das Uebersetzen über den Fluß ausgeben mußten, wodurch so viele Tausend armer Leute erhalten wurden. Mancher Bootsmann hat fünf oder sechs Kinder, und verdient trotz aller Anstrengung an einem Tage nicht vier Pence, um sich und seine Familie zu erhalten.

Diese Erwägungen hatte ich in meiner Bittschrift weiter ausgeführt, und Seine Majestät verwies mich gnädigst an eine Commission, welche aus den sehr ehrenwerthen Sir Julius Cäsar, Sir Thomas Parry, und den sehr achtbaren (worshipful) Sir Francis Bacon, damals des Königs Attorney-General, Sir Henry Montague Seiner Majestät Sergeant-at-law, Sir Walter Cope, Master George Calvert, Secretär von Seiner Majestät geheimem Rath, und Baron Southerton vom königlichen Exchequer bestand. Diese Herren suchte ich durch Bittschriften, Freunde und meine eigene fleißige Zudringlichkeit uns günstig zu stimmen, so daß sie, als unsere Sache vorkam, unserm Anliegen im Ganzen wohlgeneigt waren.

Seiner Majestät Schauspieler reichten eine Gegenpetition ein, in welcher sie unsern Wunsch als unvernünftig darstellten, und behaupteten, wir könnten mit demselben Rechte verlangen, die Börse solle auf das andere Themseufer verlegt werden, als ihre Schauspiele. Als aber beide Bittschriften geprüft wurden, so sagte Sir Francis Bacon mit vollem Rechte, unsere Bitte ginge der ihrigen vor, denn das allgemeine Wohl stehe über dem Vergnügen des Einzelnen, eine große Schaar nützlicher Männer über einer kleinen Anzahl, wie die Schauspieler, und der Nutzen über dem Zeitvertreib. Darauf appellirten die Schauspieler an den Lord Kammerherrn, Grafen von Somerset, der uns wohlgesinnt war, da mein besonderer Freund, Herr Samuel Goltsmith, für uns gesprochen hatte.

Die Commission citirte mich zu ihrer nächsten Sitzung, um ihren Spruch zu fällen. Aber vor dem Termine starb Sir Walter Cope, und der Vorsitzende der Commission, Sir Julius Cäsar, wurde Master of the Rolls.

Dadurch wurde die Commission aufgelöst, und die Sache war zu Ende. Und nun, nach all diesen meinen Bemühungen, haben einige Mitglieder meiner Innung ausgesprengt, ich hätte mich von den Schauspielern bestechen lassen, um die Sache zu Boden fallen zu lassen, und bei dieser Gelegenheit mit ihnen im Cardinalshute zu Abend gespeist! Aber diese elenden Verleumdungen sollen mich nicht hindern, immer für das Beste meiner Zunft zu sorgen: meine Arbeit ist (nach Gott) mein bester Freund, und was auch einige hohlköpfige Narren sagen mögen, Jedermann in England weiß, daß der elendeste Bootsmann, der auf der Themse rudert, wenn es drauf ankommt, König und Vaterland von größerem Nutzen ist, als irgend ein Schauspieler.

Ich möchte ferner wissen, wie ein Bootsmann in seiner Beschäftigung so betrügen könnte wie andere Geschäftsleute. Er hat kein falsches Maß und Gewicht, um damit bei der Ueberfahrt zu betrügen. Sein Laden ist nicht mit Willen finster gehalten, wie es die Wollhändler machen, damit man nicht sehe, was für schlechtes Tuch sie verkaufen. Nein, seine Arbeit und seine Waare liegen klar zu Tage, im Schweiße seines Angesichtes verdient er sich seinen Lohn, und das Schlimmste, was man ihm vorwerfen kann, ist, daß er es wie die Advocaten macht, und mehr nimmt als ihm zukommt — wenn er es bekommen kann.

Ich habe einen Wucherer gesehen, der, wie ein Bild des Jammers, den Bootsmann anflehte, das für ihn für zwei Pence zu thun, was sechs Pence kostete! Andere werfen zwar ihr Geld fort für die aus Indien gekommene Erfindung des Teufels, Tabak, für das Blut des Bacchus, nämlich spanischen und französischen Seckt und Claret, und andere überflüssige Dinge — dem Bootsmann aber, der gerudert hat, bis ihm die Brust wehe thut, und er keinen trockenen Faden mehr am Leibe hat, geben sie nicht mehr als ihm gesetzlich zukommt, oder denken, wenn sie ihm zwei Pence mehr gegeben haben, Gott weiß welches gute Werk gethan zu haben.

Oft habe ich einen frechen Burschen gefahren, der nichts am Leibe hatte als seine — noch nicht bezahlte — Atlasjacke, und doch von zwei Männern herübergerudert werden mußte! So ein Lump saß kaum mit seinen weiten Pumphosen auf den Kissen, als er anfing zu fluchen, bis wir drüben landeten. Dann sagte er, ich sollte auf ihn warten, er wolle gleich wieder zurückfahren, und dann wolle er für beide Male zugleich bezahlen. Da habe ich fünf bis sechs Stunden gewartet, aber er kam nicht zurück, sondern nahm sich wo anders ein Boot, um dasselbe Stückchen noch einmal zu spielen.

Gerne erkennen wir an, daß das anständige Publikum uns stets etwas mehr giebt als das gesetzliche Fährgeld, weil Miethe und Lebensmittel jetzt vier Mal so theuer sind, als zu den Zeiten der Königin Mary, wo der Tarif festgesetzt worden ist.

Schon vorher habe ich gesagt, daß unsere Beschäftigung sehr nützlich, ja ganz unentbehrlich ist. Ja, um so näher der Bootsmann Ihren Majestäten, dem Könige und der Königin, Ihrer Hoheit der Prinzessin, dem Adel, der Gentry und dem besten Theile der Bürgerschaft dieses Landes und manchmal auch anderer Länder kommt, um so mehr sollen sich die Bootsleute ehrlich und nüchtern benehmen. Giebt es doch so manchen höher stehenden Beruf, dessen hervorragendste Mitglieder in ihrem ganzen Leben nicht so nahe an die Majestäten und den Adel herankommen als wir. Ich schreibe das nicht, um uns herauszustreichen, und andere herunterzumachen, aber es ist so: keiner kommt ihnen näher, ausgenommen der Barbier (möge er es noch recht oft thun!) oder der Arzt (Gott gebe, er möge nie gebraucht werden!) — aber der Bootsmann reicht seinem Souverän oft die Hand, um ihm in das Boot herein und heraus zu helfen: da ist oft nur ein Zoll zwischen Tod und Leben, das Boot ist in diesem Augenblicke der königliche Hof, und da zwischen dem Bootsmanne und dem Könige nur eine Thür ist, so ist der Bootsmann in diesem Augenblicke so gut wie ein Kammerherr oder wenigstens wie ein königlicher Leibgardist!

Doch — um zu meinem Gegenstande zurückzukommen, von welchem ich mich weit genug entfernt habe — ich liebe die Schauspieler im Allgemeinen, und bin mit vielen von ihnen befreundet, aber ich hoffe, man wird auch auf uns so viel Rücksicht nehmen, als auf die Pferde, denen man Wohnung, Speise, Trank und eine warme Decke giebt, auch wenn man sie nur selten reitet, während man tausend tüchtiger Leute Hungers sterben läßt.

Was unsere Bemühungen anlangt, die Untiefen und Sandbänke der Themse, die dem Flusse und der Stadt zu so großem Schaden gereichen, wegzuschaffen, so werden wir eifrig und willig zur Zufriedenheit Seiner Majestät des Königs, für den Nutzen der Stadt und zu unserer Ehre alles thun und ausführen, was nach dem königlichen Befehle der sehr ehrenwerthe Lord Mayor und seine achtungswerthen Brüder anordnen werden."

F. Eysenhardt.

Der russische Thronwechsel.

Als mitten im Sturme des Krimkrieges der Tod plötzlich den Czar Nikolaus wegraffte, drängte sich die Bemerkung auf, es sei ein unabwendbares Verhängniß aller russischen Herrscher seit Katharina II., daß der thatsächliche Ausgang ihrer Regierung den grellsten Widerspruch zu denjenigen Ideen und Grundsätzen bilde, mit welchen sie dieselbe begannen. Das traf bei Nikolaus zu, der sterbend seinem Sohne, dem Thronfolger, das Geständ-

niß ablegte: „Ich wollte Dir das Reich in bester Ordnung und geschützt gegen äußere Gefahren, vollkommen glücklich und ruhig hinterlassen; aber Du siehst, zu welch' einer Zeit, unter welchen Umständen ich sterbe! Gott hat es so gewollt; Du wirst es schwer haben." Und es trifft noch viel mehr zu bei demjenigen, an den diese Worte gerichtet waren, bei Alexander II., der nach Beendigung des Krimkrieges eine Aera eingreifender Reformen eröffnete, doch in der Ausführung unsicher und schwankend wurde und nun das Reich in einem Zustande bedrohlicher Gährung und Verwirrung zurückläßt; der von der nationalrussischen Partei gehaßt und verdächtigt die Regierung antrat und eben von ihr in einen neuen Türkenkrieg sich fortreißen ließ; der die Freundschaft mit Preußen zur Grundlage seiner auswärtigen Politik machte und zuletzt noch die Entfremdung vom alten Alliirten wo nicht bewirkte, so doch erlebte; der mit Hochsinn und bestem Willen seinem Volke ein Wohlthäter sein wollte und vom wilden Hasse einer weitverzweigten Verschwörung verfolgt wurde, die nicht ruhte, durch keinen Mißerfolg sich abschrecken ließ, bis es ihr endlich gelang, dem Unglücklichen ein grausiges Ende zu bereiten. Er hätte, wenn ihm noch zu reden vergönnt gewesen wäre, mit demselben Seufzer die Regierung in die Hand des Nachfolgers legen können, mit dem er sie vom Vater empfing.

Gleichwohl ist die Regierung Alexander's II. eine der inhaltvollsten und denkwürdigsten für das Czarenreich gewesen. Die traditionelle Politik desselben, die schließlich mächtiger ist als persönliche Neigungen oder Entwürfe, hat sich erfolgreich behauptet. Ob es ein Glück war oder nicht — in Asien, südlich vom Kaukasus, in Turkestan, am Amur, sind die Grenzen des Reiches mächtig vorgeschoben worden. Nachdem die Demüthigungen des Pariser Friedens gründlich gerächt worden, hat der türkische Krieg des vorigen Jahrzehnts das constante Ziel des Czarenthums aufs Neue in Angriff genommen, und wenn es fraglich ist, ob Rußland selbst dadurch auf dem Wege nach Constantinopel vorwärts gekommen ist, so bleibt das unzweifelhaft, daß der Bau des Osmanenreiches im Innersten getroffen und stärker erschüttert wurde als jemals, und daß Millionen Christen slavischer, rumänischer, bulgarischer Herkunft das Andenken des Befreiers segnen, dem sie ein besseres Loos, die Begründung einer nationalen Existenz verdanken. Rußland, dessen Opfer weniger ihm selbst zu gute kamen, fährt damit fort, eine Art von providentiellem Berufe zu erfüllen. Es ist das weltgeschichtliche Instrument, unsern Welttheil von der osmanischen Invasion wieder zu befreien. An dieser Stelle nun wirkte es unmittelbar, mit dem Einsatze aller seiner Kräfte, mit der ganzen Wucht einer ununterbrochenen Tradition. Aber mittelbar hat es unter Alexander II. auch zu Gunsten der italienischen Einheit, und nicht am wenigsten zu Gunsten der deutschen gewirkt. Mit Recht ist bei uns Deut-

schen nach der Schreckenskunde aus Petersburg der erste Gedanke der gewesen, daß unser Kaiser, daß Preußen-Deutschland einen treuen, zuverlässigen Freund verloren hat. Unvergessen ist, daß an dem glücklichen Gange der Dinge in den kritischen Jahren 1866 und 1870 auch die wohlwollende Neutralität des Czaren ihren Antheil hat. Reichlich ist dadurch wieder gut gemacht worden, was Deutschland sonst von moskowitischem Drucke und Uebermuthe zu ertragen hatte. Und noch in den ersten Jahren nach der Aufrichtung unseres Reiches haben wir das nahe Verhältniß zu beiden östlichen Reichen, und insbesondere zum Czarenreiche, als erwünschte Deckung empfunden. Dem ermordeten Kaiser haben wir das um so höher anzurechnen, als die Neigungen seiner Nation nach der entgegengesetzten Seite gingen, und seine Parteinahme für Deutschland nur dazu beitragen konnte, ihn weiten und einflußreichen Kreisen seines Volkes zu entfremden. Die altrussischen Fanatiker haßten ihn in anderer Weise als die Nihilisten, aber es traf doch beides zusammen, um den Kaiser inmitten seines Reiches fast zu isoliren. Er hat es in den letzten Jahren nicht verhindern können, daß das Verhältniß zu Deutschland sich trübte und unsere Politik zu einer Frontveränderung genöthigt wurde. Aber doch blieb durch seine unerschütterte Anhänglichkeit an Kaiser Wilhelm immer noch ein Anknüpfungspunkt übrig, seine Persönlichkeit und die unseres Kaisers waren eine Bürgschaft dafür, daß es zwischen beiden Reichen nicht zum äußersten kam.

Diese persönliche Bürgschaft ist nicht mehr — das war die erste politische Erwägung, die sich an den blutigen Thronwechsel knüpfte. Die Hoffnungen und Besorgnisse, die im ersten Augenblicke sich hervordrängten, nehmen hiervon ihre Argumente. Die eigenthümliche Lage des Welttheils trug noch mehr dazu bei, die jähe Katastrophe als ein politisches Ereigniß von umwälzender Wirkung erscheinen zu lassen. In der Türkei ein Krieg in Sicht, der, wenn er auch ohne Theilnahme der Großmächte geführt wird, doch jedenfalls das Eingreifen der Mächte nach sich ziehen wird, gleichviel, ob der griechische Grenzstreit sich localisiren läßt oder auch die Bulgaren von Neuem auf den Plan ruft. In England ein Ministerium am Ruder, das von seinen Gegnern der Russenfreundschaft geziehen wird. In Frankreich der Mann der Revanche fertig zum Sprung nach der höchsten Gewalt, und anscheinend frei, seine Stunde zu wählen. Das sind Umstände, wie sie nicht günstiger sein könnten für einen unternehmenden, actionslustigen, Deutschland abgeneigten Regenten. Und daß ihm eben diese Eigenschaften zukommen, ist über Alexander III., so lange er Thronfolger war, ziemlich allgemein verbreitet worden. Mögen die Anekdoten, die von ihm im Umlaufe waren, zum Theil Fabeln gewesen sein, erfunden von denen, die ihn gerne ganz für ihre Zwecke gewonnen hätten, das ist doch unbezweifelt, daß er als Kronprinz eine vom

Vater abweichende Richtung zur Schau trug. Er stand mit den Häuptern der nationalen Partei, mit den Katkow und Aksakow in Verbindung, die Altrussen, wie die Freunde einer Verfassung zählten auf ihn, seine Abneigung gegen Deutschland gab sich der Gemahl der Prinzessin Dagmar, der Schwager des Prinzen von Wales, keine Mühe zu verbergen: man machte sich darauf gefaßt, daß seine Thronbesteigung für das Verhältniß zu Deutschland kritisch sein werde.

Allein dieses Kronprinzenbildniß hat doch schon seit mehreren Jahren erhebliche Retouchen erfahren. Nicht erst von heute stammt die zuversichtliche Angabe, daß eine ziemliche Veränderung in den Anschauungen des Thronfolgers vor sich gegangen sei. Manches mag dazu mitgewirkt haben, daß er von seinen jugendlichen Neigungen und Abneigungen zurückkam: die persönliche Theilnahme an der Regierung in den letzten Jahren, die bedenkliche Verwandtschaft der nationalen mit den anarchischen Strebungen, die Eindrücke seines letzten Besuches in Berlin. Aber das Meiste hat wohl die natürliche Reife des Charakters gethan. Denn darin stimmen alle Beurtheiler überein, daß der neue Herrscher ein Mann von ernster Gesinnung, von kräftigem Willen und strengem Pflichtgefühl sei. Und wenn dem so ist, so sieht er sich heute vor eine Aufgabe gestellt, die er nur erfüllen kann, wenn er im Frieden mit den Nachbarn seine ganze Thätigkeit der Wohlfahrt des eigenen Reiches zuwendet.

Die Aufgabe gehört zu den schwierigsten und verwickeltsten, die der Staatskunst jemals gestellt worden sind. Die Regierung Alexander's II. hat die Geister aufgeregt, ohne sie zu befriedigen; vom despotischen Regimente hat er gerade nur so viel nachgelassen, daß eine unruhige Neuerungssucht entstand, ein Drang nach Reformen, vor dem er wieder zurückwich, nachdem er ihn angeregt hatte. Nach der großen That der Bauernbefreiung hat die reformatorische Thätigkeit des Kaisers nicht aufgehört, aber sie war unterbrochen, es fehlte ihr durchaus an Zusammenhang und Consequenz. Zuerst verursachte der polnische Aufstand von 1863 einen Stillstand auf dem betretenen Wege. Die Mordversuche, die schon 1866 begannen, machten den Monarchen unsicher und schwankend. Und die Erfolge selbst waren zweifelhaft. Der Versuch mit den Provinzialversammlungen erstickte an der Trägheit und dem Stumpfsinne der Massen, die Geschworenengerichte erwiesen sich bei dem Bildungsstande des Volkes als ein bedenkliches Geschenk, die Presse wurde bald nachsichtig bald strenge behandelt, allzu ungleich, als daß sie die öffentliche Meinung hätte bilden und erziehen können. Bald stand der Kaiser in dem unseligen Dilemma: die Unzufriedenheit wuchs, weil die Zugeständnisse nicht genügten, und andrerseits diente jede Gewährung nur dazu, als Waffe der Unzufriedenen mißbraucht zu werden. Eine wirkliche Controle

über die Verwaltung zu bewilligen, war der Czar nicht zu bewegen, und so blieb, allen Anläufen zum Trotz, die Regierung im Grunde so autokratisch, so willkürlich, wie zuvor. Oben eine corrupte, keinem Gesetz unterworfene Beamtenschaft, unten eine stumpfe willenlose Volksmasse, dazwischen die durch europäische Halbbildung verdorbenen Klassen, die Blasirten und Mißvergnügten, und dieser Zustand grell beleuchtet durch die Verbrechen der furchtbaren Geheimbünde, denen Reform und Verfassung nur der Aushängeschild für ihre auf Umsturz und Anarchie schlechthin abzielende Wühlarbeit ist — das ist die verhängnißvolle Erbschaft, die dem neuen Czaren zugefallen ist.

Nur eine kindliche Anschauung kann selbstgefällig die Weisheit wiederholen, daß „Freiheit" das lösende Zauberwort sei, jene finsteren Schatten zu vertreiben und eine Aera des Lichts und der Glückseligkeit über das Czarenreich heraufzuführen. Was soll eine Verfassung nach europäischem Zuschnitte einem Volke, dessen barbarische Masse so wenig als die herrschenden Stände den Begriff der Pflicht gegen den Staat kennen? Und daß der Nihilismus gerade dem stetigen Wirken einer Verfassung geschworener Todfeind sein würde, das ist an dem Treiben aller der Elemente zu erkennen, die in den anderen Ländern heute den moskowitischen Mordgesellen zujauchzen. Die ungewöhnlichen Kundgebungen der Theilnahme, welche die Blutthat vom 13. März in sämmtlichen Hauptstädten veranlaßte, sind durch das instinctive Gefühl veranlaßt, daß es sich hier nicht um die That vereinzelter Nichtswürdiger und auch nicht blos um eine russische Erscheinung handelt, sondern daß die Gesellschaft mit einer allgemeinen Umsturzpropaganda zu rechnen hat, die in allen Ländern, wo nicht Theilnehmer und Helfer, doch mindestens ihre Freunde und Gesinnungsgenossen hat. Auch dieser Umstand zwingt den neuen Herrscher in eine moralische Solidarität mit den Regierungen aller Länder, zunächst der benachbarten. An der Schwelle der neuen Regierung steht die brutale Thatsache des Kaisermordes. Schon das eigene persönliche Interesse des Czaren stellt ihm als nächste Aufgabe die, seinen Thron gegen das Verbrecherthum zu sichern. Die Austilgung der Nihilistensecte also, dann aber die Reinigung des Beamtenthums, die Beseitigung der Verwaltungswillkür, die Heranziehung des Volkes zur Theilnahme an den öffentlichen Dingen, das alles sind unerläßliche Vorbedingungen: durch sie muß erst die Grundlage gelegt werden, auf der mit der Zeit etwas wie eine abendländische Verfassung in Wirksamkeit treten kann.

Unvorbereitet hat der neue Herrscher schwerlich die Regierung angetreten. Doch haben seine ersten Regierungsäußerungen noch nichts über die Wege verrathen, die er einzuschlagen gedenkt. Daß er, wie es scheint, den Grafen Loris-Melikoff beibehält, spricht dafür, daß eher ein beharrliches Weiterschreiten, als radicale Neuerungen zu erwarten sind. Nur darüber hat die neue Re-

gierung mit aller wünschenswerthen Deutlichkeit sich ausgesprochen, daß sie ihre nächste Sorge in der That ausschließlich den inneren Angelegenheiten des Reiches zuwenden will. Das Rundschreiben, das aus der Staatskanzlei erflossen ist, könnte nicht friedlicher lauten, und es macht einen aufrichtigen, überzeugenden Eindruck. Es kündigt ein Programm an, womit ohne Zweifel, zunächst wenigstens, ein ehrlicher Versuch gemacht werden wird. Die zudringlichen Complimente und Werbungen, mit denen man sich in Paris so auffällig beeilt hat, sind bündig zurückgewiesen. Deutschland gegenüber finden sich Sätze ausgesprochen, die man in so entschiedener Fassung kaum erwarten konnte. „Rußland wird seinen Freunden treu bleiben, es wird seine durch Ueberlieferung geweihten Sympathien unverändert behalten .... Gefühle des Neides und der Unzufriedenheit liegen ihm gleich fern.“ Alexander III. ist frei nach allen Seiten. Die Politik, die er ergreift, wird er nicht aus persönlichen Neigungen, sondern aus Gründen des Staatsinteresses ergreifen. Darin liegt die Möglichkeit, daß er, selbst wenn er nach außen die Politik seines Vaters fortsetzt, dadurch doch nicht so, wie dieser, in Widerspruch mit seinem Volke geräth. Auch wenn er uns ein guter Nachbar bleibt, ist er frei von dem Verdachte, persönliche Freundschaftspolitik zu treiben. Doch die Zukunft hängt ganz davon ab, wie ihm die Reformarbeit im Inneren des Reiches gelingen wird. Nicht daran soll gezweifelt werden, daß er ihr seine ganze Thätigkeit zuwenden wird, aber wir erinnern uns wieder, wie bergehoch die Schwierigkeiten sind, während verbrecherische Zügellosigkeit ungeduldig vorwärts drängen und zugleich schadenfroh jeden Mißerfolg bejauchzen wird. Hier ist der schwarze Punkt. Die Aufgabe ist fast eine hoffnungslose. Sicher wird sie nicht ohne Rückschläge, nicht ohne Krisen gelingen. Und so gedenkt man zuletzt nicht ohne bange Sorge jenes alten Verhängnisses der russischen Herrscher, „daß der thatsächliche Ausgang ihrer Regierung den grellsten Widerspruch zu den Ideen und Vorsätzen zu bilden pflegt, mit welchen sie dieselbe begannen.“

W. L.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus Baden. Der modus vivendi in Kirche und Staat. — An der Langsamkeit, mit der der modus vivendi in Deutschland sich verwirklicht, ist hinreichend zu erkennen, daß er der Sache ebenso wie dem Ausdrucke nach etwas Fremdes ist. Wie anders ist es da doch in Italien! Dort erfuhr die römische Kirche die schwerste Schädigung, welche sie überhaupt zu erfahren vermag, und man hätte auf den erbittertsten, langwierigsten Kampf zwischen Kirche und Staat gefaßt sein sollen. Umgekehrt zeigt aber in Italien

der modus vivendi viel bedeutendere Fortschritte als in dem kühleren und deshalb auch wohl unerbittlicheren deutschen Norden. Und dabei wird über den Alpen kaum von modus vivendi gesprochen. Erst vor einigen Monaten donnerte Leo XIII. gegen die italienische Regierung, wie es nur von Pius IX. irgendwann geschehen war. Als jedoch König Humbert die Huldigungsreise nach Sicilien antrat, gestattete die Curie den Bischöfen und Erzbischöfen den Empfangsfeierlichkeiten förmlich beizuwohnen. Der königlichen Würde widerfuhren alle äußeren Ehren. Wenn die kirchlichen Würdenträger darauf — aus Gesundheitsrücksichten — der königlichen Tafel fernblieben, wer sähe darin nicht die vielgewandte, nie verlegene Kunst, welche der römischen Curie eigen? Dergleichen kann freilich wohl überhaupt nur in Italien vorkommen. In Deutschland ist man dafür zu ernst, zu systematisch. Ein System werden aber selbst wir Deutsche aus dem modus vivendi nicht gestalten, ist er doch von Grund aus das Gegentheil davon.

Ein abschließendes Urtheil über den deutschen modus vivendi dürfte nicht sobald möglich werden. Wer will voraussagen, wie die Dinge noch sich entwickeln? Auch der Einfluß des modus vivendi auf die Parteien und namentlich auf die Centrumspartei ist nicht zu übersehen. Es wird abzuwarten sein, ob die nächsten Wahlen eine wesentliche Aenderung im Gefolge haben. Bringen die nächsten Monate keine besonders hervorragenden Ereignisse — und vorläufig ist nichts Derartiges in Aussicht —, wird einfach blos auf eine weitere Zersetzung der Parteien sich rechnen lassen. Ob die Centrumspartei davon ausgenommen bleibt? Die Frage ist offen und nicht zu beantworten. Nur vermuthen kann man, daß die geänderte kirchenpolitische Lage die Centrumspartei wesentlich beeinflussen wird. Es fehlt nicht an Anzeichen, daß der Zusammenhalt der Partei keine Gewähr unbeschränkter Dauer besitzt. Die Dinge befinden sich in zu reger Entwickelung, um ihrer Einwirkung, ihren Folgen widerstehen zu können.

Der modus vivendi oder vielmehr das Suchen desselben bezeichnet nicht geradezu die augenblickliche Lage, allein es ist zu besorgen, daß das, was kirchenpolitisch recht, auch allgemeinpolitisch billig sein solle. Und das wäre eine große, eine viel größere Gefahr, als wenn der kirchenpolitische modus vivendi zu irgend welchen Bedenken Anlaß geben sollte. Wie wir in den letzten Jahren zur Genüge erfuhren, sind Ausgleiche im heutigen öffentlichen Leben nicht zu entbehren. Bildet ein modus vivendi aber einen Ausgleich? Ein modus vivendi ist kein Ausgleich, er kann es nicht sein. Nur unvereinbare, unversöhnliche Gegensätze, die einen Ausgleich nicht eingehen lassen wollen, die ihn vielleicht nicht eingehen lassen können, sind es, die einen modus vivendi heischen und verlangen. Auf einem Ausgleiche ist weiter zu bauen, er schafft eine Grundlage, einen neuen Zustand. Der modus vivendi läßt

nur dadurch, daß die Macht der Gewohnheit sich zur Geltung bringt, etwas dauerhaftes entstehen. Die kirchenpolitischen Besonderheiten widerstreben der allgemeinen Regel, sie weisen von selbst auf die Ausnahmebeschaffenheit eines modus vivendi hin.

Dennoch kann für die allgemeine Politik etwas Verführerisches, zur Nachahmung Verlockendes in dem kirchenpolitischen modus vivendi liegen. Und dies besonders in der Gegenwart mit ihren Unklarheiten und Verworrenheiten. Es kann der Gedanke aufkommen, das Heil für die Verlegenheiten der innern Politik in einem modus vivendi suchen zu wollen. Statt Lösungen zu erstreben, kann man ihnen aus dem Wege gehen wollen. Anstatt den Sachen klar ins Auge zu sehen, kann für staatsmännisch gehalten werden, dies nicht zu thun. Für lange ist eine solche Haltung natürlich nicht möglich. Der Augenblick, dem die Haltung dient, läßt sie entstehen und wieder vergehen. Allein das ist schon schlimm genug. Wo Klärung, Sichtung so nöthig, erscheint jede neue Trübung als ein doppelt zu empfindendes Uebel. Der modus vivendi ist auf kirchenpolitischem Gebiete unerwünscht, wenn auch nothwendig: um wie viel mehr erst, sollte er der Ausdruck der Gesammtlage sein oder werden!

Der kirchenpolitische modus vivendi ist kein Erzeugniß jener Staatsweisheit, wie wir sie mit den Namen der ersten Staatsmänner verbinden. Auch die Curie feiert damit keine Triumphe. Der modus vivendi stellt sich als ein Behelf dar, geeignet, einen Uebergangszustand zu schaffen, zu begründen. Hoffen wir, daß der deutsche modus vivendi dazu führt, die Rechte des Staates zur Anerkennung gelangen zu lassen unter Wahrung kirchlicher Besonderheiten und Wünsche. Das minima non curat praetor hat wenn irgendwo für den modus vivendi zu gelten. Unveräußerlich ist aber die Hoheit des Staates, dieses A und O des heutigen öffentlichen Seins und Lebens.

△

Literatur.

Paul Lehfeldt, Die Holzbaukunst. Berlin, J. Springer. 1880. — Die Geschichte der Baukunst, soweit sie bis jetzt durch den Fleiß und den Scharfsinn vieler vortrefflicher Männer hergestellt worden ist, umfaßt eigentlich nur die aus Stein und Backstein (Terracotta) hergestellten Kunstbauten. Auf die Bauten aus Holz nimmt sie nur gelegentlich Rücksicht. Und doch ist die Holzbaukunst ein höchst wichtiger Theil der Baukunst überhaupt, denn das Holz ist nicht nur ein wesentliches Hilfsmittel bei allen Bauten aus Stein, kirchlichen wie profanen, sondern die Holzbaukunst ist in vielen Ländern der Anfang aller baulichen Thätigkeit, ist vielfach von wesentlichem Einflusse auf die Formen der Steinarchitektur gewesen, ist in manchen Gegenden bis auf den heutigen Tag die ausschließlich

übliche geblieben und in vielen Ländern die eigentlich nationale Bauweise. In den meisten Ländern aber laufen Steinbaukunst und Holzbaukunst, oft in fast gleichwerthiger Ausbildung, bis auf die neueste Zeit neben einander her. Noch im spätern Mittelalter war der bei weitem größte Theil der Wohnhäuser in den Städten und auf dem Lande von Holz; ein großer Theil der mittelalterlichen Befestigungsbauten war von Holz. Der bei weitem größte Theil der älteren Denkmäler der Holzbaukunst ist freilich zerstört worden, die Herstellung einer Geschichte der Holzbaukunst ist deshalb mit großen Schwierigkeiten verknüpft.

Die Wichtigkeit der erhaltenen Reste von Denkmälern der Holzbaukunst in wissenschaftlicher, künstlerischer und praktischer Beziehung — bauen wir doch auch in unseren Tagen selbst künstlerisch durchgebildete Gebäude noch vielfach aus Holz — ist in neuester Zeit gebührend anerkannt worden. Auf der Archäologenversammlung zu Marburg wurde beschlossen, eine umfassende Sammlung von getreuen Darstellungen der vorhandenen Reste anzulegen und zu diesem Zwecke eine besondere Commission gebildet, welche auf der letzten Architektenversammlung zu Wiesbaden auch schon eine ansehnliche Ausstellung von Abbildungen älterer Holzbauten veranstaltet hat.

Eine große Anzahl von Denkmälern der Holzbaukunst ist bereits publicirt worden. Die betreffende Literatur ist sehr umfassend, aber weit zerstreut und von sehr ungleichem Werthe. Es fehlte dringend an einer kritischen Bearbeitung und Zusammenstellung des gesammten Materiales, welche selbstverständlich nur in Form einer Geschichte der Holzbaukunst erfolgen konnte. In diese Lücke der Kunstgeschichte eingetreten ist nun kürzlich ein geistreicher und gelehrter jüngerer Kunsthistoriker, Dr. Paul Lehfeldt in Berlin, indem er das eben genannte Werk ausarbeitete, es zunächst an der technischen Hochschule zu Berlin vortrug und dann publicirte.

Es ist eine übersichtlich geordnete, wissenschaftliche Gesammtdarstellung der Holzbaukunst aller Völker, im Orient und Occident, auch der wilden Völkerschaften und aller Zeiten, von der grauen Urzeit bis auf die Gegenwart. Lehfeldt hat dafür ein sehr umfangreiches Material, selbst aus den entferntesten Winkeln zusammengesucht und mit Verständniß — er ist Architekt — kritisch gesichtet und bearbeitet, und durch diese seine Arbeit nicht nur ein bisher sehr vernachlässigtes Gebiet der menschlichen Kunstthätigkeit zu neuen Ehren gebracht, sondern auch eine Lücke in der allgemeinen Kunstgeschichte ausgefüllt, das Gebiet derselben erweitert. Als Quellen für seine Darstellung benutzte Lehfeldt nicht nur die erhaltenen Denkmäler, sondern, wo diese schon fehlen, auch ältere Abbildungen von solchen, alte Wandgemälde, Miniaturen ꝛc., Nachbildungen derselben in Stein, Beschreibungen bei alten Historikern, Dichtern ꝛc. Sein Werk giebt uns einen lehrreichen Ueberblick über das was über die Geschichte der Holzbaukunst bis jetzt bekannt ist. Auf Grundlage dieser dankenswerthen Zusammenstellung kann nun mit größerer Sicherheit weiter gearbeitet werden. So manches Denkmal von hervorragendem Werthe mag noch im Verborgenen, nur Wenigen bekannt, vorhanden sein. Das hier vorliegende Buch wird die Anregung geben, es bekannt zu machen und als organisches Glied in das große Ganze einzufügen. Lehfeldt's Darstellung ist klar, sachgemäß, leicht verständlich und fesselnd und durch eine große Anzahl Abbildungen erläutert. B.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.

Ausgegeben: 24. März 1881. — Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig.

Aus Metternich's Zeit.

Beinahe gleichzeitig sind zwei Werke erschienen, deren Inhalt sich wesentlich um den österreichischen Staatskanzler gruppirt und theilweise wenigstens ergänzt. Der dritte und vierte Band des Metternich'schen Nachlasses*) erzählt sein Leben und Wirken vom Schlusse der Napoleonischen Kriege bis zum Ende der Zwanziger Jahre, umfaßt die Periode der europäischen Congresse in Aachen, Troppau, Laibach und Verona, des griechischen Freiheitskampfes und des russisch-türkischen Krieges. Von den Anfängen der griechischen Revolution hebt das andere Werk, aus dem Nachlasse des Grafen Prokesch-Osten**), an und führt den Leser bis nahezu in die letzten Tage Metternich's. Ein unmittelbares politisches Interesse können natürlich die beiden Publicationen nicht mehr in Anspruch nehmen. Selbst in der brennendsten Frage der Gegenwart, der orientalischen, wird niemand mehr sich bei Metternich und Prokesch Rath holen. Ganz neue Factoren kommen in Rechnung und heischen eine andere Behandlung. Auch in Bezug auf die italienischen und deutschen Angelegenheiten wird man nicht Metternich's Schriften wie sibyllinische Bücher aufschlagen. Dagegen ist der historische Werth der beiden Werke nicht gering anzuschlagen, so wenig sie auch als eigentliche Quelle für den Geschichtschreiber empfohlen werden können. Gar seltsam würde sich eine Geschichte des Zeitraumes von 1815—1830, auf Grund der Metternich'schen Aeußerungen und Urtheile geschrieben, ausnehmen. Darnach hätte er allein stets Recht gehabt und Recht behalten und wäre durch seine Thätigkeit die ausschließliche Basis zu einer dauernden Ordnung der europäischen Verhältnisse gelegt worden. Metternich sah die Welt stets nicht nur vom ausschließlich österreichischen Standpunkte, sondern auch von den denkbar subjectivsten Gesichtspunkten an und konnte niemals begreifen, daß andere Leute verschieden dachten und

*) Aus Metternich's nachgelassenen Papieren. Herausgegeben von dem Sohne des Staatskanzlers Fürsten Richard Metternich-Winneburg. 3. u. 4. Bd. Wien, Braumüller. 1881.

**) Aus dem Nachlasse des Grafen Prokesch-Osten. Briefwechsel mit Herrn von Gentz und Fürsten Metternich. Zwei Bände. Wien, C. Gerold's Sohn. 1881.

wünschten. Das waren unpraktische Schwärmer, Schwindler und Verbrecher. Wer aber den intimen Charakter der Zeit kennen lernen, die Illusionen, in welchen sich die Machthaber bewegten, begreifen will, der findet in Metternich's Schriften die interessantesten Beiträge dafür, ganz abgesehen von der Wichtigkeit, welche die Selbstschilderung einer so hervorragenden Persönlichkeit, wie der österreichische Staatskanzler, stets besitzt.

Für den Biographen Metternich's sind die beiden jüngst publicirten Bände von der größten Bedeutung. Das Jahrzehnt, welches den Napoleonischen Kriegen folgte, bildet den Höhepunkt in Metternich's Leben. Seine Macht entfaltete sich damals am glänzendsten; sein Einfluß schien keine Schranke zu finden, wie auch seine Absichten und Wünsche auf keinen Widerstand zu stoßen. Was er wollte geschah, wogegen er sich aussprach verschwand von der Oberfläche. Metternich war in diesem Zeitraume der Minister Europas. Kein Wunder, daß er an die absolute Richtigkeit seiner Pläne und die vollkommene Wahrheit seiner Gedanken glaubte und diese in Grundsätze kleidete, welche nach seiner Meinung nur einfach angewendet zu werden brauchten, um den Sieg zu gewinnen. Das vielgenannte, eben so gerühmte wie geschmähte System Metternich's empfing seine abgeschlossene Form; zugleich verwandelte aber, durch die ununterbrochene Reihe glänzender Erfolge verwöhnt, sein Geist die Festigkeit der Ueberzeugung in Starrheit der Vorstellungen und wurde unbeweglich. Nicht blos daß Metternich von nun an bis zu seinem Sturze mechanisch an die einmal angenommenen Grundsätze sich anklammerte und die thatsächlichen Verhältnisse, welche ihnen widersprachen, einfach ignorirte: er lebte sich auch allmählich in den Wahn ein, diese Grundsätze gleich vom ersten Anfange seiner politischen Laufbahn an unablässig befolgt zu haben und ihnen den Sieg über Napoleon und das revolutionäre Frankreich zu verdanken.

Als vor einem Jahre die Memoirenfragmente, in welchen Metternich seine Thätigkeit während der Napoleonischen Kriege erklärte, der Oeffentlichkeit übergeben wurden, erregten die mannichfachen Selbsttäuschungen Metternich's billiges Erstaunen. Die jetzt vorliegenden Bände geben den Schlüssel dazu. Jene Memoiren sind eben von dem Standpunkte geschrieben, welchen der Staatskanzler in den Jahren seines Triumphes sich angeeignet hatte und es werden die Personen und Ereignisse so angesehen und beurtheilt, wie sie ihm die Phantasie zehn Jahre später vorspiegelte.

Die im dritten und vierten Bande mitgetheilten Actenstücke, Depeschen und Vorträge werden von keinen erläuternden Memoiren begleitet, dagegen zahlreiche Briefe und Tagebuchblätter zwischen dieselben eingeschaltet. Wir haben bei dem Tausche nichts verloren, Metternich dagegen entschieden gewonnen. Die augenblicklichen Stimmungen, die momentanen Eindrücke treten

uns unverfälscht entgegen, die Persönlichkeit erscheint greifbarer, verständlicher. Wir werden freilich auch jetzt nicht das Urtheil unterschreiben, welches Prokesch, der treueste Verehrer des Fürsten, über diesen fällte. „Liberal, im redlichen Sinne, war kein Staatsmann in damaliger Zeit mehr als Fürst Metternich. Rechthaberei und Eigensinn lagen ihm ferne. Seine Aufgabe war, den Staat zu erhalten und dieser ordnete er jede andere unter. Er wußte den Standpunkt jedes einzelnen Staatsmannes zu würdigen, achtete jeden redlichen Kampf, ertrug den Unverstand und den Irrthum und verachtete nur die Lüge und die kleinen Täuschungsmittel." Gerade die vorliegenden Bände liefern die Farben zu einem doch wesentlich verschiedenen Bilde seiner Natur. Wir können deutlich verfolgen, wie ihm die ganze Politik nur als ein mehr oder weniger scharfer Kampf zwischen einzelnen officiellen Persönlichkeiten und jede sachliche Schwierigkeit beseitigt erschien, wenn er dieselben (am liebsten durch mündliche Ueberredung) auf seine Seite gebracht hatte. Was hinter den Persönlichkeiten stand, dafür besaß er kein scharfes Auge. So geringschätzig er auch über politische Theoretiker, die Schwätzer und Träumer urtheilte, so war doch in ihm nicht minder das doctrinäre Wesen stark ausgeprägt. Seine Depeschen bewegen sich mit Vorliebe in allgemeinen Erörterungen und sind überreich an Gemeinplätzen. Je eingehender er einen Gegenstand behandeln wollte, desto abstracter wurde er. Die geheime Denkschrift, welche Metternich 1820 zu Nutz und Frommen des Kaisers Alexander von Rußland verfaßte, liest sich wie die gelehrte Abhandlung eines Professors. Er fängt bei Adam's Nachbarn an, erspart uns nicht einen kurzen Hinweis auf die Völkerwanderung, die Kreuzzüge und die Erfindung des Schießpulvers und schließt mit einer förmlichen Kanzelrede. Will man noch ein anderes Beispiel von seinem Schweben im Allgemeinen, von seiner Unfähigkeit, sich mit dem concreten Staatsleben zu beschäftigen? In einem Bruchstücke seiner Autobiographie heißt es: „Ich verwendete die Jahre 1816 und 1817 zur Regelung meiner Ansichten und ordnete sie in zwei Richtungen: zuerst in der moralisch-allgemeinen, dann in einer speciellen, in ihrer Beziehung auf den Staatshaushalt materiellen. Die Bearbeitung des ersten Theiles behielt ich mir selbst vor." Die Unfruchtbarkeit seines Wirkens für Oesterreich kann nach diesem Geständnisse nicht Wunder nehmen. Verstärkt wurde seine Abneigung, sich in die praktischen Staatsgeschäfte zu vertiefen, noch durch einen hervorragenden Charakterzug. Verehrer des Fürsten rühmten stets seine Leidenschaftslosigkeit. Sie haben vollkommen Recht. Metternich bewahrte unter allen Umständen eine kalte, vornehme Ruhe, ließ sich niemals zu einer unschönen, heftigen Geberde verleiten, zu einem flammenden Zornworte reizen. Diese gemessene Selbstbeherrschung verschaffte ihm einen so großen Vortheil über den roh auffahrenden Napoleon und imponirte später den kleinen Diplomaten, welche

ihre Dummheit und Feigheit gern unter einem übertriebenen Pathos verbargen. Sie war aber mit einem vollständigen Mangel an kräftiger Initiative verknüpft und ließ ihn jede durchgreifende, von ihm ausgehende Maßregel als seiner Würde unangemessen vermeiden. Scheute er doch auch in seinem privaten Leben alles Aufregende, mächtig Ergreifende und die Empfindung Packende. Es sind nur kleine Züge, aber seine Natur trefflich zeichnend, daß er für das leise gelispelte, gehauchte „oui" schwärmte, das kräftige, offene, deutsche „Ja" dagegen haßte und nur die italienische sinnebestrickende Musik liebte. „Welch' eine gute Episode," schreibt er 1822 in seinem Tagebuche, „in meinem Leben ist die italienische Oper, die es mir endlich gelungen ist, hier festzusetzen — ein wirklicher und großer Sieg, den ich erfochten." Mit seinem Tadel deutscher Sänger — „die Leute machen den Mund nicht auf und scheinen zu glauben, die Nase sei auch ein Organ der menschlichen Stimme", mochte er recht haben. Wie doctrinär ist aber dann wieder die Anschauung, welche ihn hinter der Begeisterung für Beethoven's Musik (diese kann allein gemeint sein) politische Opposition wittern läßt: „Merkwürdig ist, daß der falsche Geist und der schlechte Geschmack sich ewig beisammen finden; so geschieht es, daß alle Malcontenten die italienische Musik perhorrescicren." Die Vorliebe für Livius („heute gehe ich ohne Schlaf zu Bette und werde noch zwei oder drei Kapitel des Livius lesen, den ich schon zum fünften oder sechsten Male durchgemacht") ist für Metternich eben so charakteristisch wie das Studium Machiavelli's für Friedrich den Großen.

Metternich's Briefe öffnen uns nicht nur einen Einblick in sein persönliches Wesen, sondern erklären uns auch, wie dasselbe sich nothwendig nach der Richtung des Doctrinären und der höchsten Selbstschätzung entwickelte. Daß der Kanzler nicht dem Größenwahnsinn verfiel, blos an die absolute Richtigkeit seiner Grundsätze glaubte und die thörichte oder verbrecherische Welt bedauerte, welche diesen Glauben nicht theilte, beweist seine relativ gesunde Natur. In dem Jahrzehnt nach den Napoleonischen Kriegen vereinigte sich alles, um ihn in den Wahn der Allmacht und der Unfehlbarkeit zu versetzen. Als er 1816 in Italien weilte, hatte bereits der Metternichcultus eine große Höhe erreicht. „Wäre ich Souverän von ganz Italien, ich könnte nicht anders empfangen werden. Die ganze Partei der Guten, und sie ist unendlich groß, drängt sich an mich, hegt unbedingtes Vertrauen zu mir und erwartet nur von mir Heil. Die Jacobiner verkriechen sich und erblicken in mir die drohende Ruthe." Wie den italienischen Fürsten, so erscheint Metternich auch den deutschen Souveränen und Ministern als der „Messias", auf dessen Offenbarungen sie harren. Selbst König Georg IV. von England, welchen Metternich in Hannover 1821 besuchte, erkannte es als eine der größten „Gnaden" in seinem Leben, daß er mit dem Kanzler sich unterreden könne. Das Tollste

blieb aber doch der Antrag des Papstes, Metternich die Cardinalswürde zu verleihen. „Als Cardinal Albani mir kürzlich (Juli 1825) die Mittheilung von seiner bevorstehenden Rückkehr nach Rom machte, bemerkte er mir mit einer gewissen Feierlichkeit, er habe im Auftrage des heiligen Vaters eine Frage an mich zu stellen. Dabei zog er ein an ihn gerichtetes eigenhändiges Schreiben Seiner Heiligkeit aus der Tasche und bat mich, Kenntniß von dem Inhalte desselben zu nehmen. Darin standen die folgenden kurzen Worte: Ich habe mit Vergnügen Kenntniß erhalten von Ihrer vertraulichen Anzeige des von Ihnen geahnten Wunsches des Fürsten Metternich in das Cardinalcollegium einzutreten. Der Fürst hat sich so viele Ansprüche auf diese Würde erworben, daß ich ihm dieselbe zu verleihen bereit bin. Bevor ich aber den Fürsten ernenne, belieben Sie die bestimmte Frage an ihn zu richten, ob er das Cardinalat wirklich will, in welchem Falle ich ihn im nächst bevorstehenden geheimen Consistorium in Vorschlag bringen werde." Noch komischer als dieser Antrag des Papstes ist der Grund, welcher den Cardinal Albani zu dem Glauben brachte, Metternich wünsche geistlich zu werden. Der Fürst hatte in einem Gespräche die rothe Farbe als eine ihm gefällige bezeichnet und das nahm Albani für eine Anspielung an die Cardinalstracht. Der galante Kanzler als Cardinal, vielleicht gar als Candidat der Papstwürde! Kann man sich etwas Lächerlicheres denken? Und dazu war keineswegs Metternich der Mann, welcher etwa durch besondere Frömmigkeit und kirchlichen Sinn sich auszeichnete. Er hatte die Privilegien des Kaisers gegen die Ansprüche der Curie auf Besetzung der Bischofsstühle erfolgreich vertheidigt, eine Verfassung der deutschen Kirche angeregt und für die Verhandlungen darüber den Bischof von Wessenberg empfehlen, er spottete über die Wunder des Fürsten Hohenlohe, den er mit dem „heiligen Cagliostro" vergleicht und als Salonheiligen beschreibt; er steckte überhaupt in seinen religiösen Anschauungen noch stark im Geiste des vorigen Jahrhunderts. Die kirchliche Gesinnung war es also gewiß nicht, die ihn für den Cardinalshut würdig machte. Einzig allein seine politische Macht sollte dadurch für die Interessen des päpstlichen Stuhles gewonnen werden. Von allen Großen der Welt umworben, als ihr Schutzgeist verehrt, mußte Metternich in seinem Selbstgefühle gewaltig wachsen. „Ich bin mitten im Chaos," schreibt er 1824, „wie ein Mann, der einst beim Herannahen der Sündfluth, auf einer Insel stehend, verschont geblieben wäre. Ich bleibe fest auf meiner Stelle, werfe mich nicht in die Fluthen, sondern warte, daß sie mir näher kommen oder zurücktreten. Den Einen rufe ich zu, sich neben mich hinzustellen, die Anderen bitte ich flehentlich, sich nicht unnützerweise in das Wasser zu stürzen. Alle hören mich, Niemand aber will mich verstehen; zuweilen fordert man mich sogar auf, meinen Standpunkt zu verlassen; ich aber trete nicht herab, sondern arbeite vielmehr daran,

Stein auf Stein zu legen, um mich womöglich noch höher zu stellen." Aehnliche Selbstschilderungen, wie hoch, wie allein aber auch er stehe, wie wenig er von den beschränkten Menschen verstanden werde, wie ihn dieses aber nicht kümmere, nur in seinen Ueberzeugungen befestige, wiederholen sich in den Briefen des Kanzlers noch unzählige Male. Das Selbstlob beruht keineswegs auf hohler Prahlerei. Wenn wir gegenwärtig die ganze vierzigjährige Wirksamkeit Metternich's überblicken, entdecken wir freilich, daß er sich zahlreichen Täuschungen und Irrthümern hingegeben und nicht eines dauernden Erfolges seines politischen Systemes sich eigentlich rühmen darf. Damals aber, als er so ruhmredig seine „Thaten" schilderte, konnte er auf eine Reihe ununterbrochener Triumphe hinweisen, scheinbar mit vollem Rechte von sich behaupten, daß er „allein wisse, was heute zu thun ist" und nur bedaure, daß er nicht in einem größeren Jahrhundert geboren wurde. „Ich hätte im Jahre 1900 geboren und das zwanzigste Jahrhundert vor mir haben sollen." Namentlich in Deutschland entfaltete er eine nahezu unbegrenzte Herrschaft und übte einen entschieden größeren Einfluß als in Oesterreich selbst, wo Kaiser Franz an gewissen Prärogativen zähe festhielt und die täglich schlechteren Finanzverhältnisse jede politische Reform auf unbestimmte Zeiten zurückschoben. Die kleinen deutschen Fürsten huldigten Metternich als ihrem gnädigen Herrn, die schwachen Versuche der Könige von Baiern und Württemberg, sich zu einiger Selbständigkeit aufzuraffen, wies er mit leichter Hand zurück. Wie es ihm gelang, auch Preußen vollkommen auf seine Seite zu bringen, bildet eine der interessantesten, freilich für uns Deutsche auch traurigsten Episoden seines Wirkens.

Gleich nach dem Schlusse des Aachener Congresses theilt er den Fürsten Wittgenstein und Hardenberg seine Ansicht über die Lage des preußischen Staates mit. Sie war nur eine längere Umschreibung des einzigen Satzes: „Die Centralrepräsentation durch Volksdeputirte ist die Auflösung des preußischen Staates." Nur Provinzialstände „in einer sehr genau zu erwägenden und zu bestimmenden Form" dürfen eingeführt werden. Wenn er sich dennoch darüber hinaus auch für eine „Centraldeputation", freilich nur ganz problematisch ausspricht, so geschieht es, weil der König ein Repräsentativsystem versprochen hat. Wie diese Centraldeputation unschädlich gemacht, wie die Verfassung zu einem nichtssagenden Scheinleben herabgedrückt werde, führt Metternich in dem vertraulichen Schriftstücke näher aus. Nach Metternich soll die ideale preußische Verfassung auf folgenden Grundsätzen fußen. Der preußische Staat besteht in der Form unter sich getrennter Provinzen. Jede Provinz erhält eine ihren Localverhältnissen angemessene ständische Vertretung. Die Stände besitzen das Recht zu petitioniren und die Steuern zu repartiren. Der König behält sich vor, einen künftigen Beschluß über die Mitwirkung der

Provinzialstände, mittelst einer aus ihnen zusammenzusetzenden Centralrepräsentation, für die Bewilligung des Budgets und die höhere Gesetzgebung zu fassen.

Wittgenstein und dessen Anhang waren natürlich mit diesem Projecte vollkommen einverstanden. Es galt aber auch den König dafür zu gewinnen. Das gelang Metternich in einer Zusammenkunft mit dem Könige in Teplitz im Sommer 1819. Metternich schlug einen drohenden Ton an. Er kündigte die Freundschaft Oesterreichs auf, wenn in Preußen nicht eine Regierung, welche dieses Namens werth sei, endlich erstehe. Er denuncirte, wie früher die Landwehr, so jetzt die liberalen preußischen Staatsmänner. „Die Verschwörung hat ihren Ursprung und ihren Sitz in Preußen; die unteren Verschwörer sind heute bekannt, die oberen sind es noch nicht, sie stehen aber sicher in den höchsten Regionen Ihrer eigenen Diener. Das Zusammenwerfen Humboldt's, Gneisenau's, Boyen's mit dem Mörder Kotzebue's, mit den (von Metternich übrigens als zahm und unschädlich anerkannten) Burschenschaften war eine unverschämte Verleumdung. Sie erreichte bei dem bereits eingeschüchterten König ihren Zweck. Er entschuldigte sich, klagte, daß ihm „Leute fehlen", daß in Hardenberg's Umgebung „zu dessen Unglück sehr kuriöse Menschen stecken" und bat Metternich flehentlich um Rath und Hilfe. In Conferenzen Hardenberg's mit Metternich, zu welchen noch auf des letzteren Wunsch Bernstorff und Wittgenstein, „der ganz so denkt, wie ich" beigezogen wurden, sollte das Reactionssystem für Preußen festgestellt werden. Metternich darf sich in seinem Berichte an den Kaiser Franz des vollkommenen Sieges rühmen. „Ich habe die Seele des Königs ganz durchschaut und Mittel genug vorbereitet, in ihm das activste Princip seiner Seele, das Hemmende, derart zu steigern, um hoffen zu können, daß derselbe kaum jemals den gewagtesten aller Schritte, die Einführung einer Verfassung für sein Reich, ausführen dürfte, ohne mir die vorläufige Prüfung des zu Geschehenden zu gestatten."

Nach dem Schlusse der Karlsbader Conferenzen schrieb Metternich: „Von Karlsbad wird fortan die Aera des Heils datiren", als er vom Congresse von Verona heimkehrte, frohlockte er: „Der Congreß von Verona ist der wichtigste seit dem Jahre 1814 und wird hoffentlich goldene Früchte tragen. Das gute Glück ist mir schon öfter zur Seite gestanden, da ich es immer nur zum Siege des guten Rechtes angerufen; habe ich es einmal, so lasse ich es nicht mehr los und wir bleiben in gutem Einvernehmen." Er hatte keine Ahnung, wie bald dasselbe werde gestört werden. Die griechische Revolution war in seinen Augen anfangs nur ein kleines Wölkchen, welches bald wie die italienischen Revolutionen vom politischen Horizonte schwinden würde. Im Jahre 1821, zur Zeit des Laibacher Congresses, hielt er sie für abgethan. „Die griechische Revolution, meldete er Stadion, braucht Sie nicht zu kümmern. Ich verbürge mich dafür, daß Kaiser Alexander an ihr ebensowenig ein In-

teresse nimmt, wie an der Revolution in Piemont. Il faut regarder cette affaire comme placée hors de la civilisation.“ Daß dieselbe zum Schaden der Griechen ausschlagen werde, keine fremde Macht ihnen zu Hilfe komme, erschien ihm sicher. Und noch 1825 tröstet er sich mit der Versicherung eines englischen Kapitäns, nach dessen Meinung die Griechen unmöglich längeren Widerstand leisten können. „Die Leute haben Nichts, gar Nichts.“ Die Geschichte der griechischen Insurection, fügt der Kanzler hinzu, wird einst eine recht kuriose werden. Das wurde sie auch, aber nicht im Sinne und nach dem Wunsche Metternich's. Canning, die „Weltgeißel“, kreuzte seine Pläne, der unerwartete Tod Kaiser Alexander's raubte ihm die Gelegenheit persönlicher Einwirkung auf die in dieser Sache entscheidende europäische Großmacht. Metternich hatte im Laufe der Jahre einen immer größeren Einfluß auf Kaiser Alexander gewonnen, oder wie er sich ausdrückte, denselben bekehrt. Capodistria war nahe daran „sich den Hals zu brechen“, Nesselrode, die „Forelle im Sumpfe“, glücklich, daß ihm Metternich „ein Bischen Quellwasser hatte zukommen lassen, in welchem er sich beleben könne“ und vollständig auf der Seite des Kanzlers. Alle Erfolge waren durch die Thronbesteigung Kaiser Nicolaus' gefährdet, wenn nicht gar vernichtet. Metternich hatte länger an einen „Kaiser Constantin“ geglaubt, als dem thatsächlichen Thronerben erwünscht sein konnte. Durch den Aufstand in Petersburg erschienen sowohl der österreichische Gesandte, wie der vornehmste Attaché, Lebzeltern und Felix Schwarzenberg compromittirt, der erstere durch seine Verwandtschaft mit dem Fürsten Trubetzkoi, der andere durch seinen freundschaftlichen Verkehr mit mehreren Rädelsführern der Empörung. Zu Kaiser Nicolaus stand Metternich in keinen persönlichen Beziehungen, er war über dessen Charakter und Neigungen in vollständiger Unkenntniß und sah mit Betrübniß, wie ihm seine wichtigste politische Operationsbasis, die persönliche Ueberredung und Bekehrung, für lange Zeit entrückt war. Er fürchtete sogar antipathische Empfindungen bei dem neuen Kaiser. Die schlimmste Ueberraschung harrte noch seiner. Bis jetzt hatte Metternich alle Mittel in Bewegung gesetzt, um den Krieg zwischen der Pforte und dem griechischen Volke zu localisiren, jedes Weitergreifen des Kampfes zu verhüten. Selbst vor dem letzten Mittel schreckte er nicht zurück und trug bei den Großmächten darauf an, auf die Pforte einen starken Druck auszuüben, damit diese einen unabhängigen griechischen Staat zugestehe. Nun erklärte aber Kaiser Nicolaus ganz unumwunden: „Ich verabscheue die Griechen, obwohl ich das religiöse Bekenntniß mit ihnen theile, sie haben sich auf eine schmachvolle, verdammenswerthe, geradezu verbrecherische Weise betragen. Ich betrachte sie noch immer als rebellische Unterthanen gegen ihren legitimen Souverän und will nicht ihre Befreiung. Sie verdienen sie nicht und würden ein schlimmes Beispiel für andere Völker

bieten." Nicht für die Griechen, wohl aber gegen die Türkei erklärte er kämpfen zu wollen. Und um den Pfeil noch zu schärfen, sprach er sich sogar befremdend darüber aus, wie Metternich durch seinen Antrag auf ein unabhängiges Griechenland die Revolution begünstigen und fördern könne. Der russisch-türkische Krieg 1828 brachte Metternich große Aufregung und Sorge. Und auch als der Friede zu Adrianopel geschlossen war, blickte er beklommen in die Zukunft. Die „moralische Pest", von welcher Europa heimgesucht war, mußte durch den Zusammenbruch der heiligen Allianz, durch die offenbaren Gegensätze in der politischen Richtung der einzelnen Großmächte an Stärke und Verbreitung zunehmen. Metternich war klar blickend genug, sich über den verringerten Einfluß Oesterreichs auf die europäischen Angelegenheiten und ihre Ursachen nicht zu täuschen. Seine Rathschläge verhallten, weil er sie nicht auf die militärische Macht Oesterreichs stützen konnte. Die Armee war in den tiefsten Verfall gerathen. Sie aus demselben zu reißen, hätte es besser geordneter Finanzen und einer gründlichen Veränderung der ganzen Staatsverwaltung bedurft. Beides schwebte Metternich als allgemeiner Wunsch vor Augen, die Reformen durchzuführen besaß er weder die Lust noch die Fähigkeiten.

Für die Periode seit dem griechischen Aufstande und die folgende Zeit treten zu Metternich's Aufzeichnungen die Briefe, welche Prokesch an Gentz und Metternich richtete, ergänzend hinzu. Sie werden gerade im gegenwärtigen Augenblicke mit erhöhtem Interesse gelesen werden. Große diplomatische Talente konnte Prokesch als Agent einer Macht, die nur rathen aber nicht helfen und eingreifen konnte, allerdings kaum entwickeln. Seine Rolle beschränkt sich auf die eines Kritikers. Prokesch war ein scharfer Beobachter, streng, fast hart in seinen Urtheilen über die Griechen, aber nicht vorurtheilsvoll, glücklicher in der Feststellung der Thatsachen, als in seinen politischen Schlüssen, welche viel zu logisch waren, als daß sie den wirklichen Folgen der Ereignisse hätten entsprechen können. Denn die orientalische Politik der europäischen Mächte ist das Feld der vorlauten Thaten und der nachträglichen besseren Ueberlegung, wo Jedermann handelt wie er nicht will, und denkt wie er nicht soll. Die Schilderungen, welche Prokesch von den griechischen Staatsmännern und späteren Parlamentsführern, von dem Könige, welchen Graf Asmansperg, der Regent, durch ein conclusum medicum (1835) als regierungsunfähig erklärt wissen will, von der Königin, dem einzigen Manne am Hofe, von den Ministern, welche in der Schwäche der Regierung die Bedingung des gesunden Staates erblicken, giebt, verdienen auch heute mit Aufmerksamkeit gelesen zu werden. Nicht unwichtig ist es ferner zu erfahren, daß bereits vor einem Menschenalter die Griechen die Grenzen ihres Staates gerade so weit wie gegenwärtig absteckten und bei einer Theilung der Türkei als die allein richtige österreichische Grenze

die Linie von Orsowa bis Salonich mit diesen Häfen am Archipel und Widdin an der Donau angegeben wurde. Sowohl Metternich wie Prokesch verzweifelten an der Zukunft der Türkei. „Constantinopel darf nur griechisch werden, ebenso alles Land in welchem die griechische Sprache herrscht.“ Aber freilich die Karte, auf welcher Metternich's Phantasie diese Umwälzungen schaute, trug das Datum 2815. An eine nahe Katastrophe glaubte er nicht.

Bis zum Jahre 1832 richtete Prokesch seine Briefe an Gentz. Nach Gentz' Tode, über dessen Ursachen Metternich sich wie ein Arzt gemessen und ruhig äußerte, tritt er mit dem Kanzler in unmittelbaren Verkehr. Auch jetzt bilden die griechischen Angelegenheiten den Hauptgegenstand der Unterhaltung. Erst nach dem Sturze Metternich's, als dieser in London und Brüssel im freiwilligen Exil weilte, erweiterte sich das Programm und wurden die Zustände in Deutschland, die drohenden Conflicte zwischen Preußen und Oesterreich ausführlich erörtert. Metternich's persönliche Liebenswürdigkeit und die starre Unbeweglichkeit seiner politischen Ansichten treten auch hier offen zu Tage. Der ersteren Eigenschaft dankt er die treue Anhänglichkeit, welche ihm so viele seiner Standesgenossen auch nach seinem Sturze bewahrten, der andere Charakterzug läßt ihn die Naturnothwendigkeit der deutsch-politischen Bewegung, die Rechte des preußischen Staates an der Leitung des deutschen Volkes vollständig verkennen. Er versteht die Welt nicht mehr, höchstens in der Partei der Kreuzzeitung entdeckt er noch Reste politischer Vernunft, die Rückkehr zur alten Bundesverfassung erscheint ihm als der einzige Weg des Heils und des dauernden Friedens.

In einem der letzten Briefe Metternich's an Prokesch lesen wir folgende Stelle: „Ich hatte einen alten Kammerdiener, mit dem es nicht möglich war in Streit zu gerathen, denn er mochte etwas gesagt oder geschwiegen haben — sagen konnte man was man immer wollte —, er antwortete stets mittelst des Ausrufes: c'est ce que je vous disais! Was der gute Mann e r f a n d, habe ich das Recht als von mir gethan in der großen Runde zu behaupten.“ Ob die Leser seiner Schriften und die Zeugen seiner Thätigkeit den Unterschied zwischen Metternich und dem Kammerdiener so groß finden?

Anton Springer.

Die neue kirchenpolitische Annäherung.

Wiederum treffen wie im vorigen Jahre mit den ersten Frühlingsboten Anzeichen zusammen, daß der „bitterliche Streit“, wie ihn vor nun vier Jahren Dr. Falk noch als Minister nannte, zwischen dem preußischen Staate und dem katholischen Kirchenthume bei einem Anfange des Endes angelangt

sei. Aber während damals der päpstliche Brief an den abgesetzten Kölner Erzbischof Melchers von allen patriotischen Herzen mit überschwellenden Hoffnungen aufgenommen wurde — eine beschämende Widerlegung der nichtswürdigen Verdächtigung, daß „der Liberalismus vom Culturkampf lebe" — hat die Enttäuschung jener Hoffnungen ein Mißtrauen erzeugt, welches sich schwer überwinden kann, das abermals lockende Bild des Friedens nicht für eben so trügerisch zu halten. Indeß haben wir gerade an den Vorgängen des letzten Jahres, und was in dem Verlaufe über ihre Vorgeschichte bekannt geworden, ungleich zuverlässigere Anhaltspunkte, um auf Grund von Thatsachen statt von Wünschen ein Urtheil über das Mögliche und Wahrscheinliche in den angeregten Erwartungen zu gewinnen, um nicht etwa diesmal nach der entgegengesetzten Seite nur um so bitterer enttäuscht zu werden.

Als im März vorigen Jahres das päpstliche Schreiben bekannt wurde, welches die seit sieben Jahren heiß umstrittene Schwelle der Maigesetze, die Anzeigepflicht, überschreiten zu wollen schien, hatte man in der Oeffentlichkeit ganz allgemein den Eindruck, daß hier ein unmittelbares Ergebniß der seit dem Juli 1878 eingeleiteten und nach längerer Unterbrechung während der letzten Monate des Jahres 1879 in Wien fortgeführten Unterhandlungen zwischen der preußischen Regierung und der Curie sichtbar, und gleichsam die verabredete Losung laut werde, für welche im preußischen Cultusministerium die vereinbarten Revisionsvorschläge zu den Maigesetzen schon bereit gehalten seien. Dieser Annahme ist durch die werthvollen Aufschlüsse, welche der Cultusminister von Puttkamer in seiner Rede vom 28. Mai vorigen Jahres gegeben hat, aller Boden entzogen. Der Minister wollte den Wiener Besprechungen überhaupt nicht den Charakter von „Verhandlungen" zugestehen, „denn wir haben vom ersten Augenblicke an kein Hehl daraus gemacht, daß die Grundlinie der Regulirung des Grenzgebietes zwischen Staat und Kirche für Preußen durch unsere Gesetzgebung von 1873—75 unwiderruflich gezogen sei" — eine Versicherung, die dann aber durch die kirchenpolitische Vorlage selbst, welche damit eingeleitet wurde, eine höchst eigenthümliche Beleuchtung erhielt. Indeß war doch in Wien die preußische Maigesetzgebung „von bewährten Sachverständigen Paragraph für Paragraph durchgenommen, an dem Maßstabe gemessen" worden, „in wie weit sie nach kirchlicher Auffassung intolerabel seien, und in wie weit nach den Auffassungen des Staates im Einzelnen eine Concession gemacht werden könnte". Dabei hatte sich denn vorab herausgestellt, „daß für Staat und Kirche ein gemeinsamer Rechtsboden überhaupt nicht zu finden ist auf ihrem Grenzgebiete, daß die Staatsgesetzgebung, welche diese Materie zu regeln unternimmt, niemals den Anspruch darauf machen kann, wirklich der adäquate Ausdruck eines gemeinsamen Rechtsbewußtseins zu sein". Das einzige, was man erreichen könne, sei eine Verständigung

über einen modus vivendi „dahin, daß der Staat seine Gesetzgebung so einrichtet, daß der Kirche unbehindert die Ausübung ihrer erhabenen Heilsaufgabe möglich sein kann, und andererseits die Kirche ihre Institutionen so ordnet, daß sie den Staat der Nothwendigkeit überhebt, zur Abwehr gegen sie in einzelnen Fällen einzuschreiten". Nicht diese Erkenntniß habe die Regierung überrascht und enttäuscht, wohl aber die weitere Erfahrung, „daß wir absolut nicht dahin gelangt sind, in dieser friedlichen Erörterung diejenigen Gesichtspunkte zu finden, welche einen thatsächlichen modus vivendi möglich machen könnten . . . daß es für uns unmöglich gewesen ist, den Standpunkt zu finden, von welchem aus im Wege einer sogenannten organischen Revision der Maigesetze hätte vorgegangen werden können". Der Minister wies dies im Einzelnen an einer Reihe von Hauptstreitpunkten nach, wobei sich allerdings schlagend ergab, daß die Curie sich mit keiner allgemeinen Formulirung irgend welcher Art zufrieden geben wollte, die nicht vollständig in den Kreis ihrer eigenen unverrückbaren Grundsätze eingegangen wäre.

Mit diesem Ergebnisse kamen die „vorläufigen Wiener Besprechungen" (vor Weihnachten) zum „Schlusse", und es verging eine Pause von zwei Monaten, während deren Herr von Puttkamer bei der Etatberathung im Abgeordnetenhause eine Erklärung abgab, welche bei aller ihr durch die Umstände ungesucht aufgeprägten Vieldeutigkeit keinenfalls der Annahme Raum gab, daß die Unterhandlungen, auf welche der Führer des Centrums ausdrücklich Bezug genommen hatte, aufgegeben seien. Nach der Versicherung des Cultusministers war aber im Schooße der Regierung bereits der Gedanke einer „Vollmachtgesetzgebung", nach dem durch den Ort der letzten Besprechungen nahe gelegten österreichischen Vorbilde, aufgetreten, als „von uns unprovocirt und unerwartet das päpstliche Breve vom 24. Februar" kam. Wie Herr von Puttkamer sagt, „konnte es auf die Staatsregierung selbstverständlich nur den günstigsten Eindruck machen, wenn der oberste Leiter der katholischen Kirche in einem für die Oeffentlichkeit bestimmten Documente in Aussicht stellte, daß die hauptsächliche Quelle aller Irrungen, nämlich die Versagung der Anerkennung der Anzeigepflicht, verstopft werde". In der That hatte der Papst ganz allgemein erklärt, er werde, um das Einvernehmen zwischen der kirchlichen und staatlichen Gewalt zu beschleunigen „dulden, daß der preußischen Staatsregierung vor der canonischen Institution die Namen jener Priester angezeigt werden, welche die Bischöfe der Diöcesen zu Theilnehmern ihrer Sorgen in der Ausübung der Seelsorge wählen". Indeß schon in der Depesche vom 4. März, welche auf die Mittheilung des Breve die Antwort bildet, läßt Fürst Bismarck dem Botschafter in Wien seine Zweifel darüber ausdrücken, „ob unter den sacerdotes, welche die ordinarii dioecesium berufen, auch die Succursalpriester und die Capläne verstanden sind", und in seinem Beschlusse vom

17. März kann das Staatsministerium „jener Kundgebung, so lange Zweifel über deren Congruenz mit den bezüglichen staatsgesetzlichen Vorschriften bestehen, sowie in Anbetracht des in ihr zu Tage tretenden Mangels an einer bestimmten, die Erfüllung der gesetzlichen Anzeigepflicht sichernden Anordnung, vorerst nur einen theoretischen Werth beimessen". Diese Zurückhaltung erwies sich nur zu bald als wohl begründet: noch ehe der Beschluß des Staatsministeriums in Wien mitgetheilt werden konnte, war dort eine Depesche des Cardinalstaatssecretärs vom 23. März eingetroffen, in welcher der Erlaß der Instructionen an die Bischöfe zur Ausführung der im Breve vom 24. Februar gegebenen Zusage an drei Bedingungen geknüpft wurde, welche nicht weniger besagten als 1) die Umwandlung des staatlichen Einspruchsrechtes in eine „Geltendmachung von Bedenken", 2) die vollständige Amnestie und Wiederzulassung aller entsetzten Bischöfe und Geistlichen, Niederschlagung aller Strafen und schwebenden Processe u. s. w., 3) daß die preußische Gesetzgebung, namentlich in Bezug auf die freie Ausübung des heiligen Ministeriums, die Erziehung des Klerus und den religiösen Unterricht der katholischen Jugend „in Uebereinstimmung mit den Grundsätzen der katholischen Kirche gebracht werde". Um einer bloßen einleitenden Form willen sollte nicht weniger als der ganze Inhalt der Maigesetzgebung preisgegeben werden!

In dem Beschlusse vom 17. März hatte die Regierung zugleich in Aussicht gestellt, daß, „sobald sie den sichtlichen und in Thatsachen ausgedrückten Beweis in Händen habe, daß den versöhnlichen Absichten Sr. Heiligkeit auch praktische Folge werde gegeben werden", sie sich bemühen werde, „von der Landesvertretung Vollmachten zu gewinnen, welche ihr bei Anwendung und Handhabung der einschlagenden Gesetzgebung freiere Hand gewähren und damit zugleich die Möglichkeit bieten, solche Vorschriften und Anordnungen, welche von der römischen Kirche als Härten empfunden werden, zu mildern oder zu beseitigen, und so ein dem Verhalten der katholischen Geistlichkeit entsprechendes Entgegenkommen auch staatsseitig zu bethätigen". Hierauf erfolgte am 15. April in Wien die Antwort: dieser Schritt der königlichen Regierung habe im Vatican nur einen ungünstigen Eindruck hervorgebracht; man habe dort mit Fug und Recht erwarten dürfen, daß die lange dauernde Berathung des preußischen Staatsministeriums über die Wiener Arbeit mit einer Aeußerung darüber enden würde, wie sich die Regierung zu den römischen Desiderien stellen und in wie weit sie ihre eigenen Forderungen aufrecht erhalten wolle; statt dessen sei nun ein Beschluß erfolgt, welcher die Wiener Arbeit ganz ignorire und dessen Werth noch ein ziemlich zweifelhafter und nicht mit Klarheit zu bestimmender sei. Bereits am folgenden Tage wurde von einer neuen römischen Depesche Mittheilung gemacht: der Eindruck des Staatsministerialbeschlusses sei der allerpeinlichste gewesen; die schlimmste Seite des Weges,

den die preußische Regierung nunmehr einschlagen wolle, sei die Ungewißheit, in der die Kirche bleiben werde, und die fehlende Garantie für die Dauer der guten Dispositionen der Regierung; es müsse wenigstens die Aussicht eröffnet werden, daß der projectirte Zustand zum Ziele haben solle, zu einer gesetzlichen Regelung des Verhältnisses der katholischen Kirche im Wege einer Revision der preußischen Kirchengesetze zu kommen.

Es ist nöthig, sich diesen Austausch von Erklärungen in einiger Vollständigkeit zu vergegenwärtigen, weil es nur so völlig klar wird, wie gründlich man sich von beiden Seiten an einander geirrt hatte. Am 14. Mai ergingen von Berlin und Rom die sich kreuzenden Actenstücke, welche übereinstimmend „den einstweiligen Verzicht auf eine Fortsetzung der Verständigungsversuche" aussprechen. Die Curie schloß damit: wenn die preußische Regierung der katholischen Kirche keinen andern Vortheil zugestehen wolle als den, der in den discretionären Gewalten liege, so müsse die in dem Breve vom 24. Februar ausgesprochene Ankündigung als non avenue betrachtet werden. Fürst Bismarck dagegen erklärte: die Regierung werde „nicht länger zögern, aus ihrer eigenen Initiative heraus diejenigen Maßregeln den gesetzgebenden Factoren vorzuschlagen, welche mit den unveräußerlichen Rechten des Staates verträglich sind und nach ihren Wahrnehmungen in anderen Ländern die Wiederherstellung einer geordneten Diöcesanverwaltung und die Abhilfe des eigenen Priestermangels möglich machen".

Seit er dies schrieb, hat Fürst Bismarck die Erfahrung machen müssen, daß für den Gedanken der „Vollmachtgesetzgebung" in der Ausdehnung, welche ihm in der kirchenpolitischen Vorlage vom 20. Mai gegeben war, die Stimmen der gemäßigt Liberalen so wenig wie die des Centrums zu gewinnen waren. Aus den sechswöchentlichen Verhandlungen des Landtages ging nur ein Torso hervor, verschwindende Bruchstücke gegen den ursprünglichen Plan, und doch ein werthvoller Anfang, um auf dem Boden thatsächlicher Annäherung dahin zu kommen, wohin monatelange Besprechungen und Depeschenwechsel nicht geführt hatten.

Von den sechs Artikeln, auf welche die kirchenpolitische Vorlage in dem Gesetze vom 14. Juli 1880 zusammengeschrumpft ist, enthalten drei (Artikel 1, 5 und 6) eine dauernde Abänderung oder mildernde Declaration von maigesetzlichen Bestimmungen, die übrigen drei (Artikel 2—4) discretionäre Ermächtigungen der Staatsregierung, welche nur bis zum 1. Januar 1882 Giltigkeit behalten. Von den ersteren hat Artikel 1, welcher an die Stelle der „Entlassung aus dem Amte" von Kirchendienern durch Urtheil des staatlichen Gerichtshofes für kirchliche Angelegenheiten die Erklärung der „Unfähigkeit zur Bekleidung des Amtes" setzt, an sich darum zur Zeit keine praktische Bedeutung, weil nach Lage der Dinge vorläufig nicht abzusehen ist, daß

es zur Anstellung eines derartigen Verfahrens, das ursprünglich schon dem freien Ermessen der Staatsbehörde anheimgestellt war, kommen wird. Der Artikel 5 hat der entgegenstehenden Rechtsprechung gegenüber nur den ursprünglichen Sinn der Maigesetzgebung darin hergestellt, daß gesetzmäßig angestellte Geistliche keiner Strafbestimmung unterliegen, wenn sie in anderen Gemeinden aushilfsweise geistliche Amtshandlungen vornehmen, und daß die einmal gesetzmäßig angestellt gewesenen Hilfsgeistlichen auch nach Erledigung des Pfarramtes als solche anerkannt bleiben. Die Wirkung dieser Bestimmung zur Erleichterung des kirchlichen Nothstandes war eine so umfassende, daß, wie Herr von Puttkamer in den Verhandlungen des letzten Winters den überschraubten Klagen der Ultramontanen gegenüber feststellen konnte, nur noch drei Procent der katholischen Kirchengemeinden, welche nur zwei Procent der katholischen Bevölkerung enthalten, als vollständig „verwaist" gelten können. Artikel 6 hat die discretionären Befugnisse des Cultusministers bezüglich fernerer Zulassung religiöser Genossenschaften für Krankenpflege und Erziehung nicht schulpflichtiger Kinder nur erweitert; auch davon ist den Umständen entsprechend Anwendung gemacht worden.

Wenn es aber in der gesetzlichen Absicht der erwähnten Bestimmungen lag, ihre mildernde Wirkung ohne Weiteres zu äußern, so standen dagegen die das System der Maigesetzgebung durchbrechenden discretionären Ermächtigungen unter einer wenn auch unausgesprochenen politischen Generalclausel welche die Regierung in ihren begleitenden Erklärungen sich selbst auferlegt hatte: es sollte davon nur in dem Maße Gebrauch gemacht werden, als auch von kirchlicher Seite ein entsprechendes Entgegenkommen thatsächlich an den Tag gelegt werde. In Betreff des Artikel 2, welcher die Bestellung von Diöcesanverwesern in den erledigten Bisthümern dadurch erleichtert, daß er die Regierung zur Dispensation von der Eidesleistung und von dem Nachweise gewisser persönlicher Eigenschaften ermächtigt, war es ohnehin selbstverständliche Voraussetzung, daß von kirchlicher Seite ein Verweser bestellt und die Dispensation für denselben nachgesucht werde. Damit hängt aufs engste zusammen Artikel 3, welcher die Aufhebung der in den erledigten Diöcesen eingeleiteten Vermögensverwaltung durch einen staatlichen Commissar betrifft. Nur der Artikel 4, welcher dem Staatsministerium die Wiederaufnahme der eingestellten Staatsleistungen (Aufhebung des sogenannten Sperrgesetzes) für den Umfang eines bischöflichen Sprengels anheimgiebt, hätte auch eine einseitige Anwendung gestattet, und es ist von ultramontaner Seite bittere Beschwerde darüber geführt worden, daß diese nicht wenigstens in denjenigen drei Diöcesen erfolgt ist, in welchen die Bischöfe, zum guten Theile in Folge örtlicher Verhältnisse, welche den Schwierigkeiten der Anzeigepflicht auszuweichen gestatteten (dazu gehört insbesondere das häufigere Vorkommen von Pfarr-

stellen staatlichen Patronates), sich im Amte zu behaupten gewußt haben. Aber die Regierung blieb dabei, wie sich Herr von Puttkamer am 9. December vorigen Jahres im Abgeordnetenhause aussprach, „nach den gemachten Erfahrungen einstweilen eine ruhig zuwartende Haltung" einzunehmen.

Diese Haltung hat denn endlich ihre Früchte getragen: die Curie hat sich entschließen müssen, nicht wie im Breve vom 24. Februar vorigen Jahres auf dem Papiere, sondern durch die That mit einem Schritte des Entgegenkommens den Anfang zu machen, und zwar mit der augenscheinlichen Absicht, die Regierung wegen Anwendung der Artikel 2—4 des Gesetzes vom 14. Juli 1880 in Verzug zu setzen. Von den zwölf Mitgliedern des preußischen Episcopats sind die beiden Erzbischöfe von Cöln und Posen, sowie vier Bischöfe (von Breslau, Münster, Paderborn und Limburg) durch Urtheil des Gerichtshofes für kirchliche Angelegenheiten aus dem Amte entlassen. Von diesen ist einer, Bischof Martin von Paderborn, inzwischen gestorben; und außerdem sind drei Diöcesen (Osnabrück, Trier und Fulda) durch Tod erledigt. Es ist nun der Anfang damit gemacht, zunächst in diesen auch nach kirchlicher Anschauung offenen Sprengeln eine geordnete Diöcesanverwaltung herzustellen. Vorerst sind die Capitel von Paderborn und Osnabrück mit der Wahl von Bisthumsverwesern vorgegangen. Ultramontane Blätter behaupten mit großer Dreistigkeit, die Anzeige der erfolgten Wahl sei nicht, wie das Gesetz vom 20. Mai 1874 vorschreibt, dem Oberpräsidenten erstattet, sondern dem ältern Brauche gemäß an den Cultusminister ergangen, so daß keine Anerkennung der maigesetzlichen Anzeigepflicht vorliege. Das Staatsministerium hat sich nach dreiwöchentlicher Pause zur Anwendung aller discretionären Ermächtigungen der Artikel 2—4 des Gesetzes vom 14. Juli vorigen Jahres entschlossen, und bis der Hergang actenmäßig veröffentlicht sein wird, darf es wohl den guten Glauben in Anspruch nehmen, daß es einer förmlichen Vorschrift des Gesetzes nichts vergeben hat. Ist die Anzeigepflicht in diesem Falle erfüllt, so werden die neuen Diöcesanverwalter auch in der Lage sein, sich wegen der dringlichsten Pfarrstellenbesetzung mit derselben abzufinden. Ohnehin ist nicht abzusehen, welchen Zweck das ganze Vorgehen haben sollte, wenn die Bisthumsverweser alsbald vor die gleichen Conflicte mit den Gesetzen gestellt wären, in Folge deren die Bischöfe aus ihrem Amte weichen mußten.

Daß die Capitel von Trier und Fulda dem Beispiele der beiden anderen folgen werden, wird mit Bestimmtheit vorausgesehen. Weiter gehende Meldungen sprechen bereits von der bestimmten Absicht der Curie, in Betreff des einen oder des andern der verwaisten, aber kirchlich für die entsetzten Würdenträger noch in Anspruch genommenen Sprengel auch canonisch Sedisvacanz zu schaffen, um damit die Regierung weiter in Verzug zu setzen,

daß sie, die Absicht des gescheiterten Artikels 4 der vorjährigen Vorlage wieder aufnehmend, abermals versuche, die Wiederherstellung der übrigen weniger compromittirten zu ermöglichen. Wenn es wohl gethan bleibt, einem solchen Fortgange der Annäherung ohne übertriebene Erwartungen entgegenzusehen, so läßt sich doch bei unbefangenem Vergleiche der Lage von heute und vor dem Jahre der Eindruck nicht abweisen, daß wir einen starken Schritt zur Anbahnung friedlicher Verhältnisse vorausgekommen sind. Nächst der allseitigen Einsicht, daß einzig auf dem Boden der Thatsachen ein Ausgleich möglich ist, hat nichts mehr Noth gethan, als dem Streite jenen acuten Charakter zu nehmen, mit welchem er gleich begann und in welchem er sich reißend bis zu seiner Höhe entwickelt hat, auf welcher er Jahre lang stehen blieb. Das aber geschieht durch die allmähliche Herstellung der nahezu vollständig zerschlagenen Organisation der katholischen Kirche in Preußen, einerseits durch eine wenn auch einstweilen nur stellvertretende Wiederbesetzung der Bisthümer, andererseits durch möglichste Ausfüllung der Lücken im Curatklerus. Denn nichts hatte den Kampf so unsäglich verbittert, als daß die Leitung der katholischen Kirchenangelegenheiten in Preußen fast ganz an revolutionäre Gewalten übergegangen war. x.

Nationale Erziehung zur Musik.

Wir hörten vor vielen Jahren eine vornehme adlige Dame über den Musikunterricht sprechen, den sie ihrer Tochter ertheilen ließ. Das eine war uns am frappantesten, daß sie erklärte, sie lasse ihrer Tochter nichts vorlegen, was der Zeit nach Sebastian Bach angehöre. Wir staunten über diese Herbigkeit der Principien und thun es noch. Aufrichtig gesagt halten wir diese Beschränkung für einen verhängnißvollen Unverstand, aber jener scharfe Grundsatz der hochgebildeten Generalin gab uns zu denken.

Die Frau hatte den richtigen Blick gehabt, ihre Wünsche und Anordnungen auf die Erziehung zur Musik zu beschränken; auf die Richtung, die das Musiktreiben der Zeit nahm, ging sie nicht ein. Wir errathen freilich, daß sie die moderne Richtung der musikalischen Composition und Kunstübung nicht besonders schätzte. Aber sie sah ein, daß kein Einzelner für die Entwickelung irgend eines großen Gebietes der Cultur und insbesondere einer Kunst verantwortlich ist oder im Stande oder dazu berechtigt ist, die Anderen nach seinen Idealen und individuellen Ansichten zu gestalten und zu bessern. Wir sind nun einmal nicht in der Lage, unsere Zeit zu meistern und thun am besten, wenn wir annehmen, die Zeit stehe etwas höher als wir Einzelne. Wenn wir uns über unsere Zeit erheben wollen, so kann es nur dadurch

geschehen, daß wir uns durch theoretische Forschung frei von ihrem dumpfen Drucke machen, daß wir begreifen, wie sie so geworden ist und wohin der Zug der Zeit geht. Dabei werden wir wohl auch nicht scheuen, Partei zu nehmen, wenn uns eine Richtung der Zeit verderblich erscheint, aber wir werden diesen Bestrebungen nicht den Accent der Leidenschaft geben und nicht in eingebildeter Ueberschätzung unserer Ansicht den Verfall und Untergang unseres Volkes ankündigen, wenn die Zeit eine andere Richtung einschlägt, als die uns die beste zu sein scheint.

So machen wir es, glauben wir, so ziemlich alle auf den Gebieten, wo es sich nicht um Wahrheit und Irrthum, Gutes oder Böses, sondern um die bloßen Werthschätzungen des Schönen und Angenehmen, um ästhetisches Wohlgefallen handelt. Hier führt das Spiel der Phantasie zu immer neuen Versuchen, das Eine erscheint der Zeit veraltet und wird mit Neuem vertauscht, das dann eine Zeit lang gefällt, um wieder einem andern Platz zu machen. Zuweilen macht die fortgeschrittene Technik einen kühnen Griff möglich, oder eine Strömung in dem einen Gebiet des Schönen ergreift auch ein anderes Gebiet. So z. B. eine Ansicht über die nationale Bedeutung eines mittelalterlichen Sagenstoffes ergreift die Opernmusik und ruft Gestaltungen hervor, die wie die Schöpfungen von Richard Wagner das Publikum tief entzweien. So etwas geht dann seinen Weg und versucht, was es leisten kann. Es giebt Kenner, die bemerkt zu haben glauben, daß auch in diesen Dingen ein Ausreifen stattfinde und daß gewisse Richtungen sich erst voll und ganz entwickeln und ausleben müßten, um richtig gewürdigt zu werden, positiv oder negativ. Also wie gesagt, das Alles ist hier nicht zu berücksichtigen. Wir stellen uns nicht in den Fluß der Dinge, prüfen nicht die gegenwärtigen Kunstleistungen und ihren Genußwerth. Wir bleiben auf dem Boden der Bildung zur Musik, auf dem pädagogischen Gebiete. Und das unterliegt besonderen Erwägungen.

Einige wenige Grundsätze leiten die Pädagogik dabei. Sobald es feststeht, daß ein Gebiet soviel Bildungsgewicht besitzt, um in der nationalen allgemeinen Erziehung seine Stelle zu verdienen, kommt dem Erzieher auch zum Bewußtsein, daß sein Zögling nicht eine Culturwelt neu zu begründen habe, sondern der Erbe einer langen menschlichen Entwicklung ist, in die er hinein wachsen soll. „Hinein wachsen"? vielleicht auch über dieselbe hinauswachsen? könnte man fragen. O ja, warum sollte das nicht möglich sein? Aber zuerst muß er hineinwachsen. Und wenn er ein Genie ist, dann erst recht. Ein alter Pädagog pflegte, wenn er ein Gesetz gab, ironisch zu sagen, wenn einer von den vor ihm sitzenden Zöglingen ein Genie sei, möge er sich bei ihm melden, denn diese Gesetze seien nur für die gewöhnlichen Menschen. Aber in der That ist wenigstens dem werdenden Genie die strenge Einfüh-

rung in die Theorie, in das Resultat der bisherigen Culturarbeit erst recht nothwendig. Und das Wort des Goethe'schen Sängers: „Ich singe wie der Vogel singt, der in den Zweigen wohnet" ist in dieser Beziehung spaßhaft genug, wenn man nicht von einem künstlerischen Thun redet, das zur zweiten Natur geworden ist. Fürs Erste ist von dem Naturwüchsigen nicht die Rede, sondern von einer manchmal sauren Arbeit. Aehnlich wie Steinthal einmal bemerkt, daß der Rekrut von dem Exercirmeister mühsam gedrillt wird, um schließlich naturgemäß gehen zu lernen.

Sodann verwendet der Pädagog dem Culturmaterial gegenüber, an dem er seinen Zögling entwickeln muß, den Begriff des „Classischen". Soll er dem architektonisch Schönen den Sinn des Schülers öffnen, so wählt er jedenfalls nicht das architektonische Material aus einer Jahrmarktsbude neuester Construction. Will er den Stil bilden, so stehen ihm doch die neuesten Schauerromane zu 25 Pfennigen, die Feuilletons der Tagesblätter, die Familienjournale und Gartenlauben, so interessant sie sind, nicht recht an. Und will er musikalisch bilden, so wird er, wenn er nicht unzurechnungsfähig ist, nicht leicht ein Potpourri aus Gounod's Faust wählen, sondern was? Wir können vorläufig sagen, das was die Besten als das Beste seiner Art erkannt haben, als das Classische. Und von den Arten des Besten wieder die beste Art, wenn man es kann. Denn das ist ja klar, in diesen musikalischen und ästhetischen Dingen giebt es kein sittliches Gebot, bis zu einem gewissen Punkt vorzudringen; es ist ein Glück, zum Schönen des Geschmackes sich zu erheben, aber keine Pflicht. Aber was dem Classischen seiner Art angehört und in welchem Verhältniß es sich ihm nähert, das muß dem Lehrer bekannt sein und es muß ihn leiten in der nationalen Erziehung zur Kunst.

Man kann nun viel von den Schwierigkeiten reden, die in der Wirklichkeit dem Versuche begegnen dürften, das Classische in der Musik heraus zu finden. Aber es steht damit nicht anders, als mit den anderen Gebieten der Kunst. Obwohl sich überall die Möglichkeit wiederholt, daß eigensinnige Naturen der Schwierigkeit zu unterliegen erklären, welche die Auswahl des Classischen mache, so ist doch ziemlich allgemein ein Kanon von den Sachverständigen festgestellt, der praktisch vollkommen ausreicht. So auch bei unserm speciellen Gebiete. Es kommt nur darauf an, daß man der nationalen Anwendung dieses Kanons zu Hilfe kommt. Und nur darin liegt die Schwierigkeit der Sache.

Sie liegt nicht, wie einige meinen, darin, daß die Classiker zu Schwieriges bieten, als daß die Jugend an ihre Schöpfungen schon ihre schwachen Kräfte setzen dürfte. Das Classische ist nicht das technisch Complicirte, Virtuosenhafte. Es ist ja auch Schwieriges unter dem wahrhaft Classischen zu finden. Aber daneben wunderbar Einfaches, das ein Kind schon ergreift.

Zählen wir nicht auch unsere großen Schriftsteller zu denen, die dem Lesebuche des Kindes das Material liefern? Wird nicht Jacob Grimm's herrliche Märchensammlung dem Kinde schon lieb und werth? Was müßte das für ein Lehrer sein, der ein Lesebuch machen wollte und erklärte, er fände nicht Material genug, das allen Anforderungen genügte, er müsse auch geringere, ja von ihm selbst geschriebene Aufsätzchen neuester Mache hinzufügen. Würden wir ihm nicht eine bodenlose Unwissenheit Schuld geben? Würden wir ihm nicht außerdem vorwerfen, daß er nicht eingedrungen sei in die Aufgabe der Erziehung, daß er wenigstens den sittlichen Hintergrund des Spruches nicht würdige, der uns befiehlt, auch den Kindern nur das Beste darzubieten, insofern auch das Beste nur gerade gut genug sei. Gerade so ist es in der Musik. Nicht die Auswahl ist streitig und schwierig. Aber die Menschen, die direct an der Erziehung der Nation für die musikalische Kunst betheiligt sind, lassen noch zu Vieles zu wünschen übrig. Darin liegt die Hauptschwierigkeit.

Die Bildung zur Musik beschränkt sich bei den großen Massen des Volkes auf den Gesang in den Schulen und den freien Vereinen kirchlicher und weltlicher Art. In den Anfangsstufen herrscht der einstimmige und zweistimmige Vortrag von Volksliedern und Chorälen. Späterhin werden die vierstimmigen Gesänge, wiederum in beiden Richtungen, das Gewöhnliche. In den Vereinen begegnen dann neben dem gemischten Chor auch vierstimmige Männerchöre. Auch finden sich hier oftmals Verbindungen von Vocal- und Instrumentalmusik, einfach und mit bescheidenen Mitteln und doch wirksam, wenn Lust und tüchtige Leitung vorhanden ist. Wenn man mit kundigem Blicke diese Summe von Gesanges- und Musikübung erwägt, so erstaunt man leicht über die Größe und Weite dieser Arbeit, die im Volke auf Bildung zur Musik verwandt wird. Man wird auch nicht sagen dürfen, daß sie keine Früchte trage. Ich will nicht in das Lob der Musik ausbrechen, das noch jetzt zuweilen um Vorreden und Schulprogramme zu füllen verwandt wird. Aber einen Erfolg wird es gut sein ins Gedächtniß einzuprägen aus neuester Zeit. Als die deutsche Schule wieder von Elsaß-Lothringen Besitz nahm, da war es nothwendig, zusammen mit den neu nach Elsaß berufenen Lehrern auch die bisherigen in die Centralorte zu versammeln zu Cursen von einigen Wochen, in denen die Grundsätze deutscher Unterrichtskunst aufgefrischt wurden. Da war es ein besonders glücklicher Griff, daß gleich zu Anfang auf das gute deutsche Volkslied der gehörige Nachdruck gelegt wurde. Wir wissen im alten Deutschland nicht recht mehr, welch ein Gut wir in jenem Volksliede besitzen. Aber die elsässischen Lehrer fühlten es bald, was ihnen für eine pädagogische und ethische Hilfe durch diese frischen Lieder wieder gegeben war. Man hatte sie ihnen zu Napoleons Zeit geraubt und an

ihre Stelle französische und italienische Opernmelodien gesetzt, die man mit näselndem Tone in den Wirthshausstuben sang. Aber nun wurde es wie im Umsehen anders und die Dorfstraßen und Spinnstuben wurden wieder belebt von den alten Weisen. Und ähnlich wird man von den Chorälen urtheilen müssen, die dem Menschen durchs Leben folgen und die idealsten Augenblicke, in Leid und Freude, verklären. Diese naturgemäße Grundlage aller Musik, in Lied und Kirchenweise, in einstimmiger und zweistimmiger Ausführung sollte vom nationalen Gesichtspunkte aus am meisten gepflegt werden. Aber es fehlt viel, daß das geschähe. In der Volksschule und in den unteren Klassen höherer Schulen werden diese Singeübungen getrieben, gewiß, aber wer tiefer schaut, hat das Herz voll von Wünschen, die meist auf eine bessere Bildung der Lehrer hinauslaufen. Die meisten Gesanglehrer verdanken wie ihre sonstige Bildung auch ihre musikalische Bildung dem Seminar, das höchstens einen dreijährigen Cursus hat, in welchem das musikalische Element zwar einen ziemlich breiten Raum einnimmt, aber bei der gewöhnlichen Vorbildung der Seminarzöglinge einen völlig ungenügenden. Wenn es gut geht, lernt der Seminarist eine Anzahl Melodien fertig singen und auf der Geige im Ganzen rein spielen. Giebt man ihm also eine gute Auswahl von Liedern in die Hand, so wird er dieselben später als Lehrer, wenn er sonst seine Pflicht thut, auch irgend wie den Klassen zu eigen machen. Die theoretischen Belehrungen über den zwei- und vierstimmigen Satz, über das ganze äußere und innere Wesen der Kunst, Fortschreitung der Stimmen, Sangbarkeit der Intervalle sind so dürftig in den Seminarien und müssen es wohl sein, und was davon mitgetheilt wird, kann so wenig durch eigenes Erleben und Ueben zum Besitz werden, daß der Lehrer in der Regel nur bei einer ganz bestimmten Anweisung bis ins Einzelste des Faches vor den ärgsten Mißgriffen bewahrt werden kann. Man sollte also denken, daß die Schulbehörden darauf Rücksicht nehmen und zunächst nur gute Lehrmittel für den Gesang zulassen würden, aus denen dann genauer die Auswahl und Reihenfolge der Materialien entnommen werden müßte. Wir finden es nicht so. Wer von den 200 Nummern der in Preußen für den Gesang genehmigten und wirklich benutzten Lehrmittel, von denen sehr viele dem einfachsten Volksgesange dienen, durchmustert, findet neben wenigen guten Sammlungen die allerverkehrtesten. Die verbreitetsten haben Leute zu Verfassern, die nur seminaristische Bildung haben, sie sind also nach einem bekannten Worte nichts als „blinde Leiter der Blinden". Kein Wunder, daß sie sich selbst für fähig halten, auch einmal „Volkslieder" zu machen oder Texte, auf die sie stoßen, in Musik zu bringen oder ihre Freunde für ihr literarisches Unternehmen in Contribution zu setzen und so mit „Originalliedern" die Welt zu beglücken. Welche Ueberhebung darin liegt, ahnen sie natürlich nicht, denn sie haben keinen Begriff von der Geschichte der Musik

von der Natur des Classischen, von der Schwierigkeit der Sache, noch auch von der idealen Pflicht gegen die zu bildenden Schüler. Weil man beim Glase Bier zur Abwechselung einem Männerquartett auch einmal ein modernstes Liedchen vorlegen kann ohne Schaden zu stiften, glauben sie auch der Jugend ihre Einfälle aufdringen zu dürfen. Also gewissermaßen die erste polizeiliche (culturpolizeiliche) Generalregel: Kein Verfasser eines Hilfsmittels für Gesang wird in den Schulen zugelassen, der nicht außer einer sonstigen allgemeinen Bildung eine professionelle Bildung in der Musik nachgewiesen hat, und auch dann gilt noch die zweite Generalregel: Kein Hilfsmittel wird zugelassen, das Compositionen des Verfassers oder seiner Freunde enthält. Diese Strenge kann nur einem Dilettanten sonderbar vorkommen. Ein Kenner findet sie selbstverständlich, wenn er von der Aufgabe der Schule und auch von der Geschichte der Musik eine gehörige Kenntniß hat. Aus beiden Elementen ergiebt sich für ihn, daß er sich auf das sechzehnte und siebzehnte Jahrhundert im Wesentlichen für die erste classische Periode und auf das achtzehnte Jahrhundert für die zweite classische Periode beschränken muß. Was später hervorgebracht wurde, kann ihm für die Erziehungszwecke — nur von diesen ist hier die Rede — nur soweit sich empfehlen, als es im strengen Geiste der Alten componirt ist, den wir durch H. Bellermann und Ed. Grell, überhaupt durch die Männer der Berliner Singakademie haben kennen lernen und der ganz in Uebereinstimmung steht mit den Bestrebungen, die in Regensburg besonders zur Hebung der katholischen Musik kräftigen Ausdruck gefunden haben. Denn auf diesem Gebiete ist das Christenthum noch ziemlich einmüthigen Sinnes, eine erfreuliche Thatsache in unserer kampferfüllten Zeit.

Wenn also die Lehrmittel für Musik in unseren niederen und höheren Schulen besser werden und damit den blos seminaristisch gebildeten Lehrern ihre Aufgabe ermöglicht werden soll, so würde die genehmigende Behörde nichts besseres thun können, als solche Institute behufs 1) strenger Sichtung der Einlaß begehrenden Sammlungen, 2) behufs Aufstellung von geordneten Materialien für solche Sammlungen zu Rathe zu ziehen. Eine besondere Aufgabe wäre hierbei auch die Feststellung einer normalen Recension für die in Deutschland heimischen Volkslieder und (evangelischen) Choralmelodien. Es ist unglaublich, welche Verschiedenheit in den Lesarten dieser Melodien herrscht, nicht etwa durch eine gesunde Differenzirung veranlaßt, sondern durch den Ungeschmack halbgebildeter Menschen, die Einfluß hatten oder auch durch andere Zufälle. Wir haben darin vortreffliche kritische Arbeiten die Fülle; es fehlt nur an der ernsten Auffassung dieser culturpolizeilichen Aufgabe. Ist es nicht merkwürdig, daß sogar die abgekürzten Bezeichnungen für Maße und Gewichte den Schulen gleichmäßig vorgeschrieben werden, während

auf dem Boden des Volksliedes alles wild wächst. Man muß einmal auf einem Studentencommers gewesen sein, um zu hören, wie sich ein Volkslied wie die Silcher'sche „Lorelei“ ausnimmt, wenn die Ueberlieferung von hundert Schulen im Vaterlande zusammenstößt. Immer noch bleibt es ein herrliches Lied und wir begreifen, warum die Griechen und andere Fremde uns um so etwas beneiden. Aber dabei welch ein Unfug der Varianten, der einen musikalischen Menschen rasend machen kann! Man weiß sich zu helfen, dadurch, daß man die Militärmusik zu Hilfe nimmt. Denn die Militärbehörde versteht sich darauf, durchzugreifen. Es würde eine schöne Scene geben, wenn zwei Musikchöre den Hohenfriedberger Marsch nach verschiedenen Bearbeitungen zu spielen unternähmen. Und das bringt noch auf einen Vorschlag zur Güte, daß der Kriegsminister, der Cultusminister und der Finanzminister Bitter, der bekanntlich außer in seinem Fache noch eine Autorität auf dem Gebiete der Musik ist, sich zusammenthun möchten, um, offenbar mit unvergleichlicher Autorität, die oben berührte Einheitsfrage in Angriff zu nehmen. Quod Deus bene vortat!

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Politische Randglossen. Folgen des Kaisermordes in St. Petersburg. — Mit Spannung sieht man den eigentlichen Regierungshandlungen des neuen Czaren entgegen. Man ist bis nach den Bestattungsfeierlichkeiten vertröstet worden, und so muß sich nun bald zeigen, mit welchen Mitteln Alexander III. seinen Thron zu befestigen und erneuten Gewaltthaten vorzubeugen, wie er den Erwartungen, die sein Regierungsantritt in der freisinnigen Presse Rußlands erweckte, zu entsprechen gedenkt. Eingreifende Personalveränderungen sind bisher nicht vorgenommen worden, nicht nach außen und nicht im Innern, und es deutet auch nichts darauf hin, daß die Welt durch umwälzende radikale Neuerungen überrascht werden soll. Doch wird in irgend einer Weise der Versuch, die Verwaltung der Controle der Oeffentlichkeit zu unterstellen, gemacht werden müssen. So gewagt das Experiment ist, so ist es doch unausweichlich, schon aus dem Grunde, weil die tiefsten Schäden der Verwaltung wirklich aus dem Geheimniß, aus der uncontrolirten Willkür entspringen. Schwerlich führen die ersten Anläufe zu einem gedeihlichen Ziele, aber sie müssen einmal unternommen werden. Daß dabei nicht an sclavische Nachahmung abendländischer Formen zu denken ist, versteht sich von selbst. Man konnte aus Rußland wohl zuweilen die empfindliche Klage hören, daß Rumänien, Serbien, Bulgarien durch russische Waffen eine europäische Verfassung erlangt hätten, während dem russischen Volke selbst eine

solche vorenthalten werde. Aber davon abgesehen, daß der Constitutionalismus in diesen Ländern seine Probe erst zu bestehen hat, so ist seine Anwendung auf ein homogenes, nationales Staatswesen in bescheidenen Grenzen etwas ganz anderes als auf ein unermeßliches Reich, dessen ungleichartige Bestandtheile erst mit einer Verfassung an das volle Licht treten werden. Auf der andern Seite aber: daß an die von dem ermordeten Czar schüchtern gegebenen Einrichtungen angeknüpft werde, ist leichter gesagt als gethan, denn es sind diese Versuche, das Volk selbst zur Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten heranzuziehen, gleichviel durch welche Schuld, völlig erfolglos geblieben. Es ist ein ganz neuer Grund zu legen, und wieder steht der Czar vor der lähmenden Zweifelsfrage, ob er zuvor seinen Thron gegen die verbrecherische Secte gesichert wissen will, bevor er freiwillig seinem Volke das Geschenk einer Art Selbstregierung darbietet, oder ob vielmehr erst das vertrauensvolle Oeffnen des Ventiles das geeignete Mittel sein wird, den gefährdeten Thron zu befestigen. Von den Parteien des Landes, sofern von solchen geredet werden kann, regen sich zur Zeit am eifrigsten die Slavisten in Moskau. Am liebsten möchten sie, daß der Czar in ihrer Mitte erscheine und die Residenz nach der altrussischen Hauptstadt verlege, wo er begeisterte Aufnahme und völlige Sicherheit finde gegen die Verbrechen der Nihilisten. Die Lockung hat etwas Bestrickendes. Der Gedanke mag wohl aufzuwerfen sein, ob die Wiedergeburt des Volkes nicht am besten von Innen heraus, aus den nationalen Instincten, aus der ureigenen Anlage heraus in Angriff zu nehmen sei, im Gegensatze gegen das in St. Petersburg vertretene fremde, internationale Element, gegen die nach Westeuropa schielenden und den gemischten Einflüssen von dort offen stehenden Gesellschaftsklassen. Thatsache ist auch, daß die Slavistenpartei in Moskau dem Czarenthume wirklich eine Stütze ist gegen die ziellose nihilistische Erregung, welche Alles, was geschichtliche Ueberlieferung in Rußland ist, Kirche und Thron und nationale Idee, über den Haufen werfen will. Das Gefährliche eines Anschlusses an die national-russische Partei liegt aber darin, daß der Slavismus von Natur vordringend, übersäftig, expansiv ist, in einem starken instinctiven Gegensatze zum deutschen Wesen steht, sofort seine Wirkungen auf die Slaven der österreichischen Monarchie äußern würde. Es wäre ein Bündniß, bei dem die Krone nicht mehr frei wäre. Ueber kurz oder lang würde es zu auswärtigen Verwickelungen führen, man müßte sich auf eine gegen die westlichen Nachbarn gerichtete kriegerische Tendenz gefaßt machen. Das ist eine „Eventualität", die ohne Frage mit dem Thronwechsel näher gerückt ist. Allein daß für die nächste Zeit die neue Regierung entschlossen ist, Alles zu vermeiden, was eine auswärtige Verwickelung herbeiführen würde, ist nicht minder gewiß. In dieser Beziehung ist das Rundschreiben des Herrn von Giers so deutlich als möglich gewesen, und die Höfe von Wien und

Berlin haben sich beeilt, diese erwünschte Kundgebung ihrerseits durch starke Freundschaftsbezeugungen zu erwiedern. Daß der Nächste am deutschen Kaiserthron auf den heißen Boden der russischen Hauptstadt sich begeben hat, um an der Bestattungsfeier Theil zu nehmen, ist allgemein so verstanden worden, daß auf deutscher Seite der Wunsch, das alte freundschaftliche Verhältniß mit dem russischen Hofe zu pflegen, den stärksten Ausdruck finden sollte. Die Höfe der benachbarten Reiche leisten damit dem neuen Herrscher unzweifelhaft einen Dienst. Sie sichern ihm die Flanke. Sie machen ihm möglich, völlig frei von auswärtigen Sorgen seine ganze Thätigkeit den inneren Angelegenheiten zuzuwenden und die schwere Reformarbeit ganz nur nach der Rücksicht auf die inneren Bedürfnisse des Reiches in Angriff zu nehmen. Zugleich tritt, nach dem furchtbaren Ereignisse, das den Thronwechsel in Rußland herbeigeführt und die Erinnerung an die epidemische Verbreitung des Fürstenmordes wieder geschärft hat, eine gewisse Solidarität der Fürstenhöfe ganz natürlich in den Vordergrund. Man muß dies als eine selbstverständliche Folge der Ereignisse anerkennen und braucht nicht gleich Symptome der Reaction zu wittern. In der That sind die Völker eben so dabei interessirt als die Fürsten, daß den Mördern das Handwerk gelegt werde. Mit den Urhebern der Carlsbader Beschlüsse werden unsere heutigen Staatsmänner nicht wetteifern wollen, und wenn man sich erinnert, wie loyal in Deutschland das Socialistengesetz angewandt wird, wenn man weiß, wie z. B. der „kleine Belagerungszustand" in Berlin ohne alle Belästigung des Publikums gehandhabt wurde oder wird, so kann man unseren Behörden sicher nicht nachsagen, daß sie Neigung zu einem Mißbrauche der in ihre Hand gelegten Gesetze verrathen. Gewiß ist aber, daß die schamlose Aufführung der Nihilisten und Socialdemokraten in Genf und Paris, in London und Newyork, dieses freche Zujauchzen zu einer grauenhaften Mordthat, dieses kokette wie dreiste Sichberühmen der Mitwisserschaft oder doch der Mitfreude, diese Oeffentlichkeit des Cynismus in Wort und Schrift einen ernsten Eindruck auf die europäische Gesellschaft machen muß und auch die Ueberlegung der Regierungen, ob die herkömmliche Behandlung des politischen Verbrecherthumes sich aufrecht halten lasse, mit allem Rechte herausfordert. Die Solidarität der mordverschworenen Propaganda ruft naturgemäß auch die Solidarität der Regierungen heraus. Schon einmal ist auf die Anregung Spaniens diese Frage an die Cabinete herangetreten, damals ohne Erfolg, und es ist immerhin zweifelhaft, ob Schritte in dieser Richtung jetzt eine bessere Wirkung haben würden. Die Sache ist schwierig. Eine Unterscheidung des politischen Verbrechens vom gemeinen ist bei den heutzutage von den Verbrechern beliebten Zerstörungsmitteln fast unmöglich gemacht, und doch fordert der gemeine Menschenverstand, daß das Unternehmen, einen Eisenbahnzug oder eine ganze

Straße in die Luft zu sprengen, nicht gleich behandelt werden kann mit dem altmodischen Verfahren, daß der Thäter einfach auf sein Opfer losging. Auf alle Fälle aber wird man, ehe die Regierungen sich in eine vielleicht erfolglose Verhandlung einlassen, die Ergebnisse des gegen die Schuldigen in St. Petersburg eingeleiteten Processes abwarten müssen. Hier wird sich ja erst herausstellen, ob die Fäden der Verschwörung außerhalb Rußlands sich fortsetzen, ob das Verbrechen auf ausländischem Boden vorbereitet worden ist. Und dann kann Rußland eine Mitwirkung der anderen Staaten zur Vertilgung des Nihilistenunwesens doch erst beanspruchen, wenn es selbst auf dem eigenen Boden seine Pflicht und Schuldigkeit gethan hat. Daran aber, daß es diesen Nachweis zu führen vermöchte, fehlt viel. Die bisherigen Processe haben das unheimliche Dunkel, in das die Nihilistensecte gehüllt ist, so gut wie gar nicht aufgehellt. Wenn man die Handlungen sich vergegenwärtigt, welche die Verschworenen in Rußland geplant und ins Werk gesetzt haben, so steht man vor lauter Räthseln. Wie konnte es geschehen, daß im Winterpalais, in der Wohnung des Kaisers selbst, fremde Leute sich installiren und in aller Muße die Vorbereitungen zum Mordanschlage treffen? Wie ist es möglich, daß in einem andern der kaiserlichen Paläste die Nihilisten sich ihre Dynamitfabrik einrichten? Und die That vom 13. März selbst! Eines Tages kommt dem Kaiser das Verlangen, nach Monaten wieder einmal einer Truppenmusterung beizuwohnen, nur wenige Personen können in dieses Vorhaben eingeweiht gewesen sein, und doch ist in dem Augenblicke, da der unglückliche Monarch sein Palais verläßt, ihm die Rückkehr unerbittlich versperrt, die Rückkehr auf sämmtlichen Zugängen, hier durch die Aufstellung von Verschworenen auf dem Wege, dort durch die Unterminirung der Straße, unter welcher der Eingeweihte die Lunte für den rechten Augenblick bereit hält. Das sind unglaubliche, märchenhafte Dinge, und klar nur das Eine — um nicht mehr zu sagen —, daß die Personen, welchen die Sorge für den Schutz des Monarchen oblag, ihre Schuldigkeit nicht gethan haben. Man darf erwarten, daß, bevor das übrige Europa zu dem gemeinsamen Feldzuge gegen die Nihilisten aufgerufen wird, Rußland zuvor das Seinige thue. g.

Aus Württemberg. Vom Landtage. Die Privilegirten der zweiten Kammer. Tabakmonopol. — Unsere Landtagsverhandlungen, die nach mehr als dreimonatlicher Dauer am 17. März geschlossen wurden, waren in den letzten Tagen noch durch einen Conflict zwischen beiden Kammern belebt, der in früheren Zeiten, da man noch Muße und Interesse für derlei constitutionelle Finessen hatte, ohne Zweifel viel Staub aufgeworfen hätte und als eine große Staatsaction behandelt worden wäre. Es war etwas ganz Neues, Unerhörtes, daß die Kammer der Standesherren in einer

Budget- und Steuerfrage eine selbständige Meinung behauptete, wider die Beschlüsse der Wahlkammer sich auflehnte und diese zur Nachgiebigkeit zwang. Freilich hatte die zweite Kammer keinen Grund, großen Lärm über eine Sache zu schlagen, in welcher sie auch moralisch der unterliegende Theil war und somit unfreiwillig dazu beitrug, das Zweikammersystem zur Abwechslung auch einmal von seiner wohlthätigen Seite zu zeigen. Die Sache war diese. Die leidige Aufgabe des Landtages war diesmal, außer der Verabschiedung des zweijährigen Etats, die Mittel zur Deckung eines Deficits von rund 10 Millionen aufzubringen. Als Deckungsmittel waren von der Regierung theils Creditoperationen, theils Steuererhöhungen vorgeschlagen. Jene bestanden in Sistirung der Schuldentilgung, in Convertirung eines Theils der $4^1/_2$procentigen Staatsschuld in eine 4procentige, und in der Ausgabe von Schatzscheinen; was hiermit nicht gedeckt wurde, sollte nicht durch einen Zuschlag zur directen Steuer, den die zweite Kammer auf keinen Fall bewilligen wollte, sondern durch mannichfache Künste der indirecten Besteuerung aufgebracht werden, nämlich durch Steigerung und Vermehrung der Sporteln, durch Schenkungs- und Erbschaftssteuern u. s. w., und insbesondere durch die Erhöhung der Malzsteuer von 3 Mark 60 Pfennig auf 5 Mark pro Centner. Letztere Maßregel wurde damit begründet, daß die süddeutschen Staaten sich die Getränkesteuer gerade zu dem Zwecke reservirt hätten, um einen Spielraum für die Besteuerung je nach ihren Staatsbedürfnissen zu gewinnen. Die Erhöhung erschien um so gerechtfertigter, als in Baiern und in Baden noch höhere Sätze bestehen, Württemberg aber, was den Bierconsum betrifft, trotz seiner gesegneten Rebenhügel, unmittelbar nach Baiern sich einreiht. Eine lebhafte Opposition, die von den Brauern des Landes ausging, richtete sich aber gerade gegen die Erhöhung der Malzsteuer, welche, wie die Anwälte der Bierbrauer behaupteten, für den „armen Mann" besonders empfindlich und drückend sei, und diese Opposition hatte auch den Erfolg, daß die eingeschüchterte Kammer die Erhöhung blos zu einem Satze von 4 Mark 40 Pfennig bewilligte. Hierdurch geschah es aber, daß das Gleichgewicht der Finanzen nicht erreicht wurde. Es zeigte sich, nachdem der gesammte Etat durchberathen, alle Ausgabeposten schon verwilligt waren, daß die Einnahmen unzureichend bemessen waren und noch eine Summe von beiläufig 1 800 000 Mark ungedeckt blieb. Wie nun diesen Rest des Deficits decken? Ein Zuschlag zu den directen Steuern hätte nicht die Zustimmung der zweiten Kammer gefunden, worin tagtäglich über die Steuerlast geseufzt wurde; die Zuflucht aber zum Staatscredit zu nehmen, stieß voraussichtlich bei den soliden Anschauungen der ersten Kammer auf Widerspruch. Trotzdem wurde das letztere versucht. Die zweite Kammer wollte einfach durch Vermehrung der auszugebenden Schatzscheine helfen, sie wollte also zur Be-

deckung laufender Ausgaben den Staatscredit noch mehr in Anspruch nehmen, man stand im Begriff, den ersten Schritt auf der verhängnißvollen Bahn der Papiergeldwirthschaft zu thun. Hiergegen lehnte sich nun aber die Kammer der Standesherren mit allem Nachdrucke auf. Der von Director Riecke, dem Vorstande der Steuerdirection, erstattete Commissionsbericht hob mit ungewöhnlicher Schärfe die Folgen eines solchen Ablenkens von der bisherigen soliden Finanzwirthschaft hervor, erinnerte an die in der Verfassung deutlich ausgesprochene Pflicht der Abgeordneten, die Bedürfnisse des Staatshaushaltes, soweit sie nicht durch das eigene Staatsvermögen gedeckt sind, durch Steuern aufzubringen, und klagte die Wahlkammer der Weichlichkeit, unmännlichen Kleinmuths und der Scheu, der Lage gerade ins Angesicht zu blicken, an, in solchen Ausdrücken, daß die Empfindlichkeit des andern Hauses in einer Beschwerde sich Luft machte, die aber von dessen Präsidenten klugerweise rasch beschwichtigt wurde. Denn unläugbar war das Gewicht der Gründe ganz auf Seite der ersten Kammer, und es erwies sich auch so durchschlagend, daß die zweite Kammer sich ihm nicht zu entziehen vermochte. Es blieb ihr nichts anderes übrig, als in sich zu gehen, ihren Beschluß in Sachen der Malzsteuer wieder umzustoßen, dieselbe in der von der Regierung verlangten Höhe zu bewilligen und dadurch den Schlund des Deficits für diesmal auszufüllen, womit dann das Zustandekommen des Etats gesichert und die Einigkeit der Staatsgewalten glücklich wieder hergestellt war.

Jener Bericht der ersten Kammer wäre aber schwerlich in so drastischer Schärfe ausgefallen, wenn nicht im Laufe der finanziellen Debatten dieses Landtages sich gezeigt hätte, daß wir wirklich einem bedenklichen Wendepunkte unserer Finanzpolitik nahe sind. So zäh die ausschlaggebenden Elemente der zweiten Kammer im Bewilligen neuer Steuern waren, so leicht sah man sie den Appell an den Staatscredit nehmen, so sorglos zeigten sie sich, die Lasten von der Gegenwart auf die zukünftigen Geschlechter überzuwälzen. Man hat keinen Anstand genommen, Eisenbahnen über Eisenbahnen zu bauen, zum Theil von sehr fragwürdiger Art, aber die Schuld, die man dadurch auf den Staat gewälzt, möchte man sich möglichst erleichtern. Eben wegen dieser bedenklichen Neigung hat die erste Kammer auch jenen Beschluß, für eine gewisse Zeit die Schuldentilgung einzustellen, mit schützenden Cautelen umgeben. Sie hat diese Cautelen um so mehr für unentbehrlich gehalten, als man voraussieht, daß jene Neigung nur sich steigern und ungehemmt sich geltend machen würde, wenn einmal unsere zweite Kammer in eine reine Wahlkammer verwandelt würde. Es ist neuerdings auch im Reichstage die Aufmerksamkeit auf die eigenthümliche Zusammensetzung der württembergischen „Stände", in der That eines ehrwürdigen Ueberrestes der alten ständischen Verfassung des Herzogthums, gelenkt worden. Neben den 64 vom Volke,

jetzt durch das allgemeine Stimmrecht, gewählten Abgeordneten sitzen in unserer zweiten Kammer 23 Privilegirte, nämlich Vertreter des ritterschaftlichen Adels, der Geistlichkeit beider Bekenntnisse, der Universität, der sogenannten „guten" Städte. Das ist unfraglich heut zu Tage eine Anomalie, es ist ganz wider die constitutionelle Schablone, und es hat auch in früheren Jahren, die staatsrechtlichen Neuerungen günstiger waren, nicht viel gefehlt, so wäre dem damals ziemlich allgemeinen Verlangen, die Privilegirten zu beseitigen oder in der ersten Kammer unterzubringen, auch von Seite der Regierung nachgegeben worden. Jetzt ist der Reformeifer der Regierung merklich erkaltet, wie auch das Drängen der öffentlichen Meinung nachgelassen hat: es werden wohl nicht leicht mehr grundstürzende Aenderungen an den Verfassungen der Einzelstaaten vorgenommen werden. Man wird also den gegenwärtigen Zustand ertragen müssen, und er läßt sich ertragen. So seltsam und alterthümlich die Ritter- und Prälatenbank in unserm Halbmondsaale sich ausnimmt, so ist es doch keine Frage, daß mit den Privilegirten ein Element ausscheiden würde, das gegenüber den Günstlingen des allgemeinen Stimmrechts nicht selten als ein Element der Intelligenz und charaktervoller Unabhängigkeit sich bewährt hat. Man kann nicht ohne Besorgniß daran denken, daß eines Tages die Kammer ausschließlich aus dem allgemeinen Stimmrecht hervorgehen werde. Ihr geistiges Niveau würde sich dadurch nicht heben, die für höhere Bildungszwecke nöthigen Ausgaben sind jetzt schon schwer durchzusetzen, und daß auch mit Rücksicht auf die Finanzverwaltung Besorgnisse gerechtfertigt sind, geht aus dem Obigen hervor. Für den Reichstag hat man als Gegengewicht gegen die Wirkungen des allgemeinen Stimmrechts wenigstens die Diätenlosigkeit. Daß diese die unentbehrliche Ergänzung des allgemeinen Stimmrechts ist, läßt sich gerade aus den Erfahrungen, die man mit den kleinen Landtagen macht, schlagend nachweisen. Sehr bezeichnend ist es, daß die Ultramontanen neuerdings stark für die Herstellung einer reinen Volkskammer schwärmen, und auch der „Beobachter", der sonst die besonderen Eigenthümlichkeiten Schwabens eigenliebig zu hüten und zu pflegen, die angestammten Einrichtungen und die überlegene politische Bildung seiner Landsleute über die Maßen zu preisen pflegt, findet jetzt plötzlich, daß sein geliebtes Schwaben „ein süddeutsches Mecklenburg" ist, „eine Burg vererbter und verjährter Ueberlieferungen, deren Dasein den Grund ihres Daseins überlebt hat, ein Stück Feudalzeit mit Kauz und Fledermaus mitten im deutschen Tage." Daß die Kammer noch einen, wenn auch altmodischen, doch mit wohlthuender Selbständigkeit ausgestatteten Bestandtheil hat, der vom Zwange agitatorisch gemachter Tagesströmungen frei ist, das ist natürlich Ultramontanen wie Demokraten ein Greuel.

Mit dem Beschlusse für das Tabakmonopol hat aber die eigenthüm-

liche Zusammensetzung der Kammer nichts zu thun. Auch in einer reinen Volkskammer wäre er mit übergroßer Mehrheit gefaßt worden. Die demokratische Partei, wenigstens was ihre officielle Leitung betrifft, ist zwar gegen das Monopol, und zwar hauptsächlich, weil ihr Instinct darin ein gewaltiges Mittel zur Unificirung des Reiches erblickt, wie sie aus demselben Grunde auch, nach anfänglichem Schwanken, gegen das Arbeiterunfallversicherungsgesetz Stellung genommen hat. Aber ihrer Wähler sind die demokratischen Abgeordneten, wenn sie dem Befehle der Parteileitung nachkommen, so wenig sicher, daß ihrer etliche es vorzogen, während der Abstimmung am 10. März in den Büffeträumen zu verweilen, und die Ultramontanen enthielten sich der Abstimmung, da sie erst die Stellungnahme des Centrums abwarten wollen, um eine eigene Meinung zu gewinnen. So kam es, daß jener Beschluß für das Tabakmonopol mit 50 gegen 11 Stimmen gefaßt wurde, ein Beschluß, dem die Kammer der Standesherren mit allen Stimmen beitrat. Es ist wahr, daß es von größerem Gewichte wäre, wenn aus einem stärker betheiligten Lande, wie Baiern oder Baden, ein solcher Beschluß gekommen wäre. Württemberg wagt in der That bei dieser umwälzenden Finanzmaßregel einen unerheblichen Einsatz. Es ist „sehr wohlfeil, Anderen Verzichte und Verluste zuzumuthen, welche sie selbst nicht treffen". Aber doch wäre es unbillig, die Geneigtheit zum Tabakmonopol in Württemberg nur aus der gegenwärtigen bedrängten Finanzlage des Staates abzuleiten. In der ersten Kammer ist von Director Riecke nachgewiesen worden, daß es sich hier um eine ausdauernd festgehaltene Finanzpolitik der württembergischen Regierung handelt. Er bemerkte, seine eigenen Erinnerungen reichen auf dreißig Jahre zurück, wo der König Wilhelm jedesmal, wenn ihm die Anträge für die Zollconferenzen vorgelegt wurden, als ceterum censeo befohlen habe, die Frage des Tabakmonopols in Erinnerung zu bringen. Er selbst habe im Jahre 1867 nach der Reconstituirung des Zollvereines als Zollbundesrathsbevollmächtigter gemeinschaftlich mit Matthy in Berlin den Gegenstand anzuregen gehabt. Im Jahre 1870 sei derselbe in Versailles, 1871 im Bundesrath zuerst wieder von Württemberg aufgegriffen worden, und 1879 sei es gleichfalls ein württembergischer Bevollmächtigter gewesen, der den Gesetzentwurf bezüglich des Monopols vorbereitete. Die Ansicht der Regierung ist also unverändert dieselbe geblieben, und die nächsten Reichstagswahlen werden ohne Zweifel zeigen, daß das württembergische Volk in seiner großen Mehrheit diese Ansicht theilt.

Aus Wien. Coronini. Smolka. Haymerle. — Wir erinnern uns einer arabischen Erzählung, in welcher ein weiser Mann sich über alle Schicksalsschläge zu trösten weiß, aber nicht in gottesfürchtiger Ergebung wie Hiob, sondern indem er herausrechnet, daß jeder Unfall ein Glück, jeder Ver-

lust ein Gewinn. Diesen Philosophen scheint sich ein Theil der österreichischen Verfassungspartei zum Vorbilde gewählt zu haben. Nach jeder Niederlage erhebt sie ein Triumphgeschrei, und hat sie vollends selbst die Niederlage herbeigeführt, so beglückwünscht sie sich selbst dafür. Es ist der pessimistische Trost einer Minorität, welche erkennt, durch eigenes Thun könne sie sich aus der mißlichen Stellung nur schwer emporarbeiten, und darum hofft, die Gegner würden sich selbst ad absurdum führen. Und man kann nicht läugnen, daß die slavische und klerikale Mehrheit es arg genug treibt, ohne deshalb den Vorwurf schlechter Politik auf sich zu laden. Sie heimst ein, was irgend möglich ist, weil ja auch sie nicht wissen kann, wie nahe ihr vielleicht das Ende ihrer Herrlichkeit; aber die Gesetze, welche sie sich macht, die Zugeständnisse, welche sie von der Regierung erpreßt, sind zugleich geeignet, ihre Herrschaft zu befestigen. Eine Auflösung des Reichsrathes würde ohne Zweifel nur die Verstärkung der jetzigen Mehrheit zur Folge haben, falls nicht die neuen Wahlen von einem andern, seinen Einfluß zu Gunsten der Verfassungspartei aufbietenden Ministerium ausgeschrieben würden, denn die Polen, Tschechen, Slovenen und Tiroler könnten ihren Wählern manche werthvolle Errungenschaft als Resultat ihres Wirkens präsentiren. Auf dem normalen constitutionellen Wege ist mithin eine Aenderung höchst unwahrscheinlich, vielmehr bleibt die einzige Aussicht, daß von höchster Stelle aus dem Kriege gegen das Deutschthum Halt geboten werde. Die Möglichkeit ist vorhanden, wenn auch Niemand zu sagen weiß, welcher Beust sich diesmal ins Mittel legen möchte. Allein angenommen, es geschähe, so müßte die Verfassungspartei doch in der Lage sein, eine Regierung zu bilden, welche wirklich zu regieren verstünde, und das ist bekanntlich in Oesterreich noch weniger leicht, als in manchem andern Lande. Das Cabinet müßte dem Hofe Vertrauen einflößen, sich auf die eigene Partei verlassen können, und dürfte gleichzeitig den anderen Nationalitäten nicht feindselig-parteiisch gegenüberstehen, auch mit der gemeinsamen und der ungarischen Regierung gutes Einvernehmen erhalten. Die staatsmännischen Talente, welche so ungewöhnliche Bürgschaften leisten, sind aber dünn gesäet. Wie die Dinge heute noch liegen, hängt die Bildung eines Ministeriums aus der Verfassungspartei von Herrn Herbst ab, und dieser Taufpathe würde demselben von vornherein die Stellung nach allen genannten Seiten erschweren und, falls es sich von ihm unabhängig stellte, ihm die Existenz unmöglich machen. Den Beweis dafür hat die jüngste Zeit abermals erbracht. Graf Coronini war von allen Parteien des Abgeordnetenhauses auf den Präsidentenstuhl berufen worden — merkwürdig genug, da er sich in der bosnischen Frage nicht der sterilen Negation der Linken angeschlossen und dadurch den allerhöchsten Zorn Herbst's auf sich geladen hatte. Sein Bemühen, unparteiisch seines Amtes zu walten,

wurde bald als Verrath an seiner Partei behandelt, was übrigens sein Vorgänger Rechbauer ebenfalls erlebt hatte. Die Nörgeleien hörten nicht auf. Endlich kam die famose achtjährige Schulpflicht zur Behandlung, und um ihre unvermeidliche Niederlage bei der Abstimmung unschädlich zu machen, erfand die Linke plötzlich, jede Erweiterung der Befugnisse der Landesverwaltungen involvire eine Verfassungsveränderung und erfordere demnach eine Zweidrittelmehrheit, die allerdings nicht zu erzielen gewesen wäre. Coronini theilte diese Auffassung nicht, holte aber, bevor er sich entschied, die Meinung der beiden Führer der Verfassungspartei, Schmerling's und Herbst's ein, und beide stimmten ihm bei (keiner von beiden hat meines Wissens diese Thatsache in Abrede gestellt), und nun erst erklärte er die einfache Mehrheit für genügend. Darauf folgten die Attaken und Verdächtigungen in einem Tone, den sich ein gebildeter Mann nicht bieten läßt. Da der Präsident sein Amt nicht niederlegen kann, verzichtete Graf Coronini auf sein Mandat. Allen besonnenen Mitgliedern des Hauses war der Vorfall höchst ärgerlich, und die Vorstände der Clubs der Linken säumten nicht, dem Bedauern in passender Form Ausdruck zu geben. Nur Herbst und die Seinen jubelten, war doch glücklich wieder einer von den Wenigen, in welchen die Linke wieder ans Ruder gelangen könnte, für die nächste Zeit unmöglich gemacht, vielleicht so verstimmt, daß er sich überhaupt vom öffentlichen Schauplatze zurückziehen möchte. Welch' ein Gewinn! Der Unsinn kommt Einem undenkbar vor, und dessenungeachtet wurde gedruckt, die Partei müsse sich freuen, einen Unzuverlässigen (d. h. Unbotmäßigen) losgeworden zu sein und einen Mann der entschiedenen Gegnerschaft an der Spitze des Abgeordnetenhauses zu sehen. Diese Partei gewährt wahrlich nur noch ein pathologisches Interesse.

So sitzt denn nun derselbe Franz Smolka auf dem Präsidentenstuhle, welcher an 6. October 1848, nach der Ermordung des Ministers Latour und der Flucht des Tschechen Strobach, die Leitung der Verhandlungen des constituirenden Reichstages übernommen hatte und anfangs auch in Kremsier präsidirte. Wechsel des Schicksals und Wechsel der Meinungen bei Politikern sind uns ja nichts Neues. Die einstigen polnischen Verbündeten der deutschen Radikalen haben seit zwanzig Jahren ihren Frieden mit den Tschechen und „Schwarzgelben" gemacht, und da Schmolka's Landsmann und College als ehemaliger „Hochverräther", Florian Ziemialkowski, auf die Ministerbank gelangt ist, kann Jener um so eher den Präsidentensitz einnehmen. Doch haftet diesem Falle etwas Besonderes an. Als am 3. December 1848 der Reichstag die Abdankung Kaiser Ferdinand's und die Resignation des Erzherzogs Franz Karl erfuhr, schickte er eine Deputation nach Olmütz zur Begrüßung des neuen Kaisers, aber von mehr als einer Seite wurde Smolka bedeutet, daß sein Erscheinen keinen angenehmen Eindruck machen werde, seine

jetzigen Freunde von der tschechischen Rechten sollen noch in Olmütz allerlei Künste versucht haben, um den anstößigen Präsidenten zu verdrängen; Smolka aber ließ sich nicht bei Seite schieben, und es ist immer behauptet worden, daß der Mann mit dem riesigen Schnurrbarte seitdem bei Hofe eine sehr unbeliebte Erscheinung geblieben sei. Das ist entweder ein Märchen gewesen, oder die Zeit hat die Empfindungen abgeschwächt, denn die jetzige Mehrheit der Abgeordneten würde keinen Präsidenten gewählt haben, welcher höchstenorts nicht genehm wäre. Der Wiener Witz hat sich mit dem Ereignisse bereits abgefunden. Da tschechische Blätter von der Nothwendigkeit der Verlegung des Reichsrathes von dem zu deutschen Wien gesprochen haben, so sagt man, Smolka sei gewählt worden, um die Versammlung wieder nach Kremsier zu führen.

Der Anlaß zu dem Unmuthsanfalle der Prager Organe war freilich dumm genug. Als die bombastischen Reden, welche Oesterreichs Existenz von dem achten Schuljahre der Bauernbuben abhängen ließen, wirkungslos verhallt waren, hielt ein Haufen Studenten es an der Zeit, sich um das Vaterland anzunehmen. Vorsichtige Leute, hatten sie sich verabredet „nichts Ungesetzliches" zu unternehmen; eine Katzenmusik unter den Fenstern des Abgeordneten Lienbacher von der Rechtspartei erachteten sie als eine erlaubte Belustigung — und daraus reducirten tschechische Organe, daß die Volksvertretung in Wien nicht mehr sicher sei. Aber nicht blos Diesen schien die Ungezogenheit sehr willkommen zu sein. Die Polizei war von dem Vorhaben rechtzeitig in Kenntniß, unternahm aber nichts, um den Unfug zu verhüten, rief nicht die Intervention der akademischen Behörden an, sondern ließ die Studenten lärmen, verhaftete eine Anzahl derselben und löste dann den akademischen Leseverein auf, welcher schon längst schlecht angeschrieben war. Doch auch der gegnerische Verein, der „deutsch-österreichische", welcher stets die Loyalität herausgekehrt und dafür auch schon officielle Anerkennungen erhalten hat, scheint seines Lebens nicht mehr sicher zu sein. Vor Kurzem noch wurde ihm die Betonung des „österreichisch" neben „deutsch" hoch angerechnet, jetzt verdächtigt ihn das Wort „deutsch" selbst in jener Verbindung. Als ob wir schon wieder um einige Jahrzehnte zurückversetzt wären, scheut die Behörde die Lächerlichkeit nicht, ein äußerst harmloses Lied von Hoffmann von Fallersleben zu ächten, weil es mit den Worten beginnt: „Deutsche Worte hör' ich wieder". Die nächste Folge dieses Treibens war, daß verschiedene studentische Verbindungen von provinzieller oder specifisch-österreichischer Tendenz mit Ostentation die Farben Schwarzrothgold wählten, eine weitere ist die Ausbreitung der Ueberzeugung, daß auch die Deutschen sich auf den ausschließlich nationalen Standtpunkt stellen müssen. Das hat seit langem ein einziger Mann behauptet, ein Mann von keinen großen Gaben, aber allem Anscheine nach grund-

ehrlicher Gesinnung, der Abgeordnete von Schönerer. Früher gewaltig angefeindet, sieht er heute bereits eine Partei, wenn nicht hinter, doch neben sich. Das Beispiel der jetzt maßgebenden polnischen Nationalität wirkt ansteckend! Ihr ist es auch zu danken, daß die österreichische Volksvertretung so ziemlich die einzige der civilisirten Welt ist, welche kein Wort des Abscheues über den Mord vom 13. März angemessen fand. Smolka soll anfangs seine Stellung als Präsident ganz gut begriffen und sich bereit erklärt haben, des Ereignisses zu gedenken, wie die Tschechen es forderten; aber seine Landsleute drohten mit ostentativem Verlassen des Sitzungssaales. Höchst originell ist die Wahl eines Sündenbockes, nun man sich doch nicht verbergen kann, einen wie fatalen Eindruck dies Verhalten der edlen Polen überall macht: Herr von Haymerle trägt die Schuld, er hätte die Minister Taaffe und Tisza und durch diese die Vertretungen zum internationalen Anstande zwingen sollen, da er dies nicht gethan hat, soll er beseitigt werden! Es versteht sich von selbst, daß über unbefugte Einmischung geschrieen worden wäre, falls er seinen Einfluß geltend gemacht hätte. Auffallenderweise nennt man nicht einen Polen, sondern nur einen Magyaren als seinen präsumtiven Nachfolger: die Machtstellung des Reiches nach außen würde ja durch einen Sapieha oder Czartoryski eben so befestigt werden, wie die Zufriedenheit im Innern durch die Dunajewski's und Ziemialkowski's erhöht worden ist.

Literatur.

Die Theorie der Trennung von Kirche und Staat geschichtlich beleuchtet. Rectoratrede, gehalten am 15. November 1880, in erweiterter Gestalt dem Drucke übergeben von Dr. Fr. Nippold, d. Z. Rector. Bern, K. J. Wyß. 1881. — Diese Rectoratsrede ist veranlaßt durch den im Canton Genf unlängst ausgefochtenen Streit über die Trennung von Kirche und Staat, zu welchem der Kirchenhistoriker hier gleichsam den Epilog spricht. Bekanntlich ist jene Trennung, für welche sich die Extreme von allen Seiten: Orthodoxe, Ultramontane, religionslose Radikale verbündet hatten, an dem gesunden praktischen Sinne des Volkes, das an der geschichtlichen Tradition, an dem nationalen Kirchenwesen festhielt, schließlich gescheitert. Die Bewegung aber, welche diesen Ausgang genommen hat, ist in hohem Grade bedeutsam geworden durch die von beiden Seiten aufgebotenen Kampfmittel, durch die gründliche, scharfsinnige Erörterung, die das Problem gefunden hat und die einen über den einzelnen Fall hinausgehenden allgemeinen Werth besitzt. Mit Recht hat Nippold an den bleibenden Gehalt der aus diesem Anlaß ans Licht getretenen Broschürenliteratur erinnert und eine kritische Uebersicht dieser Schriften angehängt, unter welchen diejenige von Ernst Ströhlin auch in diesen Blättern s. Z. gewürdigt worden ist. Was Nippold über die Sache selbst ausführt, verdient durchweg Zustimmung, er zeigt, welche Wirkungen die Einführung des amerikanischen Principes auf unsere kirchlichen und staatlichen Zustände haben müßte, und sieht von der Warte des freistehenden Historikers herab in der Abstimmung des Genfer Volkes einen Sieg des geschichtlichen Sinnes,

der praktischen Einsicht über eine Principienreiterei, die wesentlich Rom zu statten käme. Die Aufgabe der Zukunft sieht er nicht in der „Trennung von Kirche und Staat", sondern in der „Trennung der Politik von der Religion" oder genauer „von der Theologie", im Wesentlichen hierin übereinstimmend mit den Ausführungen E. Zeller's in dessen Vorlesungen über Staat und Kirche (1873). Nur in einem Punkte läßt sich der Geschichtschreiber mehr als billig von seinen Sympathien beeinflussen: wir fürchten, daß er über die Zukunft der altkatholischen Sache um Vieles zu günstig denkt. g.

Schauspiel und Bühne. Von J. Lepsius und L. Traube. II. München, Ad. Ackermann. Das vorliegende zweite Heft bringt einen Aufsatz von G. von Zezschwitz „Schiller's Aesthetik und ihre Stellung zur Tragödie", welcher freilich nicht sehr tief greift, dann folgt ein Aufsatz „Zur Entwickelung der Mysterienbühne", in welchem der eine der Herausgeber, Traube, über die Bühne der Oberammergauer Passion handelt. Aufgefallen ist uns bei der Lectüre dieser interessanten Arbeit, daß der Verfasser der Schrift W. Wyl's (Maitage in Oberammergau), welche unter anderm auch den Text des Passionsspieles von 1880 vollständig mittheilt, keine Erwähnung thut. Den Schluß macht die Arbeit von J. Lepsius „Das classische Drama und das Gesammtgastspiel zu München", welche sich namentlich mit der Dramaturgie Schiller's und Goethe's und mit deren Dramen beschäftigt, die Entwickelung des deutschen Dramas überhaupt kennzeichnet und endlich die moderne Schauspielkunst in ihren verschiedenen Richtungen und Hauptvertretern charakterisirt. Es läßt sich nicht läugnen, daß diese Arbeit vieles Beachtenswerthe bietet, wenn sie auch im allgemeinen, wie im besondern oft genug zum Widerspruch herausfordert. Der Verfasser unterscheidet Poesie und dramatische Kunst als sich ausschließende Begriffe. Er sucht nachzuweisen, daß die Richtung Goethe's und Schiller's, indem sie ein „poetisches" Drama schaffen wollte, gerade damit der richtigen Entwickelung des Dramas entgegengearbeitet hat. Er sagt unter anderem: „Der Einfluß Goethe's hat Schiller verhindert, das unglückselige Hinderniß seiner eigenen Entwickelung, den Fundamental-Irrthum des Poesie-Dramas: daß poetische Mittel dramatische Wirkung hervorbringen könnten, zu erkennen und wegzuräumen." Der Verfasser meint unter diesen „poetischen" Mitteln, mit welchen das dem antiken nacheifernde Drama Goethe's und Schiller's wirken wollte, eigentlich nur die speciell undramatischen Motive in deren Stücken, die sich eindrängenden musikalischen, lyrischen x. Elemente und Formen, die einfach als das zu bezeichnen, was sie sind, wohl gerechtfertigter wäre, als sie nun allein „poetische" Mittel zu nennen und das Poetische dem Dramatischen gegenüberzustellen. Daß ein gewisses Wuchern undramatischer Elemente in den Dramen der beiden genannten Classiker bemerkbar ist und zwar oft nicht zum Vortheil der dramatischen Wirkung der Stücke Schiller's und Goethe's, ist zuzugeben, auch daß der dramatischen Wirkung des Tell unter anderm das Weglassen jener bekannten Verse Melchthal's über die „schöne Himmelsgabe" des Augenlichtes zu Statten kommen würde und dergleichen. Aber der Verfasser geht doch entschieden zu weit, wenn er nun als die letzte nothwendige Entwickelung des von unseren Classikern begonnenen leidigen „Poesie-Dramas" die Werke Richard Wagners hinstellt, die ganze bisherige Entwickelung unseres Dramas (mit Ausnahme des zweiten Theiles des Faust) durch die Einwirkungen des „undramatischen" Rousseau erzeugt sein läßt und in seinem Eifer, die vielfach undramatischen Elemente in den Stücken Goethe's und Schiller's nachzuweisen, sich unter anderm zu der Behauptung versteigt, „Schiller liebte es, wie später Kleist, träumerische, halb som-

nambule Charaktere in die Mitte des Dramas zu stellen (Wallenstein, Jungfrau, Tell)." Der Verfasser bespricht nach dieser Erörterung über das Drama die verschiedenen Hauptrichtungen in der Schauspielkunst, die Hamburger, die Weimarer Schule; die Wiederaufnahme und Fortbildung der natürlichen Spielweise der Hamburger Schule hält der Verfasser für die eigentliche Aufgabe der gegenwärtigen Schauspielkunst. Schließlich werden die bedeutendsten unserer heutigen Schauspieler nach dem Verhalten beurtheilt, welches sie dieser Aufgabe gegenüber beobachten. Wir wiederholen, daß es dem Aufsatze nicht an beachtenswerthen Gedanken fehlt, aber die Schrift ist an Uebertreibungen reich, und vieles ist im Grunde genommen nicht so neu, wie der Verfasser zu glauben scheint. L. H.

Volkswirthschaftliche Literatur. Zu den Einrichtungen, mittelst deren eine Verbesserung der wirthschaftlichen und sittlichen Zustände der arbeitenden Stände angestrebt wird, gehört das Institut der Postsparkassen. Ihre Einführung ist auch bei uns nahe gerückt, nachdem sie an dem Generalpostmeister selbst einen eifrigen Fürsprecher gefunden haben. Mit Wärme und mit guten Gründen tritt für diese wohlthätige Einrichtung die Schrift von Dr. L. Elster ein: die Postsparkassen, Jena, G. Fischer. Da es sich nicht um einen neuen Plan handelt, vielmehr andere Länder bereits in mustergiltiger Weise vorangegangen sind, so legt der Verfasser die Erfolge des Postsparkassenwesens in England, Italien, Frankreich, den Niederlanden dar, um dann die Frage, ob die Einführung derselben auch in Deutschland wünschenswerth sei, auf das Entschiedenste zu bejahen. Die Schrift dient in ähnlicher Weise zur Orientirung über eine wirthschaftliche Tagesfrage wie desselben Verfassers früher erschienene Schrift: Die Lebensversicherung in Deutschland (Jena, G. Fischer), worin nach eingehender Erörterung des Versicherungswesens sowohl nach der volkswirthschaftlichen und rechtlichen, als nach der technischen Seite hin die Nothwendigkeit einer gesetzlichen Regelung — zunächst dieses Zweiges des Versicherungswesens — durch den Staat nachgewiesen ist.

Aus der höchst umfangreichen Literatur über das Arbeiterversicherungswesen, das jetzt durch den Gesetzentwurf der Reichsregierung, betreffend die Versicherung der Arbeiter gegen Unfälle, unmittelbar auf die Tagesordnung gesetzt ist, seien hier die beiden Schriften von Dr Otto Arendt: „Allgemeine Staatsversicherung und Versicherungssteuer" und „die Reichsunfallversicherung" (Leipzig, Duncker und Humblot) hervorgehoben. Die erste, noch vor dem Erscheinen des Bismarck'schen Entwurfes geschrieben, behandelt die Frage in sehr anregender, aber etwas sanguinischer, weitgreifender, und, wie der Verfasser nachträglich selbst erklärt, akademischer Weise, während die zweite an die praktischen Vorschläge jenes Entwurfes anknüpft, sie als die Basis für eine allgemeine Verstaatlichung des Versicherungswesens anerkennt, im Uebrigen aber eine gründliche Aenderung der Einzelbestimmungen vorschlägt. g.

Berichtigungen.

In dem Artikel: Der Lyriker Camoens (Nr. 13) lies S. 471, Z. 3 v. o. statt Punkte: „Producte". S. 472, Z. 11 v. o. „Katharina de Ataide". S. 474, Z. 11 v. u. statt Seele: „Scala". S. 478, Z. 1 v. u. „Diogo Bernardes, Sá de Miranda".

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.

Ausgegeben: 31. März 1881. — Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig.

Gneisenau.*)

Der Genosse und Berather Blücher's steht Allen lebhaft vor Augen, nicht minder glänzt Gneisenau's Name als siegreichen Vertheidigers von Colberg. Auf die späteren Lebensjahre des Feldmarschalls fällt das Licht nicht in gleichem Maße. Nur sein schneller Tod zur Zeit der russisch-polnischen Kämpfe ist weiteren Kreisen bekannt. Ein halbes Jahrhundert nach dem Ende des erhabenen Mannes ist die Darstellung seiner Schicksale, seines innern Wesens abgeschlossen worden. Der erste Band von Pertz erschien 1864, die beiden letzten von der Hand Delbrück's sind binnen kurzer Frist einander gefolgt. Der vorliegende umfaßt in zwei Büchern die Friedensperiode 1815 bis 1830 und den Oberbefehl in Posen. Den Hauptinhalt auch dieses Schlußtheiles des Werkes bildet Gneisenau's vielseitiger Briefwechsel; aus der Feder des Herausgebers sind verbindende Zeilen und Uebersichten angefügt.

„Faßt man es zusammen, wie Gneisenau in neun Jahren vom Hauptmann zum General der Infanterie, von einem in den mäßigsten Vermögensverhältnissen lebenden Landedelmann zum großen Grundbesitzer emporgestiegen war, wie er das Jahr theilt zwischen dem Leben in der Residenz als der vornehmste Militär, mitarbeitend an der Gesetzgebung, und dem Leben auf dem schönen ländlichen Eigensitze im Kreise einer zärtlich geliebten Familie, so mag man das Glück seines Lebensabends preisen. Auch er freilich durfte nur sagen: „Vor Augen ist mein Reich unendlich, im Rücken neckt mich der Verdruß"; und mehr als Verdruß, auch schwerer Kummer hat die letzten Jahre seines Lebens begleitet. Er trug ihn aber in seinem Innern und erschien heiter vor der Welt, „fast wie ein Schauspieler", wie er einmal in schmerzlichem Tone in einem ganz vertrauten Briefe schrieb, „der ein sterbendes Kind daheim hat, und auf der Bühne die Leute mit Späßen belustigen soll"." Diese Worte Delbrück's lassen erkennen, daß nach der Heimkehr aus dem Feldzuge 1815 bis zu dem nur wenige Monate währenden Commando in Posen Gneisenau

*) Das Leben des Feldmarschalls Grafen Neithardt von Gneisenau. 5. Band. (Schluß.) Von Hans Delbrück. Fortsetzung des gleichnamigen Werkes von G. H. Pertz. Berlin, G. Reimer. 1880. Vgl. die Besprechung in Nr. 29 dieser Zeitschrift, 1880.

eine bedeutende öffentliche Thätigkeit nicht entfaltet hat. Im Herbste 1815 übernahm er in den neuerworbenen Landen am Niederrheine das Generalcommando; er verließ diesen Posten im kommenden Frühjahre mit unbestimmtem Urlaub, welcher indeß nur den Uebergang zu seinem förmlichen Rücktritt bildete. Das Jahr 1817 brachte seine Ernennung zum Mitgliede des Staatsrathes; 1818 wurde Gneisenau Inhaber des „Colbergschen" Infanterieregimentes (Nr. 9, dessen Chef später der Feldmarschall Moltke geworden ist) und Gouverneur von Berlin. Er behielt diesen Titel bis zu seinem Tode, obgleich die Dienststellung auf Gneisenau's Antrag bei der Bedrängniß der Staatsmittel 1820 einging. Auch als oberster Vorsitzender der Behörde, welcher die von Scharnhorst eingeführten wissenschaftlichen Prüfungen der Officiersaspiranten obliegen, stand Gneisenau zufolge seines hohen Ranges den wirklichen Geschäften ziemlich fern. Nach dem Abgange des Kriegsministers Boyen (1819), dem er während der Feldzüge näher getreten war, schwand auch Gneisenau's Einwirkung auf das innere Leben des Heeres, obgleich er als Schiedsrichter bei den Manövern auftrat und 1825 — am zehnten Jahrestage von La Belle-Alliance — bei Gelegenheit eines solchen, welches die Hauptvorgänge der Schlacht darstellte, zum Feldmarschall ernannt wurde.

Die Thatsache, daß Gneisenau von den öffentlichen Angelegenheiten mehr und mehr zurücktrat, überrascht, doch wird sie begreiflich angesichts der Lage, in welcher der preußische Staat aus den Kriegen hervorging. Der Herausgeber hat diese Verhältnisse gut gekennzeichnet. Mißbehagen, ja Erbitterung über das geringe Ergebniß der Kämpfe und die ausbleibende Erfüllung der Hoffnungen auf eine Verfassung, beherrschte die Stimmung des größeren Theiles der Nation. Der Wunsch, die alten politischen Verhältnisse zu erhalten, sogar zu rückwirkender Geltung wieder herzustellen, Mißtrauen gegen den neuen Geist, den man gerufen hatte, als es geboten war, die volle Kraft des Staates einzusetzen, erfüllte diejenigen altpreußischen Kreise, welche zuvor alleinigen Einfluß auf Regierung und Regenten geübt hatten. Gneisenau, der Fremde, stand diesen Kreisen fern. Man wußte, in welchem Geiste er den Krieg zu führen gewünscht hatte, nach welcher Richtung er die Erstarkung des preußischen Staates, der deutschen Nation zu fördern bestrebt war. Seine persönliche Verbindung mit den Männern, welche die gleichen Ideen offen vertraten, war bekannt. So blieb es nicht aus, daß man sich scheute, ihm Einfluß zu gewähren, und selbst die Verdächtigung seiner politischen Gesinnung wurde ihm schließlich nicht erspart. „Was hilft es mir" — schreibt er einmal an Clausewitz — „daß ich im Haß gegen den Jacobinismus fünfundzwanzig Jahre verlebt habe? daß ich für die Legitimität der Bourbons gesprochen und gewirkt habe? Dennoch betrachtet mich eine Anzahl Menschen als einen Begünstiger des Jacobinismus." Doch bittet er, dem Könige sein Mißtrauen

nicht zu verdenken. „Es ist selbst einem vertrauenden Gemüthe nicht immer möglich, den steten Einflüsterungen sich verschlossen zu halten, um so weniger einem zum Argwohn geneigten Charakter."

Solcher Art ganz vertrauliche Freundesbriefe sind von allen den verdächtigten und verläumdeten Personen in erheblicher Zahl vorhanden. Sie sind vollgiltige Beweise der loyalen Gesinnung, der treuesten, echt monarchischen Ueberzeugung jener Männer, welche nur das Eine von ihren Gegnern trennte, daß sie ein Festhalten an Institutionen, welche zum Vortheile des Königs und zum Segen des Volkes überwunden waren, nicht als wahren Conservatismus zu erkennen vermochten.

Viele Ideen, welche jene hervorragenden Geister hegten, sind seither zum Heile Aller, auch ihrer Gegner, verwirklicht worden. Freilich auch gute Institutionen haben ihre Nachtheile, welche sowohl bei dem Uebergange vom Alten zum Neuen, als durch die allmähliche Wandelung der Verhältnisse später hervortreten.

Wohl hatte Gneisenau Recht, Friedrich Wilhelm III. zu vertheidigen. Die Fürsten, welche häufig und nicht nur vom Standpunkte ihres Interesses die großen politischen Verhältnisse richtiger beurtheilen als selbst ihre aufrichtigen Rathgeber, kennen doch die mannichfachen Lebensbedingungen der Menschen so wenig, daß sie die Freiheit des Urtheiles gegenüber fortgesetzten Vorhaltungen verlieren. Zeitgenossen jener Jahre besitzen heute noch eine lebhafte Vorstellung der Gährung in den damaligen Zuständen. Die Verschiedenheit der Ansprüche, die Armuth und nicht zum wenigsten das Ruhebedürfniß des Landes nach den ungeheueren Anstrengungen der langen Kämpfe machten es der Regierung äußerst schwer, auch nur gemäßigten Wünschen des Fortschreitens alsbald zu genügen. Heute müssen wir anerkennen, daß doch im Ganzen geschickt und gut regiert worden ist. Der Grund zu dem, was hernach für das Vaterland geleistet wurde, ist in jener Zeit gelegt worden. Freilich erscheint es uns, daß auf anderem Wege dies Ziel leichter zu erreichen war, aber der Beweis hierfür ist nachträglich nicht zu erbringen. Die Enthüllungen, welche der zweite Theil von Metternich's Memoiren über dessen Einfluß auf Friedrich Wilhelm III. liefert, zeigen jedenfalls, wie schwierig die Lage der Regierung in jener Zeit gewesen. Der Rückblick auf diese Bilder vermag uns heute tröstlich zu stimmen, wenn wir die Hemmungen beklagen, welche die Weiterbildung des Reiches erfährt.

Gneisenau's eigene Stimmung hat wohl dazu beigetragen, daß er bald nach dem Kriege durch seinen Rücktritt von dem Commando in Coblenz eine Wendung in seinen persönlichen Verhältnissen herbeiführte. Er war Jahre lang von seiner Familie getrennt gewesen und den Wunsch nach Ruhe in der Zurückgezogenheit hatte er öfters bereits ausgesprochen.

Eine ehemalige Domäne im Magdeburgischen war Gneisenau schon einige Zeit nach dem Kriege als Dotation zu Theil geworden, seinen eigentlichen Landsitz verlegte er jedoch, in Folge eines Tausches gegen ein seiner Frau gehörendes Gut, nach dem schönen Erdmannsdorf am Fuße der Riesenkoppe. Hier wie in Berlin stand er mit einem Kreise liebenswürdiger und bedeutender Menschen in freundschaftlichem Verkehr, von welchem auch seine Briefe Zeugniß ablegen.

Unter den Personen des Briefwechsels nimmt Clausewitz die erste Stelle ein, demnächst treten Boyen, Stein und der Staatskanzler Hardenberg, sowie der alte Freund, der in Danzig lebende Engländer Gibson, hervor. Von Gelehrten stehen Niebuhr, Raumer, Benzenberg, von bedeutenden Frauen die Fürstin Radziwill (Prinzeß Luise) und Frau von Clausewitz in nahem Verkehr mit Gneisenau.

Clausewitz ist in seiner vollen Bedeutung den Zeitgenossen verborgen geblieben, weil er seine Schriften über die Theorie des Krieges nicht selbst herausgegeben hat. Er war nicht der Mann, um sich in weiten Kreisen geltend zu machen, doch von Gneisenau ist er stets hoch gewürdigt worden, ebenso wie der gemeinsame Meister Beider, Scharnhorst, unter seinen Schülern Clausewitz trotz seiner geringen Vorbildung erkannt und hervorgezogen hatte. Gneisenau hatte ihn als Chef seines Stabes in Coblenz erwählt; so sind es denn nach des Ersteren schnellem Fortgange nächst den politischen Tagesfragen häufig Gegenstände militärischen Interesses, mit denen sich der Briefwechsel befaßt. So eifert Clausewitz mit seiner gewöhnlichen Schärfe gegen ein nochmals aufgetauchtes Project des Tausches der neuen Rheinprovinzen gegen Sachsen. Dieselben politischen Kreise, welche für das jenseit der Elbe belegene preußische Staatsgebiet nur geringere Sympathie fühlten, standen auch der consequenten Weiterbildung des neuen Systemes der Wehrpflicht zurückhaltend gegenüber. Welchen Widerstand dieses übrigens nicht nur bei dem grundbesitzenden Adel, sondern auch in den Städten fand, zeigt ein späterer Brief eines andern Untergebenen aus der Coblenzer Zeit (Gröber) über die Breslauer Unruhen bei der Aushebung im Jahre 1817, und der Ausspruch eines Anhängers der neuen Institution, wie Benzenberg, über die Unmöglichkeit, die anscheinend so wenig populäre Heeresverfassung im Frieden beizubehalten. Briefe Gneisenau's geben auch Zeugniß von der Stimmung des Königs und des einflußreichen Finanzministers (Bülow), und von deren Wünschen für die Herstellung der alten Form, aber Gneisenau bleibt fest im Vertrauen. Sollten neue Minister die Einrichtung wieder zu Falle bringen, würde man sie bald genug wieder einführen müssen. Hatte doch der glücklich beendete Krieg erwiesen, daß trotz ihrer Unvollkommenheiten die Landwehrorganisation nicht versagt hatte.

In das Jahr 1817 fallen die Briefe über die vom Könige dringend

gewünschte Verheirathung mit der Gräfin Dillon, einer Halbfranzösin, diese selbst dem größten Theile der damaligen Berliner völlig unbekannt gebliebene Absicht, welche der pflichttreue Monarch, nachdem er die durch die Prinzessin Radziwill auf seinen Befehl geforderten Ansichten Gneisenau's, als Vertreters der Armee, und Schön's gelesen, blutenden Herzens aufgab. In Schön's Memoiren ist wohl zum ersten Male etwas über diese Angelegenheit gedruckt worden. So männlich-edel Gneisenau sich aus Gründen der Vaterlandsliebe gegen den Herzenswunsch des Königs ausspricht, ebenso weich und gefühlvoll äußert er sich später, nachdem er von dem Schmerze des Königs erfahren, in verschiedenen Briefen an die Prinzessin Luise.

In einem Briefe an Niebuhr nach Rom spricht Gneisenau ein Urtheil über die Verhältnisse des Protestantismus gegenüber der katholischen Kirche aus, welches damals gewiß ganz berechtigt war, leider aber doch sich als Täuschung erwiesen hat. Sein Rath auf Trennung der katholischen Kirche vom Papstthum und für die Bildung einer Nationalkirche wäre, wenn je, damals bei consequenter Behandlung — wenigstens für ein schon geeintes Deutschland zu erreichen gewesen.

Gneisenau's Urtheile über verschiedene hochgestellte Männer sind mitunter von großer Schärfe, doch stets ohne persönliche Bitterkeit. Nur gegen einen Mann scheint er unerbittlich streng — Wilhelm von Humboldt. Er spricht ihm außer Witz, Gedächtniß, Schlagfertigkeit fast alle übrigen bedeutenden Eigenschaften des Staatsmannes und jeden Adel des Gemüthes ab. In einem Briefe an Clausewitz belegt er diese Ansicht durch Anführung der verschiedensten Thatsachen. Die häufige Wiederholung des gleichen Urtheiles spricht, wenn auch nicht für die absolute Richtigkeit desselben, so doch für die feste Ueberzeugung des Schreibenden.

Mit dem Jahre 1819 begann die trübste Zeit der Reaction. Außer gegen geheime Verdächtigungen sah sich Gneisenau auch genöthigt, gegen positive Herausforderungen officielle Schritte zu thun, welche seine Ehre glänzend darstellten. Den verbrecherischen Ausschreitungen einzelner Fanatiker gegenüber erklärte auch er ernste Repression für geboten.

Tadelnd spricht sich Gneisenau dabei über den Kaiser Alexander I. aus. Er wirft ihm vor, sowohl 1815 die Hauptschuld getragen zu haben, daß die Restauration in Frankreich nicht fester gegründet worden sei, als auch daß er später aus Eitelkeit ihre Schwächung befördert habe. Ebenso sei er nicht ohne Einfluß auf die bedenklichen Verhältnisse in England, vor dessen Revolutionirung er große Besorgniß hegte.

Der Ministerwechsel im Jahre 1819 nimmt in der Darstellung Gneisenau's einen viel weniger bedeutungsvollen Charakter an, als es sonst den Anschein hatte. Der Rücktritt Boyen's und Grolmann's wäre danach zum

Bedauern Gneisenau's nur aus der Besorgniß veranlaßt worden, daß die neue Eintheilung der Landwehr auf gänzliche Beseitigung des Systemes ziele. Nach Versicherungen des Staatskanzlers und Aeußerungen des Königs sei indeß daran nicht zu denken gewesen. Die Eintheilung der preußischen Armee in Corps und die bis 1859 geltende Formation der Infanterie-Brigade aus einem Landwehr- und einem Linienregimente stammte aus dieser Zeit.

Immer bleibt Gneisenau sich gleich, treu seinem Könige und seinen Freunden, welche er rastlos in gewissenhafter Würdigung ihres Werthes in wichtige Stellungen zu bringen bemüht ist, so z. B. Clausewitz als Gesandten nach London, was sich, nachdem es so gut als bestimmt war, wieder zerschlug. Der König erkannte die Verdienste Gneisenau's durch vielfache Gnadenbeweise an, auch sprach er ihm später rückhaltlos aus, daß in Folge des näheren Verkehrs mit ihm (als Gouverneur von Berlin) er ihn richtiger schätzen gelernt habe. Freilich auch als die Staatsfinanzen sich besserten, sind Gneisenau doch nicht annähernd so bedeutende Gaben zu Theil geworden, als manchen Anderen, welche entweder zu fordern verstanden oder bessere Freunde in höheren Sphären besaßen. Bedauerlicher als dies bleibt aber doch, daß ein Mann von der umfassenden Begabung Gneisenau's nicht in gesicherter einflußreicher Stellung thätig sein durfte. Wie aufmerksam er alle öffentlichen Angelegenheiten verfolgte, zeigen die in der Correspondenz enhaltenen Bemerkungen über die Congresse von Aachen, Troppau, Verona, den Decemberaufstand in Petersburg 1825 und schließlich in Bezug auf den Orientkrieg 1828.

Aus dem unruhigen Jahre 1830 sind nur wenige Briefe vorhanden, aber sie zeigen, wie sicher man den Krieg mit Frankreich wegen Belgiens erwartete und daß man an der entscheidenden Stelle auf den Feldmarschall rechnete, sowie dieser auf seinen Freund Clausewitz. Für den Oberbefehl hielt sich Gneisenau indeß nicht mehr frisch genug.

Die Ereignisse beriefen Gneisenau auf einen entgegengesetzten Schauplatz zur Thätigkeit. Unter dem 4. December 1830 theilt Gneisenau an Clausewitz den Ausbruch der Revolution in Warschau mit, sowie daß der König nächst dem Posener Armeecorps auch das ostpreußische, pommersche und schlesische mobil zu machen und ihm dann den Oberbefehl zu übertragen gedenke. Die Besorgniß vor der Unzulänglichkeit der eigenen Kraft schwand, sobald es galt zu handeln. Selbst Clausewitz war bei seiner Ankunft in Berlin erstaunt über die Munterkeit, körperliche Frische und innere Befriedigung, in welcher er den Feldmarschall traf. Die sonstigen Verhältnisse dort waren weniger günstig. Der besonnene Monarch mußte den unklaren Sympathien der Nation Widerstand leisten. Für die militärischen Vorkehrungen waren Commissionen aus den fähigsten Generalen niedergesetzt,

allein auf deren Vorschläge wirkten einflußreiche aber unverantwortliche Rathgeber ein. An diesen widerstrebenden Einflüssen zerschlug sich das Bestreben, durch Gneisenau Einheit in die Anordnungen gebracht zu sehen, zumal er selber Abneigung zeigte, in dies Treiben einzugreifen. Da indeß die erwartete große Krisis nicht eintrat, so ist auch kein eigentlicher großer Schaden dadurch geschehen. „Man hielt es sogar für möglich, daß die polnische Armee, von den Russen besiegt, einen Versuch machen würde, sich durch Deutschland hindurch nach Frankreich hin durchzuschlagen", schreibt Delbrück, der an anderer Stelle Clausewitz sprachlicher Mängel und die höheren Kreise jener Zeit einer starren Halbbarbarei bezüchtigt.

Nach dem russischen Siege bei Grochow (25. Februar 1831) ward ein Uebertritt der Polen auf preußisches Gebiet wahrscheinlich. Zerwürfnisse zwischen den commandirenden Generalen der preußischen Grenzcorps gaben dann den Ausschlag, Gneisenau den Oberbefehl thatsächlich zu übertragen, wie dies drei Monate zuvor beschlossen worden war. Gneisenau trat denselben am 9. März 1831 an.

Die Correspondenz aus den Posener Tagen, meist an Mitglieder von Gneisenau's Familie gerichtet, bietet weniger allgemein interessante Punkte. Dagegen ist ein nach dem eigenhändigen Concept des Feldmarschalls abgedruckter Bericht an den König belehrend. Es handelte sich darum, die Nothwendigkeit eines Einmarsches in Polen zufolge der von dem russischen General Rosen erlittenen Niederlage darzuthun. Es galt eine Intervention Frankreichs zu Gunsten der Polen für gewiß, und Gneisenau hatte bereits an Clausewitz den Plan geäußert, den Herzog von Reichstadt zu entführen und als Napoleon II. zur Avantgarde gegen Frankreich zu schicken, wenn Oesterreich widerstrebte. „Die Moral könnte hiergegen nichts einwenden und am Ende ist es meine Moral, dem Könige von Preußen nützlich zu dienen!" schreibt Gneisenau, welcher hierdurch zeigt, daß seine rücksichtslose Energie nicht vor den bedenklichsten Maßregeln zurückschreckt. Metternich selbst drohte später Ludwig Philipp mit dem gleichen Schritte.

Der Erzählung des Todes seines Helden an der „Feldmarschallskrankheit", wie Gneisenau kurz vor seinem Hinscheiden die damals noch so geheimnißvolle, schreckliche Cholera mit Bezug auf Diebitsch, der kurz zuvor gestorben, genannt hat, schickt der Herausgeber die schöne Schilderung von Gneisenau's Persönlichkeit durch E. M. Arndt voraus. Den würdigen Abschluß des Werkes bildet ein Brief des Kronprinzen (Friedrich Wilhelm IV.) an Clausewitz, welcher verspricht, für die Familie der beiden Männer, Scharnhorst und Gneisenau, beim Könige zu wirken.

Eine weitere Beilage ist Gneisenau's Kritik eines Memoires, welches

die Aufhebung der Landwehr empfahl. Gneisenau tritt für dieselbe ein und schließt mit den Worten:

„Das Wesen der Landwehroffiziere liegt noch im Argen, läßt sich aber verbessern. Ein stehendes Heer so hoch potenzirt als möglich, daneben eine Landwehr so ausgedehnt als möglich. Was ihr an militärischer Vollkommenheit abgeht, muß der Geist der Liebe und Aufopferung ersetzen." Wir wissen heut und Geisenau wußte es nicht minder, was der harte Druck, welcher vor den Freiheitskriegen auf dem Lande gelegen, dazu gethan hatte, um diese Motive mächtig zu machen. Die feste Organisation und die Schulung in Friedenszeit halten am sichersten den Geist der Opferfreudigkeit lebendig. Die Forderungen Gneisenau's für das Heer sind heute erfüllt. Die Landwehr ist umgewandelt, da seit zwanzig Jahren ein Theil (zwei Jahrgänge) bestimmt ist, die Reserven für die Linientruppen zu vermehren. Eine weitere Steigerung der Wehrkraft tritt in diesem Jahre ins Leben, indem diejenigen Mannschaften, welche nicht zur Einstellung als Rekruten gelangen (Ersatzreserven), dennoch eine kurze Ausbildung erfahren, um bei der Mobilmachung die Ersatztruppen zu vermehren. Bis zum Jahre 1833 traten dieselben sofort zur Landwehr über. Seit dieser Zeit hatte man gänzlich auf diese Klasse verzichtet. Das zweite Aufgebot, welches bei der Reorganisation fortfiel, ist in veränderter Gestalt als Landsturm wieder in Rechnung gezogen worden.

Oesterreichische Eindrücke.

Als ich im Sommer des Jahres 1878 auf der Rückreise von Constantinopel einige Wochen in Ungarn verweilte, fand ich die Stimmung daselbst äußerst gedrückt. Der Berliner Congreß hatte Bosnien der österreichischen Monarchie zugesprochen, und überall, auf Eisenbahnen und Dampfschiffen, wurden die Truppen nach den Sammelplätzen und nach der Grenze befördert. Nicht, daß man eine Ahnung von den Kämpfen und Mühseligkeiten gehabt hätte, die ihrer harrten, denn man betrachtete den Feldzug als eine militärische Promenade, aber die Gabe, die das Geschick dem Kaiserstaate mühelos zuzuwerfen schien, lastete wie ein Danaergeschenk auf den Gemüthern.

In der That, kaum hat die Monarchie in dem Dualismus ein neues und, wie es schien, fruchtbares Princip für die Ordnung ihres Völkerconglomerats gefunden und die Masse der Slaven unter Deutsche und Ungarn vertheilt, da sieht sie sich gezwungen, eine Erwerbung zu machen, die nur in eine völlig abgeschlossene Periode der Staatenbildung zu passen scheint. Die Annexion Bosniens — das muß man den Magyaren zugestehen — bringt

in die Harmonie des Dualismus eine Dissonanz, die sich, je länger, je mehr Gehör verschaffen muß und deren endliche Lösung alles mühsam Gewonnene in Frage zu stellen droht.

Mittlerweile wurde das Schutzbündniß geschlossen, das den überlasteten Tragpfeilern des Staatsbaues neue Stützen zu bieten versprach.

Als ich deshalb im Frühling des verflossenen Jahres aufs Neue die Grenze Oesterreichs überschritt, glaubte ich einen vollständigen Umschlag der Stimmung zu finden. Alles, so setzte ich voraus, würde in Jubel über den Anschluß an das Mutterland und bereit sein, mit frischem Muthe und neuen Kräften an das schon halb aufgegebene Werk zu gehen. Aber wenig von alledem, nirgends reine, ungetrübte Freude. Der Deutsche Oesterreichs war sich bewußt, daß die Wurzeln seines Lebens untrennbar zu dem starken Baume zurückführten, zu der Esche Yggdrasil des deutschen Volkes, die drüben so weitschattig ihre stolze Krone entfaltete. Zwei Seelen wohnen, ach, in meiner Brust, konnte man füglich von ihm sagen. Je mehr das Schutzbündniß einen vorläufigen, vielleicht endlichen Abschluß der deutschen Einheitsbestrebungen bezeichnete, desto getheilter wurde ihr Sinn. Sollten sie sich in die Scheidung von Tisch und Bett ergeben, oder sollten sie von der weltlichen Instanz an eine höhere appelliren, an jene Hand, die den Geschicken des deutschen Volkes eine so unerwartete und wunderbare Wendung gegeben hat? In solchen Augenblicken machte sich wohl, wenn der Wein die Zunge löste, die beklommene Brust in dem Stoßseufzer Luft: „Wenn nur erst alle Deutsche bei einander wären!“

Was ich bei den Deutschen vergebens gesucht, fand ich in vollem Maße bei den Slaven, frischen Lebensmuth und einen zuversichtlichen Ausblick in die Zukunft. In Laibach, der Hauptstadt Kärnthens, besuchte ich eine Restauration, die von einem Slovenen gehalten wurde. Als er hörte, daß ich aus Norddeutschland kam, weihte er mich in sein politisches Glaubensbekenntniß ein. „Einst,“ sagte er, „wird die Zeit kommen, da alle Slaven unter dem Banner Rußlands zu einem großen Reich vereinigt werden. Ich werde sie nicht erleben, vielleicht auch meine Kinder noch nicht, aber kommen wird sie, früher oder später.“ Alle Einwände prallten wirkungslos ab von seiner schrankenlosen Vorstellung von der Macht Rußlands und der Zukunft der slavischen Nation. Wenn das geschieht am grünen Holz, was soll am dürren werden? darf man hier fragen. Wenn ein Volk, das nicht die Spur einer Vergangenheit hat, das vor einigen Jahrzehnten erst gleichsam erfunden ist, und dessen Idiom erst kürzlich mühsam und künstlich für die Zwecke der Schrift aufgestutzt ist, wenn die Slovenen ihre Rechte fordern, was hat man von den Czechen, was von Serben und Kroaten zu gewärtigen!

Von Laibach ging ich zum Schützenfeste nach Wien. Es war der Tag

des Festcommerses, der Abend, an dem ungefähr ein Tausend Studenten den zugereisten Schützengästen eine Lection in den Geheimnissen des Comments ertheilen wollten, in dem naiven Glauben, die Schläger ihrer Präsides würden genügen, eine vierfache Anzahl von Laien, die sammt ihren Frauen und Freundinnen keineswegs geneigt waren, ihrer Fröhlichkeit Gesetze vorschreiben zu lassen, in die regelrechte Form eines Commerses zu zwängen. Als ich in die hellerleuchtete, geschmackvoll decorirte Festhalle trat, hatte der Commers schon seinen Anfang genommen. Eine zahlreiche und fröhliche Menge drängte sich durch die engen Gassen oder hatte an den zahlreichen Tischen Platz genommen. Die „fidelitas“ war zweifellos da, ob gebeten oder ungebeten, aber wo blieb der Comment, wo waren die Studenten? Endlich entdeckte ich die Musensöhne. Sie hatten mit ihren Präsides dicht neben der Rednerbühne eine Reihe von Tischen belegt und diesen geweihten Raum vor der profanen Annäherung des Philisteriums durch ein in Schulterhöhe ausgespanntes Seil umfriedet, das jedoch durchaus nicht die Zauberkraft der Schnur bewies, durch die der Zwergkönig Luarin in grauer Vorzeit seinen Rosengarten vor den plumpen Füßen der Menschenkinder zu schützen wußte. Da ich keine Legitimation besaß, in den Kreis des „Engern“ einzudringen, so wandte ich mich einem entlegeneren Theile des Saales zu, wo ich an einer weniger besetzten Bank Platz nahm. Als ich mich gesetzt, fand ich mir gegenüber zwei Herren, wie die spätere Bekanntschaft ergab, Juristen und noch nicht seit langer Zeit den Verhältnissen der Universität entfremdet, mir zur Seite einige Schützen aus dem böhmischen Egerlande. Eine Flasche von dem bei seiner Billigkeit vortrefflichen Festweine, den die berühmte Firma Leidersdorf geliefert, wurde bestellt und die Unterhaltung war bald in vollem Gange. Natürlich wandte sich das Gespräch zunächst auf das Schützenfest und den Commers. Aber meine neuen Freunde waren von beiden wenig erbaut. Nur ein Bruchtheil der Studentenschaft, so belehrten sie mich, hat sich an dem Commers betheiligt, der andere, voran die Burschenschaften, hält sich principiell von einem Feste fern, das keinen deutschen Charakter trägt. „Zu unserer Zeit,“ fügte er hinzu, „wäre ein österreichischer Studentencommers in dieser Weise überhaupt nicht möglich gewesen. Wir ließen uns von der Regierung nichts befehlen und nichts unter die Hand geben. Dieser Herr,“ und er wies auf seinen Freund neben ihm, „ist dem damaligen Minister von Jireček, als er sich herausnahm, uns auf einer Versammlung eine Belehrung ertheilen zu wollen, behilflich gewesen, die Thür zu finden, leider nicht innerhalb der Formen der Höflichkeit. Und wer ist denn nun erschienen und ruft: Hie Oesterreich? Wo sind die Tschechen, die Polen, die Slovenen, Kroaten, Serben? Wo die Magyaren? Eine Menge Fahnen haben Sie wohl gesehen, mit den Namen und Emblemen sämmtlicher Kronländer darauf,

aber die unter ihnen im Zuge marschirten, sind fast ausnahmslos Deutsche." Er holte Athem und ich nahm ein Heftchen vom Tische auf. Es war ein Festprogramm und enthielt die Lieder, die im Laufe des Commerses gesungen werden sollten. Den Anfang machte natürlich „Gaudeamus", den Beschluß „Im Krug zum grünen Kranze". Die anderen Lieder waren insgesammt Originalgedichte, eigens zu dieser Gelegenheit von Wiener Studenten verfaßt, und sangen in begeisterten Tönen und nicht ohne Schwung und Geschmack das hohe Lied vom österreichischen Vaterlande. Die Krone oder den Schlußstein des Gebäudes aber bildete eine Beschreibung des Fest- und Schlußsalamanders zu Nutz und Frommen der ungelehrten Schützen und zugewanderten Philister. Ich war sehr neugierig, wie das Werk den Meister loben würde, aber der Liebe Mühe war ganz und gar verloren. Von den Liedern war nichts zu vernehmen als ein dumpf heranbrandendes Gemurmel aus dem „Engern", und der Schlußsalamander, dessen „Exercitium" so genau vorgeschrieben war, fiel ganz aus. Doch soll nicht geleugnet werden, daß der Comment sich Gehör zu verschaffen wußte. Denn von Zeit zu Zeit und fast mit der Regelmäßigkeit der Salven, die zu Ehren einer fürstlichen Geburt abgefeuert werden, ertönte ein furchtbares und ohrzerreißendes Getöse, das dröhnend an die Wände und die Decke des Saales schlug. Es waren die Stocksalven, mit denen die Studenten dem machtlosen Silentium ihrer Präsides zu Hilfe eilten. Auch will ich nicht behaupten, daß ihre Anstrengungen ohne Erfolg geblieben wären. Denn die mit glänzendem Auge umsitzenden Phäaken und Schützenbrüder hörten nicht sobald den ihnen unerklärlichen Lärm, als sie erschreckt das Cotelett fallen ließen, das sie gerade benagten, und das Glas niedersetzten, mit dem sie im Begriffe waren, einer schönen Freundin zuzutrinken. Da sie aber nicht umhin konnten, anzunehmen, daß das Getrommel einen wohlthätigen, wenn auch ihrem Laienverstande unerfindlichen Zweck haben mußte, so beeilten sie sich, zur Erhöhung der Wirkung mit Allem, was ihnen eben zur Hand war, beizutragen, und wenn die Stöcke der Studenten in Ruhe gesetzt wurden, thaten die Schirme und Stöcke des Philisteriums noch weidlich ihre Schuldigkeit. Schließlich aber wurde es doch selbst für die starken Nerven einer egerländer Constitution zu viel. Mein Nachbar warf unmuthig den Schirm, mit dem er sehr zu meinem Mißvergnügen den Tisch bearbeitet, zur Seite und rief entrüstet: „Das also sind die Künste der Studenten, von denen so viel die Rede ist. Ich werde Jedermann abrathen, seinen Sohn auf eine Universität zu geben, denn außer dem Saufen, was man auch daheim lernen kann, wissen sie nichts als groben Unfug zu treiben. Das Bischen Sitte, was der Ziegenhainer des Vaters ihnen mühsam eingebläut, geht bald verloren und jeder Bauer weiß besser als sie, was er seinen Gästen schuldig ist." Aber in diesem Augenblicke nahm ein neues

und fremdes Phänomen seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Er wandte sich zur Seite und starrte mit verblüfftem Blicke einige vollbusige Wienerinnen an, die im Saale lustwandelten, indem sie sich die perlenden Schweißtropfen von Hals und Nacken wischten. „Schauen Sie," flüsterte er, indem er mir scheu näher rückte und mich am Aermel zupfte, „schauen Sie diese . . . . . ." Ich bedauere, die Harmonie der Phrase durch diese Punkte stören zu müssen, aber meine Feder weigert sich, die Ausdrücke seines Entsetzens wiederzugeben. „Haben Sie in Ihrem Leben schon so Etwas gesehen?" fragte er. Ich fürchte, ich antwortete verneinend. Auch der norddeutsche Jüngling wird sich nicht enthalten, wenn er in unbewachten Augenblicken das Ideal seiner Eheliebsten zusammensetzt, außer dem blonden Haare und den blauen Augen des Tacitus und der Holdseligkeit Brentano's auch ein bescheidenes Maß der Reize hinzuzufügen, mit denen der Pinsel Tizian's seine Gestalten zu begaben pflegt. Aber solche üppige Blüthen zu treiben ist dem armen Lande der Hungerpreußen doch versagt, heute zumal, wo die Schulweisheit, die bekanntlich Königgrätz und Sedan geschlagen und gewonnen hat, nun auch den Köpfen unserer Mädchen aufgepfropft werden soll. „Hier giebt es noch," möchte man beim Anblicke dieser Makart'schen Figuren ausrufen, „hier giebt es noch Weiber, die bei der Gardinenpredigt ihren Mann zu stehen wissen, Mütter, die das combinirte Geschrei von sechs unmündigen Kindern ertragen, ohne Krämpfe zu bekommen und nach dem Kindergarten zu rufen, Mädchen endlich, deren Frische und Spannkraft des Geistes und Gesundheit des Leibes noch nicht dem Modemoloch zum Opfer gefallen sind, dem die norddeutsche Jungfrau vom dritten bis zum achtzehnten Lebensjahre überantwortet wird, jener geistigen Nudelanstalt, aus der sie hervorgeht mit überladenem Hirn und zerrüttetem Körper, blaß und blasirt, ohne Sinn und Geschmack für die einfachen und langweiligen Verrichtungen des Hauses, ohne Kenntniß der Anforderungen des wirklichen Lebens, endlich ohne die Kraft, die Pflichten der Hausfrau und Mutter zu erfüllen und dem Staate das zu leisten, was eine hart arbeitende Nation und eine kriegerische Zeit von ihr verlangen muß. Zur Gouvernante oder Baronesse mag sich das Präparat der höheren Töchterschule noch leidlich eignen, die Rolle einer tüchtigen Hausfrau und Mutter gesunder Kinder darf man ihm nicht zumuthen. Treiben wir denn wirklich in Zustände hinein, wie die Amerika's, wo die gesammte Nation der Yankees, das Salz der Union, im Aussterben begriffen ist und dem Kindersegen der Deutschen und Irländer Platz macht, aus keinem andern Grunde, als daß ihre „Ladies" die letzten Consequenzen ihrer Erziehung ziehen und behaupten, daß sie geschaffen sind, „um die Männer zu sich zu erheben," aber nicht um die gemeinen Geschäfte einer Mutter zu verrichten! Videant consules, ne . . . . . ." Aber hier fällt der Schirm meines Nachbars schmetternd auf den Tisch und

ein donnernder Stocksalamander der Musensöhne bricht sich an den Wänden des Saales. Als er verhallte, konnte ein scharfes Auge, wenn es sich nach dem Hintergrunde wandte, einen Herrn mit schwarzem Frack, weißer Weste und Halsbinde gewahren, wie er mit salbungsvoller Miene eine Art Schaffot erkletterte, um droben mit hochgezogenen Brauen, geöffnetem Munde, krampfhaftem Zucken der Gesichtsmuskeln und eifrigem Telegraphiren der Arme eine Pantomime vorzuführen, die auf ängstliche Gemüther einen beunruhigenden Eindruck machen konnte, und jedenfalls in ursächlichem Zusammenhange mit den vortrefflichen Reden stand, von denen der erstaunte Meraner oder Leobener am folgenden Morgen Kenntniß nahm, wenn er bei einem schwarzen Kaffee oder Häring seine schweren Augen in die Spalten seines Leiborganes tauchte. Aber die Befürchtungen der Wiener Blätter, daß die Indiscretionen einiger Pangermanen oder die väterliche Strafrede des Dr. Kopp einen Mißklang in die Harmonie der Versammlung geschleudert habe, weise ich mit Ueberzeugung zurück. Der Schützenwein floß, wie vorher, die Backhändl fanden ihren Weg, wie vorher, die Schützen und Schützenfreunde scherzten mit den Kellnerinnen und waren guter Dinge, wie vorher. Nur mein „Fernhintreffer" aus dem Egerlande hatte vielmehr die Miene eines „Vieldulder Odysseus" und sah trübe in sein Glas. „Hier ist wohl gut sein," nahm er das Wort, „hier sind wir unter uns, lauter ehrliche Deutsche, aber daheim im Böhmerlande sieht es jetzt böse aus. Die Tschechen, müssen sie wissen, sind ein falsches Volk, kriechend und übermüthig, je nachdem. Wenn man ihnen einen Finger reicht, so nehmen sie nicht nur die Hand, sondern gleich das Handgelenk dazu. Die Freigebigkeit des Taaffe hat ihnen den Kamm geschwellt, daß sie schon vermeinen, uns Deutsche ganz an die Wand zu drücken. Da traf ich neulich einen Nachbarn im Gespräche mit einem von diesem Geschmeiß. Er behauptete, wir könnten eben so gut tschechisch lernen, wie sie deutsch, und mein Nachbar, der Tropf, wußte ihm nichts darauf zu geben. Ich habe aber aufbegehrt! Du Lump, sagte ich ihm, solltest dir's zur Ehre rechnen, daß man dir erlaubt, eine so honette Sprache in den Mund zu nehmen; glaubst du, unsere Zunge sei dazu gewachsen, um sich über eurem Kauderwelsch den Hals zu brechen?"

„So ist es," fiel mein Gegenüber ein, „aber rührig und unermüdlich sind sie, das müssen wir anerkennen. Ueberall nisten sie sich ein, und sobald ihrer nur ein halbes Dutzend ist, gründen sie ihre „Vesela", ihren Club, und halten zusammen wie Pech und Schwefel, was man leider von uns trotz allen Predigens noch immer nicht sagen kann. Wir lassen uns tschechisiren an dem einen Ende, magyarisiren und slovenisiren an dem andern."

„Ja, wenn wir einen Mann hätten wie den Falk," begann mein Böhme wieder, „der versteht sich auf sein Geschäft! Und nun erst der Bismarck,

unser neuer Freund! Freilich," setzte er bedeutsam hinzu, „meint er es im Grunde nicht gar zu gut mit unserm Rumpelkasten. Er möchte unserer alten Monarchie bei Gelegenheit in aller Freundschaft den Hals umdrehen" .... Hier konnte ich nicht umhin, ihm mit entschiedenem Proteste ins Wort zu fallen. „Ich bin mit Bismarck's geheimsten Gedanken nicht so vertraut, wie Sie, lieber Freund," bemerkte ich ihm, „aber was Deutschland betrifft, so ist es seine Art nicht, seinem Freunde die Hand zu drücken und zugleich ein Bein zu stellen." Aber der Andere ließ sich nicht irre machen. „Lassen Sie gut sein," beschwichtigte er, „lassen Sie den Bismarck nur machen! Er ist ein rechter deutscher Mann und hat ein Herz für sein Volk; er weiß besser, als ich und Sie, was uns Allen frommt. Freilich müßten sich die Preußen etwas accommodiren."

Ich hatte eine Bemerkung auf der Zunge, behielt sie aber dann lieber für mich.

„Sie werden sich wundern," nahm hier mein Gegenüber das Wort, „solche hochverrätherische Reden zu hören, und bei solch einer Gelegenheit. Aber wes das Herz voll ist, des geht der Mund über. Die Gefahren der Zukunft beklemmen uns die Brust. Wir Deutsche in Oesterreich haben das dumpfe Gefühl, daß die Zeit nicht fern ist, in der die Wogen der slavischen Sintfluth über uns zusammenschlagen werden. Ueberall, an allen Ecken der Monarchie häufen sie sich an, täglich, stündlich wächst ihr Uebermuth und Trotz und der Starke weicht muthig einen Schritt nach dem andern zurück. Dazu treibt uns ein dunkles Verhängniß tiefer und tiefer in die Slavenwelt der Balkanhalbinsel hinein. Aber," und seine Stimme erhob sich, „ein Trost ist uns gegeben, daß wir Rücken an Rücken stehen mit Deutschland, daß wir Freud und Leid theilen werden, was auch die Zeiten bringen. Sollte aber das Schlimmste zum Schlimmsten kommen, so wissen wir, daß unsere Mutter ihre Arme öffnen wird, um uns wieder in den Schoß aufzunehmen, aus dem wir hervorgegangen sind. Lassen Sie uns anstoßen auf Deutschland!" Wir stießen schweigend an.

Mittlerweile war die Zeit vorgeschritten. Mitternacht war vorüber. Ueberall leere Flaschen, leere Teller, geröthete Köpfe und überlaute Fröhlichkeit. Aber die Reihen der Gäste hatten sich schon bedeutend gelichtet. Der beweibte Theil der Philister und auch das „einschichtige" Volk, wie die Tiroler sagen, war im Abmarsch begriffen. Auch ich erhob mich zum Aufbruche ...

Ich verschone meine Leser mit der Schilderung des Katzenjammers, den mir das erste österreichische Schützenfest und mein Patriotismus eingebracht. Bevor ich jedoch schließe, bitte ich um die Erlaubniß, einige Bemerkungen nachtragen zu dürfen, die ich meinen Freunden aus Gründen der Opportunität vorenthalten habe.

Es ist leicht zu begreifen, daß es den Deutschen Böhmens schwer ankommt, Vorrechte, die sie Jahrhunderte hindurch besessen, abzutreten. Aber man darf es nicht vergessen — die slavischen Stämme, welche in Majorität Böhmen und Mähren bewohnen, sind fast eben so zahlreich, als die Ungarn in ihrem Hauptlande, und haben eine ältere Geschichte und eben so stolze Erinnerungen. In einer Zeit, da die Vorfahren der Magyaren ihre Herden noch in den Steppen des schwarzen Meeres weideten, zogen die Tschechen geräuschlos in die verlassenen Marken Böhmens und schoben die Reste deutscher Bevölkerung gegen die Gebirge. Von dem Bande von Kaiser und Reich noch loser umschlungen als die einzelnen deutschen Stämme, behaupteten sie eine relative Selbständigkeit, und theilten in den Zeiten, die die Geschichte Deutschlands mit Stolz nennt, dessen bürgerliche, politische und religiöse Entwickelung. Die Schlacht am weißen Berge, welche die nationalen Freiheiten Böhmens begrub, ward zugleich das Signal zu dem schrecklichen Kriege, der dem alten Deutschland, dem Ideale unserer Jugend, den Todesstoß versetzte. Dieselbe war nicht ein culturbringender Act, wie die Kämpfe, unter denen deutsche Heere Ungarn dem schmachvollen und barbarischen Joche der Türkenherrschaft entrissen haben. Im Gegentheil — der Einzug, den das Deutschthum unter dem Banner der Inquisition in Böhmen hielt, schnitt den Faden einer freiheitlichen und lebensvollen Entwickelung ab und hat Europa um Jahrhunderte einer eigenartigen und nationalen Cultur betrogen. Gleichviel — unter allen Umständen ist das Hemd der Selbsterhaltung näher als der Rock einer allumfassenden Humanität und, gewiß, nie darf Böhmen in deutschfeindliche Hände fallen. Aber dient es diesem Zwecke eher, wenn man durch hartnäckige Obstruction gegen die versöhnlichen Maßnahmen der Regierung die Tschechen erbittert und in die Arme der extremen Parteien und des Panslavismus treibt? Wäre es nicht vielleicht umsichtiger und patriotischer, wenn die deutsche Partei freiwillig die Hand böte, um den Tschechen den Boden der Verfassung bewohnbar zu machen? Hinter denselben steht kein Papst mit einem „non possumus“ und Rußland ist ihnen nur Mittel zum Zwecke, ohnehin ein nicht unverdächtiges, da es von jeher die nationalen Regungen der ihm unterworfenen Slaven, wie der Polen und Kleinrussen, nachsichtslos unterdrückte. Wenigstens die Besonneneren unter den tschechischen Patrioten werden es nicht wohl für möglich halten, ihrer Nation innerhalb Böhmens und gegenüber dem Auslande eine Stellung zu erringen, wie sie sie am Ausgange der Hussitenkriege behauptete. Denn seit den Zeiten des dreißigjährigen Krieges, wo böhmisch und tschechisch so gut wie dasselbe war, hat sich die Lage der Dinge bedeutend geändert. Das deutsche Element ist in der Zwischenzeit zu einer starken Minderheit herangewachsen und, was ihm an Zahl abgeht, ersetzt es durch Bildung, Besitz und den Zusammenhang mit seinen ringsum woh-

nenden Stammesgenossen. Sollten nicht auf beiden Seiten Männer zu finden sein, die mit einer unbefangenen Würdigung der Verhältnisse, wie sie nun einmal sind, den aufrichtigen Wunsch verbänden, auf der Grundlage eines billigen Compromisses einen dauernden Frieden zwischen den beiden Nationen anzubahnen?

Wenn es für die Deutschen Oesterreichs nicht möglich erscheint, ihre bisherige dominirende Stellung nach allen Seiten zu bewahren, so liegt die Schuld weniger an der Regierung, als an der Zeit. Aber es ist nur natürlich, daß, je stärker diese Erkenntniß sich Bahn bricht, desto größer ihr Unbehagen wird. Je mehr sie sich genöthigt sehen, den fremden Nationen das Ihre zu geben, desto unwiderstehlicher wird ihr Drang, auch für die eigenen nationalen Ideen volle und ganze Befriedigung zu finden, und einem Reiche anzugehören, welches so unzweifelhaft deutsch vom Scheitel bis zur Sohle ist, daß es ohne Beeinträchtigung seines Wesens eine Enclave von einigen Millionen Tschechen ertragen könnte. Es ist für den, der es mit dem Schutzbündnisse ehrlich meint, betrübend, aber nicht minder wahr, daß der Reisende in Oesterreich sich vorkommt, wie in dem alten, baufälligen Hause des Dickens'schen Nickleby, dessen Bewohner durch geheimnißvolle Geräusche erschreckt werden, Rieseln hinter den Tapeten und Krachen in dem Gebälk. Was die Lande der Habsburger heute zusammenhält, ist weniger die Bewunderung ihrer Völker für den kunstreich gefügten Staatsbau, als die Kraft der Beharrung und vor allem die Liebe der Oesterreicher zu ihrem Herrscherhause und ihrem fast abgöttisch verehrten Kaiser. Hoffen wir, daß sich der Unkenruf der Kassandra nicht bewahrheitet. Wir können eine Katastrophe in unserem und im eigensten Interesse der Deutsch-Oesterreicher nicht wünschen, da wir den entschiedensten Protest gegen die Forderung erheben müssen, die sie als ihr ceterum censeo bei derartigen Anlässen vorbringen, daß sich die rauhe Sprödigkeit der Nordleute der weicheren Art der Südlinge „accommodire“. Die sorglose und bequeme Gemüthlichkeit der Wiener hat ihre Verdienste im geselligen Verkehre, handelt es sich aber darum, sich im Kampfe ums Dasein gegen fremde Art durchzusetzen, so zieht sie leicht den Kürzeren. Wenn die Deutschen Oesterreichs norddeutschen, sächsischen oder friesischen, Stämmen entsprungen wären, so würden sie sich schwerlich zu Tausenden den Tschechen, Slovenen und Welschen veraccommodirt haben. Sie hätten es schwerlich geduldet, daß die Tschechen ihnen Prag, den Schlüssel Böhmens, aus der Tasche escamotirten und vielleicht würde die böhmische Frage heute überhaupt nicht gestellt sein.

So mögen wir Deutschen im Reiche unseren Brüdern drüben zurufen: Wer sich selbst aufgiebt, nur der ist verloren! Ihr habt jetzt eine feste Operationsbasis und eine gesicherte Rückzugslinie! Werft den historischen

Plunder zur Seite! Verlaßt euch nicht auf Decrete und Verordnungen der Regierung, sondern auf eure eigene Thatkraft! Schärft eure Waffen an denen eurer Gegner und accommodirt euch an norddeutsche Schneidigkeit, Zähigkeit und Wachsamkeit! Haltet treu zu eurer Dynastie und eurem Bunde mit dem Mutterlande; aber legt ihm keine Absichten unter, die für die deutsche Treue Verrath wäre auch nur zu denken!

Eine Voraussetzung müssen wir allerdings hinzufügen. Das Schutzbündniß ist nicht nur geschlossen von Regierung zu Regierung, sondern auch von Volk zu Volk. Deutschland hat sich nicht verbünden wollen mit den Tschechen und Ultramontanen, sondern mit den beiden Hauptnationen Oesterreich-Ungarns, und das deutsche Volk wenigstens wird sich nur so lange für gebunden halten, als das Deutschthum diesseits der Leitha eine vorherrschende und jenseits derselben eine geachtete Stellung einnimmt. Die Politik des Grafen Taaffe, das ist unsere Ueberzeugung, bedroht dasselbe vorderhand nicht, wohl aber erblicken wir an dem Horizonte Ungarns einen schwarzen Punkt, den es gut sein wird, früh zu entfernen, ehe er Zeit findet, ein für den Frieden des Schutzbündnisses gefährliches Wetter zu gebären.

„Der Ungar ist kein Soldat, sondern ein Politiker," äußerte ein österreichischer Offizier, als er sich versucht fühlte, für den Verlust von Königgrätz die unzuverlässige Haltung der ungarischen Regimenter verantwortlich zu machen. Er wollte damit sagen, daß der ungarische Soldat sich nicht ohne Weiteres auf Befehl auf dem Flecke todt schlagen läßt, wohin ihn sein Commandeur stellt, sondern daß er geneigt ist, vorher zu fragen, für wen und für was? Seitdem aber der Magyar die Früchte dieser Eigenschaft geerntet, ist aus dem Politiker ein Polizist geworden und über dem neuen Vergnügen, den Stock über sein Hausgesinde schwingen zu können, scheint er die Grundsätze des Nachbarrechtes vergessen zu haben.

Der Ungar ist ein vortrefflicher Mensch, an Geradheit, Zuverlässigkeit und Ehrenhaftigkeit seinen slavischen Nachbarn weit vorzuziehen, treu in der Freundschaft, verschwenderisch in der Gastfreundschaft, von fein entwickeltem Ehrgefühl. Aber die räuberischen Neigungen seiner Vorfahren stecken ihm tief im Blute und seine Achtung vor fremdem Eigenthum läßt zu wünschen übrig. Seitdem er Herr im eigenen Hause ist, geht seine Wirthschaft stetig den Krebsgang und auch seine Volkszahl schreitet nicht vorwärts. Er ist nicht reich an Kindern und, um nicht zurückzubleiben, sieht er sich genöthigt, freiwillige oder erzwungene Anleihen bei seinen Hausgenossen zu machen. Ein magyarisirter Slowak sprach einst mir gegenüber seine Ueberzeugung aus, daß, Dank den vortrefflichen Maßregeln der Regierung, fünfundzwanzig Jahre genügen würden, um die ganze Slowakei, beiläufig zwei Millionen, zu magyarisiren. So schnell schießen ja selbst die Preußen nicht! Wir wollen

abwarten, wie viel magyarisirte Dörfer der Reisende zählen wird, wenn er nach einem Vierteljahrhundert desselbigen Weges gefahren kommt. Vorläufig aber darf man kaum zweifeln, daß die gesammte nichtmagyarische Bevölkerung Ungarns — die Slowaken nicht ausgeschlossen — nur auf ein Signal wartet, um sich mit gleichem Ingrimme wie vor dreißig Jahren auf ihre Peiniger zu stürzen. Und bis die Polizei der Ungarn ihre Schuldigkeit gethan, wäre es immerhin vielleicht politisch, einen solchen Anlaß nicht zu provociren.

Ein schlesischer Handwerksbursche aus der Wasserpolakei unterhielt mich vor einem Jahre von seinen Fahrten in den Ländern der unteren Donau. „Wenn ich in einem ungarischen Dorfe bei einem Bauer einspreche," so erzählte er, „so glaubt dieser auf den ersten Blick einen der verhaßten „Schwaben" (so nennt der Ungar seine deutschen Landsleute) vor sich zu sehen. ‚Hund verfluchtiger,' ruft er wüthend, ‚wirst machen aus Haus meiniges, oder . . .' und es folgt einer jener grauenhaft unfläthigen Flüche, wie sie, in deutschem Munde unerhört, bei Serben, Rumänen und Magyaren zum gewöhnlichsten Hausrathe der Sprache gehören. Sobald ich aber entgegne: ‚Mit Verlaub, ich bin aber kein ‚Schwob', ich bin ein Preiß,' ist er wie umgewandelt und die Höflichkeit selbst. ‚Entschuldigen Gnaden,' sagt er jetzt, ‚bitte, belieben hineinzuspazieren,' und mit echt magyarischer Gastfreundschaft holt er das Beste hervor, was sein Haus besitzt.

Wer mag es dem gemeinen Ungar verargen, wenn er sich noch immer durch den Anblick des „Schwaben" an die trübe Zeit erinnert fühlt, die die theuersten Güter der Nation antastete und so unendliches Elend über ihn gebracht hat? Wenn er in ihm das Werkzeug einer Regierung sieht, die unter der gleißnerischen Firma des Deutschthums eine Politik der Vergewaltigung und Unterdrückung verfolgt, an der das deutsche Volk wahrhaftig nicht den geringsten Antheil hat. Aber man dürfte doch voraussetzen, daß die maßgebenden Kreise der Gesellschaft und Regierung es sich zum Bewußtsein gebracht hätten, daß das Schutzbündniß durch die Unterscheidung von „Schwabe" und „Preuße" einen dicken Strich gemacht hat und es eine Begriffsverwirrung wäre, zu glauben, man könnte heute noch den „Preußen" umarmen und dem „Schwaben" einen Tritt geben. Mögen die Ungarn es sich gesagt sein lassen, daß gerade die Sachsen Siebenbürgens keine Kinder der süddeutschen Erde, sondern echte Vettern der rheinländischen Preußen sind und dem deutschen Volke auch des Nordens besonders ans Herz gewachsen. Was ein serbisches Sprichwort von Gott sagt, kann man auch auf den Deutschen anwenden: Er ist langsam, aber er ereilt seine Feinde. Schon beginnt auf die erste Freude über den Abschluß eines Bündnisses, das ihn mit seinen Volksgenossen über dem Böhmerwalde und einer hochgeschätzten Nation ver-

band, ein merklicher Mehlthau zu fallen. Er fragt sich erstaunt, ob etwa Deutschland in dem Schutzbündnisse den Magyaren habe einen Schutzbrief ausstellen wollen, um ungestört durch Rußland und seine Satelliten sein Müthchen an seinen deutschen Mitbürgern kühlen zu können? Glauben die Magyaren, sie, die sich so gewaltig um den Türken ereifert haben, ihren cousin à la mode de Bretagne, daß das mächtigste Reich der Erde es stumpfsinnig ertragen wird, seine Ehre beschimpft und sein Fleisch und Blut mißhandelt zu sehen von einem Volke, das noch nicht die Zahl der Polen erreicht? Wie es in den Wald hinein schallt, so schallt es aus ihm heraus! Weniger politische, denn nationale Rücksichten haben zum Abschlusse des Schutzbündnisses geführt; die Weisungen einer rein egoistischen Politik bezeichnen nach wie vor Rußland als den natürlichen Verbündeten Deutschlands. Noch heute kostet es nur einen Entschluß — und das Pergament, welches die Unantastbarkeit der Stephanskrone verbürgt, liegt zerrissen am Boden. Sollte das deutsche Reich sich durch die Umstände genöthigt sehen, dem Gesetze seiner Entwickelung die letzte Folge zu geben, so stände morgen eine Allianz mit Rußland und Italien da, vor deren Leitmotiv die Mauern der Ofener Königsburg zusammensinken würden, wie ehedem die Wälle Jerichos vor den Posaunen des Josua. Nicht die Deutschen Oesterreichs sind es, die den Fall der hohen Veste beweinen würden, matt und abgespannt, wie sie sind, von dem Gaukeln und Schaukeln der Regierung mit den anderen Nationen, von dem aussichtslosen und aufreibenden Kampfe mit Tschechen, Slovenen und Magyaren. Auch nicht die Tschechen, denn das deutsche Reich hat die Mittel, indem es die Wenzelskrone herstellt und Böhmen mit Mähren unter eigenem Herrscher als selbständiges Glied in seinen Verband einfügt, ohne das Deutschthum zu gefährden, die nationalen Forderungen auch der Tschechen in einem Maße zu befriedigen, wie es ein farbloses Oesterreich nicht vermag. Die Deutschen Siebenbürgens würden gerne die Herrschaft ihrer Tyrannen mit der Rumäniens vertauschen und das Schicksal Ungarns würde weniger Kopfzerbrechens machen, als dasjenige Polens. Gegen die Erwerbung von Galizien und den Besitz von Konstantinopel würde Rußland mit Freuden Deutschland eine Grenzregulirung in Polen und Cisleithanien mit dem westlichen Ungarn bis auf die Höhe von Komorn zugestehen, und die Magyaren, unter Russen, Deutsche, Serben und Rumänen vertheilt, würden vielleicht zu spät bereuen, eine Freundschaft verscherzt zu haben, die aufrichtig und ehrlich angetragen war.

Doch hinweg mit den Phantasiegebilden. Was das deutsche Volk von den Ungarn verlangt, ist nicht mehr, als daß es in loyaler Weise die Consequenzen eines Bündnisses zieht, das es aus freiem Antriebe geschlossen und mit Freuden begrüßt hat; nicht mehr, als daß es die hochherzige und ritter-

liche Gesinnung, um deretwillen sich Deutschland zu seiner Freundschaft beglückwünscht, auch seinem deutschen Mitbürger gegenüber bethätige; nicht mehr endlich, als daß es dem „Preußen" zu Liebe die Streitaxt mit dem „Schwaben" begrabe, indem es sich daran erinnert, daß der Eine es gewesen, der ihm zu der Herrschaft über den Andern verholfen hat.

K. Rhamm.

In memoriam.

Es war kurz vor elf Uhr am denkwürdigen Einzugstage. Ein mir befreundeter Offizier hatte mir Einlaß zum Perron des Potsdamer Bahnhofs verschafft. Ein Engländer wollte sich uns anschließen, wurde aber zurückgewiesen. Er fand das sehr wenig rücksichtsvoll. „Ihre Kronprinzessin," sagte er zu dem dienstthuenden Schutzmann, „ist auch eine Engländerin."

„Mir janz ejal," lautete die Antwort, „hier kommen Sie nicht herein."

Mein Freund hatte sich kurz zuvor über einen Timesartikel erboßt, in welchem die Boeren als Rebellen behandelt worden waren, mochte also nicht zu Gunsten Mr. What's your name interveniren. Auch ich gönnte den Boeren ein siegreiches Ende ihres heldenmüthigen Kampfes, aber ich gönnte dem Engländer — er war schon bejahrt und hatte eine überaus gewinnende Miene — nicht weniger, daß man ihm gestatten möchte, sich uns anzuschließen.

„Sie wollen den Prinzen-Bräutigam gern in der Nähe sehen?" fragte ich daher den Engländer.

Er holte seine Visitenkarte heraus und ich las auf derselben einen Namen, der mir plötzlich eine längst verschwundene Zeit ins Gedächtniß zurückrief. Wir hatten uns vor vielen Jahren bei Thomas Carlyle gesehen, flüchtig, aber zu mehreren Malen, und der Mann war mir als eine Merkwürdigkeit in der Erinnerung geblieben, denn die großen Erfolge Tennyson's hatten dem Kreise, der damals Carlyle umgab, durchaus nicht gefallen wollen, und mein jetzt betagter Britte hatte seine Vorliebe für den Dichter der little Lilian ganz ohne irgend welche Hilfstruppen durchzufechten gehabt. Als ich später selbst tiefer in den Geist der Tennyson'schen Poesie eingedrungen war, hatte sich mir manches damals zu Gunsten derselben gesprochene Wort als vortrefflich begründet dargestellt und häufig war der Name, den ich jetzt in der Hand hielt, als der eines Gesinnungsverwandten mir traulich im Gedächtniß angeklungen. Mehr als zwei Jahrzehnte hatten dafür gesorgt, daß wir einige Mühe hatten uns wieder zu erkennen. Nun auch ihm dämmerte wo und wie wir schon im Leben begegnet waren, verwendete ich mich natürlich für

die Gewährung seines Wunsches, und mein Freund, der Offizier, überwand seine Abneigung gegen die Landsleute der Boerenunterdrücker und gestattete dem Engländer, sich uns anzuschließen.

Mr. B. war überglücklich. Er erzählte uns, daß er eine wichtige Reise unterbrochen habe, um den Prinzen zu sehen, daß er aber nur wenige Stunden in Berlin bleiben könne und deshalb außer Stande gewesen sei von dem Anerbieten des brittischen Gesandten, ihm Zutritt zu den Hoffestlichkeiten zu verschaffen, Gebrauch zu machen. „Alles Uebrige ist mir auch ganz gleichgiltig," sagte er; „ich habe Pracht und Glanz bei mehr als einem Hoffeste gesehen. Alles derartige sieht sich ähnlich. Man wird geblendet, man ist zerstreut, man sieht nicht mehr Persönlichkeiten, man sieht nur noch Drahtpuppen. Wenn ich einen Zeisig darauf dressirt sehe, sich sein Futter und seinen Trank mühsam mittelst eines Fädchens herauf zu ziehen, so habe ich ein Gefühl des Mitleides, das demjenigen gleicht, welches ich Angesichts der Plackereien des Hofceremoniells empfinde. Wie viele Stunden lang müssen Braut und Bräutigam sich übermenschlichen Vorschriften des Hofmarschalls geduldig unterwerfen, ehe es ihnen gestattet ist, ihrem eigenen Bedürfnisse zu leben! Was sie während dieser Marterstunden vorschriftsmäßig an liebenswürdigem Lächeln und verbindlichen Blicken zum Besten geben, hat für mein Studium nicht den mindesten Werth. Aber hier wartet meiner ein Anblick, für den ich eine Woche meines Lebens vergnüglich in die Schanze schlagen würde. Sie kennen," wandte er sich zu mir, „den Antheil, den ich dem Großvater des Prinzen Wilhelm, dem unvergeßlichen Prinzen Albert, bis zu seinem leider so frühen Ende zu schenken Ursache hatte. Nun habe ich an den Schaufenstern Büsten gesehen, die mich aufs Lebhafteste an den verewigten Prinzen mahnen. Ihn in dem Enkel wieder aufleben zu sehen ist mir eine Gnade des Himmels, die mein Herz aufs Innigste bewegt. Aber man sagt mir, der junge Prinz wird hier auf dem Perron mit einer Compagnie Soldaten von Potsdam eintreffen, ohne allen Lakaiendusel, ganz wie jeder andere Offizier, ohne ein extra für ihn gewärmtes Coupé, ohne irgend welche seinem hohen Stande erwiesene besondere Ehren. Das muß ich gesehen haben, um es buchstäblich zu glauben. Und habe ich es gesehen und habe ich in den Zügen des jungen Mannes den theuren Verklärten wieder erkannt, da reise ich beruhigt und erhoben ab — Deutschland und England sind mir, seit ich Prinz Albert kennen und lieben lernte, immer wie zwei Bäume erschienen, die dem Sturme der Zeiten nur im festen Zusammenstehen Trotz bieten sollen. Wenn ich hier neue Keime des Gedeihens sprießen sehe, so freue ich mich derselben auch um meines Vaterlandes willen."

Ich hatte, während Mr. B. mit Thränen in den Augen sich in dieser Weise Luft machte, mich umgewandt. „Treten wir etwas seitwärts," sagte

ich, denn wir standen mit dem Rücken vor einem der Zimmer, deren Fenster auf den Perron blicken, und wir benahmen, wie ich bemerkte, einem höheren Offizier die Aussicht auf den eben in den Bahnhof rollenden Zug. Mein Freund, der Offizier, sah sich um. Im nächsten Augenblicke war er uns außer Sicht. Wir fanden ihn im Schutze eines Mauervorsprunges unsrer harrend. „Es war der Kronprinz!" rief er; „nicht übel! Ich hätte mir's denken können, daß er hier ist. Er mußte Prinz Wilhelm doch auch ankommen sehen. Jetzt will ich mich aber lieber drücken." Und er machte sich aus dem Staube.

Inzwischen hatte der Zug die Haltestelle erreicht. Die Potsdamer erste Grenadiercompagnie stieg polternd aus, man hörte ein kräftiges, volltönendes Commando und sah zwischen den übrigen Officieren nun auch Einen, dessen Orange Band ihn als den Besitzer des Schwarzen Adlerordens verrieth. Er war von mittelgroßer Statur, hatte noch erst wenig Bart, machte aber einen festen und männlichen Eindruck und wartete seines Amtes, wie es ihm als Hauptmann oblag. Nachdem der Compagnie Zeit gelassen war, sich im Hofe der Ankunftshalle für den Marsch durch die festlich geschmückten Straßen und nach dem königlichen Schlosse bereit zu machen und der Kronprinz mit seinem Adjutanten fortgefahren war, setzte sich die Compagnie unter Führung ihres prinzlichen Hauptmannes und unter den Klängen des Pariser Einzugsmarsches in Bewegung. Eine zahllose Menschenmenge lief nebenher. „Das ist er," rief es von rechts, und „natürlich ist er's," rief es von links. „Lacht er wie ein rechter Bräutigam?" fragte ein junges Mädchen neben mir. „Sie weiß wohl nicht, daß er Dienst hat?" gab ein alter Schnauzbart zur Antwort. „J Jotte, man nich jleich so jrob!" remonstrirte eine pausbäckige Köchin, welcher soeben ein Grenadier aus Reih und Glied freundlich zugenickt hatte; „mein Jottlieb hat auch Dienst, aber mir freundlich jrüßen thut er doch."

„Ich bin Ihnen herzlich dankbar," sagte mein Engländer, indem er mir die Hand schüttelte, nachdem er dem Prinzen und seiner Riesencompagnie eine Weile durch ein Glas nachgeblickt hatte; „möchte der junge Mann nicht nur seinem Vater und Großvater väterlicher Seits nacharten — das sind berechtigte deutsche Wünsche, die wohl heute aus unzähligen deutschen Herzen zum Himmel steigen —, möchte ihm auch das Vorbild seines Großvaters mütterlicher Seits, dem in der That eine ähnliche Gesichtsbildung eigen war, immer vor Augen stehen. Dann wird dereinst ein deutscher Dichter ohne Ruhmredigkeit von ihm singen und sagen dürfen, was Tennyson in seinem unsterblichen Trauergesange auf den Tod des Prinzen Albert aussprechen durfte, ohne daß er damit mehr und anders sagte, als was die ganze englische Nation in so beredten Worten sagen zu können gewünscht hätte."

Und damit empfahl sich mein Engländer, um sofort weiter zu reisen.

Da Liebe und Vertrauen die besten Gaben sind, die einem zu hoher Stellung Berufenen entgegen gebracht werden können und da nichts besser geeignet ist, sie in den Gemüthern der Zeitgenossen keimen und Frucht tragen zu lassen als der herzerwärmende Hinblick auf tüchtige Eltern, auf bewährte Altvordre, so sei an Prinz Albert hier mit Tennyson's Worten erinnert, um so ausdrücklicher erinnert, als Prinz Albert ja auch ein Deutscher war und trotz seiner scheinbar ganz an die Interessen Englands geketteten Lebensstellung im Herzen ein Deutscher blieb, — wohl einer der besten Patrioten seiner Zeit. Prinz Wilhelm hat bei der letzten Empfangsfeierlichkeit bescheidentlich die ihm gewidmeten Beweise allseitiger Zuneigung auf die Verdienste seines heldenmüthigen Großvaters und Vaters zurückgeführt. „Weiß ich doch nur zu gut," sagte er in seiner Dankrede, „daß ich selbst noch keine Gelegenheit hatte, mir diese Zuneigung zu verdienen. Ich darf nur annehmen, daß die glorreichen Thaten meines theuren Großvaters und diejenigen meines Vaters Sie veranlassen können, mich, den Sohn und den Enkel, mit so vielen Beweisen Ihrer Liebe zu überschütten. Diesen Männern und meinen erlauchten Vorfahren nachzueifern, das soll mein stetes Bestreben sein . . ."

Der große Churfürst, der alte Fritz und der von der Napoleonischen Kriegsfurie so grausam heimgesuchte und im Feuer der Trübsal so herrlich geläuterte, schlichte, einfache Gatte der Königin Luise, das waren ohne Zweifel die Vorfahren, die bei jenen Worten vor der Seele der Hörer lebendig wurden. Wie konnte es anders sein. Man befand sich im Mittelpunkte der preußischen Ruhmestrophäen. Wird Prinz Wilhelm seinerseits unter denjenigen seiner erlauchten Vorfahren, denen er nachzueifern gelobte, nicht auch, ohne es aussprechen zu wollen, des theuren Verewigten gedacht haben, dem die englische Nation so manche Thräne nachweinte?

So aber lautete Tennyson's berühmtes Trauergedicht, das seinen sogenannten Königsidyllen vorangeht:

> Ihm, dem Verklärten — denn er hielt euch werth,
> Vielleicht weil etwas wie sein eigen Abbild
> Er, ohne es zu wissen, in euch fand —
> Ihm widm' ich euch, ihm opfr' ich euch, mit Thränen,
> Idyllen.
> Und, fürwahr, er deucht mir kaum
> Ein andrer als mein idealer Ritter*),
> „Der vor der Stimme seines Innern sich
> Gebeugt, als sei's vor seinem König; einzig
> Sein Ehrgeiz: Menschenunrecht gut zu machen;
> Der nie Verleumdung sprach, noch ihr sein Ohr lieh;
> Der Eine nur hienieden liebte, treu
> Anhangend ihr" — ja ihr, durch deren Reiche

*) König Arthur, von der Tafelrunde.

Die Kunde seines Todes, mit der Botschaft
Drohenden Kriegs zusammentreffend, weithin
Bis an die fernste Insel, wie der Schatten
Dahinzog einer Sonnenfinsterniß,
Die Welt verdunkelnd. Er ist uns geraubt,
Er ist nicht mehr, — doch kennen wir ihn jetzt,
Und all der kleinlich enge Neid verstummt;
Wir sehen, wie er seinen Weg gewandelt,
Mit welch' erhabenem Sichunterordnen,
Wie freundlich, maßvoll, hochgebildet, weise,
In welchen Schranken und wie voller Zartheit;
Wir seh'n ihn, wie er, vom Parteientreiben
Abseits sich haltend, seine hohe Stellung
Nie gleichsam als das Stänglein hat gemißbraucht,
Auf welchem sich beschwingter Ehrgeiz wiegt,
Noch auch als Vorwand eitler Lustbarkeiten.
Nein, alle diese langen Jahre trug er
Die Lilie makellosen Lebenswandels,
Trug er sie unbestritten, ob auch tausend
Unwürd'ge ihn umspähten, trug er sie
Inmitten jenes scharfen Lichtes, welches
Den Thronen eigen ist und das die Flecken
Nur noch mehr schwärzt.
Denn wer getraut sich's doch
Ein lieblichres, ein fleckenlosres Leben
Für einen einz'gen Sohn sich auszumalen?
Kann England je für seine Söhne mehr
Erhoffen nur als einen Theil der Erbschaft
Solch' eines Lebens und Gemüths, wie deins?
Du edler Vater seiner künft'gen Fürsten,
Du treuer Arbeiter für seine Armen
Und für sein Volk — du Wecker hellen Klangs
Im goldnen Frühroth eines vollern Tages,
Du klar in's Ferne Blickender, der du
Den Krieg und sein Gelichter auf den Kampfplatz
Des Friedens ludest, wo dem Fleiß der Preis winkt;
Du Holdbegabter, von den sanften Strahlen
Der schönen Wissenschaften mild umspielt,
Werth dem Gebiet der Forschung, werth den Künsten,
Werth deinem Land und unserm, ja ein Prinz,
Der über allen Titelwürden steht,
Und der im Mund des Volkes nun und immer
Den Namen tragen wird — Albert der Gute.

Brich nicht, o Frauenherz, nein halte aus;
Brich nicht, denn du bist königlich; halt' aus.
Gedenk' an alle Schönheit jenes Sterns,
Der dir so nahe strahlte, daß ihr Zwei
Ein Licht schient, aber dann erlosch und einsam
Den Glanz der Krone ließ.

All seine Liebe,
Unsichtbar, doch gefühlt, beschatte dich,
All' deiner Söhne Lieb' umfange dich,
All deiner Töchter Lieb' erquicke dich,
All deines Volkes Liebe tröste dich,
Bis Gottes Liebe dich ihm neu gesellt.

Robert Waldmüller.

Aus dem deutschen Reichstage.

IV.

Die Erledigung des Etats fand eine unerwartete Verzögerung in einem rasch heraufbeschworenen und eben so rasch wieder abgestellten Conflicte über das Bewilligungsrecht des Reichstages. Die beabsichtigte Hereinziehung Altona's in das Zollgebiet des Reiches bedingt für die Zollverwaltung Kosten, deren Umfang gegenwärtig noch nicht feststeht, und rücksichtlich deren eine Anmerkung im Etat zweifelhaft ließ, ob die Regierung sich für berechtigt halte, diese Kosten ohne Zustimmung des Reichstages zu verwenden, oder ob sie dieser Zustimmung zu bedürfen glaube. Auf diesfallsige Anfrage gab der Schatzsecretär die überraschende Antwort, daß die Regierung für diese Kosten keiner Genehmigung des Reichstages bedürfe, und nachdem deshalb die Sache in die Commission zurück verwiesen war, ward dort diese Erklärung noch schärfer wiederholt und mit großem staatsrechtlichen Apparate zu begründen versucht. Als Basis dieser Begründung diente die Behauptung, daß neben dem deutschen Reiche die völkerrechtliche Conföderation der deutschen Staaten des Zollvereines noch fortdaure, für welche die Verfassungsbestimmungen des deutschen Reiches nicht maßgebend seien, und aus der Bestimmung in Artikel 38 der Verfassung, daß die Zolleinnahmen erst nach Abzug der Erhebungskosten in die Reichskasse fließen, ward gefolgert, daß die Regierung ohne jede Concurrenz des Reichstages bis zur vollen Höhe der Zolleinnahmen Erhebungskosten verausgaben könne und erst, wenn diese Kosten die Zolleinnahmen selbst überstiegen, für das Weitere eine Genehmigung des Reichstages bedürfe. Der dagegen geführte Nachweis, daß seit dem Jahre 1872 die Regierung regelmäßig dem Reichstage die Etats der betreffenden kaiserlichen Zollämter im Etat vorgelegt und eben so in den Rechnungen nachgewiesen hatte, sollte nicht als beweiskräftig gelten, da die Regierung über ihre Verpflichtung hinaus, und ohne die letztere anzuerkennen, dies freiwillig gethan habe. Die erstaunliche Theorie von dem angeblichen Fortbestehen des alten Zollvereines neben dem Deutschen Reiche konnte bei solcher Anwendung wohl dahin führen, den Reichstag überhaupt in Zollangelegenheiten kalt zu stellen und namentlich in

Bezug auf die Einverleibung Hamburgs jede Concurrenz des Reichstages auch rücksichtlich der Kosten hierfür auszuschließen. Die Consequenz dieses Versuches, das Recht des Reichstages zu beschränken und ein von ihm seit Jahren im vollen Einverständnisse mit der Regierung unbestritten geübtes Verwilligungsrecht ihm plötzlich abzuschneiden, konnte daher sehr bedeutend sein und die Spannung über den Ausgang dieser Differenz stieg umsomehr, als bekannt ward, daß der Reichskanzler in einem Gespräche mit dem Abgeordneten von Kardorff das behauptete Recht des Reichstages wo nöthig durch wiederholte Auflösungen zurückweisen zu wollen erklärt hatte. Die Rechte des Hauses war denn auch geneigt, der Auffassung der Regierung zu entsprechen, während die Linke eine sehr maßvolle, aber klare und bestimmte Wahrung des Rechtes des Reichstages empfahl. Die Befürchtung eines ernsten Conflictes erwies sich aber schließlich als unbegründet, denn im letzten Augenblicke schien doch die Ueberzeugung überwogen zu haben, daß der Versuch, das verfassungsmäßige Recht des Reichstages zu beschneiden, gerade in diesem Falle und gegenüber der zweifellosen und unwidersprochenen Uebung dieses Rechtes seit 1872 gar zu aussichtslos sei, um ernstlich fortgesetzt zu werden. In der entscheidenden Plenarsitzung erklärte denn der Schatzsecretär, daß er nur die Auffassung des Reichsschatzamtes, nicht die der verbündeten Regierungen ausgesprochen habe, da der Bundesrath sich noch gar nicht mit der Sache befaßt habe. Der Abgeordnete Hänel wies aber nach, daß der Bundesrath bereits im Jahre 1876 ganz im Sinne des jetzt vom Reichstage behaupteten Rechtes eine Entscheidung getroffen habe. Von conservativer Seite selbst ward schließlich, um den Rückzug zu decken, ein etwas verschwommener Antrag eingebracht, der sich mit dem Ausdrucke der Hoffnung begnügte, daß die Mitwirkung des Reichstages gewahrt bleiben werde. Ein recht klarer, rein sachlicher Vortrag des Referenten von Benda, Delbrück's sachkundige Darlegung und Hänel's Verweisung auf die vor fünf Jahren bereits ergangene Entscheidung des Bundesrathes machten ein Festhalten der so herausfordernd aufgetretenen Haltung der Regierung unmöglich. Mit erdrückender Mehrheit ward die von der Commission vorgeschlagene Verwahrung angenommen, kaum ein Fünftel aller Abstimmenden stimmte dagegen. Der Bundesrath hat sich nun noch mit der Sache zu beschäftigen, die damit hoffentlich begraben bleiben wird, denn es wäre doch gar zu unwahrscheinlich, daß der Bundesrath mit seinem früheren Beschlusse sich in solchen Widerspruch setzen sollte, wie sehr auch der jetzige Versuch, den Reichsgedanken herabzudrücken und die Conföderation des alten Zollvereines wieder rivalisirend daneben zu stellen, den particularistischen Strömungen im Bundesrathe gefallen mag.

So endete für jetzt dieser neue Versuch, die Wirksamkeit des Reichstages einzuschränken, wie er in anderer Form sich in der Vorlage wegen zwei-

jähriger Etatsperioden ausdrückt, mit einer leicht vorauszusehenden Niederlage der Regierung, zum neuen Kummer derjenigen, die nur durch ein vertrauensvolles Zusammenwirken der nationalen Parteien mit der Regierung die nothwendige Festigung und Sicherung des Deutschen Reiches gesichert glauben, während solche Versuche nur das Mißtrauen steigern, daß man auf neue Pläne von Verfassungsänderungen und Schwächungen des Reichstages gefaßt sein müsse.

Trotz der Verzögerung, die die Etatsberathung hierdurch erlitt, ist der Etat doch rechtzeitig fertig gestellt. Wenn derselbe für diesmal mit einer Erhöhung der Matricularbeiträge um circa 21 Millionen gegen das Vorjahr abschließt, so ist daraus nicht auf eine ungünstige Finanzlage zu schließen. Im Gegentheile läßt die Entwickelung der Zolleinnahmen in den letzten Monaten mit vieler Sicherheit erwarten, daß deren weitere Steigerung im künftigen Jahre wieder ein Herabgehen der Matricularbeiträge auf den vorjährigen Stand ermöglichen werde.

Mit einem Gesetzentwurfe über Neubildung von Innungen hat die Regierung einem vorjährigen conservativen Antrage und einer starken Strömung in Handwerkerkreisen in ziemlich kluger und maßvoller Weise zu entsprechen gesucht. Sie ist den vorjährigen conservativen Anträgen, die im Einklange stehen mit den aus den Interessentenkreisen immer lauter werdenden Bitten um Schutz und Bevormundung und Sonderrechte, nicht bis in ihre äußersten Consequenzen gefolgt, sondern nur bis an die Grenze, innerhalb deren das bisherige Princip der Gewerbefreiheit noch unberührt bleibt. Die Regierung will, da die eigene Initiative der Interessenten leider zu schwach und zu saumselig ist, im Wege der Gesetzgebung das, was dem Handwerkerstande wesentlich fehlt, nämlich seine Hebung durch genossenschaftliche Verbände, fördern und anregen und unterstützen, aber sie lehnt es ab, wieder auf Innungszwang und Zwangsinnungen zurückzukommen, sie lehnt ab, einen Zwang zum Beitritte zur Innung einzuführen und lehnt eben so ab, der Innung Rechte einzuräumen und einen Wirkungskreis über ihre freiwilligen Genossen hinaus. Insofern kann ich der Tendenz und den meist sehr verständigen Bestimmungen des Entwurfes nur beistimmen mit Ausnahme des einen Punktes in § 100e, wo die Regierung dieses ihr eigenes Princip durchbrochen hat und der Innung, unter gewissen Voraussetzungen, in Bezug auf die Lehrlinge Rechte einräumen will über den Kreis ihrer freiwilligen Mitglieder hinaus. Diese Bestimmung, die immer noch etwas zurückbleibt hinter den vorjährigen conservativen Anträgen, würde mittelbar einen sehr starken Zwang zum Innungsbeitritte ausüben und müßte nothwendig zu weiteren Schritten der Gesetzgebung auf einer Bahn führen, die mit dem für unsere heutigen wirthschaftlichen Zustände unentbehrlichen Principe der Gewerbe-

freiheit in absolutem Widerspruche steht. Die im ganzen Reichstage dem Entwurfe ziemlich sympathische Stimmung wird sich daher an diesem Paragraphen scheiden. Von conservativer Seite will man diesen mittelbaren Druck, den der Entwurf, eigentlich im Widerspruche mit seinen Motiven, auf den Innungsbeitritt einzuführen sucht, noch verschärfen, während auf liberaler Seite der im übrigen wohlwollend aufgenommene Entwurf bei Aufrechthaltung dieses § 100e wohl unannehmbar erscheinen würde.

Der ganze Entwurf ist ein Zugeständniß an die Trägheit der Interessentenkreise, in denen leider das gute Beispiel der Miquel'schen freien Innungen so wenig Nachahmung gefunden, und die so wenig eigene Initiative und Thatkraft haben, daß sie selbst nach einer Bevormundung durch den Staat verlangen, die ihnen doch kaum mehr bieten kann, als was sie jetzt ohne dies Gesetz auch haben könnten. Und doch, mag dieser Entwurf unverändert oder mit Verschärfungen in der Richtung des Innungszwanges Gesetz werden, die Lage des Kleingewerbes wird sich durch Gesetz wenig ändern, wenn nicht die eigene Energie und Thatkraft der Betheiligten etwaigen Rechten, mit denen das Gesetz sie ausstattet, erst den eigentlichen Inhalt giebt. Die Klagen aber über Druck und Verfall des Kleingewerbes kann kein Gesetz beseitigen, es sei denn, daß jedem Klagenden das Recht gegeben würde, alle seine Concurrenten im Geschäftsbetriebe zu beseitigen.

Die erste Berathung der Steuervorlagen hat die Voraussetzung völlig bestätigt, die ich früher über das muthmaßliche Schicksal dieser Vorlagen aussprach. Die Stempelsteuer, mit Ausnahme der Quittungssteuer, hat Aussicht auf Annahme, die Brau- und Wehrsteuer nicht. Das Fiasco, das die beiden letzteren machten, war indeß noch stärker, als man erwarten konnte, nicht einmal die Ehre einer commissarischen Berathung soll ihnen zu Theil werden, da auf der linken Seite die Geneigtheit, bei nachgewiesenem Bedürfnisse eine Getränkesteuer zu ergiebiger Einnahmequelle zu machen, doch nicht so weit geht, daß man das gesunde Getränk des Bieres stärker besteuert als den Branntwein, und da die Wehrsteuer bei keiner einzigen Partei des Hauses Unterstützung fand. Fast durch alle Kreise geht die starke Empfindung, daß durch solche Steuer der ideale Charakter unserer Wehrpflicht als ein Ehrenrecht und eine Ehrenpflicht verwischt und herabgedrückt werde und daß praktisch diese Steuer ganz und gar keine ausgleichende Gerechtigkeit bezüglich der Lasten der Militärpflicht herstellen, sondern in den meisten Fällen recht ungerecht wirken werde.

Das Schicksal der sogenannten Steuerreform ist damit thatsächlich für die gegenwärtige Session entschieden. Neue Reichssteuern mit allenfallsiger Ausnahme der kleinen Börsensteuer, wird der gegenwärtige Reichstag nicht verwilligen, weil er neue Steuern ohne nachgewiesenes Bedürfniß des Reiches

nicht verwilligen will und einen solchen Bedürfnißnachweis in dem völlig unausgearbeiteten Gedanken der Ueberweisung an Einzelstaaten, Kreise und Communen keineswegs finden kann. Dieser Mißerfolg war ebenso wie voriges Jahr vorauszusehen. Warum hat gleichwohl der Reichskanzler diese Gesetze wieder vorgelegt? Manche sagen, um durch Hinweis auf diese Ablehnung sicherer zu seinem Lieblingsziele, dem Tabaksmonopole, zu gelangen. Möglich; aber schwerlich würde durch eine Genehmigung der Monopolgedanke aus der Welt geschafft sein und unmöglich könnte doch der Reichstag neue Steuern, wofür kein Bedürfniß nachgewiesen ist, blos deshalb verwilligen, um der Gefahr eines noch unmotivirteren Projectes zu entgehen. Die drei Steuern wurden diesmal durch eine sogenannte Denkschrift begleitet, die den Vorzug der indirecten vor den directen Steuern nachzuweisen suchte und dabei in den gleichen Fehler der Uebertreibung verfiel, den bis vor wenigen Jahren die liberalen Parteien in ihrer Ueberschätzung der directen Steuern, namentlich der Einkommensteuer, begangen haben. Es ist ganz richtig, daß in Folge dieser letzteren Strömung in Deutschland die Form der indirecten Steuern zu wenig entwickelt ist und daß, wo neue Reichsbedürfnisse an uns herantreten, wir sie zunächst durch neue indirecte Steuern werden decken müssen. Da aber nie eine Steuerform von jeder Härte und Ungleichheit und Ungerechtigkeit frei bleiben kann, so kann der nothwendige Ausgleich immer nur in der gleichzeitigen Anwendung verschiedener Steuerformen und deren richtigem Verhältnisse zu einander liegen. Und wenn jetzt der Reichskanzler in seiner Denkschrift den directen Steuern eigentlich nur einen theroretischen Werth beimißt und auf Kosten der indirecten Steuern sie beinahe verurtheilt, so liegt darin eine eben so starke Uebertreibung, wie in der allein seligmachenden Eigenschaft, die man bis vor nicht langer Zeit auf liberaler Seite der Einkommensteuer beilegte.

Charakteristisch ist, daß in dieser Denkschrift zum ersten Male amtlich und bestimmt der Plan ansgesprochen ward, Schul- und Armen- und Polizeikosten den Gemeinden abzunehmen und auf die starken Schultern des Staates zu übernehmen. Zu diesem Behufe sollen schon jetzt neue Steuern und natürlich noch sehr, sehr viel neue Steuern geschaffen werden. Mit solchen chimärischen, nie ausführbaren Plänen wird die Unruhe und Unsicherheit permanent und vermehrt sich, da von Zeit zu Zeit den gigantischen Plänen, ehe nur der eine durchdacht und zur Ausführung reif gemacht ist, unversehens ein neuer hinzugefügt wird. So reihte sich jetzt an den in der Denkschrift mit ein paar Zeilen erwähnten Plan, die Kosten im Betrage von unbekannten Millionen für die wesentlichsten Functionen der Gemeinden von diesen auf den Staat zu wälzen, in der Begründungsrede des Reichskanzlers die Ankündigung, daß das Reich auch eine allgemeine Alters- und Invaliden-

versorgungsanstalt begründen solle, wofür wieder ungezählte Millionen durch neue Steuern aufgebracht werden sollen. So wie einst im Jahre 1848 die Nationalwerkstätten in Paris ein aufregender Traum blieben, der nach wenigen Wochen verschwunden war, so wird auch diese allgemeine Entlastung der Gemeinden und diese monströse Reichsbank für Alters- und Invalidenversorgung sammt den dazu gehörigen hunderten Millionen neuer Reichssteuern nichts bleiben als ein Traum, der eine Zeit lang viel Unruhe schafft, viel unnöthige Furcht und Hoffnung erregt, einstweilen aber für die Wahlen als wirksames Agitationsmittel verwendet werden kann. Leider machte der Reichskanzler selbst kein Hehl daraus, daß er durch seine Rede auf die künftigen Wahlen einwirken wolle und da er kurzerhand die Wähler schied in solche, welche die Pläne der Regierung unterstützten und also die Menschen zufrieden machen wollten, und solche, welche diese Unterstützung nicht gewährten und also die Menschen unzufrieden machen wollten, so kann die Schärfe dieser Agitation auch im künftigen hitzigen Wahlkampfe kaum noch überboten werden. Es ist tief zu beklagen, wenn auf diese Weise das Beispiel gegeben wird, die Reichstagsberathungen der einfachen Wahlagitation dienstbar zu machen.

Die Denkschrift zu Begründung des auf Grund des Socialistengesetzes über Berlin und Hamburg verhängten sogenannten kleinen Belagerungszustandes gab zu einer zweitägigen Verhandlung Anlaß, in welcher die auftretenden Personen beinahe nur die socialdemokratischen Redner und die Regierungscommissare waren und als deren Gesammtresultat wohl bezeichnet werden kann die verstärkte Ueberzeugung innerhalb der ganz überwältigenden Mehrheit des Reichstages von der fortdauernden Nothwendigkeit der Geltung des Socialistengesetzes, das uns vor einer Verschlimmerung des Zustandes und vor weiterer Verbreitung dieser alle bestehende Ordnung und alle Cultur bedrohenden wüsten Demagogie recht wirksam bewahrt hat, aber keineswegs im Stande gewesen ist, der schlimmen Hydra schon jetzt den Kopf einzutreten, da sie im Auslande genug sichere Plätze findet, um von dort aus Deutschland zu bedrohen. Die Fortschrittspartei und ein Theil der jetzigen Secessionisten, die im vorigen Jahre so entschieden einer verlängerten Geltungsdauer des Socialistengesetzes widersprachen, mögen nach dieser Debatte wohl etwas kleinlaut auf ihre stets verneinende Politik zurücksehen. Es war bezeichnend genug, daß alle diese früher verneinenden Elemente diesmal schwiegen. Die Vertretung der Regierung hatte der Cultusminister von Puttkamer übernommen als interimistischer (und später wahrscheinlich definitiver) Leiter des preußischen Ministeriums des Innern und er löste seine Aufgabe mit großem Geschicke und sichtbarem Erfolge, namentlich durch den sehr gelungenen Nachweis, daß die sogenannte gemäßigte Partei der deutschen Socialdemokraten,

namentlich vertreten durch Bebel und Liebknecht, von der avancirteren internationalen Richtung, durch Most und Hasselmann vertreten, sich keineswegs sachlich und in den Grundsätzen unterscheide, sondern nur durch ein etwas vorsichtigeres Auftreten und Verhüllen ihrer letzten Ziele. Die Beweisstücke in großer Zahl, die Herr von Puttkamer aus der Presse dieser sogenannten gemäßigten Socialdemokraten beibrachte, waren so unwiderleglich, daß die langen Darlegungen von einzelnen Härten, die leider unzertrennlich mit der Handhabung dieses Ausnahmegesetzes verbunden sind, wohl ein Bedauern hervorrufen, aber die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer Fortdauer unserer Abwehrmaßregeln nicht erschüttern konnten.

Wie die deutsche Socialdemokratie dem russischen Nihilismus nahe verwandt ist und ihre Gefährlichkeit für uns steigert durch ihre internationale Verzweigung und Verhätschelung, so wird auch im Reichstage dieser Socialistendebatte wahrscheinlich noch vor den Osterferien sich eine Debatte anschließen, die ihren Anlaß aus dem Kaisermorde durch die russischen Nihilisten nimmt, durch den aus dem Reichstage kommenden Antrag, daß durch internationale Vereinigung der Fürstenmord nicht mehr durch seine Stempelung als politisches Verbrechen gewissermaßen prämiirt wird, insofern bei ihm dem Verbrecher ein Asylrecht gewährt wird, das dem Verbrecher bei anderem Mord nicht zur Seite steht. Der mir gegönnte Raum reicht nicht mehr aus, dieser wichtigen Angelegenheit heute eine weitere Besprechung zu widmen, wichtig schon insofern, als in stillschweigendem Einverständnisse des Reichskanzlers der Reichstag hier auf dem Gebiete der auswärtigen Politik eine Initiative ergreift und wenigstens den Anstoß giebt zu internationalen Verhandlungen in einer Richtung, die dem Mißbrauche des Asylrechtes eine wünschenswerthe Einschränkung zu geben beabsichtigt. Und dieser Anstoß, den nicht einzelne Parteien des Reichstages, sondern mit verschwindenden Ausnahmen dessen ganz überwältigende Mehrheit, für Europa giebt, fällt zusammen mit einem Schritte verwandter Richtung, zu welchem selbst das Gladstone'sche Ministerium durch das Einschreiten gegen den socialdemokratischen Brandredner Most sich veranlaßt gesehen hat. Ob dem Reichskanzler nicht vielleicht ein Antrag allgemeineren, das heißt weitergehenden Inhalts erwünschter gewesen wäre, ein Antrag, der nur von conservativ-klerikaler Seite ausgegangen wäre und sich daher beiläufig zugleich mit gegen den Liberalismus hätte verwerthen lassen, ist eine Frage, die sich zur Zeit leichter aufwerfen als beantworten läßt.

Daß der Antrag die Flagge des Centrumsführers Windthorst führt und auch von ihm begründet werden soll, entspricht der Lage der Dinge, wie ich sie öfter schon bezeichnet habe. Der Schwerpunkt liegt eben im Centrum, das seine vorsichtige Zurückhaltung (z. B. wieder in der Steuerdebatte) noch

immer beibehält, bis sich klarer übersehen läßt, zu welchen Zugeständnissen die Regierung in ihren Versuchen des Friedensschlusses mit Rom noch gebracht werden kann.

In zwei seit langer Zeit erfolglos verhandelten Fragen scheint jetzt eine bessere Aussicht sich zu eröffnen, das ist in Sachen des Handelsvertrags mit Oesterreich und in der Hamburger Zollanschlußfrage. Der sehr weise Beschluß des Hamburger Senats, die Frage durch eine Vertrauenscommission berathen zu lassen, ein Schritt, der durch die aufregenden Pressionsversuche des vorigen Jahres vielleicht nur verzögert worden ist, eröffnet wenigstens die Möglichkeit, diese wichtige Frage ohne Verletzung nationaler und Hamburger Interessen endlich einer Lösung entgegenzuführen.

Mit der jetzt begonnenen Berathung des Unfallversicherungsgesetzes wird der Reichstag den Haupttheil seiner Thätigkeit vor Ostern abschließen. Mitte dieser Woche soll eine etwa bis zum 25. April währende Pause eintreten und nach Ostern werden dann außer Unfallgesetz und Steuervorlagen und einem neu eingegangenen Gesetze wider die Trunksucht, dessen Verfasser in einem juristischen Universitätsexamen wohl schwer bestehen würde, noch einige kleinere Vorlagen zu erledigen sein. Dazu soll noch ein wichtiger Antrag aus dem Hause treten, ein vom Abgeordneten von Varnbüler vorbereiteter Antrag zur Umgestaltung der Gesetzgebung über Unterstützungswohnsitz. Daß eine sechswöchentliche Dauer des Reichstages nach Ostern alle diese Aufgaben und namentlich das Unfallgesetz mit seinen weittragenden Principien und zahllosen Schwierigkeiten zu einem positiven Abschlusse werde bringen können, erscheint zur Zeit nicht wahrscheinlich. M.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus Berlin. Ausstellung historischer Trachten. Werner's Congreßbild im Rathhaussaale. — Zur Hebung des Geschmackes, des erfindenden Sinnes und der Selbständigkeit des Schaffens im Gebiete der Damenmoden dient eine kleine, aber reizvolle und interessante Ausstellung, welche seit einigen Tagen im hiesigen Centralhôtel eröffnet worden ist. Wenn man den berühmten Wintergarten dieses neuen Hôtelprachtbaues passirt hat, gelangt man in zwei mit Teppichen und Kunstmöbeln im Renaissancegeschmack geschmückte Salons, welche eine Reihe weiblicher Costüme aus verschiedenen Perioden der Geschichte zeigen. Sie sind nach guten Mustern und gewissenhaftestem Studium in den werthvollsten Stoffen hergestellt. Die geistige Urheberin dieser Ausstellung ist die bekannte Vorsteherin einer Damenkunstschule, Fräulein Therese Koch, welche schon in den Salons ihres Hauses

wiederholt kleinere Kunstausstellungen zur Pflege des Kunstgewerbes und der bildenden Künste nebst erklärenden Vorträgen auch über Costümkunde veranstaltet hat. Der Gedanke, durch Costüme aller Art, die in der saubersten und verständnißvollsten Weise ausgeführt und künstlerisch arrangirt sind, auf eine selbständige Wiederaufnahme einzelner Motive der Gewandung, des Schnittes, wie der Decoration der Kleider hinzuwirken, die jetzige Mode zu veredeln, sie von der sclavischen Nachahmung, dem unbedingten Terrorismus von Paris zu befreien, scheint viel Anklang zu finden. Die ausgestellten Costüme sind in aller Vollständigkeit gegeben bis auf die Schuhe und den Kopfputz, und beigelegte Photographien zeigen uns zugleich den Charakter, den die betreffende Kleidung der menschlichen Figur verleiht, welche sie trägt. Die Ausstellung, die bis jetzt noch nicht vollendet ist, wird noch durch eine Reihe interessanter Kleidungen ergänzt werden. Es liegt im Plane, möglichst die Trachten aller bedeutenden Culturvölker aus den verschiedenen Epochen ihrer Geschichte zu zeigen. Würde das Interesse des Publikums es ermöglichen, die Idee in diesem Umfange durchzuführen, so würden wir in der That eins der instructivsten Trachtenmuseen vor uns haben. Das Unternehmen scheint bis jetzt großen Anklang im Publikum zu finden. Die vornehmste Damen- und Herrengesellschaft unserer hervorragendsten Modekünstler und -Künstlerinnen füllen die reizend ausgestatteten Salons. Demnächst sollen auch erläuternde Vorträge von fachkundigen Notabilitäten in diesen Räumen gehalten werden. Von den bis jetzt vorhandenen Costümen heben wir die Frauentracht des nordischen und als Pendant dazu die des griechischen Alterthumes hervor. Diesen einfacheren, aber stilvollen Gewandungen schließen sich dann die prunkreichen Costüme späterer Zeiten an, so das reich gestickte Gewand der vornehmen Französin im achtzehnten Jahrhundert, die Tracht der deutschen Edeldame in dem kunstgewerblich so hoch stehenden sechzehnten Jahrhundert, italienische Trachten des sechzehnten Jahrhunderts, ein Costum, das die ganze, breite, massige Pracht der Zeit Ludwig's XIV. darstellt. Die zum Theil eigens für die Ausstellung bereiteten herrlichen Sammet- und Seidenstoffe, Brokat und Atlas in alten Mustern, das Spitzen- und Schnürenwerk, die Stickereien in Gold und Silber erregen mit Recht die Bewunderung der Kenner und beweisen den Aufschwung, den die Kunstweberei in den letzten Jahrzehnten unter Anlehnung an alte Vorbilder, aber in freier Reproducirung dieser Muster gewonnen hat. Man kann dem verdienstvollen Unternehmen der oben genannten Dame nur den besten Fortgang wünschen.

Unser Rathhaus beherbergt seit dem Geburtstage des Kaisers das von der Stadt bei A. von Werner bestellte große Oelgemälde des Congresses von Berlin. Der Gedanke entstand bei den städtischen Behörden zu der Zeit, als der Congreß hier im Reichskanzlerhause tagte. Man wollte im Festsaale des

Stadtpalastes ein Andenken an die erlauchte Gesellschaft von Ministern und Diplomaten haben, deren Gegenwart und Thätigkeit in der deutschen Hauptstadt die Bewohner derselben recht deutlich und sinnenfällig bemerken ließ, welche eminente Stellung ihr die Ereignisse seit den Jahren 1866 und 1870 verliehen haben. Der Magistrat war eben so glücklich in der Stellung der Aufgabe wie in der Wahl des Künstlers. Daß man es vorzog, das Bild einer Congreßsitzung in dem dadurch historisch gewordenen Saale des eben zum Kanzlerpalais eingerichteten alten Radziwill'schen Hôtels malen zu lassen, statt etwa eine Reihe von lebensgroßen Einzelporträts der auswärtigen Minister der Großmächte vom Maler zu verlangen, war — was man auch über die Schwierigkeit eines solchen Gesammtbildes sagen mag — ein durchaus richtiger Gedanke. Es kam darauf an, die Diplomatie in ihrer Thätigkeit, die Congreßmitglieder am grünen Tische zu einer Gesellschaft vereint mitten in dem mit historischer Genauigkeit wiederzugebenden Saale, der nach dem Congresse seinen Namen erhalten hat, darzustellen. Nur so konnte eine vollgiltige Erinnerung an die historische Thatsache des Berliner Friedenswerkes malerisch geschaffen werden — Einzelporträts oder allegorische Auffassung des Friedensschlusses, am allermeisten aber die uns völlig fremd gewordene und zopfartig anmuthende Vermischung realistischer Porträts in der Tracht der Zeit mit symbolischen Figuren, mit Versinnbildlichungen etwa des Friedens, der Gerechtigkeit, der Kraft und Stärke, mit allerhand Genien und Gloriolen — alles das hätte dem Zwecke der Aufgabe oder dem Geiste unserer Zeit, unserer ganzen künstlerischen Empfindungsweise schnurstracks widersprochen. Nicht minder bewährte sich der Tact unserer Stadtväter in der Auswahl des Künstlers. Sie war allerdings — nachdem man sich über die Aufgabe klar geworden — keine sehr schwierige. Im Wesentlichen konnten nur zwei Künstler — denn nur um geprüfte, erfahrene Meister in diesem Genre der Malerei handelte es sich selbstverständlich, nicht um jugendliche Talente, welche berechtigte Hoffnungen wecken, aber größere Proben ihres Könnens noch nicht geliefert haben — in Frage kommen: der Schöpfer des Königsberger Krönungsbildes und ähnlicher Gemälde, Altmeister Menzel, und der Künstler der Versailler Kaiserproclamation, der in rüstigster Schaffenskraft stehende Akademiedirector von Werner. Wir kennen die Gründe nicht, welche für den letzteren ausschlaggebend gewesen sind, und wissen auch nicht, ob man an Menzel etwa eine Anfrage gerichtet hat, die derselbe vielleicht abgelehnt. Jedenfalls hat man der Uebel größtes vermieden, nämlich ein Concurrenzausschreiben, das bis jetzt in Berlin wenigstens stets die Verzögerung des betreffenden Werkes und Aerger wie Unzufriedenheit die Fülle zur Folge gehabt hat. Möchte derselbe gute Stern über dem Projecte walten, die Treppenhauswände des Rathhauses, die schon so lange ihres künstlerischen Schmuckes harren, mit historischen Ge-

mälden zu verzieren. Wenn irgend wo, so kann sich hier die Meisterschaft Werner's in der idealen und doch realistischen Darstellungsweise großer Ereignisse auf großen Flächen glänzend erweisen, wie es die eingereichten Entwürfe (der Empfang der siegreich vom Feldzuge 1870 in die Hauptstadt einziehenden Truppen) deutlich genug schon erkennen lassen.

Doch kehren wir zu dem Congreßbilde zurück. Auch so, wie die Aufgabe gestellt war, blieben dem Künstler immer noch verschiedene Wege frei, die er bei der Bewältigung derselben einschlagen konnte. Er konnte die Eröffnung der Verhandlungen durch die feierliche Rede des Vorsitzenden, Fürsten Bismarck, als Motiv wählen, er konnte irgend eine Sitzung malen, wie die Diplomaten, auf ihren Plätzen Notizen machend, dem gerade Sprechenden zuhörend, sich in ihrer Thätigkeit befanden. Der Künstler that weder das eine noch das andere. Er vermied die Repräsentation, das bildlich immer etwas hohl ausfallende Pathos, welches in der feierlichen Ansprache des Präsidenten an die alle auf ihn blickenden Mitglieder des Congresses auf dem Gemälde zum monotonen Ausdrucke gelangt wäre; er vermied es auch eine Sitzung darzustellen, wobei es, wollte er mit historischer Treue den Congreßtisch abbilden, nothwendig gewesen wäre, auf die Wiedergabe der Physiognomien einer ganzen Reihe von Mitgliedern der Versammlung zu verzichten, da sie dem Beschauer mehr oder weniger den Rücken zukehren mußten — er wählte den Moment des Abschlusses des ganzen Werkes, die Unterzeichnung der Friedensurkunde. Dieser Moment gestattete ihm, die Gesellschaft in Gruppen zu theilen, die in lebhaftem Gedankenaustausch mit einander verkehren, die nicht mehr sämmtlich an den Tisch gefesselt sind, die sich zwanglos bewegen, zum Theil sitzen, zum Theil stehen. Dabei war dem Künstler ferner gestattet, die hervorragenden Helden der Staatskunst auch in den Vordergrund treten, ihre volle Figur, ihr Antlitz en face, die Gestalt in charakteristischer Haltung dem Beschauer zu zeigen, und somit diese Typen der Nachwelt zu übergeben. Wie meisterhaft gerade dieser Theil der Aufgabe von dem strengen Beobachter und wahrhaftigen Darsteller der persönlichen Erscheinung, als welcher Werner in so hohem Grade und mit Recht geschätzt wird — hier gelöst ist, soll noch mit einigen Worten bei der näheren Beschreibung des Gemäldes erwähnt werden. Es ist eine lebendige Versammlung bedeutender Männer, die aus dem Rahmen des Bildes gleichsam hinaustretend den Beschauer fesselt. Den Hintergrund bildet der hufeisenfömige grüne Conferenztisch mit Papieren, Dintenfässern, Actenstücken, Karten, weiterhin die großen Fenster des einfachen Saales, in welchem sich die Scene abspielt. An dem rechten Ende des Tisches sind nur noch einige Vertreter Rußlands und der Türkei beschäftigt bei dem so eben unterzeichneten Friedensinstrumente. Ganz im Vordergrunde in der Mitte

des Bildes ragt die Hauptgestalt des Congresses, der deutsche Kanzler in der weltbekannten Kürassieruniform; ihn darzustellen war für Werner nichts Neues mehr. Ist doch Bismarck und Moltke von ihm in typischen Portraits ein für allemal der Nachwelt überliefert. So oft hat er diese beiden Gestalten oder Köpfe in Kreide, Bleistift, Oel conterfeit, daß es schwer wird zu sagen, wo er ihnen am gerechtesten geworden ist. Auf unserm Gemälde ist die Bewegung des Körpers so charakteristisch aufgefaßt, so der Natur abgelauscht, daß sie jeden, der Bismarck öfters beobachtet hat, auf das Freudigste überraschen muß. Der Fürst hat in der Linken noch die Feder, die Rechte reicht er vorgebeugt dem eben herantretenden Grafen Schuwaloff, der sie herzlich ergreift, einer stattlichen Gestalt mit sympathisch offenem Gesichtsausdrucke, mit der russischen Galauniform bekleidet und mit Orden besät. Recht als frappanten Gegensatz zu Schuwaloff sieht man auf der andern Seite neben Bismarck den österreichisch-ungarischen Premierminister Grafen Andrassy in der kleidsamen Generalsuniform der Honveds, eine kleine elastische Husarenfigur, ächt ungarischer Typus mit langen schwarzen geringelten Haaren und klug blitzenden Augen, Geschmeidigkeit und Entschlossenheit zugleich ausdrückend. Die zweite Hauptgruppe von Persönlichkeiten ersten Ranges bildet die linke Ecke des Bildes. Der alte Gortschakoff in der russischen Staatsuniform, mit dem schlauen geistsprühenden runden Antlitz, ein klein wenig an Thiers erinnernd, die eine Hand auf den Stock gestützt, dessen sich damals der leidende Diplomat stets bedienen mußte, sitzt auf einem Lehnstuhle, neben dem, das ernste charakteristische aber keineswegs schöne Antlitz aufmerksam zu Gortschakoff senkend, der Premier Englands Lord Beaconsfield-Disraeli sich an den Tisch anlehnend steht. Links von Gortschakoff sieht man im pelzverbrämten Sommerrocke, der Tracht der ungarischen Magnaten, den österreichischen Botschafter Karolyi, sich lässig nach Gortschakoff hinneigend, eine schlanke echt aristokratische Figur ohne besonders charakteristischen Gesichtsausdruck. Etwas hinter ihm sieht man Herrn von Haymerle und diesem schließen sich die vorzüglich aufgefaßten Gestalten des italienischen Bevollmächtigten Marquis de Launay und des französischen Ministers Waddington an. Die anfangs erwähnte Gruppe der noch beim Unterzeichnen des Vertrags beschäftigten Türken am linken Ende des Congreßtisches zeigt uns Sadullah Bey, Kara-Theodori Pascha, Mehemet Ali und Lord Odo Russel. Zwischen ihnen und dem Fürsten Bismarck sitzt noch am Tische Graf Bülow. Hinter dem Tische sieht man den russischen Botschafter von Oubril und den Herrn von Radowitz, ihnen zur Seite Fürst Hohenlohe, Graf Corti, Graf St. Vallier, endlich die Secretäre des Congresses, darunter den Sohn des Kanzlers, Grafen Herbert Bismarck, das kluge Gesicht des Grafen Mouy und andere. Der Maler selbst hat sich im Hintergrunde an der Thür des Saales als scharfen Be-

obachter der Scene dargestellt; er war in der That zu dem Zwecke, Studien nach der Natur zu machen, bei der letzten Sitzung des Congresses, welche nur noch Formalitäten zu erfüllen hatte, vom Kanzler eingeladen im Saale anwesend, und so haben wir ähnlich wie auf dem Bilde der Kaiserproclamation und dem Rundgemälde an der Siegessäule sein wohlgelungenes Portrait auch auf diesem Gemälde. Der Künstler hat so aus einem an und für sich die Phantasie wenig anregenden Stoffe aus einer Staatsaction, bei deren Darstellung er in der peinlichsten Weise an jedes noch so unkünstlerische Detail gefesselt war, ein Bild voller Leben und Interesse, ein reich bewegtes harmonisches Ensemble charakteristischer Personen geschaffen, über dessen Bedeutung kein Streit obwalten kann. Es mag noch hinzugefügt werden, daß der Rahmen des colossalen Gemäldes in seiner kunstvollen Pracht des Gegenstandes würdig ist. Das Bild hängt nicht an der Wand, sondern wird von zwei Säulen gehalten, die in dunklem Holz geschnitzt von dem eigentlichen goldenen Rahmen sich sehr wirksam abheben. Oben krönt das Bild der Januskopf, der die Weltkugel trägt. Sphinxe, Bären (das Wappenthier Berlins) zieren außerdem die Umrahmung und eine Draperie von mattgrünem Stoffe giebt einen passenden Hintergrund. Diese Umrahmung gestattet eine verhältnißmäßig leichte Fortbewegung des Gemäldes von einer Seite des Saales, resp. von einem Saale nach dem andern. Denn der große säulengeschmückte Festsaal des Rathhauses hat eigentlich keine Fläche für ein Bild von diesen Dimensionen, und es scheint fraglich, ob dasselbe für immer an diesem Platze aufbewahrt werden mag, oder ob sich nicht in einem der anderen Gemächer des Stadtpalastes, deren Wände nicht durch Säulen oder andere decorative Architekturformen künstlerisch in kleinere Flächen gegliedert sind, ein passenderer Platz für Werner's Congreßgemälde finden wird. y.

Literatur.

Zwei Kriegsjahre. Erinnerungen eines alten Soldaten an den Feldzug der Russen gegen die Türken 1828 und den polnischen Aufstand 1831 von H. von Hansen, weiland kais. russ. Generallieutenant a. D. Berlin, E. S. Mittler und Sohn. 1881. — Schilderungen eines Augenzeugen aus dem Umkreise des eigenen Gesichtsfeldes werden wir stets als eine belebende Ergänzung der Geschichtsbilder willkommen heißen. Der unbefangene Leser entnimmt aus diesen Aufzeichnungen eines russischen Veteranen eine um so größere Befriedigung, als es nicht Memoiren sind, welche den Anspruch erheben eine Geschichtsquelle zu bilden, und die eine prüfende Kritik nur auf neue Probleme über das Interesse des Autors an den Ergebnissen seiner Darlegungen führen. Russische Feldzüge aus den letzten Jahrzehnten sind von den Zeitgenossen wohl rückhaltloser in der Oeffentlichkeit besprochen worden, als man im Auslande annimmt. Wenigstens die Thatsachen in ihrem Verlaufe, wenn auch freilich nicht die Beweggründe der leitenden

Männer, sind unverhüllt ans Tageslicht getreten und während des jüngsten Orientkrieges bot sich häufig Gelegenheit, den Freimuth zu erkennen, welchen die Berichte aus den Reihen der Armee zur Schau trugen. Es gab sogar eine Zeit — der Beginn der neuen Aera nach dem Krimkriege —, zu welcher eine russische militärische Zeitschrift, mit der Aufschrift: „Herausgegeben auf allerhöchsten Befehl" Urtheile und Rügen über Verhältnisse im Heerwesen bringen durfte, welche die schuldige Rücksicht auf die bestehende Autorität gänzlich vergessen machten. Die Mittheilungen des General von Hansen sind jedoch in der That sine ira et studio verfaßt. Der alte Soldat setzt die Würde des Instituts, dessen Dienste seine Lebensarbeit gewidmet war, niemals außer Augen.

Aus Finnland stammend trat Hansen vierzehnjährig 1821 in ein dort stehendes Jägerregiment. Da ihm noch zwei Jahre an dem vorgeschriebenen Alter fehlten, konnte nur ein kühner Federzug in der Stammrolle diese Lücke ausfüllen. Obgleich während der Friedensjahre im Hause seiner Commandeure als Junker gehalten, mußte der Zwanzigjährige bei Ausbruch des Türkenkrieges noch immer als Gemeiner — unter der grausamen Ausrüstung der hohen Kragen und kreuzweise gelegten Brustriemen — ins Feld ziehen. Nach mühevollem Marsche in Sevastopol eingeschifft schreitet das Regiment unmittelbar nach der Landung zur Belagerung der Festung Anapa am Fuße des Kaukasus. Als dieselbe mehrere Wochen darauf fällt, wird das Truppencorps nach einer zweiten peinvollen Seefahrt bei der Belagerung von Varna verwendet. Bis zur Einnahme dieser Festung bilden die Jäger ohne Unterbrechung die Besetzung der vordersten Laufgräben. Endlich wird dem Wackeren die längst verheißene Beförderung zum Offizier und er tritt demnächst mit einer Anzahl der Ueberlebenden in das Gardejägerregiment, um dessen ungeheuere Verluste zu ergänzen. Eine langwierige Krankheit droht ihm die Früchte seiner Ausdauer wieder zu entreißen. Bald nachdem er sein neues Regiment in Petersburg wieder erreicht hat, verkündet der Kaiser bei der Wachtparade in der berühmten Reitbahn den Ausbruch der Empörung in Warschau und es beginnt für Hansen der polnische Feldzug. Das Gardecorps, zur Deckung und Niederhaltung von Lithauen bestimmt, beginnt die Feindseligkeiten unter einem mühevollen und verlustreichen Rückzuge vor überlegenen Kräften. Endlich kommt die Stunde des großen Angriffs auf die ausgedehnten Werke von Warschau, bei welchem Hansen an der Spitze einer Anzahl Freiwilliger in erster Reihe mitzufechten berufen wird.

Aus seinem späteren Leben erfahren wir durch das Buch nur, daß er als General die Gardejäger commandirt hat. Die Vorrede zu den „Erinnerungen" ist von einem Landsitze in dem Jahre 1878 gegeben. Dieselbe berührt die eigenthümlichen Mängel der Literatur des türkischen Krieges 1828. Als kritische Darstellung erhält trotz ungenauer Einzelangaben die Arbeit des Major von Moltke vor der officiellen russischen Geschichte des Lukjanowitsch den Vorrang. In geschmackvoller Form ist der Umriß des Feldzuges in dem Lichte der späteren Studien und der Aufklärungen, die dem zu höherem Range gestiegenen Militär geworden sind, der Schilderung der eigenen unmittelbaren Erlebnisse eingefügt. Die letztere erhält eine besondere Anschaulichkeit durch strenge Festhaltung des persönlichen Standpunktes des Erzählers. Geringfügige Vorgänge wirken auf diese Weise ausnehmend charakteristisch für diesen selbst, wie für das Ganze. Die Darstellung der Kämpfe in den Laufgräben vor Varna, der Sturm auf die Bastion des Hauptwalles erinnert uns an die Bilder, welche Heinrich von Brandt aus seinen Erlebnissen bei der Belagerung spanischer Festungen entworfen hat. Nach der Uebergabe der Garnison escortirt Hansen's Regiment die gefangenen

Türken, welche ohne ausreichende Kleidung und bereit gestellte Ernährung dem hereinbrechenden Winter entgegengeführt werden. Schon bis zur Ueberschreitung der Donau brechen Tausende hilflos zusammen. Der Verfasser führt eine Zeitungsnotiz an, welche die gleiche Thatsache aus dem Jahre 1877 berichtet. Wir haben überhaupt während des jüngsten Krieges alle Erscheinungen wiederkehren gesehen, genau so wie Hansen sie 50 Jahre zuvor erlebte. Derselbe Einfluß von Personalfragen auf wichtige Entschlüsse, die gleichen ungenügenden Vorkehrungen, die Nichtachtung von Opfern, freilich auch die Ueberwindung unglaublicher Schwierigkeiten. Auch der zweite Theil des Buches, der polnische Feldzug, gewährt diese Eindrücke, er enthält ein größeres Maß kritischer Reflexion über Personen und deren Entschlüsse, über Diebitsch, Paskewitsch, sowie über die Führer und die innere Geschichte der Revolution, über die blutigen Kämpfe bei Grochow und Ostrolenka, denen Hansen selber nicht beigewohnt hat.

Das eine verdient aus dem Rahmen der gesammten Darstellung noch hervorgehoben zu werden, schon deshalb weil wir nach 50 Jahren in der russischen Armee die nämlichen Vorzüge wieder gefunden haben, es ist die glänzende Ausdauer und Tapferkeit des russischen Soldaten und das gute Verhältniß, welches zwischen ihm und seinen Truppenoffizieren die Regel bildet.

Notiz.

Eine Schiller-Correctur.

Die in „Schiller's Werke, nach den vorzüglichsten Quellen revidirte Ausgabe. Berlin, Gustav Hempel, I. Theil, mit Schiller's Leben und Werke von H. J. Heller, „Gedichte" zweites Buch, S. 100" unter dem Titel: In das Stammbuch Baggesen's, enthaltene Wiedergabe eines Gedichtes Schiller's ist nicht ganz correct, nicht ganz mit dem Originale übereinstimmend. Ein bedeutsamer Gedankenstrich fehlt; die Interpunction ist zum Theil unrichtig; die großen Anfangsbuchstaben der Zeilen, sowie das Einrücken jeder zweiten Zeile ist nicht dem Originale entnommen. Daher dürfte dasselbe getreu wiederzugeben sein wie folgt:

In frischem Duft, in ewgem Lenze,
wenn Zeiten und Geschlechter fliehn,
sieht man des Ruhms verdiente Kränze
im Lied des Sängers unvergänglich blühn.
An Tugenden der Vorgeschlechter
entzündet er die Folgezeit.
Er sitzt, ein unbestochener Wächter,
im Vorhof der Unsterblichkeit.
Der Kronen schönste reicht der Richter
Der Thaten — durch die Hand der Dichter.

Jena den 9. August 90.

Friedrich Schiller.

Auch die Seite 100 gegebene Notiz:

> „Greiner, welcher diese Stammbuchverse gleichfalls mittheilt (in seinem Ergänzungsbande zu Schiller's sämmtlichen Werken) bemerkt zu denselben: „Aus dem Stammbuche Jens Baggesen's, des gefeierten Dichters der Parthenais." Eingetragen durch Friedrich von Schiller's eigene Hand zu Jena am 9. August 1790, nebst seiner Unterschrift"

ist nicht correct. Diese Notiz macht den Eindruck, als wenn obiges Gedicht während des Aufenthaltes Baggesen's in Jena in das Stammbuch selbst eingetragen,

mithin als Gelegenheitsgedicht zu betrachten sei. Schiller war kein Gelegenheitsdichter im gewöhnlichen Sinne, wie es auch bei Heller, „Schiller's Leben und Werke" Seite XXIX angedeutet wird:

„Wie weit auch nachmals von aller Klopstock'schen Manier entfernt, behielten Schiller's lyrische Poesien doch lange Zeit diese Eigenthümlichkeit, nicht durch einen besonderen gelegentlichen Anlaß hervorgerufen, sondern eine lang gezeitigte Frucht des zurechtlegenden Gedankens zu sein. —"

So auch war dieses Gedicht nicht leicht hingeworfen im Augenblick oder in Veranlassung der Gegenwart Baggesen's. Den Beweis hierfür liefert das Billet, der Brief, womit Schiller das lose Blatt an Reinhold sandte, so lautend:

„Hier liebster Freund schicke ich Ihnen das Blatt für Hr. Baggesen — nebst meinem freundlichen Gruß an ihn und seine liebenswürdige Gattinn, wenn Sie ihm schreiben. Es hätte mir Freude gemacht, ihn länger zu genießen. An Körner braucht er keine weitere Empfehlung als sich selbst, und wenn er sonst will, Ihren oder meinen Nahmen.

Wißen Sie etwa, lieber, wie es mit der Trauer unsers guten Herzogs wegen hier gehalten wird? Ich hoffte immer es solle sich widerlegen, aber es soll nun doch nicht anders seyn.

Ewig Ihr

S."

Am 5. August hatte der Besuch bei Schiller stattgefunden und am nächsten Tage ist Baggesen von Jena abgereist. Das Stammbuchblatt ist erst am 9. August geschrieben oder abgesandt; am 13. August bei Körner's in Loschwitz bei Dresden hat Baggesen es erhalten. Das Blatt ist aus anderem Papier als das des Stammbuches, worin Voß, Lavater, Wieland, Stolberg, Claudius, Knigge rc. ihre Namen unter verschiedenen Sprüchen eingetragen haben.

Eine Beschreibung der Begegnung Schiller's und Baggesen's, Jena 5. August 1790, ist im „Labyrinth" enthalten und zwar in demjenigen Theile, der glücklicherweise nicht von einem Cramer übersetzt und commentirt worden, dabei aber überhaupt nicht in deutscher Sprache vorhanden ist. Eine gute Uebersetzung des „Labyrinth" in schwedischer Sprache ist von Swante Axelson, Stockholm 1814, erschienen.

Der Herausgeber der neuesten Ausgabe von Schiller's Werken hat, dem Bericht Seite 151 zufolge, das Gedicht (in das Stammbuch Baggesen's) dem „Heidelberger Taschenbuch auf das Jahr 1810", Mannheim bei Tobias Löffler, Seite 12, entnommen. Es wäre bequemer im Anhange des 2. Bandes: „Jens Baggesen's Biographie". Von August Baggesen. 4 Bände. Kopenhagen, C. A. Reitzel's Verlag. 1843—56 zu finden, wo es dem Originale getreu abgedruckt ist, mit der einen Ausnahme, daß das Wort „ewgem" in erster Strophe dort „ew'gem" gedruckt worden ist. Die Redaction der Anlagen deutscher und französischer Sprache der Biographie war von dem ältesten Sohne Baggesen's, aus der Ehe mit Sophie, des großen Haller Enkelin, dem Philologen und Pfarrer am Münster in Bern, Carl Baggesen, übernommen, der das Original nicht in Händen hatte.

Straßburg im Elsaß. —n.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.

Ausgegeben: 7. April 1881. — Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig.

Zur Colonial- und Auswanderungsfrage.

Fast alle Culturvölker Europas, insbesondere Griechen, Römer, Italiener, Spanier, Portugiesen, Franzosen, Holländer, Engländer, Normannen, Dänen, Schweden, Russen besaßen oder besitzen noch jetzt ihre Colonien. Wenn man die Geschichte dieser Colonien Revue passiren läßt, erkennt man leicht, daß die Gründung derselben in die Zeit fällt, in welcher das betreffende Mutterland in voller Kraft stand, in der Blüthe seines nationalen Bewußtseins und Unternehmungsgeistes. Als z. B. „die Waffen und die hochberühmten Helden von dem Westgestade Portugals in früher niemals noch durchschifften Meeren sogar bis jenseits Taprobana*) drangen — in Kampf und Fährlichkeiten mehr gestählt, als Menschenkraft es je vermuthen ließ", da stand Portugal auf dem Gipfel seiner Macht, da hatte es einen Camoens, der in poetischer Begeisterung an der Ostküste Asiens den erhabenen Muth der Lusitanen besang, „dem Mars sich und Neptun gebeugt".

In der Regel war es zunächst das Handelsinteresse, welches die Nationen zu Verbindungen mit fremden Ländern und zu Niederlassungen daselbst trieb. Doch entstanden auch viele Colonien aus dem Verlangen nach größeren bürgerlichen und religiösen Freiheiten oder nach einem neuen Arbeitsfelde für die im dichtbevölkerten Mutterlande beschäftigungslosen Hände. Und gerade diese Art von Ansiedelungen, die Colonien im eigentlichen Sinne des Wortes, oder Ackerbaucolonien, sind es, deren Rückwirkungen auf die Heimathländer zu allen Zeiten nur günstige waren.

Der Colonialbesitz hat fast allen Völkern neue Erwerbsquellen und Reichthümer gebracht. Den Aesten und Zweigen eines Baumes vergleichbar, gedeihen sie, so lange der Stamm, welcher sie trieb, gesund ist, ja ihr Dasein wirkt zur Erhaltung dieser Gesundheit nicht unwesentlich mit. Nur Verweichlichung, Mißwirthschaft und Zerwürfnisse im Mutterlande oder eine falsche Behandlung der Colonie zogen in der Regel ihren Verlust herbei.

An Beispielen zur Bestätigung dieser Behauptung fehlt es nicht. Als Rom genöthigt war, seine Legionen aus Britannien und vom Rheine zurück-

*) Taprobana, das Taprobane des Ptolemäus, heute die Insel Ceylon.

zuziehen, war der Stamm bereits faul, das Erlöschen seiner Lebenskraft ging dem Verluste seiner Colonien voraus. So verlor auch Schweden die von Oxenstierna zur Zeit des dreißigjährigen Krieges gegründete Niederlassung zwischen Susquehanna und Delaware, als die alte Kraft des Landes unter Königin Christine erlahmte.

Mit der Entdeckung Amerikas und des Seeweges nach Indien verschoben sich gleich den großen Handelswegen auch die Machtverhältnisse Europas. Diejenigen Nationen, welche eigene Besitzungen jenseits des Oceans erwarben, gewannen rasch Reichthümer und Einfluß, die anderen, wie Deutschland und Italien, traten mehr und mehr zurück, nicht sowohl wegen der weniger günstigen Lage zum veränderten Welthandel, sondern weil innere Zerrissenheit und feudale Kleinstaaterei ihnen nicht gestatteten, sich in die neuen Verhältnisse zu finden und Vortheil daraus zu ziehen. Der große wirthschaftliche Rückgang Deutschlands im sechzehnten, siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert gegenüber den meisten Nachbarstaaten ist nicht lediglich den langen, verheerenden Kriegen zuzuschreiben, sondern auch den starken Verlusten, welche ihm seine Auswanderung brachte und dem mangelnden eigenen Unternehmungsgeiste seiner Capitalisten und Kaufleute.

Die Geschichte Frankreichs weist nur eine großartige Auswanderung nach fremden Ländern auf, diejenige der Hugenotten nämlich, in den Jahren 1685 bis 1690 nach Aufhebung des Edicts von Nantes. Es war ein enormer Verlust für das Mutterland an Capital, Intelligenz und Arbeitskraft, ein noch höherer Gewinn für alle Länder, welche jenen intelligenten, fleißigen, nüchternen und sparsamen Protestanten ein Asyl gewährten. In diesem Urtheile stimmen alle Geschichtsforscher und Nationalökonomen überein. Für Deutschland aber bestehen ähnliche Verluste seit mehreren Jahrhunderten in Permanenz, Verluste an seinem Nationalwohlstande, welche den durch verheerende Kriege herbeigeführten kaum nachstehen dürften. Den Slaven, Magyaren, Anglosachsen, Romanen, den Ländern vom Ural im Osten bis zum Stillen Ocean im Westen hat unser Vaterland Hunderttausende seiner Söhne geliefert, damit sie den fremden Boden bebauten und zur Civilisation und Machtentfaltung der betreffenden Länder mitwirkten. Unser Land hat davon keinen nennenswerthen Nutzen gehabt, vielfach nicht einmal Dank und Anerkennung.

Der Hauptstrom unserer Auswanderung fließt noch immer nach Nordamerika. Vereinzelt begann dieselbe zur Zeit des dreißigjährigen Krieges und wandte sich zum Hudson und Delaware. Erst nach Beginn des vorigen Jahrhunderts fing die ländliche Bevölkerung, und zwar zunächst aus der Pfalz, aus Schwaben und der benachbarten Schweiz an, sich in großen Zügen dem westlichen Continente zuzuwenden. Pennsylvanien war lange Zeit hin-

durch das beliebte Ziel. Hier kamen um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts auf einen Briten vier Deutsche. Großer Fleiß und ein frugaleres Leben, als es Engländer und Iren gewohnt waren, brachten hier unseren Landsleuten bald einen ansehnlichen Wohlstand. Zur hohen Bedeutung Pennsylvaniens, des „Keystone-State" oder Schlußsteines unter den Säulen der Union, verhalf ihm die Toleranz und Menschenliebe des ehrwürdigen Quäkers William Penn und der Fleiß unserer südwestdeutschen Landsleute. Dieser schuf die blühenden Felder und prächtigen Obstgärten des Landes, die ältesten Grundlagen seines Wohlstandes und seines Einflusses, lange vordem Eisen, Kohlen und Petroleum ihnen den Rang streitig machten.

Die Zahl der deutschen Auswanderer nach Nordamerika wird für dieses Jahrhundert allein auf gegen vier Millionen geschätzt. In der Regel verliert schon die zweite oder dritte Generation deutsche Sprache und Sitte. Oft aber, namentlich in vielen anderen Ländern, geht dieser Proceß noch viel rascher vor sich. Während der früheren nationalen Zerrissenheit und Ohnmacht Deutschlands ging das nationale Bewußtsein seiner Söhne im Auslande besonders leicht verloren, denn da gab es ja wenig dasselbe zu pflegen und der großen Anbequemungsfähigkeit und Gefügigkeit unserer Landsleute entgegenzuwirken. Hand in Hand mit der Entfremdung vom deutschen Wesen ging bei ihnen die Dienstleistung im Interesse des Volkes, bei dem sie ein neues Heim gefunden hatten. Es ist berechnet worden, daß von den 100 000 Deutschen, welche jetzt alljährlich auswandern, jeder an Unterhalt und Erziehung die Summe von 2000 Mark gekostet hat, und hiernach dem Nationalwohlstande ein Verlust von 200 Millionen Mark jährlich erwächst. Doch muß hinzugerechnet werden, was jeder Immigrant dem neuen Lande an baarem Gelde zuführt. Ist dies im Durchschnitt nur die bescheidene Summe von 300 Mark, so macht es für 100 000 Auswanderer doch 30 Millionen Mark jährlich.

Mit dieser Rechnung lassen sich andere, ganz unabhängig davon angestellte Ueberschläge leicht in Einklang bringen. So heißt es z. B. in einem englischen Werke*), daß die Zahl der Einwanderer nach Canada während der letzten dreißig Jahre etwa eine halbe Million betragen habe und daß dadurch der Nationalwohlstand um 335 Millionen Dollars gewachsen sei. Hiernach ist im Durchschnitt jeder Einwanderer dem Lande 670 Pf. St. werth. Dieser hohe Gewinn der Einwanderung für den materiellen Aufschwung der Ackerbaucolonien ist eine längst allgemein anerkannte Thatsache, an welche sich das Streben knüpft, durch wirkliche oder vorgespiegelte Vortheile die Auswanderer anzuziehen. So unterhält z. B. die Dominion of Canada innerhalb

---

*) **Faunthorpe, Geography of the British Colonies. Pag. 131 ff.**

ihrer Grenzen noch heute vierzehn Agenturen für diesen Zweck und mehrere in Europa.

Der schon oft angeführte Ausspruch unseres Nationalökonomen Roscher ist im Grunde auch heute noch richtig und wird fast von jedem einsichtigen Manne, zumal wenn er die Fremde genügend kennen gelernt hat, bestätigt werden, daß nämlich „unsere Auswanderer, mögen sie nun nach Canada oder den Vereinigten Staaten, nach Australien oder Algerien ziehen, dem Vaterlande mit Allem, was sie sind und haben, regelmäßig verloren gehen. Sie werden Kunden und Lieferanten fremder Völker, oft genug unsere Nebenbuhler und Feinde".

Nur in den wenigen Fällen, wo die deutsche Auswanderung von der Heimath aus nach bestimmten Punkten geleitet, wo sie nicht in einem neuen kräftigen Volksleben verschlungen wurde, wo sie deutsche Schulen und Kirchen fand und damit im Fortgenusse ihrer Sprache und Sitte blieb, hat sich neben dem geistigen auch der materielle Verkehr mit der Heimath erhalten und fortentwickelt. In dieser Lage befinden sich die deutschen Ansiedelungen in Südbrasilien, in den Provinzen Rio Grande de Sul, Santa Catharina und Paraná. Der Handel mit diesen blühenden Colonien befindet sich fast ganz in deutschen Händen; er bringt mit Zinsen dem Mutterlande allmählich zurück, was demselben durch jene Auswanderung verloren ging.

Allen Nationen steht die englische durch den Einfluß ihrer Industrie, ihres Handels und Geldes voran. Die Entwickelung ihrer Macht auf diesen Gebieten ging Hand in Hand mit ihrem Colonialerwerb, ja sie war größtentheils bedingt durch denselben. Die englische Sprache ist dadurch zur Weltsprache geworden und hat die spanische und französische im großen internationalen Verkehre bereits zurückgedrängt.

Die englischen Colonien, etwa ein Sechstel der festen Erde umfassend, kosten das Mutterland jährlich gegen 2 Millionen Pf. St. Zuschüsse, aber sie bringen diese Summe indirect vielfältig wieder ein, denn nach ihnen gehen etwa siebzig Procent der ganzen englischen Ausfuhr. Ein weiterer Vortheil ist, daß dieser Export viel mehr Stetigkeit zeigt als nach den übrigen Absatzgebieten englischer Waaren. Ein Beispiel statt vieler wird dies genügend erläutern. Die Ausfuhr Englands nach seinen überseeischen Besitzungen betrug 1872 60½ Millionen Pf. St., 1873 66½ Millionen Pf. St., war also in einem Jahre um zehn Procent gestiegen, während in derselben Zeit diejenige nach anderen Ländern um 3½ Procent sank. Die Folgen dieses Rückganges, ohne jene gewaltige Steigerung, sind leicht zu ermessen!

Wenn der Engländer nach einer Colonie seines Landes auswandert, bleibt er im Fortgenusse seiner heimathlichen Privilegien: Sprache, Religion, Sitte, Gesetz, Literatur, Münzen, Maß und Gewicht; er bleibt in materiellem

und geistigem Verkehre mit seinem Vaterlande, fühlt sich noch als Glied desselben und theilt mit ihm dessen Leiden und Freuden viele Generationen hindurch. Welche unschätzbaren Vortheile hat er hier dem deutschen Einwanderer gegenüber voraus! Wie fremd und verlassen, von wie viel Sorgen und Gefahren umgeben steht dieser da, in einem Lande, dessen Sprache, Sitten und Gesetze er nicht kennt. In der Regel hören und sehen Freunde und Verwandte in der Heimath nur von solchen Auswanderern noch etwas, welche siegreich aus dem schweren Kampfe ums Dasein hervorgingen, in welchen sie eintraten. Aber die Zahl derselben ist gering gegenüber den vielen Tausenden von Verschollenen, von materiell und vielfach auch sittlich Verkommenen, die ungenügend vorbereitet in jenen Kampf eintraten und darin erlagen. Man muß diese Verhältnisse, wie Schreiber dieser Zeilen, aus eigener Anschauung kennen gelernt haben, um ihre volle Tragweite zu fassen.

„Bedarf Deutschland der Colonien?" Schon während des letzten deutsch-französischen Krieges wagten einzelne Stimmen schüchtern diese Frage. Unsere Regierenden hatten damals keine Zeit, sich mit ihr zu befassen, und die Theoretiker, unter deren Einfluß und Herrschaft Deutschlands Handelspolitik bis vor Kurzem stand, verneinten sie. Ihre Doctrin war so mächtig, das Colonialwesen denselben so verhaßt, daß es erst der wirthschaftlichen Noth nach der Gründungszeit bedurfte, um Vielen die Augen zu öffnen. Und doch ist die Colonial- und Auswanderungsfrage keineswegs mit der Zoll- und Wirthschaftspolitik Deutschlands identisch und kein Grund vorhanden, weshalb in ihr nicht Schutzzöllner und Freihändler Hand in Hand gehen sollten.

England, so sagen die blinden Gegner der Colonialpolitik noch heute, würde seine Colonien gern loswerden, wenn es nur könnte; dieselben bringen ihm nur Kosten und Verwickelungen. Es ist erstaunlich, welche Unkenntniß der Verhältnisse sich in diesen und ähnlichen Aeußerungen kund giebt. Das englische Volk, das doch als praktisches bekannt und deshalb oft als ein Krämervolk bezeichnet wird, duldet nicht blos, sondern begrüßt die mit jedem Jahre eintretende Vergrößerung der englischen Herrschaft, mag sie nun von Tories oder Whigs ausgehen. Und aus welchem Grunde? Ist es bloße Herrschsucht, der stolze Gedanke: „Rule Britannia", welche England zu immer weiterer Ausdehnung seines überseeischen Besitzes treiben, und wo dies nicht geht, wenigstens zur Einmischung in fremde Angelegenheiten? Oder sind es gar nur philantropische, weltbeglückende Ideen, für die es eintritt und alljährlich so große Opfer bringt? Wer wollte leugnen, daß es Zeiten in der englischen Politik gegeben hat, wo solche edle Motive wirklich der Leitstern waren, daß die englische Machtentfaltung der Welt im Allgemeinen zum Segen gereicht, daß das englische Volk eine hohe civilisatorische Mission erfüllt hat und noch übt? Aber im Ganzen ist doch die Triebfeder auch der englischen

Politik das eigene Interesse, das Handelsinteresse. Dieses Interesse empfiehlt hier den Frieden um jeden Preis, dort den Krieg. Den Chinesen drängte es mit Waffengewalt das indische Opium auf, den Boeren und Kaffernstämmen Südafrikas die ihnen verhaßte englische Herrschaft.

Das Handelsinteresse ist auch bei den übrigen europäischen Großmächten ein mächtiger Factor zur Bestimmung der Richtung ihrer Politik. Wo bezüglich dieses Interesses eine Macht die Pläne der andern durchkreuzt, giebt es vorübergehende oder dauernde Spannung, wie zwischen England und Rußland hinsichtlich Innerasiens, oder zwischen Italien und Frankreich wegen Tunis. Alle diese Staaten glauben ihre Handelsinteressen durch Erweiterung ihres Besitzes zu fördern. So lasen wir vor kurzem, daß der italienische Consul Bianchi am 10. Januar d. J. die Bucht von Assab an der Straße von Bab el Mandeb für Italien in Besitz genommen habe. Ob dieses Besitzthum im Osten Abessiniens besonders werthvoll erscheint oder nicht, kommt hier nicht weiter in Betracht; es ist für Italien der Anfang des Colonialerwerbes. Zur Sicherung und Ausdehnung seines asiatischen Handels setzt Rußland, durch mancherlei Umstände gedrängt, fast jedes Jahr seine Kriege und Eroberungen in Asien fort und erlangt Erfolge, auf die wir Deutsche am wenigsten Grund haben neidisch zu sein. Auch sind wir die letzten, zu verkennen, daß Rußland in den muhammedanischen Ländern Innerasiens eine civilisatorische Mission erfüllt, Ordnung und Sicherheit des Verkehres und Eigenthumes schafft und einen heilsamen Einfluß auf die verrotteten Zustände jener Länder übt.

In dem Streben nach Fortentwickelung seines Handels und seiner Industrie durch Gewinnung neuer Absatzgebiete bleibt Frankreich in der Neuzeit hinter keinem andern Lande zurück. Blicken wir auf seine älteren Colonien in Afrika, so tritt uns bei Algier das Bestreben entgegen, den Besitz nach der Sahara durch Gewinnung weiterer Oasen auszudehnen, den Karawanenhandel des Sudan von seinen Wegen über Marokko und Tripolis über algerische Häfen zu leiten und Tunis in commercieller Beziehung ganz zum Vasallen zu machen. Kaum scheint man das Rudaire'sche Project, den Handel mit dem afrikanischen Innern durch Schaffung eines Mer intérieure algérienne westlich der kleinen Syrthe als unpraktisch aufgegeben zu haben, so erscheint ein anderes und wird mit aller Energie verfolgt. Es betrifft die Anlage einer Eisenbahn von Senegambien nach dem Sudan, zunächst zum Niger.*) Man erkennt allseits, in der Kammer und im Senate, die Wichtigkeit der Sache an, hält keine langen Reden über Nebendinge, sondern bewilligt alsbald den verlangten Credit von 8½ Millionen Francs, damit gleich Anstalten

*) Geschrieben vor der Nachricht von dem Untergange der Flatters'schen Expedition.

zur Ausführung der Vorarbeiten getroffen werden können. In der „Comptes Rendus“ vom 4. October v. J. wurde das Project kurz erörtert und hervorgehoben, daß sein Zweck sei:

1) Den Handel des afrikanischen Innern nach der französischen Colonie zu leiten;

2) den Erzeugnissen der französischen Industrie neue Absatzgebiete zu eröffnen;

3) die Civilisation zu fördern.

Das sind Dinge, welche jedem Franzosen einleuchten, welcher politischen Richtung er auch angehören möge. Aber Frankreich blickt nicht blos auf Afrika zur Förderung obiger Zwecke. Seine Politik giebt ihnen auch Ausdruck in Hinterindien, in Centralamerika, in der Südsee. Jeder Zeitungsleser weiß, mit welchem Interesse man in Paris das Project des interoceanischen Canales bei Panama verfolgt, einen Plan, der wahrscheinlich innerhalb des jetzigen Jahrzehnts zur Ausführung kommen wird. Bereits rüsten sich Frankreich und England auf die Zeit, wo ihre Schiffe auf dem Wege, den Colon vergeblich suchte, wirklich nach Ostasien gelangen werden. Durch Annectirung der Fidji-Inseln hat England, durch Gewinnung des ganzen Archipeles der Gesellschaftsinseln Frankreich vor nicht langer Zeit sich neue Stützpunkte auf dieser großen künftigen Handelsroute erworben. Deutschland, dessen Interessen in der Südsee mindestens eben so lebhaft ins Spiel kommen sollten, machte den bekannten schwachen Versuch mit den Samoa-Inseln, um sie zu fördern, und sank dann in die alte Unthätigkeit auf diesem Gebiete zurück.

Ist damit die Colonialfrage überhaupt für uns abgethan? Werden unsere Politiker, welche in der Presse und im Reichstage so lange den Ton angaben, sich auch ferner den zwingendsten Gründen zu Gunsten einer thatkräftigen Colonialpolitik verschließen, werden sie noch weiter dem deutschen Volke vorreden können, daß die alte Gleichgiltigkeit und Unthätigkeit in der Colonial- und Auswanderungsfrage das allein Richtige sei? Sicher nicht, denn der Stein ist ins Rollen gekommen; es treiben ihn mächtige, schwerlich erlahmende Kräfte. Man wird mit der Sache weiter zu rechnen haben, wird sie seitens der Regierung und der Volksvertretung erkennen müssen als eine Frage von eminenter Bedeutung für die gedeihliche materielle und geistige Fortentwickelung des deutschen Volkes. Die Stimmen, welche in Wort und Schrift darauf dringen, mehren sich und finden Beifall bei wenigstens neunzig Procent aller gebildeten Deutschen, welche im Auslande gelebt und einen weiteren Blick gewonnen haben. Der Berliner Centralverein für Handelsgeographie und Förderung deutscher Interessen im Auslande, mit seinen rasch wachsenden Zweigen in und außerhalb Deutschlands, sammelt sie und sucht ihnen Gehör zu verschaffen. Bald wird die Mehrzahl

der Gebildeten unserer Nation von der hohen Bedeutung der Colonial- und Auswanderungsfrage eben so durchdrungen sein und jener Verein einen Einfluß gewinnen, wie seiner Zeit der Nationalverein auf die Förderung des deutschen Einheitsgedankens.

Die Freunde und Befürworter einer gesunden Colonialpolitik sind der festen Ueberzeugung, daß durch eine solche Deutschlands Macht und Einfluß nicht geschwächt, sondern nur gefördert werden wird; sie wünschen keine abenteuerlichen Unternehmungen und Gewaltacte, sondern hoffen, daß das Deutsche Reich auf rechtlichem Wege durch Verträge in gleicher Weise die Interessen unseres Handels und unserer Auswanderung fördern wird.

Die letzte Volkszählung weist für das Deutsche Reich eine Bevölkerung von über 45 Millionen auf, einen jährlichen Zuwachs von etwa einer halben Million. Derselbe ist an und für sich kein unerfreuliches Zeichen; in seinen Folgen bedingt er jedoch eine starke Vermehrung der Auswanderung im günstigen, des Proletariats und Vagabundenthumes im ungünstigeren Falle. Wir betrachten hierbei die Auswanderung als die natürliche Folge der Bevölkerungszunahme in einem Lande, dessen Boden und Industrie unter den jetzigen Verhältnissen für diesen Zuwachs nicht genügend Beschäftigung und Verdienst bieten, wir sehen sie an wie den Abfluß einer gefüllten Cisterne mit steter Wasserzufuhr. Nur wünschen wir, daß dieser Abfluß nicht allseits und regellos erfolge, sondern im deutschen Interesse nach bestimmten Canälen geleitet werde.

Die Auswanderung wirkt ungünstig, sie ist, wie oben bereits hervorgehoben wurde, ein großer Verlust für uns, so lange sie nur fremden Ländern zu Gute kommt, und unsere Regierung derselben planlos gegenübersteht. Wird dieselbe aber durch Zusicherung unverkennbarer Vortheile nach bestimmten Gebieten geleitet, so kann sie, wie der kräftige Zweig am Baume, auf unser Vaterland außerordentlich gewinnbringend wirken. Als solche für unsere Auswanderung geeigneten Länderstrecken, in denen dieselbe einen fruchtbaren Boden und gesundes Klima finden kann, sind Theile von Südamerika und Südafrika anzusehen. Der Einzelne unterliegt auch hier nur zu leicht der fremden Ausbeutung. Eine von der Regierung durch Verträge mit den betreffenden Ländern geschützte und durch Auswanderungs- und Colonisationsgesellschaften geleitete größere Auswanderung aber kann des Erfolges sicher sein. Hierbei würde die Colonisationsgesellschaft durch Kauf größere Länderstrecken erwerben und an den deutschen Auswanderer unter günstigen Bedingungen abtreten. Unsere Regierung aber hätte das Ganze durch Verträge und geeignete Berufsconsuln zu schützen und zu überwachen. Der Bürger einer so gegründeten Ackerbaucolonie hätte das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit, wenn auch nicht der politischen, mit seiner deutschen Heimath; er bliebe im Fortgenusse

seiner Sprache, Religion und Sitte, welche gefördert und erhalten würden durch deutsche Schulen und Kirchen. Eine solche Ackerbaucolonie eröffnet dem Unternehmungsgeiste ein weites Feld, Industrie und Handel neue Absatzgebiete und bringt eine Menge neuer, fruchtbringender Ideen ins deutsche Volk. Sie ist zugleich ein großer Gewinn für das betreffende Land. Brasilien und die Argentina erkennen dies wohl und sind, wie wir wissen, bereit, Gesellschaften, welche dieselben anlegen wollen, große Zugeständnisse zu machen.

Wer die materiellen Vortheile, welche unserem Vaterlande durch solche Ackerbaucolonien erwachsen werden, nicht anerkennen will, sollte sich wenigstens einer anderen Seite, die nicht minder in Betracht kommt, nicht verschließen. Ist es mütterlich, christlich oder auch nur human, so sollte er sich billigerweise fragen, daß Deutschland alljährlich so viele Tausende seiner Kinder entläßt, ohne sich um ihr Schicksal zu kümmern, ohne nach Kräften auch noch ferner für das Wohlergehen derselben beizutragen, ihren Ruin zu verhüten?

Was den Erwerb von Colonien durch das deutsche Reich in anderen Gebieten der Erde anlangt, so kommen hier manche Fragen in Betracht, deren nähere Erörterung wir uns versagen müssen. Hier sollte aber nach unserer Meinung unsere Regierung gleich der englischen und französischen mehr freie Hand haben und mehr Vertrauen und Unterstützung seitens unserer Volksvertreter finden, wie bisher. Nur über zwei Dinge möchten wir uns noch aussprechen. Die Welt ist auch heute noch nicht ganz vergeben und Deutschland keineswegs genöthigt, die bescheidene Rolle des Poeten zu spielen; nur muß der Deutsche endlich das Reich der Träume verlassen und die Welt mit nüchternen Augen betrachten. Zum Andern wagen wir zu behaupten, daß die Furcht, Deutschland möge durch Colonialerwerb seine Kraft zersplittern, die es im Hinblick auf feindliche Nachbarn sich wahren müsse, unbegründet ist. Selbst wenn das Deutsche Reich nicht im Stande wäre, eine ferne Colonie erfolgreich gegen den Feind zu vertheidigen, so würde doch immer der Ausgang des Kampfes an den Grenzen unseres Vaterlandes maßgebend sein auch für das Schicksal einer oder der andern fernen Besitzung.

Von jedem wahrhaft gebildeten und gut deutsch gesinnten Manne muß verlangt werden, daß er neben dem Streben nach Tüchtigkeit und Zuverlässigkeit in seinem Berufe auch Sinn und Verständniß bekunde für die großen Fragen seiner Zeit, insbesondere für die, welche das Wohl seiner Nation berühren; daß er sein Leben nicht in selbstgefälligem Träumen, noch kleinlichen Nörgeleien verbringe, sondern frisch und vorurtheilsfrei große Gedanken erfasse und sie mit Mannesmuth vertrete. Auch bei der Colonial- und Auswanderungs-

frage handelt es sich um eine große Sache. Wir möchten hinsichtlich derselben dem ganzen deutschen Volke den Wahlspruch von Friedrich Perthes, eines Namens von hohem Klange, zurufen, der lautet:

„Erst wieg's, dann wag's."

J. J. Rein.

Antonio Panizzi und Prosper Merimée.*)

Vor einigen Monaten brachte die „Deutsche Rundschau" den Anfang einer höchst interessanten Selbstbiographie von B. Carl Hase. Wissensdrang und deutsche Wanderlust trieben den jungen Jenaer Studenten nach Paris; mit wenig Geld, aber mit viel Behagen, durchwandert er die lachenden Gefilde Lothringens und der Champagne; die freundlichen Wirthsleute, die hübschen Mädchenköpfe, die am Fenster erscheinen, sind ihm noch nach vielen Jahren eine liebliche Erinnerung. Das Wenige, was er sein nennen konnte, war schon sehr zusammengeschmolzen, als es ihm endlich gelang, Privatunterricht zu bekommen. Der sprachkundige, besonders im Neugriechischen bewanderte Deutsche kam in hohe französische Kreise, bald wurde er an der großen Pariser Bibliothek angestellt, und kein deutscher Gelehrter hat den Manuscriptensaal derselben verlassen, ohne dem freundlichen Manne für bereitwillige Hilfe, für seinen bewährten Rath zu lebhaftem Danke verpflichtet zu sein. Auch in der glänzenden Weltstadt, im Verkehr mit allen Celebritäten der Wissenschaft blieb Hase der einfache deutsche Gelehrte, der unermüdete Forscher, der in der stillen Welt der Bücher lebt und webt, und nicht daran denkt, in dem bewegten Treiben seiner neuen Heimath irgend einen politischen Einfluß auszuüben.

Anders der Mann, dem die folgenden Zeilen gelten. Talent und Glück haben sich hier die Hand geboten, um dem namenlosen Italiener in der Mitte der stolzesten Gesellschaft der Welt eine Stellung zu verschaffen, wie man sich dieselbe angenehmer, glänzender, einflußreicher kaum denken kann. Als Flüchtling, zum Tode verurtheilt, betrat er im Mai 1823 den freien Boden Englands, arm und unbekannt; als Senator des geeinten Königreichs Italien, mit Orden und Auszeichnungen aller Art überhäuft, ist er am 8. April 1879 in London gestorben. Es hat kaum eine literarische oder politische Größe in England, Frankreich und Italien gegeben, mit welcher er nicht in Verbindung gestanden hätte. Mit Lord Brougham, Palmerston, Gladstone, Grey, dem Marquis von Landsdowne, Guizot, Thiers, Prosper Merimée, Cavour,

---

*) The life of Sir Anthony Panizzi by Louis Fagan. V. 1. 2. London 1880. Prosper Merimée. Lettres à Panizzi. V. 1. 2. Paris 1881.

Massimo d'Azeglio, Poerio, um nur einige von den bekanntesten Namen zu nennen, hat er eifrig correspondirt. Ihr Freund, ihr Vertrauensmann in politischen Dingen, ein geheimer nichtofficieller diplomatischer Agent, ein gern gesehener Gast an Napoleon's III. Hofe in Paris und Biarritz, übte er einen stillen, aber keineswegs unbedeutenden Einfluß auf die politischen Verhältnisse in den Jahren 1840—1870, besonders auf die Gestaltung seines italienischen Vaterlandes. Mehr als zwanzig Jahre lang war er Vorstand des britischen Museums, und mit der Neuorganisation desselben, mit dem Baue und der Einrichtung der neuen Lesehalle, die den Stolz Altenglands bildet, die Bewunderung jedes Besuchers dieses großartigen Institutes hervorruft, bleibt sein Name für immer verbunden. Der kosmopolitische Hauch, der mit jedem großen wissenschaftlichen Institute verbunden ist, hat in Panizzi eine eigenthümliche politische und nationale Färbung angenommen, und wie seine Correspondenz eine wichtige Quelle bietet für die Kenntniß mancher unterirdischen Strömung in der neueren Politik, so bleibt er selbst eine eigenthümliche Erscheinung, eine denkwürdige Persönlichkeit.

Dem alten modenesischen Städtchen Brescello (am rechten Ufer des Po gelegen) entstammte Antonio Genesio Maria Panizzi, der Sohn eines tüchtigen angesehenen Advokaten, selbst zu dem gleichen Berufe bestimmt. Aber nur kurze Zeit hatte er sich demselben gewidmet, da machten die politischen Unruhen der zwanziger Jahre demselben ein jähes Ende und vertrieben ihn aus Vaterstadt und Italien. Es konnte ja kaum anders sein, als daß der begabte, feurige, mit der großen Vergangenheit seines Volkes wohl vertraute Jüngling auch Theil nehmen wollte an den Freiheitsbestrebungen, welche wie ein heißer Strom durch die ganze Halbinsel liefen, in geheimen Gesellschaften ihren Mittelpunkt und ihre Stütze fanden, und in Aufständen und Revolutionsversuchen ihre Existenz bekundeten. Wie tief er in dieselben verwickelt war, welches seine politischen Ansichten und Ziele damals waren, wird schwer festzustellen sein, gewiß ist, daß er mit allen hervorragenden Flüchtlingen, mit den Märtyrern der italienischen Freiheit, mit Mazzini, Ugo Foscolo, Settembrini &c. bekannt und befreundet war, nicht minder, daß er durch richterlichen Spruch vom 6. October 1823 zum Tode verurtheilt wurde wegen Theilnahme an einer verbotenen Gesellschaft. Vollzogen wurde das Urtheil jedoch nur in contumaciam; mit knapper Noth entrann der „Verschwörer". Der Herzog Franz von Modena hatte die löbliche Gewohnheit, Verdächtige in einer Hofequipage abholen zu lassen, um sie hinter den stillen Mauern eines Gefängnisses vor den verderblichen Einflüssen der Freiheitsmänner zu sichern; bei einem Spaziergange auf der Landstraße nach Reggio sah Panizzi die verhängnißvolle Kalesche daherrollen, von einer unbestimmten Ahnung ergriffen versteckte er sich mit seinem Freunde Minzi im Gebüsche des Straßen-

grabens, und das Fuhrwerk rollte vorbei. Unter dem Schutze der Nacht kehrten sie nach Brescello zurück. Dieser Besuch hatte ihnen zwar nicht gegolten, aber nach zwei Monaten wurde Panizzi auf das Polizeiamt geladen und dort sogleich verhaftet. Ein Sprung durch ein offenes Fenster rettete den entschlossenen Mann, mit einem Passe hatte er sich vorsorglich schon länger versehen, glücklich gelangte er nach Cremona und von dort nach Lugano. Was sein Herz bewegte, dem machte er Luft in einer kleinen Schrift: die Processe und Urtheile gegen die sogenannten Majestätsverbrecher in Modena. Man kann sich denken, wie scharf sie war; ihrem Urheber machte sie den Aufenthalt in Lugano und Genf unmöglich. Nun war England der einzig mögliche Zufluchtsort, den Rhein hinab reiste er dorthin.

Mittellos stand der 26jährige junge Mann (geboren den 16. September 1797) in dem gewaltigen London, nicht mehr als 14 Pence (circa 1 Mark 18 Pfennig) konnte er auf Frühstück und Mittagsmahl verwenden, und gerne hat er später in besseren Tagen erzählt, wie manches Mal er durch die Fenster eines Restaurants geblickt habe, hungrig und neidisch auf die Glücklichen, welche sich dort satt essen konnten. Landsleute, Flüchtlinge traf er dort genug, aber nur wenige waren in günstigen Verhältnissen. Seinem Advokatenberufe konnte er in dem fremden Lande nicht nachgehen, von seiner Heimath erhielt er keine Unterstützung, sondern nur sein Todesurtheil und die Rechnung des Gerichtshofes, die einschließlich der Gebühren für den Henker (!) 225 Francs betrug. Charakteristisch ist Panizzi's Antwort; sie ist datirt „aus dem Reich der Todten. Elysäische Felder" und gerichtet an den Finanzinspector zu Reggio in der Hölle. Seine Seele habe von ihrem in Liverpool frisch und gesund lebenden Körper diese Rechnung erhalten; eingedenk der Maxime Mors omnia solvit erkenne sie zwar keine Verbindlichkeiten mehr in dem elenden Jenseits an, aber da ihre körperliche Hälfte gerade über einige Pfund gebiete, so bitte sie, eine ganz detaillirte Rechnung einzusenden, welche dann ad graecas calendas bezahlt werden solle ꝛc. ꝛc. In Wirklichkeit ist ihm nicht immer so humoristisch zu Muthe gewesen; er hat den Kampf mit des Lebens gebieterischer Nothwendigkeit in vollem Ernste aufnehmen müssen. Der beliebten Sitte von Verbannten folgend gab er in Liverpool, wohin er übergesiedelt war, Unterrichtsstunden in seiner Muttersprache. Sie müssen vortrefflich gewesen sein, in kurzer Zeit hatte er eine Schaar Schüler und Schülerinnen aus guten Häusern um sich gesammelt. Man sah ihn nicht mehr in abgetragenen Kleidern im Geschwindschritte von einem Ende der Stadt zum andern eilen, um seine Lectionen zu geben. Ein gewisser Wohlstand umgab ihn. Aber noch wichtiger waren persönliche Beziehungen, die sich zwischen ihm und hervorragenden Männern aus der besten englischen Gesellschaft knüpften. Roscoe, der bekannte Biograph von Lorenzo dem Prächtigen, hatte ihn freundlich bei

sich aufgenommen auf eine Empfehlung von Foscolo, andere Bekanntschaften knüpften sich daran, und im Jahre 1827 ist er schon in Verbindung mit Brougham, Macaulay und Anderen. Die vornehme, wissenschaftlich gebildete Gesellschaft mit ihrem Reichthume und ihrem Einflusse hatte sich ihm erschlossen, er bewegte sich in ihr nicht als ein Fremdling, sondern als ganz zu diesem Kreise gehörend nach Talent und Bildung. Das Geheimniß dieses Erfolges lag nicht etwa in der Sympathie, welche das liberale England gegen den politischen Flüchtling hegte, sondern in der Fülle seiner Kenntnisse, in der Beweglichkeit und Leichtigkeit seiner Unterhaltung — schon handhabte er die englische Sprache so gut, daß die Westminster Review und andere Zeitschriften englisch geschriebene Essays von ihm brachten — in jenem undefinirbaren Zauber der Liebenswürdigkeit, welcher bei tüchtigen Leuten seinen Einfluß nie verfehlt; alles aber war getragen von ehrenhaftem Charakter und edlem Selbstbewußtsein.

Im Jahre 1828 kehrte Panizzi nach London zurück, Brougham hatte ihm die Professur der italienischen Literatur an der neugegründeten Universität von London angetragen, und Panizzi nahm sie an, in dem sichern Gefühle, daß die Weltstadt jetzt, wo er sich seine Stellung in England für immer erobert hatte, der richtige Ort seiner Thätigkeit sein würde. Drei Jahre später ernannte ihn derselbe freundliche Gönner zum „Extrabibliothekassistenten" am britischen Museum. Mit seinem gewöhnlichen Scharfsinne hatte der edle Lord die außerordentliche Begabung seines nichtenglischen Freundes für dieses Amt, sein organisatorisches Talent entdeckt, die wissenschaftliche Befähigung dazu stand durch verschiedene Publicationen (Orlando Inamorato di Bojardo with Notes by A. Panizzi, Lond. 1830 ff.) außer allem Zweifel, kühn setzte er sich über das nationale Vorurtheil hinweg, und England hat es nicht zu bereuen gehabt. Denn mit einer Energie, welche vor keiner Schwierigkeit zurückschreckte, auch persönlichen Angriffen oft ernster Natur gewachsen war, setzte Panizzi durch, was er zur Förderung des großartigen Institutes, an dem er angestellt und das immer mehr, seit 1856 vollständig seiner Leitung anvertraut war, für ersprießlich hielt.

Dem letzten Willen eines Privatmannes, H. Sloane, der seine reichen Sammlungen der Nation um einen mäßigen Preis zum Kaufe anbot (1749), verdankte das britische Museum seine Entstehung; Geschenke und Ankäufe vergrößerten es immer, aber das, was es im reichsten Lande der Erde sein sollte, das erste wissenschaftliche Institut, welches für jedes Studium die besten und reichsten Sammlungen darbieten sollte, wurde es erst durch Panizzi. Der Mechanismus der Verwaltung war ein schwerfälliger, berechtigte Klagen über die Verheerungen, welche Staub, Feuchtigkeit und Insekten unter den ausgestopften Thieren angerichtet, über andere Nachlässigkeiten rc. waren mehr-

fach laut geworden. Welchen Schatz die Nation an der Bibliothek besaß, war weder genügend bekannt, noch gewürdigt. Das letztere Departement wurde zunächst Panizzi's Domäne, als er 1837 keeper of the printed books wurde. Was er leisten konnte, zeigte er ein Jahr darauf bei der Uebersiedlung der Bibliothek von Montague Haus in das neue Gebäude. Der Betrieb wurde nicht unterbrochen, der Lesesaal blieb geöffnet, nur die Fächer, mit welchen gerade umgezogen wurde, waren der Benutzung entzogen. Immer reichere Mittel wurden ihm zur Verfügung gestellt: im Jahre 1845 bewilligte das Parlament auf zehn Jahre je 10 000 Pfd. St. jährlich. Nun wuchs die Büchermenge riesig, Panizzi konnte mit vollen Händen den goldenen Regen ausstreuen; die besten, seltensten Ausgaben zu bekommen, war seine Hauptaufgabe. Dem persönlichen Wohlwollen, welches Th. Grenville gegen Panizzi hegte, war es zu danken, daß dessen prächtige Bibliothek (mehr als 20 000 Bände mit einem Werthe von gegen einer Million Mark) dem britischen Museum als Legat zufiel. Und wie er als echter Bibliothekar auch dem Einbande der Bücher seine Aufmerksamkeit zuwandte, so sorgte er 1848 bei der Chartistenbewegung für die Vertheidigung des Gebäudes; die 250 Angestellten des Museums ließen sich als Privatconstabler einschreiben, Musketen, Piken und andere Mordwaffen wurden in die der friedlichen Wissenschaft geweihten Räume geschafft, für Lebensmittel gesorgt und Aehnliches; zum Glück war das ganze kriegerische Treiben unnöthig. Sein größtes Werk aber ist die Erbauung und Einrichtung der gewaltigen Lesehalle, welche in der Mitte des Viereckes, das die übrigen Sammlungen enthält, als riesige Rotunde sich erhebt mit einer Glaskuppel, 104 Fuß hoch bei einem Durchmesser von 140 Fuß (die Kuppel der Peterskirche hat 139 Fuß Durchmesser); der Leseraum unten, mit allem Comfort eingerichtet, bietet Raum für 300 Lesende, denen eine Handbibliothek von 20 000 Bänden unmittelbar zur Verfügung steht; die Rotunde mit ihren Nebenräumen kann 1 200 000 Bände fassen. Es war ein genialer Gedanke, auf beschränktem Raume durch eine glückliche Verbindung von Eisen und Glas das gefällige und imponirende Gebäude hervorzuzaubern; bis auf Einzelnheiten ist es Panizzi's eigenstes Werk, für alle Zeiten ein Denkmal seiner Verwaltung. Daß des Neides, des Tadels bittere Stimme auch hereinklang in den Chor der Bewunderung und Dankbarkeit, war nicht zu verwundern. Schon bei seiner Anstellung hatte sich das englische Nationalgefühl beleidigt gefühlt durch die Anstellung des „Ausländers“; und doch war er nicht der erste Fremdling, welchen das britische Museum unter seine Beamten und Vorstände zählte; Josef Planta, wohl der bekannten Graubündtner Familie angehörend, war 1799—1827 Principal Librarian gewesen. Panizzi war nach wenigen Jahren Aufenthalts in England so mit dem englischen Wesen verhaftet, daß er es übel vermerkte, wenn man ihn

einen Fremden nannte. Im Jahre 1832 ließ er sich naturalisiren, jene Angriffe wurden dadurch nicht zum Schweigen gebracht, er setzte sich aber darüber hinweg, gerade wie ihn die Verdächtigung, er habe seinen Plan zu der Lesehalle einem Andern abgesehen, wenig anfocht. Daß er nicht schwieg, versteht sich von selbst, und im Allgemeinen mochte man sich hüten, mit ihm anzubinden, denn seine Briefe konnten scharf genug sein. Es war nur eine gerechte Anerkennung seiner Verdienste, wenn er am 6. März 1856 zum Vorsteher des britischen Museums (Principal Librarian) ernannt wurde; auch die übrigen Sammlungen waren ihm damit unterstellt, auch sie hatten seinen Eifer, seinen Verbindungen, seiner Verwaltung viel zu danken. In erster Linie aber war er Bücherfreund und Bücherkenner, und es mochte ein Körnchen Wahrheit in dem scherzhaften Vorwurfe enthalten sein: er verkaufe einen Mammuth um einen seltenen Aldus. Im Jahre 1849 zählte die Bibliothek 435 000 Bände (ohne Manuscripte und Broschüren), 1880: 1 300 000 (die Pariser Nationalbibliothek zählt 2 100 000 Bücher). Es liegt in der Natur der Sache, in den leichten Verkehrsmitteln, daß Seltenheiten ersten Ranges immer mehr in die reichdotirten großen Bibliotheken ihren Weg finden; daß das britische Museum so viele derselben sein eigen nennt, hat es wesentlich der Gelehrsamkeit und dem Eifer Panizzi's zu danken.

Zur angenehmen sicheren Heimath war ihm Albion geworden; dem Lande seiner Geburt, das er so frühe meiden mußte, wurde er darum nicht untreu. Mächtig hat es ihn ergriffen, als er nach mehr als 30jähriger Abwesenheit wieder sein Brescello besuchte (1857); wie war die Gegend so schön! und der Himmel so blau! Alles was er Großes und Herrliches geschaut hatte von Palästen, Kirchen, Theatern &c. schwand vor dem Anblicke des einfachen Hauses, in welchem er das Licht der Welt erblickt. Von Haus zu Haus wandernd begrüßte er Freunde und Verwandte; ach, die Zahl derer, mit welchen er jung gewesen, war sehr zusammengeschmolzen, die anderen hatten Söhne und Töchter um sich, ebensó alt wie die Eltern bei seiner Flucht gewesen waren. Wie viel habe ich seitdem erlebt! schrieb er einem alten Freunde; nun bin ich auf dem Gipfel angelangt, ich fürchte mich hinabzusteigen, wie Benjamin behandelt man mich überall, werde gut bezahlt, viel geehrt. Früher schon hatte Panizzi den Boden Italiens wieder betreten, 1851 war er nach Neapel gereist, hauptsächlich um zu sehen, welche Schritte für die Befreiung seiner unglücklichen Freunde und politischen Gesinnungsgenossen Poerio und Settembrini möglich seien. Es ist hier nicht nöthig, auf die politischen Verhältnisse in Neapel näher einzugehen; Gladstone's Briefe über die Gefängnisse, in welche die Freiheitsmänner eingesperrt waren und wo sie eine Hölle auf Erden fanden, waren eben erschienen und hatten die Aufmerksamkeit, das Mitleid und die Entrüstung von allen liberalen

Elementen besonders in England erweckt. Panizzi, der den Traum seiner Jugend, ein einziges freies Italien, unter gelehrten Studien nicht vergessen hatte, vielmehr die angesehene Stellung, welche er dadurch gewonnen, nur benutzte, um Propaganda für Italien in den politischen Kreisen zu machen, eilte von Englands mächtiger Flagge gedeckt nach Neapel, um an Ort und Stelle zu versuchen, wie ein Befreiungsversuch auszuführen sei. Merkwürdig war die Audienz, die er bei Kaiser Ferdinand II. hatte, charakteristisch für beide. Panizzi kannte seinen Mann. Die erste Frage des Königs, belehrte Panizzi seinen Begleiter, wird sein: ob wir in der Kirche gewesen seien? Schnell eilten sie noch in ein benachbartes Gotteshaus, um mit gutem Gewissen die erwartete Frage beantworten zu können, mit welcher wirklich Re Bomba die Unterredung eröffnete. Dann durfte Panizzi über die beiden Gefangenen und über die Gefängnisse sprechen. Zwanzig Minuten hörte der König geduldig dem Redestrome zu, dann unterbrach er denselben mit den Worten: Addio, terribile Panizzi.

Der Appell an die königliche Großmuth war fehl geschlagen, aber mit Settembrini, der auf der kleinen Insel Santo Stefano eingekerkert war und dessen Befreiung zunächst allein möglich war, hatte er eine geheime Correspondenz eröffnet; mit sympathetischer Tinte auf kleine Zettelchen geschrieben, gelangten die Nachrichten auf alle mögliche Weise zu dem Gefangenen, brachten ihm Kunde von Frau und Kindern, von den Plänen, welche zu seinem Entkommen geschmiedet wurden. Unermüdlich war Panizzi thätig gewesen, er hatte Geld gesammelt, einen Dampfer gemiethet, der an einem bestimmten Tage an dem Felseneiland vorbeifahren, durch ein Zeichen sich als das rettende Schiff zeigen, in der Nacht wieder umkehren, Boote an das Felseneiland schicken und die Gefangenen aufnehmen sollte. Panizzi selbst wollte die Ausführung des verwegenen Planes überwachen und leiten; unter dem Vorwande, einer Bücherauction in Perugia beizuwohnen, hatte er sich einen längeren Urlaub erbeten, aber das ganze romanhafte Wagestück wurde schon im Entstehen vereitelt, ein Sturm noch an der englischen Küste brachte das Schiff zum Scheitern (Oct. 1855). Mit edler Selbstverleugnung schrieb der Gefangene: Nicht daß seine Hoffnung getäuscht worden, bekümmere ihn, sondern daß seine Freunde so viel Mühe umsonst gehabt haben. Aber Panizzi ließ sich durch diesen Mißerfolg nicht abschrecken, aufs Neue wurde Geld gesammelt, Vorbereitungen getroffen, die Befreiung erfolgte aber zuletzt auf ganz andere Weise. Die neapolitanische Regierung bot den Gefangenen ihre Freiheit unter der Bedingung der Auswanderung nach der Argentinischen Republik an, dies lehnte Poerio rund ab; im Januar 1859 wurde aber das andere Anerbieten, nach New-York auszuwandern, angenommen und 66 Gefangene schifften sich ein. Ob Napoleon's bekannter Neujahrsgruß auf die Entschließungen des

Königs von Neapel mit eingewirkt hat, ist nicht sicher, aber daß die Lösung der italienischen Frage jetzt von mächtiger Hand unternommen wurde, war Jedermann klar. In Amerika wären die Patrioten aufs freundlichste empfangen worden, allein sie sollten nicht so weit kommen. In Cadix stellte sich Settembrini ein junger englischer Seeoffizier vor; es war sein ältester Sohn Raffaele, den er seit vielen Jahren nicht gesehen und der ihm die Worte zuflüsterte: Ihr sollt nicht nach Amerika gehen. An Bord eines amerikanischen Schiffes traten die Gefangenen ihre Weiterreise an, auf der Höhe von Lissabon erklärten sie dem Capitän, sie könnten sich nicht nach New-York bringen lassen, die lange Haft habe ihnen die Kraft genommen, eine so weite Fahrt zu ertragen ꝛc.; der Kapitän konnte nichts gegen die große Ueberzahl ausrichten, Raffaele trat als Steuermann auf und brachte das Schiff glücklich nach Queenstown in Irland.

Panizzi war von Allem unterrichtet gewesen, und man kann sich denken, mit welcher Freude er die Befreiten empfing. Seine Energie, seine rastlose Thätigkeit für Italien, sein Interesse an dessen Geschick zeigt schon dies eine Beispiel. Was er sonst gethan, wie weit sein Rath, seine Mahnungen und Vorschläge Einfluß gehabt haben, wird sich schwer im Einzelnen nachweisen lassen. Eine Zeit lang stand er recht vertraut mit Mazzini, aber später trat eine Erkältung ein, deren Ursache nicht bekannt ist; die beiden selbständigen Männer mögen persönlich collidirt haben. Panizzi theilte auch die republikanischen Ideen seines Landsmannes nicht, der häufige Umgang mit hervorragenden Staatsmännern hatte seinen praktischen Sinn geschärft, daß er von Excentricitäten sich frei hielt. In einem Postwagen trafen beide einmal an der Grenze von Frankreich und Italien zusammen; die Angst, die Mazzini zeigte, sein Reisegefährte möchte sein Incognito Anderen verrathen, war natürlich grundlos, Verkehr hatten sie immer weniger. 1860 sah Fagan, der mit Panizzi durch Fleetstreet ging, einen finstern Mann in schäbigem blauen Rocke, ein seidenes Tuch um den Hals geschlungen, unter einem Thorwege stehen. Dies ist Mazzini, sagte Panizzi; ohne Gruß, ohne Zeichen der Erkennung gingen die beiden an einander vorbei. Auch Orsini gehörte zu den Bekannten Panizzi's; wie er über das Attentat desselben gegen Napoleon dachte, darüber läßt uns sein Biograph ohne genaue Nachricht. Die Beziehungen zu Napoleon oder zu den englischen Staatsmännern wurden dadurch nicht getrübt.

Denn Politik war ein Lebenselement für Panizzi. Keine Sorge um Weib und Kind hemmte den ledigen Mann. Als literarischer Freund und Berather kam er mit unzähligen Männern der hohen Aristokratie zusammen, denn der Fond von Kenntnissen aller Art, welche eine gute Bücherei jedem tüchtigen Bibliothekar beinahe unwillkürlich zuführt, machte seinen Umgang nach ver-

schiedenen Seiten werthvoll. Das Bedürfniß seines Herzens, für sein geliebtes Italien etwas zu thun, führte ihn in die Irrgänge des politischen Treibens hinein, und bald stand er mitten darin, bekannt als verschwiegener zuverlässiger Vermittler und Unterhändler, der mit dem eigenen Urtheile auch keineswegs zurückhielt. Schon ziemlich frühe spielte er diese Rolle. 1840 finden wir ihn in Correspondenz mit Thiers; bei persönlichen Besuchen brachte ihn Panizzi mit Palmerston zusammen; ausführliche Briefe schrieb der französische Staatsmann an den gelehrten Bibliothekar über die spanischen Heirathen, in der sicheren Gewißheit, daß dieselben gerade wie seine Reden, welche er in zahlreichen Exemplaren nach England schickte, ihren Weg zu den englischen Ministern finden werden. Nach 1848 trat eine Erkaltung zwischen den beiden Gelehrten und Politikern ein; Thiers schwärmte durchaus nicht für ein geeinigtes Italien, das für Frankreich nur gefährlich werden könnte, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß eben diese Differenz sie auseinanderbrachte.

Aber wichtiger als alle anderen sind die Beziehungen, in welchen Panizzi mit Napoleon III. stand. War es eine Flüchtlingsbekanntschaft von London her, die 1851 den damaligen Prinzen bewog, Panizzi bei der Durchreise durch Paris zur Tafel zu ziehen und ihm über Tische den Orden der Ehrenlegion zu überreichen? Man braucht nicht an magisch leise Schlingen zu denken, die dadurch zu einem künftigen festen Bande sich zusammenzogen; in dem Kaiser steckte stets ein Rest von einem politischen Flüchtling und Abenteurer, die Sympathie mit politischen Leidensgenossen ergab sich von selbst, und wenn die Auszeichnung gewiß nicht ohne Berechnung war, sie fiel auf fruchtbaren Boden. Panizzi sah in Napoleon I. den Begründer der Einheit Italiens, konnte, ja mußte nicht der Neffe das Werk seines Oheims fortsetzen? Intimer aber wurden die Beziehungen mit der kaiserlichen Politik und dem kaiserlichen Hause erst durch die Freundschaft mit Prosper Merimée. Sein Briefwechsel mit Panizzi ist vor wenigen Wochen der Oeffentlichkeit übergeben worden. Leider sieht man aber nur die eine Seite der Medaille, denn die Briefe Panizzi's an Merimée sind während der Commune mit dem Hause Merimée's in Flammen aufgegangen; doch trotz dieses Mangels sind dieselben nach vielen Seiten hin interessant und wichtig, ein Beitrag zur Geschichte des zweiten Kaiserreiches aus unmittelbarster Anschauung und Kenntniß der Hauptpersonen geschrieben. In jeder Zeile verräth sich der alte Hausfreund (Merimée war mit der Gräfin Montijo, der Mutter der Kaiserin, genau bekannt gewesen), der mit Wohl und Wehe der Familie innig verwachsen ist, aber nicht minder der geistreiche, unabhängige Mann der Wissenschaft, der halb spöttisch, halb theilnahmsvoll dem seltsamen Spiele zuschaut, das sich vor ihm entrollt, der die kleine Narrenwelt der Menschheit eben so genau kennt und studirt hat, als er sie in seiner wunderbar packenden Prosa be-

schreibt. Nichts ist dem Verfasser von „Carmen" ferner gelegen, als der gewöhnliche platte Ehrgeiz, durch die kaiserliche Freundschaft Orden, Ehrenstellen und Reichthümer zu erhaschen; den unnützesten und faulsten Mann nennt er sich, als man ihn zu einer hohen Decoration vorschlug; auch der Gedanke, der Privatsecretär der Kaiserin zu werden, hatte keineswegs etwas Verlockendes für ihn; aber in der Menge derer, die dem sausenden Webstuhle der Zeitgeschichte zuschauten, in der vordersten Reihe zu stehen, viel zu wissen und viel zu beobachten, und über alles sein freies, ungenirtes Urtheil zu haben, dies war die Stellung, die seinem Charakter und seinen Talenten entsprach. Wie in allen Briefen wechselt Wichtiges und Unbedeutendes mit einander ab; für den Nichtfranzosen, für die Nachwelt möchte das Letztere zu überwiegen scheinen. Es sind eben Ergüsse des Augenblickes an seinen „theuren Pan", Tagesneuigkeiten, Anekdoten, Hofgeschichten, oft nicht immer sehr decente, wechseln ab in bunter Folge mit Erkundigungen nach gemeinsamen Freunden, literarischen Notizen, politischen Ansichten und Mittheilungen. Die beiden alten Knaben (Merimée ist 1803 geboren) scheinen etwas auf einen guten Keller, auf ein behagliches, ausgewähltes Diner gehalten zu haben, denn alle Augenblicke kehrt dieser Refrain wieder; auch den schönen geistreichen Frauen waren die Junggesellen hold, und die Damengesellschaft, welche sich um die Kaiserin gruppirte, hat den Grüßen nach zu schließen an den Gelehrten ebenfalls kein Mißfallen gefunden. Lustig genug ist es oft hergegangen am Hofe zu St. Cloud, in Fontainebleau und Biarritz, und überall war Merimée eingeladen, ein stets willkommener Hausgenosse; da wechselten Theater und Bälle, Fahrten zu Wasser und zu Lande, sogenannte ländliche Feste und andere Zerstreuungen in beinahe ununterbrochener Folge mit einander ab, so daß es dem bedeutenden, an geistige Genüsse gewöhnten Mann doch zuweilen der Festlichkeiten zu viel wird und statt Theaterstücke zu dichten und zu spielen, möchte er wie Bright als freier Mann leben. Aber die Annehmlichkeit, in der nächsten Vertrautheit des kaiserlichen Hofes zu sein und unmittelbarer Zeuge zu sein, wie, menschlich gesprochen, die Welt regiert wurde, war zu groß, als daß er dem süßen Joch, das über seinen Nacken geworfen wurde, sich entziehen konnte. Ganz unverkennbar wächst das Interesse an der kaiserlichen Familie von Jahr zu Jahr, besonders der kaiserliche Prinz, sein Wachsen und Gedeihen, seine geistige und physische Entwicklung wird ausführlich berichtet mit dem Wohlgefallen, das der kinderlose Mann an einem jungen, manches versprechenden Leben hat. „Wirth und Wirthin" werden die beiden Majestäten recht vertraulich titulirt, und wie man in das Innere der kaiserlichen Haushaltung hineinblicken darf, auch eheliche Differenzen aus manchen Anspielungen errathen kann, so gewinnt man einen noch viel wichtigeren Einblick in die napoleonische Politik. Napoleon liebte bekanntlich sehr

persönliche Politik; dem Prinzgemahl war beim ersten Zusammentreffen mit dem Kaiser die Umgehung der Minister bei wichtigen politischen Verhandlungen sehr aufgefallen. In dem Verbannten Panizzi erkannte der Kaiser, der so viele Jahre lang ein Flüchtlingsleben geführt, auch Fleisch von seinem Fleische. Wie geschickt traf es sich, auf unofficielle Weise durch Merimée's Briefe an Panizzi und durch des Letzteren Verkehr mit den englischen Staatsmännern auf die englische Regierung wirken zu können! Merimée hatte im Jahre 1850 Panizzi ein Manuscript aus dem Nachlasse seines Freundes Beyhle zum Kaufe angeboten; die Brücke zur Correspondenz zwischen den beiden Gelehrten war geschlagen, von Jahr zu Jahr wurden die Briefe, die über den Kanal hin- und herflogen, zahlreicher; bald gesellte sich häufiges persönliches Zusammensein dazu im British Museum, in Bloomsbury Square, in dem stillen Heim, das sich Panizzi nach seiner Pensionirung 1866 gegründet, in Cannes und Biarritz, wohin er häufig von Napoleon eingeladen wurde. Die politischen Gespräche wurden in den Briefen weiter fortgeführt. Kleine diplomatische Noten in Form eines pikanten Briefes wanderten so nach London hinüber, sind auch gewiß nicht ohne Einfluß gewesen, so wenig als die Stimmungsbilder, welche Merimée vom Hofe, von Frankreich, von seiner eigenen politischen Anschauung entwirft. Ob Merimée im Besitze aller politischen Geheimnisse war? Es ist zweifelhaft; Napoleon liebte wie sein Oheim zwei Saiten an seinem Bogen zu haben und beide unabhängig von einander anzuschlagen. Die Ermuthigungen, welche das französische Cabinet mehrfach, zuletzt während des deutsch-dänischen Krieges, an Preußen gelangen ließ und von welchen uns Sybel neuerdings berichtet hat, sind schwerlich Merimée völlig bekannt gewesen. Ob er alles sagte und schrieb, was er wußte? ist ebenso zweifelhaft, wenn er auch andererseits mit seinem eigenen oft ungemein scharfsinnigen Urtheile nicht kargte.

Daß die italienischen Verhältnisse von 1857 an, wo der Briefwechsel erst ausführlicher wird, bis 1863 im Vordergrunde stehen, ist bei der Correspondenz mit einem Italiener begreiflich. Nach dem Neujahrsgruße Napoleons an Baron Hübner (1859) schreibt Merimée: „Die Lage muß recht gespannt sein, daß der Kaiser es für nöthig hält, das Publikum in einer solchen Weise zu benachrichtigen, wo es so einfach und leicht war nichts zu sagen. Englands Haltung freilich sei die entscheidende, hier liegt der Hase begraben." Aus dem Leben von Prinz Albert ist die Sorge und die Unruhe bekannt, welche Napoleon's Plan, sein Ehrgeiz, die Furcht vor Erweiterung der französischen Macht in England hervorgerufen hatten; Merimée bietet alles auf, um Oel auf die erregten Wogen zu gießen und wenn nicht Englands Mitwirkung, so doch seine Neutralität zu erlangen. Die letztere wurde in dem Sinne erreicht, daß England für die italienische Sache immer günstiger gestimmt wurde.

Der kriegerische Enthusiasmus ließ freilich in Frankreich viel zu wünschen: „wir sind von einer unglaublichen Feigheit, schrieb Merimée, die Franzosen denken nur an Actien und Rente; der Kaiser will den Krieg, aber eilt nicht damit.“ Erst Ende April schlägt die Stimmung um, die Schlacht- und Siegesberichte folgen, mit allem Feuer der Begeisterung geschrieben, aber doch entschlüpft ihm später das merkwürdige Geständniß: „die Expedition nach Italien sei über Frankreichs Kräfte gegangen, sie hätte, wie einst der Krimkrieg, mit Englands Hilfe unternommen werden sollen“, und einmal um das andere wiederholt sich die Klage: „England hat sein prestige verloren, je mehr Industrielle im Parlamente sitzen, um so weniger Gewicht hat seine äußere Politik.“ Alle die Schwierigkeiten, welche die Besetzung Roms, das Verhältniß des Kaiserreichs zum französischen Klerus der kaiserlichen Politik bereiten, werden in der Correspondenz gestreift, über den heiligen Vater in Rom ergießt er, wo er kann, die Schalen seines oft frivolen Spottes, auch für die inneren Verhältnisse, für das Wachsen des Socialismus und die Gefahren, welche daraus entstehen, hat er ein scharfes Auge. Ein Geistesaristokrat, ist er auch politisch conservativ; die zunehmende demokratische Strömung in der Welt ist nicht nach seinem Geschmacke, er kann es England nicht verzeihen, daß es während des amerikanischen Bürgerkrieges nicht im Vereine mit Frankreich seinen furchtbaren Rivalen jenseits des atlantischen Oceans vernichtet habe, dort sei die wahre, die fürchterliche Demokratie.

Nichts hat sich schwerer gerächt, als die gründliche Verachtung, welche man in England und Frankreich gegen Deutschland und Preußen hegte und in cynischer Offenheit zur Schau trug: „Es giebt eigentlich nur zwei große Nationen in Europa,“ heißt es in einem Briefe, „die Franzosen und Engländer“; ehe der Deutsche etwas thut, muß er zuerst so und so viele Gläser Bier trinken, steht in einem andern. Daß weder Panizzi noch Merimée die deutsch-dänische Frage auch nur im mindesten verstanden, glauben wir ihnen aufs Wort, in der Befreiung der deutschen Herzogthümer sahen sie nur eine schnöde Beraubung Dänemarks, die ihnen wie ein nagender Wurm stets aufs neue wieder zu schaffen macht. Während des italienischen Feldzuges von 1859 hat Merimée die Franzosenfresser am Rheine nicht allzusehr gefürchtet: „die französischen Offiziere sagen, Preußen könne keine besseren Leute schicken als die Oesterreicher, eine Art Nationalgarde.“ Im Jahre 1864 drängt sich ihm doch die richtige Ahnung auf, eine Einmischung Frankreichs zu Gunsten Dänemarks könne eine Vereinigung von ganz Deutschland und eine Wiederholung von 1814 und 1815 herbeiführen — es ist die instinctive Furcht vor einer riesigen, unwiderstehlichen Macht, deren Kraft schlummerte, aber im Begriffe war, sich zu erheben und zu zeigen. Das Jahr 1866 gab den ersten Beweis davon; neben allem Mißvergnügen über Preußen, das deutlich

zwischen den Zeilen zu lesen ist, kann er den imponirenden Eindruck, den Bismarck auf ihn machte, nicht verhehlen. Er mochte ihn in Biarritz gesehen haben und hält ihn „für einen vollkommenen Gentleman, fast zu geistreich für einen Deutschen, eine Art diplomatischen Humboldt"; nach der Schlacht bei Königgrätz heißt es: „Bismarck, das ist mein Held; er scheint mir, obgleich selbst ein Deutscher, seine Landsleute verstanden und sie für so niederträchtig genommen zu haben wie sie sind." Ueber die Zurückweisung der französischen Ansprüche im August 1866 findet sich kein Wort, dagegen sind die Briefe vom Juli 1870 ungemein wichtig; sie wirken beinahe erschütternd auf den Leser. Körperlich leidend, pessimistisch gestimmt, sieht Merimée den ganzen, furchtbaren Ernst der Lage und macht keinen Hehl daraus. Noch am 7. Juli glaubt er an keinen Krieg, außer wenn Bismarck ihn wolle, die Nation sei nicht kriegerisch gestimmt; bald änderte sich aber die Stimmung, zehn Tage nachher ist der Krieg sehr populär, die Freiwilligen lassen sich zu Tausenden einrollen. In der Bewaffnung, glaubt er, haben die Franzosen das gleiche Uebergewicht wie 1866 die Preußen über die Oesterreicher; die Generale freilich seien keine Genies, am meisten Vertrauen flöße ihm Palikao ein. Mit Gramont's Erklärungen und Reden, die ja so viel dazu beitrugen, daß die Kriegsfrage acut wurde, ist er so wenig zufrieden als Panizzi. Bemerkenswerth ist die Anekdote über Bismarck: „dieser soll zum Secretär der französischen Gesandtschaft gesagt haben, der ihm die Kriegserklärung überreichte: es sei der Schmerz seines Lebens, daß er nicht beim König in Ems gewesen sei, als Benedetti seine Forderungen dort vorgebracht habe; aus sicherster Quelle habe er diese Nachricht." Ihre Richtigkeit vorausgesetzt, ist immer sehr die Frage, ob der Krieg nicht etwa nur aufgeschoben worden wäre, und ob nicht der französischen Regierung die Abwesenheit Bismarck's gerade angenehm gewesen ist. Schon ehe eine Schlacht geschlagen war, sagt Merimée die Republik voraus im Falle einer Niederlage; mitten in dem allgemeinen Enthusiasmus ist er voll Befürchtungen; sie gingen nur zu schnell in Erfüllung: „Nichts ist vorbereitet, alles in Unordnung," heißt es am 11. August, „der Kaiser muß sich tödten lassen oder als Sieger zurückkehren; die Kaiserin sei fest wie ein Fels, verberge sich aber das Gefährliche ihrer Lage nicht. Man lebe in einer Art Agonie, denn wenn auch die Soldaten noch voll Hoffnung seien, was könne man hoffen? Selbst wenn man die Preußen über den Rhein zurückwerfe und einen ehrenvollen Frieden schließe, wie könne man hoffen, die Insurrection des Landes, die man hervorgerufen, wieder zu bändigen; man steure gerade auf die Republik zu. Es komme ihm wie ein Verbrechen vor, auch an sich selbst zu denken, in dem allgemeinen Schiffbruche werde sein Kahn auch scheitern; lange werde er es nicht mehr treiben, seine Kräfte schwinden immer mehr." „Finis Galliae!" ruft er am 21. August

aus, „wie glücklich sind die, welche sich am Rheine tödten lassen können, in acht Tagen haben wir die Republik, in vierzehn die Preußen; die gefährlichste Armee Bismarck's ist die, welche er in Paris selbst hat." Der letzte Brief aus Paris datirt vom 4. September: „Ich habe keine Kraft mehr zu schreiben; alles was die finsterste Einbildungskraft schwarzes ersinnen kann, ist durch die Ereignisse weit übertroffen; eine französische Armee, die capitulirt! ein Kaiser, der sich gefangen giebt! alles stürzt mit einem Male zusammen. Mac Mahon ist seinen Wunden erlegen, dies ist noch ein letztes Glück. Ich schreibe vom Senat aus und will versuchen, in die Tuilerien zu gehen; in diesem Augenblicke wird das Corps législatif erstürmt, man kann nicht mehr berathen." Schwerlich hat er die Kaiserin in ihrem Palast getroffen, er selbst flüchtete nach Cannes; dort, fern vom Getöse des Krieges, unter der treuen Pflege eines Fräulein Lagden, einer Freundin seiner Mutter, brachte er seine letzten Tage zu, dort starb er am 23. September; die schrecklichen politischen Ereignisse der letzten Wochen hatten die erschöpften Kräfte vollends aufgezehrt.

Beinahe neun Jahre überlebte Panizzi seinen Freund aus Frankreich; in der friedsamen Ruhe eines hochgeehrten Alters brachte er seine letzten Tage zu. Seit 1869 kränkelte er, sehr zurückgezogen lebte er in Bloomsbury Square. Die Dichter seiner Heimath, der alten und der neuen, Virgil, Dante, Walter Scott waren seine Lieblingslectüre. Er hatte es gern, wenn sich seine Freunde Abends um den Whisttisch bei ihm sammelten und einige Stündchen mit ihm zubrachten. An vornehmen Besuchen fehlte es nicht; Napoleon, abermals ein Verbannter, kam mehrmals zu ihm, auch der jetzige König von Italien, damals noch Kronprinz, versäumte nicht, seinen berühmten Landsmann aufzusuchen. Mit Ehren war er überhäuft, Victor Emanuel hatte ihn zum Senator von Italien, die Königin von England zum Ritter des Bath-Ordens ernannt, aber wie war sonst alles so ganz anders geworden! Die großen Männer, mit welchen er so vertrauten Umgang gepflogen, waren, mit Ausnahme von Gladstone, in das Grab gesunken, eine andere Generation war an ihre Stelle getreten, unter welcher er sich doch fremder fühlte. Auch der politische Schwerpunkt der Welt hatte sich verschoben, und als sollte ihm gezeigt werden, daß die Rolle, die er selbst gespielt, dem Ende sich immer mehr zuneige — die umfangreiche Correspondenz, welche seine nimmermüde Hand so lange und mit jedermann geführt, mußte aufhören: die Hand versagte den Dienst. Am 8. April 1879 starb auch Panizzi.

Theodor Schott.

Aus dem deutschen Reichstage.

V.

In den letzten acht Tagen des ersten Abschnittes dieser Session, der durch die Osterpause seinen Abschluß gefunden hat, bildete das Unfallversicherungsgesetz den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit. Und mit Recht, denn es bildet überhaupt den Mittelpunkt der Aufgaben dieser Session. Mit vollster Anerkennung und Dankbarkeit ist dabei zu begrüßen, daß die Vorlage Ernst damit macht, den Wechsel einzulösen, den wir bei Erlaß des Socialistengesetzes auf uns selbst gezogen haben, indem wir versprachen, die Gefahren der Socialdemokratie nicht nur durch polizeiliche Ausnahmegesetze zu bekämpfen, sondern durch positive Maßregeln der Gesetzgebung berechtigten Forderungen der arbeitenden Klassen entgegenzukommen und ihre Lage zu verbessern. Dieser Aufgabe zu genügen, ist eine unabweisbare Pflicht der Staatsfactoren und insofern halte ich alle Parteien, mögen sie die jetzige Vorlage als ein Meisterstück begrüßen oder für völlig unannehmbar halten, für verpflichtet zu hingebender und ehrlicher Mitarbeit, nicht blos zu abfälliger Kritik, um den Gedanken der Vorlage, bessere Fürsorge für Unfälle unter der arbeitenden Klasse, brauchbar zu gestalten. Mit der großartigen Kühnheit, die wir an Fürst Bismarck bewundern, und mit dem genialen Scharfblicke, womit er geistige Strömungen seiner Zeit zu erfassen, zu gestalten und dadurch sich zu ihrem Führer zu machen weiß, hat er in dieser Frage eine völlig neue Bahn betreten, die, einmal eingeschlagen, einen Stillstand ausschließt, vielmehr unabweisbar zu weiteren Schritten führen muß, deren Ende und deren Folge heute kein sterbliches Auge übersehen kann. Erklärte doch der Reichskanzler selbst in seiner Rede als sein weiteres Ziel auf dieser Bahn und gewissermaßen als Consequenz des ersten Schrittes die Begründung einer allgemeinen Reichsinvaliden- und Altersversorgungsanstalt, ein Ziel, das selbst dem wärmsten Freunde der Vorlage, dem Abgeordneten Gneist, als eine Chimäre erschien. Je sicherer aber solche unübersehbare Consequenzen an die Erlassung dieses Gesetzes sich knüpfen müssen, um so mehr verbindet sich mit der Pflicht wohlwollender Mitarbeit die weitere Pflicht besonnenster Prüfung, damit wir nicht übereilt und ohne die Folgen eines solchen Gesetzes nur annähernd zu übersehen, den Staatswagen auf einen Weg bringen, wo er umwerfen oder wieder umkehren muß. Wohl vorbereitet aber ist das Gesetz allerdings nicht, es fehlen ihm unentbehrliche Zahlenunterlagen, schon weil die Erfahrungen auf diesem Gebiete noch gar nicht ausreichen, um sichere Berechnungen darauf zu gründen. Es fehlen die nothwendigen statistischen Unterlagen, um die Höhe

der Prämiensätze berechnen zu können und die bei solchem Prämiensatze erreichbare Höhe der Entschädigung oder Pension. Es fehlt jede Finanzirung der projectirten Reichsversicherungsanstalt, so daß auch nicht entfernt übersehen werden kann, welche pecuniäre Last das Reich damit übernehmen würde. Ein einziger, allerdings recht competenter, Sachverständiger, Professor Heym in Leipzig, ist hierüber befragt worden, und er hat nur für einzelne Industriezweige feste Ziffern geben können, im übrigen sich auf annähernde Zahlen beschränken müssen, da eben die statistischen Unterlagen hierzu noch fehlen. Diejenigen, welchen die meisten Erfahrungen auf diesem Gebiete zur Seite stehen, die bestehenden Unfallversicherungsanstalten selbst, sind nicht befragt worden. Dieses Fehlen der nothwendigen Zahlenunterlagen, um übersehen zu können, welche pecuniäre Verpflichtungen wir der betreffenden Industrie, bezw. dem Reiche auferlegen müssen und welche Entschädigungssätze wir den betroffenen Arbeitern versprechen können, macht gegenwärtig eine definitive Entscheidung um so schwieriger, je sicherer wir wissen, daß die Sanctionirung dieses Gesetzes nothwendig dessen Ausdehnung auf weitere Arbeiterkreise zur Folge haben müßte. Gegenwärtig sollen die gesammte Landwirthschaft, die Seeschifffahrt und das Kleingewerbe von den Wohlthaten des Gesetzes ausgeschlossen bleiben und die Schwierigkeiten sind völlig anzuerkennen, die sich einer Hineinziehung des landwirthschaftlichen Personales entgegenstellen, bei dem so häufig Arbeitgeber und Arbeitnehmer sich in ein und derselben Person vereinigt finden. Aber diese Schwierigkeit allein kann uns doch für die Dauer nicht vor der Consequenz schützen, daß der Staat die Fürsorge, die er den Arbeitern gewisser Industrien widmet, der großen Zahl der landwirthschaftlichen Arbeiter in irgend einer Form auch gewähren muß. Müssen doch alle Staatsangehörigen ohne Ausnahme durch ihre directen oder indirecten Steuern mit beitragen zu den Staatsleistungen, die den Arbeitern der Industrie zu Gute kommen sollen. Wie können wir nun für die Dauer, ohne eine schwere Ungerechtigkeit zu begehen, den landwirthschaftlichen Arbeiter zwingen, durch seine Steuerzahlung dem industriellen Arbeiter eine Wohlthat zu erweisen, von welcher er selbst ausgeschlossen bleibt? Dieselbe Betrachtung, die sich an das System der Staatshilfe im Gesetze knüpft, und mit dessen Wegfall allerdings auch hinfällig werden würde, führt zu der Consequenz einer weiteren Ausdehnung des Gesetzes. Warum soll diese Staatsfürsorge beschränkt bleiben auf die acuten Folgen eines Unfalles, der den Arbeiter trifft, warum soll der Arbeiter, der fünfzig Jahre lang treu und fleißig gearbeitet und durch Vorsicht, Geschick und Gehorsam sich vor acutem Unfalle bewahrt hat, aber nun nach den Gesetzen menschlicher Hinfälligkeit schwach und arbeitsunfähig geworden ist, schlechter gestellt werden als sein College, dessen mangelnde Vorsicht, dessen Leichtsinn oder vielleicht auch Bosheit ihm

einen Unfall zugezogen hat und ihn damit der Staatsfürsorge dieses Gesetzes theilhaftig macht, deren Gewährung der andere gewissenhafte, aber leer ausgehende Arbeiter durch seine Steuern mit ermöglichen muß? Wenn wir so mit unabweisbarer Nothwendigkeit auf eine Ausdehnung der Wohlthaten dieser Staatsfürsorge auf einen viel größeren Kreis von Arbeitern geführt werden, so steigert sich die Verpflichtung, den ersten Schritt auf diesem Wege der Staatshilfe nicht zu thun, bevor man übersehen kann, ob der Staat, ohne schwere Ungerechtigkeit gegen einzelne Klassen zu begehen, die versprochene Hilfe auch wirklich leisten kann. Man schätzt die Zahl der jetzt unter die Bestimmungen des Gesetzentwurfes fallenden Arbeiter auf 3—4 Millionen, wovon gegenwärtig in bestehenden Unfallversicherungsanstalten etwa 800 000 versichert sein sollen. Eine Ausdehnung auf landwirthschaftliche und andere Arbeiter würde die erstere Zahl wohl verdoppeln, oder mit anderen Worten, etwa die Hälfte der Arbeiter würde jetzt von dieser Staatshilfe ausgeschlossen sein und würde nur durch seine Steuerzahlung beitragen, dem bevorzugten Theile der Arbeiter diese Staatshilfe zu gewähren.

Der Wortstreit darüber, inwieweit dies Gesetz auf die Bahn des Staatssocialismus führe, scheint mir insofern müßig, als die Uebereinstimmung darüber fehlt, was man unter einem zu verwerfenden Staatssocialismus zu verstehen habe. Wenn jede Erweiterung der Staatsaufgabe über den Begriff des Rechtsstaates hinaus schon Staatssocialismus genannt werden soll, so erscheint solcher Staatssocialismus als eine nothwendige Aufgabe, der wir allerdings in erhöhtem Grade uns zuwenden müssen — in erhöhtem Grade, denn in einzelnen Lebensgebieten sind wir schon länger darin thätig. Anders aber liegt die Frage, ob das Gesetz einzelne Tendenzen in sich trägt, die in ihren Consequenzen und in ihrem Widerspruche mit wirthschaftlichen und sittlichen Gesetzen auf unerfüllbare Forderungen der Socialdemokratie führen müssen. Und hiervon möchte das Gesetz nicht völlig freizusprechen sein, theils mit seinem Systeme der Staatshilfe, das nothwendig die Selbstthätigkeit des Individuums lähmt und damit den wichtigsten Factor jeder menschlichen Entwickelung herabdrückt, theils mit seinem wichtigen Grundsatze, daß der verschuldete wie der unverschuldete Unfall der völlig gleichen Staatsfürsorge sich erfreuen soll. Man konnte in der Berathung erkennen, wie sympathisch dieser Grundsatz der Socialdemokratie ist, indem diese Bestimmung vom socialdemokratischen Redner als die beste des Gesetzes gerühmt ward. Manche erkennen ja allerdings darin einen Vorzug des Gesetzes, insofern dadurch zahlreiche Processe abgeschnitten würden, deren angeblich große Zahl einen wesentlichen Anklagepunkt gegen die Unfallversicherungsanstalten bildet. Es ist in dieser Beziehung sehr stark übertrieben worden. Bei der größten bestehenden Anstalt, der Leipziger, ist es bis Ende 1880 bei 48 258 angemeldeten Unfällen

nur in 1053 Fällen, das heißt in wenig mehr als zwei Procent, zum Processe gekommen. Nun ist die Vermeidung unnützer Processe ein recht erstrebenswerthes Ziel, aber doch nicht ein solches, dem jede andere Rücksicht unterzuordnen wäre. Die völlige Gleichstellung des verschuldeten und unverschuldeten Unfalles widerspricht so sehr allen wirthschaftlichen und sittlichen Gesetzen und erinnert so sehr an die socialdemokratische Forderung der Gleichstellung des Lohnes für den fleißigen und geschickten wie für den faulen und unfähigen Arbeiter, und muß nothwendig dahin führen, die eigene Vorsicht zur Vermeidung des Unfalles und damit die Pflichttreue des Arbeiters abzustumpfen und die Zahl der Unfälle zu vermehren, noch ganz zu schweigen von der absichtlichen Herbeiführung eines Unfalles, um damit ohne Arbeit pensionsfähig zu werden, daß hierin eine äußerst bedenkliche Seite des Gesetzentwurfes gefunden werden muß, übrigens eine solche, wobei die Abhilfe nicht schwer ist. Denn es ist nicht abzusehen, warum nicht die nachgewiesene grobe Verschuldung des vom Unfalle betroffenen Arbeiters ihn von den Wohlthaten des Gesetzes ausschließen oder wenigstens das Maß seiner Entschädigung auf den Betrag reduciren soll, der sich rechnungsmäßig aus dem von ihm selbst gezahlten Beitrage ergeben würde.

Wenn man als die vier wichtigsten Grundlagen des Gesetzes ansieht den gesetzlichen Zwang zur Versicherung, die Reichsversicherungsanstalt, die Staatshilfe und die Gleichstellung des verschuldeten und unverschuldeten Unfalles, so ist in der Berathung auffallender Weise der letzte Grundsatz vom socialdemokratischen Redner lebhaft befürwortet, im übrigen aber wenig in den Vordergrund getreten. Die Frage des gesetzlichen Versicherungszwanges hat verhältnißmäßig die meiste Zustimmung gefunden. In der nationalliberalen Partei darf man in dieser Frage wohl Einmüthigkeit annehmen. Den meisten Widerspruch fanden allseitig die monopolisirte Reichsversicherungsanstalt und die Staatshilfe durch Zahlung eines Theiles der Prämiensätze durch das Reich. Der häufigen Behauptung, daß der gesetzliche Versicherungszwang nothwendig auch zum Monopol der Reichsanstalt führen müsse, da sonst keine Garantie für die wirkliche Zahlung der gesetzlich erzwungenen Versicherungen gegeben sei, vermag ich keine volle Beweiskraft beizulegen. Allerdings würde der Versicherungszwang nothwendig machen ein Reichsgesetz über Versicherungen überhaupt, das ja schon längst in Aussicht steht, ferner Normativbestimmungen für Unfallversicherungsbanken, nothwendige Garantien derselben für ihre Zahlungsfähigkeit und eine Controle und Aufsichtsrecht des Reiches über dieselben. Damit würden dieselben ihre Aufgabe, die eine gewisse Freiheit der Bewegung und sich Anschmiegen an die Verhältnisse und Bedürfnisse einzelner Industrien und Landschaften erfordert, gewiß besser erfüllen können, als die in bureaukratische Schablonirung eingezwängte Reichsanstalt

mit ihrem kolossalen Apparate und vollständig entzogen einer jeden Mitwirkung der betheiligten Kreise selbst, worin ein so wesentlicher Mangel des Gesetzes gefunden werden muß. Wollte man dem gesetzlichen Versicherungszwange staatliche Versicherungsanstalten folgen lassen, so ließe sich noch eher denken, den einzelnen Provinzen deren Gründung aufzuerlegen. Oder es müßte der Reichsanstalt nur eine subsidiäre und controlirende Wirksamkeit eingeräumt werden. Die Concurrenz aber gerade auf diesem Gebiete durch ein Monopol auszuschließen, das scheint in der That unzulässig.

Am vielseitigsten wandte sich der Widerspruch gegen die Staatshilfe, indem ein Theil der von den Arbeitern eigentlich zu zahlenden Prämienbeiträge auf das Reich übernommen werden soll. Nach dem ersten Entwurfe sollten die Landarmenverbände zahlen. Zur Begründung dieser Staatshilfe wird behauptet, daß die Industrie allein sei es durch die Arbeitgeber oder Arbeitnehmer diese Last nicht tragen könne. Dem wird entgegengehalten, daß eine Industrie, die ihre Productionskosten nicht tragen könne (und die Unfallentschädigungen der Arbeiter gehören zu den Productionskosten), auch durch Staatszuschüsse für die Dauer nicht gehalten werden könne. Auffallend ist, wie oft man von befragten Industriellen hören kann, ihre Industrie bedürfe dieser Staatshilfe nicht, könne vielmehr das Mehr der Versicherungsprämien recht gut selbst tragen, vielleicht gäbe es indeß einzelne Industriezweige, die dies nicht zu tragen vermöchten. Wäre dies letztere der Fall, so müßten dies freilich Industrien sein, die nicht die geringsten Schwankungen in den Preisen des Rohmaterials, in den Arbeitslöhnen oder in den Absatzpreisen ihrer Producte vertragen könnten. Denn nach Heym beträgt die nothwendige Prämie für die gefährlichsten Industrien drei Procent des jährlichen Arbeitslohnes für den einzelnen Arbeiter, für die minder gefährlichen bedeutend weniger, dabei wird noch vielfach versichert, daß Heym die Prämiensätze zu hoch berechnet habe. Nimmt man zwei bis drei Procent des jährlichen Arbeitslohnes als durchschnittliche Höhe des Prämiensatzes an, so wird man eher zu hoch als zu niedrig greifen. Sollte nun wirklich die Industrie eine Erhöhung ihrer Productionskosten um zwei bis drei Procent ihrer Arbeitslöhne nicht vertragen können, während theils der Arbeitslohn selbst, theils andere Bestandtheile ihrer Productionskosten bei irgend einer Conjunctur so häufig ganz ungleich bedeutenderen Steigerungen ausgesetzt sind? Bis jetzt ist durch nichts der Nachweis geführt, daß einzelne Industrien und welche Industrien das Mehr dieser Prämiensätze nicht ohne fremde Hilfe tragen können. Würde dieser Nachweis für einzelne Industrien erbracht, so könnte dann doch höchstens für diese, nicht aber für die anderen, von einer Staatshilfe die Rede sein. So lange aber dieser Nachweis nicht allgemein geführt ist, erscheint doch in der That der Sprung ins Unbekannte durch nichts motivirt, den wir thun

würden, wenn wir auf die neue Bahn einer Staatshilfe treten wollten, die uns sicher zu immer weitergehenden Leistungen weit über die Kräfte des Staates zwingen würden, während die Gesammtproduction sich vermindern würde, weil die individuelle Selbstthätigkeit solcher bequemen Staatshilfe gegenüber mehr und mehr erlahmen würde.

In welchem Verhältnisse die Prämienlast auf Arbeitgeber und Arbeiter zu vertheilen sei, darüber schwankten die meisten Ansichten. Mit Ausnahme des socialdemokratischen Redners, der alles den Arbeitgebern aufbürden wollte, gingen die Ansichten fast übereinstimmend dahin, daß in jedem Falle auch der Arbeiter, wenn gleich in minderer Höhe als der Arbeitgeber, mit beisteuern müsse.

Die ganze dreitägige erste Berathung konnte natürlich nur zur allgemeinen Orientirung über die vorherrschenden Auffassungen dienen. Der Schwerpunkt wird in die Berathungen der Commission fallen, die nach den Osterferien ihre Thätigkeit beginnen soll. Wie in der ganzen Bevölkerung, so sind auch innerhalb des Reichstages die Ansichten über dies wichtige Gesetz, das uns auf ganz neue unbekannte Bahnen führen soll, noch sehr im Flusse und in der Entwickelung begriffen. Nach meiner Beobachtung haben sich im Reichstage mit der längeren Beschäftigung mit dem Gegenstande und der besseren Kenntniß des Details die Ansichten mehr und mehr von dem in allzu kühnem Ungestüm in die Welt geschickten Gesetzentwurfe entfernt und die erste Berathung hat die Aussichten nicht vermehrt, daß schon in gegenwärtiger Session auf der gegebenen Grundlage ein brauchbares Gesetz zu Stande kommen werde. Bei so schwieriger Aufgabe erscheint dies auch gar nicht auffallend und die jetzt darauf verwandte Geistesarbeit keineswegs verloren. Etwas ließe sich wohl erreichen, wenn es der Commission gelänge, den jetzigen Entwurf zu ersetzen durch eine Revision und Weitergestaltung des bestehenden Haftpflichtgesetzes (Erweiterung der pflichtigen Arbeiterkreise, und Gestaltung der Beweislast nach Analogie der jetzt für den Eisenbahnbetrieb geltenden). Allein dieser besonnene und vorsichtige Weg findet nicht überall Beifall. Eine runde und nette Zustimmung zu den Hauptfundamenten des Gesetzes fand eigentlich von keiner Seite statt, auch aus den Reihen der Conservativen und des Centrums ward das System der Staatshilfe und das Monopol der Reichsversicherungsanstalt angefochten, während der Reichskanzler erklärte, daß bei Ablehnung dieser Staatshilfe der Werth des Gesetzes ihm so vermindert erscheine, daß er nicht wisse, ob es dann noch annehmbar bleibe. Eine Thatsache ergab sich übrigens aus dieser ersten Berathung, nämlich die, daß mit Ausnahme der Fortschrittspartei, die auch hierbei ihren rein negirenden Standpunkt aufrecht erhielt, keine einzige Partei dem Gesetze einmüthig und geschlossen gegenübersteht. In allen Parteien

gehen die Ansichten zur Zeit noch aus einander und namentlich die Fragen der Staatshilfe und der Reichsversicherungsanstalt erzeugen solche Differenzen. Recht deutlich zeigt sich dieser Gegensatz in der kleinen Gruppe der Secessionisten, die angeblich in voller Uebereinstimmung ihrer politischen und wirthschaftlichen Ueberzeugungen sich von den Nationalliberalen trennten und von denen Bamberger und Lasker sich möglichst divergirend aussprachen, der erste als entschiedenster Gegner eines jeden Staatssocialismus, der zweite solchem Staatssocialismus gar nicht abhold, ein Gegensatz zwischen den beiden hervorragenden Abgeordneten, der schon oft zu Tage getreten ist. Recht unerquicklich drang auch in der Berathung dieses Gesetzes, das ja mehrfach als ein großartiges Wahlmanöver bezeichnet worden ist, der Ton der Wahlreden hervor, eine üble Gewohnheit, die sich leider ebenso im preußischen Abgeordnetenhause wie in dieser Reichstagssession auf Seite der Regierung wie auf Seite des Reichstages mehrfach gezeigt hat.

Neben die Berathung des Unfallgesetzes fiel in die letzten Tage noch die vorher sorgfältig inscenirte und deshalb glatt verlaufende Staatsaction, wodurch der Reichstag den Reichskanzler auffordert, durch internationale Verhandlung das bei uns geltende Recht über Königsmörder zu völkerrechtlichem Gemeingut zu machen und dadurch die Königsmörder der Privilegien zu berauben, die sie jetzt noch theilweise vor gemeinen Mördern voraus haben. Welchen Gebrauch nun der Reichskanzler von diesem ihm erwünschten Anstoße, den der Reichstag gegeben hat, machen wird, und welchen Erfolg er dabei haben wird, wenn er Frankreich in das böse Dilemma versetzt, entweder bei dem heiß umworbenen Rußland noch mehr anzustoßen als es jetzt schon der Fall ist, oder den Fall Hartmann und manches Blatt französischer Vergangenheit zu verleugnen, das muß die nächste Zukunft lehren. Bei der Abstimmung herrschte mit ganz verschwindenden Ausnahmen Einmüthigkeit für den Antrag, nachdem sich einige wenige Mitglieder vorher entfernt hatten. Die Socialdemokraten enthielten sich der Abstimmung, zwei Mitglieder der Fortschrittspartei stimmten dagegen, nachdem vorher die Fortschrittspartei als solche ihre Zustimmung zu dem Antrage durch einen langen Vortrag Hänel's gewissermaßen entschuldigt hatte. Das ganze übrige Haus, einschließlich der Polen, stimmte für den Antrag, der somit zu einer bedeutsamen Erklärung Deutschlands erhoben ward.

Eine juristisch recht mangelhaft gearbeitete Vorlage zu Bestrafung der Trunksucht, deren sehr wünschenswerthe Verminderung wohl mehr durch vorbeugende Gesetze als durch Bestrafung der begangenen That zu erwarten ist, wenngleich die letztere auch nothwendig ist und vielleicht gegen das jetzige Strafgesetz noch geschärft werden kann, führte zuletzt noch zu Debatten, deren theilweise scherzhafter Ton mit der Wichtigkeit des Gegenstandes nicht im

Einklange stand. Der, allerdings nicht gerechtfertigte, Ausschluß der Socialdemokraten von dieser Debatte durch deren beantragten Schluß veranlaßte dieselben, zur Revanche dafür bei der sichtbaren Beschlußunfähigkeit des Hauses Auszählung zu beantragen, was dann zur beschämenden Folge hatte, daß der Reichstag beschlußunfähig in die Osterferien ging, um am 26. April seine Sitzungen wieder aufzunehmen und dann erst die wichtigsten Vorlagen zu erledigen, Unfallgesetz, Innungsgesetz, Steuervorlagen, Sprachgesetz für den elsaß-lothringischen Landesausschuß, eine Reihe kleinerer Vorlagen, ein noch zu erwartendes Gerichtskostengesetz und noch eine Novelle zur Gewerbeordnung. Und von all diesen bedeutenderen Vorlagen hat nur das Innungsgesetz und allenfalls die Börsensteuer ernste Aussicht auf Erfolg. Im übrigen wird Erfolglosigkeit gegenüber kühnen und hastigen Versuchen die Signatur dieser Session bleiben. M.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Politische Randglossen. Frankreich und Tunis. — Daß es an der tunesisch-algerischen Grenze über kurz oder lang zu irgend einem „Mißverständnisse“ kommen würde, darauf konnte man seit einiger Zeit gefaßt sein. So lose der Zusammenhang ist, in dem das „Königreich“ Tunis mit dem Chalifate steht, so ist es doch nur ein neuer Act des orientalischen Dramas, wenn man will ein Zwischenspiel, das jetzt begonnen hat. Es ist unwidersprochen, daß schon zur Zeit des Berliner Congresses Frankreich seine Absichten auf Tunis verrathen hat. Damals, als der allgemeine Concurs über das osmanische Erbe eröffnet schien, ersah sich auch Frankreich seinen Antheil an der Beute. Seitdem behielt es Tunis als das nächste Object einer politischen Action im Auge, und die Frage war blos, wann sich ein schicklicher Anlaß darbieten würde, die Action zu beginnen. Dort aber begegneten die Interessen und Absichten Frankreichs denjenigen Italiens, und so sah man zwischen den Vertretern beider Mächte in Tunis einen heftigen Krieg sich entzünden um den herrschenden Einfluß in dem Lande, das längst vom neurömischen Reiche als provincia Africa, von Frankreich längst als Abrundung und Ergänzung des algerischen Besitzes begehrt wird. Die Regierung des Bey sah sich wechselweise von diesen vorgeschobenen Agenten beider Länder umdrängt, und es scheint, daß sie in letzter Zeit, um der Zudringlichkeiten von französischer Seite sich zu erwehren, ihre Neigungen Italien zugewandt habe; wenigstens ist die demonstrative Art, wie der Bey den König von Italien bei dessen sicilianischer Reise begrüßen ließ, allgemein so verstanden worden. Um so mehr galt es für Frankreich, keine Zeit zu verlieren. Jetzt

haben die Grenzräubereien eines arabischen Stammes den willkommenen Anlaß geliefert. Und da gleichzeitig die Hiobspost aus der Sahara eintraf, wo die zu den Vorbereitungen einer Wüstenbahn nach Sudan entsandte militärische Expedition sammt und sonders niedergemetzelt wurde, geriethen die Geister in Frankreich rasch in Wallung, der Gedanke der Revanche zuckte durch das Land, zum erstenmale seit dem verhängnißvollen Jahre darf kriegerische Neigung unverhohlen sich Luft machen, Heer und Flotte der Republik darf zum erstenmale sich zeigen, die erste Wiederherstellung der Waffenehre ist in Sicht. Das waren die nächsten Eindrücke. Dann kam ein Augenblick der Besinnung, des Mißtrauens: man war betroffen von der Wirkung, welche die angekündigte militärische Action auf die benachbarten Staaten ausübte. England zeigte sich verstimmt, Italien erbittert, während Deutschland mit großer Gelassenheit dem Unternehmen zuschaute. Es versteht sich, daß wieder der alte Argwohn sich regte: wie überall mußte auch hier Bismarck die Hand im Spiele haben, man sah den Gefürchteten bald hinter der italienischen Regierung, bald hinter den räuberischen Khrumirs stehen. Gleichviel, der erste Schritt ist gethan, der kriegerische Drang ist erwacht, und je ungünstiger sonst die europäischen Dinge liegen, um dem militärischen Ruhme der Republik eine Gelegenheit darzubieten, um so weniger wird man die in Afrika sich bietende unbenutzt lassen. Zumal, da die herrschende Partei auch für die innere Lage nur eine günstige Wirkung von dem Unternehmen sich versprechen darf. Ohne kriegerische Lorbeeren vermag sich in Frankreich keine Partei zu behaupten. Man hat sofort bemerken können, wie über dem Kriegslärm die Schärfe der inneren Gegensätze nachließ. Gambetta und Grevy sind plötzlich wieder gute Freunde geworden. Für Gambetta insbesondere ist es fast die Rettung aus einer Sackgasse: er kann zur Uebernahme der Gewalt schreiten, ohne doch sofort zur Eröffnung des Revanchefeldzuges gegen Deutschland genöthigt zu sein. Wenn nur inzwischen auf einem anderen Felde die Legionen Frankreichs zeigen, was sie unter der Republik vermögen, so mag leicht die Geduld noch länger sich fristen lassen. Und insgeheim mag man sogar ein Gefühl der Befriedigung hegen, daß jetzt die Stunde der Action geschlagen hat, aber der Action auf einem wenig gefährlichen Felde. Dies ist denn auch der Grund, warum Deutschland in der That mit aufrichtiger Gelassenheit die Zurüstungen im Kriegshafen von Toulon betrachtet. Daß in Frankreich über kurz oder lang das Bedürfniß irgend einer kriegerischen Explosion sich regen würde, war nach der ganzen Art und Beschaffenheit unserer Nachbarn vorauszusehen. Findet dieses Bedürfniß vorläufig jenseit des Mittelmeeres seine Befriedigung, so kann uns dies nur erwünscht sein. Frankreich läßt sich damit in ein Unternehmen ein, das auf alle Fälle den Revanchekrieg in weitere Ferne rückt, wenn man auch den Umstand, daß die Kräfte Frankreichs jetzt in Afrika

gebunden sind, sicher nicht überschätzen darf. Wichtiger noch ist, daß Frankreich, auch wenn es seine Besitzungen in Afrika erheblich erweitert, damit doch als Continentalmacht, so wie es uns gegenübersteht, auf keinen Fall einen erheblichen Kräftezuwachs erfährt. Ein paar Turcoregimenter mehr oder weniger, das wird Alles sein. Von dem Gewinne aber, den es im Mittelmeere als Handelsmacht aus seiner Position im alten Karthago zieht, sind alle anderen Staaten mehr berührt als der unsrige. Die Lage ist also die, daß uns der geringste Schaden erwächst, während eine gründliche Verstimmung mit England, noch mehr mit Italien, vielleicht sogar eine Collision mit diesem Staate, unausbleiblich ist. So wird der Grund zu einer Entfremdung unter den westlichen Staaten gelegt, während zu gleicher Zeit die östliche Hälfte unseres Welttheiles enger sich zusammenschließt. Denn das zeigt sich immer deutlicher, daß in Folge der Katastrophe vom 13. März Rußland sich wieder enge seinen Nachbarn, den Gliedern des vormaligen Dreikaiserbundes, anzuschließen beflissen ist. Auch darin liegt eine Friedensgewähr für uns, die wir freilich viel vertrauensvoller begrüßen würden, wenn der Gang der Dinge in Petersburg ein größeres Vertrauen einzuflößen im Stande wäre. Man ist zuerst bis nach den Bestattungsfeierlichkeiten vertröstet worden und muß sich jetzt wohl bis zum Abschlusse des Processes gegen die Czarenmörder gedulden. Was aber bis jetzt von der Thätigkeit der neuen Regierung bekannt geworden ist, läßt eine Unsicherheit und zum Theil ein Ungeschick erkennen, die nur mit den ernstesten Sorgen für die Zukunft Rußlands erfüllen können.

g.

Aus Berlin. Rückschlag in dem kirchenpolitischen Ausgleiche. — Es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Der alte Spruch scheint ganz eigens für die kirchenpolitischen Angelegenheiten berechnet zu sein. Die neueste Annäherung ist gleich bei dem dritten Schritte wieder ins Stocken gekommen, und einstweilen ist nicht abzusehen, wie diese zunächst nur örtliche und persönliche Hemmung auf den Gang der Dinge im Ganzen zurückwirken wird. Das Domcapitel zu Trier ist dem Beispiele derer zu Paderborn und Osnabrück gefolgt nnd hat einen Diöcesanverweser gewählt, aber die Staatsregierung hat sich, wie die vorerst nur officiöse Meldung lautet: „nicht in der Lage befunden, den Gewählten als Capitular-Vicar zuzulassen." Die „Nichtzulassung" hat, so weit sich erkennen läßt, nur darin bestanden, daß man „die Entbindung von der vorgeschriebenen eidlichen Verpflichtung nicht hat eintreten lassen" und der Grund dafür soll „lediglich darin zu suchen sein, daß die Staatsregierung in dem bisherigen Verhalten und Auftreten der gewählten Person nicht diejenige Bürgschaft für eine Führung des bischöflichen Amtes in einem versöhnlichen und friedlieben-

den Sinne habe finden können, welche die nothwendige Voraussetzung für den Gebrauch der ihr durch Artikel 2 des Gesetzes vom 14. Juli vorigen Jahres ertheilten Vollmacht bilde." In der Voraussetzung also, daß der Gewählte zu der in den §§ 2 und 3 des Gesetzes vom 20. Mai 1874 über die Verwaltung erledigter katholischer Bisthümer vorgeschriebenen eidlichen Verpflichtung „dem Könige treu und gehorsam zu sein und die Gesetze des Staates zu befolgen" sich nicht verstehen werde, hat die Regierung in der Versagung der ihr durch das vorjährige Juligesetz anheimgegebenen Dispensation ein gelinderes Mittel gefunden, einen ihr nicht genehmen Verweser fern zu halten, als in der Ausübung des Einspruchsrechtes in Gemäßheit des § 3 des eben erwähnten Gesetzes. Vielleicht schwebt dabei auch der Gedanke im Hintergrunde, daß der erhobene Einspruch sich schwerer hätte zurückziehen lassen als es angänglich sein würde, die für jetzt versagte Dispensation später noch eintreten zu lassen, wenn etwa der Gewählte in der Lage wäre, durch bündige Versicherungen die gegen seine Person sprechenden Bedenken hinterher zu beseitigen.

So bedauerlich der Rückschlag ist, den die neu erregten Erwartungen auf Herstellung eines friedlichen Verhältnisses durch diesen Vorgang erfahren, so war es doch höchst angezeigt, daß dem Uebermuthe, den die ultramontane Presse nach dem von der Regierung in Paderborn und Osnabrück bewiesenen Entgegenkommen entfaltete, ein Dämpfer aufgesetzt, und gleichzeitig den radikalen Verdächtigungen Einhalt gethan werde, als verfolge die Regierung eine Annäherung um jeden Preis. Ultramontane und radikale Presse reichten sich die Hand darin, nachzuweisen, daß die Regierung die von ihr selbst als unerläßlich bezeichnete Erfüllung der Anzeigepflicht in der Sache preisgegeben, indem sie sich mit einem Scheine abfinden ließ. Zuletzt glaubte man von ultramontaner Seite den Trumpf auszuspielen, indem man zwei Actenstücke veröffentlichte, in deren einem das Domcapitel zu Paderborn in der vor der Maigesetzgebung üblichen Form dem Cultusminister von der vollzogenen Wahl Mittheilung macht, während in dem zweiten der Weihbischof allein dem Oberpräsidenten die gleiche Mittheilung macht. Dieses letztere Schriftstück entspricht allerdings der Vorschrift des § 2 des Gesetzes vom 20. Mai 1874 insofern nicht, als die Mittheilung nicht, wie dort vorausgesetzt ist, von dem Gewählten selbst ausgegangen ist. Da aber die fragliche Gesetzesbestimmung eine genaue Vorschrift über die Form der zu erstattenden Mittheilung nicht gegeben hat und der Zweck derselben allein darin gefunden werden kann, daß der Oberpräsident durch amtliche Kenntniß von dem Wahlacte in Verzug gesetzt werde, binnen der zehntägigen Frist von dem Einspruchsrechte Gebrauch zu machen, so hat die Regierung gewiß nur politisch weise gehandelt, wenn sie die in der bezeichneten Abweichung offen gehaltene ärmliche Ausflucht, die

Anzeige sei nicht auf Grund der Maigesetzgebung erfolgt, der pfäffischen Schlauheit großmüthig überlassen hat. Uebrigens ist zu bemerken, daß in dem bezogenen § 2 die Frage der canonischen Berufung mit Absicht nicht weiter berührt ist, als daß verlangt wird, es solle „der ertheilte kirchliche Auftrag dargethan" werden. Man hat der Regierung nicht die Verpflichtung auferlegen wollen, weiter als ihr politisch dienlich schiene die Zuständigkeit des Auftraggebers zu prüfen, und gerade nur mit Rücksicht darauf, daß der letztere den preußischen Staatsgesetzen nicht unterworfen sein könne, die Pflicht der Anzeige abweichend von dem System des Gesetzes vom 11. Mai 1873 dem Berufenen selbst auferlegt. Es hat also dabei keineswegs der Gedanke obgewaltet, daß die von anderer Seite erfolgende Anzeige dem Zwecke nicht entsprechen würde.

Gerade daß die Regierung in dieser Beziehung von aller Wortspalterei sich fern gehalten hat, giebt jetzt ihrem praktischen Verhalten gegenüber der Trierer Wahl den besten moralischen Hintergrund, und wenn das leitende ultramontane Blatt mit großem Aufwande sittlicher Entrüstung dem „katholischen Volke" vorhält, hier erkenne man das Juligesetz an seinen Früchten, wie es „lediglich von der discretionären Gewalt des Staatsministeriums abhänge, zu katholischen Aemtern zuzulassen und davon auszuschließen", so ist darauf nur zu erwidern: möge doch der Gewählte des Trierer Domcapitels die im Gesetze vom 20. Mai 1874 vorgeschriebene eidliche Verpflichtung leisten, so hängt sein Recht zur Amtsführung nicht mehr von dem „Belieben" der Regierung ab. Vielmehr würde die letztere die ihr auf pflichtmäßiges Ermessen ertheilte Vollmacht zum Gespött gemacht haben, wenn sie von derselben einen völlig unterschiedlosen Gebrauch gemacht hätte.

Gerade von ultramontaner Seite war auch in jüngster Zeit die Nachricht einer bevorstehenden außerordentlichen Landtagssession zum Zwecke einer neuen kirchenpolitischen Vorlage mit solcher Bestimmtheit verbreitet worden, daß ein dagegen ergangenes officiöses Dementi nur etwas zu deutlich die Spuren eines durch diese Siegesgewißheit in Regierungskreisen hervorgerufenen Mißbehagens verräth. Die außerordentliche Session war zuerst von keinem Geringeren als dem Fürsten Bismarck und zwar bereits am 4. Februar für den Fall angekündigt worden, daß eine Beschlußfassung über das Verwendungsgesetz vor der Reichstagssession nicht mehr möglich sein würde. Noch in seiner jüngsten Rede über die Steuervorlagen im Reichstage am 28. März hat der Reichskanzler die fortdauernde Absicht bekundet, noch vor den Reichstagswahlen die öffentliche Meinung für die Verwendungszwecke der im Reiche neu zu bewilligenden indirecten Steuern dadurch zu gewinnen, daß man darüber, wie dies die Absicht des Verwendungsgesetzes war, den Wählern volle Klarheit gebe. Es lag zugleich sehr nahe, daß die Regierung diese

außerordentliche Session auch zu dem Zwecke würde benutzen wollen, um entweder das zuletzt bekanntlich nur an einem untergeordneten Punkte gescheiterte Zuständigkeitsgesetz wieder vorzulegen, oder für dasselbe einen provisorischen Ersatz zu schaffen. Eine kirchenpolitische Vorlage wäre hiernach erst als dritter Theil des Sessionsprogrammes in Betracht gekommen. Es ist aber wohl denkbar, daß die Regierung unter Umständen, um nicht in letzterer Beziehung einer Zudringlichkeit ausgesetzt zu sein, lieber ganz auf die außerordentliche Session verzichten würde, deren nähere Bestimmung ohnehin immer von dem Gange der Reichstagsberathungen abhängig bleiben müßte. Inzwischen wird man noch der Hoffnung sich hingeben dürfen, daß die in Trier gegebene Warnung die Hierarchie nicht auf eine „unfruchtbare Negation" zurückweisen, sondern sie zu größerer Vorsicht und Rücksichtnahme bestimmen wird. x.

Literatur.

Maurenbrecher, Die preußische Kirchenpolitik und der Kölner Kirchenstreit. Stuttgart 1881. — Die vorliegende Schrift des verdienstvollen Bonner Historikers ist keine Streitschrift, sondern eine objective, auf dem Grunde genauester Kenntniß der Geschichte beruhende Darstellung der kirchenpolitischen Traditionen des preußischen Staates. Darum endet die Schrift auch an der Schwelle des „Culturkampfes" und überläßt dem Leser, sich selbst das Facit aus den geschichtlichen Prämissen für die Beurtheilung der heute schwebenden Streitfragen zu ziehen. Die Schrift zerfällt in drei Theile. Der erste giebt in großen Zügen die Geschichte der preußischen Kirchenpolitik von der Zeit der brandenburgischen Markgrafen bis zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts, wo die Ideen Friedrich's II. ihre gesetzliche Fixirung im allgemeinen Landrecht fanden. Unter den vielen großartigen Blättern der preußischen Geschichte ist dasjenige, auf welchem die Religionspolitik der Hohenzollern verzeichnet steht, eines der großartigsten. Brandenburg-Preußen hat in seiner Gesetzgebung und Staatspraxis dem Toleranzgedanken am frühesten Ausdruck gegeben, zu einer Zeit, als anderwärts allenthalben noch der engherzigste confessionelle Zelotismus herrschte. Maurenbrecher hat die geschichtlichen Momente, welche für diese Entwickelung von Erheblichkeit sind, vorzüglich zusammengefaßt und insbesondere auch die Gedanken des Landrechtes in dieser Frage sehr richtig charakterisirt. Auch wir halten es für vollkommen zutreffend, wenn der Verfasser zu dem abschließenden Urtheile gelangt: „eine objective, leidenschaftslose Betrachtung des Verhältnisses von Staat und Kirche, welche allen Seiten und allen Theilen volle Gerechtigkeit zuzuwenden sich bestrebt, wird die Grundsätze Friedrich's II. für die Behandlung kirchlicher Fragen (wie sie im Landrechte niedergelegt sind) als die richtigen und unwandelbaren bezeichnen müssen." Ein zweiter Theil der Schrift legt die Entwickelung des Ultramontanismus im neunzehnten Jahrhundert dar. Dieser Abschnitt bietet dem mit der neueren kirchenpolitischen Literatur einigermaßen vertrauten Leser kaum Neues, ja es dürften in dem Charakterbild des modernen Ultramontanismus einige Züge von hervorragender Bedeutung übersehen sein, so speciell die Wirk-

samkeit und riesigen Erfolge der Propaganda im neunzehnten Jahrhundert und deren Rückwirkung auf die Verhältnisse der seit Alters mit Rom in Beziehung stehenden Staaten. Der Ausblick auf allgemeinere Verhältnisse war für den Verfasser nothwendig, um das richtige Verständniß des Kölner Streites dem Leser zu vermitteln. Der dritte Theil endlich behandelt mit größter Genauigkeit den Kölner Kirchenstreit von 1837—1841. Die Ursache und die einzelnen Phasen jenes Conflictes, die bewegenden Charaktere, speciell Droste und Geißel, werden aufs eingehendste erörtert und der Leser gewinnt einen erschöpfenden Einblick in den ersten großen Culturkampf zwischen Preußen und Rom. Mit Recht betont Maurenbrecher, daß dieser Conflict in der Hauptsache verschuldet war dadurch, daß man die heilsamen Traditionen des Landrechtes, unter dessen Herrschaft es nicht zu Conflicten gekommen war, verließ (formell galt ja das Landrecht in den westlichen Provinzen der Monarchie nicht). Mit Recht ferner weist der Verfasser darauf hin, daß das Rüstzeug, aus welchem der moderne Ultramontanismus seine schärfsten Waffen gegen den Protestantismus und den Staat entnahm, von der neueren Schule wissenschaftlicher katholischer Theologen zubereitet wurde, deren Führer Möhler und Döllinger waren. Mit Recht endlich mahnt der Verfasser, die Streitfragen mit der katholischen Kirche nicht allein juristisch, sondern auch religiös zu betrachten und warnt den Staat davor, dieses letztere Moment zu unterschätzen. Wir zweifeln nicht, daß die treffliche Schrift viele Verbreitung finden wird und halten dieselbe durchaus für geeignet, richtige Gesichtspunkte über die preußische Kirchenpolitik in weiten Kreisen zu verbreiten.

Der nächste Krieg. Von L. Seguin. Aus dem Französischen von S., Offizier der Cavallerie. 4. Auflage. Hannover, Helwing'sche Verlagsbuchhandlung (Th. Mierzinsky). 1881. — Das Original der Schrift trägt als Aufschrift ein Wort Rossel's (des erschossenen Communarden): „il faut que le prince sache la guerre dit Machiavel, aujourd'hui le prince c'est le peuple." Dieser Krieg sei, wenn auch nicht unmittelbar nahe, doch unausbleiblich. Frankreich hat zu seiner Vorbereitung vier Milliarden ausgegeben, Deutschland einen Kriegsschatz gebildet. Beide haben nach jeder Richtung gerüstet. Frankreich verlangt die abgetretenen Lande zurück, Deutschland wird sie nicht gutwillig herausgeben. So weit rechnet die Vorrede mit Thatsachen. Allein der Franzose kann es nicht umgehen, auch Deutschland ein treibendes Motiv nachzuweisen, welches ihm den Krieg nothwendig mache. Neue Kämpfe gegen den Erbfeind sollen das Band seiner Einigung stärken. Das allgemeine Mißvergnügen in Deutschland ist seit dem Kriege in Folge vieler Enttäuschungen gewachsen. Um die steigende Fluth einzudämmen, welche die Throne und die Aristokratien bedroht, ist ein Krieg, ein glücklicher Krieg gegen die Republik in Frankreich nöthig. Geformt durch eine räuberische Dynastie, durch Arbeit, List und Gewalt ist Preußen eine habgierige Nation — der Krieg ist seine Nationalindustrie. Es ist bekannt, wie wenig die Masse der Franzosen diese Auffassung theilt, aber die Masse ist zu allen Zeiten fortgerissen worden. Der Verfasser schildert die Verfassung der Armeen in Frankreich und Deutschland im Jahre 1879, die bekannteren Generale beider Länder, giebt einen Ueberblick des Heerwesens der übrigen europäischen Staaten — er rechnet Rußland nur als Militärmacht zweiten Ranges. Die Vorzüge Preußens und die Geschichte seiner Erfolge führt Verfasser rückhaltlos an. Er ist Radikaler in allen Forderungen der Reform (z. B. Beseitigung der Militärmusik; statt dessen aber sind in Frankreich die Trommeln verschwunden). Für Frankreich hält er, zu bescheiden, nur den Vertheidigungskrieg möglich. Das Buch ist als Zeichen

der Zeit charakteristisch und durch seine zahlreichen thatsächlichen Angaben interessant. Der Titel macht indessen eine Reclame, welcher der Inhalt natürlich nicht entspricht. Die Uebersetzung ist gut.

Karl Hillebrand, Zeiten, Völker und Menschen. Fünfter Band. Aus dem Jahrhundert der Revolution. Berlin, R. Oppenheim. 1881. — Stellt man den Essay, wie er dies wirklich verdient, als eine besondere Gattung zwischen die ernstere Abhandlung und das leichter geschürzte Feuilleton, so ist Hillebrand wohl derjenige, der zur Zeit unter uns Deutschen diese Form am virtuosesten handhabt. Er will seinen Gegenstand nie erschöpfen, aber er weiß ihn immer von interessanten Seiten zu packen. Aus den großen stoffstrotzenden Geschichtswerken löst er bewegliche, lebhaft componirte Bilder ab. Er deutet geistreiche Perspectiven an, ohne sie zu verfolgen. Seine Belesenheit wie sein Interesse ist allgegenwärtig: er weiß hier eine Parallele, dort eine pikante Reminiscenz anzubringen, ein andermal einen überraschenden Seitenblick auf ein Tagesinteresse zu werfen. Er kennt ganz genau die Wirkung, die ein richtig angebrachter Einzelzug hervorbringt. Und der Stil ist von einer Lebendigkeit, die den Leser immer zu fesseln weiß. Die neueste Sammlung ist bunt genug und wird durch den Titel: „Aus dem Jahrhundert der Revolution" nur sehr lose zusammengehalten. Sie beginnt mit einem Portrait Montesquieu's und schließt mit einer Schilderung Metternich's. Dazwischen steht eine Reihe anderer Portraits: der Lustspieldichter Albergati, der liebenswürdige savoyische Edelmann Henry Costa de Beauregard, Katharina II. und Grimm; an die Memoiren der Madame de Remusat ist eine vorzügliche Charakteristik des alten Napoleon geknüpft. Die Kühnheit des Franzosen Taine, den mit der Revolution von 1789 getriebenen Götzendienst umzustoßen, findet die verdiente Würdigung. In „England im achtzehnten Jahrhundert" wird ein rascher Blick auf Staat und Politik, Literatur und Philosophie geworfen, wobei gleichfalls einige Portraits besonders hervortreten: von Walpole, Burke, Locke. Burke wird mit Herder zusammengestellt und gezeigt, „daß die Reaction des Werdeprincipes gegen das Macheprincip in staatlichen Fragen von Burke ausgeht, wie es in literarischen von Herder ausgeht." Im Ganzen tritt Hillebrand warm für das achtzehnte Jahrhundert ein, das auch in England tiefe und im Ganzen wohlthätige Spuren hinterlassen hat. Namentlich die politische, poetische und kirchliche Blüthe der achtziger und neunziger Jahre, zeigt Hillebrand, war „unendlich reicher und ursprünglicher, als die gewollte Renaissance, welche in neueren Tagen vermeint, den Staat durch eine „kaiserliche" Politik, die Kirche durch einen prunkenden Gottesdienst, die Poesie und Kunst durch einen schwülstigsinnlichen Stil verjüngt zu haben." g.

Die Grabdenkmäler der Päpste. Marksteine der Geschichte des Papstthums. Von Ferdinand Gregorovius. Zweite neu umgearbeitete Auflage. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1881. — Die Schrift erschien zum ersten Male im Jahre 1856, als die erste Frucht der Studien, die den Geschichtschreiber in der Folge dauernd in der ewigen Stadt festhielten und aus denen die achtbändige Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter erwuchs. Indem sie jetzt zum zweiten Male erscheint, ist die Anlage dieselbe geblieben: es ist ein zwangloser Gang durch die „Via Appia des Papstthums"; an den Denkmälern der Päpste, wie sie auf uns gekommen sind, erläutert uns ein Führer voll Wissen und Geist den Wandel der Zeiten, nebenbei auch der künstlerischen Entwickelung und des Geschmackes. Im Einzelnen ist die Schrift umgearbeitet, sie hat vor allem einen

anderen Schluß erhalten. Als sie entstand, war in der Stadt Rom noch der letzte Hauch ihrer mittelalterlichen Vergangenheit zu spüren. „Die verwitterte und verrottete Stadt bedeckte damals noch der Rost der Jahrhunderte. Sie war noch durchweht vom melancholischen Zauber mittelalterlicher Verwilderung, in welcher sich Papst und Cardinäle als traditionelle Charaktergestalten bewegten, während die säcularen Ruinen, noch nicht alle umgraben, pedantisch gereinigt und archäologisch civilisirt, in ihrer malerischen Verlassenheit noch immer an die legendären Zeiten der Mirabilia urbis Romae erinnerten." Seitdem ist dieses Rom für immer verschwunden, und meist schon von einer neuen Cultur überdeckt. Seitdem ist abermals ein Pontificat der Vergangenheit anheimgefallen, uud zwar einer der denkwürdigsten, einer der glänzendsten und zugleich verhängnißvollsten. Und die Antithesen, die das Leben Pius IX. darbietet, in schlagende Epigramme zu fassen, das versteht kein Griffel so wie der von Gregorovius, dem die Geschichte von selbst in sinnvolle, schwermüthige Sentenzen sich umsetzt. L.

Literarisches aus Siebenbürgen. — Zur selben Zeit, wo der ungarische Unterrichtsminister einen Gesetzentwurf dem Abgeordnetenhause vorlegt, dessen Zweck Magyarisirung aller Gymnasien und Realschulen in Ungarn ist und wo er gleißnerisch unter dem Deckmantel vermehrter Staatsaufsicht dieses zu erreichen strebt auf Grund einer ungerechten generalisirenden Anklage, daß die nichtstaatlichen Schulen in Ungarn „Schlupfwinkel der Unwissenheit" seien, treten uns aus den Kreisen der deutschen Lehrer in Siebenbürgen zwei literarische Leistungen entgegen, die allein schon geeignet sind, die Grundlosigkeit jener Anklage mindestens für die sächsischen Schulen zu beweisen. Beide liefern Zeugniß dafür, daß die Studien, welche die sächsischen Studenten seit Jahrhunderten an deutschen Hochschulen machen, in ihnen jenen wissenschaftlichen Geist erziehen, den wir vergebens in den Kreisen der magyarischen Lehrer suchen, daß die deutsche Wissenschaft in Siebenbürgen eben mit der im Reiche in inniger Berührung steht. Die beiden Werke sind:

1. Quellen zur Geschichte Siebenbürgens. Erste Abtheilung: Rechnungen. Rechnungen aus dem Archive der Stadt Hermannstadt und der sächsischen Nation. Mit Mitteln der sächsischen Universität herausgegeben vom Ausschusse des Vereins für siebenbürgische Landeskunde. I. Band. 1380—1516. Hermannstadt, 1880. Anhang: 7 Tafeln Wasserzeichen, 2 Tafeln Zahlzeichen.

2. Correspondenzblatt des Vereins für siebenbürgische Landeskunde. Drei Jahrgänge, 1878—80.

ad 1. Das Archiv der Stadt Hermannstadt und der sächsischen Nation (mit einander vereinigt) besitzt Rechnungen über Einnahmen und Ausgaben der Stadt, des Stuhls, der gesammten „Universität" (der zu einem politischen Gemeinwesen vereinigten Gesammtheit der deutschen Ansiedlungen in Siebenbürgen), die bis in die zweite Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts zurückgehen und das Leben der Nation wie in einem Lichtbilde widerspiegeln. Die Bedeutung derselben insbesondere für die Culturgeschichte war schon seit Jahren erkannt. Da wandte der Verein für siebenbürgische Landeskunde sich an die Universität (das ist die Vertretung des Sachsenlandes) mit der Bitte, die Mittel zur Herausgabe dieser Rechnungen zu bewilligen. Sie that es und der erste Band, der die Rechnungen bis 1516 enthält, liegt nun vor. Der Inhalt derselben ist für die Geschichte Siebenbürgens und Ungarns, der Moldau und Walachei von höchster Bedeutung. Alle Seiten des Lebens, die Culturgeschichte ebenso wie die Kriegsgeschichte, die

Handelsbeziehungen wie alle anderen Richtungen der Zeit finden Aufklärung und Beleuchtung. Aber auch für die deutsche Wissenschaft ist die Publication höchst wichtig. Zunächst läßt sich eine interessante Parallele ziehen zwischen dem deutschen Leben des Mittelalters in den Städten des Reiches und in Siebenbürgen. Derselbe Geist ist hier wie dort thätig, man meint sich nach Augsburg oder Ulm versetzt, wenn man die Hermannstadt betreffenden Aufzeichnungen liest. Dann ist für die Geschichte der Preise, die für Siebenbürgen hieraus genau zu constatiren sind, vieles zu gewinnen. Aber auch die deutsche Handelsgeschichte wird daraus Bereicherung erfahren. Schon die Gewandnamen, die uns aus den Aufzeichnungen entgegentreten, deuten auf die Handelsverbindung mit Deutschland und den Niederlanden hin. Es kommt vor: Aachner, Breslauer, Brüggener, Kölner, Löwener, Görlitzer, Nürnberger, Mechler, Speierer Gewand, dann polnisches, italienisches, aus Verona (pernisches), Bergamo und noch anderes. Ohne auf eine nähere Darlegung des reichen Inhaltes weiter einzugehen, es ist ein Quellenwerk, welches die vollste Aufmerksamkeit der deutschen Wissenschaft verdient. Interessant sind die Wasserzeichen im Anhange; es finden sich darunter viele, die noch nicht bekannt waren. Die zwei Tafeln mit Zahlzeichen geben interessante paläographische Beiträge für die römischen und arabischen Zeichen der bezeichneten (1380—1516) Jahre, wie sie in den Rechnungen vorkommen. Die ganze Publication ist wesentlich nach den Grundsätzen, die Weizsäcker in den deutschen Reichstagsacten aufgestellt und befolgt hat, bearbeitet und sticht damit vortheilhaft ab von den principienlosen Publicationen der ungarischen Akademie der Wissenschaften.

ad 2. Correspondenzblatt des Vereins für siebenbürgische Landeskunde. Redigirt von Joh. Wolff in Mühlbach. Es ist eine Zeitschrift, die monatlich mindestens einen halben Druckbogen stark*) erscheint. Es besteht bereits im dritten Jahre, wesentlich aus den sächsischen Lehrerkreisen geistig erhalten, und kündigt sein Erscheinen auch für 1881 an. Die wissenschaftlichen Kreise Deutschlands thäten wohl, dem Blatte ihre geistige und materielle Unterstützung zuzuwenden. In beschränktem Rahmen hat das Blatt in den drei Jahren seines Bestandes besonders nach zwei Richtungen gewirkt und gearbeitet, auf germanistischem und historischem Gebiete. Es hat die zerstreuten Kräfte gesammelt zu gemeinschaftlicher Arbeit und manche wissenschaftliche Frage gelöst, vieles angeregt und zu neuem Sammeln, Forschen, Verarbeiten den Anstoß gegeben. Der deutsche Dialektforscher kann, man braucht nur einen Jahrgang zu durchblättern, um die Behauptung gerechtfertigt zu sehen, ohne das Blatt nicht arbeiten, welches den sächsischen Dialekt in Siebenbürgen nach allen Richtungen einer Betrachtung unterzieht, in steter Berücksichtigung der Arbeiten der deutschen Dialektforscher.

So machen wir denn nicht nur die Vereine und Museen, Bibliotheken u. s. w. aufmerksam auf die beiden Schriften, sondern auch die vielen Privaten in Deuschland, die auf historischem und germanistischem Gebiete arbeiten und die aus beiden mannichfache Förderung schöpfen werden.

---

*) Man pränumerirt am besten bei H. Herbert, Vereinssecretär in Hermannstadt (Obere Wiesengasse 11).

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.

Ausgegeben: 14. April 1881. — Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig.

Zur preußischen Verwaltungsgesetzgebung.*)

Die Möglichkeit großer und concentrirter Machtentfaltung eines Staates ist neben der Militärorganisation in erster Linie bedingt von der Organisation der inneren Verwaltung. Ja man wird selbst noch weiter gehen und behaupten dürfen: die Möglichkeit einer guten Militärorganisation hat eine gute Organisation der inneren Verwaltung geradezu zur Voraussetzung. Nur der Staat, der schon im Friedenszustande die Volkskräfte und deren Verwendung für die Zwecke des Staates systematisch und sorgfältig organisirt hat, wird gegebenen Falles in der Lage sein, dieselben zu gewaltiger und nachhaltiger Verwendung nach außen zu Schutz und Trutz des Staates gegenüber anderen Staaten zu bringen. Die Organisation der inneren Verwaltung ist demnach nicht nur die Voraussetzung eines geordneten öffentlichen Lebens im Frieden, sondern nicht minder die Voraussetzung für die Tüchtigkeit eines Staates im Kriege. Je kleiner nun der territoriale Umfang eines Staates, je gleichartiger die geschichtliche Entwickelung und die Anlage der zu dem Staate gehörenden Volksbestandtheile, desto weniger Schwierigkeiten wird es bieten, die Organisation der inneren Verwaltung zweckmäßig zu gestalten: je größer der Gebietsumfang, je verschiedenartiger geschichtliche Entwickelung und Stammesanlage der einzelnen Volksbestandtheile, desto mehr werden sich Schwierigkeiten um Schwierigkeiten aufthürmen für die Verwaltungsorganisation überhaupt und insbesondere für die Einheitlichkeit der Verwaltung, von welcher doch die Kraft des Staates im Innern und nach außen abhängt.

Unter den Staaten, welche als Träger der europäischen Culturentwickelung und zugleich als Großmächte in Betracht kommen, sind es drei, deren Verwaltungsorganisation in ihrer geschichtlichen Entwickelung zu verfolgen vom fesselndsten Interesse ist: England, Frankreich, Preußen. England ist in jahrhundertlanger Entwickelung der Musterstaat des Selfgovernment geworden: wir sehen dort eine historisch gefestigte, das ganze öffentliche Leben umspannende Verwaltungsorganisation, die auf dem Gedanken beruht, daß das

*) Ernst Meier: Die Reform der Verwaltungsorganisation unter Stein und Hardenberg. Leipzig, Duncker und Humblot. 1881.

Volk von sich aus, aus dem eigenen Inneren heraus seine Kräfte systematisch für die Zwecke des Staates zu organisiren und daß soviel als möglich im unbesoldeten Ehrenamte die freien Volksgenossen zur Erfüllung der Staatszwecke mitzuwirken haben. Den geraden Gegensatz hierzu vertritt die französische Verwaltungsorganisation: sie trägt bis auf diese Stunde den Stempel des gewaltigsten Despoten, den unser Jahrhundert gesehen, Napoleon I. Nachdem der alte Staat in Frankreich verdientermaßen in Trümmer gegangen, nachdem weiterhin die wilden Wasser der Revolution verlaufen waren, mußte es eine der Hauptaufgaben des gewaltigen Erben der Revolution sein, die französische Verwaltung neu zu organisiren. Geschichtliche Ueberlieferungen des alten Staates brauchte Napoleon hierbei nicht zu schonen, wohl aber mußte er den Gedanken der neuen Zeit einigermaßen gerecht werden. Der bestimmende Gedanke für Napoleon war jedoch unzweifelhaft nur der: mit welcher Verwaltungsorganisation läßt sich die größtmögliche Concentration der Volkskräfte und demgemäß die größte Machtentfaltung nach außen erzielen? Daß die englische Organisation hierbei nicht zweckdienlich sei, erkannte der große französische Organisator sofort; englische Ideen haben denselben nicht beeinflußt. Mit klarem Blicke ersah Napoleon, daß die beste Organisation des Staates für seine Zwecke die Centralisation der Verwaltung in einem bureaukratischen Präfectensysteme sei. Dieses dem englischen geradezu entgegengesetzte System ist in Frankreich im Principe bis auf den heutigen Tag erhalten geblieben, so unzweifelhaft auch sein innerer Widerspruch zum republikanischen Staatsgedanken ist.

Eine zielbewußte, von großen Gedanken getragene Verwaltungsorganisation in Preußen erfolgte zuerst durch Friedrich Wilhelm I. Die früher gang und gäbe Geringschätzung dieses Königs ist neuerdings einer lebhaften und wohlbegründeten Anerkennung gewichen. Niemand leugnet heute mehr, daß die Erfolge Friedrich's des Großen, die die Welt in starres Staunen versetzten, vielleicht nicht minder dem administrativen Talente Friedrich Wilhelm's I. als dem militärischen und politischen Genie Friedrich's II. zu danken waren. Die Organisation und die Praxis der Verwaltung jenes vielverlachten und außerhalb Preußens bis zur Stunde noch gar nicht richtig gewürdigten Friedrich Wilhelm I. hat den Boden geschaffen, auf welchem sein Sohn dem ganzen gegen ihn verbündeten Europa siegreichen Widerstand leisten und aus dem kleinen Preußenkönig zum großen Friedrich werden konnte. Die Organisation Friedrich Wilhelm's I. ist rein bureaukratisch: sie beruht ganz und gar auf den Kriegs- und Domänenkammern. Friedrich II. war kein administratives Genie: er hat den Bedürfnissen der neuen Zeit zwar theoretisch, aber nicht praktisch in genügendem Maße Rechnung zu tragen verstanden; er hat insbesondere nicht rechtzeitig erkannt, wie sehr die bedeutende Ver-

größerung des Staatsgebietes unter seiner Regierung eine um so intensivere Concentration der Verwaltung zur absoluten Nothwendigkeit für das Gedeihen des Staates mache. Das rächte sich schwer: die Verwaltungsorganisation Friedrich Wilhelm's I. konnte weder dem vergrößerten Gebietsumfange des Staates, noch den veränderten Zeitverhältnissen vollständig entsprechen: diese Gründe verbunden mit anderen Umständen führten dann zu der großen Katastrophe des preußischen Staates im Jahre 1806.

Bereits vor der Katastrophe hatten weiter blickende Staatsmänner schon die unbedingte Nothwendigkeit einer durchgreifenden Reform der Verwaltungsorganisation ganz klar erkannt und an Vorarbeiten hierfür fehlte es nicht. Die Durchführung der Reform, soweit dieselbe überhaupt erfolgte, fällt jedoch in die Zeit nach der Katastrophe, speciell in die Jahre 1808 und 1809. Diese Reform knüpft sich in der Geschichte und Volkstradition an den Namen Stein.

Die vollständige Geschichte dieser Reform zu geben, hat sich Professor Ernst Meier, nebst Gneist die erste Autorität auf dem Gebiete des theoretischen Verwaltungsrechtes in Deutschland, in dem oben bezeichneten Werke zur Aufgabe gestellt und diese Aufgabe in meisterhafter Weise gelöst. Mit immer steigendem Interesse folgt der Leser der trefflichen Darstellung und wird selbst dann nicht müde, wenn, wie dies theilweise durch die Natur des Stoffes geboten ist, der Verfasser ihn durch das Gestrüppe unbedeutenden gesetzlichen Details führen muß. Die Meier'sche Arbeit ist ebenso ausgezeichnet, wenn es sich um die Aufzeigung von Zuständen, als wenn es sich um die Charakteristik und kritische Würdigung von Personen, als wenn es sich um die Analyse von Rechtssätzen handelt. Hohe juristische administrative sowohl als historische Begabung des Verfassers haben zusammengewirkt, um ein verwaltungsrechtliches und verwaltungsgeschichtliches Werk ersten Ranges hervorzubringen. Das ganze Werk ist im Wesentlichen aus officiellem Actenmaterial herausgearbeitet; die Abschnitte über die Städteordnung und über die Kreis-, Polizei- und Gemeindeverfassung des platten Landes „enthalten einen vollständigen Neubau mit bisher gänzlich unbekanntem Materiale." Die bisherige Beurtheilung von Personen und Maßregeln, wie sie insbesondere durch Pertz' Leben Stein's bestimmt war, erfährt mehrfach auf Grund des Actenmateriales Ergänzung und Berichtigung. Das Werk zerfällt in fünf Abschnitte: I. Der bestehende Zustand. II. Die Männer und Ideen der Reform. III. Die Reorganisation der Central- und Provinzialbehörden. IV. Die Städteordnung. V. Die Kreis-, Polizei- und Gemeindeverfassung des platten Landes. Selbstverständlich ist hier nicht der Ort, auf die Einzelheiten der Darstellung einzutreten. Hervorgehoben mag jedoch werden, daß es dem Verfasser vorzüglich gelungen ist, dem Leser die charakteristischen Momente des Gegensatzes

zwischen dem früheren Zustande und der Reform zum Bewußtsein zu bringen; ferner daß speciell die Thätigkeit des ostpreußischen Provinzialdepartements in der Meier'schen Darstellung im hellsten Lichte erscheint. Gebühren unzweifelhaft die Hauptideen der Reform dem Genie Stein's, so war andererseits der bedeutendste Organisator im Einzelnen, in Formulirung und Ausführung der Stein'schen Ideen, der Chef des ostpreußischen Provinzialdepartements Schrötter; man kann sagen, daß nach der Meier'schen Darstellung dieser Mann geradezu den Mittelpunkt der ganzen Organisationsarbeit bildete. Neben Schrötter treten dessen ostpreußische Mitarbeiter, speciell Friese und Wilckens, in helles Licht, indeß Schön's Verdienste um die Reformarbeit sich neben denen der vorgenannten Männer auf ein im Ganzen recht bescheidenes Maß reduciren, und kaum so vielen emphatischen Rühmens werth erscheint, als Schön selbst und nach ihm seine ostpreußischen Bewunderer bis zur Stunde denselben gezollt haben. Die Unterschätzung des Historischen einerseits, die Ueberschätzung des Principiellen andererseits, wozu das ostpreußische Naturell überhaupt sehr stark neigt, haben bei Schön selbst und ebenso bei der späteren Beurtheilung seiner Verdienste um den Staat eine übermäßig große Rolle gespielt. Meier bezeichnet Schön nach einem Worte Goethe's als eine jener problematischen Naturen, denen keine Situation genüge und die keiner Situation genügen. Wenn nun auch betont werden darf, daß die so gekennzeichneten Naturen in ihrem steten kritischen Schaffens- und Besserns-trieb nicht die schlechtesten unter den menschlichen Naturen sind, und daß sie manches Samenkorn in die Erde werfen, dessen Früchte eine andere Zeit erntet, die den Säemann längst vergessen hat, so wird es allerdings kaum bezweifelt werden dürfen, daß solche theoretische Geister in praktischer Organisationsarbeit schwerlich Hervorragendes zu leisten im Stande sein werden.

Von besonderem Interesse ist es, den Einfluß englischer Ideen auf den Gang der preußischen Reformgesetzgebung zu verfolgen. Der Hauptvertreter des englischen Ideals für die Verwaltungsorganisation war Vincke. Es war nicht immer ganz leicht, diesem bedeutenden Kopfe gegenüber die Gebote der preußischen Praxis zur Anerkennung zu bringen. Dieser Punkt ist aber keinesweges blos von Interesse für die Reformarbeit von 1808, er ist vielmehr auch heute noch von der allergrößten praktischen Wichtigkeit. Das schimmernde Ideal der englischen Selbstverwaltung ist durch die vielen und ausgezeichneten Schriften Gneist's unter den Gebildeten der Nation so zu sagen popularisirt worden. Der allgemeine Freiheitsdrang unserer Zeit hat auf dem Gebiete der Verwaltung sich dahin specialisirt, daß die englische Selbstverwaltung möglichst auf Deutschland zu übertragen sei. Insbesondere ist dies für Preußen Dogma Aller derer geworden, die noch irgendwie auf die Bezeichnung „liberal" Anspruch erheben wollen. Ja selbst bis tief in conservative

Sphären hinein hat das englische Ideal seine Zaubermacht geübt; war es ja gerade die freiconservative Partei und die auf ihrem Boden stehenden Minister, welche im vergangenen Jahrzehnt ihre beste Kraft für die möglichste Verwirklichung des englischen Ideals in der preußischen Gesetzgebung einsetzten. Und wenn ein alter Preuße im Parlamente zur Vorsicht mahnte und warnend seine Stimme erhob, so wurde er schließlich mit seinen Unkenrufen nur mehr verhöhnt.

Die Sache hat für den preußischen Staat offenbar eine tiefernste Bedeutung und diese tiefernste Bedeutung allein wird es entschuldigen können, aber sie wird es in den Augen besonnener Männer auch entschuldigen müssen, daß jüngst der Reichskanzler als preußischer Ministerpräsident vielleicht unter Verletzung der Form und jedenfalls unter Verletzung des für das preußische Ministerium formell zu verfassungsmäßigem Rechte bestehenden Collegialprincipes den Minister des Innern im Herrenhause in einer Frage der Verwaltungsorganisation desavouirte. Denn gerade die dort und damals verhandelte Frage bezieht sich auf jenen principiellen Punkt der Verwaltungsorganisation, der nach der Meinung der Einen das höchste Ideal ist, während er nach der Meinung der Anderen zur Achillesferse des preußischen Staates werden könnte.

Für die Frage der Uebertragung englischer Verwaltungs- und speciell Selbstverwaltungsinstitutionen auf den preußischen Staat ist gegenüber der Behauptung, daß diese Art der Organisation dem „germanischen Geiste" ganz besonders zusage, doch immerhin daran zu erinnern, daß deutsche Staaten bis jetzt das englische Ideal nur in sehr geringem Maße auf sich wirken ließen. In den meisten deutschen Mittel- und Kleinstaaten, wo die Verwaltungsorganisation doch wesentlich geringere Schwierigkeiten bot als in einem Großstaate, wo man viel gefahrloser mit dem Versuche weitgehender Selbstverwaltung hätte experimentiren können, hat man keinerlei starkes Bedürfniß nach Verwirklichung jenes Ideales des „germanischen Geistes" empfunden, wenn wir recht sehen auch auf liberaler Seite nicht. Speciell gilt dies von der sehr wohl eingerichteten Verwaltungsorganisation des größten deutschen Mittelstaates, Baierns, die auch auf einer verhältnißmäßig neuen Gesetzgebung beruht und bei welcher Staat und Volk sich im Ganzen sehr wohl befinden. Der staatlich-bureaukratische Gesichtspunkt überwiegt in Baiern weit den Gesichtspunkt der Selbstverwaltung. Für die Argumentation mit dem „germanischen Geiste" ist diese Bemerkung immerhin von nicht zu unterschätzender Bedeutung.

Viel wichtiger aber ist ein anderer Punkt. Gegen die Uebertragung englischer Verwaltungseinrichtungen auf deutsche und speciell preußische Zustände, wird in der Regel hauptsächlich Ein Bedenken erhoben: daß uns

nämlich die historische Tradition und die geschichtlichen Voraussetzungen des englischen Selfgovernment fehlen. Unbestreitbar liegt darin etwas Richtiges. Aber wie man in England sich in die Einrichtungen der Selbstverwaltung in früheren Jahrhunderten erst allmählich eingelebt hat, wie dort die ganze Organisation nur Schritt für Schritt sich ausbildete, um schließlich der imposante Bau zu werden, als welchen sie sich heute darstellt, so würde es sich eben auch in Preußen nur darum handeln können, die Reform nicht zu überstürzen, sondern allmählich sich entwickeln und groß werden zu lassen. Denn die thatsächlichen Voraussetzungen dürften doch in Preußen kaum wesentlich anders geartet sein als in England, und die gegenüber den früheren englischen Zuständen doch heute sehr viel höher entwickelte Cultur des deutschen Volkes würde ein rascheres Einleben in die neuen Einrichtungen nothwendig zur Folge haben müssen. Die Berufung auf den Mangel der geschichtlichen Tradition dürfte somit sehr viel mehr den modus procedendi als die Sache selbst treffen, wenn auch immerhin speciell in den östlichen Provinzen der preußischen Monarchie die Verschiedenheit der thatsächlichen Voraussetzungen gegenüber den englischen Volks- und Lebenszuständen ein gewiß nicht zu unterschätzendes Moment in der Würdigung der Frage wird bilden müssen.

Entscheidend aber ist ein anderer Umstand: nämlich der Zweck, den der Staat verfolgt. England hat seit Jahrhunderten Dank seiner glücklichen Lage sich sehr viel mehr dem ausschließlichen Zwecke widmen können, für das materielle Wohlergehen der Staatsbürger zu sorgen, als irgend ein Staat des Festlandes. Naturanlage und materielles Interesse haben dem englischen Staate seit langer Zeit eine Entwickelungsbahn angewiesen, deren oberstes und zeitweise ausschließliches Ziel die materielle Wohlfahrt der Staatsbürger bildet. Den Händeln des Festlandes gegenüber kann England immer die Politik der freien Hand befolgen, und um die Wilden an den verschiedenen Enden der Erde in den Polypenarmen der englischen Gewinnsucht zu zerdrücken, dazu genügt auch die jämmerlichste Militärorganisation, während einem auch nur nothdürftig civilisirten Gegner England schmählich zu unterliegen pflegt. Die Beweise hierfür liegen nahe genug.

Auf diese Befriedigung der materiellen Wohlfahrt ist die englische Verwaltungsorganisation zugeschnitten; die Förderung und der Schutz jener Wohlfahrt ist Zweck und Aufgabe der englischen Verwaltung. Jeder Einzelne ist naturgemäß an der höchstmöglichen Vollendung dieser Aufgabe direct interessirt: folglich wird die Methode der Selbstverwaltung für die englischen Staatszwecke unbedingt die beste sein.

Ob auch für uns? Wir sind nicht in der glücklichen Lage, uns in erster Linie der Pflege unseres materiellen Wohlbehagens hingeben zu können; unsere auswärtigen Sorgen übersteigen das Niveau der Sorge, wie der oder

jene wilde Stamm in fernen Welttheilen am besten sich für unseren Geldbeutel „fructificiren" lasse, um ein ganz Erhebliches. Es mag sich ja darüber streiten lassen, aber wir wollen zugeben: es wäre ganz schön und erfreulich, könnten auch wir wie die Engländer uns pflegen und unser materielles Gedeihen so ausschließlich zur Richtschnur unseres staatlichen Daseins nehmen. Aber es ist nicht so: aus äußeren und inneren Gründen. Preußen ist ein Militärstaat, ist als Militärstaat groß geworden und muß Militärstaat bleiben, wenigstens vermögen wir die Zeit nicht abzusehen, wo es etwa anders werden könnte. Dies weiß jeder Verständige, und es ist ganz überflüssig, in eine Begründung dieses Satzes einzutreten. Der Zweck, den der preußische Staat Dank seiner territorialen Lage, seiner geschichtlichen Entwickelung, seiner von allen Seiten angefeindeten heutigen Stellung verfolgen muß, bedingt eine starke militärische Organisation; eine starke Militärorganisation aber hat zur Voraussetzung eine starke und hinsichtlich der entscheidenden Gesichtspunkte in der Hand des Staates concentrirte Verwaltungsorganisation. Die englische Selbstverwaltung kann diesen Gesichtspunkten unmöglich genügen und die gänzliche militärische Impotenz Englands steht in nothwendigem Causalzusammenhange mit dem Ideale des „germanischen Geistes", der englischen Selbstverwaltung. Von hier aus müssen sich doch ganz erhebliche Bedenken gegen eine principielle Anlehnung an das englische Vorbild geltend machen, und es dürfte schwerlich im Interesse unseres Staates gehandelt sein, diese Bedenken so leichthin abzuthun, wie dies in Presse und Parlament bis vor kurzem zu geschehen pflegte.

Das Ziel ist gewiß auch heute noch das nämliche, wie es Stein in seiner epochemachenden Nassauer Denkschrift vom Juni 1807 bestimmte: einerseits „energische Action, Einheit und Kraft in der Staatsverwaltung" herbeizuführen, „andererseits aber dem freien Staatsbürgerthume Antheil an der öffentlichen Verwaltung" zu gewähren, „nicht sowohl um deren materielle Leistungen dadurch zu steigern, als vielmehr um die verloren gegangenen Beziehungen des Staates zu seinen Bürgern wieder herzustellen, um in den Unterthanen diejenige Hingabe an das Gemeinwesen zu wecken, die bei der Katastrophe von 1806 so sehr vermißt worden war." In diesem Sinne ist Selbstverwaltung auch für den preußischen Staat geradezu ein Existenzgebot. In welcher Form aber diese Selbstverwaltung der Organisation des preußischen Staates einzugliedern sei, diese Frage kann auch heute noch keineswegs als definitiv gelöst betrachtet werden. Schrötter hat über diesen hochwichtigen Punkt unterm 15. August 1808 eine überaus gedankenreiche Denkschrift verfaßt, deren Grundgedanke sich dahin präcisiren läßt: die Repräsentanten des Volkes sollen im ausgedehntesten Umfange zur Beurtheilung der Gegenstände der öffentlichen Verwaltung herangezogen werden, sollen aber von der Aus-

führung der gefaßten Beschlüsse principiell ausgeschlossen sein. (Meier 244 bis 249).

Die Frage aber, inwieweit für Preußen Institutionen der Selbstverwaltung durchgeführt werden können, ohne die „energische Action, Einheit und Kraft in der Staatsverwaltung“ zu gefährden, verdient dermalen eine um so ernstere Erwägung, als sich damit noch ein anderer dunkler Punkt complicirt. Die Kraft der Verwaltung ist bedingt von der Einheit der Verwaltung. Der preußische Staat hat schon einmal bitter genug erfahren müssen, bis zu welchem verhängnißvollen Grade von Kraftlosigkeit der Mangel der Einheit führt. Ist nun auch gegenüber jener früheren Periode heute wenigstens in den höchsten Instanzen eine concentrirte Einheit vorhanden, so fehlt dieselbe doch bekanntlich für die niederen Stufen, für welche die Verwaltungsorganisation in den verschiedenen Theilen des preußischen Staates vorerst noch eine beträchtlich verschiedene ist. Ob die Durchführung einer Verwaltungsreform für einzelne Theile eines Staates nicht ein die Einheit und damit die Kraft der Verwaltung so bedenklich gefährdendes Experiment ist, daß ein Staatsmann sich darauf in keinem Falle einlassen sollte, soll unerörtert bleiben; es mögen zwingende Gründe für den Eintritt in ein solches Experiment sich denken lassen. Die Einheit und damit die Kraft des Staates wird dadurch aber immer gefährdet sein. Um so dringender ist dann Vorsicht nach der Seite der Selbstverwaltung geboten.

Einen Punkt endlich vom höchsten Interesse in der preußischen Verwaltung bildet die Organisation der Landgemeinden. Bekanntlich ist das bisherige Fehlen einer Landgemeindeorganisation ein Gegenstand ständig wiederkehrender Klage für die liberale Seite unserer Volksvertretung. Und in der That vermag man in Süd- und Mitteldeutschland es sich nur schwer oder gar nicht zum Verständnisse zu bringen, wie man es nur habe unternehmen können und mögen, die Verwaltungsorganisation in der Mitte, beim Kreise, zu beginnen und nach oben hin fertig zu stellen, indeß die Organisation der Gemeinde unterblieb. Dem gegenüber bemerkt Meier: „Zu einer erheblichen Bedeutung wird es die östliche Landgemeinde bei ihrer verhältnißmäßig geringen Leistungsfähigkeit überhaupt nicht bringen, der eigentliche Communalverband des platten Landes ist im Osten der Kreis.“ (360.) Wer die Verhältnisse der östlichen Provinzen der preußischen Monarchie nicht aus eigener Anschauung kennen gelernt hat, wird von denselben schwerlich ein richtiges Bild zu gewinnen im Stande sein. Der „selbständige Gutsbezirk“, der diese Verhältnisse durchaus beherrscht, ist dem Süddeutschen zunächst völlig unverständlich. Dieser Gutsbezirk trägt einerseits alle Voraussetzungen einer, wenn auch vielleicht kleinen, selbständigen Ortsgemeinde an sich, und andererseits fehlt ihm doch die erste Voraussetzung für eine selbständige Organisation,

speciell im Rahmen der Selbstverwaltung, vollständig: nämlich eine erheblichere Anzahl gleichberechtigter Gemeindebürger. Der einzige Gemeindebürger im Sinne der süddeutschen Gemeindeorganisation ist der Gutsherr: seine „Leute" sind zwar im Rechtssinne nicht mehr hörig, aber sie stehen sämmtlich in Dienst und Lohn des „Herrn", und ganz undenkbar wäre es, diese „Leute" als Material einer wirklichen Gemeindeorganisation zu verwerthen. Ebenso undenkbar ist es — ein Versuch hierzu würde schon an territorialen Rücksichten scheitern müssen —, die Gutsbezirke mit den wirklich vorhandenen Dorfgemeinden in organische Beziehung zu setzen, wie dies in Süddeutschland, wo die Zahl und der Umfang der „Rittergüter" überdies unverhältnißmäßig geringer, der Fall ist.

Zu der Ausbildung wirklicher leistungsfähiger Dorfgemeinden ist der deutsche Osten nicht gelangt. Bestimmend hierfür war die Entwickelung des preußischen Domänenwesens um die Wende des achtzehnten Jahrhunderts. „Es würde von unabsehbaren Folgen für die Entwickelung der ländlichen Localverwaltung gewesen sein, wenn das System der Vererbpachtung zur Durchführung gelangt wäre. Der Kern desselben bestand darin, daß die bisherigen Vorwerke dismembrirt und in kleinen Parcellen an die Unterthanen überlassen werden sollten." „Das System würde den volkswirthschaftlichen Vortheil einer Umgestaltung der ländlichen Besitzverhältnisse im Sinne der Bildung zahlreicher mittlerer Bauernhöfe gehabt haben." Indem das System der Zeitpacht, das für die Staatskasse weit vortheilhafter war, zur Herrschaft gelangte, wurde die Bildung zahlreicherer wirklicher Dorfgemeinden für immer abgeschnitten. Das mag ja immerhin in den thatsächlichen Verhältnissen, in der „seit Jahrhunderten bestehenden Gesellschaftsverfassung des platten Landes" seine Erklärung finden, „denn nirgends hatte der Feudalismus stärkere Wurzeln getrieben, als in den Gebieten des deutschen Ostens, die den Hauptbestandtheil des preußischen Staates bildeten." Die nothwendige Folge davon aber war und ist: daß bis auf den heutigen Tag lediglich der Kreis der Communalverband des platten Landes geblieben ist, während in Süd- und Mitteldeutschland der Schwerpunkt der Organisation des platten Landes in die bäuerliche Dorfgemeinde sich verlegte.

Durch die die wirthschaftlichen Verhältnisse betreffenden Edicte von 1807—1811 war der Anfang einer Organisation des platten Landes unternommen worden. Den Ausgangspunkt dieser Organisationspläne bildete der Kreis. Die Grundlage für die Arbeit hatte ein Gutachten Vincke's geliefert, Stein modificirte dasselbe soweit es sich allzusehr an das englische Vorbild anlehnte, und Schrötter mit seinen Hilfskräften arbeitete den Organisationsplan definitiv aus. Das Werk wird von Meier dahin charakterisirt, daß es trotz einzelner Lücken und Unvollkommenheiten „den Eindruck der vollsten

Lebensfähigkeit macht, ein der Städteordnung ebenbürtiges Werk." Da mußte im entscheidenden Augenblicke Stein zurücktreten, „ein Ereigniß von einer für die preußische Staatsentwickelung gar nicht zu ermessenden Bedeutung." „Das Fahrzeug war bereits im Hafen, als es von den Nachfolgern Stein's nochmals auf die hohe See der Entwürfe hinausgeführt wurde, eine Fahrt, von der es nicht heimkehren sollte." „In dem Gensdarmerieedict von 1812 fand nach einer schneidenden Ironie der geschichtlichen Entwickelung die ganze große Bewegung ihren Abschluß."

Erst nach mehr als sechs Jahrzehnten gelangte die Organisation des platten Landes zu einem vorläufigen Abschlusse. Inwieweit diese Organisation sich als dauernd haltbar erweisen wird, wissen wir heute noch keineswegs. Gegenüber der anfänglichen schwärmerischen Begeisterung für das englische Ideal des germanischen Geistes auf preußischem Boden ist, wie es scheint, eine starke Ernüchterung eingetreten: man „sammelt Erfahrungen" für die „Revision". So nutzlos sie ist, kann doch die Klage nicht unterdrückt werden: um wie viel weiter wären wir, hätten die Erfahrungen seit dem Jahre 1809 gesammelt werden können!

Tiefgreifende Aenderungen, theilweise geradezu Umwälzungen auf demjenigen Gebiete, das am tiefsten in das Leben des Volkes eingreift, der Verwaltung; tiefgreifende Aenderungen, theilweise geradezu Umwälzungen auf dem Gebiete der Verfassung durch Aufrichtung des deutschen Reiches; die unabweisliche Nothwendigkeit einer raschen und darum naturgemäß vielfach revisionsbedürftigen Gesetzgebung auf den verschiedensten Gebieten; eine vollständige Umgestaltung der Rechtspflege; scharfes und verbittertes Hervortreten kirchenpolitischer Gegensätze, das zu gesetzgeberischen Maßnahmen nöthigte; ein principieller Wechsel in Hinsicht auf die Stellung des Staates gegenüber Handel und Industrie; finanzielle Schwierigkeiten der bedenklichsten Art infolge der in unverantwortlicher Nachlässigkeit bis jetzt verzögerten Ordnung des Reichsfinanzwesens; unheimliches Hervortreten tiefer socialer Uebel und revolutionäre Ausbrüche von Mißstimmung; endlich die Nothwendigkeit, mitten zwischen lauernden Feinden bis an die Zähne gewappnet zu verharren — das ist die Signatur der Zeit für unseren deutschen und speciell den preußischen Staat. Jede einzelne der oben bezeichneten Aufgaben würde genügen, das öffentliche Leben eines Zeitraumes auszufüllen. Der lebenden Generation hat das Geschick sie alle gleichzeitig gestellt. Kaum je waren die Anforderungen des Staates an das Individuum so hoch gespannt als in unseren Tagen; möge die Geschichte nicht das Urtheil fällen: eine große und schwere Zeit habe ein kleines Geschlecht gefunden! Ph. Z.

Briefe von Ewald Christian von Kleist.

1.

Hochwohlgeborner Herr
Hochgeschätzter Freund,

Sie sehen was ich Ihnen vor einen Titel gebe. Ich unterstehe mich vielleicht zu viel, nach der wenigen Bekantschafft, die ich mit Ew. Hochwohlgeboren habe; allein mein Hertz wiedersteht Ihnen einen andern zu geben. Ich habe Sie in einigen Tagen so hochschätzen gelernt, als wenn ich viele Jahre die Ehre Ihres Umganges gehabt hätte. Sie werden mir also diesen Ausbruch meiner Empfindung zu gut halten.

Man hat mir gesagt, daß Ew. Hochwohlgeboren einen gebohrnen Pariser zum lecteur bey Ihre Königl. Hoheit dem Printzen von Preußen suchen, der 400 ℛ. pension bekommen sollte. Darf ich mir die Freyheit nehmen, Ihnen einen gewißen Monsieur de Francheville, einen Sohn des Hofraths aus Berlin, der die Gnade hat dem Printzen von Preußen bekant zu seyn, hiezu vorzuschlagen? Er ist in Paris gebohren und erzogen, hat litteratur, genie, Geschmack, ein gutes Aussehen, einen liebenswürdigen Character, und ist von Voltaire, bey dem er ehemahls Secretaire gewesen, formiret worden.

Es ist hiebey zwar noch anstößig, daß er in Diensten Ihro Maj. des Königes als Copist ist; allein der Marquis d'Argens hat über sich genommen Ihro Majestät um die Erlaßung des Mr. de Francheville zu ersuchen, wenn Ihro Königl. Hoheit der Printz von Preußen ihn verlangen solten, und er glaubt, daß er Gehör finden werde. Wenn also Ew. Hochwohlgeb. dieses project practicable finden solten, woran ich nicht zweifele, da der Printz von Preußen selber sich um seine dimission nicht interessiren darf, bitte ich gehorsahmst es zur Wirklichkeit zu bringen. Vielleicht aber thun Ew. Hochwohlgeboren gut, wenn Sie nicht erwehnen, daß ich ihn vorgeschlagen habe.

Ich bin mit der größten Hochachtung und Freundschaft
Ew. Hochwohlgeboren
gantz ergebenster Freund und
Diener
E. C. v. Kleist.

Potsdam den 4ten April
1755.

Der Herr Hauptmann von Kleist erlauben mir Ew. Hochwohlgeboren hier von meiner Ergebenheit zu versichern, und mich über Dero Rückunft aus Frankreich zu freuen. Ich empfehle mich zur beständigen Gewogenheit.

Ewald.

An
den Stallmstr. v. Brandt
Hochwohlgeb.

2.

Mein Herr und werthester Freund,

Ich kenne den Herrn Lundrot zu wenig, als daß ich ein richtiges Urtheil von ihm fällen könte. Ich habe mit ihm nur eine halbe Stunde und zwar von gleichgültigen Sachen gesprochen, daß ich also seine Stärke und Schwäche nicht weiß. Mich deucht er hat sich mir als einen ehrlichen Mann, dem man schon einen jungen Menschen anvertrauen kan, und der ihn zu allem Guten anhalten wird, und überdem als einen Juristen verrathen. Ein paar gute Freunde, die ihn besser als ich kennen, confirmiren dieses Urtheil, und schreiben ihm noch sonst viel Geschicklichkeit zu. Wenn Sie ihn selber persönlich kennen lernen, werden Sie am richtigsten von ihm urtheilen. Ich bin mit ausnehmender Hochachtung und Freundschafft

Ihr

Potsdam den 24ten April 1755. — gantz ergebenster E. C. v. Kleist.

Monsieur
Monsieur de Brandt
grand-Ecuyer de Son Altesse
royale Monseigneur le Prince
de Prusse
à
Spandau.

3.

Mein Herr und hochgeschätzter Freund,

Ich erfahre von einem Eleve des Herrn Lundrots, dem Lieut. v. Bradke unsers Regiments, daß derselbe seinen Posten als Hofmeister bey Dero Herrn Bruder künftige Ostern verlaßen werde; zugleich erfahre ich, daß der Ministre Graf v. Reuss einen Hofmeister nöthig hat. Wäre es nicht möglich, dem ehrlichen Lundrot diesen Posten zu verschaffen? Der Lieut. v. Bradke sagt mir, daß dem Hr. Lundrot ein großer Gefalle dadurch geschähe, und bittet mich meine bona officia bey Ihnen, mein werthester Freund, dieserwegen anzuwenden. Ich weiß, daß Sie sich ein Vergnügen daraus machen Menschen zu dienen, und vermuthe also, daß Sie ihm zu dieser Stelle behülflich sein werden, wenn es sich thun läßt. Er wird wol selber an Sie schreiben.

Ich verharre mit der zärtlichsten Hochachtung

Mein Herr und geliebtester Freund

Ihr

Potsdam den 12 October 1755 — gantz ergebenster E. C. v. Kleist.

An den Stallmeister v. Brandt
Hochwohlgeb.

4.

Mein liebster Freund,

Ich habe mein Commando nach Ostritz glücklich vollendet. Der arme Major v. Blumenthal aber, der den Major v. Götze und mich ablösete, hat das Unglück gehabt, die Nacht zwischen dem 31 Decbr. und 1 Januar von 400 Croaten überfallen zu werden, die ihn selber nebst 14 Mann von unserm Regiment todt geschoßen, und 6 Mann blessirt haben. Er hat zwar sein Commando ziemlich zusammengerafft, und sich damit auf's Feld gezogen gehabt; allein sie haben ihn verfolgt und umringt, wobey er gleich anfangs geblieben. Der Capt. Knobelsdorff hat sich darauf brav gewehrt, und viele Croaten nieder gemacht, und sie gezwungen unverrichteter Sache abzuziehen und die Flucht zu nehmen. Ich habe bey meiner Compagnie einen gefährlich und einen leicht blessirten. Ersterer wird davon wol sterben. Das Commando bestand zwar aus 200 Mann, davon 100 von uns und 100 vom Jung-Kleistischen Regiment waren; allein die Hälfte ist detachirt, und auf der Wache gewesen, und von den übrigen 100. hat Blumenthal kaum 50 bey sich gehabt; der Rest hat sich auf den Gaßen und auf dem Kirchhofe in Klumpen zusammengezogen, und mit den Croaten, die an verschiedenen Orten in den offenen Flecken gedrungen, chargirt. Der Unterofficier Glück, den Sie kennen, ist auch geblieben. Thiele hat überhaupt 5 Mann verloren. — Die ganze Sache hat nichts zu sagen gehabt, und macht uns Ehre, wenn wir nur den braven Blumenthal nicht verloren hätten, den ich von Herzen bedaure, der dem Regiment noch viele Dienste gethan hätte, und der viel mehr honet-homme war, als er den Schein davon hatte. Knobelsdorff wird nun wol gleich Major werden; ob ich es auch werde, dieß wird die Zeit lehren. — Das Kleistische Regiment hat an Todten und blessirten 12 Mann gehabt, so daß in allem nur 32 Mann von den Banduren sind geschoßen worden. Sie haben aber etliche und 20 Schlitten mit blessirten und Todten beladen gehabt, die sie, ihrer Gewohnheit nach, mitgenommen; 2 Todte haben sie nur liegen laßen. Ein Officier von ihnen ist auch blessirt. — Wenn Sie den Obristen Wopersnow sprechen, so fragen Sie ihn doch, was der König von meiner Majorschafft gesagt hat.

Der verdammte Thieme hat sich wieder erhaschen laßen, und sitzt in Dresden: der König soll befohlen haben, ihn scharf zu examiniren. Er hat ausgesagt, daß er in einem Ueberrock desertirt wäre; wenn mir nur dieses nicht zur Last gelegt würde. Es geben zwar alle Officiers in Garnison ihren Bedienten, die Soldaten sind, Sur-tout-Röcke; allein da mir dadurch ein Unglück begegnet ist, und andern nicht, so kann ich wol allein darunter leiden. Wir wollen das Beste hoffen.

Der Regimentsquartiermeister wird Ihnen in Dresden ihr tractement ausgezahlt haben; wo nicht, so will ich es sogleich überschicken. Winter douceur-Geld wird auch diesen Monat fallen.

Empfehlen Sie mich Ihren, oder wie Sie sagen, unseren Freunden. Ich bin Lebenslang

Ihr

Zittau den 3te Januar 1757. getreuester Kleist.

NS. Ich wünsche Ihnen viel Glück zu ihrem zu hoffenden avancement, noch mehr aber zur Wiederherstellung Ihrer Gesundheit.

Der Sommer.

Der güldne Sommer blickt nun vom Himmel und winket dem Landmann
Den Seegen, den er ihm schenkt, in wartende Scheuren zu sammeln
Und Böden. Er winket auch mir die Schätze, die er verbreitet,
Und seine Schönheit zu sehn und zu besingen. Ich folge.
Es sey die Spitze des Felsen mein Stuhl; dort will ich die Ankunft
Des Morgens und Landvolks erwarten. — — Erscheine, Mutter des Tages,
Vertreib der Dämmerung Meer, das über die Erde sich wälzet,
Erschein' o Sonne, beglück uns! — — Sie kommt! schon blenden im Osten
Die Strahlen des feurigen Wagens, den noch der Horizont decket,
Schon glühn die Felder wie Gold im Feuer. Von purpurnem Glanze
Blitzt der ausdünstende Strom, in welchen Schwäne sich tauchen.
Nun eilt das Wild in den Hayn, der für der Nordluft es schützet,
Und Vögel entschütteln den Thau dem Fittig, und grüßen den Morgen,
Und loben den Herren der Welt mit tausend wirbelnden Liedern.
Dir, dir, Herr, Ehre, dir, dir! durchschallet Wälder und Gründe.
Das Dorf schwärmt auf den Gefilden rc.

Ist dieser Anfang gut? Die unterstrichenen Verse gefallen mir nicht. Wenn ich nur 4 Wochen recht lange Weile hätte, so wolte ich ziemlich mit dem ganzen Gedichte fertig werden. Aber hier habe ich zu viel zu thun, und es wird nun wol wieder ruhen. In Ostritz mußte ich was arbeiten, um nicht für langer Weile zu sterben. Ich habe aber doch noch kaum einmal so viel gemacht; denn ich fiel nur zuletzt darauf. — Da ich mich hier auf den Felsen setze, so muß ich es im Frühlinge nicht thun, und es muß da bleiben, wie es erst war: ich muß mich nur an's Ufer eines Stromes setzen rc.

Grabschrift
auf den Major von Blumenthal,
der den 1sten Jan. 1757 bey Ostritz in der Oberlausitz,
in einem Scharmützel, von den Oesterreichern
erschossen ward.

Witz, Einsicht, Wissenschaft, Geschmack, Bescheidenheit,
Und Menschenlieb' und Tapferkeit,

Und alle Tugenden, vereint mit allen Gaben,
Besaß der, den man hier begraben.
Er starb für's Vaterland, er starb voll Heldenmuth.
Ihr Winde, wehet sanft! Die heil'ge Asche ruht.

Monsier
Monsieur Ewald,
Auditeur du Regiment de S. A. R.
Monseigneur le Prince Henri de Prusse,
au Service de Sa Majesté le Roi de Prusse
presentement
à
Dresden.
In des Herrn General-Majors
v. Willich Behausung zu erfragen.

5.

Liebster Ewald,

Unser erstes Bataillon, das seit 2 Tagen in Hirschfelde, einem offenen Flecken 1 Meile von hier, gestanden, ist gestern Nacht um 3 Uhr von 4000 Mann Oesterreichischer Infanterie (die Cavallerie ungerechnet, die nicht über die Brücke der Neiße kommen können, weil wir sie gut defendirt,) überfallen worden, und hat 22 Todte und 19 blessirte, die Officiers ungerechnet. 3000 Mann haben eine elende Redoute, die wir mit etwa 60 Mann besetzt gehabt, und die auf 200 Mann gemacht gewesen, attaquirt, sie erstiegen, und alles darin niedergemacht, oder tödlich blessirt und gefangen genommen. Die Redoute war, aus Schuld unserer Vorgänger, einem Grenadier-Bataillon und einem Bataillon von Münchow, die erst darin gestanden, sehr schlecht gerathen. Zu geschweigen, daß die Graben nicht tief und breit genug, und die Brustwehren kaum 4 Fuß hoch sind, so ist sie hinten ganz offen, und gar mit keinem Graben und Brustwehr, sondern nur mit spanischen Reutern versehen gewesen, die man mit dem Fuße wegstoßen können. Weil nach Aussage aller deserteurs und Gefangenen, die wir von den Oesterreichern bekommen, 3000 Mann dieselbe attaquirt, folglich wol 10 Mann hoch gestanden haben, so ist es für unser Klümpchen, das kaum 1 Mann hoch darin gestanden, unmöglich gewesen sie zu souteniren, und braver zu thun als es gethan hat. Noch in der Redoute haben 17 todte Oesterreicher gelegen, und um die Redoute 9. Der Major v. Götze ist in derselben geblieben, und der Lieut. v. Friese ist tödlich blessirt worden, daß er heute gestorben. Der Major Knobelsdorff ist auch tödlich blessirt und gefangen, und wird wol sterben. Der Capitain Geuder ist blessirt und gefangen, und Roeder und Pritzke gleichfalls blessirt und gefangen. Zu gleicher Zeit da die Feinde die Redoute attaquirt, hat der Rest von ihrem Corps alle Posten, um den Flecken, an-

gegriffen; sie sind aber allenthalben mit Verlust zurückgewiesen worden, und unsere Officiers und Gemeine haben wie brave Leute sich gehalten. Der Fähndr. v. Roebel besonders hat sich ungemein distinguirt. Der Lieut. Roeder hat auch sehr brav gethan. Die Oesterreicher haben 12 Schlitten voll Todte und blessirte, nach Aussage aller Landleute und deserteurs, mit sich weggeführt, und der Fürst v. Lichtenstein soll todt, der Prinz Louis v. Würtemberg aber blessirt seyn; doch sagen andere den Fürst v. Lichtenstein, der das Commando gehabt, auch nur tödlich blessirt. Wenn die Oesterreicher recht brave Leute gewesen wären, so hätte von dem ganzen Bataillon wenig übrig bleiben, sondern sie hätten einen nach dem andern niedermachen müssen. Kein Posten von uns hat des andern Noth wißen und sehen, und ihn also auch nicht secundiren können. Ein jeder hat geglaubt, er wäre der einzige, der übrig geblieben wäre, nach dem erschrecklichen Feuer und Geschrey, das die Feinde gemacht, und hat sich vorgenommen gehabt, sich bis auf den letzten Mann zu wehren. Nachdem aber die Oesterreicher die redoute erstiegen, und an den andern Posten so tapfere Gegenwehr gefunden, und der Tag angefangen anzubrechen, so haben sie sich retirirt.

Diese Action muß, wenn man nicht Lust hat zu verleumden und zu lästern, unserm Regiment zur größten Ehre gereichen. Wir haben zwar in der Redoute 2 Kanonen verloren; allein dieses ist Vorurtheil, wer kann sie beschützen, wenn alles todt und blessirt ist? Es kann uns auch nicht das geringste Versehen imputirt werden; denn wir sind gar nicht im Schlaf überfallen, sondern angezogen, und auf den ersten Schuß alle auf unsern Posten gewesen. Der Major Götze hat alles gethan, was ein braver Commandeur thun kann. Wie er gesehen, daß die redoute so stark angegriffen worden, hat er noch mehrere Mannschaft, die er zur reserve auf dem Markte gehabt, darein werfen wollen, er ist aber, nachdem er sie avertirt, und wieder zur redoute geeilt, vor derselben von den Croaten erschoßen worden. Der Officier vom reserve hat sogleich gesucht mit seinen Leuten der redoute zu Hülfe zu kommen, sie ist aber schon von den Feinden überstiegen gewesen, und er hat sich Seitwärts setzen, und sich so gut wehren müßen als er gekonnt. Was hiebei Fehlerhaftes vorgegangen, ist der Commandirenden Generals und nicht des Regiments Schuld. Die Generals haben die ganze postirung an der Böhmischen Grenze 10mal gesehen, und alles approbirt oder selber angeordnet. Die Redoute hat nicht getaugt, und wir hätten uns beßer defendiren können, wenn sie auf einer Höhe, die bey Hirschfelde ist, und zwar vor das ganze bataillon, und rechtschaffen wäre angelegt worden; dann hätten wir die Feinde repoussirt, und wenn sie noch einmal so stark gekommen wären. Allein dieses hat der Major v. Götze vor seinen Kopf, und in 2 oder 3 Tagen, die er darin gestanden, nicht bewerkstelligen können.

Wir sind immer zu sicher, und verachten die Feinde ein wenig zu sehr. Unsere Generals haben geglaubt, daß sie den Winter über nur immer mit etlichen hundert Mann, und nicht so viel 1000 agiren würden, und haben nicht gewußt, daß 18000 Mann aus Böhmen sich hierher gezogen haben. — Zu derselben Zeit, wie dieses in Hirschfelde vorging, wurden hier unsere Piquets und Außen Posten auch von 1500 Mann attaquirt. Wir verloren aber nur einige Mann und Pferde, und die Oesterreicher ließen 8 Todte und blessirte zurück. In Ostritz hat man auch zu derselben Stunde attaquirt, und noch an mehr Orten, welches deswegen geschehen, damit niemand Hirschfelde Succurs schicken könne. Ueber 4—7 Tage gehet unser 2tes Bataillon dahin, und ich hoffe daß wir auch was zu thun bekommen werden. Wir werden die Oesterreicher aber beßer bewillkommen, denn nun sind beßere Anstalten gemacht.

Ihr Portrait von Gips habe ich erhalten, und bin Ihnen davor sehr verbunden. Es ist aber durch das Fahren zerbrochen worden, und ich habe zwar, daß es schön gearbeitet, aber keine Aehnlichkeit mehr sehen können. Die 100 ℛ sollen Sie erhalten, sobald ich Major bin.

Leben Sie wol und empfehlen Sie mich unseren Freunden. Ich bin Lebenslang

Ihr

In Eil Zittau den 21st Febr. 1757. getreuster Kleist.

NS. Morgen gehe ich mit 100 Mann auf Commando nach einem Grenzdorf, Herwigsdorf. Vielleicht bin ich so glücklich auch einmal in diesem Kriege was zu thun zu bekommen. Es dauert aber nur 48 Stunden.

Der Füsilier Eulert von Major Götze Compagnie, den Sie kennen, hat sich an der Brücke sehr distinguirt, und nebst 6 Mann verhindert, daß man die Thore der verdeckten Brücke nicht einhauen können; sonst wäre uns die ganze Cavallerie noch auf den Hals gekommen. Er verdient Officier zu werden. — Es sind hierbei besondere Umstände zur Schande eines gewißen Officiers vorgefallen, die ich nicht sagen mag; Sie werden sie aber wol erfahren. Man will mit dem Officier keine Dienste thun. Wenigstens wird es ihm so nah gelegt, daß er wol den Abschied wird suchen müßen. Der Niederträchtige ist es allein vom ganzen Regiment, der nicht wie ein Held gefochten. Sagen Sie aber davon noch an Niemand was; die Uebelgesinnten rechnen die Schande eines einzigen Unwürdigen dem ganzen Regiment an. —

Ich habe diesen Brief nicht sogleich auf die Post geschickt, sondern nur heute den 25sten. Wie Sie sehen, so bin ich in Herwigsdorff lebendig ge-

blieben. Ich habe viel Glück oder Unglück, ich weiß nicht wie ich es nennen soll.

An den Auditeur Ewald, im Regiment Prinz Heinrich von Preußen zu Dresden.

6.

Liebster Freund,

Sollte das Hausensche Regiment in Feindes Lande marchiren, so werde ich mich in die Versetzung schon finden; sonst aber hielte ich es mir für so deshonorant zu Hause zu bleiben, da die ganze Armée im Felde ist, daß ich lieber im Felde wie Mousquetier, als in Garnison wie Major dienen wollte. Ich darf ohne Prahlerey sagen, daß ich mir alles das zu thun getraue, was die thun werden, die beßer wie ich sind angesehen worden, ohngeachtet sie vielleicht mehr sprechen und grimmiger aussehen werden als ich. Das Glück hat mir nicht so wohlgewollt, daß ich bei einer von den Affaires des Prinz Heinrichschen Regiments habe gegenwärtig seyn können; sonst weiß ich, daß es mit mir jetzo beßer aussehen würde, oder ich wäre todt. Ich habe keine Gelegenheit gemieden, sondern vielmehr gesucht, und mich wie gegen das Himmelreich gefreut, wenn nur ein Anschein gewesen ist, daß ich wozu kommen könnte, aber alles vergeblich. — Nun bin ich ehrlicher Major von einem Regiment, bey dem man weder Ehre einlegen, noch Brod haben kann. Ich muß es noch versehen, bis ich weiß wohin wir marchiren. In Garnison wäre ich der unglücklichste Mensch, der lebte, und müßte für chagrin crepiren, oder den Abschied suchen. Marschiren wir aber in's Feld, so werde ich mich über den Verlust Potsdams leicht tröſten, und hoffe mich dann schon wieder herauf zu helfen, oder ich müßte gar kein Glück, d. i. keine Gelegenheit haben. — Wir haben March Ordre und müßen uns schon Pferde kaufen: der Himmel gebe nur, daß es gegen die Franzosen gehet, wie man spricht. — Das Regiment ist sonst vor ein neues Regiment recht schön, und bereits ziemlich in Ordre. Ich meines Theils werde alle meine Kräfte daran strecken, und so viel helfen als ich kann, damit wir uns nur etwas auf unsere Leute verlaßen können. Wenn wir nur noch ein wenig weiter sind, so exerciren wir so gut, als die alten Musquetier-Regimenter, die in den Provinzen stehn, und dann wollen wir die Franzosen schon schlagen. Das Uebelste vor mich ist, daß ich vor meine Compagnie, die der Capit. Geuder bekommen, noch keinen Pfennig erhalten, und vielleicht in etlichen Monaten nichts erhalte, da Geuder gefangen ist, und hier muß ich 432 ℛ. bezahlen, und Pferde und Feld-Equipage anschaffen, und weiß nicht, woher ich es nehme. Hätte ich gewußt, daß ich würde versetzt werden, so hätte ich mich sehr gehütet, so viel in meine gehabte Compagnie zu stecken. Ich habe den Winter

über 600 ₰ an kleine Mondirungs-Stücke ꝛc. gewandt, und nichts in der Tasche behalten, und nun muß ich warten Gott weiß wie lange, ehe ich wieder was bekomme. Ich weiß nicht, wo ich für Sorgen den Kopf lassen soll, er ist mir schwer als wenn ich Bley darin hätte, aber ich hoffe doch alles zu überwinden.

So bald ich ein wenig Zeit habe, werde ich Hrn. P. Meyer, und Alle, die Sie mir genannt haben, besuchen. Besonders werde ich ehester Tage bey Lamprecht gehn und ihm sagen, daß er auf eine Bedienung für Sie vigiliren soll. An Gleim werde ich dieses auch schreiben. Ich muß Ihnen nun doch beichten, wer der Stabs-Officier war, der mich avertirte, daß man Sie weghelfen wollte. Dieser war Binius, von dem ich so viel Ehrlichkeit nicht vermuthet hätte. Es könnte aber auch seyn, daß er es nur so gefährlich gemacht hätte, um Sie zu bewegen, ehestens zum Regiment zu kommen, und wenn Sie darüber den Abschied gefordert, so können Sie sich geirrt haben. Aber es ist überdem am beßten für Sie gewesen, Sie hätten keine Campagne mehr ausgehalten, und zu lange kann es nicht mehr währen, so müßen Sie doch versorgt werden. Ich werde mich unendlich freuen, wenn es nach ihrem Wunsch geschiehet, und wenn Sie so glücklich werden, als Sie es verdienen. Ich werde auch noch glücklich werden, sollt es auch Gott weiß wo seyn. Je widriger es mir gehet, je mehr Muth habe ich fast, und ich hoffe die wenige Zeit, die ich noch zu leben habe, schon Lebens Unterhalt mit Ehren zu finden, und mehr verlange ich nicht.

Empfehlen Sie mich dem Herrn Stallmeister v. Brandt, Herrn Bianconi, v. Hagedorn, Rost und Rabnern auf's ergebenste. Ich bin Lebenslang

Ihr

In größter Eil getreuester

Halle den 14ten März Kleist.

1757.

NS. Was ist es für ein Spitzbube, der in Dresden die geschriebne Zeitung macht?! Er verdiente für seine infame Lügen, die nun in andere Zeitungen nachgedruckt werden, und dafür, daß er schreibt, das Prinz Heinrich Bataillon in Hirschfelde wäre ganz in die Pfanne gehauen worden, daß man ihn durch die Uebriggebliebenen Spießruthen laufen ließe, damit er überführt würde, daß noch welche davon leben.

Meine relation von dem Hirschfelder Scharmützel war nur für Sie geschrieben, und nicht daß Prinzen daraus von meiner capacité urtheilen könnten. Wenn Sie meine capacité darnach messen, so werden Sie dieselbe nicht länger halten, als bisher geschehen ist. Mir ahnt aber immer noch, daß ich einmal so glücklich sein werde zu zeigen, daß ich ein beßer sort verdient hätte, als ich habe.

Zerreißen Sie doch diesen Brief. Ich schreibe Ihnen, als wenn ich mit mir selber spräche, und allzu offenherzig.

Monsieur
Monsieur Ewald
Auditeur du Regiment de Son Altesse royale, Monseigneur le Prince Henri de Prusse, présentement
à
Dresde.

7.

Mein Herr und sehr werthgeschätzter Freund

Ich kenne Ihre Art zu denken, und weiß, daß Sie sich glücklich halten, wenn Sie jemand glücklich machen können, daher addressire ich mich so oft an Sie, als ich jemand weiß, zu deßen Glücke Sie was beitragen können. Der Herr Lessing, den Sie in Berlin werden gekannt haben und der noch bisher sowol hier wie dort ohne Bedienung lebt, möchte gern Secretaire bey dem englischen Gesandten Mr. Mitchel werden, als welcher, wie ich höre, einen deutschen Secretaire suchen soll. Sie kennen den Herrn Gesandten, wollten Sie nicht den braven und sehr geschickten Lessing zu dieser Stelle vorschlagen? Ich darf ihn nicht empfehlen, Sie kennen ihn selber als einen Mann von Kopf, vieler Geschicklichkeit, und von einem guten Charakter, ich will daher hiervon keine Erwähnung thun, nur dieses muß ich Ihnen sagen, daß er sehr gut englisch, französisch und italienisch spricht und schreibt, als woran dem Herrn Gesandten besonders gelegen seyn wird.

Erzeigen Sie ihm und mir die große Gefälligkeit, und machen Sie, daß er diesen Posten erhält. Ich erwarte ehestens Antwort, wie viel meine ergebenste Bitte bey Ihnen gegolten, und bin Lebenslang mit der größten Hochachtung und Freundschaft

Mein Herr und sehr werthgeschätzter Freund
Dero
ganz ergebenster Freund und Diener
E. C. v. Kleist.

Leipzig den 27ten Mai
1757.

NS. Ist Prag noch nicht bald über? Wenn Sie davon was schreiben dürfen, bitte ich mir Nachricht davon aus, wie auch von andern Vorfallenheiten bey der Armee. Ich armer unglücklicher darf an unsern Siegen keinen Theil nehmen, und bin hier in einem Winkel versteckt, wo ich nicht einmal was erfahre! Man erlaubt mir nicht mit Ehren zu sterben, viel weniger zu leben!

An den Stallmeister Seiner
Königl. Hoheit des Prinzen Heinrich
v. Preussen
Herrn v. Brand
Hochwohlgeboren.

8.

Werthester und geehrtester Freund,

Es ist Schade, daß der Gesandtschafts-Secretair des Mr. Mitchel nicht noch ein wenig krank geblieben, daß der Lessing diese Stelle hätte erhalten können. Sollte indeßen eine andere Secretair-Stelle bey etwa einem Prinzen rc. oder auch sonst eine civil-Bedienung vacant werden, so erinnern Sie sich doch dieses braven Mannes, der Ihnen schon für die Bemühung, die Sie seinetwegen gehabt, mit dem englischen Gesandten zu sprechen, unendliche obligation hat. Er hat mit einem Sachsen auf Reisen gehen sollen, der aber jetzo des Krieges wegen, der ihm viel Unkosten macht, nicht reisen will. Da wir Preußen also Schuld sind, daß sein Glück und Vergnügen unterbrochen worden, so ist es billig, daß wir ihn schadlos halten, und ihm in unserm Lande unterhelfen. Ich habe das Vertrauen zu Ihnen, daß Sie das Ihrige dazu beytragen werden, und verharre Lebenslang mit der größten Hochachtung und Freundschaft

Werthester und geehrtester Freund
Ihr
gehorsamster treuer Diener
E. C. v. Kleist.

Leipzig den 18ten Juni 1757.

NS. Ist Prag noch nicht bald über? Hat der Herzog von Bevern den Daun noch nicht geschlagen? Letzteres wird hier von einigen bejahet, von andern verneinet. Benachrichtigen Sie mich doch davon, im Fall es nicht verboten ist von Kriegs-Sachen zu schreiben.

An den Stallmeister v. Brand
Hochwohlgeboren.

9.

Werthester und geehrtester Freund,

Ich bin Ihnen zu oft mit meinen Briefen beschwerlich, ich erkenne mein Unrecht, und ich werde es künftig nicht mehr so oft sein. Jetzo aber da ich erfahren, daß der jüngere Herr Beguelin todt seyn soll, muß ich Sie noch einmal erinnern, ob es nicht anginge, dem Herrn Lessing die erledigte Stelle bey dem jüngsten Prinzen von Preußen zu verschaffen. Vielleicht ist die Religion im Wege, da Herr Lessing Lutherisch ist, vielleicht ist auch im Wege, daß Herr Lessing kein Franzose, oder Schweizer ist. Sollten aber diese beyden Umstände nicht hinderlich seyn, so sehe ich nicht ab, wo man einen beßern Mann für diesen Posten finden könne. Herr Lessing hat so viel Philosophie und Mathematik, als der ältere Herr Beguelin, und weiß überhaupt so viel als man wißen kann. Er spricht gut französisch, kann italienisch,

englisch, und die todten Sprachen, hat dabey einen sehr edlen Charakter, und sehr gutes Ansehen, und natürliche gute Manieren.

Wenn es nöthig wäre, daß er sich etwan in Berlin an jemand praesentirte, der dieser wegen Commission hat, so würde er gerne dahin gehen, gesetzt auch, daß er nachher nicht angenommen würde; denn er will ohne dem ehestens nach Berlin reisen.

Ich bin versichert, daß Sie an diese Sache schon gedacht haben, und daß Sie schon wissen werden, ob sie practicable ist, oder nicht. Verzeihen Sie also, daß ich mir die Freyheit nehme, Sie nochmals daran zu erinnern.

Ich verharre mit der größten Hochachtung Lebenslang

Meines werthesten und geehrtesten Freundes

Leipzig den 3ten Juli 1757. ganz ergebenster Diener E. C. v. Kleist.

An den Stallmeister v. Brand Hochwohlgeb.

Zu Lessing's Laokoon.*)

Obgleich ich weit davon entfernt bin, die neue Schrift Dühring's, welche auf eine vollkommene Verurtheilung der sämmtlichen Leistungen Lessing's hinausläuft, zu unterschreiben, so scheinen mir doch die Einwürfe Dühring's gegen die Lessing'sche Auffassung der Laokoongruppe und die daraus entwickelten Grundsätze der Kunst im vollen Maße die Beachtung auch weiterer Kreise zu verdienen. Ich versuche demnach im Folgenden die Hauptpunkte der Dühring'schen Kritik, unter Berücksichtigung des schon in zweiter Auflage erschienenen trefflichen Commentars Blümner's, der Prüfung des vorurtheilsfreien Lesers zu unterbreiten, selbstverständlich unter Beiseitelassung des scheltenden Tones, welchen Dühring an mehr als einer Stelle anzuschlagen für gut befunden hat.

1.

Lessing findet die Antwort auf die Frage, warum der Laokoon der Gruppe nicht schreie, während Virgil ihn schreiend darstelle, einmal darin, daß es überall Grundsatz bei den Griechen gewesen sei, in plastischen und

*) Dühring, Die Ueberschätzung Lessing's und dessen Anwaltschaft für die Juden. 1881.

Lessing's Laokoon, herausgegeben und erläutert von Hugo Blümner. Zweite Auflage. 1880.

malerischen Kunstwerken den Ausdruck der leidenschaftlichen Affecte dem höheren Gesetze der Schönheit zu opfern. Er erläutert die Praxis der griechischen Künstler an des Timanthes Gemälde von der Opferung der Iphigenia in Aulis, auf welchem die übrigen Anwesenden traurig oder ernst dreinschauten, Agamemnon aber mit verhülltem Haupte dargestellt war. Nach Lessing hat Timanthes dieses Bild durchaus mit Rücksicht auf das dasselbe beschauende Publikum geschaffen. Um nämlich demselben den Anblick des schmerzerfüllten und, wie Lessing meint, vom Schmerz verzerrten Angesichtes des Agamemnon zu ersparen, verhüllte er dasselbe.

Erstlich ist es nun keineswegs nöthig, sich das Antlitz des Königs schmerzentstellt zu denken. Der Schmerz der Niobe ist offenbar noch viel entsetzlicher als der des Agamemnon, und doch hat der Künstler hier die höchste Schönheit zu bewahren gewußt. Aber abgesehen hiervon ist es eines wirklichen Künstlers unwürdig, sich in seinem Schaffen durch das Publikum bestimmen zu lassen und, wie schon Rumohr bemerkte, das geistig und sittlich Unerfreuliche — hier die Darstellung der heftigen Affecte — durch eine gewisse Halbheit des Eingehens oder durch ein unvermeidlich widriges Schminken und Beschönigen zu einem Ergötzlichen und Anziehenden umzuwandeln. Vielmehr muß jedes Bild aus der Situation heraus verstanden und erklärt werden. Und da ergiebt sich nun folgendes. Wenn Agamemnon bei der Opferabschlachtung zugegen sein sollte, und als Oberfeldherr mußte er dies, so begreift man auch ohne jene Auslegung vollkommen, daß er sein Antlitz verhüllt oder, was dasselbe sein würde, sich abwendet. Denn einmal will er als Vater das Grausige nicht sehen; ist es doch sein geliebtes Kind, das da geopfert wird; und eben so wenig will er von den Umstehenden gesehen werden, ihre Blicke sind ihm lästig, besonders da er in der wenig beneidenswerthen Lage des von Kalchas Gedemüthigten ist und so etwas wie Scham empfindet. Durch die den Griechen völlig geläufige Sitte der Verhüllung des Hauptes (vgl. Eurip. Iph. Aul. 1547—50) entzieht er sich der doppelten Widrigkeit.

Eben so wenig nun, wie bei dem Gemälde des Timanthes, darf man bei der Laokoongruppe annehmen, daß die Künstler aus Rücksichten des äußerlichen Eindruckes auf das Publikum den Ausdruck geopfert und so eine Veränderung mit der thatsächlichen Wahrheit vorgenommen haben. Vielmehr ist auch hier aus dem Gegenstande heraus der Umstand, daß Laokoon nicht schreit, zu erklären. Laokoon empfindet ja nicht nur das Gefühl des physischen Schmerzes, sondern daneben den geistigen Schmerz über die siegende Dummheit und das herbe Loos, das in Folge davon auch seine Söhne trifft. Jener erstere, der physische Schmerz, allein hätte ihn ohne Zweifel zum Schreien gebracht — neben jenem andern mußte er zurücktreten. Denn wer noch schreien kann, der empfindet nicht jene höchsten Grade und gesteigerten Gat-

tungen der Pein, welche der Verletzung der stärksten und edelsten Gefühle entspringt. Bedenkt man außerdem noch, daß des Laokoon Stolz den feindlichen Göttern trotzt, so wird man es noch begreiflicher finden, wenn er nicht schreit.

Lessing fragt aber nicht blos: Warum schreit der Laokoon der Künstler nicht? sondern weiter: Warum schreit der Laokoon Virgil's? Diese Gegenüberstellung ist falsch. Denn sie erweckt die Meinung, als sei Virgil's Behandlung etwas für die Poesie Maßgebendes. Das ist sie aber nicht, denn Virgil ist kein summus poeta und darf nicht, wie Lessing thut, mit Homer auf eine Stufe gestellt werden. Ein besserer Dichter als Virgil hätte den Laokoon nicht wie einen Stier brüllen lassen. Wenn man aber auf die schreienden homerischen Helden hinweist, so vergißt man, daß die homerischen Naivetäten ganz andere Voraussetzungen haben.

Hieraus erhellt, daß Dühring in der Beurtheilung Lessing's im wesentlichen auf dem Standpunkte Justi's steht, der im Leben Winckelmann's (II, 2, S. 239) von Lessing sagt, es habe ihm die beschauliche Fähigkeit gefehlt, welche zur Vertiefung in plastische Werke unumgänglich ist; „erst seit ihm die Kunst als Veranlassung literarischer Discussionen, als Interesse der deutschen Leserwelt entgegentrat, betheiligte er sich auch an diesen Dingen mit der Lebhaftigkeit, die er in alles legte; aber selbst da war es ihm weniger um die Sache zu thun, als um die Theorien, die er daran knüpfte, um Berichtigung allerhand positiv-historischer Einzelheiten, endlich um den Kampf. Und seine Theorie ist durchaus ein Reflex von Winckelmann's Lehren nicht ohne das Medium Mendelssohn's. Seine Dialektik, nicht durch die Anschauung in Schach gehalten, entleert sich auch von Inhalt, und er kommt auf ein System, das, wenn es Einfluß hätte gewinnen können, eine geradezu auszehrende Wirkung auf die Kunst geübt haben müßte."

Wenn nämlich in der That ideale Schönheit der Formen*) das oberste Gesetz der Kunst ist und ihr alles weichen muß, was sich nicht mit ihr verträgt, so folgt nach Lessing:

1) Daß das Porträt einen ganz untergeordneten Werth hat. Denn nach Lessing läßt das Porträt wohl ein Ideal zu, aber die Aehnlichkeit muß darüber herrschen; es ist das Ideal eines gewissen Menschen, nicht das Ideal eines Menschen überhaupt.

2) Daß ebenfalls die Blumen- und Landschaftsmalerei nur einen sehr niedrigen Rang beanspruchen kann. Denn ein Ideal körperlicher Schönheit

*) Im Laokoon und den Nachträgen erhebt nach Blümner's richtiger Bemerkung Lessing überall auf das schärfste die Schönheit der Form zum Princip, während in den übrigen Schriften seine Definition schwankt.

giebt es nur im Menschen, bei den Thieren schon weniger, in der vegetabilischen und leblosen Natur aber gar nicht.

3) Daß ferner die Farbe einen sehr untergeordneten Werth hat. Denn nicht auf ihr, sondern auf der Bildung der Formen beruht die Schönheit. Lessing sagt geradezu: „Wenn es wahr ist, daß man in den Zeichnungen der besten Maler einen Geist, ein Leben, eine Freiheit, eine Zärtlichkeit (= Zartheit) findet, die man in ihren Malereien vermißt, so frage ich, ob wohl das bewunderungswürdigste Colorit uns für allen diesen Verlust schadlos halten kann? Ja ich möchte fragen, ob es nicht zu wünschen wäre, die Kunst mit Oelfarben zu malen möchte gar nicht sein erfunden worden."

4) Endlich folgt hieraus die untergeordnete Bedeutung der Historienmalerei. Denn nach Lessing ist man auf sie nur verfallen, „um körperliche Schönheit von mehr als Einer Art zusammenbringen zu können". Nicht der Ausdruck und die Bedeutung der Historie sei das letzte Endziel der Maler, und diejenigen Maler seien zu tadeln, welche das Mittel zur Absicht gemacht.

Demnach würde die Lessing'sche Regel die moderne Kunst nur einengen, und man wird Blümner zustimmen, wenn er den Satz hinstellt: „Schönheit ist wohl Haupt-, aber nicht alleiniger Zweck der Kunst; sie kann des Ausdruckes nicht entbehren."*)

2.

Aber eben so bedenklich steht es mit einem zweiten Grundsatze, welchen Lessing, von der Laokoongruppe ausgehend, als allgemeine Regel für die Kunst hinstellt. Nach ihm mußten die Künstler des Laokoon, abgesehen von dem Gesetze der Schönheit, deshalb in der Darstellung des Schmerzes Maß halten, weil sie durch ihr Material, den Marmor, an Einen Moment gebunden waren, nur Einen Moment darstellen konnten. Welchen mußten sie wählen?

1) Einen prägnanten Moment, d. h. einen solchen, der der Phantasie den weitesten Spielraum ließ. Das war aber nicht der Moment des

*) Es mag bei dieser Veranlassung erinnert werden an die Worte Schiller's im Briefwechsel mit Goethe Nr. 334: „Es wäre, däucht mir, jetzt gerade der rechte Moment, daß die griechischen Kunstwerke von Seiten des Charakteristischen beleuchtet und durchgegangen würden; denn allgemein herrscht noch immer der Winckelmann'sche und Lessing'sche Begriff, und unsere allerneuesten Aesthetiker lassen sich's recht sauer werden, das Schöne der Griechen von allem Charakteristischen zu befreien und dieses zum Merkzeichen des Modernen zu machen. — — Wie hat man sich von jeher abgequält und quält sich noch, die derbe, oft niedrige und häßliche Natur im Homer und in den Tragikern bei den Begriffen durchzubringen, die man sich von dem griechischen Schönen gebildet hat. Möchte es doch einmal einer wagen, den Begriff und selbst das Wort Schönheit aus dem Umlauf zu bringen und, wie billig, die Wahrheit in ihrem vollständigsten Sinne an seine Stelle zu setzen!" Man vergleiche auch Nr. 396.

Schreiens, wo die höchste Staffel des Affectes bereits erreicht ist, sondern der des Seufzens.

2) Einen dauernden, keinen transitorischen, wie doch das Schreien ist; denn die Verewigung desselben im Stein wäre wider die Natur.

Bei der Aufstellung des ersten Satzes rechnet Lessing offenbar mit dem, was nicht gemalt und nicht plastisch verkörpert ist. Die Maler und Bildhauer müßten demnach, wie Dühring spottend meint, eigentlich zur Nachhilfe an ihre Gemälde und Statuen Zettel anheften und das Publikum ersuchen, gefälligst das, was kommen soll oder nicht gemalt ist, sich selbst in der Phantasie weiter ausmalen zu wollen. „Ich bestreite nicht," fährt derselbe fort, „daß es Malerstücke und Bildhauererzeugnisse geben mag, bei denen solche Zettel wohl angebracht wären, wenn sie auch thatsächlich fehlen. Es ist aber seitens Lessing's wirklich eine lustige Theorie, anstatt die Beharrlichkeit und Geschlossenheit des Zustandes in sich selbst zur Vorbedingung des Malerischen zu machen, gerade im Gegentheil den Fehler in ein Meisterwerk zu verwandeln." Auch widerlegt der Laokoon selbst die Ansicht Lessing's. Denn der jüngste Sohn ist factisch schon bei der höchsten Staffel angelangt: er ist schon eine Beute des Todes. Treffend führt Blümner dann die Niobe an; „sehen wir sie nicht auf der höchsten Staffel des Schmerzes, nach welchem blos noch Tod, Versteinerung, eintreten kann?" Muß die Phantasie durchaus mit dem nicht Dargestellten beschäftigt werden, so mag sie, anstatt sich dem erst Kommenden zuzuwenden, sich an das bereits Vergangene halten und „die ganze Scala der vorhergehenden Actionen am Bildwerke selbst reconstruiren." Das ist kein Sinken der Phantasie zu schwächeren Bildern, das ist vielmehr ein Triumph des Künstlers, welcher durch einen einzigen Moment dem Beschauer die ganze vorhergehende Handlung vor Augen zu rufen weiß. Wozu also die Beschränkung des bildenden Künstlers? mag er darstellen was er will; „nicht ein Aeußerstes überhaupt, sondern ein Aeußerstes besonderer Art ist ihm verboten, ein solches das aus weiteren qualitativen Stilgesetzen unauflösbar häßlich ist." (Vischer.)

Nicht minder unberechtigt ist es, wenn Lessing zweitens dem bildenden Künstler die Darstellung eines transitorischen, schnell vorübergehenden Momentes verbietet und ausschließlich einen dauernden verlangt. Erstlich trifft dies bei der Laokoongruppe nicht einmal zu, denn ist nicht Seufzen eben so transitorisch wie Schreien? Und wenn man nun gar die weitere Entwickelung der Kunst betrachtet, so wird man Justi (II, 2, S. 243) beistimmen, daß „kaum je ein Satz behauptet worden ist, dem die ganze Geschichte der Kunst ein so entschiedenes Dementi gäbe. Bewegung ist in der Malerei das mit stetig wachsender Entschiedenheit und Erfolg erstrebte Ziel, und wenn man alle poetischen und prosaischen Aeußerungen über Werke alter und neuer

Zeit sammeln wollte, so würde sich wahrscheinlich ergeben, daß die Mehrzahl den Ausdruck der Bewegung preisen." Nur unter einer Bedingung gewinnt die Lessing'sche Forderung Sinn: wenn man sich nämlich mit Blümner entschließt, mit dem Transitorischen Lessing's den Begriff des plötzlichen Ausbrechens und plötzlichen Verschwindens zu verbinden. Aber da hiermit das von Lessing selbst (vgl. Laokoon III) gewählte Beispiel vom lachenden Kopfe des La Mettrie nicht stimmt, so möchte diese Deutung kaum zu billigen und auch nach dieser Seite hin der von Lessing mit blendender Dialektik unternommene Versuch, die Grenzen der Kunst durch vernunftmäßig gefundene Schlüsse einzuengen, als mißlungen zu bezeichnen sein. E. Z.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Politische Randglossen. Die griechisch-türkischen und andere Händel. Was die Großmächte dem Königreiche Griechenland als dessen Gewinn aus der letzten Theilung der Türkei angeboten haben, ist etwa ein Drittel dessen, was sie vor zwei Jahren auf der Berliner Conferenz als den griechischen Antheil bestimmten, aber es ist ohne Frage der für Griechenland werthvollste Theil, er umfaßt die weite thessalische Ebene, diese ist ergiebiger als irgend eine Landschaft des heutigen Königreichs und sie ist fast ausschließlich von Hellenen bewohnt. In Epirus, das bei der Türkei verbleiben soll, liegen die Bodenverhältnisse wie die Bevölkerungsverhältnisse weniger günstig. Man ist in Athen nicht so blöde gewesen, das Geschenk abzulehnen, aber es begreift sich, daß man den Rückzug von der höher gespannten Forderung mit Anstand bewerkstelligen und sich zur Annexion des kleiner zugeschnittenen Gebietes gewissermaßen zwingen lassen will. Während die eine Hand nach dem begehrten Besitze greift, unterschreibt die andere einen Protest, daß die Gabe nicht reichlicher ausgefallen ist. Das Angebot der Mächte abzulehnen und die Sache auf die Spitze des Schwertes zu stellen, hätte nur dann einen Sinn gehabt, wenn der Krieg aus anderen Gründen eine Nothwendigkeit, wenn er an sich wünschenswerth gewesen wäre, wenn man von einem kriegerischen Aufschwunge der Nation eine besonders günstige Rückwirkung für die innere Lage sich versprochen hätte. Denn daß der Krieg, auf seine moralischen Wirkungen angesehen, unter Umständen ein Glück für ein Land ist, das Selbstgefühl hebt, neue Kräfte emportreibt, Versumpfung in frisches Leben umsetzt, das ist unserem erlauchten Feldmarschall schlechterdings nicht abzustreiten: wenn er nicht im Rechte gewesen wäre, so hätte nicht der Unverstand seine sittliche Entrüstung in so vollen Schaalen über ihn ausgegossen. Die Hellenen aber mögen ihrerseits weise handeln, daß sie das Kriegsspiel vermeiden, wenn es nicht von der Noth

geboten ist. Ob ihr Selbstgefühl gehoben aus dem Kampfe hervorgehen würde, ist ja immerhin zweifelhaft. Und jedenfalls hätten sie, auch den günstigsten Ausgang vorausgesetzt, geringe Aussicht, am Ende des Kampfes ein höher gestecktes Ziel zu erreichen. Denn dem Kriege ein Ende zu machen, würden doch die Großmächte sich vorbehalten, die Bedingungen des Friedensschlusses lägen in ihrer Hand, und wenn sie heute entschlossen sind, vom Leibe der Türkei kein größeres Stück abzutrennen als Thessalien, so würden sie durch die Wechselfälle eines griechisch-türkischen Krieges schwerlich andern Sinnes werden. Die Griechen hätten, wenn sie das Angebot der Mächte ablehnten, allerdings nicht viel riskirt, doch andererseits stand der mögliche Gewinn nicht im Verhältniß zu den Opfern eines problematischen Waffenganges. Im Grunde bekunden die europäischen Mächte doch ein außerordentliches Interesse für die Sache der Hellenen, daß sie ihnen ohne Weiteres einen werthvollen Landstrich auf Kosten des bisherigen Besitzers zutheilen. Es liegt darin mehr als nur ein augenblickliches Geschenk von so und so viel Quadratmeilen Landes. Mittelbar liegt darin die moralische Anerkennung ihrer Ansprüche überhaupt, ihrer Nationalität, ihrer Zukunft; wie ja auch der Ausspruch der Berliner Conferenz nicht ungeschehen gemacht werden kann und von seinem moralischen Werthe dadurch nichts verliert, daß die Ausführung desselben für jetzt sich als unmöglich herausgestellt hat. Die Griechen sind darum in ihrem Rechte, wenn sie die Mächte an jener früheren Entscheidung festhalten, obgleich dies für den Augenblick einen praktischen Erfolg so wenig hat als ihre Verwendung für ein besseres Loos ihrer epirotischen Landsleute. Praktisch ist von ihren Vorbehalten blos der, welcher eine Garantie der Mächte für die schleunige Aushändigung des ihnen zugesprochenen Gebietes betrifft. Der Vorbehalt ist gerechtfertigt, wenn man sich des langwierigen und zweideutigen Handels um Dulcigno erinnert, und die Pforte kann unmöglich Empfindlichkeit darüber heucheln, daß man in ihre Loyalität einige Zweifel setzt. Wie aber die Mächte diesem Verlangen auf eine wirksame Weise entsprechen wollen, ist heute noch ein Räthsel. Die Griechen sind jetzt so zu sagen im rechtlichen, aber wahrscheinlich noch lange nicht im thatsächlichen Besitze von Thessalien. Auch um die bloße Besitzergreifung ihres Eigenthums sind sie vielleicht genöthigt zum Schwerte zu greifen. Ihre militärischen Rüstungen haben sie auf keinen Fall vergeblich gemacht. Sie brauchen das Heer auch zur friedlichen Occupation und je achtungswerther es ist, um so leichter, darf man hoffen, wird diese von Statten gehen. Ein übertriebener Optimismus wird aber nirgends vorhanden sein. Sucht die Pforte nach Vorwänden und Ausflüchten, so wird sie dieselben eben in den Vorbehalten der griechischen Antwort finden. Man darf von ihr schon um deswillen die ermüdendsten Winkelzüge, ja eine Hartnäckigkeit zum Aeußersten erwarten, weil sie wohl weiß, daß die europäischen

Mächte jetzt von ganz anderen Interessen und Sorgen in Anspruch genommen sind und sammt und sonders nur mehr mit halbem Ohre nach dem Streite um die griechische Grenze horchen. Möglich, daß gerade der Wunsch, diesen Streit aus dem Wege zu schaffen, zu einem energischen Auftreten in Konstantinopel antreibt. Doch irgend ein thätliches Einschreiten ist von keiner Seite zu erwarten, und noch viel weniger ein gemeinsames. Das weiß man auf der Pforte, und die Krisis in Petersburg, wie das gegen Tunis heranziehende Ungewitter mögen ihr, von dieser Seite gesehen, als erwünschte Ableiter für die bisher vornehmlich ihren Angelegenheiten zugewandte öffentliche Aufmerksamkeit erscheinen.

In Petersburg sind jetzt die Kaisermörder gerichtet und der Spruch vollzogen. Aber der trostlose Eindruck, den die dortigen Zustände machen, ist noch um nichts vermindert. Anstatt daß durch die Abwickelung des Processes die Luft gereinigt worden wäre, haben die Aussagen der Abgeurtheilten der Befürchtung, daß nur die ausführenden Werkzeuge, nicht aber die Urheber und Leiter der Verschwörung gefaßt worden sind, neue Nahrung gegeben. Und mag es sich mit der Organisation der terroristischen Secte wirklich so verhalten, wie Scheljabow aussagte, oder nicht, daran ist nicht zu zweifeln, daß zahlreiche Köpfe bereit sind dasselbe zu thun, wofür er mit seinen vier Genossen an den Galgen gehängt wurde. Das Dunkel, das über dieser Secte liegt, ist im Grunde so wenig aufgehellt, wie nach den früheren Processen und Hinrichtungen. Die Ungewißheit, wie weit und wie hoch die Verschwörung sich verzweigt, lähmt Alles in Schrecken, und wie durch die Mordthat vom 13. März die besseren Klassen der Gesellschaft nicht aus ihrer stumpfen Gleichgiltigkeit aufgeweckt worden sind, so verharrt auch die Regierung noch in ihrer Unthätigkeit, die Entschlüsse schwanken und wechseln, die nächste Sorge bleibt die, die äußere Ordnung ängstlich zusammenzuhalten, und man gewinnt den Eindruck, als ob alles in Erwartung neuer Explosionen, neuer, unerhörter Begebenheiten stünde.

Die tunesische Action entwickelt sich langsamer als die kriegerische Aufregung in Paris voraussehen ließ. Die Hindernisse, die sich eingestellt haben, liegen theils in der Natur des Berglandes, wo die Franzosen ihre Revanche zu nehmen haben, theils in den Mängeln des Heerwesens, die sich bei der Mobilisirung herausstellten. Die französischen Blätter wimmeln von Anklagen gegen die Kriegsverwaltung, von boshaften Erzählungen über Mißverständnisse, Irrungen, Versäumnisse aller Art. Unmöglich können diese Berichte aus der Luft gegriffen sein. Man muß also annehmen, daß die Mobilisirung auch nur eines kleinen Truppentheiles wirklich auf Schwierigkeiten stößt, die nach den ungeheueren Anstrengungen, welche man auf die Heeresorganisation verwandt, und nach den selbstbewußten Commentaren,

welche die große Heerschau im Juli vorigen Jahres begleiteten, überraschen müssen. Bemerkenswerth ist aber, daß, während man mit dem einen Auge nach diesen Fehlern späht, das andere Auge beständig nach der Ostgrenze schielt. Die öffentliche Kritik ergreift den Anlaß, um auch über die militärischen Anordnungen und Festungsbauten in den östlichen Landestheilen ein strenges Gericht zu halten. Man erkennt daraus, daß die Franzosen nur mit sehr getheilter Empfindung in den afrikanischen Feldzug gehen: die Hälfte ihres Interesses bleibt zu Hause, bleibt den Vogesen zugewandt. Sie werden militärisch und politisch nichts unternehmen wollen, was auf die unbeirrt festgehaltene Revanchepolitik gegen Deutschland ungünstig zurückwirken könnte, und der Credit, den die Regierung zur Züchtigung der Khrumirs von den Kammern verlangte, ist vorsichtig auf blos sechs Millionen Francs bemessen. Offenbar behält sie sich vor, die Ziele der Expedition nach Umständen zu erweitern oder auch zu beschränken. Freilich die politische Wirkung, welche schon die Ankündigung der Expedition hervorgebracht hat, läßt sich nicht mehr rückgängig machen: die Rivalität mit Italien wegen des Besitzes von Tunis ist zum offenen Ausbruche gekommen, und die langdauernde Ministerkrisis in Rom war ein deutliches Anzeichen, daß man hier die Vernichtung lange gehegter Hoffnungen, sorgfältig vorbereiteter Pläne aufs tiefste empfindet und nicht wieder vergißt. g.

Aus Berlin. Ernesto Rossi. Vorbereitungen zur Nibelungentrilogie. Architektonisches. Die Ausstellung von Lehrlingsarbeiten. Die Saltzmann'schen Skizzen. — Unser Theaterpublikum, das in der verflossenen Wintersaison nicht gerade mit neuen durchschlagenden Stücken oder sonstigen hervorragenden Bühnenereignissen verwöhnt worden ist, ergötzt sich gegenwärtig an dem Gastspiel des großen italienischen Schauspielers Ernesto Rossi, der mit seiner Gesellschaft eine Reihe von Vorstellungen im Opernhause gegeben hat und dieselben jetzt im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater fortsetzt. Rossi ist nicht zum ersten Male in der deutschen Hauptstadt. Er gastirte hier bereits im Jahre 1874, und ebenso ist den Berlinern der große Nebenbuhler des Künstlers, sein Landsmann Salvini, durch mehrfache Gastspiele bekannt. Es liegt in der Natur der Sache, daß beide Schauspieler, wenn sie hier oder überhaupt in deutschen Theatern auftreten, vorzugsweise oder ausschließlich Rollen aus solchen Stücken geben, welche dem gebildeteren Publikum nicht blos ihrem allgemeinen Inhalte nach, sondern auch in den einzelnen Scenen und Hauptcharakteren, ja in den wichtigsten Stellen des Dialogs oder der Monologe, so bekannt sind, daß das Hinderniß der fremden, dem weitaus größten Theile der Zuhörer unverständlichen Sprache möglichst gehoben wird. Da Goethe'sche und Schiller'sche Rollen gerade für

die Talente der genannten Schauspieler weniger ausgiebig und passend sind, so sind es im Wesentlichen immer die großen Shakespeare'schen Gestalten eines Macbeth, Othello, Lear, Hamlet, welche uns vorgeführt werden. Rossi's Gastspiel verläuft glänzend, er kann sich einer Theilnahme, eines Enthusiasmus rühmen, fast wie ihn die größte Tragödin des italienischen Theaters, Adele Ristori, hier gefunden hat. Der Künstler, der über eine vollendete, von keinem seiner deutschen Collegen auch nur annähernd erreichte Plastik seiner Bewegungen, über ein nie versagendes Mienenspiel, kurz über eine Technik in der Schauspielkunst verfügt, wie sie kaum einem Zeitgenossen eigen sein dürfte, entfaltete diese seine Mittel in staunenerregender Weise und erzielte damit die höchste Wirkung. Dazu ein Organ, das eine Modulationsfähigkeit besitzt, die unerschöpflich zu sein scheint, ein Organ, das in der Wildheit der höchsten Leidenschaft, in den verschiedensten Affecten Töne hat, welche oft zwischen den einzelnen Sätzen oder Worten der Rolle Naturlauten gleich hörbar werden und erschütternde Effecte hervorbringen. Aber diesen eminenten Vorzügen gegenüber muß doch auf den Mangel allseitigen Erfassens der Rolle auch in den feineren Uebergängen hingewiesen werden. Hier versagt dem Italiener, man darf vielleicht sagen dem Romanen, wenigstens bei Shakespeare'schen Charakteren wie Hamlet, Lear, Macbeth — bei Othello weniger — das intimste Verständniß der seelischen Vorgänge, und Rossi, dem großen Naturalisten, in noch höherem Maße als Salvini. Die Uebergänge, die vermittelnden Scenen zwischen den Höhepunkten der Leidenschaft, die feine Ausschattirung der Rolle gelingen dem deutschen Schauspieler besser, so tief er meist an packenden hinreißenden Ausdrucksmitteln unter seinem italienischen Kunstgenossen steht. Es wäre zu wünschen, daß Rossi einmal in einem italienischen Trauerspiele hier aufträte, um wenigstens dem kleinen Theile des Publikums, das der Sprache einigermaßen mächtig ist, seine ganze Virtuosität — in der besten Bedeutung dieses Wortes — zu zeigen. Wir würden dann eine nach allen Richtungen hin befriedigende, durchaus abgerundete Leistung bewundern können, was — bei aller Anerkennung der gewaltigen Kunst des Schauspielers sei es gesagt — in den obengenannten Rollen nicht möglich ist. Anerkennenswerth ist es, daß Rossi sich diesmal eine Gesellschaft mitgebracht hat, deren Mitglieder, so sehr sie im Ganzen ihm nachstehen, doch wenigstens nicht geradezu störend und den Genuß des Stückes beeinträchtigend wirken, während einzelne unter ihnen auch höhere Ansprüche erfüllen.

Für den nächsten Monat steht ein anderes weit großartigeres Theaterereigniß in Sicht. Im Victoriatheater werden endlich auch die Berliner Gelegenheit haben, Wagner's Nibelungen zu hören und zwar unter der Direction des von der Leipziger Aufführung her bekannten, bei dem „Meister" selbst in hoher Gunst stehenden Angelo Neumann. Die Orchesterproben haben bereits

ihren Anfang genommen. Daß die Ausstattung und Inscenesetzung des großen Bühnenfestspieles eine würdige und durchaus nach den Intentionen des Autors künstlerisch durchgeführte sein wird, dafür bürgt die Auswahl der Darsteller sämmtlicher Rollen, die Qualität der allen technischen Anforderungen entsprechenden Bühne, sowie die Leitung des ganzen Unternehmens. Was aber demselben wenigstens in den Augen der Verehrer des Meisters noch eine erhöhte Bedeutung verleiht, ist die Kunde, daß Wagner selbst zu dem musikalischen Frühlingsfeste in Berlin erscheinen will. Er wird die letzten Proben persönlich leiten und wahrscheinlich die ersten Aufführungen auch dirigiren. Natürlich werden die Freunde des Componisten, welche hier in großer Stärke vertreten sind, während eine eigentliche radikale Opposition fast fehlt, Alles aufbieten, um ihm einen begeisterten Empfang zu bereiten und seinen Triumph zu einem vollständigen zu machen. Auch Franz Liszt wird erwartet und nicht minder eine große Anzahl anderer musikalischer Anhänger Wagner's von Rang und Namen. Für die zweite Aufführung der Trilogie hat das Vogl'sche Ehepaar, die besten Darsteller des Siegfried und der Brunhilde, seine Mitwirkung zugesagt. Der finanzielle Erfolg scheint bereits gesichert. Von hier aus will Director Neumann mit den von ihm gewonnenen Kräften, sowie den sämmtlichen Decorationen und Requisiten nach London gehen, um das Wagner'sche Hauptwerk vor dem englischen Publikum aufzuführen.

An den großen in Angriff genommenen und zum Theil schon der Vollendung auch in ihrem Innern nahe gebrachten Bauten wird, seitdem das mildere Wetter eingetreten ist, überall rüstig gearbeitet. Der im modern romanischen Stile entworfene colossale Bau des Justizpalastes in Stadttheile Moabit ist äußerlich jetzt fertig gestellt. Er ist in der Hauptfaçade, welche von zwei stattlichen mit großen durchbrochenen Rundbogenfenstern belebten Thürmen flankirt wird, aus weißem Sandstein, an den beiden längeren Seitenfaçaden aus prächtigen rothen Kunstziegeln unter Verwendung des Sandsteines zu den Fenster- und Thürfassungen wie zu den Gesimsen errichtet. Das Hauptgesims ist über den Portalen und an den Ecken des Gebäudes mit reichem Statuen- und Gruppenschmuck versehen. Es sind dies allegorische Gestalten, die in Beziehung zu dem Zwecke des Gebäudes stehen, die Gerechtigkeit, Reue, Gnade rc. darstellend, aber nicht in der frostigen Manier einer früheren Epoche, welche die allegorischen Darstellungen überhaupt einigermaßen in künstlerischen Verruf gebracht hat, sondern in charakteristischer Auffassung, von lebendigem Ausdrucke und zum Theil packender Wirkung. Die Composition der Gruppen ist für den architektonisch-decorativen Zweck, dem sie in erster Linie sich unterzuordnen haben, in feinem Stilgefühle abgewogen. Die vierte Seite des ganzen Baucomplexes bildet das Zellengefängniß, das

von einer hohen Mauer umgeben den Bau nach hinten abschließt. Der ganze Bau bildet einen vorn an der Hauptfaçade breit abgestumpften spitzen Winkel und nimmt sich in seiner perspectivischen Ansicht sehr malerisch aus. Den Mittelpunkt der Gefängnißanlage bildet ein flacher Kuppelbau, der als Kirche dient, von ihm aus laufen die Zellenreihen strahlenförmig aus. Das seit dem Entstehen des großen Borsig'schen Maschinenetablissements in raschem Aufblühen begriffene und nun schon seit Jahren in Berlin selbst einverleibte Moabit hat sich in der letzten Zeit ganz besonders verschönert und wunderbar rasch dem Körper der Weltstadt auch bezüglich des Comforts und des Verkehrs assimilirt. Gegenwärtig ist ein sehr stattlicher Gymnasialbau der Vollendung nahe, und die Stadtbahn, welche Moabit sehr wesentlich beeinflussen wird, ist an dieser Stelle schon fast fertig hergestellt, selbst der Bahnhof in seiner interessanten Eisenconstruction bereits vollendet.

Noch großartiger in seinen Verhältnissen, von kostbarerem Materiale und in jeder Hinsicht bedeutender als der Moabiter Justizpalast ist der Bau der polytechnischen Hochschule am Ausgange des Thiergartens und dem Beginne Charlottenburgs. Die Stadtbahn hat auch für diese Anlage eine sehr wichtige Bedeutung. Sie verbindet Moabit mit Charlottenburg wie jenes mit dem Centrum der Stadt und deren äußersten östlichen Vorstädten. Ihre Erbauung so wie die großen den Thiergarten durchschneidenden und umfassenden Pferdebahnlinien machen erst die Errichtung solcher Institute, wie das Polytechnikum und weiter die Artillerieschule, an den äußersten Endpunkten der Hauptstadt, fern von den Mittelpunkten des Verkehres, möglich. Der Plan zum Polytechnikum rührt ursprünglich von Lucae her, der bekanntlich vor zwei Jahren allzufrüh uns entrissen ward. Hitzig, welcher diesem in seiner ganzen, sich streng an die classische Richtung Schinkel's anschließenden Auffassung der Architektur nahe steht, übernahm nun den Bau und man darf hoffen, daß schon in diesem Herbste die letzten Gerüste verschwinden werden. Die prachtvolle Front nach der Charlottenburg und Berlin verbindenden großen Mittelallee des Thiergartens zu hat eine Länge von circa 700 Fuß, beinahe 100 Fuß mehr als die Façade des königlichen Schlosses. In der Mitte, welche das Hauptportal ziert, und an den beiden Ecken tritt der Bau in beträchtlichen Risaliten über die Hauptfluchtlinie hervor. Erdgeschoß und erstes Stockwerk zeigen eine derbe, charakteristisch wirksame Rusticaarchitektur von braunem und (im ersten Stock) gelbem Stein mit Rundbogenfenstern nach Art der italienischen und speciell florentinischen Palastarchitektur des fünfzehnten Jahrhunderts. In den oberen Stockwerken wird der Bau leichter und zierlicher. Säulenstellungen charakterisiren die Risalite und ein kräftiges Gesims mit Balustrade und Statuenschmuck schließt das Ganze ab. Die Tiefe des Riesengebäudes beträgt circa 200 Fuß. Vom Schlosse abgesehen (das eine

bedeutendere Tiefe hat) besitzt Berlin keine monumentale Kunstarchitektur von ähnlichen Dimensionen. Höchstens das Parlament — wenn es so ausgeführt wird, wie ursprünglich projectirt war — wird sich in Zukunft an Umfang mit der polytechnischen Hochschule messen können; Bauten aber, wie z. B. das Zeughaus, das Museum, Börse, Rathhaus erscheinen fast klein gegenüber dem colossalen Eindrucke, den die Façade des Polytechnikums in ihrer machtvollen Gliederung auf den Beschauer hervorbringt. Um auf den Parlamentsbau zurückzukommen, so erwartet man die entsprechende Gesetzesvorlage, welche den Bauplatz definitiv bestimmt, noch in dieser Session. Die Raczynski'schen Häuser am Königsplatz sollen angekauft und an ihrer Stelle, also dem Siegesdenkmal gegenüber und nach allen vier Seiten frei stehend, der Bau errichtet werden; es ist das alte Project, das aber vor zwei Jahren durch die Klerikalen und Conservativen im Reichstage abgelehnt ward. Billigt es diesmal die Mehrheit, wozu Aussicht vorhanden scheint, so kann schon im Herbste mit den Vorarbeiten zum Baue begonnen werden. Das Gewerbemuseum, dieser schönste Bau des jüngst verstorbenen Gropius, schreitet in seiner innern Ausschmückung von Woche zu Woche vorwärts — trotzdem scheint es doch noch fraglich, ob am 1. October nicht blos die sämmtlichen Säle in ihrer kunstvollen Decoration vollendet, sondern auch bereits die Sammlungen darin untergebracht und geordnet sein werden. Die von Tuckermann erbauten monumentalen Hauptpostämter, das eine an der Spandauer-, das andere an der Oranienburger- und Artilleriestraße sind bis auf Kleinigkeiten fertig. Beide sind von hoher künstlerischer Durchbildung und im besten Material erbaut, das erstere im reichen, üppigen Renaissancestil, fast durchaus von gelbem, leuchtenden Sandstein, das zweite ein Rohziegelbau von mehr zierlichen Verhältnissen und der feinsten coloristischen Wirkung, indem Ziegel- und Terracottaornamente von verschiedenen Farben angewandt sind, malerisch auch durch die Anordnung der verschiedenen Theile des Baues wirkend und mit seiner Kuppel der ganzen Umgebung eine charakteristische Physiognomie verleihend. Unter den Linden erhebt sich der Bau des Cultusministeriums, dessen Façade, ebenfalls aus gelblichem Sandsteine, noch vor Beginn des Winters vollendet werden dürfte. Dieses Ministerium steht dem Hôtel des Ministers des Innern schräg gegenüber, das, ebenfalls aus Sandstein erbaut, mit seinem vis-à-vis zusammen das westliche Ende der Lindenpromenade entsprechend dem Charakter der älteren Paläste Arnim, Redern, der russischen Gesandtschaft ernst monumental charakterisirt. Sehr erfreulich ist die Nachricht, daß jetzt endlich auch mit dem schon von Friedrich Wilhelm IV. projectirten Camposanto-Bau am Lustgarten — die Mittel dazu sind vor drei Jahren bereits vom Landtage bewilligt — begonnen werden soll. Der Kronprinz, der sich für diesen Bau ganz besonders interessirt, hat neuerdings die

schon früher gelegten Fundamente nach der Spree zu in Begleitung von Sachverständigen besichtigt und die baldige Aufnahme der Arbeiten veranlaßt. Vorläufig wird unter der technischen und künstlerischen Leitung von Adler und Persius allerdings nur der hintere Theil des Baues nach den alten Stüler'schen Plänen, so viel wir hören, ausgeführt werden, der wesentlich in drei Capellen mit rundbogigem Apsidenabschluß besteht. Leider bleiben somit noch die häßlichen ruinenartigen Brandmauern vorn nach der Lustgartenseite zu stehen, in denen die Gipsabgüsse der Olympiaausgrabungen ein provisorisches Asyl gefunden haben. Allein es steht zu hoffen, daß, wenn einmal der Bau in Angriff genommen ist, er auch weiter ausgedehnt werden und in den nächsten Jahren die Spreeseite des Lustgartens wenigstens ihr ruinenartiges Ansehen verlieren wird.

Ein sehr segensreiches Unternehmen ist die von der Stadt Berlin und dem Centralverein für das Wohl der arbeitenden Klassen unter einer mäßigen Geldbeihilfe des Staates arrangirte Ausstellung von Lehrlingsarbeiten in der großen städtischen Centralturnhalle. Es ist hier auf die Hebung und Förderung des Handwerks abgesehen und ganz besonders auf die Belebung des Wetteifers und Fleißes der Lehrlinge, auf denen ja die Zukunft des Standes beruht, und deren Erziehung und Ausbildung, deren ganze Stellung zu bessern mit Recht ein Hauptbestreben unserer socialen Politik ist. Das Comité hat streng darüber gewacht, daß die auszustellenden Arbeiten auch wirklich ohne fremde Beihilfe von den ausstellenden Lehrlingen allein gefertigt sind, natürlich nach Zeichnungen und Mustern, denn es gilt hier die Solidität und handwerkliche Tüchtigkeit der Arbeit, die exacte Technik im Gegensatz zur liederlichen Pfuscherei zu fördern und anzuspornen. Jeder Lehrling in jedem Gewerbe durfte sich betheiligen und konnte nach freier Wahl arbeiten. Der Erfolg übertrifft durchaus die Erwartungen und entspricht ganz der fortschreitenden Entwickelung, die besonders unser Kunsthandwerk, nicht minder aber auch das Gewerbe der Mechaniker und Optiker, der Maurer und Zimmerer seit den letzten Jahren aufzuweisen hat. Ueber 1200 Arbeiten sind eingeliefert worden. An jeder einzelnen ist neben dem Namen des Lehrlings der des Meisters und die Dauer der Lehrzeit angegeben, um dem Beschauer einen Maßstab für das Verdienstliche des ausgestellten Stückes zu geben. Einzelne Arbeiten zeigen schon ein wahrhaft künstlerisches Gepräge. Im Vordergrunde stehen das Gewerbe der Tischler, Goldschmiede, der Metallarbeit in Bronce u. s. w. und der graphischen Kleinkünste. Die Theilnahme des Publikums, des Handwerkerstandes selbst, endlich der Behörden ist eine sehr erfreuliche. Die Eröffnung der Ausstellung durch den Oberbürgermeister im Beisein von Vertretern der zuständigen Ministerien, des Magistrats und vieler gemeinnütziger Vereinsvorstände gestaltete sich zu einem feierlichen Act und bewies, daß man in den

weitesten Kreisen der Bevölkerung von der Bedeutung der Wiedererweckung gewerblichen Standesbewußtseins und wohl verstandenen Handwerkerstolzes erfüllt ist.

Mögen zum Schluß dieser Chronik hier noch die trefflichen Skizzen (in Aquarell und Oel) von Saltzmann Erwähnung finden, welche dieser hochbegabte, außerordentlich lebendig das Charakteristische fremder Natur auffassende junge Künstler bei seiner Weltumsegelung entworfen und im „Salon" des hiesigen Künstlervereins ausgestellt hat. Saltzmann begleitete den Prinzen Heinrich auf seiner zweijährigen Meeresfahrt an Bord des „Prinzen Adalbert" und brachte die interessantesten Ansichten von den Küsten aller Erdtheile, Landschafts- und Culturbilder, Genrescenen, Seestücke, Architekturen u. s. w. in seinen Mappen mit in die Heimath. Von Japan und China, von Sibirien und den Küsten Südamerikas erhalten wir besonders interessante und mit feinster Beobachtung der Lufttöne, der landschaftlichen Besonderheit hingeworfene Schilderungen, die den Stempel des Aechten und Naturwahren an der Stirn tragen. Diese vorzüglichen Arbeiten werden zweifelsohne alsbald vervielfältigt werden und in Buntdruck erscheinen. Sie ergänzen in vieler Hinsicht die bekannten Hildebrandt'schen Skizzen des orbis terrarum in sehr willkommener Weise und werden wahrscheinlich auch in dem wissenschaftlichen Werke theilweise ihren Platz finden, das über mancherlei Beobachtungen und Forschungen Rechenschaft geben soll, die auf jener Weltfahrt gemacht worden sind.

y.

Aus der Provinz Posen. Sociale Zustände. — Wer jetzt auf der Eisenbahn unsere Provinz bereist, dem werden allenthalben die langen Schaaren von Auswanderern, welche den Bahnhöfen von allen Seiten zuströmen, auffallen. Groß und Klein, Mann und Weib, ihr bischen Hab und Gut bei sich führend, sie alle folgen dem Zuge nach jenem Zauberlande. Werden sie finden, was sie suchen, Wohlstand oder doch Nahrung? Wer sie betrachtet die Gestalten, auf denen harte Arbeit und mangelhafte Ernährung ihre Spuren zurückgelassen haben, der mag wohl fürchten, daß manch' Einer unterliegen wird im harten Kampfe ums Dasein. Wohl müssen es zwingende Gründe sein, die sie hinaustreiben aus ihrem Vaterlande, fort in die Fremde, von Verwandten und Freunden entfernt. Es ist schon viel geschrieben und gesprochen über die Auswanderung, ob man sie beschränken oder doch regeln soll oder ob man sie als ein Heilmittel socialer Leiden betrachten und ungestört lassen soll. Wir gehen hier nicht näher auf diese Fragen ein und möchten nur denen, die sagen, daß nur die tüchtigen Kräfte auswandern, die unbrauchbaren daheim bleiben, erwidern: allerdings; aber, wenn jene nicht gingen, würden sie über kurz oder lang auf dem Zustande

dieser angelangt sein und wie sie den Gemeinden zur Last fallen. Wir möchten die starke Auswanderung als ein Anzeichen ungesunder Zustände betrachten und auf einige — keineswegs erschöpfende — Ursachen hinweisen.

Landwirthschaftlich ist die Provinz nicht schlecht gestellt, einige Striche zeichnen sich sogar durch ihren vorzüglichen Weizenboden aus. Der Großgrundbesitz herrscht vor, einen eigentlichen Bauernstand giebt es weder unter Deutschen noch Polen. Der größte Theil der Bevölkerung ernährt sich als Tagelöhner und zwar als landwirthschaftliche. Denn eine Industrie existirt nur in sehr unbedeutendem Maße. Hier treffen wir gleich auf einen der schwersten Schäden, vielleicht auf den schwersten von allen. Wenn man die hohe Entwickelung der Industrie in Provinzen wie Brandenburg und Sachsen mit unseren Zuständen vergleicht — von den eigentlich westlichen Provinzen gar nicht zu sprechen — so erkennt man recht, wie viele Tausende dem Gewerbefleiße ihre Existenz verdanken. Können doch, von allem andern abgesehen, die Löhne der landwirthschaftlichen Arbeiter nie gleichen Schritt halten mit denen der gewerblicheu, und hängt doch die Möglichkeit, Arbeit zu finden, bei Jenen unendlich mehr von Zufällen, klimatischen und Witterungsverhältnissen ab, als bei diesen. Es ist oft geklagt worden, namentlich von agrarischer Seite, über den starken Zufluß vom Lande in die Stadt; aber auch dieser beweist doch eben nur, daß es leichter ist, in der Stadt eine Existenz zu gründen, als auf dem flachen Lande. Es sind doch nicht nur verdorbene Subjecte, die nach den Städten fluthen, sonst würden die Grundherren nicht nach ihnen schreien; es sind vielfach tüchtige Arbeitskräfte, die in dem Getriebe der Bevölkerungsmittelpunkte ein besseres Fortkommen, eine bessere Verwerthung ihrer Kräfte erhoffen und in der Regel auch finden. Und damit kommen wir zu dem zweiten, mit jenem ersten, dem Mangel der Industrie, eng zusammenhängenden Punkte — das ist der Mangel der Städte. Keine Provinz ist so arm an bedeutenden Städten, wie Posen. Die Stadt Posen hat zwar eine schnelle Entwickelung gehabt, aber abgesehen davon, daß sie durch die starke Befestigung an ihrer vollen Entfaltung gehindert ist, wirken hier auch die nationalen Gegensätze störend und hemmend. Der Handel von Posen ist nicht hervorragend. Mit Städten wie Breslau, Königsberg, Danzig kann es sich in dieser Beziehung nicht entfernt messen. Ebenso ist die Industrie nicht gerade hervorragend, mit Ausnahme vielleicht der Liqueurfabrikation. Von anderen Städten hat nur Bromberg über 20 000 Einwohner. Es hat sich in letzter Zeit ziemlich entwickelt, wird aber doch stets den Charakter einer Beamtenstadt behalten. Eine Anzahl Städte von etwa 12 000 Einwohnern sind dann noch zu erwähnen: Gnesen, das sich durch Ansehnlichkeit und Sauberkeit auszeichnet, Lissa, Rawitsch, Schneidemühl, als Eisenbahnknotenpunkt von Bedeutung, und das neuerdings infolge der Salzwerke

und des Bades schnell emporblühende Jnowrazlaw. Viele der kleineren Städte haben durch die Zusammenziehung der Garnisonen und durch die infolge der Justizreorganisation erfolgte Aufhebung einer Anzahl collegialischer Kreisgerichte erhebliche Einbußen erlitten. Die meisten Communen sind daher, ohne Kämmereivermögen, kaum im Stande, die ihnen obliegenden Lasten, namentlich Armen- und Schullasten zu tragen, erheben dreihundert und noch mehr Procent der Klassensteuer als Communaleinkommensteuer und daneben noch sehr hohe Schulbeiträge.

Die letzteren mögen uns zu den so wichtigen Schulverhältnissen überführen. Posen steht in der Statistik des Analphabetenthums unter den preußischen Provinzen obenan — eigentlich sollte man sagen untenan; allerdings sind neuerdings, namentlich seit Durchführung der weltlichen Schulaufsicht, Fortschritte auf diesem Gebiete zu verzeichnen. Die Durchführung der allgemeinen Schulpflicht, wie sie schon Friedrich der Große in den §§ 43 bis 49 des zwölften Titels zweiten Theils A. L. R. nöthigenfalls unter Anwendung von Zwangsmitteln festgestellt hat, hält hier sehr schwer. An Elementarschulen ist Mangel, die Schulgemeinden sind, ihrer Armuth und Leistungsunfähigkeit halber, zu groß. Die Kinder werden trotz aller Strafen vielfach zur Mithilfe beim Erwerb des Lebensunterhaltes herangezogen. Die arme Tagelöhnerfrau ist auch häufig nicht im Stande, die kleinen Kinder auf dem weiten Wege zur Schule zu geleiten. Dazu kommen die immer wieder hindernd in den Weg tretenden Krankheiten, theils die Folge mangelhafter Ernährung, theils der geradezu schrecklichen Unsauberkeit. An Epidemien herrschen Typhus und Ruhr vor und zwingen von Zeit zu Zeit, durch Landstreicher eingeführt, zur Schließung der Gefängnisse, die sonst vielen, namentlich den zahlreichen Holzdieben, das gewünschte Unterkommen und Nahrung auf einige Zeit gewähren. An Unsauberkeitskrankheiten herrscht namentlich die Krätze und die gänzliche Uebersäuung mit Ungeziefer, die den weiteren Schulbesuch der behafteten Kinder zur Unmöglichkeit macht.

Jn sehr ausreichendem Maße ist für höhere Lehranstalten gesorgt: obenan steht Posen mit zwei Gymnasien und einer Realschule, dann Bromberg mit Gymnasium und Realschule, Gnesen, Jnowrazlaw, Schneidemühl, Lissa, Rogasen, Krotoschin, Meseritz, Nakel, Ostrowo, Schrimm, Wongrowitz mit Gymnasien, Rawitsch und Fraustadt mit Realschulen, Kempen und Tremessen mit Progymnasien. Eine eigene Universität fehlt bekanntlich der Provinz, ist auch kein Bedürfniß.

Nicht minder ungünstig als auf dem Gebiete des Volksschulwesens steht Posen in der Statistik des Branntweinconsums da. Viele ruinirte Existenzen sind dem zuzuschreiben, viele Verbrechen, namentlich das häufige Messerstechen, hat wenigstens theilweise hierin seinen Grund. Was im Uebrigen die Delicte

betrifft, so sind, wie bereits bemerkt, die Forstfrevel so zahlreich, daß an vielen Strecken ein ordentlicher Wald gar nicht hochkommt. Die scharfen Bestimmungen des Forstdiebstahlgesetzes vom 15. April 1878 haben hier gar nichts geholfen; die Geldstrafen gehen fast nie ein und aus der Vollstreckung der Freiheitsstrafen erwächst der Staatskasse eine enorme Last. Die Verkehrsverhältnisse haben sich in den letzten Jahren erheblich verbessert; dennoch fehlt noch viel. Namentlich eine den Kreis Birebaum durchschneidende Eisenbahnlinie Posen-Landsberg a/W. und eine Secundärbahn Rogasen-Wongrowitz-Exin-Schubin-Bromberg sind Bedürfnisse. Auch die Landstraßen lassen, wie überall östlich der Elbe, noch viel zu wünschen übrig.

Das wären einige kurze bemerkenswerthe Züge aus dem Bilde unseres socialen Lebens. Der Eindruck, den sie hinterlassen, ist kein erfreulicher. Tröstlich ist nur, daß jetzt vielfach wenigstens empfunden wird, was uns fehlt. Auch mit thatkräftiger Hilfe wird neuerdings vorgegangen. Dem Mangel an Industrie sucht man an vielen Orten, in Kolmar, Jarotschin und vielen anderen, neuerdings durch Errichtung von Zuckerfabriken zu begegnen. Der Boden ist für den Bau der Zuckerrübe sehr geeignet, und wenn man den Wohlstand sieht, den einzelne Theile der Provinz Sachsen diesem Industriezweige verdanken, kann man den Gesellschaften, die sich gebildet haben, nur glückliches Gedeihen wünschen. Für die Schule wird der Staat mehr thun müssen und dem Branntweingenuß würde eine erhebliche Branntweinsteuer am besten steuern. d.

Litteratur.

Neue Entdeckungen zur Biographie des Dichters Johann Christian Günther aus Striegau in Schlesien (1695—1723). Von Gregor Constantin Wittig. Striegau, August Hoffmann. 1881. — Fast vier Jahrzehnte lang hatte Wittig eingehende Detailforschungen über Günther's Leben angestellt, als er, durch Max Kalbeck's „neue Beiträge zur Biographie Günther's" angeregt, Mitte September 1879 seine Resultate niederzuschreiben begann. Schon am 20. Februar 1880 konnte er das über sechsundzwanzig Druckbogen austragende Manuscript seinem Verleger einsenden. Man merkt diese Eilfertigkeit der Arbeit deutlich an. Die Darstellung ist weder klar noch lesbar, der Stil im Großen und Ganzen wie der Ausdruck im Einzelnen oberflächlich behandelt, selbst von äußerlichen groben Verstößen nicht frei. Von der Kunst des Satzbaues hat der Verfasser keine Ahnung; so liefert er z. B. neben anderen Ungeheuerlichkeiten zu Anfang des achten Capitels eine verworrene und schleppende Periode von zwei vollen, eng gedruckten Seiten.

Nicht besser als um die Form steht es um den Inhalt. Wittig hat mit unermüdlichem Fleiße alles durchsucht, was über Günther's Leben und Zeitalter irgend Aufschluß geben konnte; aber er hält nun auch alles, was er gefunden, für würdig der Aufbewahrung, gleichviel ob es für Günther und die Wissenschaft

überhaupt Werth hat oder nicht. In verschiedenen Capiteln seines Buches beschäftigt er sich nur mit dem äußeren Aussehen von des Dichters Vaterstadt Striegau in vergangenen und gegenwärtigen Zeiten, in anderen mit seiner eigenen daselbst verlebten Jugend. Was geht es die Günther-Forschung an, daß das neben dem vermuthlichen Güntherhause liegende Häuschen von Wittig's Eltern 1845 mit Schindeln gedeckt war, was hat die Wissenschaft mit der schwarzen Elster des alten Oberglöckners in Striegau zu thun, welche dem jungen Wittig ihre Schelt- und Fragereden entgegenrief? Wodurch hat es Günther verschuldet, daß in einer Schrift über ihn Wittig eigene, noch dazu herzlich unbedeutende Gedichte aus den Jahren 1856—1871 drucken lassen darf? Und so berichtet der Verfasser über Alles und Jedes, Bekanntes und Unbekanntes, Richtiges und Falsches, durcheinander; nur was der Titel verspricht, sucht man lange vergebens. Die „neuen Entdeckungen" bestehen in den allermeisten Fällen nur in Vermuthungen, welche an Evidenz nicht gewinnen, wenn auch der Verfasser oft über ihre zweifellose Sicherheit redet und in eitlem Selbstbewußtsein verächtlich auf alle Ungläubigen oder Andersdenkenden herabblickt. Die Beweise für die Vermuthungen verspricht Wittig großentheils erst in einem weiteren Werke: „Urkunden und Belege zur Günther-Forschung" zu geben, das, wie sich aus zahlreichen Andeutungen schon jetzt schließen läßt, ebenfalls brauchbare und werthlose Documente kritiklos neben einander zu vereinigen droht. Die meisten dieser „neuen Entdeckungen" beziehen sich nur auf des Dichters Leben, auf das Haus, in welchem er wahrscheinlich geboren wurde, auf den Garten, in dem er als Knabe spielte, und dergleichen mehr. Kaum die Hälfte derselben hat für die literarhistorische Forschung Werth, so die Hypothesen Wittig's, von denen er aber nur die wenigsten völlig erweist, über die dreifache Ehe von des Dichters Vater, über die verschiedenen Geliebten Günther's, über die Echtheit der poetischen „curieusen und merkwürdigen Lebens- und Reisebeschreibung" Günther's, welche 1732 zu Schweidnitz und Breslau erschien, die Vermuthung, daß Günther's unfertiges Betragen vor König August II. von Polen nicht aus einer narkotischen Betäubung durch Weintrunkenheit, sondern aus einer magnetischen Einschläferung in Folge der übermächtig auf sein schwaches Nervensystem einwirkenden Persönlichkeit des Königs abzuleiten sei, die Entdeckung, daß der von Günther so heftig „gestriegelte" Bav kein anderer als der protestantische Pastor und Liederdichter Benjamin Schmolcke sei. Recht überflüssig ist die — trotz aller gegentheiligen Versicherungen — hochmüthige und arrogante Kritik der Arbeiten von Berthold Litzmann über Günther, von denen Wittig noch gar manches lernen könnte; viel zu breit ist auch die Polemik gegen den Striegauer Rector Dr. Robert Rößler, der allerdings nicht auf die ehrlichste Weise mit dem Verfasser umgesprungen zu sein scheint.

Wittig verheißt noch mehrere Arbeiten über Günther. Möge er in ihnen sich doch endlich auf das Wesentliche beschränken, eine gewissenhafte Kritik üben, einen bescheideneren Ton anschlagen und vor allem das *μηδὲν ἄγαν* des griechischen Weisen immer bedenken! Dann erst kann seine optimistische Auffassung Günther's, mit der er bis zu einem gewissem Grade ja sicher Recht hat, auf die gegenwärtige Betrachtung des Dichters Einfluß gewinnen; dann erst können auch sein Fleiß und seine Verdienste um die Detailforschung über Günther's Leben die gerechte Würdigung erlangen. Franz Muncker.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.

Ausgegeben: 21. April 1881. — Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig.

Friedrich Gottlieb Welcker.

I.

Zwölf Jahre sind seit dem Tode F. G. Welcker's verflossen. Seine Freunde, Schüler und Verehrer wußten, daß in des Verstorbenen handschriftlichem Nachlasse, der nach den letzten Bestimmungen in Otto Jahn's Hände gekommen war, zahlreiche Briefe und Erinnerungsblätter gesammelt lagen, die das Material liefern sollten zu einer des großen Todten würdigen Darstellung seines langen Lebens, als einem Denkmal ersten Ranges in der Geschichte der Alterthumswissenschaft. Bevor Jahn's Schicksal so schnell und dem ferner Stehenden so unerwartet sich entschied, hatte er es für seine Pflicht gehalten, für die sichere Unterbringung der Welcker'schen Papiere auf der Universitätsbibliothek zu Bonn Sorge zu tragen. Wer Welcker und die Wünsche, die er in Bezug auf eine gewissenhafte und tactvolle Ausbeute des ihm in den letzten Lebensjahren so sehr am Herzen liegenden Nachlasses gehegt hatte, kannte, dem mußte es eine große Beruhigung sein, als verlautete, daß Reinhold Kekulé, der Nachfolger Welcker's und Jahn's auf dem archäologischen Lehrstuhle der Universität, es übernommen hatte, das Leben des verehrten Meisters zu schildern. Der mäßige Band, in welchem die ausgereifte Frucht mehrjähriger Arbeit nun vorliegt*), wird den gleich Anfangs gehegten Erwartungen in vollem Maße gerecht. Das Buch ist nicht nur eine fleißige, tüchtig geschriebene Gelehrtenbiographie, wie es deren andere giebt, es ist in seiner kunstvollen Behandlung des Gegenstandes eine äußerst werthvolle Bereicherung der biographischen Literatur überhaupt, die man in jeder Beziehung willkommen heißen muß. Es läßt uns nicht nur, unter geschickter Benutzung der vorliegenden Bekenntnisse und Briefe, das Werden und die Entwickelung einer selten begabten Gelehrtennatur Schritt vor Schritt verfolgen, es zeichnet nicht nur mit vollem Verständniß die großartigen Früchte strenger gelehrter Arbeit, es schildert auch mit hingebender, für seinen Gegen-

*) Das Leben Friedrich Gottlieb Welcker's. Nach seinen eigenen Aufzeichnungen und Briefen von Reinhard Kekulé. Mit einem Bildniß Welcker's in Radirung von Ludwig Otto. Leipzig, B. G. Teubner. 1880.

stand erwärmter und erwärmender Liebe das schöne Dasein einer tief innerlichen, liebebeseelten, edlen Menschennatur.

Denn Welcker war, wie mir Moriz Haupt einmal mit Nachdruck betonte, ein ganzer und voller Mensch, wie es wenige gegeben hat. Sein Herz war aller Schönheit in Natur, Poesie, Kunst und Menschenleben erschlossen, er hat in seinem langen Leben keinen Augenblick aufhören wollen, einzig das Wahre, Gute, Schöne allüberall anzuerkennen, in sich aufzunehmen, um es aus angeborener guter Natur in unbefangener Freigebigkeit nach allen Seiten hin, in seinen zahlreichen Schriften wie im persönlichen Verkehre, wieder ausströmen zu lassen.

Friedrich August Wolf schrieb im Jahre 1805 an Goethe mit Beziehung auf Winckelmann: „Zu bedauern ist es, daß wir nur allzuwenige Data zur Kenntniß seiner ersten Bildung haben. Denn, seitdem es den Erziehungskünstlern gelungen ist, dem Genius der Zeit gehorchend, die meisten zur Veredlung und Würde des Geistes führenden Studien zu vernichten, und die besten Kräfte fast allein solchen Wissenschaften zuzuwenden, wodurch Gewerbe und Finanzen und Krieg zu Lande und zu Wasser gedeihen, seitdem bleibt für Jemand, der hie und da den unverdorbenen Jüngling mit fremder Stimme in ein edleres Leben rufen möchte, außer den Alten, die man aus ihren Schulwinkeln noch nicht ganz verdrängte, nicht anderes übrig, als Geschichte der Erziehung und Bildung von Männern, die im Kampfe mit den Hindernissen der Zeit und den inneren Schwierigkeiten der Sachen durch angestrengte Kraft das Höchste in dem gewählten Kreise erstrebten." Die Worte passen im Ganzen eben so gut auch für unsere Tage.

Welcker hat nun eine solche Geschichte seiner Erziehung und Bildung der Nachwelt dargeboten. Ueber achtzig Jahre alt, als fast völlige Erblindung das philologische Arbeiten fast unmöglich machte, hielt er Einkehr bei sich selbst, rief die Bilder seiner „schönen und glücklichen Jugend" wach und dictirte sie, wie von einem fernen Standpunkte aus sich selbst betrachtend, einem jungen Philologen in die Feder. Kekulé nennt mit Recht diese Aufzeichnungen ein köstliches Vermächtniß. Denn wenn sich hier auch Wahrheit und Dichtung bisweilen mischen, wie es bei ähnlichen Darstellungen unter ähnlichen Verhältnissen immer der Fall sein wird, der Kern, so liebenswürdig und lehrreich, ist echt und authentisch, denn er geht auf das urkundliche Material zurück, das Welcker sein ganzes Leben hindurch in umfangreichen Convoluten und Heften mit sich geführt hat. Erst während der Abfassung seiner Jugendgeschichte wurde Mehreres dem Feuer überliefert, um den Nachlaß, der ja in fremde Hände kommen sollte, nicht allzu sehr zu beschweren.

Welcker erzählt uns von seinen nächsten Vorfahren, die in Hessen seit langen Zeiten ansässig und bis zum Urgroßvater hinauf evangelische Land-

pfarrer gewesen waren. Es war ein hartes, kerniges Geschlecht. Starker Knochenbau, urwüchsige Gesundheit zeichnete auch die Brüder und Schwestern von Welcker aus; ein hohes Alter erreichten fast alle ohne eigentliche Krankheiten erlitten zu haben. Wer Karl Welcker, den jetzt fast vergessenen Führer der badischen Liberalen und Herausgeber des Staatslexicons, zu sehen Gelegenheit hatte, erinnert sich gewiß der fast bäuerischen, gedrungenen, derben Gestalt, der gesunden Gesichtsfarbe, des Breiten, Festen, Hartnäckigen, das sich in seiner äußern Erscheinung wie in seinem patriotischen Wirken kundgab. Von einem andern Bruder, der ebenfalls hochbejahrt in Gießen starb, erzählt man, daß er einmal in Folge einer Wette ein Trinkglas im Munde zerkaut und verschluckt habe. Dazu hätte sich Friedrich Gottlieb allerdings wohl nicht verstanden, auch wenn er es gekonnt hätte.

Einen wirksamen Einfluß auf den heranwachsenden Knaben muß der ihm in Vielem ähnliche Vater, der kurz nach der Geburt Welcker's (4. November 1784) in Grünfeld, nach Oberofleiden versetzt wurde, ausgeübt haben. Er tritt in der Schilderung des Sohnes uns als ein Mann entgegen, der, ungewöhnlich tief gebildet, ein stilles, sinniges Pfarrersleben führt, für seine Gemeinde, seinen Hausstand und seine ausgewählten Bücher lebt, sich außerdem dem Unterrichte seiner Kinder mit allem Ernst und großem Zeitaufwand widmet. Die Mutter war eine rüstige, frohsinnige, den Arbeiten des Hauses und Gartens mit nie ermüdender Sorgfalt vorstehende Frau, auch der Gemeinde gegenüber die Pflichten des Mannes theilend, die dabei die Erziehung der dreizehn Kinder mit eben dem Eifer versah, der den Vater in Allem auszeichnete. Das waren „idealische Pfarrersleute“, von denen noch lange nach ihrem Absterben rings in der Umgegend geredet wurde.

Anfangs leitete der Vater ganz allein den Unterricht; als aber mit dem Heranwachsen der Kinder die Aufgabe allzu schwer wurde, ward der Bruder des Vaters, der eine Hauslehrerstelle bekleidete, herbeigezogen, und als dieser später eine Pfarre erhielt und die jüngeren Söhne mit sich nahm, wurde für Gottlieb ein Hauslehrer angenommen, mit dem sich bald ein mehr kameradschaftliches Verhältniß entwickelte. Wir erstaunen über die Menge der Schriftsteller verschiedenster Nationen und Zeiten, die der Knabe gleich anfangs mit dem Vater, dann allein, öfters den Spielen der anderen Knaben aus dem Wege gehend, endlich mit dem Hauslehrer las; Zeugnisse der lateinischen, griechischen, hebräischen (auch syrisch und chaldäisch wurde in Angriff genommen), französischen, englischen, italienischen Lectüre sind die aufbewahrten Wörterverzeichnisse und waren die von Welcker selbst später vernichteten Tagebücher aus der damaligen Zeit. Eine so weit ausgedehnte und doch durch den fröhlichen Ernst, mit dem Alles betrieben wurde, in eine gewisse Einheit gebrachte Thätigkeit war nur dieser genialischen Natur unter den gegebenen

Verhältnissen denk- und durchführbar. Die so auffallend hervortretende Leselust, die auch in späteren Zeiten nur mit der relativen Bedeutung des schriftstellerischen Productes, welcher Sprache es angehören mochte, endete, hat Welcker niemals verlassen, sie ist ihm auch bei den angestrengtesten Arbeiten während seines langen Lebens treu geblieben, und ihr verdanken wir den so werthvollen Schmuck von treffenden Citaten aus allen Literaturen in allen seinen späteren Schriften.

Noch nicht siebzehn Jahre alt (1801) bezog der Jüngling die Universität Gießen, da ein behufs Aufnahme in das dortige Pädagogium angestelltes Examen ergab, daß die Kenntnisse, namentlich in den alten Schriftstellern, die der Schüler der obersten Klasse weit übertrafen. Es scheint erklärlich, daß die Wünsche des Vaters für das weitere Schicksal des Studenten sich auf das Studium der Theologie richteten, auch wenn in Gießen damals überhaupt ein Feld für philologische Studien gewesen wäre. Eben so begreiflich ist es aber auch, daß ein Student wie Welcker, der neben der Bibel auch die Fürsten der altgriechischen und römischen Literatur mit Begeisterung durchgearbeitet hatte, der Homer und Platon, Anakreon und Theokrit, ja selbst Pindar citiren konnte, der sophokleische Dramen und die Batrachomyomachie schriftlich übersetzt hatte, daß ein solcher junger Gelehrter nicht mehr ernstlich daran denken konnte, der Familientradition getreu, sich zum Landpfarrer auszubilden. Theologische Vorlesungen wurden gehört, sogar auch Predigten gehalten (bezeichnend genug die erste an verschiedenen Orten nach dem frei gewählten Johanneischen Texte: Ihr Lieben lasset uns unter einander lieb haben u. s. w.), auch eine der bestdotirten Pfarrerstellen wurde ihm später angeboten; aber sein Geist hatte einen zu hohen Flug genommen, als daß er in dem Netze einer Pfarre den Faden seines Daseins sich hätte abspinnen lassen wollen.

Nach zweijährigen Universitätsstudien, da er „seinen Kahn an den Meeresufern der Wissenschaft und Literatur ganz lässig hatte herumtreiben" lassen, trat Welcker eine Lehrerstelle am Pädagogium an und habilitirte sich gleichzeitig (1803) als Privatdocent an der Universität mit einer Abhandlung über Odysseus in der Ilias. Indessen hielt ihn Professor Ernst Christoph Schmidt noch eine Zeit lang an der Theologie fest; er beschäftigte sich eingehend mit den Büchern des alten und neuen Testamentes in Vorlesungen und exegetischen Schriften. Im Sommer 1805 taucht indessen im Lectionscatalog neben der Exegese neutestamentlicher Schriften Platon's Gastmahl auf, und da im Frühling desselben Jahres die letzten theologischen Arbeiten fallen, so werden wir nicht fehl gehen in der Annahme, daß erst jetzt die energische Schwenkung zur Alterthumswissenschaft eingetreten, die definitive Abwendung von der Theologie als Berufswissenschaft angesetzt werden muß.*)

*) Der Brief an die Eltern vom 18. Mai [1805], S. 42, ist dem Jahre 1804 zuzutheilen, während der vom „19. Juli 1804", S. 40, in das Jahr 1805 zu fallen scheint.

Den ersten Blick in die außerhessische Welt that der junge Docent im Herbste desselben Jahres, als er während der Ferien einen Ausflug machte, um in Jena J. H. Voß, in Halle F. A. Wolf kennen zu lernen, in Weimar Goethe, Schiller und Wieland zu besuchen. „An Goethe hatte ich einen Brief des Professor Schaumann in Gießen . . . . Er empfing mich stehend, in der Mitte des Zimmers, ein kräftiger, rüstiger Mann, auch dem Anzuge nach mannhaft, etwa wie ein Forstmann, und setzte sich mit mir an ein Fenster. Er fragte mich nach den wissenschaftlichen Zuständen meiner ihm ehemals wohlbekannten Heimath; das Gespräch fiel auch auf Wetzlar und da ich naiv genug war, auch Werther'sche Localitäten zu berühren, sagte er: ‚Ja, das war ein Stoff, bei dem man sich zusammenhalten oder zu Grunde gehen mußte'." Eine Audienz bei Schiller, die der jüngere Voß vermittelt hatte, wurde durch einen Zufall vereitelt. Doch sah Welcker den Dichter ausreiten. Wieland sagte ihm zum Abschied, man werde ihm im Leben vertrauen.

Nach Gießen zurückgekehrt reift in ihm bald der schon früher gefaßte Plan, eine Reise nach Rom zu unternehmen, um mit eigenen Augen die Herrlichkeiten anzuschauen, die er in seinen Studien schon kennen und verehren gelernt hatte. Er sucht sich alles auf eine solche Reise Bezügliche über Kunst, Sitte, Local und Sehenswürdiges zu verschaffen und fürchtet immer nicht fertig zu sein. Der Urlaub wurde im Sommer bewilligt und am 3. August 1806 die Reise angetreten. Die Zeit seiner schönen und glücklichen Jugend sollte sich in ein schöneres und glücklicheres Mannesalter fortsetzen. Kekulé läßt uns mit Benutzung der erhaltenen Tagebücher dem Reisenden auf seiner beschwerlichen, genußreichen Fußwanderung durch Süddeutschland, die Schweiz folgen; wir bewundern den Eifer, den offenen Sinn, mit dem er alles Gesehene und Gehörte freudig in sich aufnimmt, wie er rasch und sicher sein Auge sehen, sein Ohr hören lehrt und Alles getreulich in sein Papier einträgt. Alle erreichbaren bedeutenden Menschen sucht er auf. In Heidelberg verweilt er mit dem kürzlich hierher berufenen Voß, er lernt Creuzer, den jungen Boeckh kennen; in Stuttgart besucht er die Ateliers von Dannecker und anderen Künstlern und notirt sich das Seinige über ihre Werke. Ihm, der noch nichts Nennenswerthes gesehen hatte, kam in späten Zeiten so vor, „als ob der Anblick von Domenichino's Johannes, dem der Adler den Kiel reicht, ihm wie eine plötzliche Offenbarung hoher und echter Kunst" gewesen sei, und er hielt die Erinnerung daran fest, deutlich und bestimmt „wie den Eindruck eines am frühen Abend zuerst am Himmel sichtbar werdenden Sternes". Aehnlich glaubte er durch ein unbedeutendes Marmorbildwerk in der Kirche seines Geburtsortes, den er doch wenig über ein und ein halb Jahr alt verließ, das „Thränenweibchen", das er allabendlich, wenn der Küster die Kirchenthüre öffnete, sich angeblickt habe, eine Art Offen-

barung für seine spätere Beschäftigung mit der alten Sculptur erhalten zu haben.

Nicht umsonst hatte schon den Knaben im elterlichen Hause Rousseau's Heloise „entzückt". Sein träumerisches Versenken in die Schönheiten der Schweizernatur, des funkelnden Staubes des sonnenbestrahlten tosenden Rheinfalles, der Farbenpracht der vom sinkenden Abendroth beleuchteten Wellen des Genfer Sees, der glänzenden Wolkenmassen, auf die er vom Rigi hinabschaut, diese stillen Betrachtungen sind nicht durch das Studium der Alten angeregt worden, sie verdanken ihre Entstehung dem Durst, mit dem sein poetisches Gemüth die romantische Naturempfindung Rousseau's in sich eingesogen hatte. Schon auf den fichtenbewachsenen Höhen des Schwarzwaldes hatte er ausgerufen: „Wie lieb ist mir diese in schönen Rhythmen scandirte Natur vor der flachen, in weichen Perioden zusammengereihten, ungebundenen"; und am Bielersee: „die Farben, die Farben sind auch was, das offenbart Rousseau wie Tizian". Man liest die stimmungsvolle Sprache, die mit eingestreuten Bemerkungen über Architektur, Sculptur, Malerei, Religion abwechselt, auch heute noch mit großer Theilnahme.

Mailand und Bologna öffnen ihm ihre Schätze in Kunst und Wissenschaft, er macht die Bekanntschaft der Hauptvertreter der letzteren. In Bologna hört er zum ersten Male und nun alle Abende regelmäßig die Oper und stellt Betrachtungen über die Bedeutung der Musik an, indem er sie denen über Sculptur und Malerei einreiht. Da ergreift ihn mit einem Male die Sehnsucht, das Ziel seiner Reise möglichst bald zu erreichen; er beschließt den Besuch von Toscana aufzusparen und nach Rom zu eilen. Am 1. November 1806 fährt er Abends in der Dunkelheit in die ewige Stadt ein.

Wohl selten ist es einem zweiundzwanzigjährigen Jüngling vergönnt gewesen, in so kräftiger körperlicher Gesundheit, so reich ausgestattet von der Natur mit Gaben des Geistes, so wohl gerüstet und empfänglich gemacht durch eisernen Fleiß, nun plötzlich dahin geführt zu werden, wohin lange Zeit all sein Denken gerichtet war. Nichts hindert ihn mehr „mit durstigen Zügen aus vollen Bechern" das in sich aufzunehmen, was von nun an seinem Leben die Richtung geben, ihn glücklich machen wird, indem es ihn zur Zufriedenheit mit sich selbst und seinem Dasein erhebt. Welcker kam unter günstigeren Umständen nach Rom als Winckelmann und Zoega, auch sein späteres Leben sollte glücklicher verlaufen als es seinen großen Vorgängern beschieden war. Wir können hier nicht auf sein damaliges römisches Leben, die Menge interessanter Bekanntschaften, sein Zusammenleben mit der Familie Wilhelm von Humboldt's, mit der er im freundschaftlichsten Verhältnisse bis ans Ende verblieb, den schönen Kreis auserlesener hervorragender Menschen, der sich an Humboldt's anschloß, den bedeutsamen, belehrenden Einfluß Zoega's

auf Welcker, den anregenden Verkehr mit Thorwaldsen und Rauch ausführlicher eingehen. In den wenigen Blättern, die Kekulé dieser wichtigsten Periode in Welcker's Entwickelungsgang widmet, ist Alles in schöner Form maßvoll und durchaus überzeugend auseinandergesetzt. Die mitgetheilten Briefe und Aufzeichnungen aus Rom, Neapel u. s. f. ergänzen und erläutern dieses Bild in wünschenswerther Weise.

Getränkt mit einer Fülle neuer Anschauungen, die der in der Heimath seiner wartenden Thätigkeit zu gute kommen sollten, verließ Welcker im April 1808 Rom und wandte sich wiederum dem Vaterlande zu. Nach Ablauf eines Jahres, da die Hoffnung, in einer amtlichen Stellung nach Rom zurückkehren zu können, vereitelt worden war, erhielt er auf sein Ansuchen neben der Lehrerstelle am Pädagogium eine ordentliche Professur „für griechische Literatur und Archäologie", eine Bezeichnung des Faches, wie sie damals zum ersten Male auf einer deutschen Hochschule angewendet worden ist. Seine Lehrthätigkeit an der Schule und der damit verbundene enge Verkehr mit seinen Schülern war ihm zeitlebens in besonders angenehmer Erinnerung. Er gab sie nach einiger Zeit nur schweren Herzens auf, „weil man auch in wenig Aemtern so sicher und unmittelbar wirke".

Welcker's pädagodische Grundsätze sind auch heute noch sehr beherzigenswerth. Sein Sinn, stets ein Ganzes anzuschauen und auf dasselbe hinzuarbeiten, gab ihm auch für sein erzieherisches Wirken die Richtschnur. Aller Einseitigkeit in Bildung und Leben abgeneigt, allem Formel- und Wortkram fremd, faßte er das ganze Wesen der Schüler ins Auge, indem er nicht an einzelne Verstandeskräfte sich wandte, sondern vor Allem das Gemüth anzuregen suchte. Deshalb begünstigte er Förderung des Sinnes für das poetisch Schöne, ohne doch jemals der alles verwaschenden ästhetischen Gefühlsschwärmerei das Wort zu reden. „Alle Bildung der früheren Jugend sollte nicht philosophisch sein, weil sie dadurch einseitig wird, was oft noch einer reiferen widerfährt; sondern sollte immer den ganzen Menschen so viel als möglich harmonisch anregen. Man könnte die entgegengesetzte Art, wo Phantasie, Empfindung, Charakter, Urtheil, Geschmack gleichermaßen genährt werden, die naive nennen". Phantasie und Poesie, in aller Jugend lebendig, müssen zu allererst angeregt und geläutert werden. Nach diesen Gesichtspunkten veröffentlichte Welcker eine lyrische Anthologie für Schulen und entwickelte in einem Gymnasialprogramme die Wichtigkeit eigener poetischer Versuche als Unterrichtsgegenstand auf den Gymnasien.

Die Wirkung solcher Grundsätze auf die Schüler konnte nicht ausbleiben. Seine Schüler liebten und verehrten ihren Lehrer in ungewöhnlichem Grade. Noch nach langen Jahren gingen in Gießen Erzählungen um, aus denen der liebenswürdige Charakter Welcker's hervorleuchtete. Eine von diesen mir in

Gießen erzählten Anekdoten ist zu bedeutsam, als daß ich es unterlassen dürfte, sie hier anzuführen.

Eines Morgens, während der Schulpause, sieht Welcker, über der Fensterbrüstung gelehnt, dem Treiben der auf dem Hofe lustig spielenden Knaben mit theilnehmender Aufmerksamkeit zu. Da schleicht sich ein Primaner, der in dem zum Fenster hinaus Gelehnten einen Mitschüler zu erkennen glaubt, hinter ihm, hebt ihm behutsam die Rockschöße auseinander und applicirt ihm mit der flachen Hand einen weithin hallenden Schlag. Als Welcker sich erhebt und so der Knabe plötzlich den geliebten Lehrer erkennt, steht er zitternd da und stammelt, er habe geglaubt, es sei sein Mitschüler N. gewesen. „Nun, nun," war die Antwort des freundlich Lächelnden, indem er den entstandenen Schmerz durch Reiben zu besänftigen suchte, „das wäre wohl auch für den N. etwas zu stark gewesen."*)

Auch mit seinen Studenten auf der Universität hatte Welcker ein freundschaftliches Verhältniß. Er ging ihnen in ihren Privatstudien leitend und aufmunternd zur Seite und las mit einigen von ihnen italienisch und spanisch. Ausgezeichnet unter ihnen haben sich besonders Friedrich Diez, der Begründer der romanischen Philologie, Welcker's späterer College in Bonn, der die romanischen Sprachen zuerst mit Welcker trieb, der vielseitige Konrad Schwenck, August Follenius und der Uebersetzer des Sophokles Thudichum.

In dem Verzeichnisse seiner Vorlesungen treten bald die Gegenstände besonders hervor, in denen Welcker eine großartige schöpferische Thätigkeit entfalten sollte: griechische Kunstgeschichte, Religionsgeschichte der Griechen, Aeschylus. Seine Uebersetzungen der Wolken und Frösche des Aristophanes, dessen Portrait wiederzuentdecken ihm nach fast fünfzig Jahren in Rom gelang, erschienen in denselben Jahren. Mit Recht macht Kekulé auf die beigefügte Abhandlung über das Wesen der Aristophanischen Dichtung wieder aufmerksam. Auch hier schon, in den exegetischen Anmerkungen, weiß er vielfach Verwandtes zur Bekräftigung heranzuziehen. Nur ein Beispiel! Zu den Worten des Chors in den Fröschen:

> Jalch 'o Jalchos
> Nächtlich feiernder Weihn Morgengestirn du!
> In der Flamme strahlt der Anger,
> Und es schwingt der Alten Knie sich,
> Und sie schütteln ab die Sorgen
> Und des greisen Alters grau werdende Jahre
> In der heiligen Feier.

*) Rousseau erzählt im vierten Buche des „Emile" (p. 264 f. éd. Garnier 1876) eine ganz ähnliche Anekdote von Marschall Türenne und bemerkt dazu, daß Plutarch eine solche Einzelheit in der Biographie eines seiner Helden zu erwähnen gewiß nicht unterlassen haben würde.

bemerkt er: „darin ist ein Schwung, wie in dem rheinischen Winzerliede":

Da droben am Hügel,
Wo die Nachtigall singt,
Da tanzt der Einsiedel,
Daß die Kutt' in die Höh' springt.

Auch mit der neueren Dichtung beschäftigte er sich viel. Den damals mit uns unverständlichem Enthusiasmus in allen Kreisen gefeierten Jean Paul nennt er einmal „den großen Friedrich Richter", was in Welcker's Munde schon damals viel bedeutet. Aber vor Allen zog ihn Goethe an. Im Jahre 1810 erschien in den Heidelberger Jahrbüchern eine eingehende Besprechung von Goethe's Pandora, die Kekulé nicht gewürdigt hat, von der Welcker selbst in späteren Jahren nicht viel wissen wollte, die aber im Einzelnen merkwürdig feine Bemerkungen über die Goethe'schen Gedanken enthält. Scherer hat erst neulich auf die fast vergessene Dichtung in einer inhaltreichen Studie die Aufmerksamkeit wiederum gelenkt. Der Grundirrthum Welcker's, daß er das Stück für vollendet hielt und somit das ganze formell nicht richtig deutete, wird man in der einsichtsvollen Betrachtung des Einzelnen, in dem er mit Scherer vielfach übereinstimmt, kaum gewahr. Mit Genuß liest man noch heute die schöne Darlegung der Bedeutung des Goethe'schen Chors, der kunstvollen Anwendung des Reims, die Charakteristik der wie historisch hingezeichneten symbolischen Personen. „Wem entginge das Holde der Epimeleia, wie sie z. B. nach der Flucht des Phileros die Vergänglichkeit des Glückes und den schmerzlichen Verlust wohlerworbener Liebe so tief fühlt, daß sie nicht eilen kann, sich vom Verdachte zu befreien, wie sie ihren Geliebten, der doch eben erst so grausam war, mehr empfindet, als sich, und, was sie auf einmal rechtfertigte, fast noch als Schuld gesteht:

Angelehnt war ihm die Gartenpforte,
Das gesteh' ich, warum sollt' ich's leugnen?
Unheil überwältigt Scham;

oder der große Charakter der Liebe in Epimetheus, dem

— auf ewig holde Liebesfülle schuf
Zur süßen Lebensfabel jenen Augenblick;

oder die heroische Derbheit und der Feuergeist der edlen Jugend in Phileros:

Sie zog mir mein Leben ins ihre hinein,
Ich habe nichts mehr um lebendig zu sein;

oder das süße Bild, die zephyrleichte Erscheinung der Hoffnung, deren Sprache zuletzt so wunderbar in Laute der Echo verklingt, daß es ganz überflüssig war, es darunter anzumerken; oder die milde Götterwürde in den Worten

der Eos und die herrliche Pracht in der Rückkehr des Jünglings aus den Wogen?" „Sehen wir auf den allegorischen Geist und die Höhe des Stückes, so müssen wir es, so durchaus verschieden sonst beide Dichter die prometheische Fabel aufgefaßt haben, aeschyleisch nennen ..... sophokleisch aber, wenn wir die zarte Entfaltung und Harmonie, das bescheidene Maß der leichtschaffenden Hand (z. B. in der Scene, wo sich die Liebenden zurückgegeben werden) neben dem glücklichen Takt für jedes günstige Motiv, das in dem Stoffe versteckt lag, das Ergreifende und das milde warme Leben durch das ganze Drama hin berücksichtigen."

Welcker glaubte später, diese Anzeige habe Goethe's Unzufriedenheit erregt, der doch den Irrthum, daß Welcker das Stück für abgeschlossen hielt, durch die Art der Herausgabe mit verschuldet hatte; ich möchte vermuthen, daß sich in der Erinnerung des Greisen wie öfters auch hier Früheres und Späteres vermischt haben.

In dieselbe Zeit (Ende 1809) fällt ein Brief an Frau von Humboldt, geschrieben im ersten Eindrucke der Lectüre von Goethe's Wahlverwandtschaften, für dessen Mittheilung Kekulé den Dank aller Goethefreunde verdient, und auf den wir ganz besonders verweisen. Wie sticht das tiefe Verständniß, die begeisterte Bewunderung dieses größten prosaischen Kunstwerkes unseres Dichters ab von dem moralisirenden Gerede so vieler Zeitgenossen!

Die Freiheitskriege kleideten auch Welcker in den Soldatenrock. Er hatte während der bösen Jahre, den Groll in sich verschließend, sich mit dem größten Eifer seiner Gymnasialthätigkeit gewidmet, in der Ueberzeugung „daß von guten Alterthumsschulen wohl die Lehrer ausgehen müssen, die deutsch und eigen einst Deutschland aufrichten und umbilden sollen." Er hatte nicht zu hoffen gewagt, daß die Erhebung so bald kommen könne, den hoffnungsvollen Liedern Friedrich Schlegel's von 1806/7 hatte er nur zweifelnd seine Theilnahme bezeugen können, — als nun aber die Luft der Freiheit wie ein Sturmwind hereinbrauste ins deutsche Land, da jauchzte er ihr entgegen mit immer sich steigerndem Jubel: „Fast sollte einem bange werden, es würde zu frühe vollendet." Seine Schüler schaarten sich um ihn als Offizier, Friedrich Diez unter ihnen, und am 28. März 1814 rückte das hessische Bataillon freiwilliger Jäger aus. Es kam indessen nicht mehr zur Schlacht, Cantonnementsquartier wurde für einige Zeit in Lyon bezogen, und im Juli kehrten die hessischen Truppen in ihre Heimath zurück.

Noch in Uniform besuchte Welcker Goethe in Wiesbaden, um ihm einen jungen Mann vorzuführen, über dessen Beruf zum Schauspieler der Dichter nach einer Probe seines declamatorischen Talentes ein Urtheil abgeben sollte. Als während der Sitzung ein Besuch angemeldet wurde, ließ Goethe den Declamator hinter einen Vorhang treten, hinter dem er ihn später mit den

Worten wieder hervorzog: „Nun lassen Sie uns das unterbrochene Opferfest fortsetzen.“ Goethe entschied in der That über die Zukunft des jungen Mannes, der der Schauspielerlaufbahn entsagte.*)

Ein Ausflug nach Kopenhagen, auf dem er alle Sehenswürdigkeiten und merkwürdigeren Menschen Dänemarks, Oelenschläger, Baggesen, wie immer mit eingehendem Interesse beobachtete, diente dem Ordnen und Sichten des handschriftlichen Nachlasses seines inzwischen verstorbenen Freundes Zoega, als Vorbereitung für eine Biographie desselben. Das Buch, das 1819 erschien, ist eine der liebenswürdigsten und lehrreichsten Gelehrtenbiographien, die es giebt. Schon früher hatte Welcker „die Basreliefe Roms“ von Zoega dem deutschen Publikum in Uebersetzung vorgelegt, weil er die musterhaften Beschreibungen des dänischen Gelehrten für das beste Handbuch hielt, um in die Archäologie einzuführen. 1817 gab er eine Sammlung Zoega'scher Abhandlungen übersetzt heraus, denen er eigene Bemerkungen hinzufügte. Als er dieses Werk von Göttingen aus, wohin er im selben Jahre berufen wurde, durch seinen Collegen und Freund Sartorius von Waltershausen Goethe zuschickte, gab das Studium derselben dem Dichter die Veranlassung zu den Gedichten „Urworte, orphisch“ (W. Hempel 2, 241 f. vgl. an Knebel 9. October 1817), „uralte Wundersprüche über Menschenschicksale“, wie er bei der gleichzeitigen Uebersendung an Sulpiz Boisserée schreibt. In derselben Zeit waren übrigens Welcker's mythologische Arbeiten bei Goethe in einigen Mißcredit gerathen, dem er durch die ursprünglich unter die „Invectiven“ aufgenommenen Verse „Kora nicht gedeutet!“ (W. Hempel 2, 199) Luft machte. Düntzer (G. lyrische Gedichte 1, ² 357) bezieht die Verse ohne Zweifel mit Recht auf die Welcker's „Zeitschrift für Geschichte und Auslegung der alten Kunst“ (1818) eröffnende Abhandlung über den „Raub der Kora“ und „Demeter Stifterin des Ackerbaues“. Goethe glaubte darin wohl nicht ganz mit Unrecht eine Hinneigung zu Creuzer'scher, ihm sehr antipathischer Mythendeutung zu erkennen.**) Aber das Verhältniß zu Goethe war auch anderweitig äußerlich etwas gestört worden. Welcker hatte durch Frau von Humboldt dem Dichter seine Schrift „Sappho von einem herrschenden Vorurtheile befreit“ (1816) überreicht. Hier hatte Welcker Bezug genommen auf eine Stelle in Goethe's Werken in einer

---

*) Nach Welcker's mündlicher Erzählung.

**) Vgl. auch über Welcker und Creuzer Goethe's Briefe an Boisserée vom 16. Januar 1818. Welcker stand damals, allerdings nur vorübergehend, Creuzer näher als Kekulé anzunehmen scheint. In einem aus dieser Zeit stammenden undatirten Brieffragmente an H. Voß, den Sohn, heißt es: „Wahr ist es, daß ich in Creuzer's Auffassung des höheren Alterthumes im Ganzen immer mehr Grund einzusehen glaube“ (Herbst, J. H. Voß II, 315 f.), und so verstand es Creuzer selbst in seiner Recension der Zeitschrift in den Heidelberger Jahrbüchern.

Weise, die den Dichter sehr gereizt zu haben scheint, so daß Welcker bei dem Wiederabdrucke der Abhandlung die betreffenden Sätze ausgelassen hat.*)

Der Aufenthalt in Göttingen dauerte nicht lange. 1813 erfolgte die Berufung an die neu gegründete Rheinuniversität Bonn, wohin auch sein Bruder Karl von Kiel aus berufen worden war. Hier blieb er in nur durch einige längere Reisen unterbrochener Thätigkeit seinem Amte beinahe fünfzig Jahre treu, so lange bis die Anfänge einer Erblindung und das Schwinden der körperlichen Kräfte ihn zwangen, sich der Vorlesungen zu enthalten; erst seit dem Jahre 1862, als Welcker 78 Jahre alt geworden war, brachte der Lectionskatalog den schönen Vermerk: F. Th. Welcker venerabilem senectutem excusans scholas non habebit. Otto Lüders.

Wahlpolitik.

Vor einigen Wochen gehörte die nahe bevorstehende Auflösung des jetzigen Reichstages zur täglichen Waare der Sensationsmacher, die sich bis zum Aeußersten gegen den auf der Hand liegenden Zweifel stemmten, was wohl die Regierung bestimmen sollte, sich den Zwang aufzuerlegen, binnen sechzig Tagen die Neuwahlen vornehmen und binnen neunzig Tagen, also noch in der Sommerhitze, den neuen Reichstag zusammenkommen zu lassen. Für den Fall des natürlichen Ablaufes der Legislaturperiode, welcher am 30. Juli eintritt, hat die Verfassung keine Frist für die Neuwahl des Reichstages bestimmt, und es ist bis jetzt nicht bezweifelt worden, daß dafür keine andere Schranke besteht, als die sachliche der Möglichkeit, den neuen Reichstag rechtzeitig zur Berathung des nächsten Jahresbudgets berufen zu können. Der Norddeutsche Reichstag hatte angesichts des Krieges seine Legislaturperiode um vier Monate, bis zum 1. Januar 1871, verlängert; die Neuwahlen fanden dann erst Anfang März statt. Aus Zweckmäßigkeitsgründen wurden dann unter formeller Auflösung des ersten Deutschen Reichstages die nächsten Wahlen auf den 10. Januar 1874 vorgerückt; im Jahre 1877 wurde genau der Termin des Ablaufes der Legislaturperiode zum Wahltage bestimmt. Von den beiden einzigen Präcedenzfällen, welche sich hiernach in der jungen Verfassungsgeschichte des Reiches finden, spricht also der eine unzweideutig in dem obigen Sinne, und der andere nicht dagegen. Gestützt auf dieses „bestehende

*) Goethe an H. Meyer, 7. Juni 1817: „Welcker wird schlecht wegkommen, er hat in seiner Sappho eine Sottise gegen mich ausgehen lassen, die ihm schlecht bekommen soll, wenn ich den Humor behalte." Vgl. Riemer, Briefe von und an Goethe. 1846. S. 111. Ich verdanke den Hinweis auf das mir hier (Athen) nicht zugängliche Werk der Freundlichkeit H. Düntzer's.

Verfassungsrecht" hat neuerdings Heinrich von Treitschke der Regierung den Rath gegeben, die Wahlen bis in den Winter zu verschieben. Die politischen Gründe, auf welche dieser Rath sich stützt, vorläufig dahingestellt, scheint es uns doch wenig im Geiste der parlamentarischen Verfassung zu sein, wenn die Regierung sich auf diese Weise für ein halbes Jahr — und bei der nöthigen Rücksicht auf die preußische Landtagssession, in deren Weihnachtspause doch nur die Wahlen fallen könnten — die Möglichkeit abschneiden würde, die Reichsvertretung um sich zu versammeln, sobald es der politische Moment räthlich macht. Das Natürliche und Zweckmäßigste wird vielmehr sein, den September oder spätestens die erste Hälfte des October für die Wahlen in Aussicht zu nehmen.

Unter dieser Voraussetzung verräth es allerdings eine ungewöhnliche politische Erregung, wenn heute schon in der Presse wie in Versammlungen der Wahlkampf aufs Lebhafteste entbrannt ist. Es ändert an dieser Thatsache nichts, daß handgreiflich diese Erregung nur künstlich erzeugt ist, indem bei der in den letzten Jahren auf liberaler Seite zum Aeußersten getriebenen Parteizersplitterung nur wer zuerst zur Stelle ist hoffen kann, das Feld zu behaupten. Der Reichstag zählt heute genau gerechnet nicht weniger als sechs „Gruppen", die auf das „gebildete und freisinnige Bürgerthum" Jagd machen — noch abgesehen von den Ansprüchen, welche auch die freiconservative Partei nach dieser Seite hin erhebt. Selbstverständlich ist es nicht denkbar, mit sechsfacher Standarte ins Feld zu rücken, und so hat sich denn zwischen den drei äußersten Gruppen, den nationalliberalen Secessionisten, der Fortschrittspartei und den süddeutschen Demokraten, schon jetzt eine Annäherung vollzogen, welche diese „Vereinigte Linke" überall unter gemeinschaftlichem Banner aufziehen läßt. Das Schicksal der ursprünglich fortschrittlichen Gruppe Löwe, welche zuletzt auf drei Köpfe geschmolzen ist, hat allen solchen nur auf dem parlamentarischen Boden verständlichen Abzweigungen ihr Schicksal vorausgespiegelt, und die Gruppe Völk-Schauß wird es sich müssen zur Warnung dienen lassen, wie die Secessionisten bereits aus der Noth eine Tugend gemacht haben: da einmal auf der nationalliberalen Seite ihr Pronunciamento ins Wasser gefallen war, blieb ihnen nichts übrig, als sich entweder zu einem unverzeihlichen Fehlgriffe zu bekennen oder mit Hilfe früherer Gegner die alten Freunde zu bekämpfen. So voll man den Mund davon nehmen mag, mit den vereinten Kräften Eroberungen für die liberale Sache auf Kosten von Ultramontanen und Conservativen zu machen — die bisherigen Erfolge der „Vereinigten Linken", in Cassel und Lübeck, in Altenburg und Weimar, haben eben so klar gezeigt, daß der bisherige Besitzstand der Mittelparteien das einzig günstige Jagdrevier für sie ist, als wem von der Jagdbeute der Löwenantheil zufallen wird.

Liegen auf der conservativen Seite die Verhältnisse einfacher, so strebt die Bewegung in umgekehrter Richtung auf das gleiche Ziel zu. Noch jüngst hat die „Neue Preußische Zeitung“ ihre Hoffnung verrathen, daß Fürst Bismarck endlich das letzte Band zwischen sich und der nationalliberalen Partei zerreißen, mit dem „Liberalismus“ völlig brechen werde, und es gehört kein Augur dazu, um zu verstehen, daß sie unter dem „Liberalismus“ alle von ihm angehauchten Elemente der Reichspartei mit begreift. Wie vor drei und vier Jahren die Conservativen ihren ganzen Gewinn zuletzt auf Kosten der gemäßigt Liberalen gemacht haben, während die Einbuße der Fortschrittspartei andern zu Gute kam, so haben die Vorgänge in Altenburg und Weimar gezeigt, wie man auf conservativer Seite einen Wahlkreis immer noch lieber dem Radicalismus als den Nationalliberalen überläßt, in der kurzsichtigen Rechnung, jenen einst leichter als diese verdrängen zu können. Auch haben die conservativen Blätter der Maxime kein Hehl, daß es gar nicht schaden könne, wenn die Linke sich um eine Anzahl Stimmen verstärke.

So rücken also gegen die Mittelparteien von entgegengesetzten Seiten die Heere mit klingendem Spiele zum Sturme an, während das Centrum in überlegener Ruhe zur Seite steht, sicher, mit seinen beiden Hilfsschaaren der Polen und Elsaß-Lothringer auch ferner ein volles Drittel des Reichstages wie ein Bollwerk abzusperren, vielleicht hier und da noch einen Posten vorzuschieben. Wenn Ueberlegung irgend gegen politische Leidenschaft aufwöge, so müßten Radikale und Conservative sich sagen, daß es jedem von ihnen nahezu mathematisch unmöglich ist, für sich eine Mehrheit zu gewinnen, daß also, je schärfer man unter einander den Gegensatz spannt und je schonungsloser man alle vermittelnden Elemente zu vernichten sucht, desto sicherer das Heft der Entscheidung in die Hand des Dritten gelegt wird, der sich des Streites freut. Aber diese Wahrheit ist seit länger als sieben Jahren zu trivial geworden, als daß nicht der Flug der Programmpolitiker von rechts und links thurmhoch darüber hinaus gehen müßte. Von Zureden dieser Art haben sich die Mittelparteien nicht das Mindeste mehr zu versprechen — die Frage ist nur, was sollen sie, was sollen insbesondere die Nationalliberalen unter dem Toben der „Feinde ringsum“ thun? Von allen Seiten ertönt die höhnische Forderung an sie „Farbe zu bekennen“, aus der „Unklarheit“, die ihnen noch eben die „Provinzial-Correspondenz“ vorwirft, „herauszukommen“. Selbst Heinrich von Treitschke weiß kein anderes „Feldgeschrei“ für den neuen Wahlkampf als „für oder wider eine starke Reichsgewalt“, „für oder wider den Reichskanzler“, mit der Drohung, „wer auf diese Fragen keine runde Antwort findet, wird zur Seite geschoben“.

Ohne boshaft zu sein, darf man wohl mit der Gegenfrage antworten: ob denn Treitschke selbst mit der „runden Antwort“ so völlig im Reinen ist.

Der patriotische Geschichtschreiber und Publicist erklärte im letzten Sommer seinen Freunden offen heraus, daß er durch die kirchenpolitische Vorlage seit 1866 zum ersten Male in die Lage gebracht sei, gegen den Reichskanzler Opposition zu machen, und die „Preußischen Jahrbücher" machten diese Opposition so fest, daß sie wegen der Annahme des bescheidenen Restes der Vorlage sogar auf Seite des Herrn Rickert gegen Herrn von Bennigsen sich stellten. Was würde denn Herr von Treitschke gethan haben, wenn Fürst Bismarck, statt sich diesen Rest stillschweigend gefallen zu lassen, das Abgeordnetenhaus aufgelöst und für die Neuwahlen das Feldgeschrei „für oder wider den Reichskanzler" ausgegeben hätte? Und wenn nach Treitschke's Rathe die Reichstagswahlen in den Winter hinausgeschoben würden, wer steht ihm dafür, daß ihm nicht noch in der vorhergehenden Landtagssession auf demselben Felde die gleiche Nöthigung zur Opposition erwachsen möchte — gesetzt auch, daß er auf allen anderen Gebieten des Staatslebens gegen diese Gefahr gefeit wäre? In der That, wenn das Feldgeschrei „für den Reichskanzler" keinen Sinn haben kann, als sich für alle gegenwärtigen und binnen drei Jahren noch hinzukommenden Programme des Fürsten Bismarck unbedingt zu verpflichten, so heißt es eben nichts anderes, als die Nationalliberalen zur Seite schieben — denn die Möglichkeit, daß sie „gegen den Reichskanzler" ins Feld ziehen sollten, ist für sie, wie sie sind und nicht anders sein können, ausgeschlossen.

Verlangt aber die „Provinzial-Correspondenz" von den Nationalliberalen in der That etwas Anderes, wenn sie es, um aus der „Unklarheit bald herauszukommen", in deren „eigenem Interesse" liegend findet, „weder nach links zu unberechtigten Hoffnungen Anlaß zu geben, noch nach der andern Seite den Eindruck zu machen, als sei ihnen das positive Schaffen für das Volkswohl gleichgiltig geworden." Wodurch hat denn nur die Partei zu solchem Eindruck Anlaß gegeben? Das halbamtliche Organ hat es vorher mit noch etwas weniger höflichen Worten gesagt: „Eine Art Gehen- und Geschehenlassen, der Mangel an kräftigem, selbstthätigem Eintreten für das, was man längst gebilligt hat, das Bedenken, abhängig zu erscheinen, wenn man nicht anderen Sinnes ist, die Eifersucht auf Selbständigkeit, welche man dadurch bedroht sieht, daß die neuen Ideen von dem Kanzler und nicht von der Partei vorgeschlagen sind, die Klage über die Art und Weise des Vorgehens des Kanzlers, welcher nicht die nöthige Rücksicht auf einzelne Persönlichkeiten nehme, der Einwand, daß zu viel Reformen auf einmal geplant werden, als ob dieselben nicht alle auf das innigste und untrennbar mit einander verbunden wären" — so lautet das Sündenregister, welches der Partei vorgehalten wird, und es ließe sich getrost der höchste Preis darauf setzen, ohne in den Sprachschatz der radikalen Gesinnungstüchtigkeit zu greifen, in so viel

Worten hämischere, verschrobenere, die klarsten Thatsachen willkürlicher auf den Kopf stellende Dinge zusammenzuhäufen.

War es „eine Art Gehen- und Geschehenlassen" als die nationalliberale Fraction des preußischen Abgeordnetenhauses, um nicht ihre Freunde im Reichstage zu binden, zur Ausfüllung eines „Vacuums" unbesehen jedes Steuerproject anzunehmen, freimüthig und bestimmt dem Steuererlasse entgegentrat? war es „ein Mangel an kräftigem und selbstthätigem Eintreten für das, was man längst gebilligt hat", als die Abgeordneten Hobrecht und von Bennigsen in der Commission für das Verwendungsgesetz einen Antrag einbrachten, der Alles umfaßte, was in der Richtung einer Reform der directen Steuern der letztgenannte Führer Namens der Mehrheit der Partei jemals „gebilligt" hatte — einen Antrag, den aber der Finanzminister schlechthin für unannehmbar erklärte, vielleicht nur weil er den Fehler hatte, mit bekannten Mitteln ausführbar zu sein? Zeugte etwa die Rede des Abgeordneten Gneist zu dem Unfallversicherungsgesetz von dem „Bedenken", abhängig zu erscheinen, wenn man nicht anderen Sinnes ist? — oder hat irgend ein Redner irgend einer andern Partei sich vollständiger und rückhaltloser auf den Boden des Entwurfes gestellt? Hat er nur einen Schatten der abgeschmackten Eifersucht gezeigt, „daß die neuen Ideen von dem Kanzler und nicht von der Partei vorgeschlagen sind"? Allerdings hat die Partei den guten alten Grundsatz dahin für sich ausgelegt, daß — wer nicht mit „rathet" auch nicht gebunden ist mit zu „thaten", sie hat keinen Blancowechsel auf ihre Zustimmung zu jedem Projecte gegeben, mit welchem sie unvermuthet in einer Reichstagsrede bekannt gemacht wird; und wenn der Reichskanzler, nachdem seit Jahr und Tag mit aller denkbaren Klarheit gesagt worden ist, die nationalliberale Partei werde in keine neue Erhöhung der Tabaksteuer, in keine höhere Besteuerung des Bieres ohne gleichzeitige höhere Heranziehung des Branntweines willigen, bei der Ansicht bleibt, der Tabak müsse „mehr bluten", wenn er das Bier als ein Luxusgetränk belasten und den Branntwein als Nahrung des armen Mannes schonen will, so hatte er dafür überall eher als bei den Nationalliberalen auf Zustimmung zu rechnen.

Es würde für die augenblickliche Lage nicht das Mindeste austragen, wollte man es versuchen, die Verdienste und Fehler der nationalliberalen Partei seit den schweren Schlägen, welche dieselbe gewiß nicht ohne eigene Schuld in den Jahren 1878 und 1879 erlitten hat, mit peinlichster Genauigkeit gegen einander abzuwägen. Wäre es der Partei gelungen, auch den kleinsten Mißgriff zu vermeiden, ihre Stellung zum Fürsten Bismarck würde dadurch nicht merklich verändert sein. Blos sachlich genommen, liegt die Schwierigkeit einer aufrichtigen Verständigung wesentlich in der Frage der Steuerreform, und sie läßt sich kurz in den Satz zusammenfassen: man würde

unschwer über die Zwecke übereinkommen, wenn man nur über die Mittel einig werden könnte. Aber das Eigenthümliche des Bismarck'schen Programmes liegt eben darin, daß die natürliche Folge von Zweck und Mittel vollständig umgekehrt ist. Die nationalliberale Partei hatte viele Jahre hindurch mit dem Reichskanzler den Zweck, gemeinschaftlich das Reich „finanziell" auf eigene Füße zu stellen, die Matricularbeiträge durch Reichssteuern zu decken; man war zuletzt auch dahin vollständig übereingekommen, daß dies nur auf dem Wege indirecter Besteuerung geschehen könne, und die Mittel, welche durch den Erlaß der Matricularbeiträge in den Einzelstaaten verfügbar werden sollten, hatten wiederum nach allseitigem Einverständnisse ihre nächste Bestimmung darin, eine Reform der directen Besteuerung zu ermöglichen. Ging man nun daran, den Umfang der letzteren abzustecken, so kam man bald auf eine Reihe von Bedürfnissen, für welche, auch abgesehen von den steigenden Finanzschwierigkeiten der Einzelstaaten, die bloßen Matricularsummen nicht mehr ausreichten, und wenigstens die Mehrheit der nationalliberalen Partei unter Herrn von Bennigsen ging dann auch noch einen Schritt weiter mit dem Reichskanzler und befreundete sich mit dem Gedanken, die indirecten Reichssteuern so weit zu erhöhen, daß über den Erlaß der Matricularbeiträge hinaus noch eine Herauszahlung des Reiches an die Einzelstaaten erfolgen könnte. Statt aber nun, wie noch der Hobrecht'sche Plan vom Juni und August 1878 auf dem natürlichen Wege zu bleiben, daß der Umfang der Reformzwecke den Maßstab für den Bedarf abgab und in dem Verhältnisse, wie sich für den letzteren die Mittel beschaffen ließen, die ersteren zur Ausführung gelangten, hatte sich für den Reichskanzler schon längst das Verhältniß umgekehrt: nach einem im Voraus angenommenen Deckungsmittel, dem Tabakmonopol, und einer mehr oder weniger willkürlichen Schätzung seines möglichen Ertrages bestimmte sich ihm nun der Umfang der anzustrebenden Reformen; und wenn er auch nicht gerade auf der Besteuerungsform des Monopols bestehen wollte, so verlangte er doch, daß es ihm wie ein schon erworbenes Recht durch andere Steuern von gleich hohem Ertrage gleichsam abgekauft würde. Hier aber trennten sich die Wege des Fürsten Bismarck und der nationalliberalen Partei vollständig, und es ist die denkbar stärkste Verkehrung des wahren Sachverhaltes, wenn die „Provinzial-Correspondenz" immer wieder die Behauptung wiederholt, es sei von der nationalliberalen Partei irgend ein Project „längst gebilligt" worden, was sich nur unter Annahme des Tabaksmonopols oder einer dessen vorausgesetztem Ertrage gleichkommenden Erhöhung der Tabak- oder der indirecten Besteuerung überhaupt würde ausführen lassen.

Herr von Treitschke zeigt nun allerdings einen Weg, auf welchem mit der Frage des Monopols sehr leicht fertig zu werden ist. Er hat vor drei

Jahren geschrieben: „nur wenn mit voller Sicherheit erwiesen wird, daß keine andere Form der Tabaksbesteuerung für uns ein ausreichendes Ergebniß verspricht, nur dann läßt sich das radikale Mittel des Monopols vertheidigen“ und dieser Beweis ist seitdem erbracht worden. Es ist aber nicht nöthig mit ihm darüber zu streiten, so lange er sich die nähere Ausführung erspart, zu welchem Zwecke das Ergebniß „ausreichend“ sein muß und warum dasselbe gerade aus dem Tabak erzielt werden muß. Keinenfalls durfte Herr von Treitschke außer Acht lassen, daß innerhalb dieser drei Jahre Steuererhöhungen eingetreten sind, die jetzt schon einen Ertrag von nahe an hundert Millionen liefern und bei voller Durchführung des Tabaksteuergesetzes von 1879 sich noch um zwanzig bis dreißig Millionen steigern dürften. Wäre über die Zweckmäßigkeit und den Erfolg des Monopols gar kein sachlicher Streit, so hätte man sich die Sache schon vor zwei Jahren bequemer machen können. Es wird aber doch Niemanden zu verargen sein, wenn er entweder die vollständigste Ueberzeugung von beiden, oder den Nachweis eines unerbittlichen Bedürfnisses verlangt, um sich zu einem Mittel zu verstehen, welches selbst Herr von Treitschke als ein „radikales“ bezeichnen muß.

Während aber die Kluft bezüglich der Mittel für die Steuerreform sich immer mehr ausweitet, steigern sich die Reformzwecke des Reichskanzlers mit jeder neuen Programmrede bis zur luftigsten Höhe. Zugegeben nun, daß alle diese Zwecke für sich durchaus erstrebenswerth seien und daß auch bei ihrer Häufung kein innerer Widerspruch unterlaufe — woher soll man sich von der Nothwendigkeit und Möglichkeit überzeugen, auf einen Zauberschlag die beste aller Welten im Steuerwesen heraufsteigen zu lassen. Fürst Bismarck selbst und seine Preßorgane haben diesen Winter hindurch so oft „den Parteien“ vorgehalten, daß das Bessere der Feind des Guten sei; es läßt sich aber mit größter Zuversicht behaupten, daß an Stelle des tumultuarischen Steuererlasses das „Gute“ einer verständigen Reform der Klassen- und Einkommensteuer sich bereits hätte erreichen lassen, unter herzlichster Mitwirkung der nationalliberalen Partei, wenn nicht der Reichskanzler mit seinem rastlosen Streben nach dem Besseren dagegen gewesen wäre. Und je unabsehbarer das Feld dieses „Besseren“, je unerfindlicher es wird, woher die Mittel kommen sollen, es zu erreichen, selbst wenn man es mit dem Monopole versuchen wollte, desto rücksichtsloser verfolgt der Reichskanzler die unverständliche Maxime, von den bestehenden und einstweilen das Fundament des Staats- und Gemeindehaushaltes bildenden Steuern eine nach der andern in der öffentlichen Meinung zu discreditiren. Ein freiconservatives Blatt entrüstete sich jüngst über ein geflügeltes Wort Eugen Richter's: jede Steuer ist ungerecht; aber ist nicht Fürst Bismarck Etappe für Etappe über Personal-, Grund-, Miethsteuer auf dem besten Wege, bei dieser radikalen Conclusion an-

zulangen? Allerdings, er nimmt die indirecten Steuern aus: aber der gemeine Steuerzahler wird im Eklekticismus hinreichend gewandt sein, um sich von Herrn Richter die Ungerechtigkeit der letzteren ebenso gern wie vom Reichskanzler die der ersteren glaubhaft machen zu lassen.

Es giebt eine Zeit für die Mittelparteien, es giebt eine Zeit für die Extreme, und manches Anzeichen läßt sich dahin deuten, daß es bei den bevorstehenden Wahlen das Schicksal der ersteren ähnlich wie 1861 und 1862 in Preußen sein wird, zur Seite geschoben zu werden. Gegen diese Naturprocesse der öffentlichen Meinung hat niemals ein Feldgeschrei geholfen: die Fortschrittspartei hat es daran von 1867 bis 1878 wahrlich nicht fehlen lassen, ohne ihren stetigen Rückgang aufhalten zu können. Die gemäßigten Parteien sind gegen die umgekehrte Strömung um so wehrloser, als es ihre natürliche Aufgabe und Anlage ist, den Leidenschaften vielmehr entgegenzutreten als sie künstlich zu erregen. Aber eines ist gewiß: die Zeiten der Extreme sind nie Epochen des Aufbaues, der fruchtbaren Arbeit gewesen. Auch der größte Staatsmann unserer Tage, wenn er das Werk von 1867 und 1870, von 1874 und 1876 fortführen will, wird zuletzt zu den Kräften zurückgreifen müssen, die ihm dabei geholfen, ohne der Schmähungen der Extreme zu achten, denen sie, wie es vielen Anschein hat, heute geopfert werden sollen.

x.

Lord Beaconsfield.

Der Tod hat in der Frühe des 19. April einen der merkwürdigsten Männer unserer Zeit mitten aus seiner Wirksamkeit abgerufen. Mitten aus seinem Wirken, denn mit seinen 76 Jahren war D'Israeli-Beaconsfield noch immer der anerkannte Führer seiner Partei, unentbehrlich und gefürchtet; die Möglichkeit war nicht ausgeschlossen, daß ein neuer Umschwung der Dinge ihn noch einmal an die Spitze des großen Reiches heben werde, im Wechsel mit seinem Rivalen Gladstone, dessen steifes puritanisches Wesen, dessen solide altenglische Schroffheit und Unbeugsamkeit den denkbar schärfsten Gegensatz zu D'Israeli, dem beweglichen, phantasievollen Abkömmling einer spanischen Judenfamilie bildete. Daß das englische Volk während einer und derselben Generation in wiederholtem Wechsel der Fahne des einen und des andern dieser grundverschiedenen Parteiführer gefolgt ist, das beweist, wie auch in unserer Zeit noch die Persönlichkeit, die Individualität ein mächtiges politisches Moment ist. Im Zeitalter des allgemeinen Stimmrechtes im Grunde mehr denn je. Die letzten Wahlkämpfe in England waren recht eigentlich persönliche Duelle jener beiden Staatsmänner. Auch die Programme der

streitenden Parteien unterschieden sich zuletzt weniger im politischen Inhalte als in der persönlichen Schilderung, welche die innere und äußere Politik durch die führenden Staatsmänner erhielt. D'Israeli selbst, wenn man jetzt die Summe seines Lebens zieht, ist im Grunde weniger durch große politische Erfolge, die seine nahezu 50jährige staatsmännische Laufbahn aufzuweisen hätte, eine so hervorragende Zeiterscheinung geworden, als vielmehr durch seine eigenthümliche Persönlichkeit, durch das Ungewöhnliche seines Lebensganges. Was er an der Spitze der Torypartei gethan hat, ist weniger merkwürdig als der Umstand, daß er an die Spitze der Partei gelangte, und durch sie an die Spitze des Reiches. Auf nichts konnte sich der Emporkömmling stützen als auf die Hilfsquellen seines eigenen Geistes. Auch nicht außerordentliche Bewegungen und Erschütterungen im Staatsleben trugen ihn empor: es war das Schwerere, im gewöhnlichen Laufe der Dinge, Mißerfolg und Spott nicht achtend, von Stufe zu Stufe aufwärts zu klimmen, die Macht der Vorurtheile zu brechen, als Bürgerlicher und als Jude in die Reihen der stolzesten Aristokratie der Welt einzudringen und diese selbst als Schemel seiner Herrschaft zu benutzen. Er war zum Herrschen geboren; er gehörte zu jenen gebietenden Gestalten, die nicht blos den Willen der Menschen lenken, sondern auch deren Einbildungskraft beschäftigen, und wie er stets ein besonders dankbarer Stoff für die satirische Zeichnung war, so werden die Einzelheiten seines romantischen Lebensganges noch lange in anekdotenhaften Erzählungen fortleben.

Die ersten Schritte sind ihm so sauer geworden, daß sie Jeden abgeschreckt hätten, der nicht mit solcher Festigkeit an seinen Stern glaubte. Und doch war er, als er die ersten Versuche im öffentlichen Leben machte, kein Unbekannter mehr. Seine Romane hatten frühe die Aufmerksamkeit auf ihn gelenkt. Sie sind schwerlich zum Fortleben in der Literatur bestimmt, aber sie hatten alle etwas, das ihnen augenblicklichen Erfolg verschaffte. Der Verfasser machte Aufsehen, man sprach von ihm. Diese Dichtungen waren keck und bequem hingeworfene Spiegelbilder der Gesellschaft, viel Realismus, aber dazu in allen ein eigenthümlich phantastischer Zug, und in allen ein aristokratisches Parfüm, das die geheimen Gedanken des jungen Mannes verrieth, dem nur das Leben der hohen Gesellschaft werthvoll schien. Noch in dem letzten Buche, das der 75jährige schrieb, schilderte er den Aufgang eines politischen Abenteurers und Emporkömmlings, der keine andere Leidenschaft kennt als politischen Ehrgeiz, der mit allen Mitteln, zumal mit Hilfe der Frauengunst, in die vorderste Reihe sich zu drängen weiß. Er hat im Endymion, die Erinnerungen seiner eigenen Jugend herbeirufend, sich selber gezeichnet, in seinem verzehrenden Ehrgeize wie in der Abwesenheit aller höheren Ideen, welche in diesem Romane so auffällig ist, als in seinem Leben. Die Zähigkeit aber, womit er seinen ehrgeizigen Traum verfolgte und das Glück

bezwang ihm zu Diensten zu sein, bleibt immer ein bewunderswerthes Beispiel von der Macht menschlicher Willenskraft. Nicht der berechtigte Spott über sein bizarres Aeußeres, das doch immer die Frauen anzog, nicht der wiederholte Durchfall in der Parlamentswahl, nicht der hohnvolle Empfang, den das Parlament dem Neuling mit den schwarzen Locken und dem grünen Papageianzuge bereitete, hat ihn abgeschreckt. Das alles hat nur die Gluth in ihm angefacht, sich eines Tages zu rächen: es war sein fester Vorsatz, in denselben Räumen zu gebieten, wo er verlacht worden war. Und auch der Vorwurf, daß er in seinen politischen Grundsätzen geschwankt, sie mehr als einmal gewechselt habe, hat ihn niemals aus der Fassung gebracht. Ihm war es genug, daß er durch die Schärfe und Unerschrockenheit seines Geistes, durch sarkastischen Witz, durch rücksichtslose Invective bald sich gefürchtet machte. Die Mittel waren ihm in der That gleichgiltig: er stellte sich zuletzt auf die Seite, wo der Erfolg ihm am sichersten winkte, wo man sein Talent am meisten bedurfte, und ihm wieder schmeichelte es, daß es die aristokratische Partei war, welche die Dienste des Bürgerlichen brauchte — noch eine besondere Genugthuung mag ihm gewesen sein, daß ein Sohn des lange verachteten und mißhandelten Volkes im Wettbewerb um die höchste Macht triumphirte. Aber es spricht doch für ihn, daß er, der Anfangs nur geringer Achtung sich erfreute, und in der eigenen Partei zweifelhaft angesehen und unwillig ertragen wurde, in steigendem Maße die Hochschätzung seiner Gesinnungsgenossen gewann. Man fügte sich in seine Unentbehrlichkeit, sein Einfluß stieg mit den Jahren, der Krone selbst ist er näher gestanden, als irgend einer der zeitgenössischen Staatsmänner.

Dennoch wäre das Endurtheil über Lord Beaconsfield erheblich anders ausgefallen, wenn ihm vor etwa einem Jahrzehnt der Tod die Laufbahn abgeschnitten hätte, wenn ihm nicht zuletzt noch das Glück beschieden worden wäre, in kritischer Zeit als der rechte Mann auf den rechten Posten gestellt zu werden. Ein genialer Parteiführer war er ohne Zweifel, aber ungewöhnliche staatsmännische Verdienste konnten ihm bis dahin nicht nachgerühmt werden. Als Schatzkanzler hat er, seiner Herkunft zum Trotze, nur Mäßiges geleistet. Sein Name ist mit keiner einschneidenden, weittragenden Reform verknüpft, mit Ausnahme der Parlamentsreform, deren Ruhm er listig den Liberalen entwand. Das Urtheil über ihn würde lauten, daß er ein ausbündiger Glücksheld gewesen sei, glänzend und zweideutig, der mehr für seinen Ruhm als für die Wohlfahrt seines Vaterlandes gethan, dem persönliche Genugthuung im allerhöchsten Maße, nicht aber große weltgeschichtliche Erfolge beschieden waren. Erst als er im Jahre 1874 zur Führung der auswärtigen Geschäfte berufen wurde, zu einer Zeit da der Orient einer neuen Erschütterung entgegenging, ist sein Stern im vollen Glanze aufgegangen. Erst da

hat er den ganzen Reichthum seiner Kräfte entfalten können. Denn er war es ganz allein, der den kriegerischen Geist in seinem Volke wieder wach rief. Er hat die Ueberlieferungen der großen Staatsmänner der Vergangenheit wieder erneuert. Vor die sinkende Türkei den Schild haltend, zwang er Rußland in seine Grenzen zurückzuweichen. Der Zusatz von Phantasie, der in seinem politischen Handeln war, hat wenigstens auf einige Jahre — und es waren entscheidungsvolle Jahre — das englische Volk mit fortgerissen, daß es von der Nüchternheit der liberalen Doctrinen sich abwandte, wieder mit dem Stolze und dem Kraftgefühle Altenglands sich erfüllte, in allen Welttheilen zu fühlen gab, daß der britische Löwe noch im ungeschwächten Besitze seiner Tatzen und Klauen sei. Er erneuerte in dem Kaufmannstaate die stolzen Weltmachtgedanken, noch einmal sollte die Welt erfahren, daß England Rom und Carthago zugleich ist. In Asien und Afrika wurden neue Provinzen gewonnen, seine Königin machte er zur Kaiserin von Indien, er kaufte den Suezkanal und erwarb Cypern und er stieß Rußland, auf die Gefahr hin, daß der Krieg in „meßbare Entfernung" gerückt war, von den Thoren von Byzanz zurück. Es soll ihm unvergessen bleiben, daß er damals die Sache Europa's führte und daß seine Politik insbesondere den Interessen Oesterreichs eine kräftige Stütze wurde. Auch darin erneuerte er die glorreichen Traditionen Altenglands, daß er mit den mitteleuropäischen Mächten zusammenging. Sein Werk ist die Umstoßung des Friedens von San Stefano, die Rettung der Türkei durch den Berliner Congreß, dessen Held er war neben dem Fürsten Bismarck, und seinen höchsten Triumph feierte er, als er von Berlin den „Frieden mit Ehren" nach Hause brachte.

Und dennoch muß zuletzt gesagt werden, daß auch dieser große Erfolg schwerlich ein dauernder ist. Er war zum guten Theile glänzender Schein. Der persönliche Triumph war auch diesmal größer als der politische Gewinn. Wenigstens war dieser mehr negativer Art: Rußland wurde verhindert, die Niederwerfung der Türkei bis zu deren Vernichtung auszubeuten. Doch abgewandt ist das Schicksal des osmanischen Reiches nicht, wenn auch aufgehalten. Es bleibt dabei, die Geschichte wird den großen Parteiführer nicht in die Reihe der schöpferischen Staatsmänner stellen. Auch als Staatsmann ist er Romantiker, und das war sein Schicksal. Kurzlebig war selbst die Herrschaft, die er über den Genius seines Volkes ausübte. Rasch ist in England die Ernüchterung, der Rückschlag von der Imperial-Politik eingetreten. Die Angst vor verwegenen Abenteuern, vor Verwickelung in allen Welttheilen, die Opfer und Kosten der Kriege haben eine gründliche Umstimmung bewirkt, in den Wahlen von 1880 hat das Volk mit erdrückender Mehrheit von der Politik der Macht und Glorie sich abgewandt und die Liberalen wieder zur Regierung gerufen. Das Glück ist diesen bisher wenig

hold gewesen; um so mehr haben sie Ursache, sich zum Hingange ihres gefürchteten Gegners Glück zu wünschen. Durch den Tod des Grafen Beaconsfield ist ein abermaliger Umschwung in weite Ferne gerückt. Die Liberalen und Radikalen sind im Zuge, die Zersetzung der alten Parteien nimmt ihren Fortgang — anaufhaltsam und rascher wird die Demokratisirung von Staat und Gesellschaft sich vollziehen, nachdem die conservative Partei in dem geistvollen Orientalen ihren unersetzlichen Führer verloren hat. W. Lang.

Zur Goethe-Biographie.

In dem Leben unseres größten Dichters giebt es keinen anziehenderen Abschnitt, als jene vier Sommermonate, die er als Praktikant beim Reichskammergericht zu Wetzlar zubrachte. Es war ein wunderbar schönes Idyll, das der geniale Jüngling hier im Verkehr mit Lotte und Kestner verlebte, für den Beschauer um so wohlthuender als jenes frühere von Sesenheim, weil der Held diese Episode seines Lebens mit heiterem Gewissen abschloß und aus dem männlichen Kämpfen und Ringen sich jene Seelenruhe vollendete, die ihn zur künstlerischen Wiedergabe seiner Erlebnisse befähigte.

Von vorn herein also darf ein berichtigender und aufklärender Darsteller dieser Periode auf die Theilnahme und den Dank weiter Kreise rechnen; um so tiefer aber wird das allgemeine Interesse erregt, wenn ein Mann von historischem und psychologischem Scharfblick solche Darstellung unternimmt.

Wilhelm Herbst, der bekannte Biograph von Claudius und Joh. Heinrich Voß, hat soeben im Verlage von Friedrich Andreas Perthes in Gotha ein schön ausgestattetes Werk: „Goethe in Wetzlar. 1772. Vier Monate aus des Dichters Jugendleben" erscheinen lassen. Beigegeben sind sehr sprechende Bilder von Johann Christian Kestner und von Lotte Buff.

Die Erwartungen, welche der Titel erregt, werden in hohem Grade befriedigt. Auf ungefähr zweihundert Seiten giebt das Buch in schöner und lebendiger Darstellung die Ergebnisse mühevoller und gewissenhafter Studien; das hier mit warmer Begeisterung entworfene Bild jener merkwürdigen Trias, Goethe, Kestner und Lotte, ist nach allen Seiten klar und übersichtlich, und vielleicht nur das Weimarer Familienarchiv wird einstmals noch Ergänzungen bringen können.

Wohl erklärlich ist die eingehende und liebevolle Forschung, die W. Herbst auf diesen Abschnitt aus Goethe's Leben verwandt hat: nicht nur ein sachliches Interesse hat ihn dafür erwärmt, sondern auch ein persönliches, denn

Wetzlar ist sein Geburtsort, und von früh auf ist der Knabe von weihevollen Erinnerungen an Goethe umgeben gewesen.

Zur Erweiterung des Quellenmateriales hat namentlich das Kestner'sche Familienarchiv in Dresden beigesteuert; aber auch sonst hat der Verfasser keine Mühe gescheut, um manche legendenhafte Tradition sicherzustellen oder zu berichtigen. Eine große Menge von Beweisstellen, die dem Buche als Anhang beigegeben sind, giebt reiches Zeugniß von seinem Fleiße und Forschungseifer.

Die Darstellung selbst zerfällt in folgende zehn Kapitel: „Zur Einleitung." „Wetzlar." „Goethe am Reichskammergericht." „Goethe's Freundeskreis in Wetzlar." „J. Chr. Kestner." „Die Familie Buff." „Goethe und Lotte." „Die Gießener Episode." „Dichten, Studien und Weltanschauung." „Letzte Tage; Epilog."

Ganz vorzüglich ist namentlich die Schilderung von Wetzlar, sowohl der herabgekommenen und doch noch immer anspruchsvollen Reichsstadt, als auch der anmuthigen Umgebung mit ihrer Fülle von classischen Stätten. Nicht minder die Darstellung der Zustände am Reichskammergericht. Aber das interessanteste Kapitel ist das von „Goethe und Lotte", dem wir die vollste Gewißheit entnehmen, daß des Dichters Geliebte keineswegs durch schwärmerisches Wesen, nicht einmal durch Sinn für hohes geistiges Streben, ihn angezogen hat, sondern durch ihre frische, natürliche Heiterkeit, durch ihre physische und sittliche Gesundheit, durch ihre praktische Tüchtigkeit und durch ihre Pflichttreue — kurzum durch einen gewissen Gegensatz, in dem sie damals zu seiner hochgespannten Art stand. Aber Goethe verdankte ihrem festen und sicheren Wesen, daß er nicht zu Grunde ging, ja daß er ein besserer Mann war beim Scheiden als bei der ersten Begegnung.

Im übrigen gestehe ich, daß mir die oben aufgeführte Zehn-Kapitel-Eintheilung ein wenig allzu logisch auf Kosten der künstlerischen Rundung erscheint. Sie bringt es mit sich, daß der Verfasser seine Darstellung allzu oft mit einem rückblickenden „Wie wir sahen" oder mit einem vorausdeutenden „Wie wir an anderer Stelle sehen werden" unterbrechen muß.

Daß sonst der Stil untadelig ist, versteht sich bei solchem Autor von selbst. Doch hat sein bedauerliches Augenleiden manche Druckfehler uncorrigirt gelassen; abgesehen von denjenigen, die er selbst nachträglich notirt hat, und von solchen, die sich von selbst verbessern, merke ich hier nur folgende zwei an: S. 101, Z. 4 heißt es „in der fast schwärmerisch bekannten Sympathie für die nicht gewöhnliche Frau (Lotten's Mutter)", während doch wohl zu lesen ist „in der fast schwärmerisch b e t o n t e n Sympathie"; und S. 125, Z. 1 steht unverständlich: „Wenn ich vor Ende dieses Briefes die Schilde-

rung bekomme, welcher von Lottchen gemacht hat", statt daß es heißen soll: „welche er von Lottchen gemacht hat".

Zum Schlusse stimmen wir von Herzen in den Wunsch des Verfassers ein, daß die heute so kräftig arbeitende Goethe-Forschung neben den kritischen auch die historischen Wege fort und fort pflegen und der Methode partieller Durcharbeitung der Biographie sich zuwenden möge.

Karl Heinrich Keck.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus Baden. Der Ministerwechsel. — Die unter dem 20. April verkündigten Organisations- und Personalveränderungen in den obersten Staatsbehörden unseres Landes haben eben so überrascht, als erfreut. Ueberrascht haben sie. Denn wenn auch seit Wochen Gerüchte über bevorstehende Personalveränderungen umliefen, so befand man sich doch im Unklaren darüber, nach welcher Richtung diese Aenderungen sich vollziehen würden. Die ultramontane, conservative und demokratische Presse hat noch ihr redlich Theil dazu beigetragen, die Meinungen ins Schwanken zu bringen, indem sie das eine mal zu berichten wußte, daß das Verhältniß des Reichskanzlers zu dem Ministerium Turban ein äußerst gespanntes sei, das andere mal diese Mittheilung dahin vervollständigen konnte, daß der Präsident des Ministeriums des Innern, Herr Stösser, fester als je zuvor entschlossen sei, in conservativen Bahnen weiter zu wandeln, daß ein Ministerium von Marschall-Stösser im Anzuge sei. Es lag etwas in der Luft. Nach welcher Richtung hin wird sich der Horizont klären oder umwölken? So war Fragen und Rathen. Das Fürchten und Hoffen steigerte sich, als ganz kürzlich der allseits hochgeachtete und sehr verdiente Präsident des evangelischen Oberkirchenrathes und Mitglied des Staatsministeriums ohne Portefeuille, Geh. Rath. Nüßlin, seinem Ansuchen gemäß in den Ruhestand trat. Zwar war die Quiescirung des siebzigjährigen, mehr denn vierzig Dienstjahre zählenden Beamten naturgemäß. Allein es hatten sich an diesen schon seit Monaten in Aussicht gestandenen Rücktritt des hohen Staats- und Kirchenbeamten bereits so manche Combinationen geknüpft, speciell bezüglich des Herrn Stösser, daß die Quiescirung Nüßlin's allgemein, und wie sich dann sofort zeigte mit Recht, als das Signal zu einer Reihe anderer Personalveränderungen in den hohen Regierungskreisen aufgefaßt wurde. Auch die Frage einer Organisationsveränderung in den obersten Staatsbehörden stand schon seit längerer Zeit zur Discussion, und sie hatte speciell auf dem vorigen Landtage durch einstimmige Resolutionen beider Kammern ihre bejahende Fassung in dem Sinne einer Vereinfachung

der Staatsverwaltung erhalten. Die Erörterung der Frage drehte sich in der letzteren Zeit wesentlich um Aufhebung oder Fortbestand des Handelsministeriums. Unvorbereitet also war man auf die nun vollzogene Organisationsänderung nicht, aber daß sie gerade also erfolge, wie geschehen ist, das hatte man nicht vorausgesehen. Beide Aenderungen werden aber im Lande in hohem Maße freudig begrüßt. Die Personalveränderungen charakterisiren sich dahin, daß mit ihnen der Conflict zwischen dem Ministerium Turban-Stösser und der liberalen Mehrheit der zweiten Kammer in einer Weise beseitigt ist, die eben so dem Wesen des Constitutionalismus entspricht, als sie den liberalen Staatsgedanken kräftig bejaht. Und was die Organisationsveränderungen betrifft, so knüpfen sich an dieselben in gleicher Weise die Hoffnung auf eine finanzielle Ersparniß, als auch die auf Verminderung der mit dem Gedanken der bei uns angebahnten Selbstverwaltung in recht scharfem Widerspruche befindlichen, aber in den letzten Jahren in vollster Blüthe gestandenen bureaukratisch schreibseligen Vielregiererei.

Die vollzogenen Organisationsveränderungen sind folgende. Das Handelsministerium ist aufgehoben, seine Zuständigkeit in den Angelegenheiten des Eisenbahnbaues und Eisenbahnbetriebes, des Post- und Telegraphenwesens ist auf das Finanzministerium, in den übrigen Verwaltungszweigen auf das Ministerium des Innern übertragen. Das Ministerium des großherzoglichen Hauses, bisher mit dem Justizministerium verbunden, geht auf das Präsidium des Staatsministeriums über. Dem Ministerium der Justiz ist aus dem seitherigen Geschäftskreise das Ministerium des Innern, das Cultus- und Unterrichtswesen einschließlich der Einrichtungen für Wissenschaften und Künste zugetheilt. Die durch den Rücktritt Nüßlin's erledigte Stelle eines Mitgliedes des Staatsministeriums ohne Portefeuille geht ein. Dagegen ist der Präsident des Staatsministeriums ermächtigt, in einzelnen wichtigen Fällen die vorsitzenden Räthe und Abtheilungsvorstände der Ministerien, desgleichen die Vorstände der Centralmittelstellen und den Oberstaatsanwalt zu den Sitzungen des Staatsministeriums zu berufen.

Wir haben in diesen Blättern (vgl. Jahrg. 1880, Nr. 4) einer durchgreifenden Vereinfachung unserer Staatsverwaltung das Wort geredet, und zwar zunächst dahin, daß die vier vorhandenen Departements in ein „Staatsministerium" mit entsprechenden Unterabtheilungen verbunden würden. Wir glauben auch, daß unbeschadet der wahrzunehmenden Interessen diese Vereinfachung jetzt sofort hätte erfolgen können. Doch begrüßen wir aufrichtig den gegebenen Anfang, indem wir aus den oben bezeichneten Gründen eben so herzlich Fortschreiten auf der betretenen Bahn wünschen. Statt fünf Minister (einen ohne Portefeuille) haben wir jetzt drei. Die Geschäfte des Handelsministeriums können in dem kleinen Baden füglich von dem, nun in anderer

Richtung entlasteten, Ministerium des Innern besorgt werden, umsomehr, als die beiden Ressorts sich so vielfach innigst berühren. Als ein besonders glücklicher Griff erscheint die Zuweisung des Eisenbahn-, Post- und Telegraphenwesens an das Finanzministerium. Die Zutheilung des Cultus- und Unterrichtswesens an das Justizministerium wurde wohl in erster Linie von der Erwägung eingegeben, daß der mindere Geschäftsstand des Justizministeriums die Erweiterung des Geschäftskreises wohl zulasse. Sodann mag auch das für den Augenblick mitbestimmend gewesen sein, daß der neue Präsident dieses Ministeriums zur Wahrnehmung der Interessen des Cultus- und Unterrichtswesens hervorragend geeignet erscheint.

Die stattgehabten Personalveränderungen sind die, daß die Präsidenten der Ministerien des Innern und der Justiz, die Herren Stößer und Grimm, „vorbehaltlich ihrer Wiederverwendung" in den Ruhestand getreten sind, daß der bisherige Präsident des Staatsministeriums und Handelsminister Turban unter Beibehaltung des Präsidiums des Staatsministeriums das Ministerium des Innern übernommen hat, und daß der bisherige Oberschulrathsdirector Nokk zum Präsidenten des „Ministeriums der Justiz, des Cultus und des Unterrichts" ernannt wurde. Finanzminister Ellstätter, eben so treu national als liberal gesinnt, ist auf seinem Posten geblieben.

Den Lesern d. Bl. ist bekannt, daß das Ministerium Turban-Stößer in scharfen Conflict mit der liberalen Kammermehrheit gerathen war, und eben so, daß die Gründe dieses Conflictes in der Art und Weise lagen, wie Herr Stößer die Geschäfte seines Ressorts führte, wie er in diesem Ressort unter liberaler Flagge conservative und reactionäre Contrebande einführte und vertrieb. Wir haben (vgl. Jahrg. 1880, Nr. 7, 8, 12, 16, 52) insbesondere dargelegt, wie das gelegentlich der Neuregelung der theologischen Examensgesetzesfrage zu Tage getretene Preisgeben der Würde und Autorität des Staates dem Herrn Stößer das Mißtrauensvotum der liberalen Kammermehrheit vom 10. März 1880 zuzog, wie der Conflict sich immer schärfer zuspitzte, und wie der Präsident des Ministeriums des Innern speciell durch Bevormundung und Knebelung der Presse die Erbitterung der liberalen Partei aufs höchste steigerte. Das Ausscheiden des Herrn Stößer aus dem Ministerium bedeutet den Sieg des Constitutionalismus und des liberalen Staatsgedankens über polizeistaatliche Wirthschaft und grundsatzlosen liberal-conservativ-reactionären Regierungsdilettantismus. Wir zählten von Anfang an zu den schärfsten Gegnern des Stößer'schen Systemes. Wir haben in diesen Blättern es wiederholt mißbilligt, daß die liberale Kammermehrheit den Ansturm lediglich gegen Herrn Stößer richtete, diesen von Herrn Staatsminister Turban trennend, obgleich letzterer mehrmals ausdrücklich erklärte, daß er mit seinem schwer angegriffenen Collegen „solidarisch verbunden" sei. Es freut

uns, jetzt nach erledigter Krisis durch die Art der Erledigung constatirt zu sehen, daß die liberale Anschauung des Herrn Staatsministers intact dasteht. Ihm selbst ist gewiß nicht erst seit gestern klar, welch schwerer Mißgriff es war, damals, als im September 1876 nach Jolly's Rücktritt der Großherzog Herrn Turban mit der Neubildung eines „freisinnigen Ministeriums" betraute, in Herrn Stößer auf den wichtigen Posten des Präsidenten des Ministeriums des Innern einen Mann zu berufen, der kurz zuvor in scharfer Differenz mit der liberalen Kammerpartei aus Gründen der Nichtübereinstimmung mit dieser in der Frage der confessionell gemischten Schule aus der Partei ausgetreten war, einem Manne, an dessen principtreuem Liberalismus Alle, die ihn näher kannten, die gewichtigsten Zweifel hegten. Auch hätte — wir können davon nichts zurücknehmen — während der vierundeinhalbjährigen Amtsführung des Herrn Stößer von Seiten des Chefs des Staatsministeriums dem Collegen im Ministerium des Innern gegenüber in Bezug auf Wahrung des liberalen Staatsgedankens mehr Energie und Geschick entfaltet werden können, als thatsächlich geschehen ist. Doch das gehört der Vergangenheit an, und die gewonnene Erfahrung wird für Herrn Turban nicht verloren sein.

Der bisherige Justizminister Grimm ist ein Jurist von reichem Wissen und großer Arbeitsfreudigkeit, politisch durchaus national und liberal gerichtet. Er war und ist Mitglied der zweiten Kammer, führte bis zu seiner im Herbste 1876 erfolgten Berufung an die Spitze des genannten Ministeriums ein Reichstagsmandat und war Mitglied der Justizcommission des Parlamentes. Zum Chef eines Ministeriums aber war er herzlich wenig geeignet. Es fehlte ihm die consequente Klarheit und Ruhe des Denkens, die Weite des Blickes, das praktische Geschick. Seit seiner Amtsführung war er fast unausgesetzt in Widersprüche und Mißverständnisse mit der Kammermehrheit verwickelt. Sein Ausscheiden aus der Regierung war eine parlamentarische Nothwendigkeit. Der zum Präsidenten des neuen Ministeriums der Justiz, des Cultus und des Unterrichtes berufene Herr Nokk ist einer der tüchtigsten, kenntnißreichsten und vielseitigst gebildeten Juristen und höheren Beamten des Landes, im rüstigen Mannesalter (47 Jahre alt) stehend, von voller Zuverlässigkeit des Charakters, entschieden national und liberal gesinnt, treuer Anhänger des Jolly'schen Systemes. Er erfreut sich der Achtung aller Parteien, und die nationalliberale Partei bringt ihm ihr volles Vertrauen entgegen. Nokk ist Katholik. Das hindert aber nicht, daß ihm die ultramontane Presse des Landes sofort bei seiner Ernennung das unverhohlenste Mißtrauen ausgesprochen hat. Sie hofft von ihm „nichts Gutes". „Sehr zweifelhaft" erscheint ihr, „daß in der bisherigen Leitung des Schulwesens die so sehnlichst gewünschte Aenderung zu erhoffen sei". Auch „die Beilegung der noch schwebenden kirchlichen Fragen, vor allem der Besetzung des erzbischöflichen Stuhles"

scheint den Ultramontanen durch die Berufung des Herrn Nokk nicht näher gerückt. Wir glauben das Alles auch. Und mit unserm conservativen Landesorgan freuen auch wir uns über die mit der Neubildung des Cabinets gekommene Klärung der Lage. Die Zweiseelentheorie in der Regierung ist beseitigt. Der conservative und reactionäre Ansturm ist abgeschlagen. Das Banner des Liberalismus, vom badischen Volke unentwegt hoch gehalten, ist nun auch wieder von der Regierung entfaltet voll und ganz. Großherzog Friedrich's Osterproclamation des Jahres 1860 hat, die Concordatspolitik verabschiedend, die nationale und liberale Politik in unser badisches Staatsleben eingeführt. Ostern des Jahres 1881 hat die düstern Wolken, welche seit Jahren den Horizont dieser Politik umhüllt hatten, zerstreut. Die echt constitutionelle Gesinnung unsers Großherzogs hat sich glänzend bewährt. Badens Fürst und Volk gehören mit dem innersten Herzschlage ihres Wesens dem liberalen Gedanken. H.

Aus Wien. Parlamentarische Studien. — Die letzten Wochen haben wieder mancherlei interessante Beiträge zur Kenntniß des Parlamentarismus gebracht, die natürlich von Denjenigen, welche aus denselben lernen sollten, geflissentlich ignorirt werden. Seitdem die Religion aufgehört hat, ein Bedürfniß der Gebildeten (ihrer Mehrzahl wenigstens) zu sein, wendet sich die ganze Glaubenskraft und Glaubenssehnsucht der Politik zu, und die entschlossensten Rationalisten, Indifferenten und Atheisten unterwerfen sich blindlings den Dogmen ihrer politischen Secte, glauben auch gelegentlich so fest an Wunder wie irgend ein tiroler Bauer, und verfolgen Andersgläubige und Zweifler mit fanatischem Hasse. Wehe dem Ketzer, welcher die Heiligkeit und Unfehlbarkeit des Parlamentarismus nicht anerkennen will! Und wenn die Thatsachen sich mit den Glaubenslehren absolut nicht in Einklang bringen lassen, dann weiß man sich mit einer Gewandtheit aus der Klemme zu ziehen, wie Muhammed gegenüber dem unwillfährigen Berge. Die heiligen Bücher lügen nicht, der Widerspruch ist nur ein scheinbarer, und wer den rechten Glauben hat, läßt sich überhaupt auf derlei Spitzfindigkeiten nicht ein. Daß Bileams Eselin gesprochen habe, glauben sie nicht, aber wo es paßt, würde ein Zeugniß auch aus solchem Munde sicherlich nicht verachtet werden.

Die viel besprochene Grundsteuerregulirung machte aber selbst den Orthodoxen das Leben sauer. Die deutschliberale Opposition hatte wiederholt geschworen, wie ein Mann gegen das Ministerium zu stehen, was es auch bringen möge; denn so will es das Gesetz: Regierungspartei und Opposition sind zwei feindliche Heere, welche einander zu schädigen suchen wo und mit welchen Mitteln es sei. Die Aussichten auf Sieg waren allerdings gering, da die Reihen der Majorität mindestens ebenso fest geschlossen sind — allein,

wozu wären denn die Wunder da! Und der Glaube schien zu helfen, die Grundsteuerregulirung belastet Länder, deren Vertreter zum guten Theil dem Heerbann der Rechten angehören, der Bauer, welcher in Geldangelegenheiten bekanntlich noch viel weniger Spaß versteht als andere Leute, rührte sich, es schien ein Riß in die Majorität zu kommen. Für die conservativen Abgeordneten, deren Ideal der Parlamentarismus nicht ist, hätte es sich auch ganz wohl geschickt, die materiellen Interessen ihrer Committenten über das Parteiinteresse zu stellen, und es wurde ihnen in diesem Sinne ernstlich ins Gewissen geredet. Allein im andern Lager erkannte man die Gefahr und machte es den Tirolern möglich, jene beiden Interessen mit einander zu versöhnen, so daß die Majorität gesichert war. Diese erhielt aber noch Zulauf aus den gegnerischen Schaaren; Böhmen wird, als großentheils tschechisches Land, entlastet, und die meisten deutsch-böhmischen Abgeordneten mußten wohl erfahren haben, daß ihre Wähler es übel aufnehmen würden, wenn das ihnen günstige Gesetz etwa verworfen werden sollte, nur weil es vom Ministerium Taaffe eingebracht worden ist: genug, die Böhmen mit wenigen Ausnahmen fielen ab. Freilich würde ihr Verbleiben bei der Parteifahne nichts geändert haben, aber Verräther an der heiligen Sache sind sie doch, und aus einem Munde ergießt sich der Zorn über die Conservativen, welche das Wohl ihres Landes schnöder Weise der Parteidisciplin opfern, und über die Liberalen, welche um einiger Steuergulden willen der Partei abtrünnig werden. Ein der Regierung nahestehendes Blatt aber überschüttet die Liberalen mit Hohn, weil sie die Gelegenheit Taaffe zu stürzen verpaßt haben und hält ihnen das italienische Parlament als Muster vor, welches ohne Rücksicht jedes Ministerium beseitige, falls die Möglichkeit dazu sich darbiete. Die correcten Parlamentarier geben ohne Zweifel jenem Blatte Recht und empfinden es bitter, daß hierzulande die politische Bildung noch nicht auf der rechten Höhe angelangt ist; in der Oeffentlichkeit breiten sie einen Mantel über die Schwäche der Brüder.

Auch die Schulfrage kommt noch nicht zur Ruhe, das vom Abgeordnetenhause angenommene Gesetz ist vom Herrenhause zurückgewiesen worden, wie nicht anders zu erwarten stand. Interessant war die Debatte, weil die klerikal-föderalistische Opposition aus ihrem Wunsche, die Schule wieder in die alte Abhängigkeit von der Kirche zu bringen, kein Hehl machte, und damit den Rednern der Majorität selbst die besten Waffen lieferte. Gegen die Forderung, in dieser Frage auf die religiösen, ökonomischen, klimatischen Verhältnisse der einzelnen Länder Rücksicht zu nehmen, wäre billigerweise nichts einzuwenden gewesen, doch bei dem Anpreisen der alten Priesterherrschaft empörte sich das Blut aller Derer, welche dieselbe noch aus eigener Erfahrung kennen. Und wer waren die Hauptkämpfer gegen die „moderne Schule“? Der einstige Unterrichtsminister Graf Leo Thun und dessen damaliger Unterstaats-

secretär Baron Helfert, durch die einst Bonitz nach Oesterreich berufen wurde, damit er dem Elende des Unterrichtswesens aus der Zeit des Kaiser Franz ein Ende mache! Schade, daß Alexander Bach nicht, wie es hieß, ins Herrenhaus berufen worden ist, diese Säule des Centralismus in Oesterreich wäre gewiß in der Reihe der Föderalisten zu finden gewesen: natürlich „aus Haß der Städte und nicht um euren Dank". Daß der neue Pair Max Gagern sich in Thuns Gefolge hielt, versteht sich von selbst. Mehr Aufsehen machte es, daß der greise Historiker Höfler, dessen conservative und katholische Gesinnung über jeden Zweifel erhaben ist, mit so großer Energie gegen die klerikale Fraction auftrat und ihr sogar den Cardinal Rohan zu kosten gab. Die eigentliche „große Rede" hielt Dr. Joseph Unger und erzielte nach Versicherung der Zeitungen eine außerordentliche Wirkung. Gelesen macht sie nicht bedeutenden Eindruck, und die ziemlich wohlfeile Durchhechelung des Minister Conrad gab verschiedenes zu denken. Unger ist Präsident des Reichsgerichts — haben die Personen Unrecht, welche behaupten, die Theilnahme der Richter am parlamentarischen Parteileben sei bedenklich?

Das Reichsgericht selbst sollte bald darauf in unmittelbaren Conflict mit Regierung und Abgeordnetenhaus kommen. Die Mehrheit des letzteren hatte drei Wahlen aus dem oberösterreichischen Grundbesitz für ungiltig erklärt, weil eine Anzahl der zum Stimmen Erschienenen zurückgewiesen worden war. Unmittelbar vor der Wahl hatten nämlich verschiedene Angehörige der klerikalen Partei Theile ihres Besitzes an Verwandte u. s. w. abgetreten, der Statthalter und nach ihm die Majorität der Abgeordneten sprach diesen „plötzlichen" Großgrundbesitzern das Stimmrecht zu, da sie factisch im Besitze seien, während die Gegner der Ansicht sind, dieses Recht hänge vom rechtlichen Besitze ab, und bei der Eile, mit welcher der neue „Chabrus" in Scene gesetzt werden mußte, stand die formelle Uebertragung im Grundbuche noch aus. Als nach den Neuwahlen die Frage im Abgeordnetenhause zur Entscheidung kam, war eine Klage der verfassungstreuen Großgrundbesitzer bei dem Reichsgerichte bereits anhängig, und die Linke forderte Vertagung bis nach dem Spruche dieser höchsten Behörde, wogegen die Rechte sich wieder einmal auf den streng parlamentarischen Boden stellte und die klerikalen Wahlen agnoscirte. Das Parlament kann ja bekanntlich „alles". Die Regierung trat denn auch an das Reichsgericht mit dem Ansinnen heran, sich für incompetent zu erklären, nachdem durch den Beschluß des Abgeordnetenhauses die Frage bereits entschieden worden. Das Collegium aber behauptete seine Competenz und wird in den nächsten Tagen seinen Spruch bekannt geben. Beide Parteien zweifeln nicht daran, daß das Verfahren des Statthalters von Oberösterreich, des inzwischen zum Handelsminister ernannten Baron Pino, werde für ungesetzlich erklärt werden. Unmittelbare Folgen kann der Spruch nicht haben, nur ver-

mehrt er die parlamentarische Casuistik um ein interessantes Exemplar. Die Tschechen sind offenbar in der bequemeren Lage, wenn sie behaupten, das „centralistische" Reichsgericht mische sich in Dinge, die dasselbe nichts angehen, es bedrohe den Constitutionalismus, während die Verfassungstreuen sich nur mit dem Vorwurfe zu helfen wissen, die Rechte habe, um ihre Partei zu stärken, der rechtlichen Entscheidung vorgegriffen — und dieser Zusammenhang ist allerdings klar, wird kaum in Abrede gestellt.

In der That fühlt und geberdet die Coalition der Polen, Tschechen und Klerikalen sich immer entschiedener als Herr der Situation. Die Polen sprechen sich befriedigt aus und haben dazu allerdings einigen Grund; die Verleihung der Geheimenrathswürde an den von der Opposition am heftigsten angegriffenen Minister Dunajewski spricht noch deutlicher als die Ernennung zahlreicher polnischer Palastdamen und andere Gnadenbezeugungen mehr. Da die Aspecten für Wiederaufrichtung des polnischen Reiches nicht glänzend sind, weiß man wirklich nicht, was die Lemberger und Krakauer Herren noch zu wünschen haben sollten. Die Klerikalen haben dagegen noch viel auf dem Herzen, und die tschechischen Fortschrittsmänner werden desto ungeberdiger, je mehr sie durchsetzen. Mitunter vergessen sie sich, und stellen dem Ministerium ein Zeugniß des Wohlverhaltens aus; aber solche Anwandlung der Schwäche machen sie beschämt sofort wieder wett. Jede Concession ist ungenügend, mithin eine Beleidigung ihrer Nation, und vor allem muß der arme Herr von Conrad, der alles Erdenkliche thut, um sich in Prag beliebt zu machen, immer neue Grobheiten anhören. Man spricht viel von „häuslichen Zwisten" zwischen Alt- und Jungtschechen, doch scheinen das Comödien zu sein, wie jene, welche Napoleon III. mit seinem demokratischen Cousin aufzuführen liebte. Man hat so Fühlung nach beiden Seiten, Clam-Martinitz und Rieger treffen die Abmachungen mit der Regierung, lassen sich dafür von Gregr und Tonner schmähen und sehen sich durch die „Volksstimmung" gezwungen, weitere Ansprüche zu erheben.

So geht es jetzt mit der tschechischen Universität. Das Ministerium ist auf einen jedenfalls originellen Ausweg aus der Klemme verfallen. Es soll keine neue Universität errichtet, die bestehende nicht getheilt, sondern eine Zweieinigkeit werden, zu welchem Zwecke man zunächst die Einrichtung zweier tschechischer Facultäten in Aussicht stellt. Im ersten Augenblick freuten die Tschechen sich des Erfolges, aber bald erkannten sie sich als die abermals schmählich Betrogenen. Nur zwei Facultäten, das soll Gleichberechtigung sein? Die anderen werden nachfolgen — aber wann! Und die tschechischen Studenten sollen des Deutschen mächtig sein, eine Tyrannei, welche um so schreiender wird, da nicht gleichzeitig von den deutschen Studenten die Beherrschung des Tschechischen gefordert wird. Die letztere Bedingung stellen

Jungtschechen — ob im Ernste oder des Scheines halber — genug, sie haben den Muth, mit solchem Unsinn vor die Welt zu treten. So werden wir uns nicht wundern dürfen, wenn sie nächstens ein Verbot der deutschen Sprache innerhalb der Grenzen des Königreichs Böhmen beantragen.

Aus Berlin. Das Märkische Museum. Ausdehnung unserer Museen und Gefahr von Collisionen. — Seit sieben Jahren besitzt die Stadt Berlin neben den vielen anderen Sammlungen auch ein „Märkisches Museum", welches ein Bild von der Entwickelung der Cultur in der Mark Brandenburg durch geschichtliche und Kunstdenkmäler aller Art geben soll, und zwar von den allerältesten sogenannten prähistorischen Zeiten an bis zur Gegenwart. Dies Museum hat sich in der kurzen Zeit seines Bestehens so stark vermehrt, daß es bereits zweimal seine Behausung wechseln mußte. Erst befand es sich im Rathhause, schon nach einem Jahre siedelte es über in den alten Palast der städtischen Sparkasse und seit einem Monate etwa ist die Aufstellung der Sammlungen in dem „Cöllnischen Rathhause" an der Breitenstraße vollendet, welches die städtischen Behörden mit seinen restaurirten geräumigen Localitäten dem Museum überwiesen haben. Hier befindet sich die Sammlung ganz ihrem Charakter entsprechend am richtigen Orte, im Centrum der Stadt nicht blos, sondern auch in einem alten historischen Gebäude, welches selbst als ein Denkmal aus alter Zeit sich erhebt. Seit 1442 stand hier an der Ecke der Breiten- und Gertraudtenstraße das Rathhaus der Stadt Cölln, welches damals in der Verwaltung noch von Berlin getrennt war. Später hat dies Gebäude sehr verschiedenen Zwecken gedient, auch werden von diesem alten Baue höchstens noch Fundamente vorhanden sein. Das Haus, welches sich jetzt an dieser Stelle erhebt, ist 1721 von Grüneberg errichtet, ein stattlicher, großer, aber nicht durch besondere architektonische Schönheit hervorragender Bau. Bis zur Fertigstellung des großen neuen Rathhauses in der Königsstraße tagten unsere städtischen Collegien darin; jetzt ist es, wie schon bemerkt, in der ersten Etage für die Aufnahme der Sammlungen zweckentsprechend eingerichtet worden. Diese sind für die Geschichte Berlins im besondern und weiter der gesammten Mark Brandenburg von hohem Werthe. Wir finden darin Architekturstücke von den ältesten Zeiten her, besonders aus Kirchen, welche später umgebaut und modernisirt worden sind, alte Kirchengeräthschaften aus katholischer Zeit, die unfehlbar auf den Böden der Dorfkirchen in Staub und Moder umgekommen sein würden, wenn ihnen nicht hier eine gastliche Stätte bereitet worden wäre, unter anderen einen frühmittelalterlichen Taufstein aus der Kirche zu Tempelhof (einer Gründung des Templerordens) in byzantinischem Stil mit arabischen Verzierungen geschmückt, ferner besonders viel decorative Stoffe

aus dem fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert, Gegenstände aus dem mittelalterlichen Innungswesen, der älteren Strafrechtspflege, Waffen, Werke der Buchdruckerkunst, Gewerksladen, Münzen und Medaillen, Hausgeräthschaften, von den Möbeln an bis zu den Krügen, Tellern und Nippfiguren, endlich die anthropologische und urgeschichtliche Sammlung mit vielen Funden aus dem Diluvium, Geräthschaften der Steinzeit und anderes. Man kann sich, wenn man diese Räume durchwandert, bei der Betrachtung vieler Gegenstände des Gedankens nicht erwehren, daß die einen ihres Kunstwerthes halber mit mehr Recht und Nutzen im Gewerbemuseum, die anderen in der ethnographischen Sammlung der königlichen Museen aufbewahrt sein würden, speciell in der der Nordischen (prähistorischen) Alterthümer — und dieser Gedanke führt ganz von selbst zu der Bemerkung, daß bei der erfreulichen Menge der mit der Zeit ins Leben gerufenen öffentlichen Museen, welche Antiquitäts- und Kunstzwecken dienen, doch die Gefahr einer Verwischung der Grenzen nahe liegt, welche jeder einzelnen Sammlung gezogen sein müssen. Thatsächlich greift bereits manch eine unserer Sammlungen in das der andern gehörige Gebiet über. Es ist ja selbstverständlich sehr schwer, hier völlig klare und unüberschreitbare Definitionen zu geben, noch schwerer, die gegebenen inne zu halten — auch hier wird das Exempel nicht immer ohne Rest aufgehen, aber wir meinen, daß in mancher Beziehung doch Abhilfe geschafft werden könnte, zumal räumliche Veränderungen, Uebersiedelungen ganzer Sammlungen in neue für sie zu errichtende Gebäude vielfach bevorstehen. Betrachten wir unsere Berliner Museen, so ist der Anfang dazu erst 1830 mit der Eröffnung des Alten Museums am Lustgarten gemacht worden, das Friedrich Wilhelm III. von Schinkel zur Aufnahme der bisher in den königlichen Schlössern zerstreuten Kunst- und Alterthumsschätze hatte bauen lassen. Es erwies sich alsbald viel zu klein, und unter dem folgenden Könige mußte Stüler das „Neue Museum" daneben errichten. Unter Wilhelm I. kamen dann hinzu die Nationalgalerie für die moderne Malerei und Sculptur vom Ende des vorigen Jahrhunderts an, das Gewerbemuseum, das Schinkelmuseum in der Bauakademie, das Hohenzollernmuseum in Monbijou (mit Gegenständen aller Art, meist aber kunstgewerblichen und Kunstobjecten, nebst Briefen, Schriftstücken ꝛc., die in irgend welcher intimeren Beziehung zu der Herrscherfamilie des Landes stehen), endlich die Waffensammlung des Zeughauses und das oben beschriebene Märkische Museum. Das sind neben den Kunstwerken, welche das königliche Schloß in seinen Sälen und Galerien enthält und neben einzelnen größeren Privatgemäldesammlungen die Museen für Kunst und Alterthum, welche Berlin zur Zeit besitzt. In erster Linie stehen selbstverständlich das Alte und das Neue Museum am Lustgarten. Aus ihrer Ueberfülle heraus sind zum Theile die anderen Sammlungen erst entstanden,

und trotzdem mangelt es jetzt wieder so an Platz, daß die größten Kunstschätze, die in den letzten Jahren hinzugekommen sind, nicht aufgestellt werden können, wir meinen z. B. die Pergamenischen Marmorreliefs und die Gypsabgüsse von den Olympiafunden. Im Alten Museum befindet sich im Erdgeschoß die Münzsammlung, im Hauptgeschoß die der Originalsculpturen und im oberen Stockwerke die Gemäldegalerie. Die Sculpturensäle sind gefüllt und können, wie gesagt, die neuen großartigen Erwerbungen nicht mehr fassen. Das Neue Museum beherbergt im Erdgeschoß die egyptische und die ethnographische Sammlung nebst den prähistorischen nordischen Alterthümern, im ersten Stocke die großartige Sammlung der Gypsabgüsse, in der für die Olympiafunde kein Raum mehr ist, und im oberen Geschosse das Antiquarium (das heißt die kleineren Kunstwerke des Alterthums, die Erzeugnisse des antiken Kunstfleißes in Metall, Thon, Glas, edlen Steinen rc., also kunstgewerblichen Sachen) und die Sammlung der Kupferstiche und Handzeichnungen. Früher befanden sich hier auch die Producte der Kleinkünste im Mittelalter und der Renaissanceepoche bis in das achtzehnte Jahrhundert hinein. Diese Gegenstände des Kunsthandwerkes sind nach dem Gewerbemuseum übergesiedelt und bilden den Grundstock jener Sammlung, während historische Merkwürdigkeiten und eine andere Reihe von Kunstobjecten aus denselben Räumen nach dem neu gegründeten Hohenzollernmuseum wanderten. Endlich ist eine Sammlung schön gearbeiteter Modelle von den berühmtesten Architekturen, namentlich Deutschlands (Kirchen und Profanbauten) ebenfalls aus dem Oberstocke des Museums fort und nach dem Schinkelmuseum in der Bauakademie (wo sich die Skizzen, Entwürfe, Pläne und Landschaften des großen Architekten gesammelt befinden) gebracht worden. Es geschah dies theils um jener oberen genannten neu begründeten Museen willen, theils um für die Schätze des Antiquariums, das früher in den dunkelen Erdgeschoßräumen des Alten Museums sich befand, eine würdige Aufstellung in den lichten oberen Sälen des Neuen Museums Platz zu schaffen. Nun wird ein eigenes Gebäude für die ethnographischen Sammlungen, ein „ethnographisches Museum" im großen Stile jetzt neu gebaut, mithin in einigen Jahren die Hälfte des Erdgeschosses im Neuen Museum, wo jetzt die betreffenden Alterthümer sich befinden, frei.

Wie dieser frei werdende Raum benutzt werden soll, ist noch unentschieden. Uns scheint es aber, daß sich nicht allein noch mehr Raum gewinnen läßt (dessen man so dringend benöthigt), sondern daß es auch der Natur der Dinge entspricht, wenn auch die kunstgewerblichen Erzeugnisse des Alterthums (die herrlichen Vasen und Terracotten Griechenlands, die Broncen und Arbeiten in Silber rc.) dem Gewerbemuseum überwiesen werden, wo unsere Kunstarbeiter Gelegenheit haben, mehr davon zu profitiren als im Museum am

Lustgarten. Unser Kunsthandwerk hat von den Formen und der Technik des Alterthumes eben so viel zu lernen wie von der Renaissanceepoche resp. dem Mittelalter, und das Gewerbemuseum ist der Ort, an dem alle Mittel zum Lernen vereinigt sind, wo Schule und Anleitung, Werkstatt und Praxis nicht fehlen. Wenigstens gehört offenbar derjenige Theil der Schätze des Antiquariums, welche als Arbeiten von hohem künstlerischem Werthe, nicht bloß oder hauptsächlich von archäologischem und mythologischem Interesse sich darstellen, ohne Zweifel ins Gewerbemuseum.

Würden doch jene Gegenstände dort ebenso öffentlich ausgestellt sein wie im Neuen Museum, und könnte der Alterthumsforscher daselbst ebenso gut seine Studien an ihnen machen. In gleicher Weise dürfte aber ein Theil der jetzt im Hohenzollernmuseum und im Märkischen Provincialmuseum befindlichen kunsthandwerklichen Producte, von denen viele zur Geschichte der Mark wie zur Regentenfamilie der Hohenzollern eine nur sehr lose Beziehung haben, besser ihren Platz in den Prachträumen des neuen Gewerbemuseums haben, wo sie in den Zusammenhang mit ähnlichen Werken einzufügen wären. Das Märkische Museum besitzt eine Reihe von Gläsern, Porzellanobjecten, alten Krügen und Elfenbeinschnitzereien, von denen man z. Th. nur weiß, daß sie aus Berlin oder der Mark stammen, ohne daß sich sonst ein historischer Bezug an sie knüpft; das Hohenzollernmuseum hat eine reiche Auswahl chinesischer und japanischer Porcellansachen, welche von Holland der Gemahlin des großen Kurfürsten verehrt wurden. Ein guter Theil wenigstens dieser werthvollen Gefäße könnte ohne Schädigung des Charakters der Hohenzollernsammlung für das Gewerbemuseum abgezweigt werden. Die Sammlung der prähistorischen nordischen Alterthümer dürfte andrerseits, sobald sie in dem neuen Gebäude untergebracht ist, Anspruch auf einen Theil der prähistorischen Funde der Mark Brandenburg haben. Eine andere Frage ist es freilich, ob, selbst wenn das Alte und Neue Museum in der hier vorgeschlagenen Weise einen Theil ihres Inhalts abgäben, Platz genug geschafft würde, um die neuen Erwerbungen der Sculptursammlung und die Olympiagypsabgüsse, sowie anderes in erwünschter Weise zweckgemäß daselbst aufstellen zu können, ob nicht doch ein Neubau oder Anbau erforderlich bleiben würde. Hierüber ein andermal.

y.

Literatur.

Ad. Braun's photographische Publication der Madrider Gemäldesammlung. — Zu den reichsten ebenso sehr wie zu den am wenigsten bekannten Gemäldesammlungen Europa's gehört ohne Frage die Galerie zu Madrid, welche dort zusammen mit der Sculpturensammlung im Prado aufbewahrt wird, einem

unter Karl III. für naturwissenschaftliche Zwecke begonnenen Bau, welcher sodann mannichfache Schicksale erlebt hat, bis im Jahre 1819 der erste Saal der Gemäldegalerie eröffnet und damit der Anfang zu der jetzigen Bestimmung des Gebäudes gemacht ward. Als das beste Mittel, die dort aufgehäuften Schätze kennen zu lernen, durften bisher die Photographien gelten, welche von Laurent aufgenommen sind und auch in Deutschland vertrieben werden. Nunmehr tritt die auf diesem Felde altbewährte Firma von Ad. Braun und Comp. in Dornach mit einem großen Unternehmen hervor, welches jene Aufgabe in weit vollkommenerer Weise zu lösen verspricht. Die „Gemäldegalerie des Museo del Prado in Madrid" wird nicht weniger als 397 Photographien umfassen, darunter 270 in großem, 127 in kleinerem Format. Der ungewöhnliche Werth des Gebotenen mag daraus erhellen, daß von den großen Meistern der italienischen Malerei fast keiner fehlt, Raphael aber mit 11, Andrea del Sarto mit 7, Tintoretto mit 12, Tizian gar mit 25 Gemälden vertreten ist. Unter den Niederländern heben wir nur Rubens mit 32, van Dyck mit 16, Teniers mit 20 Bildern hervor, unter den Deutschen Dürer mit 5. Der Löwenantheil gehört natürlich den Spaniern: 19 Gemälde von Ribera, 34 von Murillo, 48 von Velasquez u. s. w., das ist ein Reichthum, mit dem keine andere Sammlung auch nur entfernt sich messen kann! Diesem inneren Werthe der Auswahl entspricht die photographische Ausführung durchaus. Sie leistet Alles, was die Photographie einem Gemälde gegenüber leisten kann; denn daß die Farbe nicht blos nicht wiedergegeben werden kann, sondern einzelne Farben geradezu eine falsche Wirkung hervorbringen müssen, liegt ja in den Grenzen dieser Reproductionsweise begründet. Man ist vielmehr erfreut, an den vorliegenden Proben die klare Gesammtwirkung so gewahrt, die dunkeln undurchsichtigen Stellen so weit zurückgedrängt zu sehen, wie es in der That der Fall ist. Die Firma Ad. Braun, welche vor mehr als zwanzig Jahren damit begann, die Handzeichnungen und bald auch die Gemälde der classischen Meister in Originalphotographien wiederzugeben, und welche sich dadurch ein außerordentliches Verdienst um die exacte Kunstforschung erworben hat, hat auch in technischer Beziehung nicht geruht ihr Verfahren unablässig zu vervollkommnen. Der gegenwärtig geübte Kohledruck leistet in Wiedergabe der feinen Nüancirungen das Mögliche, und da der Druck mit wirklicher Farbe erfolgt, so bieten die Blätter zugleich den großen Vortheil, ebenso unvergänglich und unveränderlich zu sein, wie die Erzeugnisse des Holzschnittes oder des Buchdruckes. Die uns vorliegenden Blätter (Jan van Eyck's Triumph der Kirche über die Synagoge, Fiesole's Verkündigung, ein Männerbildniß Holbeins, Raphael's Kreuztragung, Murillo's Verkündigung und „göttlicher Hirte") sind in der Art der Vorlagen so mannichfaltig, daß sie wohl geeignet sind, die Vorzüglichkeit des angewandten Verfahrens nach verschiedenen Seiten ins Licht zu stellen. Die Klarheit in den beiden erstgenannten Bildern ist ebenso wohl gelungen, wie die malerische Wirkung in den Murillos überrascht, und wenn im Spasimo der starke Wechsel heller und dunkler Stellen stört, so liegt dies eben zum größten Theile an den Farben und dem Zustande des Originales selbst; reichlich entschädigt dafür die unverfälschte Wiedergabe des Ausdruckes in den Köpfen. Bei der Größe (40 × 50 und 24 × 30 Centimeter) und der Vollendung der Blätter ist der Einzelpreis derselben von 12 Mark, bzw. 4 Mark 80 Pfennig mäßig zu nennen. Wer so glücklich ist die ganze Sammlung erwerben zu können, genießt natürlich noch größere Vortheile; in je zwei Monaten soll eine Lieferung von etwa fünfzig Blättern zum Preise von ungefähr 400 Mark erscheinen. M.

Ausgewählte Reden des Fürsten von Bismarck. Gehalten in den Jahren 1862—1880. Zweiter Theil. Reden aus den Jahren 1871—1880. Erstes Heft. Berlin, Fr. Kortkampf. — Der vor vier Jahren von der Verlagshandlung veranstalteten Sammlung ausgewählter Reden des Fürsten schließt sich nun als Fortsetzung ein zweiter Band an, der die Reden des letzten Jahrzehnts begreift. Die Reden, unter denen man keine der wichtigeren vermissen wird, sind im vollen Wortlaute abgedruckt, und durch kurze, allerdings sehr kurze Vor- und Nachbemerkungen ist für das Verständniß des Zusammenhanges gesorgt. Als Anhang des auf drei Hefte berechneten Bandes sind ausgewählte Reden des Abgeordneten von Bismarck-Schönhausen aus den Landtagen 1847—1852 versprochen. Auch ein Register nach den Materien ist zugesagt, das den Gebrauch sehr erleichtern wird. g.

Vom Gestade der Cyklopen und Sirenen. Reisebriefe von Wilhelm Roßmann. Zweite durchgesehene und vermehrte Auflage. Leipzig, F. W. Grunow. 1880. — Vor zehn Jahren zum ersten Male erschienen, dürfen diese Reisebriefe aus Neapel und Sicilien getrost von Neuem ans Licht treten. Ihr Werth ist unvermindert. Sie enthalten nicht ein flüchtiges Reisegeplauder, vielmehr eine gründliche Durcharbeitung der Erinnerungen, die dem gebildeten Reisenden auf Schritt und Tritt in diesem gesegneten Lande aufsteigen. Der Leser wird nicht nur unterhalten und angeregt, sondern er empfängt unversehens die Belehrung eines wissenschaftlichen Handbuches, doch stets in zwangloser, liebenswürdiger Form; man merkt, daß die Briefe inmitten eines geistreichen Kreises entstanden sind, der sich zu Genuß und Belehrung zusammenfand. „Uns entstand," so heißt es im Vorwort, „bei unseren Wanderungen an den ruinenbedeckten Küsten kein dringenderer Wunsch als der, an Ort und Stelle und im Angesichte der erinnerungumsponnenen Trümmer die alten Dichter und Historiker zu vergleichen, die von jenen merkwürdigen Stätten gehandelt, ihre Geschichte überliefert, ja ihren Ruf zum Theil erst selbst begründet haben. Nun aber fanden wir wohl viele Bücher, in denen die Alten citirt, viele, in denen sie mit Anspielungen bedacht sind, aber keines, das sie so weit zum Worte kommen ließe, daß wir uns der Mühe überhoben gesehen hätten, uns selbst aus ihren Werken das für unsern Zweck Wichtige zusammenzutragen." Hieraus entstand nun eine Art Blumenlese aus alten Schriftstellern, an passender Stelle eingestreut, eine Art authentischen Commentars, der die Stätten der Erinnerung aufs angenehmste belebt. Das classische Alterthum, d. h. die römische Kaiserzeit, liefert hierzu den größten Beitrag. Doch nicht ausschließlich; auch Dichter der Renaissance sind berücksichtigt. Werden die Schauplätze des Cäsarenwahnsinns, die Ueppigkeiten Bajä's und Pompeji's aus Suetonius, Juvenal, Martial, Petronius erläutert, wird uns beim Lucrinersee die Ermordung Agrippina's, beim Cap Miseno das Ende des Tiberius erzählt, beim Vesuv die Briefe des Plinius über den Ausbruch des Jahres 79 mitgetheilt, so wird in Sorrent das Andenken Tasso's gefeiert und ein Fischeridyll Sannazar's mitgetheilt, wie auch Sannazar's Strophen auf die Ruinen von Cumae eingelegt sind. Bei der Aussicht von Camaldoli fehlt nicht die Beschreibung der Umgegend durch Strabo, beim Grabe Virgil's wird erzählt, wie aus dem römischen Dichter im Mittelalter ein Zauberer wurde, der Isistempel zu Pompeji giebt Anlaß zu einer Ausführung über die orientalischen Culte in Rom und über die christliche Kirche als Erbin des Heidenthums. Bei der Quelle Cyane, nahe Syrakus, wo die Papyrusstaude wächst, werden uns weder die Angaben des Plinius über den Papyrus vorenthalten, noch die Erzählung des Ovid vom Mythus der Cyane,

und daran knüpft sich noch eine sehr anziehende Ausführung über den Mythenreichthum im griechischen Boden. Und wie man ja im Süden durch den Genuß der Natur und die absichtslose Hingabe an den Augenblick von dem Studium sich zu erholen pflegt, so wird auch in diesen Reisebriefen das heutige Volksleben nicht versäumt, die Scenerie der Straße, die Festeslust und das Theater. Einmal erhalten wir auch eine flüchtige Silhouette von Victor Emanuel. Kurz, das Buch ist so anziehend wie gehaltreich. Es gehört zum Besten, was wir über Italien besitzen. W. L.

Literatur über den Kölner Dom. — Die Vollendung des Kölner Domes hat in der Literatur einen reichen Nachhall geweckt. Der endliche Abschluß des großen Werkes erschien Vielen als der richtige Zeitpunkt, auf die vielhundertjährige Arbeit zurückzublicken und wie der Dom allmählich wuchs, wie bald Begeisterung zum raschen Baue drängte, bald Gleichgiltigkeit die Fortsetzung hemmte, zu erzählen. Stärker als früher drängt jetzt die Frage, wie es mit der innern Ausschmückung des Domes gehalten werden solle. Auch dieser Punkt setzte mehrere Federn in Bewegung. Endlich reizte das glückliche Gelingen des Kölner Werkes zu Vorschlägen, noch manche andere von den Vätern halbfertig zurückgelassene Denkmale in ähnlicher Weise zu vollenden. Die Agitation zu Gunsten des Ausbaues der Straßburger Münsterfaçade ist wohl noch in guter Erinnerung. Hoffentlich bleibt es in dieser Hinsicht bei den unschädlichen guten Wünschen und wird niemals an die Zerstörung der oberen Façadentheile und des Thurmes, um sie in einem correcteren Stile auszuführen, oder an die Verdoppelung des gegenwärtigen Thurmes Hand angelegt werden. Beides wäre eine unverantwortliche Barbarei. Das eine würde einen groben Mangel an Pietät beweisen, das andere eine arge Sünde gegen den künstlerischen Geschmack bedeuten.

Unter den kleinen populären Schriften, welche aus Anlaß des Domfestes die Baugeschichte des Domes behandeln, ragt die Abhandlung Lamprecht's: Der Dom zu Köln und seine Geschichte (Bonn, Max Cohen) weit über alle anderen ähnlichen Leistungen empor. Sie behält abgesehen von dem augenblicklichen Interesse einen dauernden Werth und wird stets gern von Jedermann zu Rathe gezogen werden, welcher sich nicht nur kurz und rasch über die Geschichte des Kölner Domes orientiren, sondern auch über die Ursachen, welche die Baubewegung bald förderten, bald hemmten, belehren will. Der Verfasser ist ein trefflich geschulter Historiker von weitem Umblick und scharf kritischem Sinne. Die gute Methode zeigt sich schon in seiner Behandlung der Quellen und seiner Sichtung der überlieferten Nachrichten, ebenso in seiner richtigen Beurtheilung der modernen Literatur. Das ist aber nicht alles. Als Historiker erkannte er, daß der Aufschwung der Architektur am Anfange des dreizehnten Jahrhunderts kein isolirtes Factum bilde, sondern mit der glänzenden Entwickelung auf anderen Culturgebieten in Zusammenhang stehe. So kurz auch der Hinweis auf die gleichzeitige Aenderung im socialen und wirthschaftlichen Leben lautet, so wirft er doch ein reiches Licht auf die äußeren Bedingungen der so überraschend schnellen Blüthe des frühgothisches Stiles. In ähnlicher Weise erklärt Lamprecht aus dem Wechsel der wirthschaftlichen Zustände die Stagnation, welche seit der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts in der Bauthätigkeit eintritt. Nur möchte ich sie auf die Dome und die großen Stiftskirchen einschränken. In städtisch-bürgerlichen Kreisen regte sich gerade in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters auch der kirchliche Baueifer am stärksten und erhoben sich Pfarrkirchen und Bettelmönchskirchen in

großer Zahl. Diese Einschränkung bestätigt nur den von Lamprecht hervorgehobenen Einfluß der socialen und wirthschaftlichen Wandlungen auf die Schicksale der Architektur.

Aus dem historischen Gebiete in das technisch-ästhetische führt uns die Schrift: Bodenbelag für den Dom zu Köln. Entwurf von W. Vogler und Fr. Schneider. Unter den Fragen, welche nach der äußern Vollendung des Domes noch der Entscheidung harren, ist unsteitig die wichtigste die decorative Ausstattung des Fußbodens. Denn daß man sich nicht mit einem gemeinen Plattenbelage, einer bloßen Pflasterung begnügen werde, darf wohl als selbstverständlich gelten. Die Herstellung eines Steinteppichs erscheint allein der Würde des Monumentes entsprechend. Höchstens können Zweifel darüber bestehen, ob das Ornament sich ausschließlich in linearen, geometrischen Formen bewegen oder ob auch figürlicher Schmuck zugelassen werden solle. Die vorliegende Schrift tritt energisch für die Berechtigung des letzteren ein. Schneider, der rühmlich bekannte Mainzer Alterthumsforscher, entwirft das Programm, der Architekt Vogler in Wiesbaden liefert auf einem sauber gezeichneten Blatte die Skizze des ausgeführten Programmes. Schneider lehnt sich an die Traditionen der frühmittelalterlichen Kunst an. Wir besitzen aus der romanischen Periode noch mannichfache Reste musivischer Fußböden, welche uns darüber belehren, daß auch diese Flächen nicht unbenutzt blieben, dem Kirchgänger inhaltreiche Anschauungen vorzuführen. Er sah hier Bilder aus der Naturgeschichte und der Kosmologie, Personificationen moralischer Begriffe und Gestalten des alten Testamentes in Farbe wiedergegeben. Auf diese Beispiele beruft sich Schneider, indem er ein vollständiges System symbolischer Bilder vorschlägt. Vom Eingange bis zum Altare fortschreitend würde der Gläubige die ganze Vorgeschichte der Erlösung nach und nach erblicken. Die moderne Anschauung dürfte sich schwer mit dem Inhalte der Bilder befreunden, sie neigt überhaupt dem Standpunkte des Bernhard von Clairvaux zu, welcher solchen Bodenschmuck, als unvereinbar mit der Würde der dargestellten Gegenstände, verdammte, und daß Heilige mit Füßen getreten würden, scharf tadelte. Ich glaube aber nicht, daß die moderne Bildung das Recht zur Einsprache besitzt. Ist einmal der Kölner Dom dem katholischen Cultus überwiesen worden, so müssen auch die weiteren Consequenzen in Bezug auf künstlerische Ausstattung ruhig hingenommen werden. Die gemalten Figuren in den neuen Glasfenstern muthen uns auch wenig an und erscheinen wenig verständlich. Dennoch regt sich gegen dieselben kein Widerspruch. Wir haben an dem innern Schmucke des Domes vorwiegend ein formales Interesse, und wünschen in dem vorliegenden Falle nur, daß der Teppichcharakter des Bodenbelages gewahrt bleibe. Die Skizze Vogler's beruhigt uns über diesen Punkt. Die Figuren, theils Einzelgestalten, theils kleine Gruppen, ohnehin nur auf die Mitte des Hauptschiffes, Querschiffes und Chores eingeschränkt, fügen sich ungezwungen in die decorative Einrahmung, die ganze Anordnung bleibt innerhalb der Grenzen der rein ornamentalen Kunst. Nur die riesige Zeichnung des Grundrisses auf dem Boden der Vorhalle erregt Bedenken. Mit den Labyrinthen in mittelalterlichen Kirchen läßt sie sich nicht vergleichen, da diese letzteren durchgängig ornamentale Natur zeigen, wenn sie auch nachträglich symbolisch gedeutet wurden. A. S.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.

Ausgegeben: 28. April 1881. — Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig.

Russische Volksart.

Das Unheimliche in der heutigen Lage des russischen Reiches liegt in der gänzlichen Ungewißheit darüber, wohin die Dinge steuern. Man hat das Gefühl, daß der bisherige Zustand unmöglich, daß eine gründliche Aenderung unabweisbar geworden ist; mit welchen Mitteln aber diese bewirkt werden, ja worin sie bestehen soll, das sind Fragen, auf die Niemand eine sichere Antwort geben kann, und wie es scheint diejenigen am wenigsten, welche die Macht in Händen haben. Man hätte wenigstens ein Ziel vor Augen, wenn sich im Laufe der Jahre etwas wie eine öffentliche Meinung gebildet hätte, die nach einer bestimmten Richtung hindrängte und nur durch äußerliche Hemmnisse bisher an der Verwirklichung ihrer Gedanken verhindert worden wäre. Wären auch neue Hindernisse zu überwinden, vielleicht blutige Krisen durchzumachen — jenseits derselben winkte doch ein krönendes Ziel, endlich müßte es doch dem unablässigen Drucke der Geister gelingen, sich freie Bahn zu schaffen. Zum Unglück ist die russische Gesellschaft so zusammengesetzt, daß gerade eine öffentliche Meinung, welche der Regierung den Weg zeigen, sie vorwärts drängen würde, gar nicht sich bilden kann. Die übergroße Mehrheit des Volkes, darin stimmen alle Kundigen überein, ist eine gestaltlose, träge, dumpfe Masse, die, eigener Bewegung unfähig, nach jedem Anstoß von außen wieder in ihre freud- und thatlose Genügsamkeit zurücksinkt. Eine der Zahl nach winzige Schicht von Gebildeten hebt sich von dieser Masse ab, hat im Glauben und Denken nichts mehr mit ihr gemein, ist mit allen Genüssen und mit aller Erkenntniß des Abendlandes vertraut, mit Leichtigkeit eignet sie sich an, was in Künsten und Wissenschaften die alten Culturländer hervorgebracht haben, doch diese Bereicherung und Schärfung der Intelligenz hat gerade auf diejenigen geistigen Functionen, auf denen eine nachhaltige Thätigkeit für das Gemeinwohl beruht, am wenigsten Einfluß gehabt. Die Wirkung ist vielmehr vorwiegend eine zersetzende gewesen. Es sind dadurch wohl Ideen, Entwürfe, Phantasien angeregt worden, aber nirgends sieht man eine zähe und selbstlose Arbeitskraft, die denselben zur Verfügung stände. Und selbst innerhalb dieser dünnen Gesellschaftsschicht fliegen die Ziele und Wünsche

weit auseinander. Wenn die Einen die mehr oder minder rasche Annäherung an die Cultur und die Einrichtungen des Abendlandes anstreben, träumen die Anderen von einer ureigenen nationalen Cultur, deren Kennzeichen vorläufig blos die Abkehr von allem abendländischen Wesen ist; und während ohnmächtig die eine wie die andere Richtung ihren Idealen nachhängt, gewinnt eine dritte zusehends an Verbreitung, die, angeekelt von den fruchtlosen Projecten, ermüdet vor der Arbeit, einer blasirten Resignation, einer Verzweiflung sich hingiebt, die bald in Schmerz, bald in Hohn sich kleidet, und deren letzte Ausläufer wir in den verbrecherischen Secten der Nihilisten und Terroristen erkennen, bei denen merkwürdigerweise die Verzweiflung zur höchst energischen That sich umsetzt, aber zur That der reinen Verneinung und Vernichtung. Diese Partei des absoluten Nichts ist in Rußland die einzige, die eine Partei der That ist — das ist das Grauenhafte in den gegenwärtigen Zuständen. Sie hält das ganze Reich in Schrecken gelähmt, eine Erscheinung, die ihres Gleichen in der Geschichte nicht hat und jede Berechnung für die Zukunft ausschließt.

Man kann auch nicht die französischen Zustände vor der Revolution zum Vergleich herbeiziehen. Die Aehnlichkeit ist eine blos äußerliche. Damals brach die alte Staatsgesellschaft unter der Last ihrer Corruption zusammen, aber Haß und Hohn waren nicht die einzigen Triebfedern, durch welche die Umwälzung bewirkt wurde. Damals lagen bestimmte Gedanken in der Luft, welche das Jahrhundert gezeitigt hatte, die Welt war von Ideen erfüllt, die zur Verwirklichung drängten, zuversichtliche Schaffenslust zitterte in den Gemüthern und die Erschütterung ward weithin fruchtbar. Nichts ist in der Gährung der russischen Gegenwart befremdlicher als die Abwesenheit aller Ideen. Die Literatur, welche die heutige Gesellschaft wiederspiegelt, welche die Anregungen aus ihr empfängt, wie sie dieselben zurückgiebt, ist durch und durch müde, blasirt, pessimistisch, sie lähmt die Gemüther statt sie zu befeuern, sie hat nichts Sieghaftes, Zukunftfreudiges, sie sieht die Welt grau in grau, mit einem Seufzer oder mit Hohnlächeln starrt sie in die ungewisse Zukunft. Bei dieser aschfarbenen Muthlosigkeit, die im eigenen Lande herrscht, enthalten sich die Fernestehenden billigerweise des Versuches, das Kommende voraussehen oder gar vorschreiben zu wollen. Es bleibt ihnen, um die Elemente eines Urtheiles zu gewinnen, nichts übrig, als ohne vorgefaßte Meinung den gegenwärtigen Zustand sich zur Kenntniß zu bringen und seine Erklärung in der Geschichte, in den Bedingungen der Natur und des Volkscharakters zu suchen. Der Blitz ist nicht die richtige Beleuchtung, die Dinge in ihrer wahren Gestalt erkennen zu lassen: so ist auch die fürchterliche Helle, womit die Unthaten der Nihilisten in die Tiefe des russischen Volkslebens leuchten, schwerlich geeignet, ein unbefangenes und erschöpfendes Urtheil zu ermöglichen.

Es gilt die dauernden Grundlagen prüfend zu betrachten. Wer uns das heutige Rußland schildert, wie es ist und wie es so geworden ist, der unternimmt ein nützliches und dankenswerthes Werk.

Aus Parteischriften, wie sie der Engländer Grenville-Murray und der Russe Ugény*) verfaßt haben, ist freilich nicht viel Belehrung zu holen. Der Engländer spricht aufs Hochmüthigste über die russischen Volkssitten ab, er übertreibt, carrikirt, und der Russe giebt ihm mit ebenbürtiger Bosheit die Laibe wieder heim. Wenn Grenville z. B. die Unsauberkeit und Trunksucht des Volkes tadelt, so will Ugény diese Nationalfehler nicht in Abrede stellen, aber er sucht sie zu entschuldigen und erzählt dafür, daß Wanzen auch in den englischen Häusern keine Seltenheit seien; daß er im Kapitel der Trunksucht dem Engländer vor der eigenen Thüre zu kehren räth, kann man sich denken. Ohne Zweifel hat der Russe in Vielem Recht, was er zu Gunsten seiner Landsleute anführt, wie in seinen stachlichen Ausfällen gegen die Engländer, besonders wenn er ausführt, was diesen Treu und Glauben im Völkerleben werth ist und mit welcher Brutalität sie in Indien und in den Colonien auftreten. Aber diese polemische Stimmung herrscht in seinem ganzen Buche und über Rußland finden wir wenig Belehrung.

Mit größerer Erwartung nimmt man die Studien über Rußland zur Hand, die Franz von Löher soeben in drei Büchern zusammengestellt hat.**) Das erste Buch schildert die Eindrücke einer Reise, die über Galizien zunächst nach Kleinrußland ging, nach Kiew und Charkow, und dann nach Moskau und Petersburg sich ausdehnte. Das zweite Buch giebt Geschichtliches zum Verständnisse der heutigen Zustände, Culturbilder aus den letzten Jahrhunderten und aus der Gegenwart, während das dritte die Aussichten, oder, wie vorsichtiger gesagt wird, die Möglichkeiten erörtert. Löher ist ein geübter Reiseschriftsteller, der eine doppelte Ausrüstung zu seiner russischen Reise mitbrachte: er hat vieler Länder Städte und Menschen gesehen und er ist zugleich ein genauer Kenner der Vergangenheit. Er faßt mit scharfem Blicke das Gegenwärtige und er rückt es zugleich in geschichtliche Beleuchtung. Schon darin liegt, daß sein Standpunkt ein parteiloser ist, er sucht nichts als die Wahrheit; er beschreibt was er sieht und erfährt, und er sucht das Gewordene zu verstehen aus seinen Ursachen. Dabei vermeidet er eine systematische Darstellung. Zwanglos und abspringend sind die Verhältnisse erörtert. Das bringt Wiederholungen mit sich, aber es erhöht auch den Eindruck, daß kein

*) E. C. Grenville-Murray, The Russians of to-day. Leipzig, Tauchnitz. 1878. E. von Ugény, Rußland und England, äußere und innere Gegensätze. Leipzig, W. Friedrich. 1881.

**) Rußlands Werden und Wollen. Von Franz von Löher. 3 Bücher. München, Th. Ackermann. 1881.

Urtheil auf vorgefaßte Meinung gegründet werden soll. Häufig verläßt er einen Gegenstand, um ihn später von anderer Seite und aus erweiterter Kenntniß wieder aufzunehmen. Kurz wir erhalten nicht fertige Resultate, sondern begleiten den Verfasser im Fortgange seiner Studien. Mit fertigen Urtheilen ist er überhaupt sparsam, er prüft das Für und Wider, um häufig mit einem Fragezeichen zu schließen. Im Ganzen ist er doch hoffnungsvoll, vielleicht allzu hoffnungsvoll; auf alle Fälle aber ist das Buch reich an Belehrung.

In der Geschichte und Art des russischen Volkes findet Löher einen asiatischen Bodensatz, welcher der Aufsaugung durch die Cultur bis jetzt widerstrebt hat. Er sucht dies ethnographisch zu begründen. Die eigentlichen Russen machen in der Bevölkerung des europäischen Rußland etwa achtzig Procent aus. Davon sind die Großrussen vierzig Millionen stark, die Kleinrussen vierzehn bis funfzehn Millionen, die ärmlichen Weißrussen drei bis vier Millionen. Während nun sonst zwischen Kleinrussen und Großrussen blos ein Dialektunterschied gefunden wird*), nimmt Löher einen tiefer gehenden Stammesunterschied an. Gewiß ist, daß beide einander hassen; in der Schnapsbude rücken sie von einander weg, und müssen sie als Fabrikarbeiter in derselben Kammer schlafen, so machen sie zwischen ihren Lagerstätten möglichst weiten Raum. Der Gegensatz ist mit dem von Nord- und Süddeutschen verglichen worden, sitzt aber tiefer und ist neuerdings noch verschärft worden, indem die Großrussen in ihrem nationalen Hochmuth, der keine anderen Götter neben sich duldet, die Sprache der Kleinrussen unterdrückten, überall großrussische Beamte einsetzten, den Ankauf von Gütern durch Großrussen unterstützten. Der Kleinrusse ist im Verhältniß zu seinem mächtigeren Nachbar weicher, trübsinniger, wo der andere härter, mannhafter, unternehmender ist, geneigt zum Jähzorn wie zum Leichtsinn. Dumpf, beschränkt, geistlos erscheinen Beide. Aber bei den Kleinrussen ist dieser Gesichtszug milder und öfter verschönt durch ein sanftes Lächeln. Der Großrusse lacht herzhaft und singt daß es schallt, fällt aber bald wieder in seinen stummen Ernst zurück. Der Kleinrusse liebt nur Feld- und Gartenbau, der Großrusse ist von Handelsgeist erfüllt, und während jener am Boden hängt, den er mit dem Schweiße seines Angesichts gedüngt hat, baut dieser den Acker nur aus Noth und Berechnung und wandert desto lieber in die Weite, um Verdienst zu suchen. Der Kleinrusse ist wohlhabender, geistig lebhafter und er weiß, daß sein Land eine ältere Gesittung besitzt; der Großrusse rühmt sich der stärkeren Willenskraft: dem Norden gehört die Herrschaft, wie in Frankreich, in Italien, in Deutschland.

*) O. Krümmel, Europäische Staatenkunde. I. Bd. 1. Abth. S. 171 f.

Alle diese Unterschiede kommen nun zuletzt darauf hinaus, daß die Kleinrussen ein echt slavischer Stamm sind, verwandt insbesondere den Polen, während sie in den Großrussen Leute von halb finnischer und tatarischer Herkunft sehen. Noch eine Reihe anderer Züge, die seltsame Verbindung von ausschweifender Phantastik und kalter Zweifelsucht, der fatalistische Gleichmuth, die Todesverachtung der Sectengläubigen, dann die Gastfreundschaft, die Mißachtung der Frauen, der Gemeinbesitz, der an die Horde erinnert, das patriarchalische Verhältniß zum Czar, die Art der Religionsübungen und die gesonderte Stellung des geistlichen Standes — in dem Allem erkennt Löher Züge, die auf eine orientalische Restlage in den Großrussen deutet. Daraus erklärt sich auch die Menge nichtslavischer Wörter in der großrussischen Sprache; gerade für die ursprünglichsten Begriffe, für die einfachsten Sachen finden sie sich häufig, während der grammatische Bau der Sprache entschieden slavisch ist. Die Großrussen hatten also eine finnisch-tatarische Sprache, ehe sie von den gebildeteren Slaven deren Sprache und Sitten annahmen. Je weiter man von Kiew aus östlich und nördlich kommt, um so schwächer wird das reine Slaventhum. Die Geschichte schweigt über dieses ethnographische Problem; weiß man doch nicht einmal, ob die Skythen und Sarmaten des Alterthumes arischer oder turanischer Herkunft waren. Es fehlt aber wenigstens nicht eine Analogie, nämlich die Slavisirung der Bulgaren und Chasaren.

In diesem turanischen Elemente des Großrussenthumes starrt uns in der russischen Eigenart breit ein asiatischer steiniger Grund entgegen, und es erklärt sich, warum gerade der poesiereichste, sowie der ritterlichste Stamm der Slaven, der Kleinrusse und der Pole, eine instinctartige Abneigung gegen den Großrussen nicht überwinden können. Es faßt sie ein Grauen an, wenn sie daran denken, sie sollten zu Großrussen umgewandelt werden. Es ist dasselbe dunkle Gefühl, das alle Abendländer innerlich von den Russen scheidet: sie erscheinen als eine Art Halbasiaten. Nun hat aber schon in grauer Vorzeit die Einwirkung der abendländischen Cultur auf sie begonnen. Und gegenwärtig durchdringt und zersetzt diese, hundertfach beflügelt, den ganzen russischen Körper. Gegen solche Arbeit vieler Jahrhunderte ist doch kaum in Vergleich zu stellen, was jetzt in Japan oder bei den Türken, Persern, Indern, vor sich geht. Vielmehr hat das russische Volk im Laufe der Jahrhunderte eine Zwitternatur erhalten. Vom asiatischen Wesen ist es noch umschlungen, aber vom europäischen bereits durchwachsen. Sein Herz schlägt asiatisch und sein Geist denkt europäisch. Ohne Zweifel sind die Russen gerade deshalb vorzugsweise befähigt, asiatische Völker aus ihrem geistigen und sittlichen Sumpfe empor zu ziehen und dann zugleich mit sich selbst zu höherer Bildung zu erheben.

In den Städten des inneren Rußlands ist unserm Reisenden immer

wieder die Aehnlichkeit mit dem Aufblühen der amerikanischen Städte aufgefallen. Charkow z. B. hatte vor dreißig Jahren 30 000 Einwohner, jetzt schon über 100 000 und geht rasch einer größeren Zukunft entgegen. Solcher größeren Städte hat das Czarenreich verhältnißmäßig sehr wenige, diese aber verbreiten, wie sie selbst mit jedem Jahre mehr anschwellen, über das ganze Land gesteigerten Verkehr und rufen in ihrer Umgegend auf zehn, auf zwanzig Stunden Entfernung zahlreiche Neuwerke und Fabriken hervor. Hier ist, wie im amerikanischen Westen, Neuland, das in den großen Weltverkehr eben erst hineingezogen ist. Geld strömt ein und wird wieder ausgegeben mit vollen Händen. Alles ist Wagniß, weil der Boden jedes Geschäftes noch schwankend und unklar. Wer aber Verstand und Glück hat, schöpft den Rahm von der Milch und kann im Umsehen reich werden. Auch bei Moskau macht Löher die Bemerkung, daß das rasche Anschwellen von Handel und Industrie in dieser Stadt nur mit dem sich vergleichen lasse, was in Newyork, St. Louis, Chicago und San Francisco vor sich geht.

Amerikaner und Russen treibt beide ruhelose Lust zum Handeln und Schweifen, Niemand hängt an der Scholle, auf welcher er aufgewachsen, und die Wenigsten haben eine Ahnung von dem stillen Glücke der Heimath, so daß sie von ihr sagen möchten: „Dieser Erdenwinkel lächelt vor allen mich an." Eine schrankenlose Beweglichkeit ist im Volke, ein ewiges Auf und Nieder. Wie in Amerika Leute, die sich mit raschem Durchstudiren von ein paar Büchern zu etwas gemacht haben, in den schwierigsten Gewerben und Wissenschaften sich finden, und wie es etwas gewöhnliches ist, daß Einer, der als Farmer angefangen, Schauspieler oder Prediger wird und dann sich als Arzt oder Liqueurfabrikant irgendwo niederläßt, so eröffnet auch der Russe mit Leichtigkeit sich eine neue Laufbahn. Er traut sich Alles zu, ist heute Kaufmann, morgen Officier, und sitzt nach ein paar Jahren vielleicht als Lehrer irgend einer Wissenschaft auf dem Katheder. An der Universität Moskau wurde unter dem vorigen Kaiser angeordnet: wenn ein Professor krank werde, solle ihn sofort, wer der Nächste an der Reihe, ersetzen, und allen Ernstes erhielt einmal der Professor der Logik, der noch dazu ein Geistlicher war, den Befehl, die geburtshilfliche Klinik zu leiten. In beiden Völkern steckt eine ungemein praktische Natur, ein vorherrschender Sinn für das Thatsächliche, für das was sich fassen und essen läßt, insbesondere was Geldeswerth hat. Grundzug des täglichen Lebens ist das einförmig Verständige, beide sind äußerst scharfsinnig in den gewöhnlichen Dingen. Im Mechanischen, besonders im Kunstgewerbe, wird der Russe vielleicht noch Bedeutendes leisten. Lau und lahm aber erscheinen bei ihm wie bei dem Nordamerikaner jene schöpferischen Kräfte in Kunst und Wissenschaft, die aus tieferem Borne hervordringend Originales schaffen. Großartig sind Beide im Geldausgeben, der

Russe für Lust und Pracht, der Amerikaner für Ruhm und Landesbestes. Beide denken im Grunde wenig, haben aber beständig Einfälle, und je abenteuerlicher, desto lieber hängen sie ihnen nach. Am ähnlichsten sind beide Völker einander in der Selbstüberschätzung. Der Grund liegt in der Ausdehnung ihres Landgebietes, das dabei verhältnißmäßig noch so leer. In der weiten Leere finden Raum alle möglichen Zukunftspläne, und Phantasie und Eitelkeit sind gleichmäßig geschäftig, blos Gehofftes im Geiste in bereits Thatsächliches zu verwandeln. Dabei ist der Amerikaner aber arbeitsamer, unverdrossener, er nimmt das Leben noch leichter als der Russe und bleibt immerfort fröhlicher und herzhafter gestimmt. Es steckt ein ganz anderer Kern und Trieb darin als im Russen, der gern klagt, nach jeder Anstrengung zusammensinkt und Ruhe und Geschwätz bedarf, aber viel gutherziger und friedfertiger, sanfter und geselliger ist. Des Amerikaners Blick in die Weite ist schärfer, sein Haushalt geordneter. Er steht auch mannhaft ein für das, was er gethan, während bei den Russen, wenn eine Sache schief geht, alles sich bei Seite drückt und Niemand die Schuld haben will. Hinwieder stehen die gebildeteren Kreise in Rußland an Ideengehalt und Benehmen den unserigen viel näher als die entsprechenden gesellschaftlichen Schichten in Amerika. Jeder Russe, der nicht zum gemeinen Volke gehört, kann außer seiner Muttersprache wenigstens noch Französisch oder Deutsch, meist beides, häufig Englisch dazu, während der Nordamerikaner sich mit seiner häßlichen Mundart des Englischen begnügt. Doch der größte und wichtigste Unterschied ist der, daß in Amerika alle Bildung und alles Streben, so viel oder so wenig davon eben vorhanden ist, hineinreicht bis in die letzte Ortschaft im fernen Westen, bis in die verlorenste Farm im Urwalde. Deshalb sind die Nordamerikaner das gleichförmigste Volk unter der Sonne, innerlich wie äußerlich. Das russische Volk dagegen besteht aus zwei Bestandtheilen, die in Sitten und Lebensweise, Wohnung und Einrichtung, Denken und Empfinden, durch einen dicken Strich von einander geschieden sind: die große, graue, stockrussische Hauptmasse und die dünn darüber gelagerte europäische Schicht. Und gerade die Raschheit, womit gebildete Russen sich zur Bildungshöhe emporschwingen, ist ein Schaden: sie springen gleichsam aus ihrem Volke heraus und haben fortan keine Einwirkung mehr darauf.

Die bäuerliche Bevölkerung in Rußland beträgt fünf Sechstel der Gesammtbevölkerung, und von dem übrigen einen Sechstel geht mindestens noch die Hälfte ab, die auf den Arbeiter und Kleinbürger in den Städten fällt, der in seiner ganzen Art und Weise noch längst kein Städter geworden ist. Auch sämmtliche Soldaten und Unterofficiere muß man zu dem rechnen, was in bäuerlicher Weise lebt und denkt, wohnt und ißt. Die ganze städtische Bevölkerung beträgt nur 9,7 Procent, ein bedenkliches Verhältniß, wenn man

die Bedeutung ermißt, welche heutzutage die Städte in der Culturbewegung einnehmen, wobei man noch in Vergleich bringen muß, wie viel von städtischer Bildung und Bevölkerung in Europa sich rings auf das Land vertheilt und wie wenig in Rußland. In den russischen Städten selbst aber lebt wieder eine dreifache Bevölkerung. Den kleinsten Theil machen die europäisch Gebildeten aus. Den mittleren, viel größeren Bestandtheil bilden die russischen Kaufleute, die mit allen ihren Gefühlen und Gewohnheiten näher den Bauern stehen als jener oberen Klasse. Löher hat interessante Studien über die Physiognomie des russischen Handelsstandes gemacht. Die Hauptmasse aber der städtischen Bevölkerung besteht in Wirthen, Handwerkern, Dienern, Kutschern, Tagelöhnern und Fabrikarbeitern, und diese sehen alle halb wie Bauern aus, und innerlich sind sie es ganz. Auch von der Geistlichkeit ist ein ansehnlicher Theil den Bauern zuzuzählen. Erwägt man diese Verhältnisse, so ergiebt sich eine Summe von 94 Procent Bauernvolk und nur 6 Procent gebildete Leute. Wären nun jene siebzig bis achtzig Millionen Bauern germanische Wehrfreie auf ihren Höfen, die schwere Streitaxt in der Hand, im Kopfe ihr eisernes Recht und in der Brust lebendiges Ehrgefühl — welch ein gewaltiges Reich müßte das sein: in Wahrheit aber könnten sie nackter, ärmlicher und unwissender nicht in Irland, Spanien und den unteren Donauländern gefunden werden. Gutherzig und gastfrei, friedlich, genügsam, weich, biegsam, kindlich gläubig, in kleinlicher Wirthschaft sich behaglich fühlend — so schildert Löher das russische Bauernvolk; aber es ist dabei dem Trunke ergeben, zur Unkeuschheit geneigt, und wenig entwickelt ist bei ihm der Sinn für das Eigenthum. Geschickt und geduldig in der kleinen Arbeit, doch ohne Willenskraft, von unbezwinglichem Leichtsinn, und schwerer Arbeit abhold, ohne Heimathsgefühl, das bei ihm durch das Volksgefühl ersetzt wird, flüchtig und unstet, kurz ohne besondere Geistes- und Willenskraft — nichts rechtfertigt den Wahn, als ob in diesen Menschen einst eine originale Schöpfung, eine neue Cultur erstehen werde; viel näher liegt der Schluß, daß aus diesen Millionen, abgesehen von ihrer Zerstreutheit über ein unabsehbares Landgebiet, schwer ein organisches Staatswesen sich bilden läßt, daß vielmehr durch mechanische Gewalt ihre Masse noch lange wird zusammengeschlossen und geformt werden müssen. Wenn in Westeuropa überall eine Menge Männer durch angeborene Geisteskraft aus niederem Stande sich emporarbeiten und unter die Führer ihres Volkes treten, so weiß Löher unter den Nationalrussen sich nur einer Zahl von dreien zu entsinnen: der Minister Speranski war ein Popensohn, des Dichters Lomonossow Wiege stand in einer Fischerhütte und der Liederdichter Kolzow war anfangs Viehhändler.

Was außer der Kirche jetzt in Rußland an Cultur und staatlicher Ordnung vorhanden, ist zu sehr beträchtlichem Theile das Werk deutscher und

deutschgeschulter Kräfte. Zu Anfang der Siebziger Jahre erschien eine Berechnung, wonach von je hundert Generalen in Rußland achtzig Deutsche, zehn von polnischer oder armenischer oder tatarischer, und nur zehn von russischer Abkunft waren. Seitdem wurden die Deutschen, wie bekannt, grundsätzlich von den Russen verdrängt. Länger als ein Jahrtausend dauert es, daß Deutsche theils in geordneten Zügen, theils als zahllose Einzelne in Rußland einwandern, sich ansiedeln, arbeiten, aufsteigen und schließlich in den Russen aufgehen. Deutsche Niederlassungen giebt es in Menge, an der polnischen Grenze, um das schwarze Meer, am unteren Dnjepr, an der Wolga, selbst im Vorlande des Kaukasus, auffallend genug aber fast keine im weiten Lande der Großrussen. In allen bedeutenderen Städten findet sich eine größere oder kleinere Anzahl von Deutschen, meist Handwerker, Kaufleute, Fabrikanten, aber auch Aerzte, Techniker und Lehrer aller Art. Ist ihre Menge erheblich, so treten sie zu einer Kirchen- und Schulgemeinde zusammen. Von den Angehörigen springt aber im Laufe der Zeit eine große Zahl ab, die sich in Geschäft und Heirath unter die Russen verliert und mehr oder weniger deren Sprache, Sitten und Denkungsart annimmt. Es ist wie überall: die Deutschen sind bestimmt, mit ihres Wesens Blut und Seele, Geist und Knochen die Völker rings zu nähren: sie sind der Völkerdünger. Der Deutsche wurzelt gern ein an dem Orte, in welchem er lebt, und nimmt von Herzen Theil an dessen Wohlergehen. Er kann nicht anders: seine Natur ist weltbürgerlich angelegt.

Von allen Culturzuflüssen war der deutsche der stärkste und nachhaltigste. Durch die deutschen Waräger (Kriegsgänger, Wargenger) erhielten die Russen ihre erste staatliche Bildung, und selbst ihren Namen empfingen sie von den Germanen; denn eben jene zur Herrschaft herbeigerufenen Normannen hießen die Roths oder Rus (Ruderer), davon Rothskärler (Rudermänner, Schifffahrer). Erhalten ist freilich von jener ältesten germanischen Cultur so gut wie nichts, der Zustrom aber floß während des Mittelalters reichlich Jahrhunderte lang. Düna und Wolchow wurden deutsche Handelsstraßen. Das große Nowgorod ward ein mächtiges Glied der Hansa, mit Smolensk schloß diese ein Handelsbündniß. Deutsche Kaufleute erschienen auf allen Märkten, und bereits begannen da und dort deutsche Handwerker sich anzusiedeln. Jeder tüchtige Großfürst zog Deutsche herbei, deutsche Tracht und Sitte wurden hier und da von Hof und Adel angenommen. Dann kam die gewaltsame Germanisirung. Peter der Große, Biron, Münnich, Ostermann germanisirten planmäßig, tyrannisch. Regenten und Minister vollführten jetzt dieselbe Aufgabe, die ehedem sich deutsche Ritter und Städter und Bauern erkoren, als sie, Schwert und Pflug und Rechnungsbuch in der Hand, in die slavischen Lande einwanderten. Sie stempelten Rußland das deutsche Gepräge

im Staats-, Heer- und Schulwesen auf, und vergebens blieb fortan jede Bemühung, dies Gepräge wieder zu verwischen. Vergeblich auch was die Regierungen von Elisabeth und Katharina II. thaten, die einen Rückschlag im nationalrussischen Sinne brachten und zugleich französische Bildung nach Rußland holten, französische Lüsternheit mit der derben russischen Unsitte vermischend. Das französische Wesen legte sich seitdem wie eine feste Glanzschicht über alle vornehme Gesellschaft, während von jeder geistigen und politischen Bewegung, die durch deutsche Gaue zog, in Rußland der Wiederschein, ja nicht selten die Copie sich zeigte: Werther und Jean Paul, die Romantiker und die Junghegelianer, das Alles wirkte nach Rußland hinüber, und zu derselben Zeit, da man in Deutschland begann, Philosophie und Romantik in die Rumpelkammer zu stellen und mit gewaltigen Schwertern auf Thron und Altar loszuschlagen, erwachte auch in Rußland Scham und Zorn über die heimischen Zustände und zum ersten Male schöpfte die Bewegung Leben und Antrieb aus den noch schlummernden Tiefen des eigenen Volkes. Wie dann diese nationale Bewegung in der engherzigen altrussischen Partei sich verdichtete, wie nach dem polnischen Aufstande von 1863 diese Partei erst in Polen und dann in den Ostseeprovinzen ihrem Hasse gegen alles Nichtrussische Luft machen durfte, wie zur Verwaltung lauter erklärte Feinde der Deutschen berufen, das Russische als Amtssprache eingeführt und den Schülern aufgenöthigt wurde, die alten verfassungsmäßigen Rechte und Anstalten niedergetreten und dabei mit allen Mitteln für die russische Kirche Propaganda gemacht wurde, das Alles ist noch in guter Erinnerung der Zeitgenossen.

Im Ganzen leben zur Zeit etwa eine Million Deutscher in Rußland und sie verstärken sich fortwährend durch Zuzügler. In den zwanzig Jahren 1857 bis 1876 sind aus den Ländern des deutschen Reiches allein, die aus Oesterreich nicht gerechnet, über eine halbe Million Deutsche eingewandert. Man darf für jedes Jahr 50 000 deutschredende Einwanderer annehmen. Auch die Zahl der Engländer, Franzosen und Italiener, Griechen und Armenier ist seit den letzten zwanzig Jahren im Wachsen, ein untrügliches Zeichen für den materiellen Aufschwung des Reiches. Gerade dieses Einsprengens und Einpflanzens von fremden Volksarten bedarf Rußland noch lange Zeit. Es dient dazu, im Volke mehr Leben und Bewegung anzufachen. Nur zwei Menschenalter brauchte die Zuströmung fremder Kräfte zu stocken, und die Großrussen würden in Bildung und Vermögen rasch und unaufhaltsam zurücksinken. Die Regierung sollte möglichst viele Ausländer heranziehen und durch Erleichterung ihrer Ansiedlung und Geschäfte, durch Verwendung im Staatsdienste planmäßig ihre Vertheilung über das Reich leiten. Das Eröffnen des Landes nach allen Richtungen, dadurch lebhafteres Einströmen von Handel und Verkehr in die entlegensten Reichstheile, damit verbunden

eine kräftigere Förderung und Leitung der Wander- und Ansiedlerzüge im Innern des Reiches, das würde, so urtheilt Löher, mächtig dazu beitragen, die Volksmasse aus ihrem ewigen Hindämmern aufzustören. Ueberhaupt weiß er zuletzt keinen andern Rath als: Verzicht auf alles gewaltsame Großrussischmachen im eigenen Lande, Verzicht auf den Wahn, eine absonderliche russische Culturwelt zu schaffen, Verzicht auf alle auswärtigen Händel und Kriege, welche die Finanzen des Reiches übermäßig schwächen: dagegen redliche Arbeit im Hause und auf dem Felde, im Staate und in der Gemeinde, denn nur durch Gewöhnung an tägliche unverdrossene Arbeit wird aus Rußland die Menge der Menschen verschwinden, die da ewig kranken an Unbefriedigung, am Bewußtsein eines leeren hohlen Daseins, wo Herz und Beutel leer sind und in Hirn und Armen die Spannkraft versiegt. Ein wohlgemeinter Rath; von dem nur zu fürchten ist, daß ihm in Rußland mehr Hohn oder kleinmüthiges Kopfschütteln antworten wird, als entsagungsvolles Zugreifen. Die Schwierigkeit, um nicht zu sagen Hoffnungslosigkeit des Gelingens liegt darin, daß eben die Scheu vor pünktlicher ausdauernder Arbeit, deren Früchte erst den Enkeln zu gute kommen sollen, der Nationalfehler der Russen ist. Und so dreht sich das Problem unselig im Kreise, aus welchem es — eben dieses Volkscharakters halber — auf eine andere Weise schwerlich herausgerissen werden kann, als daß zunächst die Regierung selbst und ihre Organe das Beispiel einer zielbewußten, thatkräftigen und geduldigen Arbeit geben. W. Lang.

Friedrich Gottlieb Welcker.

II.

Die junge Universität nahm sofort alle Kräfte des Mannes in Anspruch. Neben der Professur hatte er als Oberbibliothekar mit unsäglicher Mühe die Bibliothek einzurichten; unterstützt von durchaus unzureichenden Kräften brachte er im Laufe der Zeit eine der ansehnlichsten Universitätsbüchersammlungen zu Stande, für deren Bereicherung er durch Anschaffungen und sonst auf seinen vielen Reisen immerfort Sorge trug. Daneben begründete er, anfangs mit A. W. von Schlegel, das Akademische Kunstmuseum, eine vortreffliche Sammlung von Gipsabgüssen, zu der er einen Katalog verfaßte (1827), der „in einer Sprache redete, wie sie seit Winckelmann nicht gehört worden war“.

Da mitten hinein in diese amtliche und gelehrte Thätigkeit fiel der Blitz, der von der Mainzer Commission zur Untersuchung demagogischer Umtriebe gegen die junge Anstalt geschleudert wurde. Beiden Brüdern Welcker wurden

ihre sämmtlichen Papiere, auch alle Privatbriefe, mit Beschlag genommen, E. M. Arndt auch vom Lehramte suspendirt. Alles Demagogische war unserm Welcker bei einem bestimmt ausgesprochenen Gefühle für persönliche Freiheit, namentlich Professorenfreiheit, die ihm besonders geweiht schien, stets ein Greuel; und nun sollte er dem Verdachte staatsgefährlicher Umtriebe verfallen! Als er in Gießen in seiner nächsten Nähe kriechende Gefügigkeit gegen die fremden Eroberer hatte gewahren müssen, da war er solchen Leuten, auch wenn sie seine Vorgesetzten waren, derb und offen entgegengetreten; es hatte ihn empört, da jemand ihn solchen Vorgesetzten gegenüber auf die gloria obsequii geglaubt hatte aufmerksam machen zu dürfen. Aber von allen ungesetzlichen demagogischen Ideen wußte er Herz und Mund vollkommen frei. Sein Bruder verließ Bonn und trat in badische Dienste, Welcker's Unschuld wurde 1825 in ehrenvoller Weise von seiner Regierung anerkannt. Den Alten ergriff jedesmal, wenn er auf diese „unerhörte Mißhandlung" zu reden kam, ausfahrender Zorn und es kostete immer einige Zeit, bis er sich wieder beruhigt hatte.

Abgesehen von einer nochmaligen, ebenfalls mit Ehren beendigten politischen Verfolgung in Folge des Wiederabdruckes früherer Veröffentlichungen über ständische Verfassungen (1832), unter denen sich köstliche Kernsprüche, beseelt von deutschem Patriotismus, finden, floß nun Welcker's Leben in Bonn in angestrengtester Thätigkeit ebenmäßig dahin. Langsam gereifte schriftstellerische Pläne kamen in großartiger Weise zur Ausführung. Das Buch über die Trilogie Prometheus', in dem er den Nachweis führte, daß Aeschylus die Entwickelung eines Mythus in dem geschlossenen Dreibund von je drei Stücken dramatisch zu behandeln pflegte (1824), ist dasjenige, was seinen Namen am meisten auch im Auslande damals berühmt gemacht hat. Von seinem großen Gegner Gottfried Hermann leidenschaftlich bekämpft, ging Welcker, der Hermann nichts schuldig blieb, siegreich aus dem Kampfe hervor; Hermann mußte die Waffen strecken, wenn er es auch nicht über sich vermocht hat, sich offen für besiegt zu erklären.

Der Versuch, auch die übrigen Tragödien und die erhaltenen Bruchstücke des Aeschylus in dramatisch trilogischen Zusammenhang zu bringen, führte Welcker darauf, auch eine Wiederherstellung des dramatischen Verlaufes an den Fragmenten aller übrigen tragischen Dichter zu unternehmen. Da kam es nun zunächst darauf an, in den ganzen episch überlieferten Stoff Klarheit zu bringen. An Homer-Forschungen anknüpfend, bearbeitete er in den zwei Bänden seines Epischen Cyclus (1835, 2. Aufl. 1865, 1849) die Entstehung von Ilias und Odyssee und den Inhalt der ganzen Masse der „wild durcheinander schwärmenden" Sagenpoesien, so weit sie inhaltlich dem erhaltenen Epos vorangehen oder an dasselbe anknüpfen, in einer zum Theil bewunderns-

werthen Sprache: „(Die Ilias) ist wie ein Gestirn mit vielen Trabanten, die seine eigene Herrlichkeit erhöhen; wie eine Sonne hält sie ihre Planeten in nahen und entfernteren Bahnen in ihrem eigenen Kreise gebannt; unter denen wegen der Nähe, worin sie uns sichtbar ist, die Odyssee gleich dem Mond unter kleineren Sternen leuchtet"; und „es versteht sich von selbst, daß die Sage und die Poesie von Ilions Zerstörung schon im Zusammenhange, nach dem Griechischen Anfang, Mitte und Ende, ausgebildet waren, ehe eine Ilias entstehen konnte, worin der Zorn des Achilleus zur höchsten Höhe der Kunst hinaufgebaut, wie eine Riesensäule in der Mitte einer Alexanderstadt emporragt".

Auf dem Grunde dieser Studien zur Geschichte und Ausbildung des griechischen Sagenstoffes nun baute Welcker das große Werk über die griechischen Tragödien auf. Die Arbeit gehört zu den großartigsten Unternehmungen in der Geschichte der Alterthumswissenschaft überhaupt, für deren Bedeutung auch der den philologischen Studien ferner Stehende Verständniß haben muß. Vor Allem war dazu erforderlich eine sichere Beherrschung des ganzen überlieferten Sagenstoffes des „fabelseligen Hellas", ja der gesammten alten Poesie überhaupt, eine eigene poetische Anlage, verbunden mit einer, wie Welcker selbst es einmal ausdrückt, „dem Wissen sich häufig nähernden geschichtlichen Divinationsgabe", endlich eine genaue Kenntniß der Technik des antiken Dramas. Männer wie Bentley, Valckenaer, Lessing, Goethe hatten sich wohl einzelne ähnliche Aufgaben gestellt, nun aber sollte der gesammte Rest der tragischen Bruchstücke einer solchen restituirenden Behandlung unterzogen werden. Ihm kam dabei zu Hilfe die Fülle kunstgeschichtlichen Wissens, das sich bei ihm immer mehr aufgehäuft hatte. Vasenbilder, Gemälde aus Pompeji und sonst, überlieferte Gemäldebeschreibungen, Sarkophagreliefs und andere Denkmäler werden herbeigezogen; er greift auch seiner Gewohnheit gemäß in die Poesien anderer Nationen über: Spanische Ritterromane, altfranzösische, deutsche, italienische, serbische Heldenlieder, die Sagen des skandinavischen Nordens, die Gesänge der Slaven und provinzielle Chroniken, alles muß dazu dienen, poetische Bezüge zu motiviren; denn, sagt er einmal an einer andern Stelle, „die Reihe der Analogien kann die Wirkung verstärken, wie die Länge des Hebels die Kraft der Wirkung vermehrt". Mag nun diese Art zu operiren im Einzelnen auch oft fehl gehen, viel wichtiger ist es, daß bestrittene Vermuthungen Welcker's oft genug durch spätere Monumentenfunde einfach bestätigt worden sind. Wer aber beherrschte und beherrscht ähnlich wie Welcker alle diese weiten Gebiete, um selbständig forschend mit ihm diese Wege zu wandeln? Es schmerzte ihn, wenn er bei den späteren Herausgebern der tragischen Fragmente für seine Anordnung derselben wenig Zustimmung fand, wenn seine mühevolle Arbeit von Männern wie Nauck einem Deuten von

Träumen an die Seite gestellt wurde. Er tröstete sich mit dem Gedanken, daß Goethe und Lessing wohl Freude an diesen Früchten seiner Arbeit gehabt haben würden, wenn sie dieselben gekannt hätten. Otto Jahn freilich sprach in seinen Vorlesungen offen aus, daß in Welcker gewissermaßen ein Hellene wiedergeboren sei, daß auch bei Versuchen der Restitution, denen die absolute Zustimmung versagt werden mußte, man immer die Ueberzeugung habe, wenn das so gewesen wäre, so hätte es eine vortreffliche griechische Tragödie abgegeben. Und Droysen schreibt einmal an Welcker: „Hat Aeschylus diesen Philoktet nicht so gedichtet, so haben Sie ihn in Wahrheit in seinem Sinne gedichtet."

Wie sehr ihm die höchsten Fragen der dramatischen Technik vertraut waren, zeigt sein bewundernswerther Aufsatz über den Ajas des Sophokles und besonders die Ausführung über den berühmten Monolog des Helden (1829, 1860). Er erkennt in der Rede des Ajas nicht Verstellung, um den Chor und Tekmessa zu täuschen, er faßt ihn als Aeußerung wirklicher Sinnesänderung und Unterwerfung unter den göttlichen Willen. Diese Erklärung ist nicht allgemein durchgedrungen, die großartige Durchführung derselben von allen Urtheilsfähigen anerkannt. Die Schilderung des Charakters des Ajas, wie er sich in der Sage entwickelt habe, wirkt so packend und überzeugend, daß selbst solche, die, wie Bonitz, die Hypothese Welcker's nicht annehmen konnten, fast ungern der sophokleischen Auffassung in ihrem Sinne nachgaben.

Neben diesen Werken über das Epos und die Tragödien gehen fortlaufend Arbeiten zur Kunstgeschichte so wie zu den griechischen Lyrikern her. Eine Sammlung der in der alten Literatur zerstreuten lyrischen Fragmente hatte er schon in Gießen, angeregt durch J. H. Voß, geplant. Jetzt kamen im Laufe der Jahre, zum Theil auf seine Anregung hin, die Sammlungen von Bruchstücken einzelner Dichter der Reihe nach zum Vorschein. Welcker hielt es für seine Pflicht, dieselben in die philologische Literatur einzuführen, wenn sie auch nicht immer so ausgefallen waren, als er es für wünschenswerth halten mochte. Seiner Meinung nach sollte die Kritik „bisweilen nur zeigen, was die Freunde der Literatur dem Verfasser von neuem schuldig geworden", und sie „verwandelt sich dann anständigerweise in eine bloße Fortsetzung der Arbeit". Dem entsprechend knüpft er seine inhaltreichen Auseinandersetzungen, welche die fast verschollenen alten Sänger für die Literaturgeschichte erst wieder gewonnen haben, oft an philologisch ganz unbedeutende Leistungen an. Wie hat er uns das verblichene, von der Comödie und sonst mit Staub bedeckte Bild der Sappho wieder ans Licht gezogen; mit wie feiner Hand scheidet er das Volksmäßige in ihren Poesien, das sich in Liedern auch anderer Völker wiederfindet, von dem Künstlerischen, indem er zu erkennen glaubt, „wie an kunst- und klangvolle Poesie derartige Wiesenblumen angeschlossen wurden".

Die Bilder von Alkäos, Stesichoros und seinen Vorgängern, Ibykos, Anakreon, Arion, die herrliche Abhandlung über Linos, die Kraniche des Ibykos, behalten in der Literaturgeschichte auf lange Zeit hin einen ungewöhnlichen Werth, ihr Studium ist immer wieder lehr- und genußreich.

Die erste Periode des Aufenthaltes in Bonn bis zur griechischen Reise war reich für Welcker an Arbeit und Arbeitssegen, aber auch reich an Verlusten, die sein Gemüth tief berührten. Innigen, freundschaftlichen Verkehr hatte er gefunden gleich Anfangs im Hause des Grafen Dohna, Commandeur des in Bonn stationirten Uhlanenregimentes. Die hochgebildete Gattin, eine Tochter Scharnhorst's, von der Arndt in seiner Weise sagte: „die unvergeßliche, dem Vater ähnliche Tochter, die mit allen hohen Gefühlen bis in den siebenten Himmel aufflog", war ihm ein Gegenstand poetischer Verehrung. Der trauliche Verkehr setzte sich auch ungetrübt fort nach der Versetzung Dohna's nach Düsseldorf, und als die Gräfin 1827 starb, war er fast untröstlich. Ein herrlicher Brief, in dem er zu eigener Erhebung aus dem tiefen Schmerz seinem Freunde Schwenck die Nachricht mittheilt, schließt mit den Worten: „Die Seelen erwachen wieder — Geist und Gemüthskraft sind nicht wie ein Farbenschein, wie ein Windeswehen." Zwei Jahre später starben kurz nach einander die geliebten Eltern, die er in den Ferien regelmäßig zu besuchen pflegte, dann auch Frau von Humboldt, mit deren Andenken die schönsten Erinnerungen an seine römische Jugend verknüpft waren. „Es ist mir nicht darum zu thun," schreibt er auf die Trauernachricht an den überlebenden Gatten, „mich vom schmerzlichen Empfinden und Sinnen bald zu befreien; denn es kommt mir als das Rührendste an dem menschlichen Wesen vor, daß auch die Trauer so vergänglich ist." Nicht lange nachher mußte ihm Diez den Tod Goethe's mit Schonung mittheilen, von dem er einmal so schön sagt: „Nie hat ein anderer die Schlichtheit und Naturwahrheit, das Einfache im Großen und Kleinen, im Hohen und im Rührenden und was sonst das Wesentliche der echtesten griechischen Bildung ausmacht, in eigenen Werken, aus dem echtesten Stoffe der eigenen Nation noch einmal hervorzurufen verstanden so wie Goethe." Nicht viel später starb auch Wilhelm von Humboldt, mit dem er im regen freund- und wissenschaftlichen brieflichen Verkehr geblieben war. Das Jahr 1837, als Welcker eben zum Göttinger Universitätsjubiläum gereist war, raubte ihm seinen alten Freund Dissen, dem er als seinem Gesinnungsgenossen ehemals die Trilogie gewidmet hatte. An seiner Seite in Bonn waren die Philologen Heinrich und Näke dahingegangen, Karl Otfried Müller, Welcker's Schüler und Nachfolger in Göttingen, der seinen wissenschaftlichen Arbeiten so nahe stand, war in Griechenland seinen Berufsarbeiten zum Opfer gefallen.

Aber es war doch dafür gesorgt, daß er, der des freundschaftlichen Ver-

kehres nie entbehren konnte, nicht vereinsamte. Seit dem Ende der Zwanziger Jahre waren der Mediciner Moritz Naumann und dessen hochgebildete musikalische Gattin seine besten Freunde. Naumann war eine durchaus edle, feinfühlende Natur. Aus vielleicht etwas zu weichem Thon geformt, war er übervoll von Kenntnissen in den exacten Wissenschaften, sein geographisches, historisches Wissen setzte oft den Fachmann in Erstaunen. Dabei liebte er es, den höchsten Ideen in Philosophie und Dichtkunst nachzusinnen und hatte seine lautere, verständnißvolle Freude z. B. an den Abschnitten allgemeineren Inhaltes der Welcker'schen Götterlehre. Aristoteles, Kant, Goethe und wohl noch mehr als letzterer Shakespeare verkörperten ihm die Höhen menschlichen Denkens und Empfindens. Auf seine Anregung verfaßte Welcker seine gehaltreichen Abhandlungen zu den Alterthümern der Heilkunde, die er im Druck dem Freunde widmete. Frau Naumann belebte durch ihren Gesang und ihre fast exclusive Verehrung Goethe's den geselligen Verkehr. Als Welcker sich ein Haus gekauft hatte, zogen die Freunde zu ihm und bewohnten den oberen Stock bis zu Welcker's Tode. Den Naumann'schen Kindern trug der Junggeselle die Liebe eines andern Vaters entgegen, er nahm an ihrem späteren Geschick den größten Antheil und wurde von ihnen allen geliebt und verehrt. Wie oft hat ihn noch in den letzten Zeiten der seelenvolle Gesang der von ihm wie eine Tochter geliebten Ida Zencker, geb. Naumann, wenn sie zum Besuche der Eltern und des „Onkelchens" nach Bonn kam, bis zu Thränen gerührt. Es war eine Treue bis in den Tod. Die letzten Laute, die von den Lippen des Sterbenden kamen, stammelten gerührte Dankesworte für so viel Treue und Liebe.

Als im Jahre 1839 Friedrich Ritschl an Näke's Stelle nach Bonn kam, und so für Ersatz in den philologischen Vorlesungen glänzend gesorgt war, konnte Welcker den alten Plan einer griechischen Reise, zu der er den Urlaub bereits 1830 erbeten und erhalten hatte, wieder aufnehmen. Was Kekulé vermocht hat, ihn unmittelbar vor dieser Reise als „einen alten Mann" zu betrachten, „müde der Welt abgekehrt", der erst „durch Ritschl's Einfluß" einen neuen Aufschwung genommen habe, ist uns nicht erfindlich gewesen. Das Augenleiden, das ihn heimsuchte und ihn oft Bäder zu besuchen veranlaßte, hindert ihn doch niemals an angestrengter Thätigkeit, in der während all dieser Zeit keine Pause eintritt. Und der Unmuth „über das Rütteln der öffentlichen Verhältnisse" in jener Zeit, wie „das unruhige Treiben der gelehrten Welt selbst" konnten doch den regen, sich seiner Wege bewußten Geist auf die Dauer nicht beängstigen. Daß Ritschl's Alles beherrschende Persönlichkeit, in deren Gesichtszügen er „den Typus eines philologischen Genies" ausgeprägt fand, wie er mir gelegentlich gesagt hat, auch ihn gewaltig anzog, braucht nicht erst hervorgehoben zu werden.

Im Herbste 1841 wurde die Reise angetreten, über Paris, Südfrankreich, Florenz, Rom; hier schlossen sich an Wilhelm Henzen aus Bremen und ein junger Genfer, Turrettini, von denen der erstere mit Welcker seit jener Zeit in treuester Freundschaft verbunden geblieben ist. Am 26. Januar 1842 erfolgte die Ankunft in Athen. Von hier aus wurde dann noch ein Ausflug nach Kleinasien unternommen, Sardes und Troja besucht. Als ein Denkmal dieser Wanderungen ist in Folge äußerer Anregung zweiundzwanzig Jahre später das regelmäßig geführte Tagebuch „gewissermaßen als Manuscript für Freunde" im Druck erschienen. Es enthält seiner ursprünglichen Bestimmung gemäß eine genaue Aufzeichnung aller kleinen und größeren Reisebegegnisse in bisweilen für den Welcker nicht auch persönlich näher Stehenden ermüdender Wiederholung. Aber daneben wahre Cabinetsstückchen von landschaftlicher Schilderung, die nur solche Leser wahrhaft würdigen können, die im griechischen Lande selbst den Spuren des Verfassers nachgezogen sind. Daß eine Fülle antiquarischer Bemerkungen eingestreut ist, versteht sich. Wie weiß er in kurzen Worten in ihm aufsteigende Erinnerungen an- und auszubeuten! Griechische Religion, Poesie und Kunst, wie werden sie ihm durch die Natur des Landes klar und lebendig! Wie rauscht der Gedankenstrom, der diese Gegenden durchbraust, an sein Ohr und flüstert ihm eine Sprache zu, wie sie nur Wenigen zu vernehmen gegeben ist. Stille Betrachtungen bemächtigen sich seiner mit unwiderstehlicher, süßer Gewalt. So auf dem Rückwege von Vari am Hymettus nach Athen: „Selten war ich in Betrachtung feierlicher gestimmt; es wurde eben Nacht und alle Umrisse zeigten sich schärfer. Der Eindruck der Wüstenei Attikas im Ganzen und das Alterthum, durch die Akropolis repräsentirt, müssen zusammen wirken; die Anschauung dieses Landes vor anderen läßt sich durch keine Beschreibung ersetzen." Und in Mykenä: „Selten hat mich so etwas überrascht und im ersten Augenblicke mit so bedeutenden Aufschlüssen überschüttet, als dieser Anblick. Was durch die Poesie und Mythendeutung unbestimmt, traumähnlich geworden, tritt hier mit ungeheurer Positivität unter die Augen — der Charakter der gewaltig wollenden Pelopiden, der kriegerisch riesenhaft gerüstete Geist einer Zeit, eines Völkergeschlechtes. Erstaunt war ich, daß Niemand diese Lage mit Bezug auf die Geschichte und den Naturcharakter für alle Welt auffallend — oder es müßte nur mir entgangen sein — geschildert hat. Einzudringen in die weiten Mauern war es zu spät; auch war nun meine Ungeduld selbst nach den Löwen und dem Schatzhaus überwunden. So erfreulich schon der Anblick des Tempels (der argivischen Hera) gewesen, dies überwog, die Begeisterung war groß. Still ritten wir über das Dörfchen Charvati, noch auf der Höhe, hinab durch die hochgeschossene Gerste nach dem Khani. Die Wachteln schlugen, und was ich zuerst von Bekanntem sehe und höre — wie gestern ein

kleines Mauergewächs in Akrokorinth — grüßt mich im Namen des lieben Vaterlandes." Ein anderes mal bringt er dort zwei Stunden zu; „nach solchen Stunden muß man die Tage und Wochen schätzen, die man oft auf Reisen zu vergeuden, müßig zuzubringen meint". Rhamnus, wo er die Tempeltrümmer mühsam gefunden und gemessen, wird ihm „im Gedächtniß verschönt durch die smaragdene Meeresfluth, deren Wellen vom Winde gepeitscht, sich in schneeweißem Schaum brachen, als ob Fische im Sonnenglanz sich zeigten." Wie herrlich weiß er ein anderes mal (in der griechischen Götterlehre) den Eindruck des Meeres wiederzugeben: „Der Anblick des Meeres in der Nähe stimmt nach seinen Wechseln gleich lang aushaltenden Tönen einer Aeolsharfe die Brust, die schaumbekränzten Wogen, wenn die Möven flattern, das muthwillige Spiel der Wellen, wenn die Delphine das Schiff begleiten, ihr „Gelach", beim Sturm ihr Rauschen, Brausen und Krachen in erhabenem Tonfall, die finstere, ernste Färbung, das schöne Dunkelgrün und die liebliche Spiegelung der Himmelsbläue, das bald heftige, bald wie schalkhafte Anprallen an die Ufer und all die unendliche, in aller Wiederholung immer neue Mannichfaltigkeit der Erscheinungen, das immer rege, immer bewegte Leben des Elements." Er schlendert in dem ihn stets besonders anziehenden, durch Zweige und Blätter säuselnden Windesrauschen, er horcht dem Gesange der Nachtigallen und anderer Vögel, versucht ihre Sprache zu belauschen, „dem träumerischen und sentimentalischen Theil seiner Natur fröhnend" und meint, wenn die Freunde, d. i. Naumann's, ihn überrascht hätten, „mußte sie's freuen". Auf dem Wege von Lamia nach Chalkis ergötzte ihn „der lebhafteste Vogelgesang, die lieblichste Luft und alle Gefühle des Sommermorgens durch sie hinschwebend. Es ist ein reizender Gebirgsweg, wie ariostische Naturscenen. — Der Dirphys auf Euböa hielt das Haupt in Wolken verschleiert, während sich gleich Bartstrüppen der Schnee in seinen Schluchten bis über die Mitte herabzog." Der Flora Griechenlands widmet er eine große Aufmerksamkeit, seine botanischen Kenntnisse sind erstaunlich, und wo sie nicht ausreichen, benutzt er jede Gelegenheit, sich zu belehren.

Alle Beschwerden einer Reise im Inneren Griechenlands, damals noch größer als jetzt, ertrug der beinahe sechzigjährige Greis mit attischem Humor. Einmal muß er, von der Spitze des Hymettus herabkommend, den kürzesten Weg nehmen, „um nach der Schlucht zu gelangen, und hier war es nöthig, einen dritten Fuß, an den im Räthsel der Sphinx nicht gedacht ist, zu Hilfe zu nehmen, und sah man von Zeit zu Zeit rückwärts auf die senkrecht scheinende Felswand, so verwunderte man sich herabgekommen zu sein. Der ganze Bonner Senat bei aller Beherztheit und Erfahrung hätte es für unmöglich erklärt." Ein anderes Abenteuer in Tripolitza sei mir noch anzu-

führen gestattet. „In der Nacht machten meine Schlafgefährten, aus ihren Säcken gekrochen, possierliche Jagd auf die Wanzen: ich schlief mit geringer Störung fort, da auch die Wanzen mich nicht im Mindesten plagten. Sonst war ich ihnen gut genug, nur zu sehr: jetzt dient die Jugend neben mir, sie von mir abzuleiten. So weiß die große Mutter, wie viel sie auch nimmt, immer neue Wohlthaten zur Ausgleichung zu finden."

Bei allem jugendlichen Feuer aber, das sich des Greisen wieder bemächtigt hat, denkt er gerade in den durch die Umgebung stimmungsvollsten Momenten an Vaterland und Freunde. Er möchte mit ihnen diese Anschauungen theilen; die Schönheit der Fernsicht von Akrokorinth muß ihm hinter der vom Rolandseck zurückstehen, eine gute Landstraße bei Theben weckt unmerklich Gefühle der Heimath, ein wohlgefülltes zeltüberspanntes Schiff, beim Auslaufen aus dem Piräus bei kühlem Winde und stillem Meere, gemahnt wie rheinisch, im Grunde von Mantinea freut er sich, nicht in Arkadien geboren zu sein.

Nicht nur Natur und Geschichte, auch die Menschen des Landes, Einheimische wie fremde Ansiedler, erregen sein Interesse. „Das Schweigen über das, was in Athen fehlt, ist ihm oft sehr sprechend." Im Hause des österreichischen Gesandten Prokesch Osten verlebte er viele frohe und belehrende Stunden. „Wenn ich als König — so hörte Welcker ihn sagen — einen Minister des Auswärtigen hätte, der es nicht dahin brächte, daß die Mächte den König als um eine Gnade bäten, das übrige, was zum Lande gehört, anzunehmen, so würde ich ihn fortjagen. Kein Staatsmann in Europa zweifelt, daß Griechenland den noyau bildet, um den das ganze Volk sich vereinigen muß."

Ueber Sicilien kehrte Welcker nach Rom zurück, um noch fünf Monate dort zu verweilen. Er verkehrte viel mit Künstlern, besuchte ihre Ateliers so gut wie die Galerien, Kirchen und Museen. Im Mai 1843 langte er nach fast zweijähriger Abwesenheit wieder in Bonn an, von Freunden und Schülern mit Jubel begrüßt.

In den folgenden Jahren kehrte Welcker noch einige Male nach Rom zurück, zuletzt den Winter 1852/53, nun neunundsechzig Jahre alt. All sein Streben war von nun an darauf gerichtet, die griechische Götterlehre, die er als das Hauptwerk seines Lebens betrachtete, zu Ende zu führen, bevor die Moira seinem Wirken das Ziel setzte. Nur darum ist er in der Folge von der weiten Reise nach Rom abgestanden, und es sollte ihm vergönnt sein, im neunundsiebzigsten Lebensjahre das Werk abzuschließen. Nur kleinere Ferienreisen nach Paris, London, der Schweiz wurden unterdessen noch unternommen. 1858 besuchte er das Jubiläum der Universität Jena und behielt das Fest und die Gastfreundlichkeit im Hause Karl Hase's in angenehmster Erinnerung.

Welcker war eine eminent religiöse Natur; ein Stück Gottesgelehrter, der er ja in seiner Jugend war, ist er, im höchsten Sinne des Wortes, sein Leben lang geblieben. Seine griechische Götterlehre ist eine Geschichte des Gottesglaubens in Griechenland, wie er, nach Welcker, in seinen Ursprüngen monotheistisch, allmählich sich zum Polytheismus mit seinen vielfachen Wandelungen im Einzelnen historisch entwickelt hat. Er geht, wie Wilhelm von Humboldt, der Entstehung der Sprache, der Entstehung der Religion nach bis in die innersten Tiefen des menschlichen Herzens. „In seinen Ursprüngen begriffen, sagt er, ragt das Religiöse aus der Geschichte der Völker hervor, wie ein hoher Thurm über dem gewöhnlichen Treiben der Menschen hinweg in weiter Ferne noch sichtbar bleibt." Das ganze Werk ist durchdrungen von lebendigem Gottessinne, ohne den er sich die Menschheit gar nicht denken wollte. Deshalb war ihm der immer schroffer hervortretende Atheismus oder Materialismus von David Friedrich Strauß, mit dessen Werken er sich viel in den letzten Jahren beschäftigt hat, so abstoßend. „Seine Polemik hat Strauß in einen Abgrund des Irrthumes und Hochmuthes fortgerissen. Demonstriren können sie Gott nicht, glauben wollen sie ihn nicht, aus der Weltgeschichte und dem Zusammenhange der Menschheit mit ihm ihn zu erkennen, haben sie versäumt. Wie das Auge sonnenhaft ist, das das Licht erkennt, so ist die Menschheit religiös, weil Gott ist und nicht von der Gnade der philosophischen und der historischen Kritik einer sehr beschränkten Klasse abhängt."

Die griechische Ethik ist ihm „das edelste Gewächs in Hellas", das von da „wie ein geistiges Licht in die Welt ausgegangen sei". Er war aber weit entfernt davon, darin das höchste Princip des Lebens nun auch bereits ausgesprochen zu sehen. Das Gerede von einer „griechischen Humanitätsreligion, einer idolatrie humanitaire, diesem elenden Erzeugnisse dieser letzten Zeiten" war ihm in der Seele zuwider. Er fand, daß die griechische Ethik „durch das Christenthum aus einer von ihr ganz unabhängigen neuen Quelle geläutert, geheiligt und in dem durch sie selbst vorbereiteten Theile der Welt befestigt wurde". „Wer will sagen, daß die göttlichen Offenbarungen in der Menschheit abgeschlossen und abgethan seien? Keine wird über die christliche, deren innerstem Wesen nach, hinausgehen: darin stimmt mit der philosophischen die weltgeschichtliche Betrachtung überein." In seinen letzten Lebenstagen hing er solchen Gedanken im Wachen und im Träumen nach und dictirte darüber, indem er versuchte, sich eine Wiederbelebung des seiner Meinung nach in Formeln erstarrten Christenthumes, nicht auf neuer Grundlage, sondern durch Ausbildung der in ihm ruhenden ewigen Keime, faßlich zu machen.

So wie er in der Religion die höchste Blüthe der menschlichen Natur sah, so war ihm die Kunst das höchste Erzeugniß der Religion. Welcker's leitende Stellung in der Geschichte der Archäologie ist von Kekulé mit be-

sonderer Vorliebe behandelt worden; er selbst steht unter den Jüngeren an unbefangener geschmackvoller Auslegung der alten Kunst wohl Welcker am nächsten. Wir möchten auf diese tief durchdachte und in ihrer Art vollendete Skizze ganz besonders hinweisen. Vor seinen Vorgängern und Zeitgenossen hatte Welcker voraus den Sinn und das Verständniß für die Kunstgebiete aller Jahrhunderte. Während andere, um sich den Geschmack an alten Bildwerken nicht zu verkümmern, das Auge womöglich abgewendet haben sollen von den Gebilden der modernen Kunst, während noch andere namhafte Archäologen das Studium eines „nur schönen“ antiken Bildwerkes sogar abwiesen, wenn es nicht Gelegenheit bot, irgend einen „verlegenen“ Mythus zur Anerkennung zu bringen, war Welcker von seiner ersten römischen Reise an darauf bedacht, immer tiefer auch in die Natur eines Giotto, Correggio, Tizian, Raphael, Michel Angelo, auch Bernini, eines Thorwaldsen, Cornelius, Rauch einzudringen. Eine Fülle von feinen Bemerkungen über die neuere Kunst ist über die von Kekulé zum Theil abgedruckten italienischen Tagebuchblätter verstreut. Die eben berührten Verhältnisse sind allerdings in der jetzigen Archäologie vergangen; aber es ist der Mühe werth, darauf hinzuweisen, daß Welcker nicht einen Augenblick unter diesem Banne gelebt hat.

Im Laufe der Zeit hatte der freundschaftliche Verkehr in Bonn, wie wir bereits sahen, manche Wandelungen erfahren. A. W. von Schlegel, der 1821 (1824 ist Druckfehler) in einer Vorlesung über Epigraphik Welcker's regelmäßiger Zuhörer gewesen war, stand bis zu seinem Tode (1845) ihm fremder gegenüber und richtete die scharfen Pfeile seines Spottes, wie gegen so viele seiner früheren Freunde, auch gegen Welcker. Die Freundschaft mit Ritschl, dem er 1854 die Verwaltung der Bibliothek abtrat, blieb ungetrübt, am innigsten aber war der Verkehr mit den Hausgenossen, den Familien Dahlmann und Arndt. Arndt holte Welcker oft in früher Morgenstunde zu einem Spaziergange über die Berge ab; die Beiden kehrten dann wohl auch für einen Augenblick in ein Bierhaus ein und Arndt, der bis zu seinem Tode einen guten Zug hatte, wurde dann am lautesten und gesprächigsten und Welcker hörte ihm dann besonders gerne zu. In einem schönen hoffnungsvollen Liede sang Arndt die bisweilen zagenden, etwas düster in die politische Zukunft des Vaterlandes blickenden Freunde Dahlmann und Welcker an, und ein treues Bild von der Gesprächsweise der drei einzigen Männer hat uns Springer in Dahlmann's Leben gegeben: „Mit dem alten, immer lebendigen und frischen Arndt, mit dem leicht erregbaren und dem leidenschaftlich ausfahrenden Welcker wurde Vergangenes und Gegenwärtiges eifrig und fleißig besprochen. Wer die drei Männer neben einander sitzend beobachtete, wie der tapfere Arndt gegen die schlechten Kerle, die in der Welt

herrschen, das während seiner Zornrede zusammengerollte rothe Sacktuch wie eine Keule drohend erhob und der ergrimmte Welcker bald so heiß fühlte, daß er seine Perrücke weit auf den Hinterkopf zurückschob, wie Beide wetterten und donnerten, zwischen ihnen Dahlmann ruhig und gemessen nur wenige Worte halblaut, besänftigend sprach, der hatte Mühe zu erkennen, daß schließlich doch Dahlmann von allen dreien das tiefste politische Interesse besaß und der durch die Ereignisse in seinen Lebenszielen am meisten geschädigte Mann war."

Neues Leben brachte die Welcker so sehr verwandte Natur Otto Jahn's, als dieser (1854) auf Ritschl's Veranlassung nach Bonn berufen wurde. In Jahn's Persönlichkeit schätzte Welcker, obschon die wissenschaftlichen Ansichten vielfach auseinander gingen, vor allem die ihn selber auszeichnende Treue und Liebe, für die der Mensch nicht da aufhörte, wo der Gelehrte anfing, die sich vom trefflichen Gelehrten den trefflichen Menschen nicht getrennt denken mochte. Jahn war fern von dem giftigen herrschsüchtigen Gebähren, das auch Welcker's einfachem Charakter in allen Dingen widerstrebte. Ein glänzendes äußeres Zeichen dieses collegialisch freundschaftlichen Verhältnisses war Welcker's fünfzigjähriges Professorjubiläum, das sich auf Jahn's Betreiben zu einem Freudenfeste gestaltete (1859), dessengleichen in den Annalen der Wissenschaft überhaupt nur wenige verzeichnet sind. Jahn blieb treu bis über das Grab hinaus, und als das Verhältniß in dem heftigen Kreuzfeuer, das über dem Haupte Welcker's während des unseligen Conflictes zwischen Ritschl und Jahn hin und her tobte, durch einen Schritt Welcker's, dessen Berechtigung an sich Jahn mir gegenüber vollkommen anerkannt hat, für einen Augenblick getrübt schien, da gelang es nach kurzer Zeit einem geistesverwandten Freunde und Collegen beider mit leichter Mühe, die alten Beziehungen in ihrer Reinheit auch äußerlich wieder herzustellen. Für Ritschl hat sich übrigens Welcker in keinem Augenblicke erklärt.

Jeden Mittag wanderte Welcker auf den Markt, in den „Stern", wo er in Gesellschaft einiger unverheiratheter Collegen, unter denen ehemals Näke und besonders A. W. von Schlegel, später Nicolaus Delius hervorragten, zu Mittag aß. Dieser Professorentisch, an dem auch einige ältere Offiziere Theil nahmen, war Jahrzehnte hindurch eine Bonner Berühmtheit. Welcker blieb ihm so lange treu, als ihm nur der zu Hilfe genommene Regenschirm hinreichende Stütze gewähren konnte. Als er dann einmal an zwei Stellen unterwegs sich niedersetzen mußte, um Kräfte sammelnd weiter zu kommen, da war er genöthigt, auch dieser süßen Gewohnheit zu entsagen, dem immer mehr auf ihn eindringenden Alter auch hierin resignirt nachzugeben.

Es war immer öder und einsamer um den Alten geworden. Arndt, einundneunzig Jahre alt geworden, war todt; Dahlmann, der sich laut weinend in Welcker's Arme geworfen hatte, als er die Nachricht von Wilhelm Grimm's Tode erhielt, war kurz nachher, fünfundsiebzig Jahre alt (1860), ebenfalls gestorben. Als Welcker an dem kalten Decembertage dem theuren Freunde gegen den ärztlichen Rath die letzte Ehre erwies, zog er sich eine Lungenentzündung zu, die ihn an den Rand des Grabes brachte. Aber er sollte den Kelch des Lebens bis auf den Grund leeren. Die Tage des Leidens begannen eigentlich erst im Sommer 1862, als die Augen ihm den Dienst völlig versagten und er genöthigt wurde, einen Andern für sich sehen und schreiben zu lassen. Sieben Jahre lang sollte er den Kampf gegen alle Leiden des höchsten Alters mit einem Heroismus ohnegleichen durchkämpfen. Die nie versagende ärztliche Hilfe des edlen Hausgenossen und Freundes linderte die Schmerzen mit sanfter Hand und stets fröhlichem Angesichte in einer so wohlthuenden aufmunternden Pflege, wie man sie sich nicht vollendeter denken könnte.

Freundesbesuche waren ihm auch in dieser Zeit stets willkommen und Bedürfniß. Regelmäßig kamen, bis zu seinem Abgange von Bonn, Ritschl, dann vor allem Jahn, Diez, Böcking, Delius, der ihm zur großen Freude die Briefe des gemeinschaftlichen römischen Freundes Henzen vorzulesen pflegte, Arnold Schäfer, auch D. Fr. Strauß, so oft er zum Besuche seiner Tochter sich in Bonn aufhielt. Die Anhänglichkeit Heinrich Düntzer's, die sich bei jeder Gelegenheit kundgab, war ihm stets wohlthuend rührend. Die Erregtheit, von der Springer in der mitgetheilten Stelle spricht, fehlte auch jetzt nicht in politischen und wissenschaftlichen Discussionen, oder auch bei der Lectüre an Stellen, die seiner Sinnesart zuwider waren. Dann röthete sich sein Gesicht und er warf wohl auch im Eifer die Tabaksdose weit über den Tisch weg. Hiernach ist das zu berichtigen, was Brunn in der von Kekulé mitgetheilten Briefstelle, über Welcker's äußere Erscheinung, überhaupt nicht glücklich berichtet. Eine gewisse Sorte von Albernheiten konnte er wohl eine zeitlang scheinbar ertragen, indem er die Lippen wie in Resignation zusammen kniff; ging ihm aber die Sache gegen sein Gewissen, dann schlug sein Zorn in helle Flammen auf. In den letzten Jahren besuchte ihn häufig ein in Bonn ansässiger, pensionirter Oberconsistorialrath, dessen salbungsvollen Gesprächen er mit gewaltsamer Beherrschung seiner frischen Natur lange Zeit geduldig folgte. Als derselbe ihm aber eines Tages von seinem Standpunkte aus die Natur des göttlichen Mittlers auseinanderzusetzen anfing und ihm sagte, der einzige beglückende Trost seines Alters sei ihm das Bewußtsein, ein sündiger Mensch zu sein im Vertrauen auf eben den Mittler, da stand Welcker, den es nicht mehr hielt, kräftig, wie lange nicht, auf und

becomplimentirte den erschrockenen zudringlichen Seelsorger mit vor Zorn erstickter Stimme heftig gesticulirend zur Thüre hinaus.

Wie sehr ihm in seinen schweren Tagen die Jugend des Herzens, jene „Leichtigkeit, Frohsinn und Empfänglichkeit für jede Idee und jede Beobachtung", die ihm W. von Humboldt einst nachgerühmt, erhalten geblieben waren, das zeigt einmal die Freude, mit der er sich immer wieder an Goethe, Lessing, Byron, Walther von der Vogelweide, Chamisso's Reise um die Welt und anderen erfrischte, wenn ihn seine theologisch-religiösen Grübeleien über Gebühr angestrengt oder auch ihm widerstrebende Ausführungen in theologischen Büchern und Zeitschriften seinen Unmuth erregt hatten; das zeigte vor Allem der Eifer eines Jünglings, mit dem er den Eindruck der parlamentarischen Kämpfe im Anfange der sechziger Jahre, denen er mit fast leidenschaftlichem Interesse gefolgt war, im großen Jahre 1866 weit von sich wegwarf und mit vollem Herzen den preußischen Siegen zujauchzte. Treitschke's historisch-politische Aufsätze, seine während des Krieges erschienenen Flugschriften wirkten auf den alten gebrechlichen Mann fast mit derselben Gluth der Ueberzeugung, mit der sie in der damaligen jungen Generation gezündet haben. Im Innersten ergrimmt, verließ er das Zimmer, wenn sein Bruder Karl bei gelegentlichen Besuchen über „Militarismus" und „Säbelherrschaft" zu räsonniren anfing. Dieser Mißklang im Verhältnisse zu seinem Bruder, mit dessen politischen Ueberzeugungen er während seines Lebens im Ganzen und Großen stets harmonirt hatte, war ihm tief schmerzlich.

Als in den ersten Tagen des August 1868 das Jubiläum der Universität gefeiert wurde, erfreuten ihn die Besuche vieler seiner Schüler aus alter Zeit, die Universität begrüßte ihren Senior durch eine besondere Deputation, an deren Spitze sein treuer Schüler Heimsoeth stand. Welcker versuchte noch in längerer Antwort seinen gerührten Dank auszusprechen. Wenige Monate nachher, am 17. December, kurz nach seinem vierundachtzigsten Geburtstage, entschlief er nach einigen Tagen immer zunehmender Schwäche sanft und ruhig.

Welcker war nicht unempfindlich gegen äußere Anerkennung. Die Nachricht von seiner späten Wahl zum Mitgliede der Akademie der Wissenschaften in Berlin erhielt er in Rom und er wußte nicht, ob sie ihm außerhalb Roms auch so gleichgiltig gewesen wäre. Er empfand es tief, daß man ihn lange Zeit nicht unter die „zünftigen Philologen" habe rechnen wollen. Als er in die Reihen der Unsterblichen des französischen Institutes aufgenommen und ihm diese Nachricht telegraphisch mit den Glückwünschen von Ernst Renan übermittelt worden war, freute er sich herzlicher, weil er darin eine unbefangenere Würdigung seiner Wirksamkeit sehen zu dürfen glaubte. Man verehrte ihn in Frankreich auch in weiteren Kreisen als einen Erneuerer der

Philologie par un système de comparaisons des textes avec les monuments de l'art.*)

Der Grundzug in Welcker's Persönlichkeit war Idealität. Er faßte liebevoll Alles, auch das Kleinste, was ihm entgegentrat, mit feierlichem Ernste, gewissermaßen von einer erhabenen Warte aus auf, beleuchtete und erwärmte es durch seine eigene sonnenklare Natur und hielt sich so den Anblick der Kleinlichen und Häßlichen fern. Dieses Idealisiren der ihn umgebenden Welt eignete ihn eben so wenig zum Menschenkenner, als es ihn zum „methodisch schließenden" Sprachforscher hat machen können. Manche Enttäuschung bei der Beurtheilung von Menschen und Dingen wurde ihm dadurch bereitet; aber die Wirkung drang nie so tief in ihn ein, daß er darüber hätte mißtrauisch werden können. Immer wieder suchte er zu deuten, auszugleichen, die sich ihm bisweilen mit Heftigkeit aufdrängende Schärfe des fremden Urtheiles zu mildern.

Kekulé erzählt uns, Ritschl habe der Götterlehre Welcker's Seherblicke nachgerühmt, auch habe er ihn öfters vates, Seher, genannt. Im Munde Ritschl's, des großen Kritikers und Schulhaupts, hat dies Lob einen etwas zweifelhaften Klang. Ein anderer hat genau dieselbe Beziehung auf Creuzer angewandt, „weil er zu wenig vom vorsichtigen, streng methodisch arbeitenden Forscher" gehabt habe. So wie Welcker als junger Mann ein Gelübde thun wollte, daß er, „falls er sich je ertappe auf der Willfährigkeit einer Partei, einer Person, einem Zeitmogul zu gefallen seine Ansicht zu bestimmen, er alle eigene Untersuchung für immer aufgeben wolle", so hat er auch nie danach gestrebt, selbst Partei zu machen, selbst eine Schule zu gründen. Alle in der Wissenschaft haben direct oder indirect von ihm gelernt und werden von ihm ferner lernen müssen. Die Alterthumswissenschaft wird wahrhaft und stetig fortschreiten und sich vertiefen, in dem Maße, als sie an Welcker's immer belebender Auffassung des Alterthums fest zu halten vermag.

Otto Lüders.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus München. General von der Tann. Parteibewegung. Rüthling. — So ist er denn dahingegangen der volksthümliche, leutselige General mit den schönen, echt deutschen Gesichtszügen und den klugen, hellen Feldherrnaugen. Man kann wohl sagen, daß sein Tod in Baiern bei allen

*) Madame de Récamier, les amis de sa jeunesse et sa correspondence intime par l'auteur des Souvenirs de Madame de Récamier. 1874. p. 249 f.

Parteien, außer einer, als ein Landesverlust empfunden wird. Seine politische Gesinnung war bekannt, hat ihm aber am hiesigen Hofe auch in früheren Zeiten niemals geschadet; er war eben eine Persönlichkeit, deren goldene Loyalität und vollendete Liebenswürdigkeit auch die Gegner zum Schweigen brachte. Es gehört etwas dazu, vor 1870 hier in München deutsch-national und dabei der Günstling und Freund dreier in der deutschen Frage sehr prononcirt, wenn auch gründlich verschieden denkender Könige, wie der Liebling der vornehmen Gesellschaft gewesen zu sein. Ueber das tragische Schicksal des Generals im Jahre 1866 hat die Zeit ihren Schleier gedeckt; er ging hoffnungslos in den Kampf, nachdem er die österreichischen Verhältnisse als Paciscent des am 14. Juni mit dem einen Tag nach ihm verstorbenen Benedek zu Olmütz abgeschlossenen Kriegsbündnisses erkannt hatte. In intimeren Kreisen wußte man, daß er jene Partie für verloren hielt, ehe sie begonnen war. Seiner soldatischen Energie haben diese Gesinnung und diese Einsicht keinerlei Eintrag zu thun vermocht. Der einundfünfzigjährige Generalstabschef führte die baierische Reservecavallerie mit dem Säbel in der Faust zu jenem berühmten Angriffe bei den Hettstädter Höhen am 26. Juli 1866, in welchem die am Quecksmoor und bei Hünfeld in ihrem Rufe empfindlich geschädigten baierischen Kürassiere ihre Ehre wieder herstellten. Wie er dann von mancher Verleumdung, namentlich der Presse, angefeindet die Zeit des nationalen Krieges erwartete, um in demselben an erster Stelle Mühen zu tragen und Lorbeeren zu ernten, ist bekannt. Als der sechsundfünfzigjährige General am 16. Juli 1871 jenen unvergeßlich schönen Siegeseinzug durch die via triumphalis der Ludwigsstraße eröffnete, glänzten Haar und Bart im Sonnenlichte schneeweiß. Von der Tann war bei großer soldatischer Befähigung vielleicht weniger speciell militärisch, als überhaupt und allgemein ausgezeichnet begabt, von einer in seltener Weise harmonisch und organisch entwickelten geistigen und moralischen Befähigung, aus welcher der Kriegsruhm so zu sagen nur als letzte und höchste Blüthe hervorwuchs. Der berühmte General war von feinem Urtheile in Kunst und Literatur, wie namentlich auch in der Politik, in welcher er einen noch nicht völlig gewürdigten, durch die Seltenheit und Discretion seines Rathes nur noch gesteigerten Einfluß ausübte. Militärisch wird er kaum, politisch entschieden nicht zu ersetzen sein.

So weit entfernt der Zeitpunkt der Reichstagswahlen nach den besten Mittheilungen auch noch ist, so rührig ist in unseren kampfreichsten Gegenden, in Franken und der Pfalz, bereits die Parteibewegung geworden. Ueberall drängen sich Volkspartei und Fortschritt in die nationalliberalen und nächstbefreundeten Mandate hinein. In Kulmbach soll Fürst Hohenlohe durch den Landtagsabgeordneten Landgerichtsrath Herz verdrängt werden, einen Jugend-

und Studienfreund des Freiherrn von Stauffenberg und von diesem in die parlamentarische Laufbahn gebracht, der er in drei Reichstagssessionen bereits angehört hat. Freiherr von Stauffenberg selbst bewirbt sich um Erlangen-Fürth, wo es einer unermüdlichen Agitation gelungen ist, den hochverdienten, aber gewissen Bestrebungen sehr unbequemen, Dr. Marquardsen nach dreizehnjährigem Mandatsbesitze unhaltbar zu machen. Wie man mit Genugthuung hört, soll derselbe indeß jetzt in seiner Vaterstadt Schleswig aufgestellt werden; auch war für ihn von dem Wahlkreise Holzminden-Gandersheim die Rede, den Herr von Bennigsen 1878 dem später an der Spitze der Secession gestandenen Freiherrn von Stauffenberg nach dessen hiesiger Niederlage überließ. Ganz besonders lebhaft geht es in der Pfalz zu. Hier hat nach Dr. Günther aus Nürnberg am 24. April auch Eugen Richter zu Neustadt a. H. eine seiner bekannten Agitationsreden gehalten und mit derselben einen formell unbestrittenen Erfolg gehabt. Von da bis zur Wahl eines fortschrittlichen Candidaten ist es indessen noch ziemlich weit, namentlich da der Agitator auf dem ihm nicht so gut wie das Berliner Rosenthal bekannten Boden trotz merkbarer Vorsicht ein paar grobe taktische Fehler begangen hat. An Berliner Polemik gewöhnt, griff er den abwesenden nationalliberalen Candidaten, Gerichtspräsidenten Petersen, welcher zeitweise bereits im ersten deutschen Reichstage gewesen, persönlich an. In der Pfalz verträgt man bei der Kleinheit des Landes und dem persönlichen Zusammenhange aller namhafteren Männer dergleichen aber nicht gut, und somit hat Herr Richter seinem Candidaten, dem Landgerichtsdirector Reiffel, auf diese Weise keinen sonderlichen Stein in das Brett gesetzt. Eben so war sein mit gewohnter Heftigkeit ausgeübter Angriff auf das Tabaksmonopol ein taktischer Fehler. Die Pfälzer Tabaksbauer halten dieses Monopol für unvermeidlich und wollen dasselbe deshalb lieber eingeführt sehen, ehe sie durch allerhand unhaltbare Zwischenexperimente vollständig ruinirt sind; auch wollen sie lieber mit dem Reiche oder Staate handeln als mit den jetzigen Zwischenhändlern bekannter Sorte, die sie mittelst Nothvorschüssen u. s. w. bis auf das Blut aussaugen. Vor Allem aber hat dem fortschrittlichen Agitator in der Pfalz geschadet, daß er weniger die conservative als die nationalliberale Partei principiell angegriffen hat. In jenem Lande kämpft man gegen Klerikale, Conservative und Socialdemokraten gemeinsam, hat aber für die vielen feinen Verzweigungen innerhalb des deutschen Liberalismus wenig Verständniß. Herr Richter hat seiner Sache in der Pfalz geringere Dienste geleistet als er vielleicht selbst glaubt, und als in diesem Augenblicke sogar seine dortigen Anhänger glauben. Eine directe Auseinandersetzung innerhalb unseres Kammerliberalismus wird demnächst stattfinden und zwar wegen des Vorganges der fränkischen Fortschrittspartei in Nürnberg. Dort hat auf einem Parteitage

am 10. April der Landtagsabgeordnete Rechtsanwalt Beckh nach vorgängiger Begründung der fortschrittlichen Reichspolitik durch andere Redner seinerseits die Trennung des „entschiedenen" Liberalismus von dem „gemäßigten" auch für die baierische Kammer proclamirt und damit in die im Monat Juni bevorstehenden baierischen Landtagswahlen ein neues, eigenthümliches Ferment geworfen. Von nationalliberaler Seite ist ein Fractionsantrag in jener Angelegenheit zu erwarten, und die Führer des Nürnberger Fortschritts, die Crämer und Frankenburger, sind durch denselben um so mehr in Verlegenheit gesetzt, als sie den genannten, nirgends freilich sehr ernsthaft genommenen Abgeordneten einerseits gerne aus der Politik wieder herausbrächten, andererseits aber nicht wohl offen desavouiren können.

Während so im Lande Baiern die politische Bewegung vielfach nach links steuert, treibt sie in der Hauptstadt in entgegengesetzter Richtung. Die von angesehenen Bürgern, mit dem früheren Landtagsabgeordneten, dem witzigen Schriftsteller Dr. Martin Schleich als geistigem Leiter an der Spitze gebildete „gemäßigte Partei" hat einen unerwarteten Aufschwung genommen und wird allem Anscheine nach ein entscheidender Factor in der hiesigen Stadt werden. Ursprünglich aus dem rechten Flügel der nationalliberalen Partei hervorgegangen, hat sie zugleich eine Menge gemäßigter klerikaler und conservativer Elemente angezogen, denen das Treiben ihrer bisherigen Partei namentlich in städtischen Angelegenheiten zu arg geworden ist. In einer gewissen Parallele mit jener Partei hält sich der Verein der „deutschgesinnten Liberalen". Derselbe, unter Führung des Reichstagsabgeordneten für Hof Dr. von Schauß, steht jetzt vollkommen auf dem Standpunkte der nationalen Wirthschafts- und Gesellschaftspolitik des Fürsten Bismarck und erklärt, für dieselbe eintreten zu wollen. Die früher dieser Richtung widerstrebenden Elemente des hiesigen Liberalismus sind wenigstens zeitweise in den Hintergrund getreten. Leider ist jene Entwickelung zu spät gekommen. Sie hätte bei rechtzeitigem Eintritte die Spaltung innerhalb der hiesigen nationalliberalen Partei verhindert; damals aber ließen Eigensinn, Voreingenommenheit und Ehrgeiz es zu einer solchen Schwenkung nicht kommen. Für die Reichstagswahl ist hier gegen den klerikalen Besitz unter diesen Umständen keine Aussicht auf Erfolg, die Aussichten der Landtagswahl sind zweifelhaft! Leider kommt dieselbe mit ihrem auf Ende Mai oder Anfang Juni festgesetzten Termin für die täglich großen Zuwachs musternde gemäßigte Partei noch etwas zu früh; indeß ist bei einer rechtzeitigen Einigung beider reichsfreundlichen Richtungen über die Person der Candidaten der Sieg wahrscheinlicher als das Gegentheil. Entschiedenen Erfolg wird die neue Partei dagegen bei den Gemeindewahlen des Spätherbstes haben. Die seit 1878 am städtischen Ruder befindliche conservativ-klerikale Mehrheit hat in dieser Zeit durch Mißgriffe

und Ungerechtigkeiten aller Art bereits ebenso vollständig abgehauft wie ihre linksliberale Vorgängerin in den neun Jahren von 1869 an.

Um zu schließen, wie ich begonnen habe: dem auf classischem Boden an der tirolischen Passeyr gestorbenen baierischen Feldherrn ist eine andere populäre Persönlichkeit vier Tage hier in München im Tode vorausgegangen, der Hofschauspieler Bernhard Rüthling. Es ist trotz allen Widerspruches noch immer wahr, daß dem Mimen die Nachwelt keine Kränze flicht; aber wer jenen Künstler einmal gesehen hat und mit namhaften Schauspielern auswärtiger Bühnen vergleichen konnte, wird ihn nie vergessen. Der mit der geschiedenen Schwiegertochter Justus von Liebig's vermählte 47jährige Künstler starb für seine Kunst zu früh; er reifte erst eigentlich in das Fach hinein, für das ihn die Natur bestimmt hatte wie Wenige, dasjenige der älteren Helden. Er war selbst eine einfache, gerade und schlichte Heldennatur, und diese gedeihen in Deutschland nicht, auf der politischen Bühne so wenig, wie auf jener bretternen, von der hinweg er nun in die Bretter der letzten dem Menschen bestimmten Wohnung gebettet worden ist.

Aus Baden. Der Ministerwechsel und was damit zusammenhängt. — Die vielbesprochenen Aenderungen in der Organisation der oberen Staatsbehörden sind mit dem 1. Mai in Wirksamkeit getreten, und der neue Regierungsapparat hat seine Thätigkeit bereits begonnen. Die durch Nokk's Berufung an die Spitze des Justiz-, Cultus- und Unterrichtsministeriums erledigte Stelle eines Directors des Oberschulraths ist nicht wieder besetzt worden, die Leitung der obersten Unterrichtsbehörde wurde dem langjährigen Referenten für Kirchen- und Schulsachen im Ministerium des Innern, jetzigem Rath im Ministerium der Justiz, des Cultus und des Unterrichts, Herrn Joos übertragen, eine Maßnahme, welche durchaus als eine geschickte und glückliche zu bezeichnen ist. Die mit der Reducirung der Ministerposten von fünf auf drei für den Staatshaushalt sich ergebende Ersparniß wird auf 20 400 Mark jährlich berechnet.

In der liberalen Presse unseres Landes gelangt ungetheilt eine Stimmung der Befriedigung über die mit dem Ministerwechsel vollzogene Klärung zum Ausdrucke. Nur die unglückseligen Amtsverkündiger wissen noch nicht so ganz, wie sie sich verhalten sollen oder können. Einige bringen bereits wieder ganz muthig die Aufsätze der „Badischen Correspondenz“, des Organes des nationalliberalen Landesausschusses, zum Abdrucke und wagen es, sich mit dieser zu freuen, daß dem Ministerium die volle innere Einheitlichkeit wieder gegeben und das frühere gute Einvernehmen mit der Volksvertretung wieder hergestellt ist. Andere Organe dieser kleinen Regierungspresse haben aber den Rang noch nicht gefunden, zweifeln wohl auch, ob die Stösser'schen

Preßordnungen stillschweigend außer Kraft gesetzt wurden, oder ob sie fortdauernd als Wegweiser für die Loyalität der kleinen, kleineren und kleinsten Presse unseres Landes aufgepflanzt sind. Aus Mitgefühl mit diesen Aermsten wünschen wir, daß recht bald auch bezüglich dieses Punktes eine „Klärung" folge. Der Preßerlaß vom October vorigen Jahres hat manche vordem im Schlummer der Verborgenheit sich wiegenden journalistischen Talente in unserer jüngeren Beamtenwelt geweckt, die „Karlsruher Zeitung" wurde durch Vermittelung des Secretariats des Ministeriums des Innern fleißig bedient. Wie wird das jetzt werden?

Es wurde die Frage aufgeworfen, welchen Einfluß der Ministerwechsel in nationaler Hinsicht üben werde. Unsere Ansicht geht dahin, daß die Traditionen der letzten Jahre irgend welche wesentliche Aenderung nicht erleiden werden. Die muthigste, opferfreudigste treueste nationale Arbeit hat für Baden das Ministerium Jolly geleistet. Das Ministerium Turban hat sich reservirter gehalten, ängstlicher abwägend, die Beziehungen zum Reiche zeigten eine von particularistischem Anfluge nicht ganz freie Färbung, obwohl allen Plänen und Bestrebungen des Reichskanzlers, speciell denen wirthschaftlicher und socialpolitischer Natur zugestimmt ward, selbst mit Hintansetzung der eigenen principiellen Ansicht und Meinung. Es kann begründeterweise nicht angenommen werden, daß die Haltung der Regierung in der nächsten Zeit eine andere sein werde, ausgenommen vielleicht das Eine, daß der liberale Gedanke auch in den Beziehungen Badens zum Reiche schärfere Accentuirung erfahren wird. Höchst günstig wird aber der Einfluß sein, welchen der Ministerwechsel in nationaler Hinsicht mittelbar bei der bevorstehenden Wahlagitation und dem Wahlkampfe üben wird. Die schwankende Haltung des bisherigen Ministeriums hatte vielfache Verwirrung erzeugt in der Richtung, daß die Begriffe conservativ und national allmählich da und dort als innerlich mehr zusammengehörig angesehen wurden, denn die Begriffe liberal und national. Die sehr energisch betriebene conservative Agitation hat die Zweiseelentheorie des Ministeriums Turban-Stößer in dieser Beziehung reichlich benutzt. Dem ist nun Ziel gesetzt. Und damit ist die Gefahr, daß das in seiner weit überwiegenden Mehrheit aufrichtig liberal gesinnte badische Volk dem nationalen Gedanken mehr und mehr entfremdet werde, beseitigt. Die Wirkung wird bereits bei den nächsten Wahlen erkennbar sein.

Mit Einleitung der Wahlagitation sind die verschiedenen politischen Parteien bereits mehr oder weniger lebhaft beschäftigt. Die erste auf dem Platze war die ultramontane Partei. Es waren in ihr zwei Strömungen zu Tage getreten, eine rücksichtslosere, schroffere und eine mildere, ruhigere, oder besser gesagt: eine, die offen und voll Farbe bekannte, und eine andere, die klug und scheinbar ruhig sich gebärdet, aber zuletzt von A bis Z ganz dasselbe

will, was jene erstrebt: Vernichtung des modernen Rechtsstaates, Rückführung mittelalterlicher Zustände. Im Programm nun, und das sagt ja genug, ist der Anschluß der Partei an das Centrum proclamirt, und zu allem Ueberfluß hat Herr Windthorst noch der constituirenden Versammlung, die vor mehreren Wochen in Freiburg tagte, telegraphisch Gruß und Segen übermittelt. Die Organisation der Partei ist stramm, ein Executivcomité befindet sich in vollster Thätigkeit. Der Abgeordnete Baumstarck, welcher am Erscheinen auf der Freiburger Versammlung „verhindert" war, wurde von dieser stillschweigend einmüthig als nicht mehr zur Partei gehörig erachtet. Nach Veröffentlichung des von der Versammlung beschlossenen Programmes hat er öffentlich seinen Austritt aus der Partei erklärt, weil diese sich officiell der von ihm seit Jahren bekämpften Politik des Centrums angeschlossen habe. Baumstarck, der Gegner des „politischen Katholicismus", ist jetzt mit seinem „religiösen Katholicismus" vollständig isolirt. Der Freiburger Bisthumsverweser, den Baumstarck von dem Drucke der ihn tyrannisirenden „Obscurantencamarilla" befreien wollte, hat ihn absolut ignorirt.

Wer als Bekenner der streitbaren römischen Kirche im öffentlichen Leben hervortreten will, thut nicht gut, sich eine ideal-gläubige Frömmigkeit anzuschaffen. Die taugt ins Kloster. In der „Welt" sucht die Kirche lediglich reale Macht- und Herrschaftsinteressen zu verwirklichen. Baumstarck gehört zu den Isolirten und wird bald zu den Vergessenen gehören. Er wäre trotz all seiner Charakterschwächen um des Zuges reiner, hoher, religiöser Idealität willen, die ihn durchglüht, eines besseren Looses würdig gewesen, als dessen, das ihm geworden ist, des sich Verbitterns in der Isolirtheit. Die demokratische Partei hat in den jüngsten Monaten in verschiedenen Landesgegenden Versammlungen gehalten. Sie hat die Parole ausgegeben, bei der Reichstagswahl überall eigene Candidaten aufzustellen. Es wird das von wenig Erfolg sein, ausgenommen ihr altes glückliches Versuchsfeld Mannheim, obwohl auch dort, wenn Lamey die ihm angebotene Candidatur wirklich annimmt, dem „reichstreuen" Demokraten Köpfer ein gefährlicher Gegner erstehen würde. Die Deutschconservativen verhalten sich noch ziemlich still. Ihnen macht der Ministerwechsel den dicksten Strich durch die nahezu schon fertig gestellte Rechnung. Nun, mit Hilfe der Ultramontanen werden sie den Freiherrn von Marschall wieder als Reichsboten küren, und Fürst Bismarck wird ihn wohl erst, nachdem das geschehen ist, in den Reichsdienst ziehen. Der Landesausschuß der nationalliberalen Partei war kürzlich zu einer Sitzung versammelt. Dieselbe trug jedoch nur einen vorbereitenden Charakter, indem der Entwurf eines Wahlprogrammes einer demnächst zu berufenden Notabelnversammlung der Partei zur Beschlußfassung vorgelegt werden soll. Die Grundzüge dieses Programmes wurden in der Sitzung besprochen. Man war

einig im Bekenntniß zu dem „entschiedenen Liberalismus". Die Secession übt auf die Partei keine trennende Wirkung, indem sie als actionsfähiger Factor bis dahin einzig im vierten Wahlkreise (Lörrach-Müllheim-Staufen-Breisach) hervorgetreten ist und dort ihr wohl auch der Sieg bleiben wird, beides aber ohne Zerklüftung mit den nationalliberalen Parteigenossen im Lande. Baden zählt zur Zeit unter seinen vierzehn Reichstagsabgeordneten sieben Nationalliberale, einen Secessionisten, einen Demokraten, einen Conservativen und vier Ultramontane.

Für den Herbst steht auch die Partialerneuerung der zweiten Kammer bevor. Es treten etliche 30 von 63 Abgeordneten aus, darunter Lamey und Kiefer, Staatsminister Turban, die Ministerialpräsidenten a. D. Stösser und Grimm. Der Abgeordnete Baumstarck, vor zwei Jahren auf das ultramontane Programm hin von der Stadt Baden mit ihrer Vertretung betraut, ist nicht unter den Austretenden, und hat erklärt, daß er sein Mandat nicht niederlege. Ob man wohl von Seiten der Partei den Versuch machen wird, ihn zur Niederlegung zu drängen? Wir glauben es kaum, da man Baumstarck kennt und von vorn herein weiß, daß der Versuch vergeblich sein würde.

Ministerialpräsident a. D. Stösser hat nicht lange im Ruhestande verharrt. Bereits unter dem 22. April wurde er vom Großherzog als oberstem Landesbischof zum Präsidenten des evangelischen Oberkirchenrathes ernannt. Es ist das ein rein kirchlicher Posten, den Herr Stösser jetzt inne hat, indem er nicht mehr, wie sein Vorgänger Nüßlin, Mitglied des Staatsministeriums ist. Herr Stösser ist ein Mann von religiösem und kirchlichem Interesse, er saß als Mitglied der Protestantenvereinspartei auf der Generalsynode von 1867. Indessen hat es immerhin etwas Befremdendes, daß ein Mann, der ob des unheilbaren Conflictes willen, in den er mit der liberalen Partei gekommen war, als Minister fiel, sofort daraufhin an die Spitze der Verwaltung der in der weit überwiegenden Mehrzahl ihrer Glieder freigesinnten evangelischen Landeskirche gestellt wird. Man wird es begreiflich finden, daß bei solcher Lage der Dinge dem neuen Oberkirchenrathspräsidenten von mancher Seite zunächst, wie ein badisches politisches Blatt sich vorsichtig ausdrückt, ein „mehr zurückhaltendes Vertrauen" entgegengebracht wird. Möge es ihm gelingen, dasselbe bald in volles Vertrauen zu wandeln. H.

Aus der Schweiz. Banknotengesetz. Obligationenrecht. Lehrschwestern. Landesbefestigung. Asylrecht. Socialistencongreß. Stöcker und Bebel. — Unser letzter Bericht, seit dem wohl ein halbes Jahr ohne bedeutende Ereignisse verflossen ist, schloß mit der Aussicht auf die damals bevorstehende Volksabstimmung über Revision der Bundesverfassung. Es handelte sich aber zunächst nur um den einen Artikel derselben,

welcher verbietet, daß für die Ausgabe von Banknoten ein Monopol des Bundes geschaffen wird, während Viele gerade darin die einzige durchgreifende Heilung der herrschenden Uebelstände erblicken. In der Abstimmung wurde die Revision, wie zu erwarten stand, mit zweidrittel der Stimmen verworfen, worin die Bundesversammlung den Auftrag erkennen mußte, noch einmal zu versuchen, ob nicht durch ein Gesetz die Nachtheile der privaten und cantonalen Banknotenwirthschaft beseitigt werden können. Bis ein so schwieriges Gesetz von beiden Räthen behandelt und angenommen ist, vergehen immer zwei Sitzungsperioden und nur mit Mühe gelang es der letzten Bundesversammlung, einen Entwurf zu Stande zu bringen, der vielleicht wieder vor die Volksabstimmung gebracht und verworfen wird, weil er immer noch als ungenügend erscheint. Dieser Gefahr ist zum Glück weniger ausgesetzt ein noch wichtigeres Gesetz, welches nach mehrjährigen Berathungen endlich zu Stande gekommen ist, ein eidgenössisches Obligationenrecht, der Anfang eines einheitlichen Privatrechtes für die ganze Schweiz. Nicht zur Behandlung kam, trotz schon mehrmaliger Verschiebung, die kirchenpolitische Frage, ob in den katholischen Cantonen an der Volksschule die sogenannten Lehrschwestern angestellt bleiben dürfen, über deren Wirksamkeit die Ansichten auch unter den Katholiken selbst getheilt, doch vorwiegend günstig sind; die staatsrechtliche Frage ist aber, ob die Anstellung dieses Personales vereinbar sei mit § 27 der Bundesverfassung, welcher verlangt, daß die Cantone für genügenden Privatunterricht sorgen, der ausschließlich unter staatlicher Leitung stehen und Angehörigen aller Bekenntnisse dienen soll. Es fragt sich nun, 1) ob die Lehrschwestern genügende pädagogische Bildung besitzen, 2) ob sie nicht neben den Staatsbehörden auch noch kirchlichen Autoritäten unterworfen seien und 3) ob ihr Unterricht nicht einen specifisch-katholischen Charakter trage. Ueber die Punkte 1) und 3) liegen, wie gesagt, widersprechende Zeugnisse vor und betreffend 2) ist es nicht leicht zu untersuchen, ob nicht wenigstens mittelbar und insgeheim ein Einfluß der Kirche auf die Schule stattfinde, und ob die Lehrschwestern nicht einem, der in § 51 der Bundesverfassung bezeichneten, den Jesuiten verwandten Orden angehören, denen jede Wirksamkeit in Kirche und Schule untersagt ist. Die Mehrheit der Katholiken legt auf die Beibehaltung der Lehrschwestern, schon aus ökonomischen Gründen, großes Gewicht; sie würde in der Ausschließung derselben einen Eingriff in die Gewissensfreiheit oder in die Cantonalsouveränetät sehen und wenn ihr in diesem Punkte Gewalt angethan wird, zu Fortschritten auf anderen Gebieten ihre Mitwirkung versagen. Die Frage ist also jedenfalls schwierig und verlangt sorgfältige Untersuchung des Thatbestandes, für welche denn auch der Bundesrath Frist verlangt und erhalten hat.

Weniger dringend ist eine ganz andere, der äußeren Politik angehörende Frage geworden, die der Landesbefestigung, welche letzten Herbst in militärischen Kreisen und dann auch in der Presse sehr lebhaft besprochen wurde und für welche bereits mehrere Entwürfe vorlagen, von denen freilich keiner ungetheilte Zustimmung fand. Seit durch die neuesten Ereignisse in Rußland die Wahrscheinlichkeit einer Verbindung dieser Macht mit Frankreich zu einem Kriege gegen Deutschland gesunken und, seit die allenfalls vorhandene Kriegslust der Franzosen einen Gegenstand in Tunis gefunden hat, aber auch die Mängel ihrer Kriegsbereitschaft neuerdings zum Vorschein gekommen sind, scheint in der That keine dringende Gefahr für die Schweiz obzuschweben. Aber da die politische Constellation sich leicht wieder ändern kann, wird man die Frage der Landesbefestigung im Auge behalten müssen; nur wird es sich weniger darum handeln, welches System der Befestigung wir anzunehmen haben, sondern ob überhaupt unsere militärische Verfassung und die finanziellen Mittel uns erlauben, in jener Richtung etwas Bedeutendes zu unternehmen.

Am brennendsten scheint gegenwärtig die Frage des Asylrechtes; aber auch diese hat von der ersten Hitze, mit der sie ergriffen wurde, etwas nachgelassen und es haben auch namhafte deutsche Zeitungen den Standpunkt der Schweiz so trefflich verfochten, daß wir uns nicht mehr stark zu ereifern brauchen. Wenn nachgewiesen wäre, daß die in der Schweiz, hauptsächlich in Genf, sich aufhaltenden russischen Flüchtlinge irgendwie thätlichen Antheil an dem letzten Attentat genommen haben, so würde ohne allen Zweifel zwar nicht ihre Auslieferung, aber ihre Ausweisung verfügt worden sein, und das Volk würde sich gegen diese Maßregel nicht auflehnen, denn es hat keine positive Sympathie für Fürstenmord, am wenigsten, wenn noch andere Menschenleben dabei geopfert werden. Aber jener Nachweis, oder auch nur dringender Verdacht, fehlt bisher, und man kann nichts Weiteres verlangen, als daß wir auf die Flüchtlinge ein scharfes Auge haben und gegen sie einschreiten, sobald sie die Bedingungen übertreten, an welche ihr Asyl geknüpft ist. Andererseits weiß Jedermann, daß weitaus die meisten und gefährlichsten Verschwörer nicht in der Schweiz, sondern zunächst in Rußland selbst und zwar dort bis in die höchsten Regionen, sodann in Frankreich und England sich aufhalten, gegen welche Staaten man nicht mit Gewalt vorgehen kann. Damit wäre die Schweiz für einmal gedeckt und die Sache abgethan. Aber es giebt auch bei uns Leute, welche die Nihilisten nicht von Socialisten unterscheiden können und darum meinen, man sollte, um guten Willen zu zeigen und gute Stimmung zu machen, den auf diesen Herbst nach Zürich ausgeschriebenen Socialistencongreß verbieten. Zu diesem Zwecke circulirt in Zürich eine von achtbaren Bürgern ausgehende Petition, welche der Regierung zuvor- oder zu Hilfe kommen möchte, damit sie den Congreß eher verbieten könnte,

gestützt auf recht zahlreiche Unterschriften, welche erklären, daß der Congreß ihnen ein Aergerniß sei und gefährlich scheine, weil im Falle der Gestattung die innere Ruhe und das friedliche Verhältniß mit anderen Staaten gestört werden könnte. Das Ergebniß der Sammlung von Unterschriften ist noch abzuwarten, ebenso Schritte der Regierung oder des Bundesrathes in Folge desselben, oder aus eigenem Antriebe. Gesetzt nun auch, eine große Zahl von Unterschriften würde die Regierung von Zürich bestimmen, den Congreß in der Hauptstadt oder an einem anderen Orte des Cantons zu verbieten, so wäre damit demselben noch genug schweizerisches Gebiet offen gelassen und es ist sehr die Frage, ob alle anderen Cantone dem Beispiele Zürich's folgen würden. Es müßte also der Bundesrath einschreiten; aber er wird dies gemäß seinem bisherigen Verhalten bei ähnlichen Anlässen schwerlich thun und er wird dafür, sowie für mäßiges Festhalten des Asylrechtes, bei einem großen Theile des Volkes Zustimmung finden. Zwar ist theilweise Gemeinschaft zwischen den russischen Nihilisten und den internationalen Socialisten nicht zu leugnen, aber dieselbe im einzelnen Falle nachzuweisen, ist unmöglich. Daß die Versammlung den Fürstenmord zum Gegenstande ihrer öffentlichen Verhandlungen machen und principiell gutheißen werde, ist unwahrscheinlich; auch kann von einer so großen Versammlung kein Complott ausgebrütet und ins Werk gesetzt werden; geheime Berathungen Einzelner lassen sich weder bei uns noch anderswo verhindern. Wir werden also nichts zu hören bekommen als Besprechung anderer Mittel, welche zur Verwirklichung der Parteizwecke dienen sollen, und daneben jene längst bekannten Declamationen einiger Schwärmer, welche noch Niemand geschadet haben, dagegen als Herzenserleichterung den Rednern selbst wohl thun und dieselben für eine Zeit lang eher wieder beruhigen! Es könnten bei dem Congresse, wenn er öffentlich ist, höchstens Scenen vorfallen, wie bei dem Vortrage, den kürzlich der Hofprediger Stöcker in Zürich hielt, das heißt Unterbrechungen des Redners von Seite anwesender Anhänger anderer Ansichten. Das Auftreten des Herrn Hofpredigers hat sonst bei uns, auch in Basel und Bern, keinen großen Eindruck gemacht, doch auch keinen ganz ungünstigen. Daß die wenig zahlreiche Partei, die ihn zu kommen eingeladen hatte, von ihm hoch befriedigt war, versteht sich; die Mehrzahl hörte ihn ruhig an und anerkannte seine Beredsamkeit und Schlagfertigkeit, fand aber wenig Neues, da die socialistische Seite des Christenthumes bei uns in beiden Richtungen, der positiven und der freisinnigen, hinlänglich bekannt und vertreten ist. Daß ein demokratischer Socialist zum christlichen Socialismus des Herrn Stöcker übergetreten sei, ist wohl weder anderswo noch bei uns erhört worden. Dagegen haben wir letzter Tage als Gegenstück einen Vortrag des Reichstagsabgeordneten Bebel über die politischen und socialen Zustände Deutschlands gehört, welcher viel-

leicht darauf berechnet war, das Terrain für den Congreß zu sondiren und vorzubereiten, aber weitere Wirkungen ebenfalls nicht hinterlassen haben wird, da auch diese Partei längst bei uns einheimisch ist.

Literatur.

Die Philosophie unserer Dichterheroen. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Idealismus von Dr. Joh. H. Witte. 1. Band: Lessing und Herder. Bonn, Eduard Weber. 1880. — Ein Werk, das es sich zur Aufgabe machen würde, die wissenschaftlichen und speciell die philosophischen Anschauungen unserer großen Dichter im historischen Zusammenhange mit ihrer individuellen Geistesentwickelung und andererseits mit der Geschichte der Wissenschaft im Großen und Ganzen darzustellen, würde den lebhaftesten Dank aller derjenigen finden, denen es nicht um leichten Genuß, sondern um Verständniß aus dem innersten Wesenskern heraus zu thun ist. Es fehlt nicht ganz an derartigen Werken; wir brauchen nur an das zu erinnern, was Danzel und Guhrauer für Lessing, Haym für Herder und die Romantiker, Tomaschek für Schiller gethan haben; von kleineren und specielleren Monographien zu schweigen. Aber ein zusammenfassendes und vergleichendes Werk über Wissenschaft und Philosophie unserer Classiker hat bisher gefehlt. Hier erhalten wir nun eines, aber, um es gleich zu sagen, kein solches, das anderen als den allerbescheidensten Wünschen Genüge thun könnte. Auffallen muß schon der Titel. Was ist Idealismus? Soll das Wort eine „ideale Weltanschauung", was man gewöhnlich so nennt, bedeuten, so ist es auf dem Titel eines philosophischen Werkes eine Trivialität; ist es philosophisch zu fassen, so ist es eine Unrichtigkeit; Lessing, Herder, Schiller und Goethe (diese vier soll das Werk umfassen) lassen sich nicht nur so in einer vagen Kategorie des Idealismus unterbringen; ist denn nicht eben die Entwickelung gänzlich verschiedener philosophischer Anschauungen in ihren Werken hervorzuheben, auf der bei gemeinsamer Größe des Geistes, humaner und — sage man einmal so, idealer — Richtung der Gesinnung ein Hauptreiz ihrer Betrachtung beruht? Ueber die Devise des Werkes wollen wir aber nicht länger rechten, da sein Inhalt zu Tage liegt. Was am unangenehmsten berühren muß, ist der ganz ungenießbare, in hundert Unterabtheilungen zerstückelte Vortrag des Buches. Man kann doch wahrhaftig klar und übersichtlich schreiben, so daß jeder einzelne Theil der Untersuchung schnell und sicher zu finden ist, ohne daß man alle paar Seiten ein neues Kapitel anzufangen braucht. Allerdings hat der Verfasser sich einen fließenden Vortrag schon durch die ganze Anlage des Buches erschwert oder unmöglich gemacht. Wozu ist es gut, zuerst die philosophischen Anschauungen eines Mannes im allgemeinen zu skizziren und dann im Einzelnen erst auszuführen? Schreibt denn der Verfasser ein Lehrbuch in Paragraphen? Wozu nützt es, die Geschichte des Lebens und der Schriftstellerei eines Autors zuvor in ganz ungenügender Weise auf ein paar Seiten zu geben, damit der Leser wisse, mit wem er es zu thun hat? Als ob ein solches Werk auf Tironen berechnet wäre, welchen man erst sagen müßte, wer und was Lessing und Herder waren! Indeß, man muß bei manchem guten Werke über die äußere Form wegsehen; nur daß sie hier die ganze Ausführung auf die unangenehmste Weise beherrscht. Ueber den Gehalt des Buches ist aber nicht viel Besseres zu sagen. Wir müssen hier Lessing und

Herder unterscheiden. Was den ersteren betrifft, so ist wenigstens eine gewisse Vollständigkeit nicht zu bestreiten; freilich lag seine Schriftstellerei in Danzel-Guhrauer's Werke vollständig behandelt vor, Haym's Herder ist erst halb vollendet. Aber muß es nicht nothwendig auffallen, Lessing, der die Philosophie mehr nur gestreift hat, auf 210, Herder, dessen ganze Schriftstellerei von philosophischem Geiste belebt ist, nur auf 106 Seiten behandelt zu sehen? Es fehlt nicht an gesunden Urtheilen, auch nicht an redlichem Fleiße. Aber vieles ist auch schief, anderes nicht genügend vertieft, weniges klar und abgerundet. Ueber Einzelheiten zu rechten ist hier nicht der Ort. Nur weniges derart mag erwähnt sein. Durfte ein Autor, der eine freie Entwickelung seines Themas geben wollte, um den Inhalt des Laokoon zu skizziren, einfach Hettner's — gewiß glänzende und geistvolle — Exposition desselben abdrucken? Die Art, wie Lessing's Aeußerung gegen Jacobi, worin er sich als Pantheist bekannte, erörtert wird, ist ungemein gequält; hat es nie z. B. einen Schleiermacher gegeben, der mit pantheistischen Grundanschauungen eine breite Thätigkeit als Theolog verbunden hat? Und ist nicht das Dringen auf reinliche Scheidung der verschiedenen Wissenschaftsgebiete eben recht gut Lessingisch? Muß Lessing, weil ihm die Orthodoxie lieber war als der Rationalismus, deshalb ein Orthodoxer gewesen sein? Oder hat nicht Strauß in den „Halben und Ganzen" etwas ganz ähnliches gesagt? Ungenießbar ist auch die Auslegung der Parabel von den drei Ringen, welche in ein wahres Prokrustesbett gespannt wird, um eine positive Christlichkeit Lessing's herauszupressen, was hier ganz überflüssig war. Bei Herder, wie gesagt, fehlt es gleich an der nöthigen Vollständigkeit. In den zwei ersten Halbbänden bei Haym steht schon weit mehr als bei dem Verfasser; davon abgesehen, daß es dort auch besser steht. Gegen die Bärenbachische Ansicht von Herder als einem Vorläufer Darwin's hat der Verfasser ganz richtige Einwände vorgetragen, das Wesentlichste aber, daß Herder, ähnlich wie Goethe, von einem Prototyp („Hauptplasma") aller Organisation redet, nur ungenügend berührt. Von den ausgezeichneten Ausführungen Herder's über die Genesis der sinnlichen Wahrnehmung, einem so eminent philosophischen Kapitel seiner Jugendwerke, redet er so gut wie gar nicht. Möchte nur, was der Verfasser über Schiller und Goethe noch im Pulte hat, an Vollständigkeit, eindringendem Verständnisse, tüchtiger Verarbeitung des Stoffes und gefälliger Form der Darstellung das bisherige recht sehr übertreffen! sch.

Marksteine im Leben der Völker 1492—1880. Von Ch. F. Maurer. Leipzig, E. Kummer. 1881. — Dieses Buch, das sich äußerlich als eine Erzählung der neueren Geschichte giebt, ist beim Lichte betrachtet eine chronologisch geordnete Anthologie aus unseren besten neueren Geschichtschreibern. Die Mosaikarbeit ist aber geschickt gemacht, und da die eigentlichen Autoren Ranke, Dahlmann, Sybel, Häußer, Treitschke, Erdmannsdörfer, Schlosser, Weber u. s. w. heißen, so empfiehlt sich die Compilation, die an sich keinen selbständigen Werth hat, als geschichtliches Lesebuch, und mag, wie sie aus einem pädagogischen Interesse hervorgegangen ist, namentlich als Hilfsmittel beim Unterrichte gute Dienste leisten. g.

Notiz.

Berlin, im April 1881.

Die Centraldirection der Monumenta Germaniae hat ihre jährliche Plenarversammlung in den Tagen vom 21—23. April hier abgehalten. Anwesend waren sämmtliche Mitglieder mit Ausnahme des Hofrath Prof. Sickel in Wien, dem sein Gesundheitszustand auch dies Jahr die Reise nicht gestattete.

Leider mußte der Rückblick auf das verflossene Jahr in vieler Beziehung ein trüber sein. Der Tod des hiesigen ordentlichen Mitgliedes Prof. K. W. Nitzsch und des Mitarbeiters der Abtheilung Scriptores Dr. Johannes Heller, das andauernde Leiden des Hofrath Sickel, der Brand im Hause des Prof. Mommsen, Leiters der Abtheilung Auctores antiquissimi, sind Ereignisse, die uns schwer betroffen, auch die Arbeiten mannichfach gestört haben.

Um so mehr mag es als glücklich hervorgehoben werden, daß dieselben doch erhebliche Fortschritte machen konnten, eine Reihe bedeutender Publicationen vorliegt, andere in Angriff genommen worden sind.

Ausgegeben wurden im verflossenen Jahre:

von der Abtheilung Auctores antiquissimi:

1) Tomi IV. P. 2. Venantii Honori Clementiani Fortunati opera poetica. Recensuit et emendavit Fridericus Leo;

von der Abtheilung Scriptores:

2) Tomus XXV;

3) Einhardi Vita Karoli Magni. Editio quarta. Post G. H. Pertz recensuit G. Waitz;

von der Abtheilung Antiquitates:

4) Poetae Latini aevi Carolini. Recensuit Ernestus Dümmler. Tomi I Pars prior;

von dem Neuen Archiv der Gesellschaft für ältere Deutsche Geschichtskunde:

5) Band VI in 3 Heften.

Dazu kommt als von der Gesellschaft unterstützt und theilweise aus ihren Sammlungen hergestellt:

6) Acta imperii inedita seculi XIII. Urkunden und Briefe zur Geschichte des Kaiserreichs und des Königreichs Sicilien in den Jahren 1198 bis 1273. Herausgegeben von Eduard Winkelmann.

Ueber die Thätigkeit der einzelnen Abtheilungen ist Folgendes zu berichten.

Die der Auctores antiquissimi ward durch den schon erwähnten Brand im Hause ihres Leiters schwer betroffen. Die Sorge für andere ihm obliegende Arbeiten nöthigte Prof. Mommsen, die fast vollendete Ausgabe des Jordanis und die Bearbeitung der kleinen Chroniken zu unterbrechen; wie mehrere für jene benutzte Handschriften, so sind auch einige der für diese gemachten Collationen zerstört oder beschädigt; eine beabsichtigte Reise zum Besuche englischer Bibliotheken mußte aufgeschoben werden. Doch steht die Vollendung des Jordanis im Laufe des Jahres mit Sicherheit zu erwarten. An die bereits ausgegebene Bearbeitung von Fortunat's Gedichten, die aus zahlreichen Handschriften zuerst einen zuverlässigen Text festgestellt und sorgfältige Nachweise über Sprache und Metrik des Autors gegeben hat, werden sich die prosaischen Werke anschließen, mit denen auch die allgemeinen Sachregister verbunden werden sollen. Begonnen hat der Druck des Avitus von Dr. Peiper in Breslau, des Symmachus von Dr. Seeck in Berlin; in naher Aussicht steht er beim Ausonius, den Prof. Schenkl in Wien bearbeitet. Für den Sidonius hat Dr. Lütjohann die Handschriften englischer Bibliotheken, für den Ennodius Dr. Vogel die in Rom benutzt.

Die Abtheilung Scriptores, die von dem Vorsitzenden der Centraldirection Geh. Regierungsrath Waitz geleitet wird, hat einen schweren Verlust durch den Tod des Dr. Heller erlitten, der in dem Augenblicke der Wissenschaft entrissen ward, als der fünfundzwanzigste Band der Scriptores, zu dem er zahlreiche und werthvolle Beiträge geliefert hatte, ausgegeben werden konnte; unvollendet hinterließ er die Ausgabe von Flodoard's historia Remensis für Band dreizehn. Dieser ward dadurch eine Zeit lang im Drucke aufgehalten, schreitet jetzt aber rüstig vorwärts, so daß seine Vollendung im Laufe des Sommers gehofft werden kann. Er wird aber nicht alles das an Nachträgen zu den zwölf ersten Bänden umfassen können, was für ihn in Aussicht genommen war, sondern mit dem Chronicon Altinate schließen müssen, dessen Bearbeitung Dr. Simonsfeld in München vollendet hat. Für den folgenden Band bleiben die neu aufgefundenen Gesta episcoporum Cameracensium, die Werke des Hermann von Tournai, für welche die wichtige der dortigen Stadtbibliothek gehörige Handschrift in Brüssel benutzt ward, und andere belgische Chroniken, die Magdeburger Bischofschronik, bearbeitet von Prof. Schum in Halle, und mehrere kleinere Stücke. Die Folge wird sein, daß die Streitschriften des elften und zwölften Jahrhunderts, mit denen Prof. Thaner in Innsbruck und Dr. Bernheim in Göttingen beschäftigt sind, hier schwerlich Raum finden, sondern angemessen als

besonderer Band im kleineren Format neben den Papstleben zu geben sein werden. Dasselbe gilt von den Geschichtschreibern der normannischen Herrschaft in Süditalien, Amatus, Gaufredus Malaterra, Falco Beneventanus, Hugo Falcandus u. s. w., die auch für die Geschichte des Kaiserreiches eine nicht geringe Bedeutung haben, und deren Sammlung für später in Aussicht genommen ist. Zunächst gilt es auch die Reihe der Geschichtschreiber des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts weiter zu führen. Nachdem im fünfundzwanzigsten Bande die Deutschen Provinzial- und Lokalchroniken bis zum Ende des dreizehnten Jahrhunderts gegeben sind, würden zunächst wohl die italienischen Quellen ähnlicher Art in Frage kommen. Da aber trotz mancher Vorarbeiten für Sicharדus, Salimbene u. A., die früher gemacht, doch noch längere Arbeiten erfordert werden, auch die Mithilfe, welche Prof. Scheffer-Boichorst in Straßburg hier in Aussicht gestellt, in weitere Ferne gerückt ist, wurde zunächst ins Auge gefaßt, was sich bei den französischen und englischen Autoren der Zeit findet. Und das ist allerdings recht viel. Jene bieten zum Theil die genauesten Berichte über die Verhandlungen der deutschen Könige mit den Päpsten, die wiederholt in Frankreich eine Zuflucht suchten, über den Kreuzzug Konrad III., die Betheiligung Otto IV. an den flandrischen Kriegen, die Einwirkung der Albigenser Kriege auf die Ablösung der Provence vom Reiche, den Zug Karl's von Anjou nach Italien und seine Kämpfe hier gegen Manfred und Konradin. Wenn die Momumenta auch von den meisten der hier in Betracht kommenden Werke nur Theile geben können, so war es doch nothwendig, näher auf die bisher vernachlässigte Kritik derselben einzugehen und die zugänglichen Handschriften zu untersuchen. Hat dabei Herr A. Molinier in Paris mehrfach Hilfe geleistet, und sind einzelne Handschriften hierher gesandt worden, so war doch auch ein wiederholer Aufenthalt des Leiters in Paris erforderlich; anderes übernahmen Dr. Liebermann in London, Dr. Mau in Rom. Aus den Vorarbeiten sind die Aufsäze von Dr. Brosien über Wilhelm von Nangis, von Waitz über die sogenannten Gesta Ludovici VII et VIII im Neuen Archiv hervorgegangen. Auch der Druck des sechsundzwanzigsten Bandes, an dem sich außerdem Dr. Holder-Egger lebhaft betheiligt, ist bereits bis an das Ende des zwölften Jahrhunderts fortgeschritten. Derselbe wird aber auch einen nicht unbedeutenden Theil von der französisch geschriebenen Reimchronik des Tournaier Philippes Mousket aufnehmen müssen, für deren Bearbeitung Prof. Tobler seine Mitwirkung hat hoffen lassen. So wird es wahrscheinlich nöthig werden, die englischen Autoren, von denen ein bedeutender Theil in der Bearbeitung des Prof. Pauli und Dr. Liebermann druckfertig vorliegt, auf den folgenden Band zu verschieben.

Eine besondere Reihe werden die Scriptores rerum Merovingicarum bilden, deren Anfang im Laufe des Jahres erwartet werden darf, da Prof. Arndt in Leipzig die lange gehoffte Ausgabe des Gregor von Tours in sichere Aussicht stellt. Dr. Krusch hat hier außer dem Fredegar auch die Gesta Francorum übernommen.

Die für den ersten Band der Deutschen Chroniken bestimmte Kaiserchronik hat Dr. Roediger geglaubt aufgeben zu müssen, einen Ersatzmann aber sofort in Dr. W. Schröder gefunden, der in nächster Zeit seine Arbeitskraft ganz dieser Aufgabe zuwenden will. Daran wird sich die Bearbeitung des Enenkel von Dr. Strauch in Tübingen anschließen. Dr. Lichtenstein hofft die handschriftlichen Vorarbeiten für Ottokar's Steirische Reimchronik im Laufe des Sommers zu vollenden. Die neue Ausgabe der Limburger Chronik von Archivar Wyß in Darmstadt, für welche in einer neu aufgefundenen Braunfelser Handschrift die sichere Grundlage einer Herstellung des bisher sehr verderbten Textes gewonnen ist, nähert sich dem Abschlusse.

In der Abtheilung Leges hat leider Prof. Sohm in Straßburg die übernommene Bearbeitung der Lex Salica aufgegeben, dagegen aber die Vollendung der Lex Ribuaria in nächster Zeit bestimmt in Aussicht gestellt. — Der Druck der neuen Ausgabe der Capitularien von Prof. Boretius in Halle unter umfassender Benutzung eines reichen handschriftlichen Apparates hat begonnen und wird seinen regelmäßigen Fortgang haben. — Ueber die Fränkischen Formelsammlungen hat Dr. Zeumer zunächst eine ausführliche kritische Arbeit im Neuen Archiv veröffentlicht, welche allgemeinste Anerkennung gefunden hat; bald darauf ist auch hier mit dem Drucke der Anfang gemacht. Eine sehr wesentliche Förderung erhält diese Ausgabe durch die ebenso zahlreichen wie eingreifenden Verbesserungen, welche die in Tironischen Noten geschriebenen sogenannten Carpentier'schen Formeln durch Director Schmitz in Köln erfahren haben, nachdem die Direction der Pariser Nationalbibliothek die Uebersendung der werthvollen Handschrift in liberalster Weise gestattet. — Für die Merovingischen Concilien hat Hofrath Prof. Maassen in Wien während eines längeren Aufenthaltes zu Paris gearbeitet; eine Vaticanische Handschrift verglich Dr. Meyncke in Rom. — Zur weiteren Bearbeitung des ersten Bandes der Stadtrechte besuchte Prof. Frensdorff in Göttingen während dieses Jahres mehrere

Niederrheinische Archive; er gedenkt im Laufe des folgenden sowohl die Sammlung des Materiales zum Abschlusse zu bringen wie mit der Bearbeitung zu beginnen.

Die Abtheilung Diplomata ist sowohl durch das noch immer nicht ganz befriedigende Befinden ihres Leiters Hofrath Prof. Sickel in Wien wie durch den schon früher zu beklagenden Verlust des ältesten Mitarbeiters Dr. Foltz in rascherem Vorschreiten gehemmt worden. Doch sind 12 Bogen von den Urkunden Otto I. gedruckt, auch das Material für die Fortsetzung unter Hilfe der beiden Mitarbeiter Dr. Uhlirz und Dr. von Ottenthal in Wien vorbereitet und vermehrt, so daß dem weiteren und rascheren Fortgange nichts entgegensteht. — Es verdient wohl auch an dieser Stelle hervorgehoben zu werden, daß sich in den Sammlungen der Gesellschaft eine vollständige Durchzeichnung der berühmten und vielfach angezweifelten Urkunde Otto I. für Papst Johann im Vaticanischen Archive gefunden hat, die von dem verstorbenen Norwegischen Gelehrten Munch angefertigt, von Theiner an Pertz mitgetheilt ist. — Das gleichzeitig von der Preußischen Archivverwaltung unternommene, von Sickel und von Sybel herausgegebene große Werk der Abbildungen Deutscher Kaiserurkunden, von denen das erste Heft unlängst erschienen ist, kommt auch dieser Abtheilung zu gute. Ebenso dient die unter Hofrath Ficker's Leitung stehende Neubearbeitung von Böhmer's Regesta imperii, wie ihr das Material der für die Monumenta gemachten Sammlungen zur Verfügung gestellt ist, ihrerseits als wesentliche Vorarbeit und Ergänzung für die Ausgabe der Diplomata. Und in noch anderer Weise kommen hier die schon oben erwähnten Acta inedita von Winkelmann in Betracht, da in ihnen wichtige Stücke wie das Registrum Friderici II., das Arndt in dem Archive zu Marseille auffand und abschrieb, zur Veröffentlichung gekommen sind, dazu manches aus der reichen Briefsammlung, die noch Pertz selbst für die Zeit Friedrich II. angelegt hatte.

Aus dieser stammt auch die erste Publication, welche die Abtheilung Epistolae unter Prof. Wattenbach's Leitung bringen wird. Die Abschriften aus den päpstlichen Regesten im Vaticanischen Archive, bearbeitet von Dr. Rodenberg, sind für die Zeit Honorius III. gedruckt; mit der Gregor IX. ist der Anfang gemacht; und damit wird der erste Band im Laufe des Jahres abgeschlossen werden. Daneben kommt dann das Registrum Gregor d. Gr., mit dem Dr. Ewald seit längerer Zeit beschäftigt ist, an die Reihe. Einen Theil seiner Zeit hat dieser auch der neuen Ausgabe von Jaffé's Papstregesten gewidmet.

Von der Sammlung der Gedichte Karolingischer Zeit, mit der Prof. Dümmler die unter seiner Leitung stehende Abtheilung Antiquitates eröffnet, ist die erste Hälfte des ersten Bandes, wie oben angeführt, im Laufe des verflossenen Jahres ausgegeben worden, die zweite bis auf die Register fast im Drucke vollendet. — Für die Alamannischen Necrologien hat Dr. Baumann in Donaueschingen eifrig gesammelt, wie ein Bericht im Neuen Archive zeigen wird. Mit denselben werden auch die Verbrüderungsbücher von Sangallen, Pfäfers und Reichenau zu verbinden sein, mit denen sich gleichzeitig mehrere Gelehrte beschäftigen.

Die Mittheilungen des Neuen Archives der Gesellschaft für ältere Deutsche Geschichtskunde unter Prof. Wattenbach's Redaction beziehen sich zum Theil auf die Vorarbeiten für die verschiedenen Abtheilungen, zum Theile bringen sie Nachrichten über Handschriftensammlungen oder einzelne neu aufgefundene Codices, außerdem kritische Untersuchungen über Quellenschriften oder kleinere Inedita verschiedener Art. Unter den Beiträgen sind außer mehreren vorher erwähnten Aufsätzen der ausführliche Bericht Dr. Ewald's über seine Reise nach Spanien und die hier benutzten Bibliotheken und eine Abhandlung von Prof. Breßlau über die Siegel der Deutschen Könige und Kaiser aus der Salischen Periode hervorzuheben.

Es war in diesem Jahre weniger Veranlassung als früher, um die Benutzung auswärtiger Handschriften hier an Ort und Stelle zu bitten. Die Erlaubniß ist aber wie von deutschen auch von fremden Bibliotheken, namentlich in Paris, stets ertheilt worden, und es mag gestattet sein, auch an dieser Stelle den Wunsch auszusprechen, daß das Unglück, welches einzelne Codices bei dem oben erwähnten Brande betraf, nicht zu Erschwerungen Anlaß geben möge, die für die Wissenschaft mit erheblichen Nachtheilen verbunden sein müßten, und hinzuzufügen, daß die durch das hohe Reichsamt des Innern der Centraldirection beschafften Localitäten für die Sammlungen und Arbeiten der Monumenta dieselbe Garantie der Sicherheit bieten wie öffentliche Bibliotheken und Archive, die, wenn es verlangt wird, hier und anderswo stets bereitwilligst ihre Räume zur Verfügung stellen.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.

Ausgegeben: 5. Mai 1881. — Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig.

Vom Sinai.

II.*)

Es ist eine alte Sage, daß hoch im Norden, durch unzugängliche Berge und Wüsteneien von der Außenwelt getrennt, ein Volk in paradiesischer Unschuld und Reinheit gelebt habe, fern von den Lastern aber auch von den Fortschritten der Welt, ganz in der Weise wie die Phantasie der Dichter das goldene Zeitalter sich auszumalen pflegt. In ähnlicher Weise hat sich auch ein Stück Mittelalter erhalten, das in das neunzehnte Jahrhundert hineinragt, ohne dasselbe zu beeinflussen oder beeinflußt zu werden. Die Landschaft, die Menschen, mit ihrer Weltanschauung, ihren Sitten und Gewohnheiten, ihren Häusern und ihrem Hausrath, Alles muthet den modernen Menschen fremdartig an, denn Alles ist auf demselben Standpunkte geblieben, wie vor Jahrhunderten oder vor einem Jahrtausend; Alles dieses ist unter sich in vollständiger Harmonie; nichts trägt einen fremdartigen Zug hinein in dieses mittelalterliche Idyll, wie wir es noch heutzutage auf dem Sinai mit erleben können. Wohl sieht man von den höchsten Bergen der Halbinsel in der Ferne das rothe Meer mit seinen Dampfschiffen, welche dem Canal von Suez zueilen; aber die Dampfschiffe brausen vorüber, oder bequemen sich doch nur während weniger Wochen des Jahres in Tôr, dem einzigen Hafenorte der Halbinsel, zu halten, um die Mekkapilger für wenige Tage zur Quarantaine ans Land zu setzen. Auf der Halbinsel selbst merkt man also wenig davon, so nahe einer der Hauptadern des modernen Weltverkehres zu sein; und selbst der primitive Verkehr mittelst Segelbarken ist erschwert und fast unmöglich gemacht, weil die constanten Nordwinde des rothen Meeres ihnen den Rückweg nach Suez wehren. Es bleibt also für den weitaus größten Theil des Jahres nur der Landweg von Suez durch Wüste und Hochgebirge bis zum Kloster. Nach siebentägiger, an Mühen und Entbehrungen reicher Tour nähert sich der Pilger dem Kloster, er sieht wieder Spuren von Menschenhand, hochgethürmte Festungsmauern und davor den friedlichen Klostergarten

---

*) Vgl. 1881, Nr. 4 dieser Zeitschrift.

mit seinen grünen Beeten und seinen regelmäßigen Wassercanälen, überragt von schlanken Cypressen und hohen Fruchtbäumen, kurz man glaubt in ein verzaubertes Schloß zu treten, das böse oder gute Geister über Nacht in diese Einöde versetzt haben.

Das Kloster liegt nämlich gerade im Herzen dieser unwirthlichen Halbinsel, fast gleich weit von beiden Ufern entfernt, mitten in jenem wilden, zerklüfteten Hochplateau, das sich mit seinen schroff abfallenden Bergen bis über neuntausend Fuß erhebt. Dieses zerrissene Bergland wird nach allen Richtungen durchkreuzt von Flußthälern, die fast niemals voll sind von Wasser, sondern nur von den Felsblöcken, die sich im Laufe der Jahrtausende oben an den Bergen losgelöst haben, und von dem zerbröckelnden Geröll, das durch den Regen losgewaschen ist. Vegetation fehlt gänzlich auf den Höhen, und fast gänzlich in den Thälern. Nur wenig nördlich von dem höchsten Berge der Halbinsel, dem Djebel Katherin, kreuzen sich ein Längsthal und ein Querthal, und in dem südlichen Theile des ersteren liegt das Katharinenkloster an dem westlichen Abhange des Djebel Musa (d. h. des Mosesberges). Wenn man das Thal nordwärts über den Kreuzungspunkt hinaus verfolgt, bemerkt man bald, wie die umgebenden Berge mehr zurücktreten und das Thal sich zu einer mäßigen Ebene erweitert, in der man wegen ihrer Größe den Lagerplatz der Juden wiedererkennen möchte.

Fürchten Sie nicht, daß ich hier die Gelegenheit ergreifen werde, Sie mit einer Abhandlung über die topographischen Fragen zu langweilen, die sich an den Sinai anschließen. Ob Sinai, ob Serbâl, das ist schon oft Gegenstand einer eingehenden Erörterung gewesen, ohne daß einer der Kämpfenden sich eines entscheidenden Sieges rühmen könnte. Es giebt Fragen, die nicht gelöst sind und nicht gelöst werden können, trotz alles Scharfsinnes, der von beiden streitenden Parteien aufgewendet wurde. Diese Fragen sollte man ruhen lassen, bis man sich über eine ganze Reihe von principiellen Vorfragen geeinigt, über die man sich voraussichtlich niemals einigen wird. Und da wir nicht einmal die Frage mit Gewißheit beantworten können, welche Höhe der Halbinsel der biblische Berichterstatter für den Berg der Gesetzgebung gehalten, so ist die weitere Frage erst recht für uns von secundärer Bedeutung, welchen Berg man im späteren Alterthum zur Zeit des Justinian dafür gehalten habe; doch selbst diese Frage zu beantworten macht Schwierigkeit. Wir wissen nur, daß jener Kaiser erst auf der Höhe ein Kloster bauen wollte und dann im Thale gebaut hat, ob aber dieses Kloster mit dem heute erhaltenen oder mit einem der untergegangenen Klöster, deren es mehrere auf der Sinaihalbinsel gegeben, identisch ist, das sind Fragen, die leichter aufgeworfen als gelöst werden. Jedenfalls beweisen zwei arabische und griechische Inschriften über dem Thore des Katharinenklosters, die Justinian als den

Gründer nennen, nicht das Geringste, denn es läßt sich aus mehr als einem Grunde nachweisen, daß beide Inschriften Fälschungen einer viel späteren Zeit sind. Auch zwei Porträts in der Kirche werden mit Unrecht auf jenen Kaiser und seine Gemahlin bezogen, sie zeigen nicht die geringste Aehnlichkeit mit den beglaubigten Bildern. Viel mehr Beweiskraft haben in meinen Augen die alterthümliche Basilikenform der Kirche und die schönen Mosaiken der Apsis, welche in mancher Beziehung an die ravennatischen erinnern und in der That für ein sehr hohes Alter der Kirche zu sprechen scheinen. Daß man aber aus der ganzen Umgegend gerade diesen Ort auswählte, hat wohl besonders darin seinen Grund, daß man hier Wasser in genügender Menge vorfand für den Unterhalt einer größeren Anzahl von Menschen, und später werden dann das goldene Kalb, der flammende Busch ꝛc. ihren Weg in diese Gegend gefunden haben.

Das Kloster, das eingeklemmt zwischen zwei Bergen sich im Thale hinzieht, zerfällt in drei verschiedene Theile, die jedoch wieder durch eine gemeinsame Ringmauer zusammengefaßt werden: links das von quadratischen Festungsmauern umgebene eigentliche Kloster, daran schließt sich in der Mitte der Vorhof und endlich rechts der schmale, langgestreckte Garten, der sich in ziemlicher Ausdehnung am unteren Abhange des Berges hinzieht. Um den nöthigen Raum zu gewinnen, mußten gewaltige Terrassen aus Granitblöcken aufgemauert werden; oberhalb sammeln zwei Cisternen die Regenwasser des Berges, das sich dann, den mäandrischen Windungen flacher Gräben folgend, über die ganze Terrasse gleichmäßig vertheilt, um dann, die hohen Steintreppen herabplätschernd, bei den tiefer gelegenen Terrassen dasselbe Spiel wieder von Neuem zu beginnen. Die Vegetation erzeugt sich im Laufe der Jahrhunderte selbst eine Humusschicht und heutzutage züchten die Mönche nicht nur die verschiedensten Sorten von feinem Gemüse — um von dem Knoblauch ganz zu schweigen, den sie natürlich in großen Massen bauen — sondern auch Oliven, Myrthen und Rebstöcke und feines Obst, wie z. B. Mandeln, Pfirsiche, Citronen gedeihen in diesem Garten vortrefflich.

Steigen wir nun von der obersten Terrasse des Gartens die ziemlich hohe Granittreppe hinauf, so betreten wir den Vorhof des Klosters. Dieser sonst so stille Platz zeigt heute ein ungewöhnliches Leben. Schon auf der Treppe begegnete uns ein junger Beduine, der in der einen Hand sein gezücktes Schwert, in der andern ein ahnungsloses schwarzes Zicklein hielt, und nun in langen Sätzen die Treppe hinabsprang, um das Thierchen unten im Garten abzuschlachten. Oben im Vorhofe in dem offenen Bretterschuppen, der zugleich den Kameelen zur Stallung und den wachehabenden Beduinen zur Wohnung diente, brodelte bereits über einem mächtigen Feuer der Kessel, in dem die Beduinen sich die Ziege kochen

wollten. Es hat allemal etwas ganz besonderes zu bedeuten, wenn der sonst so sparsame Oekonomos den Beduinen eine Ziege preisgiebt; heute bedeutet es ein ganz besonderes Freudenfest, denn während eine Karavane sich zum Abmarsche nach Tôr fertig machte, kündigten Freudenschüsse vor dem Thore an, daß zufällig gerade damals eine zweite längst erwartete Karavane von Suez angekommen sei. Es sind also augenblicklich wohl fast dreißig Kameele mit den dazu gehörenden Treibern in dem keineswegs großen Vorhofe versammelt; hier werden die dumpf brüllenden Thiere beladen, dort entlastet; unmittelbar neben uns versucht ein Beduine sein Kameel zum Niederknien zu zwingen; vor dem Thore drängen sich die Thiere, die bereits ihre volle Last erhalten haben, während die übrigen, das eine hinter das andere gebunden, durch das weit geöffnete Thor mit langen, lautlosen Schritten davonziehen. Die Beduinen der ankommenden Karavane sind bereits an der Schwelle des eigentlichen Klosters versammelt, das zu betreten ihnen streng verboten ist. Die Scheidewand besteht nämlich aus einer dicken Granitmauer von mächtigen, wohlbehauenen Blöcken mit einer kleinen Thür in der Mitte von kaum Manneshöhe; sie ist heute sorgfältig geschlossen durch eine schwere, eisengepanzerte Holzthüre, auf welche dicke, rostige Eisenstreifen genagelt sind, obwohl die Nägel schon an und für sich so zahlreich und so groß sind, daß durch ihre mächtigen Köpfe allein schon fast ein zweiter Panzer hergestellt wird. Auf einer niedrigen Steinbank unmittelbar neben der Thüre sitzt ein griechischer Mönch im dunkelblauen Talar; in der Hand hält er einen langen Stock, den er übrigens keineswegs blos ornamental als frommen Hirtenstab aufgefaßt sehen will, den er vielmehr unbarmherzig zu brauchen versteht, sobald ein Unberufener Miene macht, sich in den Kreis einzuschleichen, der sich um ihn gebildet hatte. Es ist nämlich der Oekonomos, der die Beduinen der einen Karavane zu sich berief, um sie abzulöhnen, die nun im Kreise rund um ihn stehen oder kauern und mit ihren funkelnden Augen das Gold verschlingen, das der Mönch in seinem Schooße ausgebreitet hat, indem sie alle zugleich mit den lebhaftesten Gesten ihren Anspruch auf eine möglichst große Summe geltend zu machen suchen. Lassen wir diese Gruppe, in der festen Ueberzeugung, daß der Oekonomos sicher nicht zu viel zahlen, die Beduinen aber auch eben so sicher nicht zu wenig annehmen werden.

Für uns öffnet sich kreischend jene eiserne Thür, wir stehen vor einem niedrigen, dunklen Gange, der schon nach wenig Schritten im rechten Winkel rechts abbiegt und am andern Ende ebenfalls durch eine entsprechende Panzerthüre geschlossen ist. Auch diese öffnet sich und damit zugleich das Innere des eigentlichen Klosters. Wer die lateinischen Kloster, z. B. Italiens kennt, wird nun erwarten, einen innern Hof mit Arkaden oder Kreuzgang zu finden, um den sich die Zellen und sonstigen Baulichkeiten gruppiren. Statt dieser lichtvollen und

übersichtlichen Anlage findet man auf dem Sinai gerade das Gegentheil. Der innere Raum des eigentlichen Klosters wird vielmehr ausgefüllt durch ein Gewirr unregelmäßiger, sehr verschiedenartiger Gebäude, die im Laufe der Jahrhunderte allmählich entstanden, und gerade dahin gebaut sind, wo man zufällig Platz fand für das augenblickliche Bedürfniß. Der Raum ist dabei ausgenutzt wie in einer Festung, doch die Unterschiede des Niveau hat man nicht ausgeglichen, auch das Kloster lehnt sich an den Berg und auf Schritt und Tritt stößt man auf eine Treppe oder geneigte Ebene, welche die Verbindung der einzelnen Theile herstellen müssen.

Folgen Sie mir also durch verschiedene Gänge und Treppen zu den Fremdenzimmern. Es ist eine zusammenhängende Flucht von einzelnen Zimmern im zweiten Stocke an der Festungsmauer, die nur durch eine offene Holzgallerie verbunden sind. Zunächst kommen wir zu den Massenquartieren, wo man die gewöhnlichen Pilger auf Pritschen unterzubringen pflegt; dahinter, von jenen durch die Wirthschaftsräume getrennt, befinden sich die eigentlichen Fremdenzimmer. Hier wurde mir ein ziemlich großes, aber natürlich nur mit dem einfachsten und nothwendigsten Hausrath ausgestattetes Zimmer angewiesen, wo ich mich übrigens nur zum Essen und zum Schlafen aufzuhalten pflegte. So lange es hell war, pflegte ich vielmehr mit kurzen Unterbrechungen in der Bibliothek zu sein, oder, richtiger gesagt, bei den Handschriften, denn das Kloster besitzt eine schöne und reiche Handschriftensammlung, aber keine Bibliothek. Nur die jungen und werthlosen Papierhandschriften sind in einem kleinen Zimmer in Glasschränken aufgestellt; die große Masse der wirklich werthvollen Codices liegt in geschlossenen Kisten und Koffern in der Capelle der Panagia; und wer hier arbeiten will, mag zusehen, wie er sich einrichtet. Glasfenster sind natürlich nicht vorhanden; um das nöthige Licht zu erhalten, müssen allemal die Läden geöffnet werden, was zuweilen recht lästig werden kann; denn der Winter ist auf der Höhe des Sinai recht streng und wird um so härter empfunden, je weniger man auf die Kälte eingerichtet ist. Gerade als wir im vorigen Jahre eine weiße Weihnacht feierten, sah ich den ersten Ofen, den mein Stubennachbar, der früher erwähnte cretensische Bischof, sich von Kairo hatte kommen lassen, auf dem Rücken eines Kameeles seinen Einzug in das Kloster halten. Es war ein großes Ereigniß, das viele Neugierige anlockte, als dieser kleine Kanonenofen aufgestellt wurde. Als Nordländer mußte auch ich in dieser wichtigen Angelegenheit mein fachmännisches Urtheil abgeben, das aber doch nicht durchdrang, denn schließlich leitete man das Rohr gegen die Wetterseite durch das Fenster, aus dem man die obere Scheibe ausgehoben und durch eine dünne Holzplatte ersetzt hatte.

Kurz vor meiner Abreise lernte ich noch eine zweite Capelle kennen. Einer der Mönche nämlich, der früher in Kairo gelebt hatte, machte mich

darauf aufmerksam, daß die Bibliothek des dortigen Klosters der Sinaiten, die, obwohl großen Theils aus gedruckten Büchern bestehend, doch auch einige interessante Handschriften enthalte, in der Capelle des Prodromos (d. h. Johannes des Täufers) aufgestellt sei. Es war eine abgelegene, ziemlich verfallene Capelle ohne Fenster, in der auf starken Brettergerüsten wohl über fünfzig schwere Holzkisten in langen Reihen über einander geschichtet, fast bis an das Tonnengewölbe der niedrigen Decke hinanreichten. Vier Beduinen, zum Theil in Ziegenfelle, zum Theil in die abgelegten Kleidungsstücke früherer Reisender gekleidet, kletterten mit Fackeln und Brecheisen auf dem Gerüste umher, um die einzelnen Kisten herunterzuheben, aufzubrechen, und mir Proben des Inhaltes zuzureichen, damit ich mich überzeugen könnte, daß keine griechischen Handschriften vorhanden seien; ab und zu kamen auch einige neugierige Mönche, angelockt durch den fremdartigen Anblick; denn jene sonst so stille Capelle war auch bei Tage vollständig dunkel und seit langer Zeit zum ersten Male fiel wieder das rothe Licht der Fackeln auf den bräunlichen Goldgrund der mürrischen Heiligenbilder, die noch immer die Wände bedeckten. Kurz, diese Scene, die ich übrigens von dem Pinsel eines Rembrandt hätte gemalt sehen mögen, war eine lebende Illustration zu dem Suchen nach der verlorenen Handschrift, wie G. Freytag es schildert; leider ging die Aehnlichkeit auch so weit, daß die Mühe und der Eifer der Suchenden nicht im Verhältniß stand zu dem schließlichen Resultate.

Wenn ich nun nach vollbrachtem Tagewerke gegen Dunkelwerden in meine Zelle zurückkehrte und das dort nicht gerade lucullische Mahl verzehrt hatte, das einer der Laienbrüder mir aus seinen eigenen Vorräthen und meinen Conserven bereitet hatte, dann pflegten zum Kaffee einige Mönche zu mir zu kommen, um sich mit mir über alles Mögliche zu unterhalten, und diese Unterredungen waren mir darum so interessant, weil sie mir einen Einblick gestatteten in die Organisation und das Geistesleben der Sinaiten. Das Katharinenkloster ist nämlich der Mittelpunkt eines weitverbreiteten Ordens, der in Egypten, in Griechenland und der Türkei viele Klöster und Besitzungen erworben hat; nur in Rußland und Rumänien wurden 1872, im Anschlusse an den bulgarischen Kirchenstreit, die Ordensgüter wenigstens theilweise eingezogen; und obschon den Mönchen immer noch so viel bleibt, als sie brauchen, so scheint die Einbuße, die sie damals erlitten haben, eine recht ansehnliche gewesen zu sein, wenigstens mußten sie den projectirten und schon begonnenen Neubau des Klosters bis auf bessere Zeiten vertagen. An der Spitze des Ordens steht ein Erzbischof, der früher in dem Kloster zu Kairo, jetzt dagegen wieder auf dem Sinai zu residiren pflegt; unter ihm stehen die sogenannten Priester-Mönche, welche in einem theologischen Seminar, z. B. in Chalki bei Constantinopel oder in Jerusalem ihre theologische Bildung erhalten haben; ihre

Zahl habe ich trotz wiederholten Fragen nie genau erfahren können, nach meiner Schätzung kann es deren aber augenblicklich nicht mehr als vier bis fünf auf dem Sinai geben. Sie sind die Großwürdenträger des Ordens, wie Skevophylax (Schatzmeister), Oekonomos ꝛc. und sind durch eine große Kluft von den gewöhnlichen Mönchen getrennt. Ich habe selbst gesehen, wie die Letzteren den eigentlichen Priester-Mönchen knieend die Hand geküßt haben. Alle anderen Mönche, augenblicklich vielleicht 25 bis 30, sind Laienbrüder, die nur die nöthige Dressur für den Gottesdienst erhalten haben, und sich anscheinend aus den untersten Volksschichten recrutiren. Doch nicht ausschließlich; wovon ich selbst mich zu überzeugen Gelegenheit hatte, denn während meiner Anwesenheit auf dem Sinai kam ein junger, ganz elegant gekleideter Grieche an, der mir Grüße und Zeitungen von dem befreundeten deutschen Quarantänearzt in Tôr überbrachte. Wir unterhielten uns italienisch und französisch über alles Mögliche, es stellte sich heraus, daß der Fremde die Welt gesehen hatte, er war lange in Italien gereist, kannte Wien, Paris, London und wußte interessant von seinen Reisen zu erzählen. Umsomehr war ich daher erstaunt, ihn zwei Tage später im Mönchsgewande wiederzufinden. Er war Novize geworden, mit der Aussicht, später einmal, nach Jahren, nicht vollberechtigter Priester-Mönch, sondern Laienbruder zu werden; dabei machte er auf mich keines Weges den Eindruck, als ob plötzlich der Geist über ihn gekommen sei, sondern als ob es ihm nur darauf ankäme, dort im Kloster den Rest seiner Jahre ohne Sorgen fortvegetiren zu können; er ist übrigens der einzige im Kloster, der irgend etwas anderes spricht als Griechisch. Nur ein russischer Priester lebt dort, wegen der russischen Pilger, die zum Sinai wallfahrten; wie Loyola, war er früher Soldat und faßte erst später den Entschluß, Mönch zu werden. Doch von diesem russischen Loyola braucht die Welt nichts Böses zu fürchten. Es charakterisirt das Geistesleben dieses Mönches hinreichend, daß er, obwohl schon seit fünfzehn Jahren auf dem Sinai lebend, dennoch kein Griechisch gelernt hat und sich dort mitten in der Wüste nur mit ein oder zwei Mönchen unterhalten kann, die von den Pilgern einige Brocken Russisch erlernt haben; alle anderen Mönche sind geborene Griechen von Zante Kephalonia, dem Archipel, Kleinasien ꝛc., während in früheren Jahrhunderten das arabische Element unter den Mönchen viel stärker gewesen sein muß, wie sich aus den Handschriften des Klosters nachweisen läßt.

Es ist schwer zu sagen, womit die Mönche sich eigentlich beschäftigen; sie behaupten allerdings, daß Jeder von ihnen ein Handwerk lernen muß, und ich selbst habe gelegentlich Mönche gesehen, die sich als Gärtner oder Tischler nützlich machten. Wenn die Mönche aber andererseits ihr Gewand fertig kaufen, wenn sie jeden Stiefel und jeden Schuh zur Reparatur in das zwei Tagereisen entfernte Tôr schicken müssen, wenn keiner von ihnen auch

nur den Versuch macht, dem Arzte oder Apotheker ins Handwerk zu pfuschen, sondern sie sich damit begnügen, die Kranken zu beräuchern und zu besingen, so erhält dadurch jene Behauptung eine eigenthümliche Beleuchtung.

Der Dienst in der Kirche ist streng, und nimmt die Mönche zweimal bei Tage und zweimal während der Nacht in Anspruch. Ich habe nur einmal und zwar am höchsten Festtage des Klosters den Gottesdienst mitgemacht und möchte schon aus diesem Grunde mein Urtheil nicht als maßgebend hinstellen; muß aber gestehen, daß dieser Gottesdienst auf mich einen wenig befriedigenden Eindruck machte. Zu Ehren der heiligen Katharina (oder wie die Griechen sagen Aekaterina) ließ ich mich um drei Uhr in der Nacht wecken, um den Erzbischof selber die Liturgie celebriren zu sehen. Die griechische Kirche besitzt eine andere Musik und sogar eine andere Notenschrift als das Abendland; und hat, da sie keine Orgel zuläßt, ein ganz besonderes Gewicht auf die Ausbildung des Gesanges gelegt. Da ich viel von den prachtvollen Chorgesängen der orthodoxen Kirche in Rußland gehört, so waren meine Erwartungen nicht gering, mit denen ich die Kirche auf dem Sinai betrat, um so größer war dann aber die Enttäuschung. Ein dünner Singsang von ermüdender Länge empfing mich, der die Mitte hielt zwischen Gesang und Recitativ, und wenigstens bei einem abendländischen Hörer keine anderen Gefühle hervorrufen konnte, als nur den Wunsch, plötzlich einmal einen Orgelton voll und fest dazwischenfahren zu hören. Dann öffneten sich die Flügelthüren des Hauptthores und mit seinem Gefolge erschien der Erzbischof im wallenden Purpurmantel mit Stab und Krone. Er recitirte nun noch einige weitere Stücke, die Haupthandlung der Ceremonie aber bestand darin, daß die Priester ihm ein Prachtgewand nach dem andern auszogen, bis sein Oberkörper nur noch von einem schwarzen enganliegenden Atlashemde bedeckt war, dann kamen von der anderen Seite andere Priester mit noch reicheren Prachtgewändern, die sie dem Erzbischofe eines nach dem andern über den Kopf warfen. So geschmückt stieg er die Stufen des Altars hinauf, der durch eine feste Coulisse von dem Schiffe der Kirche getrennt ist; nur in der Mitte ist eine kleine Thür hineingeschnitten, die aber wieder durch einen Vorhang geschlossen wird; hier wurde die Liturgie celebrirt, deren Einförmigkeit nur dadurch unterbrochen ward, daß es dann und wann klingelte, und der Vorhang zurückgeschoben wurde, dann trat der Erzbischof vor die Thür, um der Gemeinde ein erhobenes Crucifix zu zeigen, um zu segnen u. s. w. und so ging es fort bei diesem Gottesdienste, der fast vier Stunden dauerte.

Ueber den theologischen Standpunkt der Mönche brauche ich nur wenig hinzuzufügen. Wenn die Mönche mich nach Tische besuchten, nahmen unsere Gespräche natürlich oftmals eine theologische Wendung und diese Tischgespräche wurden bei der großen Verschiedenheit des Standpunktes zu theologischen

Disputationen. Da die orthodoxe Kirche in heftiger Opposition zum römischen Papstthume steht, so einigten wir uns allerdings sehr schnell dahin, daß der Primat des Papstes durchaus verwerflich sei, allein viel schwerer war eine Einigung zu erzielen in anderen viel besprochenen Fragen. Geht der heilige Geist aus vom Vater, oder vom Vater und dem Sohne? Ich wußte nun allerdings nicht, was die protestantische Kirche lehrt in dieser wichtigen Controverse, vertheidigte aber tapfer so gut es ging den Griechen gegenüber die letztere Ansicht. Doch solche theologischen Disputationen, bei denen ein Wort das andere giebt, führen schließlich weiter, als es ursprünglich beabsichtigt war, bis zu principiellen Fragen, und ich habe mich darüber gewundert, mit welcher Ruhe, frei von jedem bigotten Fanatismus, wie man ihn vielleicht bei manchen römisch-katholischen Geistlichen finden würde, die griechischen Mönche an dieselben herantraten. Stellte ich irgend eine ketzerische Behauptung auf, die allzuschlimm war, so machte der Eine wohl seinem gepreßten Herzen Luft durch ein „Kyrie eleÿson", oder der Andere versicherte, es sei Sünde, einen derartigen Gedanken zu hegen, geschweige denn auszusprechen; aber der Gang der Unterhaltung wurde dadurch nicht im Geringsten gestört, und diese Toleranz ist nicht etwa ein vereinzelter Zug meiner dortigen Freunde, sondern ist für die orthodoxe Kirche charakteristisch. Mag man es nun loben oder tadeln, Thatsache ist, daß die griechische Kirche nach Bekehrung der slavischen Völker, die übrigens vor die Trennung der Kirchen fällt, niemals eine Missionsthätigkeit entfaltet hat. Das ist die Ruhe des Kirchhofes, werden vielleicht Einige sagen; jedoch mit Unrecht. Die griechische Kirche lebt; und ich halte ihren Einfluß auf die unteren Volksklassen für wenigstens eben so groß als den der römisch-katholischen Kirche.

Selbst die Beduinen der Sinaihalbinsel, die nun doch schon seit mehr als tausend Jahren unter dem Krummstabe des Klosters leben, sind nach wie vor Muhamedaner geblieben und selbst der Islâm, zu dem sie sich äußerlich bekennen, ist eine Neuerung, welche den alten Sonnen- und Sternencultus und noch weniger das einheimische Gewohnheitsrecht der früheren Zeit durchaus nicht ganz hat verdrängen können. Vom Propheten wissen sie wenig, vom Korân so gut wie gar nichts. Einer meiner Freunde, der ihrer Sprache mächtig ist, fand, daß von Beduinen, mit denen er die Reise von Suez zum Kloster machte, auch nicht ein Einziger die erste Sûre des Korân kannte; dieses Vaterunser der Muhamedaner mußten sie erst vom Christen lernen. Und doch sind sie Hörige der christlichen Erzbischöfe, unter dessen Jurisdiction und von dessen Almosen sie leben. Denn obwohl der Sinai, der ungefähr so groß ist wie Sicilien, nur von 4—5000 Beduinen bewohnt wird, so ist diese Zahl doch noch eine unnatürlich hohe, die nur dadurch ermöglicht wird, daß das Kloster als Almosen, oder, wenn man will, als Tribut, ihnen die nöthige Nahrung

reicht. Manna fällt nicht mehr vom Himmel herunter, auch die fetten Wachteln kommen nicht mehr, deshalb muß heutzutage die irdische Vorsehung für Nahrung sorgen. Zwei bis dreimal in der Woche pflegen nämlich die weitzerstreut lebenden Beduinen sich vor dem Kloster zu versammeln, nach der Kopfzahl der Familien eine bestimmte Menge von Broden in Empfang zu nehmen; es sind kleine Brode, kaum so groß wie die Hand, härter als Schiffszwieback, und für andere Menschen absolut ungenießbar, und das ist nicht die Hauptnahrung, sondern oft die einzige Nahrung der Beduinen. Ackerbau können sie nicht treiben, denn dazu fehlt ihnen nicht weniger als Alles, besonders die Aecker. Viehzucht ist aus demselben Grunde fast unmöglich, denn man begreift kaum, wo die kleinen Herden magerer Ziegen und Schafe, die von Weibern und Kindern geweidet werden, das nöthige Futter finden; aber diese Thiere hält der Beduine, um sie zu verkaufen, nicht um sie zu essen; und manche der Eingeborenen würden sterben, ohne jemals Fleischkost geschmeckt zu haben, wenn es im Gebirge nicht wenigstens einige jagdbare Thiere gäbe. Aber wo die Flora ärmlich ist, da pflegt es auch die Fauna zu sein. Nur der Steinbock, der in Europa fast ausgestorben ist, kommt auf dem Sinai nicht selten vor, und der Beduine ist kein ungeschickter Jäger. Aber seine Waffen tragen nicht weit genug, als daß er daran denken könnte, das Thier zu beschleichen; er zieht es vor, auf den Anstand zu gehen, und da er ganz genau alle Quellen der Umgegend kennt, so legt er sich hier in den Hinterhalt und wartet bis der Steinbock an die Quelle kommt, um seinen Durst zu löschen, und es ihm mit leichter Mühe glückt, das scheue Thier zu erlegen. Und selbst diese Beute wird dem Beduinen noch streitig gemacht durch die Raubthiere der Wüste und der Berge, mit denen er schon aus diesem Grunde in fortwährendem Kriege lebt. Auf einen directen Kampf wird er sich ohne Noth nicht einlassen, er liebt es vielmehr Fallen zu bauen und das Thier zu tödten, ohne sich selbst bloß zu stellen. So glückte es z. B. einem Beduinen, während meiner Anwesenheit, auf diese gefahrlose Weise einen Leoparden zu tödten, dessen Fell jetzt vor meinem Schreibtische liegt. Er hatte nämlich in einsamer Gegend, fast zwei Meilen vom Kloster entfernt, eine Tigerfalle erbaut, das heißt einen dunkeln Corridor, der durch mächtige Granitblöcke nach allen Seiten fest verschlossen war; nur die eine Schmalseite war frei geblieben und durch Buschwerk lose verstopft, so daß man den Köder im Innern nur auf diesem Wege erreichen konnte. Der Leopard hatte nun, wie man es später noch deutlich an den Spuren sah, zunächst versucht, den ganzen Bau zu zertrümmern; als ihm das aber nicht glückte, mußte er sich bequemen, durch den schmalen Eingang hineinzukriechen, er versuchte mit der Tatze das Buschwerk wegzuräumen, verfing sich aber dabei in das Fangeisen, das darunter versteckt war. So fand ihn jener Beduine, der vom Kloster mit

Munition und Flinte versehen war, und das Thier nun mit leichter Mühe erlegen konnte. Auch Hyänen zeigen sich manchmal in der unmittelbaren Umgebung des Klosters, und Bären sollen am Meerbusen von Akaba nicht selten sein, wie mir einer der Mönche erzählte, der mit zwei Beduinen in einem Zelte dort an der einsamen Küste monatelang gehaust hatte, um die Seebäder zu gebrauchen. V. G.

Das Goethe-Jahrbuch.

In einem der vielen Briefe, welche der zweite Band des Goethe-Jahrbuches*) uns bringt, schreibt Goethe an Heinrich Meyer: „Das Herrliche hat aber die Natur wie man auf sie losgeht, daß sie immer wahrer wird, sich immer mehr entfaltet, immer neu erscheint, ob sie gleich die alte, immer tiefer, ob sie gleich immer dieselbe bleibt." Der Ausspruch fordert von selbst heraus, ihn auf Goethe's eigene Person anzuwenden. Je gründlicher wir das Studium seiner Werke betreiben, um so gehaltvoller, unerschöpflich tief erscheinen sie; je klarer alle Einzelheiten seines überreichen Lebens uns allmählich bekannt werden, um so edler und großartiger, um so bewunderns- und liebenswerther erscheint uns der menschliche Charakter des Dichterfürsten.

Das Unternehmen eines Goethe-Jahrbuches, welches diesem Zwecke der genauen Erforschung Goethe's dient, hat im vorigen Jahre fast allseitige Anerkennung gefunden. „Fast allgemein," sagt der Herausgeber in dem Vorworte zum zweiten Bande, „wurde die Nützlichkeit und Nothwendigkeit der Idee anerkannt und auch die Art der Ausführung wurde meist gelobt." Wenn aber die öffentliche Kritik sich dem Unternehmen auch freundlich zeigte, so läßt sich doch andererseits nicht übersehen, daß gerade das Erscheinen des Goethe-Jahrbuches in manchen Kreisen alte Bedenken und Abneigungen erneute und vermehrte. Es sei doch ungerechtfertigt, so jedes Zettelchen, das aus Goethe's Hand gekommen, nun im Drucke zu verewigen. Ein sonst diesen Studien nicht abgeneigter hervorragender baierischer Staatsmann wies mich ärgerlich auf die Stelle (S. 319): „Goethe lebte sehr mäßig und nach einer bestimmt vorgezeichneten Ordnung; daher kam es wohl auch, daß er sich während seines Aufenthaltes in Dornburg nie unwohl fühlte. Im Genusse des Weines war er sehr mäßig, denn bei der Mittagstafel wurden, außer einem guten Tischwein, selbst bei acht bis vierzehn Gästen höchstens zwei Flaschen Champagner getrunken. Vorzugsweise liebte er unter den Speisen Compots

*) Goethe-Jahrbuch. Herausgegeben von Ludwig Geiger. Zweiter Band. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt Rütten u. Loening. 1881.

aus Birnen, Kirschen und Himbeeren. Außer dem von ihm selbst bereiteten Salate aus Artischoken, die er nebst seinem Provenceröl aus Frankfurt a. M. hatte kommen lassen, genoß er keine Salate; auch Milchspeisen waren nicht nach seinem Geschmacke." Die Aufzeichnungen des wackeren dornburgischen Hofgärtners Sckell gehen hier in der That etwas weit in gleichgiltige Einzelheiten und Kleinigkeiten ein. Aber lehrreich nun wieder wird die Art dieser Aufzeichnungen selbst; daß ein Mitlebender es der Mühe werth hielt, solche Notizen zu machen, die Art und Weise, wie ein Mann in solch untergeordneter Stellung Goethe betrachtet, was ihm besonders auffällig erscheint. Wir sehen wie Goethe seiner Umgebung erschienen ist, und so betrachtet fügt sich auch der kleine, scheinbar völlig werthlose Stein dem großen Mosaikgemälde ein, welches sich uns allmählich aus Goethe's Gesammtthätigkeit zusammensetzt. „Goethe-Cultus" ist der anläßlich des Jahrbuches aufs neue erhobene Vorwurf. Ich weiß nicht, ob da von einem Cultus die Rede sein kann, wo die angeblichen Verehrer rücksichtslos bereit sind, ebenso Gutes wie Schlimmes von ihrem Heiligen ans Licht zu bringen. Man hat Jahrzehnte lang die albernsten, ungerechtesten Urtheile über Goethe verbreitet; selbst in einer panegyrisch gehaltenen Biographie wie in der von Lewes begegnen wir Anklagen und Verdächtigungen. Die Forschung, die Goethe-Philologie, wie Scherer sie mit Recht benannt hat, suchte nun nach authentischen Urkunden, nicht um Goethe zu einem Heiligen zu machen, sondern um seine Werke allseitig zu beleuchten, um zu erfahren, wie er lebte. Da zeigt es sich denn nun, daß all die Vorwürfe, welche man so lange Zeit hindurch Goethe gemacht hatte, der thatsächlichen Unterlagen entbehren; ein Schatten nach dem andern mußte bei genauerer Beleuchtung sich in Nichts auflösen. Ein unglaublich reiches nicht minder als sittlich verehrungswürdiges Menschendasein wird uns immer mehr enthüllt. „Mit Bewunderung zweifelnd, mit Zweifel bewundernd" ist man anfangs an die Erforschung von Goethe's Leben und Werken herangetreten. Immer klarer enthüllte sich die Formenschönheit, der unerschöpflich geistige Gehalt von Goethe's Dichtung; von einem Werke nach dem andern fiel der es deckende Schleier und selbst der so lange ungenießbar erscheinende zweite Theil des Faust ist uns endlich nahe gerückt. Aber bei Goethe dürfen wir nie den Ausspruch seiner ältesten Verehrer vergessen: „was er sprach war größer als was er schrieb, was er lebte größer als was er sprach." Und wie anders können wir zur Betrachtung dieses überreichen Lebens gelangen, als indem wir alles, auch das scheinbar gleichgiltigste, das er in Worte faßte, sammeln? Ein Goethe-Cultus, richtig verstanden, wäre sogar berechtigt, denn Goethe ist für uns „Humanus der Heilige, der Weise", wie es in dem Gedichtfragmente „Die Geheimnisse" heißt, geworden. Aber jeder Cultus als solcher muß schließlich zu geistloser, verwerflicher Form-

verehrung führen. Wer solchen Goethe-Cult treiben wollte, der würde nur zeigen, daß er von Goethe's Geist unberührt geblieben ist. Nicht zur bloßen Bewunderung, zur Nacheiferung soll uns die Kenntniß von Goethe's Leben anregen. Unzähligemale ist es gesagt worden, daß Goethe im Faust sich selbst geschildert. Die Versöhnung des im modernen Menschenleben vorhandenen Zwiespaltes ist nur durch Thaten für das Gemeinwohl möglich.

„Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen."

Wenn je ein Leben auf dem Bewußtsein von der Nothwendigkeit der Arbeit, des Thuns aufgebaut war, so war es Goethe's eigene Existenz; wenn je ein Mensch die beglückende, erlösende Macht der Thätigkeit erkannt hat, so war es der Dichter des zweiten Theiles des Faust.

Wie unerschütterlich Goethe an dieser Ueberzeugung festhielt, das zeigt in schöner Weise im zweiten Bande des Jahrbuches Geiger's Aufsatz: „Goethe in Dornburg". Der Tod des Großherzogs Karl August war vielleicht der schmerzlichste Schicksalsschlag, welchen der alte Goethe zu ertragen hatte. Er zog sich Anfangs Juli (1828) in die Einsamkeit nach Dornburg zurück und verweilte dort bis zum 11. September. Aber in dieser Abgeschiedenheit entwickelte er nun eine reiche Thätigkeit; wissenschaftliche und dichterische Arbeiten wurden eifrig fortgesetzt, die Sorge für die einst von Karl August gestifteten Kunstausstellungen nicht außer Acht gelassen. Durch Thätigkeit suchte er so seinen tiefen Schmerz zu überwinden und neue Lebenskräfte zu schöpfen. Zu den bisher bekannten zweiunddreißig Briefen, welche Goethe in Dornburg schrieb, fügt Geiger siebzehn neue, meist an H. Meyer und den Kanzler Müller, hinzu, außerdem zwei Briefe Soret's, die Goethe in seiner Zurückgezogenheit empfing.

Außer diesen bringen uns die „neuen Mittheilungen" noch einundvierzig Goethe-Briefe mit den entsprechenden Erläuterungen von Geiger selbst, von Löper, W. Arndt, K. Bartsch, R. Köhler und F. Muncker. Bei sieben Briefen sind die Adressaten unbekannt, sonst ordnen sich die Empfänger: Bertuch, Generalmünzdirector Loos und Hofrath Stark mit je vier, Hofrath Kirms in Weimar mit drei, Blumenthal, Knebel und H. Meyer mit zwei Briefen; je ein Brief ist gerichtet an Buchholz, den Grafen Dietrichstein, Frau von Eybenberg, Heyne, Henriette von Knebel, Luden, Münch-Bellighausen, Mylius, Riemer, Salis, Sartorius und Hofrath Schöne. Besonders werthvoll dürfte der Brief an Heyne (24. Juli 1788) sein, in dem Goethe ein „allgemeines Glaubensbekenntniß über das, was er an alter und neuer Kunst bemerkt" habe, ablegt: man könne, „würde ich sagen, zwar nicht genug Ehrfurcht für das, was uns von alter und neuerer Zeit übrig ist, empfinden, daß aber ein

ganzes Leben dazu gehört, diese Ehrfurcht recht zu bedingen, den Werth eines jeden Kunstwerkes in seiner Art zu erkennen und davon, als einem Menschenwerke weder zu viel zu verlangen, noch auch wieder sich allzu leicht befriedigen zu lassen. Die Materie, woraus gebildet worden, bestimmt den klugen Künstler, das Werk so und nicht anders zu bilden . . . Sie sehen, daß ich sehr von der Erde anfange und daß es Manchem scheinen dürfte, als behandelte ich die geistigste Sache zu irdisch; aber man erlaube mir zu bemerken: daß die Götter der Griechen nicht im siebenten oder zehnten Himmel, sondern auf dem Olymp thronten und nicht von Sonne zu Sonne, sondern allenfalls von Berg zu Berg einen riesenmäßigen Schritt thaten." Eine andere besonders werthvolle Aeußerung enthält ein Brief an Blumenthal vom 28. Mai 1819: „Nun noch ein Wort von der neueren Teutschthümlichkeit. Die Menschen in Masse werden von jeher nur verbunden durch Vorurtheile und aufgeregt durch Leidenschaften; selbst der beste Zweck wird somit immer getrübt und oft verschoben; aber demohngeachtet wird das Trefflichste gewirkt, wenn auch nicht im Augenblick, doch in der Folge, wenn nicht unmittelbar, doch veranlaßt. Und so werden Sie erleben, daß Werth und Würde unserer Ahnherrn rein und schön aus der eigenen Sprache hervortreten." Welch lebhaften Antheil an der deutschnationalen Bewegung zeigen diese Worte, aber auch mit welch klarem Verständnisse weiß Goethe den Kernpunkt aus der unklaren Masse herauszufinden. Er, den einst Klopstock wegen Verachtung der Muttersprache angegriffen hatte, zeigt hier wie in seinem Verkehre mit Ruckstuhl (L. Hirzel, Quellen und Forschungen. 17. Heft) den wärmsten Eifer für die Ehre der deutschen Sprache. Blumenthal, damals Student in Breslau, scheint sich wegen deutsch-lateinischer älterer Dichter an Goethe gewendet zu haben, der ihn aufmunterte, „fortzufahren in der löblichen Arbeit, deren Resultat kein anderes sein wird, als daß der Deutsche auch in fremden Formen und Sprachen sich selbst gleichbleibt, seinem Charakter und Talent überall Ehre macht".

Die Briefe an Kirms, den Unterhändler des „Herrn Generaldirektor Iffland", gehören der Entstehungsgeschichte von „Epimenides' Erwachen" an. Man ersieht aus dem ersten dieser Schreiben vom 18. Mai 1814, daß auch Goethe, wie dies Lessing that, seine zur Aufführung bestimmten Dichtungen gerne einem Schauspieler, wie man zu sagen pflegt, auf den Leib schrieb. Außer den Briefen Goethe's selbst enthält auch der zweite Jahrgang wieder Briefe von Frau Rath, einen an Goethe's Diener Seidl vom Jahre 1777 und einen an die Herzogin Anna Amalia vom 24. September 1779.

Löper hat auf Goethe bezügliche Stellen aus Briefen von C. A. Vulpius, Goethe's Schwager, an Nik. Meyer in Bremen mitgetheilt; dieselben stammen aus den Jahren 1802—1806. Aus Bertuch's Nachlaß hat Geiger ziemlich

reiches Material veröffentlicht; von besonderem Interesse ist es, zu erfahren, daß die erste Sammlung von Goethe's Werken, die bei Göschen in Leipzig 1787 erschienene Ausgabe in acht Bänden, von Göschen und Bertuch gemeinsam unternommen wurde. Der Briefwechsel der beiden Unternehmer rechtfertigt vollkommen das Mißtrauen, welches Goethe gegen seinen Verleger hegte. Eine unbekannte Scene aus den Vögeln, die sich eng an Aristophanes anschließt, theilt W. Arndt mit; Geiger eine Epistel Goethe's an Merck, die noch der Erklärung bedarf, von Biedermann einen älteren Entwurf des Chores im zweiten Theile des Faust, der mit den Worten „Nennst du ein Wunder dies? Cretas Erzeugter du!" beginnt. „Aus Goethe's Notizbuch von der schlesischen Reise 1790" theilt von Löper einiges mit. Auch unter den Miscellen begegnen wir einer längeren Auseinandersetzung von Löper's, welche Düntzer gegenüber den Beweis liefern soll, daß „Fideler" im Walpurgisnachtstraum (V. 3982) nicht einen lustigen Burschen, sondern einen Spielmann bezeichnet, eine Erklärung, die auch Schröer in seinem Faustcommentare angenommen hat. R. M. Werner theilt ungedruckte Antixenien aus Nicolai's Nachlaß mit; E. Schmidt briefliche Aeußerungen über Goethe aus Ring's Nachlaß. Von Beaulieu-Marconnay theilt eine Scene mit, die am Anfange der Dreißiger Jahre Eckermann dichtete, um für eine Aufführung des zweiten Theiles des Faust die Lücke auszufüllen, welche zwischen Faust's Monolog am Wasserfall und der ersten Scene am Hofe des Kaisers sich findet. Eckermann läßt nach dem Monologe Mephisto an Faust herantreten: „Was wäre nun des strengen Herrn Belieben?" Faust erklärt, das Vergangene vergessen und „nun die neue höh're Bahn" betreten zu wollen; als Mithandelnder will er in die Nähe des Thrones dringen. Eckermann's eingeschobener Dialog kam bei der Weimarer Faustaufführung 1856 auf die Bühne.

Die Chronik des zweiten Bandes unseres Jahrbuches erzählt vor allem die Enthüllung des Berliner Goethedenkmales und seine Vorgeschichte. In dem Abschnitte „Chronik" findet sich auch eine scharfe Polemik Geiger's gegen das Frankfurter Hochstift. Im Sommersemester 1880 wurden an elf, im Wintersemester 1880/81 an acht deutschen Universitäten Vorlesungen über Goethe gehalten, und zwar in München von zwei, in Leipzig von drei Docenten. Die Bibliographie mit den Briefregesten umfaßt 59 Seiten. Gerade der bibliographische Abschnitt soll den unmittelbar praktischen Nutzen des Jahrbuches zum großen Theile bilden und Geiger verdient für die dabei bewiesene Sorgfalt allen Dank. Es geht aber entschieden zu weit, wenn nun hier Bücher angeführt werden, in denen Goethe's Name kaum genannt ist. Auch Haym's Herderbiographie braucht im Goethe-Jahrbuche nicht mit verzeichnet zu stehen, noch viel weniger Minor's Buch über Chr. Felix Weiße. Durch Anführung von Büchern, in denen nur nebenbei Goethe genannt wird, und in welchem

literarhistorischen Werke wird nicht einmal auf Goethe hingewiesen, entsteht nur Verwirrung, wird dem eigentlichen Zwecke des Goethe-Jahrbuches Abbruch gethan. Zu bedauern ist es übrigens, daß die Bibliographie des Goethe-Jahrbuches auch noch vereinzelt erschienene Briefe zu verzeichnen hat; jetzt, nachdem endlich ein Mittelpunkt für Goethe-Publicationen im Jahrbuche geschaffen ist, sollte die Verzettelung wie sie früher herrschte aufhören, denn ihr zu steuern ist Geiger's Unternehmen ins Leben getreten.

Die neuen Mittheilungen und die Bibliographie betrachten wir als den wichtigsten Bestandtheil des Jahrbuches und aus diesem Grunde haben wir ihre Besprechung vorangestellt, um erst am Schlusse einen Blick auf die „Forschungen und Abhandlungen" zu werfen. Unter den ersteren ragt Suphan's Arbeit hervor: „Aeltere Gestalten Goethe'scher Gedichte. Mittheilungen und Nachrichten aus Herder's Papieren." Es ist dies eine Art Fortsetzung der schon 1876 erschienenen Publication „Goethe'sche Gedichte aus den siebziger und achtziger Jahren in ältester Gestalt." Für eine ganze Reihe, zum Theile der hervorragendsten Gedichte werden ältere Lesarten mitgetheilt oder der Zeitpunkt ihrer Entstehung ermittelt, so z. B. für die Oden „Ganymed" und die „Grenzen der Menschheit", das Parzenlied der Iphigenie, den „Wanderer" und den „Klagegesang der edeln Frauen des Asan Aga" und Anderes mehr.

Wilmanns, der im ersten Bande eine so treffliche Untersuchung über Goethe's Belinde gab, sucht diesmal die persönlichen Bezüge, welche dem Singspiel „Erwin und Elmire" zu Grunde liegen, zu ermitteln. Bisher hat man nur Anspielungen auf Goethe's Verhältniß zu Lili hier erblicken wollen; nach Wilmanns gehört der erste Entwurf in den Winter, der auf den Wetzlarer Aufenthalt folgte, das Stück sollte ein Hochzeitsgedicht für Herder werden, demnach sei Erwin Herder, Elmire Karoline, ihre Schwester ist die Mutter Olympia des Stückes, in Bernardo ist Merck verherrlicht; wie aber hier der Name Bernardo von einem Oheim Lili's genommen ist, so sind auch einige Eigenschaften dieses Goethe verhaßten Onkels in das Stück übergegangen.

Von Heinrich Düntzer finden wir eine Untersuchung „zu Goethe's Bericht über seine Anknüpfung mit Schiller". Otto Brahm hat mit dem Aufsatze „die Bühnenbearbeitung des Götz von Berlichingen" einen Nachtrag zu dem dritten Abschnitte von Minor-Sauer's Goethestudien zu liefern unternommen. Viel mehr des Lehrreichen bietet Werner „die erste Aufführung des Götz von Berlichingen." Eigentlich sollte Werner's Bericht nicht unter den „Abhandlungen", sondern unter den „Mittheilungen von Zeitgenossen" stehen, denn neben einigen Recensionen, darunter auch eine der „Vossischen Zeitung", bildet den Hauptinhalt ein natürlich tadelnder (bisher ungedruckter)

Brief Nicolai's und ein anerkennender eines G—s—r, welche beide über die von Koch veranstaltete Berliner Aufführung vom 12. April 1774 Zeugniß ablegen. Das Stück fand bei der ersten Aufführung so großen Beifall, wie Nicolai meint in Folge der ungewohnten Rittercostüme, daß es sechs Tage hinter einander gespielt werden mußte, „das Sonderbarste", meint Nicolai, „ist, daß selbst Prinzessinnen und Hofleute, die durchaus französisch sind, den Götz besucht haben."

Von einem Drama, das gleichfalls für Berlin zur Aufführung bestimmt war, redet Erich Schmidt in seinem Aufsatze „zur Vorgeschichte des Goethe'schen Faust, I. Lessing's Faust." Schmidt's Arbeit über die projectirte Lessing'sche Faustdichtung stimmt in ihren Resultaten mit der Untersuchung Kuno Fischer's in seiner Schrift „Lessing als Reformator" fast durchweg überein. So lehrreich und anziehend auch alles ist, was Erich Schmidt schreibt, der Platz für diesen Aufsatz ist schwerlich das Goethe-Jahrbuch, denn Lessing's Faustfragmente und Pläne haben auf Goethe doch gewiß wenig Einfluß ausgeübt. Das Goethe-Jahrbuch sollte nur Artikel enthalten, die sich auch wirklich mit Goethe und seinen Werken selbst beschäftigen. Jede Vernachlässigung dieses Grundsatzes kann dem verdienstvollen Unternehmen Geiger's nur schädlich sein, dessen Eifer und Geschicklichkeit als Redacteur des Jahrbuches wir sonst unbedingten Dank zollen. So ist es ihm auch gelungen, zwei neue namhafte Mitarbeiter für den zweiten Band zu gewinnen: Julian Schmidt und Georg Brandes. Ersterer erscheint mit einer Abhandlung „Goethe's Stellung zum Christenthum." Erschöpfend ist die Frage hier nicht behandelt und dürfte auch schwer abschließend zu entscheiden sein. Wenn man, sagt Schmidt, „in der Strauß'schen Manier Goethe die drei Artikel zur Unterschrift vorgelegt haben würde, so hätte er, wie gegen Lavater, erwidert: ich bin in diesem Sinne ein decidirter Nichtchrist." Goethe's Stimmung gegen das Christenthum hat verschiedene Wandlungen erfahren; die Abneigung gegen dasselbe überwog besonders in den Jahren 1785—1805. Und doch „in Goethe's geistiger Entwickelung nimmt das Christenthum einen wichtigeren Platz ein, als in dem Leben irgend eines anderen der leitenden Männer des achtzehnten Jahrhunderts". Goethe hat nach Julian Schmidt im Christenthum eine wirkliche und zwar, wie Lavater, die höchste Offenbarung gesehen, aber nicht wie Lavater that die einzige. „Offenbarung Gottes ist jede neue große eigene Erfahrung vom Uebersinnlichen, die sich noch in Jahrhunderten und Jahrtausenden an der Menschheit als heilkräftig erweist . . . Der Glaube hat nur Werth, insofern er sich als lebenskräftig und wirksam erweist." Bei Goethe nun habe er sich wirksam erwiesen in seiner eigenen Dichtung; die Iphigenie sei trotz ihrer antiken Gewandung in ihrem innersten Kern ein christliches Gedicht. Hat Julian Schmidt da recht?

„Wohl uns!“ meint Nathan, „denn was mich Euch zum Christen macht, das macht Euch mir zum Juden!“ Der innerste Kern des Gedichtes „die Entsühnung des verfluchten Hauses der Tantaliden durch ein reines Menschenbild, dasselbe ist die Grundlehre des Christenthums.“ Aber gerade dieser innerste Kern findet sich schon in der altheidnischen Sage selbst. Das allgemein Menschliche liegt der heidnischen wie christlichen Auffassung hier zu Grunde und läßt die antike Dichtung im christlichen Lichte erscheinen. Gewiß ist in Goethe's Iphigenie manches unantike, das er meint, wenn er Schiller gegenüber das Werk „verteufelt human“ nennt; ein christliches Gedicht und Goethe's Christenthum beweisend möchte ich aber die Iphigeniendichtung deshalb doch nicht nennen. Goethe's Stellung zum Christenthum zeigen wohl am besten die auch von Julian Schmidt angeführten Worte aus einem Briefe an Sulpiz Boisserée: „des religiösen Gefühles kann sich kein Mensch erwehren. Dabei ist's ihm aber unmöglich, solches in sich allein zu verarbeiten. Von Erschaffung der Welt an habe ich keine Confession gefunden, zu der ich mich ganz bekennen mochte, nun erfahre ich in meinen alten Tagen von einer Secte der Hypsistarier, welche zwischen Heiden, Juden und Christen geklemmt sich erklärte, das Beste, Vollkommenste, was zu ihrer Kenntniß käme, zu schätzen, zu bewundern, zu verehren und, insofern es mit der Gottheit im nahen Verhältnisse stehen müsse, anzubeten. Da ward mir auf einmal aus einem dunkeln Zeitalter her ein frohes Licht, denn ich fühlte, daß ich zeitlebens getrachtet habe, mich zum Hypsistarier zu qualificiren.“

Goethe's Christenthum ist auch vom Anfange seiner Dichterlaufbahn an angegriffen und verdächtigt worden. Brandes in seinem vortrefflichen Aufsatze „Goethe und Dänemark“ erzählt, wie im Jahre 1776 gemäß dem Gutachten der theologischen Facultät zu Kopenhagen „Werther's Leiden“ als ein Buch, „welches die Religion verspottet, die Laster beschönigt und gute Sitten verderben kann“, in Dänemark verboten wurden. Werther wurde demgemäß erst 1832 ins dänische übersetzt, aber Goethe's Einfluß war schon viel früher nach Dänemark gedrungen. In vortrefflicher Weise, erschöpfend und übersichtlich wird uns nun die Reihe dänischer Dichter und Gelehrten in ihrem Verhältnisse zu Goethe geschildert. Baggesen in seiner Abneigung, Steffens und Oehlenschläger mit ihrer Bewunderung des deutschen Dichters werden uns vorgeführt. Kierkegaard und seine Anhänger verdammten Goethe vom ethisch-religiösen Standpunkte aus; der Philosoph Bröchner und der Naturforscher Schiödte verehren ihn als ihren Lehrer. Das frühere Geschlecht verehrte in Goethe „sein erhabenes Gleichgewicht, seine Ruhe, die vollendete Harmonie seines Wesens“; der Generation unserer Tage ist Goethe „der große, wahre, den Kampf entscheidende Protest gegen den Supranaturalismus. Goethe ist uns das große Paradigma der Selbstentwickelung. Wir lernten

von ihm, daß, wer vor allem daran arbeitet, sich selbst zu entwickeln, am meisten Aussicht hat, in die allgemeine Entwickelung einzugreifen. Die Universalität seines Geistes ist und bleibt ein Ideal; man freut sich ihrer, ohne sie zu begehren; aber von ihr haben wir gelernt, im Einzelnen nie das Ganze aus den Augen zu verlieren."

Marburg. Max Koch.

Russische Aussichten.

Mit ängstlicher Spannung sind die Blicke nach der Stelle gerichtet, wo man die Zügel des ungeheuren russischen Reiches — wer weiß wie lange noch — in Händen hat. Jeder Tag bringt Kunde von Berathungen, die der Czar mit seinen Ministern und mit den Mitgliedern seiner Familie hält, von Projecten theils eingreifender, theils mehr vorsichtiger Art, welche daselbst erörtert werden. Doch die Ergebnisse lassen auf sich warten, eine übereinstimmende Meinung hat sich offenbar noch nicht gebildet. Welche Entschlüsse wird man fassen, und was wird die Nothwendigkeit bringen, wenn jene Berathungen wie bisher fruchtlos bleiben, vielleicht halbe Entschlüsse zu Tage fördern, mehr aus der Furcht geboren als aus klarer Einsicht, hinter der ein unverrückter, zäher Wille steht? In diesem Augenblicke, da uns zu Muthe ist, als hörten wir das Blatt rauschen, das soeben im Buche der Weltgeschichte umgeschlagen wird, hat der wohlbekannte „Ungenannte", dem wir schon so manche Beiträge zur Kenntniß der intimen Geschichte Rußlands verdanken, von Neuem seinen Schrank geöffnet und eine Reihe werthvoller Mittheilungen aus seinen unerschöpflichen Schätzen gemacht.*) Es ist vorzugsweise actenmäßiges Material, das er darbietet, oft nur leicht bearbeitet, die Sammlung hat etwas Zufälliges und Eilfertiges, aber man sieht darüber hinweg bei dem Werthe der einzelnen Stücke. Dem Verfasser stehen offenbar die besten Verbindungen zu Gebote, und das Bezeichnendste für den russischen Staat ist vielleicht eben dies, daß eine Reihe geheimer Denkschriften über die auswärtige Politik, eine Reihe actenmäßiger Enthüllungen über Vorgänge der inneren Verwaltung in Hände gelangen konnten, welche sie schonungslos an die Oeffentlichkeit stellen. Der absolute Staat ist zugleich derjenige, der kein Geheimniß vor der Aufdeckung zu schützen vermag.

Nur die zwei letzten Kapitel sind dem jüngsten Abschnitte der russischen Geschichte und dem Ausblick in die Zukunft gewidmet, die übrigen Mittheilungen betreffen längst vergangene Dinge. Allein der Verfasser, dessen leb-

*) Von Nicolaus I. zu Alexander III. St. Petersburger Beiträge zur neuesten russischen Geschichte. Leipzig, Duncker und Humblot. 1881.

hafte Darstellung bekannt ist, weiß auch das Entlegene zu verknüpfen mit der Gegenwart und daraus Erklärungen für diese zu gewinnen. Der Zustand, in dem sich heute Rußland befindet, ist nur die natürliche Frucht der vorausgegangenen Regierungen. Wie unter Nicolaus I. regiert wurde, das liefert recht eigentlich den Schlüssel zu den Ereignissen der Gegenwart. Das zeigt der Verfasser u. A. an der „dritten Abtheilung von Sr. Majestät höchsteigener Canzlei", deren Aufhebung am 6/18. August 1880, eine der letzten Regentenhandlungen Alexander's II., mit so großem Beifall begrüßt worden ist. Die „dritte Abtheilung" bedeutete bekanntlich die Direction der unter dem jedesmaligen Chef des Gensdarmeriecorps stehenden geheimen, oder, richtiger gesagt, der politischen Polizei. Interessante Mittheilungen, die aus Memoiren von Zeitgenossen geschöpft sind, lüften den Schleier von diesem unheimlichen, verhaßten Institute, das länger als ein Menschenalter allmächtig und nicht nur die wichtigste aller russischen Verwaltungen, sondern im eigentlichsten Sinne des Wortes das Centrum des gesammten kaiserlichen Verwaltungsmechanismus war, das die Achtung vor dem Gesetz ertödtete, innerhalb der Verwaltung einen verderblichen, den Bestand aller übrigen Autoritäten gefährdenden inneren Gegensatz schuf und dadurch ein Gefühl allgemeiner Rechtlosigkeit über die Bevölkerung breitete. Alexander Herzen ist nicht der einzige Russe, den die „dritte Abtheilung" zum Revolutionär gemacht hat.

Auch in dem Abschnitte über „die Petraschewski'sche Verschwörung 1848 bis 1849" finden sich grelle Schlaglichter, welche spätere Geschehnisse erhellen. Ueber die Ergebnisse der Untersuchung, die über jene „geheime Gesellschaft" angestellt wurde, war bisher nur ein kurzer amtlicher Bericht veröffentlicht, wonach der im Ministerium des Auswärtigen angestellt gewesene Rath Petraschewski „einen Plan zum Umsturze der Reichsverfassung schmiedete, an deren Stelle die Anarchie gesetzt werden sollte". Zeugnisse, die jüngst ans Licht gekommen sind, thun nun dar, daß die Untersuchungscommission die Gefährlichkeit jener Verschworenen weit übertrieb, die Wichtigkeit der gemachten Entdeckungen möglichst aufbauschte; es handelte sich um nichts als um revolutionäre Debattirclubs, die aber insofern allerdings eine völlig neue Erscheinung waren, als die Absichten der Verschworenen nicht sowohl auf eine politische als auf eine sociale Revolution, auf die Verwirklichung socialistischer Ziele, gerichtet waren. Sie streckten ihre Hände nach den „letzten Consequenzen" der westeuropäischen Entwickelung aus, wollten die Kenntniß der „Zukunftspropheten" Proudhon, Fourier, L. Blanc ihren Volksgenossen vermitteln, wollten also da anfangen, wo ihre westlichen Gesinnungsgenossen nach hundertjähriger Arbeit aufgehört hatten — ein Beweis, daß der Boden, auf welchem der Nihilismus groß gewachsen ist, bereits vor dreißig Jahren in Rußland vorhanden war und daß die durch den czarischen Absolutismus geschaffenen Zustände von

Hause aus diesen Boden für socialistische Saaten empfänglicher gemacht hatten, als für die Ideen der bürgerlichen Freiheit, welche das übrige Europa bewegten, an Rußland aber spurlos vorübergingen. Schon damals ist auch von einer „weiblichen Literaturgesellschaft" die Rede, von dem Grundsatz, daß das religiöse Gefühl als „Hinderniß der geistigen Entwickelung" ausgerottet werden müsse, und die neuen Doctrinen wurden durch Lehrer, die der geheimen Gesellschaft angehörten, unter ihren Schülern verbreitet. Diese selbe Verschwörung ist dann folgenschwer geworden durch die unsinnigen Maßregeln der Repression, welche durch sie veranlaßt wurden. Auf den Kaiser Nikolaus und seine Rathgeber machte nichts so großen Eindruck als die Entdeckung, daß trotz der drakonischen Strenge der Censur verbotene literarische Erzeugnisse eine so weite Verbreitung hatten. Dafür sollte der Buchhandel büßen. Im Frühjahr 1849 wurden in den Provinzen Liv-, Est- und Kurland (die zu den Verschworenen gar keine Theilnehmer gestellt hatten) sämmtliche Buchhandlungen versiegelt, fast sechs Monate lang unter Verschluß gehalten und an jeder geschäftlichen Bewegung verhindert. Natürlich wurden nach dieser Zeit verbotene Bücher nach wie vor gekauft und verkauft. In Petersburg selbst trug man sich Anfangs mit weitaussehenden Plänen zur Confiscation des gesammten Buchhandels. Mehrere Monate lang war allen Ernstes davon die Rede, den Handel mit Büchern ganz oder theilweise zu monopolisiren, d. h. in St. Petersburg eine staatlich geleitete Centralbuchhandlung einzurichten und diese zur Bücherversorgerin des gesammten, 90 000 Quadratmeilen umfassenden, von 60 Millionen bewohnten Reiches zu machen. Schließlich entschied man dahin, ein geheimes Obercensurcomité einzusetzen, das zur Ueberwachung sämmtlicher Censur- und Obercensurbehörden dienen sollte und wenigstens das bewirkte, daß die Censoren noch größerer Strenge sich befleißigten. Da unter den Theilnehmern jener Verschwörung auch einige Studenten sich befanden, entging das Schul- und Unterrichtswesen gleichfalls nicht einer gründlichen Rettung. Jetzt wurde jenes berüchtigte System eingeführt, das die Universitäten des Rechtes der Rectorwahl beraubte, die Lehrstühle der Philosophie an Geistliche der orthodoxen Kirche auslieferte, für die Mehrzahl der Gymnasien die griechische Sprache aus dem Lehrplane strich, ein Maximum der Frequenz von dreihundert Schülern für jede Universität festsetzte, und überall die polizeilichen Aufsichtsbeamten zu Beherrschern der wissenschaftlichen Anstalten machte; Maßregeln, welche jede Berührung mit Europa und dessen Ideenkreisen verhindern sollten, deren Wirkung aber nur die gewesen ist, daß schon die ersten Berührungen, die das jüngere Geschlecht mit der während der folgenden Jahre wehenden frischen Luft hatte, den Radikalismus mit einer Ueppigkeit und Raschheit ins Kraut schießen ließen, für die es im übrigen Europa kein Beispiel giebt.

Sehr überzeugend ist der Nachweis geführt, wie es kam, daß die Regierung Alexander's II. trotz der besten Absichten dieses Fürsten und der vielversprechenden Anfänge, trotz der zahlreichen Erfolge in der inneren und in der auswärtigen Politik ein so trauriges Ende genommen hat. Diese Regierung ist niemals und auch nicht in ihren besten Zeiten aus unlösbaren inneren Widersprüchen herausgekommen, sie hat es niemals zu einem einheitlichen, consequent durchgeführten Systeme gebracht, sie hat ihre besten Kräfte vielmehr an die Vereinigung unvereinbarer Gegensätze gesetzt, und in dem Bestreben, dem Entgegengesetzten gerecht zu werden, alle Parteien und alle Ansprüche unbefriedigt gelassen. So fand sie sich zuletzt völlig isolirt, Niemand regte eine Hand in dem Kampfe, den sie gegen die einzige thatkräftige Opposition aufgenommen hatte, die innerhalb des allgemeinen Chaos übrig blieb. Die alte conservative Generation des Adels konnte den wirthschaftlichen Ruin nicht verschmerzen, der die Folge der Aufhebung der Leibeigenschaft war; die europäisch denkenden jüngeren Edelleute machten aus ihrer Verbitterung über die Verkümmerung der so hoffnungsvoll aufgenommenen Gerichts- und Landschaftseinrichtungen und aus ihrer Ueberzeugung kein Hehl, daß dem bestehenden Willkürsysteme allein durch Beseitigung des Absolutismus abgeholfen werden könne; eben so dachten die meisten Nationalen, nur daß sie zugleich die „unslavische" auswärtige Politik der Regierung beklagten; in den liberalen Beamtenkreisen war des Scheltens über die Mißwirthschaft der höheren Bureaukratie kein Ende, Lehrer und Schüler aller Grade klagten über den unaufhörlichen, jeder Berechnung spottenden Wechsel der Methoden und Systeme; Advokatenthum und Presse waren naturgemäß Gegner eines Regimes, das mit der einen Hand nach den Grundsätzen modernster liberaler Rechtspflege, mit der andern in der alten Manier, mit der herkömmlichen Gensdarmeriewillkür wirthschaftete. „Schlechter kann es nicht mehr werden," das war der allgemeine Seufzer geworden. Die Regierung verfolgte gleichzeitig die heterogensten Ziele und war schließlich Allen den besten Theil dessen, was sie erwartet hatten, schuldig geblieben. Durch ihre Scheu vor energischen, durchschlagenden Entschließungen hat sie es zuletzt dahin gebracht, daß nach herrschender Meinung jetzt nur noch eine Entscheidung möglich geblieben ist, eine Entscheidung, die auch von den Herzhaftesten für eine Entscheidung auf Tod und Leben angesehen wird.

Damit meint der Verfasser den Uebergang von der absoluten zur beschränkten Monarchie, das Problem, das seit dem blutigen Wechsel der Regierung gestellt ist. Ueber die Person Alexander's III. spricht sich derselbe wie schon in dem Buche: „Berlin und Petersburg" aufs günstigste aus. Er schreibt ihm eine im Hause Gottorp bisher unerhörte Summe von tüchtigen sittlichen Eigenschaften zu. „Alles was von dem zweiten Sohne Alexander's

bekannt geworden ist, läßt auf Tüchtigkeit und Solidität schließen, Eigenschaften, die für einen unter normalen Verhältnissen auf den Thron gelangten Fürsten wichtiger sind als hoher Flug des Geistes, Kühnheit der Phantasie oder Ueberlegenheit im persönlichen Verkehre." Aber es sind eben nicht normale Verhältnisse, unter denen er den Thron bestiegen hat. Die bisherigen Handlungen der neuen Regierung erscheinen als ein Rückfall in das Regime planlos wechselnder administrativer Einfälle; über Loris-Melikoff insbesondere, noch immer der Hauptrathgeber des Czars, wird ein gänzlich absprechendes Urtheil gefällt, und was die Hauptfrage selbst betrifft, so sieht der Verfasser äußerst düster in die Zukunft. Es scheint ihm unvermeidlich, daß die Dinge zur Berufung einer Volksvertretung treiben, aber er sieht darin den Anfang vom Ende. Möglich, daß man es noch eine Zeitlang mit einer Politik der Verzögerungen versucht, aber nur um so gewisser wird sie dann durch eine Politik der abgedrungenen, schrankenlosen Zugeständnisse abgelöst. Der Verfasser weiß einen andern Rath, und er stimmt darin ganz mit Löher überein: die naturgemäße Lösung wäre eine weitgehende Decentralisation der Provinzen, so daß die Generalgouvernements, welche zugleich der ethnographischen Zusammensetzung des Reiches entsprechen, zum Ausgangspunkte für ein repräsentatives System gemacht würden. Allein diese natürlichste Lösung ist zugleich die unwahrscheinlichste. Denn ihr widerstrebt nicht nur die Gewohnheit der Centralisation, sondern auch der nivellirende Liberalismus und der brutale Hochmuth des Großrussenthums. „Hat die Regierung das Heft einmal aus der Hand gegeben, so ist es um die Möglichkeit geschehen, an die Stelle des einen centralen Verwaltungskörpers, nach welchem der nationalrussische Liberalismus verlangt, eine Anzahl localer Repräsentationen treten zu lassen, welche den conservativen Elementen der Gesellschaft zu Mittelpunkten dienen und die Gefahr einer Zusammenfassung der auflösenden Kräfte vermindern könnten." Kurz es ist vorauszusehen, „daß die Bewegung, wenn sie einmal in Fluß gekommen ist, unaufhaltsam werden wird, und daß nach Eröffnung des russischen Parlamentskraters eine revolutionäre Ueberfluthung der sarmatischen Ebene nicht mehr abgewendet werden kann". Allem Anscheine nach ist dies auch die Ansicht der leitenden Kreise. Man will lieber das Ventil nicht öffnen, als Gefahr laufen die Herrschaft über die Bewegung zu verlieren. Das ist freilich nur ein negatives Ziel, ein positives läßt sich noch nicht entdecken. Zur Lösung des Problems ist noch nicht einmal ein Anfang gemacht, und damit eben — das ist der verhängnißvolle Cirkel — rückt die Gefahr näher, daß eines Tages den jetzigen Machthabern das Heft aus der Hand entschlüpfe. W. L.

Aus dem deutschen Reichstage.

VI.

Der Wiederbeginn der Reichstagsverhandlungen nach den Osterferien zeigte keine gesteigerte Arbeitslust und -Freudigkeit der Reichsboten. Die Reihen sind meist sehr gelichtet und die Zahl der Anwesenden bewegt sich häufig an der Grenze der Beschlußfähigkeit und darunter. Das ist im Interesse der Autorität der deutschen Volksvertretung recht zu beklagen, aber man darf dabei nicht vergessen, wie sehr die freudige Hingebung an die parlamentarische Thätigkeit herabgedrückt wird durch die peinliche Unsicherheit der Lage, der Aussichten und Pläne selbst für die nächste Zukunft, die in kurzen Zwischenräumen durch unerwartet auftauchende neue Projecte und Wendungen der Politik immer gesteigert wird und durch das damit Hand in Hand gehende Bewußtsein von der Aussichts- und Erfolglosigkeit alles sachlichen parlamentarischen Arbeitens.

Die Lage der Dinge bringt es mit sich, daß in der ersten Zeit nach den Osterferien der Schwerpunkt der Arbeiten in den Commissionen liegt, die eine ganze Reihe wichtiger Vorlagen für das Plenum vorzubereiten haben. Die Gestalt, welche diese Vorlagen durch die Commissionen erfahren, wird in den meisten Fällen wenig von der Gestalt abweichen, die sie schließlich durch die Plenarverhandlungen erhalten. Trotz der geringen Zahl von Plenarsitzungen, die seit Ostern stattfanden, boten dieselben doch theils durch den Gegenstand, theils durch die Art der Behandlung einigemale ein hervorragendes Interesse.

Nur eine Berathung hatte einen erfreulichen Erfolg aufzuweisen, das ist die über die Vorlage, welche für die Verhandlungen des elsaß-lothringischen Landesausschusses die ihnen jetzt fehlende Oeffentlichkeit einführt und den Gebrauch der deutschen Sprache obligatorisch macht. Die Vorlage ward mit erfreulicher Mehrheit angenommen; dagegen stimmten die elsaß-lothringer Protestler und der größte Theil des Centrums, das auch hierbei seine Sympathien mit denen nicht verleugnen konnte, die dem deutschen Reichsgedanken feindlich gegenüberstehen oder wenigstens abhold sind. Das Gesetz bezeichnet eine weitere Etappe auf dem Wege, dessen Endziel die gegenwärtige Generation wohl nicht erreichen kann, auf welchem wir aber doch rascher fortschreiten, als man vor zehn Jahren erwarten konnte, auf dem Wege, das wieder gewonnene Elsaß-Lothringen auch innerlich wieder enger mit dem deutschen Mutterlande zu verbinden und ihm in gleichem Maße, wie die französische Stimmung einer deutschen Platz macht, allmählich eine gleichberechtigte selbstständige Stellung im Reiche, wie anderen Landestheilen, einzuräumen. Mit

der bis jetzt fehlenden Oeffentlichkeit der Verhandlungen des Landesausschusses muß der obligatorische Gebrauch der deutschen Sprache nothwendig verbunden werden; denn in einer deutschen Versammlung muß die deutsche Sprache die amtliche sein. Darüber kann in keiner Nation, die nicht alles Selbstbewußtsein verloren hat, ein Streit sein. Wenn, wie behauptet wird, einigen Mitgliedern des Landesausschusses die deutsche Sprache zum Gebrauche für freie Rede nicht geläufig genug ist, so ist das zu beklagen, es wird ihnen aber genügende Abhilfe gewährt durch die Erlaubniß, Reden in französischer Sprache zu verlesen. Das ist aber selbstverständlich, daß wir nicht bei Verleihung des Oeffentlichkeitsrechtes dulden können, daß aus einer deutschen Versammlung heraus französische Reden mit dem Ausdrucke französischer Sympathien nach Paris hin gerichtet werden. Die Bequemlichkeit einzelner Mitglieder des Landesausschusses allein kann übrigens nicht die ausschlaggebende Rücksicht sein, namentlich dann nicht, wenn die Mehrheit der Bevölkerung von Elsaß-Lothringen die Mittheilungen über die Verhandlungen schon jetzt (und künftig gewiß in vermehrtem Grade) in deutscher Sprache mehr aufsucht als in französischer. Und das ist allerdings der Fall und eine ganz bezeichnende Thatsache, die unwiderleglich statistisch constatirt wird durch die ganz ungleich größere Abonnentenzahl der deutschen Localzeitungen in Elsaß-Lothringen als der französischen. Dem Antrage, daß die Oeffentlichkeit der Verhandlungen verbunden werden müsse mit demselben Privilegium der Immunität, das gesetzlich den Rednern des Reichstages und der deutschen gesetzgebenden Versammlungen zusteht, konnte absolut nicht entsprochen werden, wenn nicht der Agitation für Lostrennung von Deutschland und Anschluß an Frankreich im Voraus ein Freipaß ertheilt werden sollte. Solche Immunität darf aber auch nicht ausgedehnt werden über den Kreis wirklich gesetzgebender Versammlungen, darf nicht ausgedehnt werden auf Kreis- und Provinzialversammlungen, denen irgend eine Mitwirkung in öffentlichen Angelegenheiten eingeräumt ist. Nur eine solche Stellung aber, nicht die einer gesetzgebenden Versammlung, hat zur Zeit der Landesausschuß. Ob ihm später weiter gehende Rechte eingeräumt werden können, das muß vom Verhalten der Elsässer selbst abhängen.

Der Manteuffel'schen Statthalterschaft ist es als ein Verdienst anzurechnen, daß sie den Fortschritt dieses Gesetzes ermöglicht und herbeigeführt hat. Daß aber der Reichstag durch die Votirung dieses Gesetzes der Manteuffel'schen Statthalterschaft ein Vertrauensvotum habe ausstellen wollen, wie von einigen Seiten behauptet ward, das wäre ein vollständiger Irrthum. Weder Vertrauens- noch Mißtrauensvotum. Die nationalliberale Partei lehnte ausdrücklich ab, bei dieser Gelegenheit in eine Kritik der Manteuffel'schen Verwaltung einzutreten, weil es vor allem darauf ankomme, daß die Auto-

rität deutscher Herrschaft im Elsaß nicht geschwächt, sondern gekräftigt werde, solche Kritik aber nothwendig die deutsche Autorität schwächen müsse und unzulässig scheine, so lange man nicht mit Thatsachen die etwaigen Fehler des Manteuffel'schen Systemes nachweisen und ein anderes an seiner Stelle vorschlagen könne. Die nächsten Reichstagswahlen im Elsaß werden eine Probe sein, inwieweit das Manteuffel'sche System nicht nur den Vorzug einer gewissen Genialität, sondern auch den Vorzug des Erfolges für sich hat. Für jetzt kann sich Deutschland beglückwünschen, daß es schon zehn Jahre nach der Wiedervereinigung mit Deutschland in der Selbständigmachung des Elsaß einen so bedeutenden Schritt thun konnte, wie durch dies Gesetz.

Einen unverdient breiten Raum nahm die zweite Berathung über die sogenannte Lex Tiedemann ein, durch welche ein paar Reichsbeamte eine Erleichterung in ihrem Beitrage zur Berliner Miethssteuer erhalten sollen, eine Erleichterung, die für alle zusammen auf ungefähr 250 Mark berechnet ist. An sich schon scheint es nicht gerechtfertigt, Reichsbeamten, die den Vorzug einer eigenen Dienstwohnung haben, noch die weitere Begünstigung einer den anderen Beamten nicht zu Theil werdenden Steuerermäßigung einzuräumen; wäre dies aber wirklich nöthig, so hätte das Reich, nicht aber, wie das Gesetz thut, die Stadt Berlin die Kosten dieser Steuerermäßigung zu tragen. Erweitert man aber so unnöthiger Weise die exemte Stellung der Reichsbeamten, so wird man nothwendig dasselbe auch den Landesbeamten wenigstens hier in Berlin einräumen müssen, denn es ist nicht abzusehen, weshalb das, was für die Reichsbeamten in Berlin nothwendig sein soll, für die Landesbeamten daselbst nicht nothwendig sein soll. Solche Erweiterung von Beamtenprivilegien aber sind wahrhaftig nicht zu begünstigen, sondern zu verhindern. Es wird auch kaum ernstlich behauptet werden können, daß dies Gesetz durch wirklich sachliche Gründe nothwendig geworden sei. Eingebracht ist es, wie Fürst Bismarck offen erklärte, nicht, weil der bisherige Zustand eine wesentliche pecuniäre Schädigung einzelner Reichsbeamten herbeiführe — (denn die Geringfügigkeit der pecuniären Differenz ward zugegeben) —, sondern weil diese Berliner Miethssteuer eine unzweckmäßige und ungerechte sei und man den hohen Reichsbeamten die fortgesetzte Gemüthserregung über so ungerechte Steuer und die Befürchtung benehmen müsse, daß politische Gegner aus Parteihaß die Steuereinschätzung noch höher schraubten. Es ist tief zu beklagen im Interesse des Ruhmes des Fürsten Bismarck, daß er durch persönliche Gefühle und Verstimmung sich bewegen läßt, „die Klinke der Gesetzgebung", wie er sich ausdrückte, in die Hand zu nehmen und mit einem Aufwande von Energie und Beredtsamkeit, wie er wichtigen Reichsangelegenheiten nicht gewidmet wird, für eine wahre Bagatelle einzutreten und diesen heftigen Ansturm noch zu verbinden mit den schwersten Beschuldigungen gegen Mit-

glieder der Berliner Stadtverwaltung, die mit nichts erwiesen sind und wenn sie erwiesen wären, die preußische Staatsregierung zum Einschreiten verpflichten, nicht aber Klagen vor dem deutschen Reichstage rechtfertigen würden. Nicht minder aber ist zu beklagen im Interesse der Autorität des deutschen Reichstages, daß ihm die fehlende sachliche Begründung dieses Gesetzes ersetzt wurde durch persönliche Rücksicht, da man bei dem hohen Werthe, den Fürst Bismarck nun einmal auf dies Gesetz lege und bei der Dankbarkeit, die Deutschland dem großen Staatsmanne schulde, das zwar unnöthige, aber doch auch ziemlich harmlose Gesetz ihm nicht abschlagen solle. So ungefähr wird der stille, wenn auch nicht ausgesprochene Gedankengang bei Manchem gelautet haben, hier und da mögen die Rechnungen auf die bevorstehende Wahlcampagne mit hineingespielt haben, die ja leider so häufig auch in den Reichstagsverhandlungen sich vordrängen. Die Nationalliberalen betheiligten sich an der langen und unerfreulichen Debatte nur durch die einfache Erklärung, daß kein ausreichendes öffentliches Interesse für diese Erweiterung von Beamtenprivilegien nachgewiesen sei und daß sie daher dagegen stimmen müßten.

Die Ueberraschungen, die der Reichskanzler in seinen Reden des öfteren bereitet, blieben auch bei dieser Debatte nicht aus, indem seine Beschuldigungen gegen den Fortschrittsring, der angeblich die Berliner Stadtverwaltung beherrsche und seinen Parteihaß durch ungerechte Steuerabschätzung bethätige, ihn schließlich dahin führten, eine Verlegung von Reichstag und Regierung von Berlin als vielleicht schon für nächsten Reichstag in Aussicht stehend zu bezeichnen. Es ist gleichgültig, ob diese Ankündigung wirklich ernst gemeint ist und einen wirklichen Plan im Hintergrunde hat oder nicht. Mag es das eine oder das andere sein, sicher ist, daß hierdurch von neuem das Schwankende und Unsichere unserer Zustände uns vor Augen geführt und das niederdrückende Gefühl der Unsicherheit und Verworrenheit vermehrt wird, und um so mehr vermehrt wird, je stärker dieser Gedanke contrastirt mit der Tendenz der deutschen Reichsgründung, die in der Führerstellung Preußens unter den Hohenzollern beruht. Läßt sich aus der Geschichte Preußens und der Hohenzollern die mit ihm eng verbundene Residenz Berlin so loslösen, daß man ungestraft Berlin durch Kassel, Potsdam oder andern Ort ersetzen könne? Der ungetheilte Beifall, den die ultramontane und particulare Presse dem Gedanken einer Depossedirung Berlins alsbald gezollt hat, beweist doch deutlich, wie sehr die der preußischen Führung abgeneigte Richtung in der Nation darin allerdings eine Herabdrückung Preußens erkennt. Ist das eine kluge Politik, wenn unsere leitenden Kreise die treuesten Anhänger des Reiches verwirren und erschrecken durch Pläne, die eine so antipreußische Richtung verfolgen?

Weniger sensationell als diese ihrer inneren Bedeutung nach so höchst untergeordnete Vorlage wegen der Miethssteuer einiger Reichsbeamten wirkte die nächst dem Unfallversicherungsgesetz wichtigste Vorlage der ganzen Session, welche zweijährige Budgetperioden und statt der einjährigen eine zweijährige Berufung des Reichstages einführen will, nebenbei auch eine vierjährige anstatt einer dreijährigen Wahlperiode. Daß der Schwerpunkt dieses Vorschlages, die zweijährige Berufung des Reichstages anstatt der jetzt verfassungsmäßig nothwendigen einjährigen, von keiner Seite des Hauses, selbst von den unbedingtesten Anhängern Bismarck's nicht, verwilligt werden würde, darauf habe ich in früheren Berichten verwiesen. Und so kam es denn auch, nicht eine Stimme hat sich dafür erhoben und damit war der Vorlage die Seele genommen. Auch der, geschäftlich so höchst unpraktische Vorschlag einer zweijährigen Budgetperiode ward abgelehnt, dagegen fand die vierjährige statt der jetzt dreijährigen Wahlperiode eine kleine Mehrheit und eben so der Antrag von Bennigsen's, die Berufung des Reichstages jährlich vor der Berufung der Einzellandtage und zwar im Monat October eintreten zu lassen. Die Verlängerung der künftigen Wahlperioden um ein Jahr und die Fixirung der Reichstagsberufung auf den Monat October ist also das kärgliche Resultat dieser ganzen Berathung, das aber vielleicht in nichts zerschmelzen wird, da es sehr zweifelhaft ist, ob der Reichskanzler das so umgestaltete Gesetz zur kaiserlichen Genehmigung empfehlen wird. Die Verlängerung der Wahlperioden bezeichnete ich schon in früherem Berichte und schon vor Jahren als eine dringende Nothwendigkeit und zwar nicht auf vier, sondern mindestens auf fünf Jahre, freilich aber nicht im Zusammenhange dieses Gesetzes, wo die verlängerte Wahlperiode nicht als selbständige Forderung, sondern nur als Consequenz der abgelehnten zweijährigen Budgetperiode erscheint.

Wichtiger als durch dies meist negative Resultat ward die Verhandlung hierüber durch die Rede von Bennigsen's und die Antwort Bismarck's hierauf. Die Rede Bennigsen's war nicht nur ein oratorisches Meisterstück, sie war auch insofern ein Ereigniß, als durch sie einmal die stillen Empfindungen gewiß von Tausenden, die als treue Anhänger und Verehrer des Fürsten Bismarck mit schwerer Sorge und tiefem Schmerze vielen seiner jetzigen Pläne und namentlich der Methode seiner inneren Politik gegenüber stehen, in klarer ruhiger Form zum Ausdrucke gebracht worden. Je ruhiger und vornehmer in der Form Bennigsen's Rede war, schlagend in der Beweisführung, frei von jedem rhetorischen Beiwerk, desto stärker wirkte die sachlich allerdings sehr scharfe Kritik, die vorzugsweise die fortgesetzte Beunruhigung der Volksvertretung und der ganzen Nation durch immer neue, völlig ungenügend vorbereitete Gesetzesvorlagen und Pläne berührte und die Unmöglichkeit, für irgend etwas auf eine wahrscheinliche Mehrheit rechnen zu können in Folge

des eingeführten Grundsatzes, jede Unterstützung anzunehmen, wo man sie nur findet, ein Grundsatz, wodurch alle Organisationen der Parteien in einen Zustand der Auflösung gerathen sind und die Methode des Vergebens an den Mindestfordernden in die innere Politik eingeführt worden ist. Die sofortige Antwort des Reichskanzlers begann in sichtbarer zorniger Erregung und endete mit einem überaus schmeichelhaften und warmen Appell an von Bennigsen, die Politik des Kanzlers mit seinem Einflusse und seiner Einsicht zu unterstützen und sich nicht umgarnen zu lassen „von der Linken". Man konnte hierbei den Eindruck nicht ganz von sich weisen, daß der Reichskanzler sich bemühte, von Bennigsen von seinen Parteigenossen, die ja die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" mit den äußersten Oppositionselementen auf gleiche Linie stellt, zu trennen und ihn allein zu sich herüberzuziehen.

Neben den Plenarverhandlungen sind nun jetzt täglich eine ganze Reihe von Commissionen mit Vorberathungen beschäftigt; neben den wichtigen Vorlagen über Unfallversicherung, Innungsverhältnisse und Börsensteuer nenne ich noch die Vorlagen wegen theilweiser Herabsetzung der Gerichtskosten, wegen Bestrafung der Trunksucht, wegen Aichung der Gefäße u. s. w. In der Commission für die Innungen ist die Tendenz der Conservativen vorherrschend, die Privilegien von Zwangsinnungen weit über die Tendenz des Gesetzes hinaus noch zu vermehren, und zum Theile scheinen die Herren hinterher selbst erschrocken zu sein über ihre durch Herrn von Kleist-Retzow veranlaßten weitgehenden Beschlüsse, die mitten in unsere wirthschaftlich veränderte Welt hinein einen mittelalterlichen Zunftzwang wieder künstlich erzeugen wollen. Aus dem Unfallgesetze hat die Commission zur Zeit die beiden wichtigsten Principien des Gesetzes, die monopolisirte Reichsanstalt und die Staatshilfe, herausgestrichen, trotzdem daß seiner Zeit der Reichskanzler erklärte, daß ohne diese beiden wichtigen Momente das Gesetz wenig Werth für ihn behalte. Dennoch soll angeblich der jetzige conservativ-klerikale Commissionsbeschluß, die Reichsanstalt in particularistischem Sinne durch Landesanstalten zu ersetzen, der Zustimmung Bismarck's sicher sein. Definitiv sind übrigens diese Commissionsbeschlüsse nicht, da eine zweite Lesung vorbehalten ist, wobei das gegenseitige Markten und Handeln noch ganz andere Resultate zu Tage fördern kann. Die Aussichten auf ein Zustandekommen des Gesetzes in dieser Session sind durch die bisherigen Verhandlungen nicht gestiegen.

Die bisherigen Verhandlungen der Börsensteuercommission machen wahrscheinlich, was ich früher sagte, daß eine Börsersteuer, jedoch mit Ausschluß der Quittungen, Checks und Giros, verwilligt werden wird.

Noch scheint eine Vorlage wegen einer Zolltarifänderung für Weintrauben und Mühlenfabrikate in Aussicht zu stehen, und eben so ist noch über den

österreichischen Handelsvertrag, der ja wirklich einem Abschlusse nahe zu sein scheint, wenn er nicht vielleicht in diesem Augenblicke schon abgeschlossen ist, die verfassungsmäßige Verhandlung des Reichstages zu erwarten. M.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Vom Rhein. Zur Münzconferenz. — Die Pariser Münzconferenz will noch immer nicht ein bestimmtes Gesicht annehmen. Amerika und Frankreich sind ziemlich einig, sie sind längst für den Bimetallismus im Sinne von Henri Cernuschi gewonnen. Sie wollen nicht blos, daß das Silber in möglichst vielen Ländern wieder als grobe Münze cursirt, nicht als unterwerthige Scheidemünze, sondern sie wollen eine gesetzliche, vertragsmäßige Doppelwährung im Verhältniß von 1 : 15½ unter allen civilisirten Staaten. Jeder Privatmann soll nach freier Wahl Silber oder Gold ausmünzen lassen und zur Bezahlung verwenden dürfen. Dann würde, vorausgesetzt, daß recht viele Staaten der Münzunion beiträten, der Werth des Silbers wieder in die Höhe gehen, vielleicht geradezu auf den vertragsmäßigen Satz. Aber es ist bisher keine Aussicht, England für diesen Bimetallismus zu gewinnen. Daß viele Engländer, die mit Indien handeln, das Gelingen der Doppelwährung mit Freuden begrüßen würden, ist bekannt. Aber das officielle England hat sich 1878 im August zu Paris ganz bestimmt gegen das Project ausgesprochen, es wollte für England reine Goldwährung, für Indien die reine Silberwährung, für internationale Beziehungen Parallelwährung. Es ist bis jetzt unwahrscheinlich, daß man Anderes von der englischen Regierung zu hören bekommt. Ihr ist es nicht recht, wenn die Silbermünzen allenthalben verdrängt würden, weil das eine furchtbare Krisis hervorrufen müßte. Aber das ist ja auch so nicht zu fürchten. Indien und China gehen nicht zur Goldwährung über, das ist sicher, ein Silberdebouché ist also jedenfalls noch für lange Zeit vorhanden. Nun hat der belgische Bimetallist Laveleye gegen England geltend gemacht, das Princip der Goldwährung sei falsch, weil es nicht ein allgemeines Princip für alle Nationen sein könne. Ein komisches Argument, das nur auf einen absoluten freihändlerischen Kosmopoliten großen Eindruck machen wird. Wir glauben, daß der englische Staat auch sonst keine Einrichtnng, auch nicht seinen Parlamentarismus, blos darum aufgeben wird, weil etwas in England sich nicht auf das ganze Universum anwenden lasse, z. B. nicht in Rußland oder Liberia. Dieses Argument wird also wenig verschlagen, wenn nicht materielle Interessen dazu kommen. Die könnten in Indien wohl gefunden werden. Indien geht immer mehr zurück in Folge von Mißwirthschaft. Es producirt für den Export immer weniger,

seine Zinszahlungen nach England für die von englischem Gelde gebauten Eisenbahnen und andere Anlagen sind eher größer geworden. So verlieren die Gläubiger in England immer mehr an ihren auf Indien lautenden (Silber-)Forderungen. Das ist ein Beweggrund für die bimetallistischen Wünsche englischer Händler. Aber bis jetzt will die englische Regierung nichts ändern.

Deutschland will, wie es heißt, gern, ohne seine Währung zu ändern, zur Hebung des Silberwerthes beitragen, auch durch Silberprägung. Das Gesetz erlaubt ja, in Folge der Zunahme der Bevölkerung, mehr Silbermünzen zu prägen, aber das ändert den Silberpreis nicht, der Consum an Silber ist zu unbedeutend, fünfzehn bis zwanzig Millionen Mark etwa. Wenn also das Gesetz nicht geändert wird, so könnte man nur an vollwichtige Silbermünzen für den Handel mit dem Osten denken. Könnte man sich einigen, in Europa und in den Vereinigten Staaten eine einzige Art des Dollar für den östlichen Handel einzuführen, die überall angenommen würde, so würde sich der Handel außerordentlich heben, der Silberconsum sehr zunehmen. Das wäre freilich kein Bimetallismus, aber eine erleichterte Parallelwährung. Man könnte so den Werth des Silbers allmählich sehr heben, was allgemein gewünscht wird. Eggers hat als solche silberne Weltmünze für Handelszwecke einen Dollar vorgeschlagen, der dem französischen Fünffrankstück gleich kommt. Es ist bisher noch kein bestimmtes Zeichen vorhanden dafür, daß dieser Ausweg irgendwie in Frankreich oder Amerika auch nur faute du mieux Beifall fände. Wir werden aber nächstens wohl hören, was die im Stillen arbeitende Commission, der es zunächst wichtig ist Englands Ansichten zu erfahren, zur Sache vorzuschlagen gedenkt.

Aus Berlin. Die „Decapitalisirung“. Die Ausstellungen englischer und französischer Radirungen in der Nationalgallerie. Bilder bei Honrath und Van Baerle. Das Neueste von Makart und Zichy. — Statt die vielfach in Aussicht gestellte Vorlage über den endlich zu beginnenden Neubau des deutschen Parlamentes, wenigstens über die Erwerbung eines Bauplatzes hierzu, zu machen, hat der Kanzler neulich im Parlament vielmehr verkündet, daß, wie er „hoffe“, „bereits in der nächsten Session die Frage der Verlegung der Reichsregierung, vielleicht auch der preußischen, nach einem andern Orte wie Berlin“ den Reichstag „amtlich beschäftigen“ werde. Das reimt sich allerdings schwer zusammen, und noch weniger läßt es sich in Einklang mit jener Ankündigung bringen, daß sich bis jetzt mit vieler Zuversichtlichkeit die Nachricht erhält, die seit Beginn der Session verheißene Vorlage über die Erwerbung des Raczynski'schen Terrains am Königsplatze werde nächster Zeit dem Bundesrathe

und auch noch dem Reichstage in dieser Session zugehen. Daß die ganze Angelegenheit neben ihrer schwerwiegenden politischen Bedeutung auch noch ihre ganz besondere städtisch-communale Seite hat und daher von der gesammten Berliner „Welt" im weitesten Sinne des Wortes emsig erörtert wird, liegt auf der Hand und begründet ihre Erwähnung auch in diesen der städtischen Chronik gewidmeten Blättern. Soll ich den Eindruck schildern, welchen hier — und zwar fast ausnahmslos in allen Klassen und Schichten der Bevölkerung — dieses leicht hingeworfene Wort des Kanzlers hervorgebracht hat, so ist es der des Unglaubens. Keine Partei, keine Schattirung, von den hartgesottensten Bismarckhassern bis zu seinen vertrautesten Verehrern, hält die Ausführung der Idee für möglich. Verschieden dagegen sind die Ansichten über die Motive, welche den Fürsten jenes Wort sprechen ließen. Geschah es mit voller, überlegter Absicht, oder entfuhr das Wort nur dem Zaum der Zähne im Eifer der Beantwortung fortschrittlicher Sticheleien und Angriffe? War es mehr ein sarkastischer Scherz, um den Communalbehörden Berlins zu zeigen, was die Anwesenheit der Hauptstadt mit ihrem hohen Beamtenpersonale selbst für die allerdings auf solider, selbstgeschaffener Basis stehende Handels- und industriereiche Millionenstadt zu bedeuten habe, oder hoffte der Kanzler die Wähler einzuschüchtern, um sie für den bevorstehenden Wahlkampf dem „Fortschritt" abspenstig zu machen? Diese Fragen sind bei Lage der Dinge und bei dem Charakter des Fürsten Bismarck schwer zu beantworten, es würde aber der Wahrheit nicht entsprechen, wenn man sagen wollte, daß man sich in der hiesigen Gesellschaft allzusehr den Kopf darüber zerbricht. Man hält sich im Allgemeinen an die behauptete Unmöglichkeit, die Decapitalisirung Berlins durchzusetzen, selbst wenn ein Mann von der Stellung des Schöpfers des Deutschen Reiches ernstlich damit umginge. Erstens, so sagt man, sei das Project finanziell unmöglich, zweitens dem Hofe gegenüber. Die Behauptung, daß es der Stimmung des Landes gegenüber unmöglich sei, wird weniger zuversichtlich laut. Finanziell kann von einer Unmöglichkeit schlechthin natürlich nicht die Rede sein. Will man zu einer Zeit, wo das dringendste Geldbedürfniß für unaufschiebbare militärische und Culturzwecke zu immer neuen Versuchen, die Steuern zu erhöhen und ihre Last gleichzeitig minder fühlbar zu machen, führt; will man zu einer solchen Zeit Hunderte von Millionen für die Uebersiedelung der Hauptstadt verwenden, weil man sie für absolut geboten hält, so hat ja das Deutsche Reich, wenn Regierung und Volksvertretung einig sind, selbstverständlich die Mittel, durch eine Anleihe diese Milliarden aufzubringen. An Potsdam ist nicht zu denken, denn dadurch würde die Anwesenheit so vieler Berliner im Reichstage, überhaupt der Einfluß des Berlinerthums — was der Kanzler als Hauptgrund der Verlegung der Hauptstadt anführte — nicht gehoben werden. Potsdam

ist mit Versailles zu vergleichen. Man kann den Reichstag daselbst tagen lassen, sobald man ein provisorisches oder definitives Haus für ihn in der Havelresidenz gebaut hat — die Behörden, die Abgeordneten, der Bundesrath brauchen deshalb noch gar nicht förmlich überzusiedeln. Diese Verlegung würde dem Zwecke des Kanzlers demnach durchaus nicht entsprechen, sich aber immerhin verhältnißmäßig billig durchführen lassen. Nach jeder andern Stadt würde eine Uebersiedelung unerhörte Kosten verursachen. Weder Brandenburg, noch Cassel, noch Königsberg oder Wiesbaden oder Frankfurt a/M. — an das letztere möchte der Kanzler übrigens wohl zuletzt denken — haben irgendwie die nöthigen Baulichkeiten zur Aufnahme des Bundesrathes, der Reichsämter, der preußischen Ministerien, des Reichstages, der Diplomatie, endlich — des Hofes. Man muß sich nur vergegenwärtigen, was in Berlin selbst trotz des schon Vorhandenen zu bauen nöthig wurde, als die Ereignisse von 1866 Preußen so erheblich vergrößert und vollends die Jahre 1870 und 1871 uns das Deutsche Reich gebracht hatten. Und jetzt, da man bis auf den Reichstagspalast einigermaßen mit den nothwendigen Erweiterungs- und Neubauten für viele, viele Millionen fertig geworden ist, jetzt sollten diese zum Theil künstlerisch in edlem Material durchgeführten Bauten verlassen werden, um Zwecken zu dienen, für welche sie nicht bestimmt sind, oder für einen Spottpreis verkauft zu werden, und man sollte in einer andern Stadt noch einmal und in ganz anderm Maßstabe von vorne zu bauen anfangen! Man irrt, wenn man annimmt, daß der Hof etwa in Berlin residirend bleiben würde, wenn Parlamente und Behörden dort nicht mehr wären. Ein König von Preußen ist da, wo die Staatsgeschäfte sich concentriren und entschieden werden, und der deutsche Kaiser wird niemals auf die Dauer dem Sitze des Parlamentes und des Bundesrathes, der Reichsregierung mit dem Auswärtigen Amte, und somit der Diplomatie fern bleiben. Diese letztere Ueberzeugung der Berliner ist es in erster Linie, welche sie das Wort „unmöglich" getrost aussprechen läßt. Man weiß, wie der Kaiser über Berlin, wie die Hohenzollern über die von ihnen halb geschaffene, zur Großstadt, zum politischen Centrum herangezogene, stets mit Liebe gepflegte Residenz an der Spree, in der unmittelbaren Nähe des in noch höherem Grade von ihnen geschaffenen Potsdam, denken — man weiß, welche Befürchtungen König Wilhelm aussprach bei dem Gedanken, daß die Gründung des Kaiserthums nicht ihn, aber vielleicht seine Nachkommen einmal verlocken könne, in centraler gelegener fruchtbarerer, schönerer Gegend Deutschlands ihre Hauptstadt aufzuschlagen. An diesem ebenso zähen als liebevollen Festhalten der Hohenzollern an dem historischen Boden, auf dem sie zu einem großen Herrschergeschlecht emporgewachsen sind, an den Traditionen des alten Königsschlosses mit seinen geschichtlichen Erinnerungen — dürfte der Gedanke

der Schaffung einer neuen Hauptstadt scheitern, selbst wenn er sonst ausführbarer wäre und minder gefährlich, als er in der That ist.

Unter den vielen verdienstvollen Ausstellungen moderner Zeichnung und Malerei, welche der Director der Nationalgallerie Jordan in den hierzu reservirten oberen Räumen derselben bereits arrangirt hat, ist die jetzt eröffnete Ausstellung englischer und französischer Radirungen ohne Zweifel mit die verdienstlichste, da sie Producte eines Kunstzweiges, und zwar in vortrefflicher Auswahl und großer Reichhaltigkeit, welcher von den deutschen Künstlern wenig gepflegt wird, dem hiesigen Publikum vorführt und dasselbe bekannt macht mit Meisterleistungen einer der großen Menge wenigstens fast unbekannten Gattung. Die Technik des Radirens und Aetzens auf der Kupferplatte, die bei den großen Niederländern (Rembrandt und Genossen) zu ihrer höchsten Blüthe gelangt war, starb in der späteren Zeit fast aus. Meist erhielt sie sich höchstens als vervielfältigende Kunst. Erst in neuerer Zeit ist sie in ihrer ganzen Bedeutung und Schönheit wieder aufgelebt und zwar in erster Linie bei den Franzosen und Engländern, wo die anerkannt ersten Talente unter der Malerei sich dem Radiren nicht blos zur Reproduction von anderen Schöpfungen (Gemälden oder sonstigen Kunstobjecten), also zum Copiren, widmeten, sondern zuerst wieder begannen, selbständig in dieser Technik zu erfinden und zu schaffen, ihren innersten Gedanken und Anschauungen mit der Nadel auf diesen schwarzen Blättern Ausdruck zu geben, deren Zauber in der feinsten Abtönung von Licht und Schatten, in den zartesten und zugleich charakteristischsten Umrissen die Unmittelbarkeit der Skizze mit der liebevollsten Ausführung verbindet und das eigenste Wesen eines Künstlers so trefflich darzustellen vermag. In Deutschland sind nur verhältnißmäßig wenige diesen Bahnen gefolgt, und dann meist zum Zwecke der Vervielfältigung alter oder neuer bekannter Bilder. Es genügt, in dieser Beziehung an die radirten Reproductionen besonders niederländischer Porträts und sonstiger Gemälde von dem talentvollen Unger zu erinnern. Sonst haben Ad. Menzel, A. von Heyden, Klinger, Hans Meyer, Wilberg, Fr. Werner und noch einzelne Meister allerdings auch mit freien Schöpfungen sich auf diesem Gebiete versucht und zum Theil Hervorragendes geleistet. Allein mit der Kraft und Nachhaltigkeit wie unsere Nachbarvölker hat man sich in Deutschland diesem Kunstzweige nicht im Entferntesten hingegeben, woran vor allem wohl auch die Theilnahmlosigkeit unseres Publikums die Schuld trägt, das der reizvollen Kunst der Radirung nicht mit dem feinen Verständniß der Franzosen entgegengekommen ist, und solche werthvolle Blätter nicht in einer Weise bezahlt, welche die ersten Talente zu befriedigen geeignet wäre. Der Director des königlichen Kupferstichcabinets, Dr. Lipmann, hat im Vereine mit Jordan zusammen wesentlich dazu beigetragen, daß trotz der theilweise nach unseren

Begriffen enormen Preise, welche englische und französische Blätter erster Meister erzielen, eine so ansehnliche Collection der besten Werke in den Besitz unserer Sammlungen gelangt ist. Es sind gegen achthundert Blätter von mehr als vierzig der besten Meister, die in acht Gelassen des Oberstockes der Gallerie unter Glas und Rahmen hängen, und fast keiner der bekannteren Radirer der beiden Länder fehlt gänzlich mit seinen Producten. Es ist schwer, hier eine Auswahl zu treffen und die vorzüglichen Namen aufzuführen, da jeder Künstler seine eigene Individualität auf seine Weise zum Ausdrucke bringt, seine eigene Sprache spricht und volles Interesse beansprucht. Unter den französischen Meistern, welche die ersten Cabinete füllen, ragen Chifflard's Arbeiten, durchweg eigene Erfindungen, aus dem Gebiete der antiken Mythologie oder symbolische Darstellungen hervor. Es ist der große Stil der französischen Monumentalmalerei, der sich in diesen ernsten und strengen Compositionen auch in der markigen Strichführung, welche kleine Uebergänge und die Reize des Helldunkels verschmäht, kundgiebt. Ein Bild des Perseus, der, auf der Brust der erschlagenen Medusa stehend, das Haupt derselben in der Hand hält, erinnert an das Benvenuto Cellini'sche Meisterwerk in der Loggia de' Lanzi zu Florenz. Détaille und Jaquemart, die fast ein ganzes Cabinet für sich einnehmen, sind sehr reichhaltig vertreten, der erstere in trefflichen Reiterbildnissen, der andere theils in eigenen Bildern, namentlich Landschaften von prächtiger Charakteristik der Natur und Geschlossenheit der künstlerischen Wirkung, theils in Copien fremder Kunstwerke, besonders auch der Plastik, und kunstgewerblicher Gefäße oder Waffen, deren Material dann täuschend in der Behandlung der Oberfläche wiedergegeben ist — meistens Blätter aus der durch Musterleistungen dieser Art berühmten gazette des beaux arts. Ballin hat besonders Seestücke und Landschaften mit den feinsten Wirkungen von Luft und Licht, hoch poetische und dabei durchaus naturalistische Schilderungen ausgestellt, ferner wunderbar malerisch abgetönte Bilder von einzelnen Partien alter Städte, Architekturen, ganze Städteansichten von London, Rouen 2c., Millet's Darstellungen armer heruntergekommener Leute, Jacques' Thierstücke, Chaplin's erotische Scenen in ihrer unerreichten Grazie, Foyer-Perrin's Fischer- und Strandbilder sind sämmtlich in ihrer Art musterhafte Leistungen. Troyon, Corot, Daubigny, endlich der geniale Meryon möge hier noch erwähnt sein. In der Technik des Aetzens, in der liebevollen Vertiefung in ihre Arbeit und dem auf eingehendsten Naturstudien beruhenden unsäglichen Fleiße der Ausführung möchte man aber fast doch den Engländern noch größeren Ruhm zuerkennen, als ihren französischen Nebenbuhlern. Namentlich sind die Figurenbilder, die Porträts und Gruppen von einer naturalistischen Wahrheit und Lebensfrische, so meisterhaft im Detail der Ausführung jeder Kleinigkeit, daß der Effect geradezu Staunen verursacht.

Die Engländer lieben es, sich besonders auch in größeren Bildern, ja in lebensgroßen Porträtköpfen auf der Kupferplatte zu versuchen. Herkomer's Porträt des englischen Dichters Tennyson und unseres deutschen Componisten Wagner stehen wohl an der Spitze dieser Leistungen. Die Rundung auf der Fläche durch Schatten- und Lichtvertheilung, ebenso wie der coloristische Effect und die Charakteristik der Physiognomie sind in gleicher Weise gelungen. Den beiden genannten Bildern steht der Kopf einer alten, runzeligen Frau (Studienkopf) zur Seite, der in der Vollendung der Detailausführung an Teniers gemahnt. Auch in allegorischen Darstellungen, idealen Figuren wissen die englischen Meister wenn nicht den hohen Schwung und die Energie eines Chifflart, so doch Innigkeit, Zartheit und Grazie zu erreichen, obwohl im Ganzen und Großen ihre Radirungen etwas Massiveres und Derberes als die vielfach leicht-eleganten Impromptus der Franzosen an sich haben. Freilich giebt es Ausnahmen, so vor allem Tissot (allerdings französischer Abkunft) und Andere. Im Ganzen kann nichts mehr überraschen als diese Auswahl trefflicher, hochbegabter, poetischer Künstler — wir nennen hier nur noch Slocombe und Seymour-Haden — welche der englische Theil der Ausstellung zeigt, und die dem landläufigen Urtheile von der geringeren Bedeutung der bildenden Kunst in Großbritannien, oder gar von der Geschmacklosigkeit und Bizarrerie, welche daselbst herrschen sollen, direct widersprechen.

In der Kunsthandlung von Honrath und Van Baerle unter den Linden locken jetzt besonders schöne Gemälde moderner deutscher Meister den Besuch der Kenner und Liebhaber an oder fesseln die schaulustige Menge der Spaziergänger vor den Fenstern. Es sind meist neueste Schöpfungen von dem Münchener Maler Joseph Brandt, von G. Max, Gude, Voltz, A. Achenbach, Dücker, Kovalski, W. Sohn zu sehen. Achenbach's „Kanal von Ostende" ist ein Bild von einer Tiefe der Coloristik und Kraft der Darstellung, die uns selbst bei diesem Meister der Landschaft und des Städtebildes mit ihren feinsten Licht- und Lufteffecten Ueberraschung und Bewunderung aufs Neue abnöthigen. Das Mondlicht, und unten an den Häusern der Schein der Laternen, dann der brausende Sturm, der in den gejagten Wolkenmassen so sicher zur Darstellung gelangt, die Leuchtfeuer am Hafen, dazu die altersgrauen, verwitterten Häuser und sonstige Staffage, sind zu einem eben so kühn als stimmungsvoll concipirten Ganzen vereinigt, das den Pinsel des souveränen Meisters in jedem Zuge aufweist. G. Max hat einen Knabenkopf hergeschickt, der, fast ohne Schatten, in einem hellen, warmen Tone gemalt, dennoch vortrefflich körperlich wirkt. Der Ausdruck ist von selten inniger, träumerischer Tiefe. Es ist einmal ein Bild des hochbegabten Malers, dem zwar eine leise Schwermuth anhaftet, aber der unglücklich krankhafte Zug glücklicherweise mangelt, der so manche der letzten Schöpfungen von G. Max halb ungenieß-

bar macht. Von J. Brandt brauche ich nur zu erwähnen, daß er ein Wirthshaus an der Steppe ausgestellt hat, um sofort jeden Leser, der Darstellungen dieses Meisters gesehen hat, die charakteristische Eigenart desselben in die Seele und vor die Augen zu rufen. Das Wilde, Nomadenhafte, Uncultivirte, Zigeunermäßige wird uns in der Architektur, in den Personen und ihrem Gefolge, kurz in der ganzen Auffassung, im Tone des Gesammtbildes so lebhaft und wahr wiedergegeben, wie es eben nur J. Brandt vermag, gegen den in dieser Art Darstellungen jeder Andere mehr oder weniger Stümper erscheint.

Oeffentlich gegen Entrée (Abends bei elektrischer Beleuchtung) sind, um auch dies noch zu erwähnen, seit einigen Tagen hier zwei größere Bilder von Makart und Zichy ausgestellt, und zwar im Saale der „Passage", da der Künstlerverein seine Salons verweigert hat. Letzteres mit Recht dem Zichy'schen Sensationsbilde gegenüber, ohne welches der Entrepreneur, wie wir hören, das Makart'sche Bild allein nicht ausstellen wollte. Es ist hier nämlich auf einen Contrast abgesehen, dessen stark gepfefferte Wirkung das Publikum anlocken soll. Mit der Kunst im hohen Sinne des Wortes haben derlei Schaustellungen gar nichts zu thun, sie verdienen vielmehr die schärfste Zurückweisung. Schade, daß darunter die Beurtheilung des Makart'schen Gemäldes leidet, welches eine Bacchantenfamilie darstellt und an goldiger Leuchtkraft, überhaupt coloristischer Schönheit, unter Vermeidung aller sonst oft vom Meister störend angebrachten kalkigen und giftigen Farbentöne, mit zum Besten gehört, was wir von Makart haben. Es ist ein üppiges Bild frohen, sinnlich ausgelassenen, aber nicht frivolen Waldlebens jener antik-mythologischen Geschöpfe, die einmal von Alters her sich gewisse Freiheiten erlauben dürfen, welche man sterblichen und gesitteten Menschenkindern, in der Oeffentlichkeit wenigstens, sehr übel deutet. Ein zufrieden lächelnder, bocksfüßiger Pan, an den sich sein im süßesten Rausche in die Knie gesunkenes Weib anschmiegt, bietet dem letzteren aufs Neue die Schale mit Traubensaft, und allerliebste jüngere Sprossen dieses Paares tummeln sich mit Trauben, Guirlanden und Tambourin, das der Hand der Bacchantin entfallen ist, umher. Es ist ein coloristisches, nicht besonders inhaltstiefes, aber als Decorationsbild wundervoll wirkendes Gemälde. Der schäumenden Lebensfreude auf diesem Bilde steht nun eine etwa viermal so große Composition, den Raum einer ganzen Wand des Saales einnehmend, „die Geisterstunde auf dem Kirchhof", von Zichy, gegenüber. Dieser colossale Fetzen von Leinwand, der allenfalls Ekel oder Gelächter, aber nie Grauen hervorrufen kann, zeigt uns einen blutrothen Mond, der aus schwarzen Wolken hervorlugt, und eine im giftgrünen Lichte strahlende Stelle eines Kirchhofes, aus dessen Gräbern Dutzende von Skeletten und halb verwesten Leichen emporgestiegen sind, welche wunderbare Pantomimen aufführen und sich zum

Theil gegenseitig bekämpfen oder ihre Zuneigung ausdrücken. Nur hier und da blitzt aus der großen Darstellung ein Fünkchen Phantasie hervor, nur hier und da verräth die Technik der Malerei, daß ein Talent nicht ohne Bedeutung der Urheber dieser wüsten Conception ist, ein Talent, das allerdings schleunig umkehren muß, wenn es nicht völlig zu Grunde gehen will. y.

Literatur.

W. Müller, Geschichte der Gegenwart XIV. Das Jahr 1880. Berlin, J. Springer. — Das Müller'sche Jahrbuch ist diesmal so frühzeitig fertig geworden, daß es allen ähnlichen Unternehmungen den Rang abgelaufen hat. Wir finden aber nicht, daß es darum weniger sorgfältig ausgearbeitet sei als sonst. Wie billig sind die deutschen Angelegenheiten besonders ausführlich behandelt; es stehen hier die Reichstagsverhandlungen über das Militärgesetz, über die Verlängerung des Socialistengesetzes und über die Milderung der kirchenpolitischen Gesetze im Vordergrunde. Daran schließt sich aber eine vollständige Uebersicht über die politischen Ereignisse des abgelaufenen Jahres. Unter einer besonderen Rubrik sind die Nachträge, Enthüllungen 2c. zu der Geschichte früherer Jahre zusammengestellt; hier findet sich unter Anderen eingereiht die Prophezeihung August Neffzer's vom Jahre 1861 über die deutsche Zukunft des Elsasses. Bequem zum Nachschlagen sind die kurze Chronik und das Personenverzeichniß. g.

Den Freunden der mundartlichen Forschung und der Schweiz wird es angenehm sein zu vernehmen, daß das seit Jahrzehnten vorbereitete große schweizerische Idiotikon endlich zu erscheinen angefangen hat (Schweizerisches Idiotikon, erstes Heft, bearbeitet von Friedrich Staub und Ludwig Tobler. Frauenfeld, 1881). Es freut uns, mit allem Nachdrucke darauf hinweisen zu können, daß eine durch und durch wissenschaftliche, solide und gründliche Arbeit vorliegt, die für die Fortführung des Werkes das Beste voraussehen läßt. Die Worte werden nach dem in Schmeller's bairischem Wörterbuche waltenden Systeme (das für diesen Zweck einzig richtige) aufgeführt, nach Aussprache, Bedeutung, Flexion, auch wo es darauf ankommt, synonymischen Bezügen behandelt und mit zahlreichen hübschen Beispielen illustrirt, welche theils, durch Bemühung vieler Sammler, den lebendigen Mundarten, theils der Literatur, der älteren, wie der neueren, entlehnt sind. Das erste Heft bringt auf 127 Spalten die Reihen A bis Ag (eg, ig, og, ug); eine rasche Fortsetzung wird verheißen und das Erscheinen von jährlich zwei bis drei Heften (zu zehn Bogen groß Quart) in Aussicht gestellt. Der Preis ist höchst billig und das Werk verdient in hohem Grade, daß es kräftig unterstützt werde.

Brigitta. Erzählung von Berthold Auerbach. Stuttgart, J. G. Cotta. 1880. — Mit immer frischer Kraft fördert Auerbach neue Schöpfungen zu Tage und bleibt in ihnen im Guten, wie im Schlimmen im Wesentlichen seiner alten Art getreu. Zum Schlimmen rechnen wir vor Allem die aphoristische Manier der Darstellung, welche sich nicht nur im bloßen Stile, in der Art, in welcher die Sätze zusammengefügt werden, sondern auch in der Composition geltend macht; denn auch die einzelnen Kapitel und Abschnitte reihen sich meistens wie selbstständige, von einander unabhängige Bilder unvermittelt an einander, so daß die ganze Erzählung etwas Abgerissenes und Sprunghaftes bekommt. Die vierzig Kapitel, deren Zahl schon an sich in einem Bande von 235 Seiten übergroß ist,

ließen sich, wenn man sich für die Eintheilung an den Wechsel der Scene oder der Situation halten wollte, in noch viel mehr zerlegen. Aber für unsern Geschmack wird diese unangenehme Außenseite durch den reichen und gediegenen Inhalt wenigstens in diesem Falle so gut wie ganz aufgewogen. In ihm tritt wieder das hervor, was als erste Bedingung dichterischen Schaffens anzusehen ist und fast ausnahmslos den Schöpfungen Auerbach's nachgerühmt werden kann: die Fähigkeit, die Regungen des menschlichen Herzens zu verstehen und nachzuempfinden und sie zugleich in anschaulicher und ergreifender Weise dem Leser vorzuführen. Dabei huldigt ja Auerbach bekanntermaßen weder in der Weise des französischen Kloakenromans der photographisch getreuen Wiedergabe der gemeinen Wirklichkeit, noch nach der Art der englischen oder amerikanischen Criminalgeschichte der detectivemäßigen Zergliederung von Verbrechermotiven, sondern stellt ohne derartige Sensationsgelüste schlichte und rechte Menschen dar, welche nichts Abenteuerliches und kaum etwas Absonderliches erleben, in deren Erlebnisse aber die ordnende Hand des Dichters einen poetischen Zusammenhang zu bringen, eine poetische Idee zu legen weiß. Denn dadurch unterscheidet sich ja die dichterische Anschauung von der gewöhnlichen, daß sich ihrem Auge in dem vielverschlungenen Gewirr, das man Wirklichkeit nennt, ein Höheres zeigt und die Möglichkeit einer idealen Lösung bietet, darin aber liegt das Geheimniß der dichterischen Kunst, daß sie jener Lösung Gestalt zu geben vermag und ein verklärtes, von allen allzu irdischen Bestandtheilen freies Abbild der Wirklichkeit schafft. In „Brigitta“ wird ein schwerer Conflict der Pflichten und Gefühle durch eine gefährliche Krisis hindurch zu einem befriedigenden Ausgange geführt: die Tochter gewinnt es über sich, dem Verderben ihres Vaters Böses mit Gutem zu vergelten. Daß Brigitta selbst das Wort führt und selbst von ihren Herzensbedrängnissen und Seelenkämpfen erzählt, erhöht den Reiz um ein Bedeutendes; wir sehen darum die Dinge doch keineswegs nur mit ihren Augen, da sie in manchen anderen Gestalten der Dichtung vollgültige Zeugen für ihre Auffassung beibringt. Denn neben ihr stehen ziemlich viele und sämmtlich, wenn auch mitunter nur mit wenigen Strichen, sehr glücklich gezeichnete Personen und all ihr Thun und Denken vereinigt sich schließlich zu jenem harmonischen Einklange, vermittelst dessen das Göttliche im Menschen zu Sieg und Triumph gelangt. Die humane und weisheitsvolle Lebensanschauung des Dichters kommt diesmal ohne jene Aufdringlichkeit und Selbstgefälligkeit, wie sie in anderen seiner Schöpfungen wohl hervorgetreten sind, aus dem Munde seiner Helden und Heldinnen zu einem sehr sympathisch berührenden Ausdruck; in dieser Hinsicht machen wir besonders auf die Aeußerungen der als Jüdin geborenen und später getauften Frau Doctorin über unsere heilige christliche Religion und auf die Beleuchtung der so idealen, aber so schwer erfüllbaren Forderung der Feindesliebe aufmerksam. E—e.

F. von Zieglauer, Die politische Reformbewegung in Siebenbürgen in der Zeit Josef II. und Leopold II. Größtentheils nach bisher unbenutzten handschriftlichen Quellen. Wien, Braumüller. 1881. — Es ist nicht zum ersten Male, daß ein nicht Siebenbürger Sachse über wichtige Perioden der siebenbürgischen Geschichte Tüchtiges leistet. Wir brauchen nur an den alten Schlözer zu erinnern. Bei beiden sehen wir ein, wie sie, ohne Vorurtheil an die Geschichte Siebenbürgens herantretend, durch tiefe Studien darauf geführt werden, welch eine große und für das Land segensreiche Vergangenheit gerade das deutsche Volk der Sachsen in Siebenbürgen habe. Die Ableitung für die Gegenwart liegt nahe. Zieglauer hat lange Jahre in Siebenbürgen gelebt, bis die Umgestaltung der politischen Verhältnisse und die wüste Magyarisirung der

Hermannstädter juristischen Facultät ihn vertrieb und er an der neuen Universität Czernowitz einen größeren Wirkungskreis fand. Seine Eignung für die Monographie hat er in dem bedeutenden Werke: Harteneck, Graf der sächsischen Nation und die siebenbürgischen Parteikämpfe seiner Zeit 1691—1703 (Hermannstadt, 1869) schon gezeigt. Auch das vorliegende Buch behandelt große Parteikämpfe, die am Schlusse des vorigen Jahrhunderts im Lande tobten. Josef II. hatte bekanntlich auch die Verfassung Siebenbürgens aufgehoben, die auf der Gleichberechtigung der drei Nationen (des Adels, der Sekler und Sachsen) beruhte. Als er vor seinem Tode alles widerrief, wurde durch seinen Nachfolger Leopold II. 1790 der siebenbürgische Landtag nach Klausenburg eingerufen, der die alte Verfassung wieder herstellen sollte. Die Schilderung des Landtages bildet den Hauptinhalt des Buches. Die Bedeutung desselben beruht darin, daß durch diese Versammlung die alte Grundlage der siebenbürgischen Verfassung neu gelegt wurde, daß der Rechtsstand auch der sächsischen Nation anerkannt und gesetzlich für alle Zukunft gewährleistet wurde. Es ist interessant, wie die Parteien damals schon gegen die Sachsen, die dritte (deutsche) ständische Nation des Landes gesinnt waren. Die rohen Worte, die der magyarische Chauvinismus heute tagtäglich gegen alles deutsche Leben in Ungarn in Bereitschaft hält, sind damals schon laut im Landtagssaale erklungen. Diese Richtung des magyarischen Charakters ist eben eine typische. Damals freilich war ihr nicht gelungen, was ihr heute gelungen ist, den Rechtsstand der sächsischen Nation widerrechtlich zu vernichten. Die Nation blieb in ihren Rechten. Die einzelnen deutschen Gaue bildeten zusammen eine municipale Einheit, an der Spitze derselben stand die Nationsuniversität, mit weitgehendem Selbstverwaltungsrechte und mit dem Befugnisse der Statutengesetzgebung. Die deutsche Sprache in Amt und Gericht, die Wahl der Beamten, alles blieb in der alten Rechtsordnung. Wer die Geschichte Siebenbürgens bis zum Jahre 1848 und die heutige Entwickelung verstehen will, wird Zieglauer's Buch nicht entbehren können. Alle bedeutenden Fragen, die später die Gemüther der Parteien erhitzt haben, sind auf jenem Landtage erörtert worden. Es ist ein Zeichen staatsmännischen Blickes, wenn die Sachsen, bei der Frage nach der Union Siebenbürgens mit Ungarn (das damals übrigens auch die Mitnationen nicht im Sinne der „Incorporirung" faßte), auf die Gefahren hinweisen, die Siebenbürgen daraus erwachsen würden. Sie sind heute, wo diese Union wider den Willen der Mehrzahl der Bevölkerung zu Stande gebracht worden ist, buchstäblich in Erfüllung gegangen.

Wer insbesondere mit Verständniß das schwere Unrecht sich klar machen will, das an dem sächsischen Volke und an dem deutschen Leben in Siebenbürgen durch die Magyaren geübt worden ist, findet in Zieglauer die Quelle dafür. Der Rechtsstand, den der Landtag von 1790/1 schuf, ist der sächsischen Nation 1868 gewährleistet worden, bis ein unerhörter Rechtsbruch ihn unlängst vernichtete.

Der Verfasser stellt die einzelnen Gegenstände, die der Landtag verhandelte, in der Art dar, daß ein Gegenstand durch die ganze Session verfolgt wird, so daß das Zusammengehörige in einem Kapitel behandelt wird. Historische Einleitungen, um den Stand der betreffenden Frage jedesmal klar zu legen, sowie eine genaue Inhaltsangabe erleichtern auch dem ferner stehenden Leser das Verständniß. So sei das auch äußerlich schön ausgestattete Buch wärmstens empfohlen.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.
Ausgegeben: 12. Mai 1881. — Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig.

Calderon in Deutschland.

Zum 25. Mai 1881.

Die Madrider Akademie hat alle gebildeten Nationen zur zweihundertjährigen Jubelfeier des berühmtesten spanischen Dramendichters eingeladen. In allen Sprachen soll sein Ruhm von Dichterlippen, oder sagen wir vielleicht richtiger in Versen ertönen. Wohl viele mögen diese Art der Feier gerade etwas sonderbar finden und die Aufforderung zu Arbeiten über Calderon, zu Uebersetzungen seiner Werke, für entsprechender halten. Man könnte die Aufforderung zu diesem dichterischen Weltlobgesange fast ein wenig Don Quixotisch nennen, wenn wir uns nicht scheuen würden, solch übel klingende Bemerkungen über die hohe Akademie zu wagen an dem Tage, wo sie Calderon's Todestag mit all ihren Mitteln zu feiern bestrebt ist. In der That, wir dürfen den Landsleuten des Dichters ob der etwas sonderbaren Art der Feier keinen Vorwurf machen. Im Gegentheile, sie thun recht, den nationalen Dichter ihren nationalen Ansichten entsprechend zu ehren. Und „stolz lieb' ich den Spanier", sagt schon der deutsche Don Philipp.

Calderon hat zu einer Zeit gelebt, in der Spanien noch nicht aufgehört hatte, für die erste Macht der Welt zu gelten, wenn es auch bereits aufgehört hatte, diese zu sein. Wie nur je ein Römer des Alterthumes überzeugt war von dem „Roma caput orbis", so war jeder Spanier zu Calderon's Zeiten durchdrungen von selbstbewußtem Stolze, Madrid sei der belebende, bewunderte Mittelpunkt Europas — gebührte dann dem ersten Dichter Spaniens nicht die Huldigung ganz Europa's! Viel hat sich seit diesen Tagen anders gestaltet. Ja es kam sogar eine Zeit, in der von einem spanischen Könige, es war Karl III., der durch Decret vom 11. Juni 1765 es verfügte, die Aufführung jener Autos sacramentales, an denen sonst Hoch und Nieder sich erfreute und fromm erbaute, Calderon's großartigsten, zum mindesten eigenartigsten Dichtungen, verboten wurde, „weil man sich damit nur vor den Ausländern lächerlich mache". Der französische Geschmack, die Lehre von der Wahrscheinlichkeit und den drei Einheiten im Drama feierte ihre Siege jenseits der Pyrenäen zur selben Zeit, da vom deutschen Norden aus der

Glaube an die Richtigkeit jener Regeln für immer erschüttert wurde. Es mag als eine dem Dichter geleistete Genugthuung erscheinen, wenn nun an seinem Jubelfeste dieselben Ausländer, vor denen man sich seiner schämte, aufgefordert werden, mit den eigenen Landsleuten wetteifernd, das Lob des Dichters zu verkünden. Ist die Art und Weise, wie man das bewirken will, etwas übertrieben pomphaft, so ist sie doch als dem spanischen Nationalcharakter entsprechend auch berechtigt.

Müßten wir doch auch in Calderon's Dichtungen vieles als großsprecherische Unnatur und Don Quixotisch tadelnd abweisen, wenn wir uns nicht gleichzeitig erinnerten, daß Cervantes seinen Helden eben mit den Eigenthümlichkeiten seiner Landsleute ausgestattet hat. Was uns im Genusse Calderonischer Poesie stört, ist nicht absolute Unnatur, sondern originell spanisch, Convenienz und Ueberzeugung der spanischen Gesellschaft im siebzehnten Jahrhundert. Freilich erwecken diese Eigenthümlichkeiten in der Lectüre oft solches Unbehagen, erscheinen uns so unverständlich bizarr, daß aller Genuß der Poesie entflieht; aber gerade wir Deutsche dürfen uns hierdurch nicht abschrecken lassen, jene narkotischen Wunderblumen näher kennen zu lernen. Gerade wir Deutsche haben es ja von Herder gelernt, die Kunst jedes Volkes und jeder Zeit mit dem Maßstabe des betreffenden Volkes, der betreffenden Zeit selbst zu messen, aus ihrer Umgebung heraus verstehen zu lernen. „Tausendquellig ja fließt so Ton als Wort durch die Länder, verschieden überall ersprießt des Menschen Sinn

Und so von Volk zu Volke hört er singen,
Was jeden in der Mutterluft gerührt,
Was Leiden bringen mag und was Genüge,
Behend verwirrt und ungehofft vereint,
Das haben tausend Sprach- und Redezüge
Vom Paradies bis heute gleich gemeint.
So singt der Barde, spricht Legend und Sage,
Wir fühlen mit, als wären's unsre Tage."

Das ist Herder's, von Goethe wieder selbst zum Gedichte gestaltete Lehre; ihrer eingedenk müssen wir an Calderon herantreten.

Aber auch von solchem Standpunkte aus messend begehen wir kein Unrecht an dem spanischen Dichter, wenn wir seine Größe durch nationale und zeitliche Beschränktheit für wesentlich beeinträchtigt erklären. Wenn wir auch bereitwillig anerkennen, daß, wer seiner eigenen Zeit völlig genug gethan hat, für alle Zeiten gelebt hat — und Calderon hat den Spaniern des siebzehnten Jahrhunderts so vollständig Genüge gethan wie Shakespeare seinen Landsleuten —; so müssen wir doch Calderon gegenüber auf den britischen Dramatiker verweisen. Shakespeare hat, die Forderungen seiner Umgebung er-

füllend, Werke geschaffen, die nicht nur ihr, sondern auch noch uns menschlich nahe gehen. Er, der mit seinen Dramen seiner Zeit genügte, schuf doch im Hamlet zugleich eine Dichtung, deren tiefsinnigem Gehalte seine Zeit nicht Genüge thun konnte, der kaum das neunzehnte Jahrhundert genügendes Verständniß entgegenzubringen vermochte. Shakespeare's Werke, einzelnes weniges in ihnen ausgenommen, können wir bewundern und verstehen, auch wenn wir gar nicht wüßten, in welchem Lande und zu welcher Zeit er gelebt habe. Wenn auch in Calderon's ernsten und heiteren Dramen vieles ohne weiteres unmittelbar mit Staunen und Bewunderung erfüllt, die Lachlust reichlich befriedigt, vollkommen gewürdigt kann er nur werden, wenn man ihn fortwährend im Rahmen seiner Zeit betrachtet. Mit Recht rühmt Goethe von ihm, daß er „alle Elemente der Menschheit erschöpft“ hat, aber während sie bei Shakespeare sich jedem Beobachter sofort zeigen, müssen wir bei Calderon uns abmühen, bis wir das allgemein Menschliche, und nur dieses ist das dramatisch Erschütternde, aus der zufälligen Kleiderpracht des spanischen Hofcostümes herauszulösen im Stande sind. Shakespeare, so charakterisirt Goethe 1822 den Unterschied, „reicht uns die volle, reife Traube vom Stocke; wir mögen sie nun beliebig Beere für Beere genießen, sie auspressen, keltern, als Most, als gegohrenen Wein kosten oder schlürfen, auf jede Weise sind wir erquickt. Bei Calderon dagegen ist dem Zuschauer, dessen Wahl und Wollen nichts überlassen; wir empfangen abgezogenen, höchst rectificirten Weingeist, mit manchen Spezereien geschärft, mit Süßigkeiten gemildert; wir müssen den Trank einnehmen, wie er ist, als schmackhaftes köstliches Reizmittel, oder ihn abweisen. Der Dichter steht an der Schwelle der Uebercultur, er giebt eine Quintessenz der Menschheit.“ Diejenigen, welche in ihrer einseitigen Bewunderung des spanischen Dramatikers, des urromantischen Calderon's, zuerst zum Vergleiche mit Shakespeare aufforderten, haben ihrem Heros einen schlechten Dienst erwiesen. Um Calderon gerecht zu werden, vergleiche man ihn mit anderen spanischen, mit französischen, mit italienischen wie deutschen Dramatikern, aber nicht mit Shakespeare, dem „Will of all Wills“, von dem der alte Goethe meint, „wir alle, wie wir sind, können weder seinem Buchstaben noch seinem Geiste gerecht werden“. Mit allen, nur nicht mit Achill mag Hektor ungestraft sich messen.

Nichts zeigt mehr wie mächtig Calderon in Deutschland eingewirkt hat, als wenn wir uns daran erinnern, daß es eine Zeit lang den Anschein hatte, als vermöchte Calderon und das spanische Drama nicht nur dem Einflusse des englischen bei uns die Wage zu halten, sondern sich an dessen Stelle zu setzen. Es waren nicht katholisch gewordene Romantiker, sondern Goethe selbst, der sich von Calderon's Genius überwältigt fühlte, Goethe, der es für Shakespeare's größten Lebensvortheil erklärt, als Protestant geboren und

erzogen zu sein, und Calderon bedauert, daß der „hoch- und freisinnige Mann genöthigt, düsterem Wahne zu fröhnen und dem Unverstande eine Kunstvernunft zu verleihen". In Wahrheit haben wir nicht nur „Widerwärtiges" in Calderon auf Rechnung des Katholicismus zu setzen, auch mit sein Bestes hat er diesem zu verdanken. Gerade seine wunderbaren geistlichen Dramen sind nur im katholischen Geiste möglich; Calderon hat dem Katholicismus so viel zu danken wie Shakespeare dem Protestantismus: was uns an Calderon stört, ist das national Spanische. Dieses erstreckt seinen Einfluß viel mehr auf des Dichters religiöse Anschauungen als es umgekehrt der Fall ist. So ist es z. B. der spanische Sittencodex, dem die Lächerlichkeit zur Last fällt, wenn im „Maler seiner Schande" Gott selbst gezwungen ist, der als seiner Geliebten dargestellten menschlichen Natur zu

„verzeihen und verschonen.
Und daß einst, zu größerm Ruhm,
Schützend sich mein Arm erprobe,
Sei diesmal in ihren Thränen
Meiner Rache Gluth erloschen.
Denn an einem Weib, das weint,
Rächt kein Edler je im Zorn sich."

Wir haben der Stellung Goethe's zu Calderon gedacht. Wenn wir hier auch nicht die Absicht haben, Calderon's Stellung in der deutschen Literatur, sein allmähliches Bekanntwerden und seinen mächtigen Einfluß irgendwie erschöpfend zu schildern, so möge uns doch gestattet sein, einige Episoden aus der Geschichte Calderon's in Deutschland herauszuheben. Ist es ja doch der beste Beweis für die Aufrichtigkeit unserer Theilnahme am Feste eines Fremden, wenn wir an diesem Tage die Beweise aufzeigen können, daß wir schon geraume Zeit uns Mühe gegeben haben, seine genauere Bekanntschaft zu machen. Diese Bekanntschaft ist allerdings noch kaum hundert Jahre alt. Sie beginnt erst mit der romantischen Schule. Aus der früheren Zeit haben wir weniges aufzuweisen. „Die Schriften der Spanier," meint Lessing 1754 im ersten Stücke der theatralischen Bibliothek, „sind diejenigen, welche unter allen ausländischen Schriften am wenigsten unter uns bekannt werden." Daß spanische Dramen existirten, wußte man schon ziemlich lange in Folge der Streitigkeiten, welche Corneille's „Cid" in Frankreich hervorgerufen hatte, aber viel mehr, als daß sie existirten, wußte man auch nicht. Der Vater unserer Literaturgeschichte, Daniel Georg Morhof, mußte 1682 in seinem „Unterricht von der teutschen Sprache und Poesie" die Franzosen gegen den Vorwurf des Engländers Thomas Spraat vertheidigen, daß sie ihre besten Komödien und Tragödien aus spanischen Stücken entnommen hätten. Im zweiten Theile seines Werkes finden wir ein eigenes Kapitel „von der Spanier Poeterei".

Calderon's Name wird darin nicht erwähnt. Cervantes' Don Quixote nennt er „die artigste Satyre, die jemahls gemacht werden kann". Im Allgemeinen aber sei bei den Spaniern „der Trieb zu der Tichterey mit viel ausspürigen romainschen Gedanken als wie mit einer Krankheit eingenommen, welche sie in allen ihren Vornehmen begleitet". Ihre Ritter, die sie einführten, müßten nothwendig Liebhaber sein — ein Vorwurf, der nicht minder auch das französische classische Drama trifft — und durch solche Thorheiten würden ihre Tragödien wie ihre heroischen Poemata mehrentheils verdorben. Morhof selbst kennt freilich nichts als eine lateinische Uebersetzung der berühmten Celestina (la comedia de Calisto y Melibea 1499). Die Fruchtbarkeit Lope's de Vega erstaunt den selbst vielschreibenden Dichter und Polyhistor nicht im geringsten, denn dieser habe es sich so bequem gemacht keine Reime zu gebrauchen, „so hat er viel ehe damit fertig werden können". Auch die Komödien der Spanier seien voll von sonderlicher Erfindung. „Gleichwohl seien bei den Spaniern einige gewesen, die die Kunst der dramatischen Poesie und der Tragödie aus dem Aristoteles vorgestellet." So viel wußte man und so urtheilte man im Todesjahre Calderon's in Deutschland über das spanische Drama.

Gottsched in seinem „Versuch einer kritischen Dichtkunst" klagt über die Unregelmäßigkeit der englischen Schaubühne, welche aber noch immerhin besser wäre als das italienische Theater, das wenig Kluges hervorgebracht habe; daß es ein spanisches Drama in der Welt gäbe, davon weiß auch die vierte Auflage der Dichtkunst vom Jahre 1751 nichts zu erwähnen. Auch in den Berliner „Briefen, die neueste Literatur betreffend" ist nie vom spanischen Drama die Rede. Im 68. Stücke der „Hamburgischen Dramaturgie" gesteht Lessing, daß er selbst noch vor wenigen Jahren bei der Herausgabe der theatralischen Bibliothek vom echten älteren spanischen Drama nichts wußte. Die dort mitgetheilte Virginia von Augustino de Montiano y Luyando aus neuerer Zeit sei wohl in spanischer Sprache, aber nach den französischen Regeln geschrieben. „Wir sind mit den dramatischen Werken der Spanier so wenig bekannt; ich wüßte kein einziges, welches man uns übersetzt oder auch nur auszugsweise mitgetheilt hätte." Er wolle nun nach ihrem alten Lope und Calderon greifen. In der „Dramaturgie" selbst, im 60. bis 68. Stücke, wird denn auch zum erstenmale ein älteres spanisches Drama auszugsweise mitgetheilt, es ist Antonio Cöllo's „dor la vida for su dama ó el conde de Sex" (in der Brockhaus'schen Sammlung herausgegeben 1870 von Karolina Michaelis). So wie dieser Essex in Schönheiten seien die echt spanischen Stücke sämmtlich, die Fehler springen in die Augen, die Schönheit ist: „Eine ganz eigne Fabel, eine sehr sinnreiche Verwickelung, sehr viele und sonderbare und immer neue Theaterstreiche, die ausgespartesten Situationen,

meistens sehr wohl angelegte und bis ans Ende erhaltene Charaktere, nicht selten viel Würde und Stärke im Ausdrucke." Dies günstige Urtheil Lessing's hat um so mehr Gewicht, als ihm eine Beurtheilung aus Zeit und Volk heraus ferne lag, er prüfte lediglich vom Standpunkte der Gegenwart aus, und Gerstenberg in den „Schleswig'schen Literaturbriefen" war eben deshalb mit Lessing's Auffassung des Shakespeare'schen Dramas so wenig zufrieden. In Lessing's theatralischem Nachlasse begegnet uns noch einmal Calderon. Das in der Gegenwart in Deutschland populärste seiner Stücke gedachte Lessing zu übersetzen; erhalten ist uns nicht viel mehr als der Titel „das Leben ist ein Traum". Der Versuch dieser Uebersetzung stammt schon aus dem Jahre 1750. Vielleicht veranlaßt durch die in der „Dramaturgie" ausgesprochene Klage erschienen zwar nun vereinzelte Uebersetzungen spanischer Dramen, so z. B. 1770 zu Braunschweig ein „spanisches Theater" in drei Theilen aus dem französischen Texte des Théâtre Espagnol von Linguet; eine Uebersetzung „das menschliche Leben ist ein Traum" wurde schon 1760 nach einer italienischen Uebertragung von Calderon's Stück versucht. Doch solch vereinzelte Uebersetzungen, die ohne allen Einfluß blieben und sofort bei ihrem Erscheinen auch schon vergessen waren, sind für die Geschichte des Bekanntwerdens Calderon's in Deutschland bedeutungslos.

Bertuch, als Uebersetzer des Don Quixote voll Verdienst, hatte durch sein seit 1781 erscheinendes „Spanisches Magazin" wenig gewirkt. Von eingreifender Wirkung wurde dagegen Fr. Bouterwek durch seine „Geschichte der spanischen Poesie und Beredsamkeit" (Göttingen 1804). Er gesteht es in der Vorrede selbst zu, daß er hoffe, durch sein Werk die spanische Literatur in Deutschland in Aufnahme zu bringen; „empfängliche Gemüther für sie innigst zu interessiren und womöglich zu veranlassen, daß der deutsche Geist durch diese schönen Töne von Süden her zu neuer Selbstthätigkeit belebt werde. Deutsches Gemüth und spanische Phantasie in kräftiger Vereinigung, was könnten die nicht hervorbringen." Calderon wird hier als der höchste Ruhm der spanischen Bühne gepriesen. Bouterwek wirkte durch dieses Werk mächtig auf Aug. W. Schlegel und Ludwig Tieck, ja die ganze Calderonverehrung der Romantiker hat von ihm die erste Anregung empfangen. Während er an der spanischen Literaturgeschichte thätig war, kam er in Göttingen in persönliche Berührung mit A. W. Schlegel und es mag seine Aufmunterung dazu gewirkt haben, daß der spätere Calderon-Uebersetzer im „Göttingen'schen Musenalmanach" auf 1792 drei Uebertragungen aus dem Bereiche der spanischen Lyrik mittheilte. Tieck war schon als Knabe der Don Quixote (in Bertuch's Uebersetzung) eines der liebsten Bücher gewesen; aus Liebe zu ihm lernte er in Göttingen spanisch. Durch Empfehlung A. W. Schlegel's, der für seine Person den Antrag ablehnte, kam nun Tieck dazu, für den Buchhändler

Unger eine neue Uebersetzung des berühmten Romanes zu unternehmen; 1797 übernahm er die Arbeit, deren erster Band schon zwei Jahre später erschien und im vierten Stücke des „Athenäums“ von Friedrich, in Nr. 230 der „Jenaischen allgemeinen Literaturzeitung“ von A. W. Schlegel angepriesen wurde. Durch diese Uebersetzungsarbeit nun ward Tieck bewogen, auch in der dramatischen Literatur der Spanier sich umzuschauen. Lope de Vega und Calderon wurden mit Eifer studirt. Als erste Frucht dieser Dramenstudien erschien 1799 die dramatische Dichtung „Leben und Tod der heiligen Genoveva“, deren „Farben, Blumen, Spiegel und Zauberkünste“ Goethe halb lobend, halb ironisch „recht wunderbar“ nannte. Hier zuerst ist in einer deutschen Dichtung die Calderon'sche Manier der Einführung von Sonetten, Ottaven, Terzinen und Glossen versucht; es ist der Ton angeschlagen, den Tieck dann im Kaiser Oktavianus und in den beiden Dramen von Fortunatus weiterführt. Wenn wir hier Calderon's Einfluß keinen ungünstigen nennen wollen, so war es dagegen auch Calderon's Wirkung, die Friedrich Schlegel zu dem entsetzlichen Attentate veranlaßte, welches er 1802 mit seinem Trauerspiele „Alarkos“ gegen Vernunft und Geschmack zu unternehmen wagte. Dagegen war A. W. Schlegel, der Tieck bei der Don Quixote-Uebersetzung mit seinem Rathe beigestanden hatte, anfangs dem Enthusiasmus Tieck's für das spanische Drama gegenüber zurückhaltend, ja ablehnend. Im Musenalmanach der romantischen Schule (1802) veröffentlichte er vier „alte Gedichte aus dem Spanischen“. 1804 gab er die „Blumensträuße italienischer, spanischer und portugiesischer Poesie“ heraus. Auch aus der Celestina hatte er bereits eine Stelle übersetzt. Von Calderon aber schreckte ihn das Manierirte ab. Als er doch ernstlich dessen Studium begann, änderte sich rasch sein Urtheil, nun pries er seine Werke „als den reinsten und potenzirtesten Stil des romantisch theatralischen“. Er findet in ihm nun „alles nach sichern, consequenten Maximen mit den tiefsten künstlerischen Absichten in vollkommener Meisterschaft ausgearbeitet, so daß auch nicht eine verwahrloste Zeile aus seiner Feder geflossen“. In der Zeitschrift „Europa“ seines Bruders veröffentlichte er 1803 im zweiten Stücke des ersten Bandes einen Essay „über das spanische Theater“, das dem Publikum noch gänzlich unbekannt sei. In diesem Aufsatze denn wird es in Deutschland zum erstenmale ausgesprochen, daß Calderon ohne Nebenbuhler, ja selbst ohne einen solchen Mitbewerber, der auch nur in weiter Entfernung die zweite Stelle neben ihm einnehmen könnte, als der erste unter allen dramatischen Dichtern der Spanier erscheinen müsse. Die Bedeutung, welche Calderon in der Geschichte des spanischen Theaters zukomme, beruhe darin, daß er, was seinen Vorgängern schon für Form gegolten, wieder zum Stoff gemacht habe. „Ihm konnte nirgends weniger, als die edelste und freieste Blüthe genügen, daher kommt es, daß er sich in manchen Ausdrücken, Bildern,

Vergleichungen, ja selbst in einzelnen Spielen der Situation wiederholt*), da er sonst zu reich war, um von sich selbst, geschweige von anderen borgen zu dürfen. Die Erscheinung auf der Bühne ist ihm alles: aber diese sonst beschränkende Rücksicht wird bei ihm durchaus positiv." Es existire kein Dramatiker, der es in solchem Grade verstehe, den Effect zu poetisiren, der zugleich so materiell energisch und so ätherisch wäre. Gerade durch Calderon bietet nach Schlegel's Auffassung das spanische Theater in der Geschichte der romantischen Poesie einen merkwürdigen und ergänzenden Gegensatz zum englischen Theater.

Die Begründer der romantischen Schule trieben aber nicht in blos theoretischer Absicht das Studium der Literaturgeschichte; sie wollten stets unmittelbar praktischen Nutzen für die dichterische Production der Gegenwart daraus ziehen. Die nun erlangte Kenntniß der englischen und spanischen Bühne soll bewirken, daß unsere echten romantischen Dramatiker „eben die Mitte und Vereinigung beider suchen". Dieser Ausspruch A. W. Schlegel's muß als der bedeutsamste Moment in der Entwickelungsgeschichte von Calderon's Einfluß in Deutschland betrachtet werden. Damit ist nunmehr ein förmliches Programm für die Weiterbildung des deutschen Dramas aufgestellt. Die jungen dramatischen Dichter werden so angewiesen, Calderon nachzuahmen, und sie folgten diesen Ermahnungen. Schiller hatte solche Folgen schon früher vorhergesehen und schrieb schon am 3. Juli 1800 mißmuthig an Körner: „Die Schlegel's geben sich viel mit spanischer Literatur ab, nach ihrer Art, aber durch ihre Einseitigkeit und Anmaßung verderben sie einem gleich die Lust." Die spanische Literatur sei eine sehr anziehende Beschäftigung, wenn man sich mit der romantischen Poesie vertragen könne. „Sie ist freilich das Product eines andern Himmels und einer ganz andern Welt. Für unsere deutsche Poesie glaube ich nicht so viel Ausbeute daran finden zu können, als du hoffst; weil wir einmal mehr philosophische Tiefe und mehr Wahrheit des Gefühles als Phantasiespiele lieben." Bei dieser Ansicht mußte Schiller, noch dazu eben erfüllt von der Dichtung seiner das streng classische Drama feiernden „Braut von Messina", Schlegel's Aufforderung zur Nachahmung Calderon's unangenehm berühren. Wie rasch hatte sich aber unsere Literatur und die Kenntniß der fremden zu gleicher Zeit entwickelt. Noch war es eine

*) Gries an Tieck am 29. Mai 1829 tadelt „den ungeheuern Ueberfluß an gemachten, stehenden Phrasen, die sich bei jeder ähnlichen Gelegenheit wiederholen. Dies geht so weit, daß ich glaube, wenn von den 108 Schauspielen Calderon's etwa ein Viertel ganz auf uns gekommen wäre, von den übrigen aber nur der Plan, so würde man aus dem erhaltenen Viertel den ganzen Rest fast wörtlich wiederherstellen können." Es komme vor, daß in zwei Stücken, wie z. B. „Das Leben ein Traum" und „Die Locken Absalon's" die Hauptsituationen die größte Aehnlichkeit zeigten und die Personen fast wörtlich dieselben Redensarten im Munde führten.

kühne Neuerung, als Lessing in den „Literaturbriefen" und in der „Hamburgischen Dramaturgie" den Rath gab, die deutschen Dramatiker sollten eine Mitte zwischen dem französischen Classicismus und Shakespeare erstreben. Darauf folgte in der Sturm- und Drangperiode eine Nachahmung Shakespeare's, der blindlings nun in Bausch und Bogen herübergenommen wurde. Den Kunstlehrern von 1803 begann bereits Shakespeare selbst nicht mehr fortschrittlich — man wird bei dieser literarischen Betrachtung unwillkürlich an die Ueberstürzung der politischen Parteien gemahnt —, nicht mehr romantisch genug zu sein. Die Mitte zwischen Shakespeare und Calderon sei das für das moderne Drama zu erreichende Ideal. Die Folge war, wie einst sinnlose Nachahmung Shakespeare's, so jetzt womöglich noch unverständigere Nachäffung des Spaniers; nur wurde es hier bald unerquicklicher, da schlechte Poeten ihren Dramen aufzuhelfen hofften, wenn sie im neunzehnten Jahrhundert den spanischen Katholicismus des siebzehnten Jahrhunderts neu zu beleben versuchten.

Wenn Schlegel aber seinen Rath befolgt haben wollte, so mußte er zuerst die Möglichkeit einer Kenntnißnahme Calderon's vermitteln, d. h. für eine Uebersetzung desselben Sorge tragen, und der geschulte Dolmetscher Dante's, Ariost's und Shakespeare's hatte, als er in der „Europa" dem deutschen Drama seine Bahn vorzuzeichnen unternahm, sich auch bereits an das schwierige Unternehmen einer Calderon-Uebersetzung gewagt. Als seine Herausgabe Shakespeare's durch Zerwürfnisse mit dem Verleger ins Stocken zu kommen drohte, da faßte er den Plan, gemeinsam mit Tieck ein „spanisches Theater" herauszugeben, in welchem vor allen die „Numancia" des Cervantes, dann Stücke von Calderon, Lope, Moreto und Anderen erscheinen sollten. Tieck pflegte stets mehr zu versprechen als zu halten; von Schlegel übersetzt aber erschien 1803 zu Berlin im Verlage Hitzig's der erste Band „Schauspiele von Don Pedro Calderon de la Barca", enthaltend „Die Andacht zum Kreuze", „Ueber allen Zauber Liebe", „Die Schärpe und die Blume"; 1809 folgte ein zweiter Band mit dem „Standhaften Prinzen" und der „Brücke von Mantible". Durch diese Uebersetzung ward es den Deutschen zum erstenmale möglich gemacht, den wahren Calderon nach Inhalt und Form kennen zu lernen, freilich nur den ernsten Calderon, nicht den genialen Komiker. Schlegel's Uebersetzung der fünf Stücke erfreut sich nicht des Ansehens, das seine Shakespeare-Uebertragung noch heute und wohl in alle Zukunft genießt und genießen wird. Die Schuld liegt aber am Uebersetzten, nicht am Uebersetzer, der auch hier mit vollendeter Meisterschaft seine Aufgabe gelöst hat. Körner zwar findet „die Trochäen des Dialogs ungenießbar und schleppend," aber der Tadler selbst lernt erst durch diese Uebersetzung Calderon kennen, und Schiller äußert sich, nachdem er sie gelesen, gegen den

Dresdner Freund anders als früher. „Es ist,“ schreibt er am 16. October 1803, „recht interessant, den südlichen Geist mit einem mehr nördlichen hier zu vergleichen. Sinnlichkeit und Leidenschaft bezeichnet jenen, diesen eine moralische Tiefe des Gemüthes. Indessen ist in Calderon doch eine hohe Kunst und die ganze Besonnenheit des Meisters zu sehen: selbst was als regellos ins Auge fällt, wird von einer großen Einheit zusammengehalten.“ Bei Schiller ist dieser Ausspruch bereits hohes Lob, aber es klingt sehr kühl gegen die begeisternden Worte, die Goethe nach Lesung des „Standhaften Prinzen“ (in Schlegel's Manuscript) am 28. Januar 1804 an Schiller richtet. Beim ersten Lesen Calderon'scher Stücke störe zwar manches. „Wenn man aber durch ist und die Idee sich wie ein Phönix aus den Flammen vor den Augen des Geistes emporhebt, so glaubt man nichts Vortrefflicheres gelesen zu haben. Gegenstand wie Behandlung ist im höchsten Sinne liebenswürdig. Ja ich möchte sagen, wenn die Poesie ganz von der Welt verloren ginge, so könnte man sie aus diesem Stücke wieder herstellen.“

Wir wissen von keiner Antwort Schiller's, nachdem er das Stück gelesen, es ist aber, wenn man Schiller's ganze Auffassung der Poesie berücksichtigt, zweifellos, daß er Goethe's übermäßige Bewunderung nicht theilen konnte. Die weiteren Wirkungen Calderon's in Deutschland hat Schiller, wenn nicht unser größter, so doch unser nationalster Dramatiker, nicht mehr erlebt. In keinem Falle hätte der spanische Bühnendichter Einfluß auf seine eigenen Werke erlangt. Eine so ausschließlich nordische, reflectirend philosophische Natur, wie er selbst sich fühlte, mußte einem Dichter ferne bleiben, von dem ein Spruch des „Westöstlichen Divan“ treffend sagt:

„Herrlich ist der Orient
Ueber's Mittelmeer gedrungen;
Nur wer Hafis liebt und kennt
Weiß was Calderon gesungen.“

Goethe ist es denn auch, auf welchen Calderon den gewaltigsten Einfluß ausübte. Er erkennt durch all das abschreckend Bizarre der Gewandung hindurch den großen seltenen Genius, dem er über die Schranken der Zeit und Form hinweg die Hand zum Bunde reicht.

Erst durch den Verkehr mit Tieck und den Gebrüdern Schlegel war Goethe auf Calderon ernstlich hingewiesen worden. Briefliche Aeußerungen an A. W. Schlegel zeigen, wie lebhaft Goethe als Dichter wie als Leiter der Weimarer Bühne durch die Bekanntschaft spanischer Dramen angeregt wurde. Wohl war er sich des neuen Einflusses, den diese Poesie auf ihn ausübte, von Anfang an bewußt, denn schon zum Jahre 1802 enthalten die „Tages- und Jahreshefte“ die Notiz: „auch ist zu bemerken, daß in diesem Jahre Calderon, den wir dem Namen nach Zeit unseres Lebens kannten, sich

zu nähern anfing und uns gleich bei den ersten Musterstücken in Erstaunen setzte." Goethe's Eifer für das Theater hatte auch nach Schiller's Tode keine Abschwächung erfahren. Da auf der Weimarer Bühne so mancherlei versucht wurde, Jon und Alarkos, die Brüder des Terenz, ja sogar der Plan einer Aufführung der Euripideischen Helena auftauchte, so war es ganz natürlich, daß Goethe, von Calderon's Dramen tief ergriffen, daran dachte, diese auch für seine Bühne zu gewinnen. Schon 1807 wurde an ein Insceneſetzen des „Standhaften Prinzen" gedacht, wenn auch die „ersehnte Aufführung" erst 1810 zu Stande kam. Im folgenden Jahre handelte es sich darum, „das Leben ein Traum" bühnengerecht zu machen. So war es Goethe, der Calderon auf der deutschen Bühne einführte und dadurch auch seinerseits dazu beitrug, daß Calderon von den deutschen Dramatikern nachgemacht wurde, ein nutzloses und für unsere nationale Dramendichtung vollkommen schädliches Streben. Wir müssen aber berücksichtigen, was Goethe mit diesen Aufführungen bezweckte. Er schätzte diese Poesie allerdings an und für sich; auf die Bretter aber brachte er sie doch hauptsächlich der Ausbildung der Schauspieler wegen, als auch um dem Publikum durch die höchst denkbare ideale dramatische Erscheinung ein Gegengift für Iffland und Kotzebue zu reichen. Zunächst aber gesteht er den ersteren Zweck: „die zu würdiger Darstellung solcher Stücke erforderlichen Anstrengungen gaben neue Gelegenheit zum tiefer eindringenden Studium und der ganzen Behandlung einen frischen Schwung." „Zu höheren Zwecken" ward dann wieder „Die große Zenobia" von Calderon einstudirt und „Der wunderbare Magus" angenähert. Es ist bezeichnend, wie sehr es sich dabei um Bildung der Schauspieler handelte, daß Goethe mit der ersten Weimarer Calderon-Aufführung den Namen seines besten Schülers verbindet, P. A. Wolff's. „Unter den ernstesten und treuesten Bemühungen" tritt im „Standhaften Prinzen" dessen „hochgesteigertes Talent" hervor. Und so waren es die Dramen Calderon's, welche in hervorragender Weise dazu beitrugen, „daß in dieser Epoche sich das Weimarische Theater in Absicht auf reine Recitation, kräftige Declamation, natürliches zugleich und kunstreiches Darstellen auf einen bedeutenden Gipfel des inneren Werthes erhoben hatte." Auch auf die Ausstattung wirkte die Aufführung der spanischen Dramen günstig ein. Aber Goethe vergaß bei all diesem nie, daß es sich doch nur um ein Experiment handle, gerade so wie am Anfange des Jahrhunderts, als zur Ausbildung der Schauspieler im Vortrag wie zur Ablenkung des Publikums von prosaischer Nüchternheit er selbst Mahomet und Tankred, Schiller die Phädra übersetzte. Was Schiller im Prologe zur Mahomet-Aufführung gesagt hatte, sollte auch den Zweck der Calderon-Aufführungen erklären; er, dem die Sprache selbst zum Liede sich erhebt,

„Ein Führer nur zum Bessern soll er werden,
Er komme wie ein abgeschiedner Geist
Zu reinigen die oft entweihte Scene“.

Freilich boten Calderon's Werke eine unvergleichlich tiefere Poesie als die der französischen Tragödien war. Goethe aber fühlte wohl das unverträglich Fremdartige des Spaniers auf der deutschen Bühne; es ist zugleich seine eigene Empfindung, die er bekennt, wenn er 1815 in den „Annalen“ verzeichnet: „die ersten Acte der großen „Zenobia“ geriethen trefflich, die zwei letzteren, auf national-conventionelles und temporäres Interesse gegründet, wußte Niemand weder zu genießen noch zu beurtheilen, und nach diesem letzten Versuche verklang gewissermaßen der Beifall, der den ersten Stücken so reichlich geworden war.“

Aber gerade als Goethe seine Versuche, Calderon auf die Bühne zu bringen, aufgab, glaubte man im übrigen Deutschland, wo nun der romantische Einfluß herrschend geworden war, nun erst recht mit Aufführung Calderon'scher Dramen sich eilen zu sollen. Mit der Aufführung des „Standhaften Prinzen“ in Berlin 1816 war das Signal gegeben, dem die meisten deutschen Theater mit den Aufführungen verschiedener Stücke Calderon's alsbald Folge leisteten. Nur „Das Leben ein Traum“ und „Der wunderthätige Magus“ haben sich auch nach dem Zusammenbruche der romantischen Herrlichkeit auf einigen Bühnen zu erhalten vermocht. Die Calderon-Feier in diesen Tagen wird wohl an manchen Theatern diese Stücke wieder zum künstlichen Scheinleben erwecken, denn nur ein solches können diese Werke, welche nach Goethe „vor dem höchsten ästhetischen Richterstuhle untadelig“ bestehen, auf nichtspanischen Bühnen führen. Die Darstellung Calderon'scher Stücke selbst verdient ja an und für sich keinen Tadel, sondern Lob. „Wenn irgend ein verständiger Sonderer,“ schreibt Goethe 1805 in den Anmerkungen zu Rameau's „Neffen“, „wegen gewisser Stellen hartnäckig klagen sollte, so würde Calderon ein Bild jener Nation, jener Zeit, für welche er gearbeitet, lächelnd vorweisen und nicht etwa dadurch blos Nachsicht erwerben, sondern deshalb, weil er sich so glücklich bequemen konnte, neue Lorbeeren verdienen.“ Was aber so Rechtfertigung und Lob für Calderon erwirbt, das konnten seine deutschen Nachahmer nicht zu ihrer Entschuldigung in Anspruch nehmen, wenn sie alle Fehler Calderon's und keinen seiner Vorzüge in ihren Dramen zum Vorschein brachten. Calderon's Form und Stil nachbilden zu wollen, ist für moderne Dichter der größte Irrthum, den sie begehen können. Und doch dürfen wir mit den romantischen Dichtern nicht zu streng rechten, wenn wir Goethe selbst unter den Nachahmern Calderon's erblicken. Er, der einige Jahre zuvor Schiller gegenüber geäußert, er fürchte für sein Leben, wenn er eine wahre Tragödie schreiben müßte, er selbst unternimmt nun ein „Trauer-

spiel in der Christenheit" ganz und gar nach spanischem Vorbilde. So übermächtig wirkte die Größe Calderon's auf Goethe ein, daß er nicht anders seine Selbständigkeit zu wahren wußte, als indem er zu seinem altbewährten Mittel griff und durch künstlerische Wiedergabe desselben sich von dem Eindrucke frei zu machen strebte. Wir können uns wundern, daß Goethe im Jahre 1807*) so ernstlich an eine tragische Dichtung für das Theater dachte; daß sie unvollendet blieb ist eigentlich selbstverständlich. In den Fragmenten zeigt jede Zeile den Einfluß, ja die unmittelbare Nachahmung Calderon's, und nichts vielleicht kann besser zum Belege für den ewigen Gehalt Calderon'scher Poesie dienen, als die Nachahmung, zu der selbst ein Goethe durch den spanischen Dichter verleitet wurde. Daß Goethe auch später noch an Calderon erinnert blieb, dafür sorgten Uebersetzungen von Einsiedel, die schlechten von Bärmann, die von Gries seit dem Jahre 1815, die von Malsburg im Jahre 1819 beginnend. Goethe verfolgte diese Arbeiten mit steter Theilnahme und freute sich, bei Calderon sehen zu können, „daß die Macht des Genius in Beherrschung alles Widersprechenden hervorleuchte und den hohen Werth solcher Productionen doppelt und dreifach beurkundet". Das Verderbliche der Nachahmung dieses Genius aber entging seiner Beobachtung nicht, und in Makariens Archiv begegnen wir der Klage, „wie viel Falsches Shakespeare und besonders Calderon über uns gebracht haben, wie diese zwei großen Lichter des poetischen Himmels für uns zu Irrlichtern geworden sind". Oft wird im Goethe-Zelter'schen Briefwechsel Calderon's Name genannt, doch meist in Zelter's Briefen. Eine bedeutende Aeußerung über ihn von Seiten Goethe's findet sich nur ein einzigesmal, in dem Briefe vom 28. April 1829: „Wie Natur und Poesie sich in der neueren Zeit vielleicht niemals inniger zusammengefunden haben als bei Shakespeare, so die höchste Cultur und Poesie nie inniger als bei Calderon." Wenn in den Gesprächen mit Eckermann Calderon's auch öfters Erwähnung geschieht, so ist doch die Richtigkeit dieser Urtheile in den meisten Fällen eine sehr fragliche, selbst Goethe's Ausspruch, „Calderon ist dasjenige Genie, was zugleich den größten Verstand hatte" (26. Juli 1826) dürfte sich mit Grund bestreiten lassen.

Wenn Goethe selbst dem Einflusse Calderon's in hohem Grade zugänglich war und nicht genug Worte des Lobes für ihn finden konnte, so ist es natürlich, daß die Vertreter der Romantik, welche für sich das Verdienst in Anspruch nahmen, zuerst seine Kenntniß verbreitet zu haben, nun mit dem Preise des romantischen Dramatikers nicht zurückhielten. Im Zaubergarten der Poesie zwar findet Prinz Zerbino's Begleiter nicht ihn sondern Cervantes

*) Von Biedermann in seinen „Goethe-Forschungen" (Frankfurt 1879) giebt eine eingehende Untersuchung über das „Trauerspiel in der Christenheit", wobei er auch Goethe's Verhalten Calderon gegenüber überhaupt zur Sprache bringt.

unter den größten aller Dichter. In der Vorrede zur Ausgabe der „Altdeutschen Minnelieder" (1803) glaubt Tieck von der Uebersetzung Calderon's sich den besten Einfluß auf Deutschland versprechen zu dürfen. Später äußerte er freilich in seiner Abhandlung über „Das deutsche Drama" (kritische Schriften IV, 142) eine ganz entgegengesetzte Ansicht. Da klagt er über die Thorheit, Calderon neben oder gar über Shakespeare stellen zu wollen; er erklärt seinen Einfluß auf das deutsche Drama für unheilvoll. „Das Zufällige, Fremdartige, Conventionelle, das seine Zeit ihm auferlegte, oder das er zur Künstlichkeit erhob, wurde dem Wesentlichen, Großdramatischen in seinen Arbeiten nicht nur gleichgestellt, sondern oft dem wahren dichterischen vorgezogen." So urtheilte Tieck, nachdem er die Schwenkung zum Katholicismus, die er gemeinsam mit andern bereits halb vollzogen hatte, für seine Person wieder zurückgemacht hatte. Fr. Schlegel, der wirklich convertirt hatte, betrachtete Calderon sehr verschieden von der Ansicht seines Jugendfreundes. Im ersten Hefte des dritten Athenäumbandes hat Fr. Schlegel ein „Gespräch über die Poesie" veröffentlicht. Er stellt darin Betrachtungen an über die „Epochen der Dichtkunst". Nach Shakespeare's Tod sei in England, nach dem des Cervantes in Spanien die Dichtkunst verfallen, die Philosophie allein habe den Enthusiasmus herrlicher Männer an sich gezogen und durch ihre Bemühungen sich zur Kunst gebildet. „In der Poesie dagegen gab es zwar von Lope de Vega bis zum Gozzi manche schätzbare Virtuosen, aber doch keine Poeten, und auch jene nur für die Bühne." So lesen wir 1800 im Athenäum. In der Sammlung der Werke dagegen finden wir obigen Worten noch hinzugefügt: „Die einzige glänzende Ausnahme bildet Calderon, der spanische Shakespeare, als wahrer Künstler und großer Dichter, der aus der chaotischen Fülle der spanischen Schauspiele, durch die Tiefe der Phantasie, sowie durch die klare Form ganz abgesondert und einzig in seiner Vollendung hervortritt." Haben wir in diesen Worten ein gerechtes Urtheil anzuerkennen, so hören wir dagegen in Fr. Schlegel's Vorlesungen über die „Geschichte der alten und neuen Literatur" 1812 nicht den Aesthetiker und Historiker, sondern den Convertiten, welcher den katholischen Calderon als das Muster der höchsten Gattung dramatischer Poesie preist. Diese höchste Gattung wird dahin charakterisirt, daß bei ihr in der dramatischen Auflösung aus dem äußersten Leiden eine geistige Verklärung hervorgehe. „Es ist dies die dem christlichen Dichter vorzüglich angemessene, und in dieser ist Calderon unter allen der erste und größte. Es liegt dieses christliche nicht in dem Gegenstande, sondern in der Gefühls- und Behandlungsweise. Alles ist im Geiste christlicher Liebe und Verklärung gedacht.*) Calderon ist unter allen Ver-

*) Gerade in Hauptwerken Calderon's, wie „Der Richter von Zalamea", „Der Arzt seiner Ehre" dürfte es sehr schwer werden, den Einfluß dieser christlichen Gesinnung zu erkennen.

hältnissen und Umständen und unter allen anderen dramatischen Dichtern vorzugsweise der christliche und eben darum auch der am meisten dramatische." Calderon, dahin wohl müssen wir dies Urtheil verbessern, ist allerdings als durch und durch national spanischer Dichter in der Mehrzahl seiner Dichtungen auch ein absolut christlicher, das heißt katholischer Poet. Er ist der größte katholische, vielleicht auch der größte romantische Dramatiker; immer aber nur die Größe eingeschränkt durch eines dieser beiden Beiwörter, können wir ihn mit Fr. Schlegel als den größten Dramatiker bezeichnen. Es ist natürlich, daß wir Fr. Schlegel's Anschauung über Calderon noch katholisch prononcirter bei dem Spätromantiker Eichendorff antreffen, der in seiner Schrift „Zur Geschichte des Dramas" nur das Drama im Alterthum, das christliche und das moderne heidnische Drama zu unterscheiden weiß und das Heil des Dramas für die neuere Zeit hauptsächlich im Anschlusse an Calderon, dessen geistliche Spiele er selbst zum Theile übersetzte, zu finden hofft.

Von den religiösen Gründen, die das Urtheil seines Bruders leiteten, unbeirrt, sucht A. W. Schlegel 1808 in der fünfunddreißigsten seiner berühmten dramaturgischen Vorlesungen Calderon's Dichterwerth, seine Stellung in der Geschichte des spanischen Drama's wie in der allgemeinen dramatischen Literatur zu bestimmen. Im Ganzen und Großen fand sein dort gefälltes bewunderndes Urtheil dauernde Anerkennung. An Calderon's hundertstem Todestage wußte man in Deutschland von dem größten spanischen Dramatiker nicht viel mehr als seinen Namen. Am 25. Mai 1881 können wir mit Genugthuung auf eine stattliche Reihe gediegener Werke über Calderon und das spanische Drama überhaupt hinweisen. Die Arbeiten von Valentin Schmidt, Schack und die erst vor Jahresfrist erschienene Geschichte des spanischen Dramas von R. Prölß, welche das Beste aus Klein's dickleibigen Bänden lesbar gemacht hat, die Uebersetzungen von Schlegel, Gries, Malsburg, von Dohrn, Eichendorff, Rapp und Schack; die Darstellung der spanischen Literatur von Clarus, die Studien von F. Wolf zeugen von deutschem Eifer für die spanische Literatur. Vor allen aber ist es F. W. Schmidt's hochverdienstliches Werk: „Die Schauspiele Calderons dargestellt und erläutert" (Elberfeld 1857), das verbunden mit der Abhandlung Leopold Schmidt's „über die vier größten spanischen Dramatiker" die richtige Würdigung Calderon's in Deutschland herbeiführte.

Wir haben im Vorstehenden öfters den schlimmen Einfluß Calderon's auf das deutsche Drama zu erwähnen gehabt. Heine in seinem „Almansor", Platen in seinem „Treue um Treue", Zedlitz, Houwald, Ed. von Schenk, Zacharias Werner und Müllner, um von so viel anderen zu schweigen, haben Calderons Einfluß erfahren; ich weiß nicht, ob an Houwald z. B. viel zu verderben war, aber auch das große dramatische Talent der beiden letzteren

ist durch Calderon irre geleitet worden; schon Tieck klagt, daß Werner durch Nachahmung spanischer Vorbilder zuerst vom rechten Wege abgekommen sei. Wie groß aber der Schaden auch sein mag, den Calderons verlockendes Vorbild unserer Bühne zugefügt, zum Theile wird er wieder aufgewogen durch den günstigen Einfluß, welchen das spanische Drama auf den Dichter ausübte, der zum mindesten keinem anderen deutschen Dramatiker als Schiller selbst und Heinrich von Kleist nachstehen muß, auf Grillparzer. Zwar ist es nicht Calderon, sondern Lope de Vega, dessen Studium er während des größten Theiles seines Lebens betrieb. Der (achte) Band seiner Werke, welcher die Studien zum „Spanischen Theater" enthält, ist ausschließlich Lope de Vega gewidmet. Hundertunddreiunddreißig seiner Dramen werden mit kürzeren oder eingehenderen Bemerkungen ihrem Inhalte nach durchgegangen. Wenn es demnach der ältere spanische Dramatiker ist, der Grillparzer besonders beschäftigte, so ist er doch erst nach dem Studium Calderon's zu ihm gelangt. Calderon, sagt er einmal in den „Aesthetischen Studien zur Literaturgeschichte", Calderon ist „der Schiller der spanischen Literatur, Lope de Vega ihr Goethe. Calderon großartiger Manierist, Lope Naturmaler. Schiller und Calderon scheinen philosophische Schriftsteller, Goethe und Lope de Vega sind es. Jene scheinen es vorzugsweise zu sein, weil sie die philosophische Discussion geben, diese haben nur die Resultate." Welchen Einfluß eben dieser spanische Schiller auf Grillparzer ausübte, das zeigen nicht nur die vierfüßigen Trochäen der Ahnfrau; das ganze Stück „Der Traum ein Leben" ist ja als Pendant zu Calderon's „Das Leben ein Traum" entworfen worden. Wollten wir in seinen verschiedenen Dramen nach Anklängen an Calderon suchen, so ist z. B. die erste Scene der Libussa entschieden unter spanischem Einfluße entstanden. Aber ich möchte statt vieler einzelner Anführungen von Kleinigkeiten lieber ein großes Beispiel wählen. Das so wenig seinem Verdienst entsprechend gewürdigte Lustspiel „Weh dem der lügt" (1831) ist ein ganz unvergleichlich dastehendes Muster, wie innig und mit welch herrlichem Erfolge die Eigenart des deutschen Dichters sich mit dem Geiste des Calderon'schen Dramas verbinden kann. Das Stück verdient in dieser Hinsicht Scene für Scene das eingehendste Studium, denn es gehört eben mit zu den Vorzügen dieser Dichtung, daß die spanischen Einflüße durchaus nicht auf der Oberfläche liegen, sondern wirklich innerlich verarbeitet sind. Viel weniger ist das Grillparzer in dem hinterlassenen Stücke „Die Jüdin von Toledo" geglückt. Da das Stück in Spanien spielt, glaubt er auch das spanische Colorit mehr hervortreten lassen zu dürfen. Die das Gefühl empörende Leichtigkeit, mit welcher der schmähliche Mord der armen Rahel behandelt wird, erinnert an die schauderhafte Strafe des Königs an Don Lope in Calderon's „Drei Vergeltungen in einer". Hier wie dort wird das Gemüth des Zuschauers oder

Lesers verletzt und das Gräßliche durch nichts gemildert, während die Phantasie wohl an dem Schauerlichen gefallen finden mag. Den Mangel an Gemüth hat man bei Calderon stets tadelnd empfunden. Er tritt nicht nur in seinen tragischen Dichtungen zu Tage, auch der komische Dichter leidet darunter. Seinen Narren (Graciosos) fehlt der echte Humor; seine Lustspiele selbst (z. B. „Der Verborgene und die Verkappte“, „Dame Kobold“ und Andere) beruhen durchgängig nur auf Situationskomik, nicht auf Charakteren und deren Gegenübersetzung. Gerade seine Lustspiele zeugen von ungemeinem Verstande, aber es ist eben auch alles darin nur Ueberlegung und Berechnung. Dem Inhalte nach haben wir oft eine Posse, und nur die Form erhebt dieselbe zur Comödie. Gries selbst, der doch als Uebersetzer Calderon's gewiß nicht unbillig über ihn urtheilt, schreibt am 29. Mai 1829 an Tieck: „Einen ganz reinen Genuß wie die Alten, wie Shakespeare, Cervantes und Goethe in seinen besten Werken, wird Calderon uns nie gewähren. Er ist und bleibt durch und durch Manier, wenn gleich diese Manier eine edlere und vornehmere ist als z. B. die der Franzosen.“

Diese Manier, das heißt das einseitig Nationalspanische des siebzehnten Jahrhunderts, das Calderon in allen seinen Werken zeigt, wirkt nur deshalb so störend, weil dieses Spanien des siebzehnten Jahrhunderts selbst sich noch so wenig zum allgemein menschlichen durchgerungen hatte. Shakespeare's England war bereits weiter vorgeschritten, das Spanien des Cervantes noch dem ursprünglich natürlichen offener. Eine Ueberschätzung oder gar schädliche Nachahmung Calderon's haben wir in der Gegenwart gewiß nicht mehr zu besorgen. Die Poesie Calderon's ist uns fremd und kaum verständlich geworden. Aber das soll uns nicht abhalten, den Werth Calderon's als höchsten literarischen Ausdrucks seines Volkes in einer gegebenen Zeit bewundernd zu erkennen. Und leben wir wirklich in einer so prosaischen Zeit, wie man gewöhnlich behauptet, so möge der Anblick einer so hoch gesteigerten poetischen Erscheinung, wie die Dichtung Calderon's ist, uns die Macht der Poesie lebhaft vor Augen stellen.

Marburg. Max Koch.

Fractionspolitik.

Die Tage kommen und gehen, aber sie gleichen sich nicht. Vor wenig Wochen erst waren wir in der Lage, die nationalliberale Partei gegen unberechtigte Vorwürfe und Zumuthungen auf den Namen des Fürsten Bismarck und seiner Partei in Schutz zu nehmen (J. n. R. Nr. 18, S. 672 ff.) und die Entschiedenheit, mit welcher wir es gethan haben, wird uns gegen den

Verdacht der Unbilligkeit schützen müssen, wenn wir uns heute schon genöthigt sehen, Abwehr und Mahnung nach der entgegengesetzten Seite zu richten. Schien es uns damals, die Stellung der Partei zum Fürsten Bismarck würde nicht merklich verändert sein, wenn es ihr gelungen wäre, seit anderthalb Jahren auch den kleinsten Mißgriff zu vermeiden, so war dieses rückschauende Urtheil nicht gemeint, im Voraus von allen noch zu begehenden Mißgriffen freizusprechen. Auch die Wahrscheinlichkeit der Niederlage entbindet den Soldaten nicht von den Geboten der militärischen Disciplin und Ehre: so lange sie da ist, haben die Nationalliberalen auf ihrem Posten einer Mittelpartei auszuharren, der ihnen nicht verbietet, in ernsthaften Gegensätzen dem leitenden Staatsmanne zu sagen: hier stehe ich, ich kann nicht anders, aber niemals gestattet, grundsätzlich gegen ihn ins Feld zu ziehen, und es daher in jedem Falle zur Pflicht macht, peinlich abzuwägen, ob der Gegenstand wohl dazu angethan ist, in der stets verhängnißvollen Gemeinschaft seiner offenen Gegner zu erscheinen. Leider aber ist das, seit der Reichstag aus den Osterferien zurückgekehrt ist, mit alleiniger Ausnahme des reichsländischen Sprachengesetzes, bei allen bedeutenderen Abstimmungen im Plenum, und zuletzt, gegen alle Erwartung, in der Commission für das Unfallversicherungsgesetz in den beiden entscheidenden Fragen der Fall gewesen, während nur bei dem einzigen Anlasse des Wehrsteuerprojectes ein ehrlicher, sachlicher Gegensatz den zwingenden Grund gab.

Die Reichsregierung hat einen Entwurf eingebracht, durch welche die communale Miethbesteuerung der Dienstwohnungen von Reichsbeamten auf einen bestimmten Verhältnißsatz ihres Gehaltes eingeschränkt wird. Es mag dahingestellt bleiben, ob es nicht politisch weiser gewesen wäre, mit Rücksicht auf das schon in der vorigen Session erprobte Widerstreben sonst befreundeter Elemente bei der geringen praktischen Wirkung der Vorlage von deren Wiedereinbringung abzusehen. Es kann auch zugegeben werden, daß der Feldzug, welchen der Reichskanzler bei diesem Anlasse gegen die Integrität der Berliner Communalverwaltung unternahm, von zweifelhafter Berechtigung und noch zweifelhafterem Erfolge war, seine Kritik der Miethsteuer überhaupt, die er durchaus unzutreffend als fortschrittliche Einrichtung darstellte, unstichhaltig und in mehr als einer Hinsicht bedauerlich war. Gerade einer Mittelpartei gegenüber, die stolz darauf ist, nicht Eindrücke und Stimmungen statt der Gründe gelten zu lassen, kommt es nur darauf an, wie sich die Frage bei der Abstimmung stellte. Nun wies unmittelbar vorher der Abgeordnete Richter zahlenmäßig nach, daß die unmittelbaren Wirkungen des Gesetzes von ganz minimaler Art sein würden; und Fürst Bismarck eignete sich diesen Nachweis begierig an, durch welchen es nur um so klarer gestellt sei, daß es sich lediglich um seine und der ihm unterstellten Beamten Ehre handle, nicht

von der Willkür einer communalen Einschätzungscommission abhängig zu sein. Jedenfalls widerlegt der Nachweis die Unterstellung, als ob es sich um eine nennenswerthe Erweiterung von Beamtenprivilegien handle, während wohl nicht füglicher als an der größten Stadt des größten Particularstaates das Beispiel festgestellt werden konnte, daß das Reich seine Beamten nicht dem Belieben der particularen Steuergesetzgebung preisgeben kann — mag der Einzelstaat für seine Beamten thun, was er kann und will. Die national-liberale Partei aber stimmte gegen den Entwurf ohne andern Grund, als daß „kein ausreichendes öffentliches Interesse" denselben rechtfertige.

Das Project der zweijährigen Budgetperiode ist an dieser Stelle alsbald, nachdem es vor nicht ganz zwei Jahren zuerst aufgetaucht war, mit allem Nachdrucke bekämpft worden, insofern seine wesentliche Absicht darauf gerichtet schien, die jährliche Berufung des Reichstages außer Uebung zu bringen. Es war dies eine Verfassungsfrage von hochpolitischer Bedeutung, über welche der Reichstag als nächstbetheiligtes Organ ohne Zweifel das entscheidende Wort zu sprechen hatte. Aber diese Frage lag schon dem Plenum des Reichstages gar nicht mehr vor: nachdem die Abänderung des Artikel 13 in der Commission gestrichen war, hatte niemand ihre Wiederherstellung beantragt, die Reichsregierung erklärte ihren Verzicht darauf und bestand nichtsdestoweniger, wiederum in der Person des Reichskanzlers selbst, auf der zweijährigen Budgetperiode als einer wesentlichen Erleichterung für die Geschäftsführung. In dieser Beschränkung war die Sache ganz auf den Boden einer Zweckmäßigkeitsfrage gestellt, und wenn Herr von Bennigsen nichtsdestoweniger es für eine genügende Rechtfertigung des ablehnenden Votums seiner Partei hielt, daß sie die Aenderung für unpraktisch halte, so treffen wir damit auf den Kern der Schwierigkeit: wer hat im Zweifelsfalle darüber das ausschlaggebende Wort zu sprechen, ob eine Maßregel für die Geschäftsführung praktisch oder unpraktisch, ob sie durch ein ausreichendes öffentliches Interesse geboten ist oder nicht?

Selbst für die Opposition erkennt der englische Parlamentsgebrauch als feste Regel an, daß sie der Regierung — wenn sie nicht bereit und Willens ist, augenblicklich durch den Sturz derselben an ihre Stelle zu treten — nichts versagen darf, was dieselbe zur ordnungsmäßigen Führung der Staatsgeschäfte für erforderlich hält. Für die Partei aber, welche die Regierung unterstützen will, ist es selbstverständlich, daß sie derselben die Vermuthung zugesteht, Fragen des öffentlichen Interesses und der gedeihlichen Geschäftsführung von ihrem Gesichtspunkte aus besser zu beurtheilen, als der parlamentarischen Kritik möglich ist. Diese feste Richtschnur ist unter gesunden parlamentarischen Zuständen niemals verlassen worden, und nur die radikalen Freibeuter des letzten halben Jahrhunderts haben angefangen, den Franzosen das Vorbild

der Parlamentssouveränetät abzuborgen, die sich gestattet eine Regierung, in deren Schweif sie allein an der Staatsleitung Antheil zu nehmen im Stande ist, auf Schritt und Tritt in lediglich praktischen Fragen zu hof- und schulmeistern. In Deutschland aber ist der Anspruch, die eigene „Ueberzeugung" jeder parlamentarischen Gruppe als Tribunal über die „Forderungen" der Regierung entscheiden zu lassen, das charakteristische Kennzeichen der „Fractionspolitik", auch ohne alle gehässige Nebenbedeutung des Wortes. Es krystallisirt sich in der Gewöhnung, daß jede „Fraction", so viele ihrer sein mögen, abgeschlossen für sich, in geheimem Verfahren und ohne derselben richterliches Gehör zu geben, über die Vorlagen der Regierung in „Beschlüssen" abspricht und nach diesen Beschlüssen, unbekümmert um alles was in der öffentlichen Verhandlung vorgeht, ihre Abstimmung vollzieht. Diese öffentliche Verhandlung, welche nur die Naivetät des Uneingeweihten noch als die entscheidende Phase ansieht, hat für die Fractionspolitik keinen andern Zweck, als daß jede Fraction vor dem Lande die Gründe ihrer fertigen und unabänderlichen Entschließung darlegt, so daß eine billig der andern den Vorwurf des Redens „zum Fenster hinaus" ersparen sollte. Dieses heimliche Verfahren mit öffentlicher unverbindlicher Schlußverhandlung wird in bestem Glauben gerade von den Parteien betrieben, welche sonst die Oeffentlichkeit auf allen möglichen und unmöglichen Gebieten als die Seele des heutigen Staatswesens verfechten.

Wir streiten nicht ab, daß den Nationalliberalen für ihr Verhalten in den beiden angeführten Fragen an den begleitenden Umständen bessere Entschuldigungsgründe wie jemals zur Seite stehen. Wir müssen es nur als einen unerträglichen Zustand bezeichnen, wenn eine Partei den leitenden Staatsmann, den sie mit Emphase mindestens nicht bekämpfen zu wollen erklärt, auch in gleichgiltigen Fragen mit seinen ausgesprochenen Gegnern regelmäßig niederstimmen hilft. Man mag sich die Höhe dieses richterlichen Standpunktes, immer unbestochen nur nach sachlichen Gründen zu entscheiden, noch so luftig ideal construiren, in einer praktischen parlamentarischen Politik hat er keine Stelle, und im nüchternen Verlaufe der Dinge ist es unvermeidlich, daß er zuletzt zur Seite geschoben wird. Wollen die Nationalliberalen dieses Schicksal nicht im Voraus mit Ueberlegung sich zuerkennen — und dann wäre es ehrlicher und ehrenvoller zugleich, freiwillig vom Schauplatze zurückzutreten — so dürfen sie dem Fürsten Bismarck nur dann sich entgegenstellen, wenn es nicht nur ihrer Meinung nach ihm an einem genügenden Grunde für seine Maßregeln fehlt, sondern sie ihm einen positiven, in klarer Ueberzeugung wurzelnden Grund einzuwenden haben. Denn eine „Ueberzeugung" von einer bloßen Negation, daß etwas nicht nothwendig, nicht praktisch u. s. w. sei, ist, wenn nicht logisch, so doch praktisch-politisch ein Unding.

Wir müssen diese Bemerkungen gerade in diesem Augenblicke für an der Zeit halten, da sie anscheinend in nächster Stunde bei einem Gegenstande von ungleich größerer Bedeutung ihre Anwendung finden dürften. Es ist nicht unser Beruf, die Frage der Arbeiterversicherung von ihrer technischen Seite zu würdigen: aber nach der Stellung, welche die nationalliberale Partei in der ersten Lesung zu dem vorliegenden Entwurfe einmal genommen hat, sehen wir für die Art und Weise, wie die Commissionsmitglieder der Fraction dem Reichskanzler in den beiden Punkten, die er für wesentlich erklärt hat, entgegentreten, nicht einen Schatten politischer Rechtfertigung. Allerdings sind sie für die Errichtung einer Reichsversicherungsanstalt eingetreten, aber sie haben daran den vollkommenen Widerspruch der Zulassung concurrirender Privatunternehmungen auf Gewinn als eine so unerläßliche Bedingung geknüpft, daß die Regierungsparteien vorgezogen haben, einstweilen mit dem Centrum auf particularstaatliche Anstalten zu compromittiren. Zur Rechtfertigung dieses Verhaltens wird von den Begriffen „Monopol" und „freie Concurrenz" ein ganz unverständlicher Gebrauch gemacht. Ein Monopol ist es doch nur, wenn der Staat einen Geschäftszweig für sich in Beschlag nimmt, um den daraus zu ziehenden Geschäftsgewinn an Stelle von Steuern zu seinen Staatszwecken zu verwenden. Andererseits kann von freier Concurrenz nur die Rede sein, wenn der Intelligenz und Thatkraft ein Sporn gegeben ist, bei gleicher Güte der Leistung durch verminderte Productionskosten den Mitbewerber zu schlagen. Nimmt aber die Reichsanstalt, wie es doch die Absicht, und wie es das Reich als Aequivalent des Versicherungszwanges schuldig ist, keine höheren Prämien, als zur Deckung der Entschädigungen und der Verwaltungskosten erforderlich ist, so wird es doch undenkbar, daß mit einer solchen Anstalt Privatunternehmungen in gewinnbringende Concurrenz treten, wenn sie nicht etwa dieselbe auf Kosten der Sicherheit unterbieten sollen. Auch werden die parlamentarischen Agenten der Versicherungsgesellschaften wie die Auguren bei der Zumuthung lächeln, daß sie bei der nationalliberalen Combination von Wasser und Feuer ihre Rechnung finden sollen, ihre leicht verständliche Taktik ist nur darauf gerichtet, das Gesetz an dieser Schwierigkeit überhaupt zu Falle zu bringen. Was die andere Frage der Staatsbeihilfe zu den Prämien der wenigst bemittelten Arbeiter betrifft, so wäre nichts dagegen zu sagen, wenn man die betreffende Quote dem Antheile der Industrie zugeschlagen hätte, die ohne Zweifel daran nicht zu Grunde gehen würde. Aber diese Quote dem Arbeiter auferlegen, für welchen sie bis an 7½ Mark jährlich betragen wird, in demselben Augenblicke, in welchem man ihm 3 Mark Klassensteuer abnehmen zu müssen glaubt, schlägt doch der ganzen Tendenz des Gesetzes als einer das Socialistengesetz ergänzenden positiven Maßregel zur Hebung der Lage der Arbeiter ins Gesicht.

Auch kann es nicht außer Acht gelassen werden, daß doch in den versicherten Unfällen auch diejenigen enthalten sind, welche der Arbeiter lediglich durch eigenes Verschulden sich zuzieht, oder die ihn durch unberechenbare Zufälle treffen, welche mit der unvermeidlichen Gefahr des Industriebetriebes nichts zu thun haben und daß für diese Fälle die Versicherung doch offenbar die Armenpflege, also eine staatliche Verpflichtung abkauft. Möge die national-liberale Partei noch in letzter Stunde sich besinnen, daß sie nicht an diesem Entwurfe den Mißgriff bei dem ersten Socialistengesetze noch unheilbarer wiederhole. x.

Amalie von Lasaulx.*)

Zum drittenmale binnen weniger Jahre geht dieses Buch seinen Weg und man darf ein gutes Zeugniß für die deutsche Lesewelt darin finden, daß sie dem ernsten und ergreifenden Inhalte desselben eine so verständnißvolle Theilnahme entgegengebracht hat. Die neuen Bestandtheile desselben, welche der unbekannte Verfasser seinem Werke einverleibt hat — Auszüge aus Briefen und Tagebüchern Amaliens, Briefe von Bethman-Hollweg, Roon und Cl. Th. Perthes, die bisher ungedruckten Statuten des Ordens der barmherzigen Schwestern — machen diese dritte Ausgabe wichtig genug, um den „Erinnerungen" auch in diesen Blättern die längstverdiente Erwähnung zu verschaffen. An guten Frauenbiographien haben wir in unserer deutschen Literatur gerade keinen Ueberfluß, es fehlt uns Gottlob der vulgäre Typus der sogenannten berühmten Frau, eine politische Rolle zu spielen sind unsere wackeren deutschen Hausfrauen auch nicht gewöhnt, und wenn hier und da ein anmuthiges Genrebild von einer tüchtigen Gattin und Hausfrau aus den Wänden ihrer Häuslichkeit hinaustritt in die Oeffentlichkeit, so ist es meistens eine pietätsvolle Feder, welche dem Drange der Dankbarkeit, der Liebe den gebührenden Zoll zahlen wollte (wie das anmuthige Lebensbild: Unsere Mutter (Charlotte Krummacher). Leipzig 1879.) und literarisch das Bild einer geliebten Todten verewigte. Das literarische, das künstlerische Gebiet scheint so das einzige zu sein, was dem Leben, dem Charakter, dem Wirken einer Frau jenen bedeutenderen Hintergrund giebt, welcher eine Biographie nicht blos für den nächsten Kreis der Bekannten und Verwandten, sondern auch für die Nachwelt werthvoll und wichtig macht; doch tritt noch eine Thätigkeit hinzu,

*) Erinnerungen an Amalie von Lasaulx, Schwester Augustine, Oberin der Barmherzigen Schwestern im St. Johannesspital in Bonn. 3. Aufl. Gotha, F. A. Perthes. 1881.

welche dem Wesen der Frau am meisten entspricht, und in welcher sich die edelsten Eigenschaften, die der selbstlosen Aufopferung und Liebe, am reichsten entfalten können: die auf dem Felde der Barmherzigkeit im weitesten Sinne des Wortes, und gerade auf diesem sind, wir wollen nicht sagen die Lorbeeren, aber die Palmen gewachsen, welche das Grab von Amalie Lasaulx umschatten. Eines ist allerdings hinzugekommen, was diese Erinnerungen hoch über eine gewöhnliche Biographie erhebt, ich meine nicht blos die Meisterhand, welche sie geschrieben hat, sorgfältig, liebevoll eingehend, in Wahrheit die Erinnerungen eines treuen Freundes und Gesinnungsgenossen, sondern das tragische Geschick, welches über dem Lebenswege der Schwester Augustine waltete. Nicht daß sie (geboren den 10. October 1815) von Schicksalsschlägen härter und schwerer heimgesucht worden wäre, als manche andere, aber daß in ihr der Gegensatz des neu aufkommenden, immer mehr sich Geltung machenden, alles andere erdrückenden Ultramontanismus mit dem alten von protestantischem Geiste angewehten, innerlich so tiefen und äußerlich so weiten, ächt frommen Katholicismus, wie er von den Zeiten von Hermes her noch in den Rheinlanden heimisch war, zu einem so schweren Conflicte kam, dessen Opfer sie wurde, das macht die Oberin der barmherzigen Schwestern zu Bonn zu einer typischen Gestalt, und die Erinnerungen an sie zu einer interessanten Lectüre, zu einem Stück Zeitgeschichte. Fürwahr, man könnte meinen, einen spannenden Roman vor sich zu haben, wenn man die Peripetien dieses Lebens an sich vorüberziehen läßt und erfährt, wie das frische lebensmuthige Mädchen, über dessen fröhliche Jugendzeit aller Sonnenschein des Rheinlandes, eines schönen angesehenen Familienkreises, einer harmlosen ungebundenen Erziehung ausgebreitet ist, das wegen seiner knabenhaften Wildheit nur „der Maler" genannt wurde und eher über die hohe Gartenmauer in die Mosel springen wollte, als in das Kloster gehen, doch mit dreiundzwanzig Jahren in die Congregation der barmherzigen Schwestern eintrat. Eine Verlobung, die sie jählings wieder löst, hatte eine solche Leere und Oede in ihrem Herzen zurückgelassen, daß sie diesen Ausweg ergriff, nicht um ihre Jugend hinter Klostermauern zu vertrauern und den bittern Pfeil der getäuschten Lebenshoffnung immer tiefer ins Herz zu drücken, sondern um ihrem lebhaften Thätigkeitstriebe, ihrem bedeutenden Organisationstalente eine wirkliche Befriedigung zu schaffen. Und gelungen ist ihr dies reichlich; wohl hatte sie „keine angeborene Liebe zu den Kranken", dennoch wurde sie bald eine Meisterin in der Pflege derselben, Nachtwachen waren ihr z. B. eine wirkliche Freude; zum Herrschen geboren — „es würde mir ungemein schwer geworden sein", schreibt sie einmal, „wenn man mich Zeit meines Lebens nicht zur Oberin gemacht hätte", — geschäftskundig und praktisch gewandt brachte sie diese Gaben nicht blos in der Leitung des Krankenhauses in Bonn, sondern noch viel mehr auf

dem größeren Schauplatze der Pflege der Verwundeten in Schleswig 1864 und in Böhmen 1866 zur Geltung und Anerkennung, und wie die strengen Ordenssatzungen den muthigen frischen Geist der Oberin nicht in Bande zu schlagen vermochten, wie sie „ihre Schwestern als Menschen und nicht wie ein Stück Holz behandelte“ und mit wahrhaft mütterlicher Liebe und angeborenem künstlerischen Geschicke kleine Festlichkeiten bei Gedenktagen ꝛc. zu bereiten verstand, so ist das ächt menschliche Erbarmen, das sie in jenen Kriegen gegen die armen Gefangenen bewies, in hohem Grade wohlthuend. Es ist wohl der Mühe werth, die Briefe zu lesen, die sie von den blutgedüngten Schlachtfeldern weg geschrieben hat, nicht blos weil man wieder erinnert wird an die furchtbaren Opfer, welche die deutsche Einheit kostete, sondern wegen des wahren christlichen Geistes, der in ihnen und in den Auszügen aus ihren Tagebüchern weht.

Ihr leidender Zustand machte es unmöglich, auf den französischen Kriegsschauplatz im Jahre 1870—71 zu eilen, um so tiefer aber ward sie in die kirchliche Bewegung verstrickt, welche in der Erklärung der Unfehlbarkeit, in der Unterwerfung beinahe des gesammten katholischen Klerus ihre Spitze erreichte. Schwester Augustine gehörte nie zu den Anhängern der neuen Lehre; sie war eine viel zu selbständige, tief angelegte Natur, als daß sie mit der strengen äußerlichen Rechtgläubigkeit der „zornigen Heiligen“ hätte harmoniren können. Wie oft hatte sie zu klagen über die geistige Einsamkeit, in welcher sie mitten unter ihren Ordensschwestern stand, wie wenig Geschmack gewann sie den geistlichen Exercitien ab, an welchen sie ihrer Ordensregel nach Theil nehmen mußte, und wie wenig innere Förderung verspürte sie von denselben! Dieser tiefe Gegensatz zwischen ihrer und der neukatholischen Frömmigkeit bestand Jahre lang, die kirchliche Bewegung der letzten zwanzig Jahre nährte ihn und die Stellung zum Unfehlbarkeitsdogma brachte die Krisis. Mit den bedeutendsten Männern der Altkatholiken, Döllinger, Reinkens, Reusch ꝛc. war sie durch Gesinnungsgemeinschaft, durch Freundschaft verbunden, man kannte sie als „eine Stütze der Opposition“, und als sie ihre Zustimmung zur Infallibilität verweigerte, wurde sie im November 1871 abgesetzt, mußte das Kloster verlassen, wo sie so viele Jahre in Segen gewirkt, und starb am 28. Januar 1872 in Vallendas. Der Leichnam wurde des Ordenskleides beraubt und ohne den Segen ihrer Kirche wurde sie beerdigt! Wir haben schon vorher auf das Tragische dieses Lebens aufmerksam gemacht: es ist ein denkwürdiges Beispiel von der Wandlung, welche der Katholicismus seit den Fünfziger Jahren in Deutschland durchgemacht hat, um so mehr ergreifend, weil der neuen Richtung eines der edelsten, frömmsten Gemüther zum Opfer gefallen ist. —tt.

Eine Steuer auf Kohlen.*)

Herr Emil Witte hat schon einigemal seine volkswirthschaftlichen Studien, die sich namentlich um Thünen, List und Carey bewegt haben, in monographischen Aufsätzen dargelegt. Diesmal tritt er mit einer eigenen Schrift auf, deren Inhalt durch den Titel schon ziemlich deutlich gezeichnet wird. In populärem Tone tritt er der socialistischen Behauptung entgegen, daß das Kapital eine Rente abwerfe, beziehungsweise abwerfen dürfe. Dagegen bleibt er stehen bei der Erscheinung, daß zwischen dem Arbeiter und dem Kapital eine Concurrenz bestehe und daß jetzt die Nachfrage nach Arbeitskräften nachlasse, der Lohn sinke, die Auswanderung zunehme, und daß diese Auswanderung, die allerdings einmal nothwendig eintreten werde, jetzt noch nicht angezeigt sei. Die Ersetzung des Privatkapitals durch das Collectivkapital, diese bekannte socialistische Abhilfe gegen jene Concurrenz, hält Witte für undurchführbar, ihre Consequenz wäre Vernichtung der Individualität und allgemeine Sklaverei. Allerdings soll der Staat bis zu einem gewissen Grade das Privatkapital an sich bringen und im Gesammtinteresse ausnutzen (Post, Eisenbahn, Monopole), aber dieser ganze Weg ist bedenklich nach seiner Meinung. Er möchte lieber die volle Concurrenz zwischen Arbeitern und dem Kapitale (hier speciell den Maschinen) beibehalten, sie aber nur mit mehr Gerechtigkeit und Billigkeit durchgeführt sehen, nämlich durch eine der Maschine auferlegte Steuer, durch welche erst fair play hergestellt wird. Diese Steuer ist nach ihm eine Steuer auf Steinkohle und Braunkohle, die bei etwa zehn Pfennig auf den Centner hundert Millionen Mark ergeben würde, eine Einnahme, die natürlich nur zur Beseitigung drückender anderer Steuern verwendet werden dürfte.

In hübscher Weise weiß der Verfasser darzustellen, daß die Kohlensteuer allen Anforderungen an eine „gute" Steuer entspricht. Einmal erleichtert sie dem Arbeiter die „Concurrenz mit der Maschine", insofern die Steuer hier und da einen Fabrikanten oder Producenten abhalten würde, den Maschinenbetrieb einzuführen oder fortzuführen. Sodann geht die zu besteuernde Kohle merkwürdig genug in alle Consumtionsgegenstände nach gewissen Verhältnissen ein. In gewöhnlichen Consumtionsgegenständen steckt wenig Kohle, in feineren desto mehr, Herstellung und Transport berechnet, die Kohlensteuer ist also „progressiv," die nothwendigen Bedürfnisse der Armen sind nahezu steuerfrei (?). Und wenn man auch das unentbehrliche Heizen und Kochen des Armen bedenken will, so braucht man ja nur das erste Drittel des Kohlensteuerertrages

*) Arbeit und Besteuerung des Menschen und der Maschine. Eine Warnung vor dem Socialismus. Von Emil Witte. Leipzig, Findel. 1881.

zur Abschaffung der Salzsteuer zu verwenden, für die eine oberschlesische Familie dem Staate etwa zehn Mark entrichtet, also viel mehr als die Kohlensteuer betragen würde. Auch das hebt der Verfasser als vortheilhaft hervor, daß eine Kohlensteuer auf sparsamere Verwendung der nicht wieder ersetzbaren Kohlenvorräthe der Erde hinwirken würde.

Dem Einwande, daß die Industrie unter dem Eindrucke der Kohlensteuer leiden würde, tritt Witte nicht nur durch theoretische Gründe entgegen, sondern auch durch die Thatsache, daß eine Kohlensteuer thatsächlich schon in Städten wie Wien und Paris besteht, ohne die Industrie zu schädigen. Er hätte dies noch weiter ausführen können. Die meisten französischen Städte führen unter den mehr als zwanzig Gegenständen, die einem städtischen Octroi unterliegen, auch das Brennmaterial auf. Die Abgabe, die auf diese Weise erhoben wird, ist von großem Ertrage und erleichtert die Steuerzahler sehr; da sie sich ferner auf viele Gegenstände vertheilt, belastet sie den einzelnen Verbrauchsartikel, so auch das Brennmaterial, nur mäßig.

Interessant ist ferner die Episode, die sich auf das Eisenbahnfahren bezieht. In Deutschland fahren die Reisenden auf der Eisenbahn so billig, daß die meisten Eisenbahnen bei der Personenbeförderung Zuschüsse zu leisten haben. „Wer zahlt diese Zuschüsse? Natürlich die Masse des Volkes, diejenigen, welche nicht reisen. Und für wen? Für die, welche reisen. Wer aber sind diese Reisenden? Vergnügungsreisende oder Geschäftsreisende, und die letzteren sind wieder fast ausschließlich solche, welche für den Großbetrieb, für große Häuser, Fabriken u. s. w. reisen. Während also der Familienvater zu Hause bleibt, muß er zu den Vergnügungsreisen der Junggesellen beisteuern. Während wir klagen über das Zurückgehen des Mittelstandes, muß der Handwerker noch einen Theil der Reisekosten des ihm Concurrenz machenden Fabrikanten bezahlen; wir gewähren dem Handel noch eine Prämie.“ Diese Stelle giebt zugleich eine Vorstellung von der Lebhaftigkeit des Stils, in welchem die Broschüre geschrieben ist. Ueber die Sache selbst, auch über die Erscheinung, daß die erste Wagenklasse sich am wenigsten bezahlt macht, ist ja schon öfters gesprochen worden. Man würde Unrecht thun, solchen Bemerkungen einen aufreizenden Ton zu geben. Diese Dinge sind bei Massenproduction und Massenconsumtion gar nicht zu vermeiden. Als das Postporto auf einen Groschen vermindert wurde und die Post eine Zeitlang Zubuße hatte, murrte man auch, daß der Nichtcorrespondent den vielschreibenden Handelshäusern unfreiwillige Geschenke machen müsse. Nützlich ist es allerdings, über solche zum Theil frappante Dinge weitere Ueberlegungen anzustellen.

Sollen wir hervorheben, wo uns die Schrift eine principielle Schwäche zu haben scheint?

Der Verfasser hebt Seite 38 als wesentliche Ursache des unbehaglichen Zustandes der Gesellschaft hervor die Concurrenz zwischen dem Kapital und dem Arbeiter. Er will diese Concurrenz nicht beseitigen, sondern durch die Kohlensteuer das Kapital, resp. die Maschine etwas an die Wand drücken und den Menschen und seine lebendige Kraft begünstigen oder ihm zu seinem Rechte helfen. Bei dem außerordentlichen Beitrag, den das Kapital, auch nach dem Verfasser, für die Production von Lebensgütern leistet, sollte man erwarten, daß der Verfasser eine höhere Position suchen werde, eine Position, wo der Streit zwischen den Arbeitern und den mitarbeitenden Dampfkräften aufgehoben wäre. Das hat er wohl nicht gewollt; er hat sich auf den greifbarsten Modus der Unbehaglichkeit beschränkt, um nicht in socialistische Utopien zu gerathen. Seine Schrift hält sich der Gegenwart möglichst nahe, aber es darf noch nicht aufgegeben werden, eine völligere Lösung der Frage zu suchen. Nicht irgend welche Productionsfactoren zu hemmen, kann bei der noch ungenügenden Production von Gütern unsere Aufgabe sein, die Schwierigkeiten liegen in der Vertheilungsform der Güter. Daß die Reformen in dieser Beziehung nicht erst da einsetzen dürfen, wo die Güter zur Vertheilung kommen, sondern schon bei der Productionsform, versteht sich von selbst. Hier sind die schwierigen Fragen von den Genossenschaften zu erwägen, die durchaus nicht communistisch zu sein brauchen und keinem wirklich liberalen Princip an sich widersprechen. Gewiß nicht nach allgemeinen Phrasen, aber durch einzelne Abwägungen wird sich vorwärts kommen und ermitteln lassen, wo es überwiegend vortheilhaft ist, eine Unternehmung der schrankenlosen Concurrenz zu entziehen und sie einer Genossenschaft oder einer Commune oder dem Staate zu übertragen. Es wäre lächerlich, für alle wirthschaftlichen Betriebe nur eine Form (die Lohnform rc.) gelten zu lassen, wie es roh ist, an sich erlaubten Betrieben, wie es jetzt Mode ist, mit ganz heterogenen Bedingungen entgegenzutreten und Speculationen von Juden anders zu beurtheilen als von Nichtjuden. Also um es noch einmal zu sagen, wir würden es dem Verfasser Dank wissen, wenn er den Antagonismus von Arbeit und Kapital nicht für das letzte Wort seiner schönen Arbeiten erklärte, sondern ihre „Cooperation" in der Form, die unsere politische und wirthschaftliche Entwickelung möglichst wenig aus ihren bisherigen Bahnen herauszudrängen nöthigte. Genauer gesagt, halten wir dafür, daß ihm schon jetzt diese Absicht im Hintergrunde seines Denkens steht.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Politische Randglossen. Frankreich und Tunis. — Das Unternehmen gegen Tunis ist rasch seinem Ende entgegengeführt worden. Kaum hat die Diplomatie Zeit gehabt, Schritt zu halten mit den unaufhaltsamen Waffenerfolgen. Ihr fällt gleichwohl der Löwenantheil an dem Erfolge zu. Barthelemy St. Hilaire hat den Kammern eine Depeschensammlung von 233 Stücken vorgelegt: in der That sind um die Herrschaft in Tunis mehr Depeschen geschrieben als Schüsse gewechselt worden. Wo sich nur die Soldaten der Republik zeigten, ist der Feind buchstäblich verschwunden. Weder in den Gebirgen, die angeblich von Waffen starrten, noch vor der Hauptstadt des Bey ist der geringste Widerstand versucht worden. Der Satire wird dieser Feldzug noch lange einen dankbaren Stoff darbieten, so vor Allem die Säuberung jenes unheimlich leeren Waldes durch Kanonenschüsse, und jener Gipfel der Waffenthaten, den die Depesche mit den Worten meldete, daß die „uneinnehmbare" Hauptstellung der Khrumirs „ohne Schwertstreich" eingenommen wurde. Man muß gestehen, die Bulletins gaben sich alle Mühe, sich in einen kriegerischen Ton zu reden, und, die Wahrheit zu sagen, scheint auch die Haltung der französischen Truppen so martialisch wie möglich gewesen zu sein. Gleich die ersten Depeschen meldeten lakonisch von „verbrannten Dörfern", man ist mit den Bewohnern so schonungslos umgegangen, als bei dem Fehlen des Widerstandes nur denkbar war; ist dieser Krieg als Vorstudie gedacht, so eröffnet diese keine angenehme Perspective für die Hauptaction. An dem besten Willen der Franzosen hat es jedenfalls nicht gefehlt, wenn sie ohne kriegerische Lorbeeren heimkehren. Nicht ihre Schuld ist es, daß nichts von gloire zu holen war. Doch wenn die Armee keine Gelegenheit hatte sich auszuzeichnen, so hat ihre Bewegung doch vollkommen den gewünschten Erfolg gehabt. Dieser ist darum nicht geringer, weil er nur einen Officier und ein Dutzend Soldaten gekostet hat. Im Gegentheil. Die französische Politik hat billig und rasch ihren Zweck erreicht, man könnte von einer „eleganten" Action reden, wenn man einen Feldzug ohne Feind so nennen dürfte. Die Verhältnisse lagen allerdings für die Leiter der Republik so günstig wie möglich: die Türkei ohnmächtig, rettungslos aufgegeben, in England ein Ministerium der „meisterhaften Unthätigkeit", Italien in selbstverschuldeter Isolirung — günstiger konnten sie gar nicht sein. Aber es bleibt gleichwohl ein Verdienst, diese Umstände rasch benützt zu haben, um ein Unternehmen zu Ende zu führen, das von langer Hand her vorbereitet ist.

Das letztere geht aus der orientirenden Depesche hervor, welche Barthelemy St. Hilaire am 9. Mai den Vertretern Frankreichs im Auslande über-

sandte: seit einem Jahrzehnt schon ist Frankreich durch die räuberischen Grenzstämme beunruhigt, und seit zwei Jahren dauert der unterirdische Streit um den Einfluß in Tunis selbst. Auch der Endzweck der Expedition erschien in diesem Rundschreiben schon in ziemlich deutlichen Umrissen, so daß der Vertrag, dessen Unterzeichnung der französische General Bréart am 12. Mai von Mohamed el Sadok erzwang, keine Ueberraschung mehr war. Es wird nichts annexirt, bei Leibe nicht, dieses den englischen und italienischen Staatsmännern ertheilte Versprechen wird gehalten; Frankreich begnügt sich damit, ausreichende Garantien sich zu sichern, einmal, daß die östlichen Grenzgegenden seines afrikanischen Besitzes „endgiltig beschwichtigt" werden, und zum andern, daß der Bey von Tunis in einen Nachbar umgewandelt wird, „der unser aufrichtiges Wohlwollen erwidert und nicht fremden Einflüsterungen gehorcht, die uns schaden und unsere rechtmäßige Gewalt gefährden". Was den einen Zweck betrifft, so hat die französische Regierung entdeckt, daß die Abgrenzung zwischen Algier und Tunis überhaupt noch niemals regelmäßig gemacht worden ist. Dieses Versäumniß läßt sich jetzt nachholen; jedenfalls wird Frankreich diejenigen Stellungen an sich nehmen, deren Besitz die Militärbehörde zur Aufrechthaltung der Ordnung und Sicherheit an den Grenzen und Küsten für nothwendig erachtet. Was aber den andern Zweck betrifft, nämlich die gründliche Beseitigung der „unehrlichen Umtriebe, denen der Bardo nur allzuoft als Werkzeug oder Mittelpunkt diente", so hat der Bey Bedingungen unterzeichnen müssen, die ihn vollständig entmündigen. Er ist unschädlich gemacht, keine Intriguen mehr sollen Eingang im Bardo finden, jede Rivalität ist beseitigt: nicht nur darf der Bey hinfort keinen internationalen Vertrag ohne vorgängiges Einverständniß der französischen Regierung abschließen, sondern Frankreich erklärt auch, den Schutz der tunesischen Interessen nach außen zu übernehmen, es besorgt also die auswärtige Politik für Tunis, wie es gleichzeitig dessen Finanzverwaltung in die Hand nimmt. Es ist ein Vertrag, der nur etwa mit dem von San Stefano verglichen werden kann — und der Staatsmann, der diesen über den Haufen warf, ruht im Grabe.

Daß die Herrschaft des letzten Husseiniten zusammenbricht, hat kein Freund menschlicher Gesittung zu beklagen. Die neueren Reisenden geben eine drastische Schilderung von der gräulichen Verwahrlosung des Landes, das von Natur zu Besserem bestimmt ist. Die Depesche des französischen Ministers versäumt nicht, mit beredten Worten den wundervollen, natürlichen Reichthum der Regentschaft auszumalen und die Segnungen zu preisen, welche dem Lande aus der „Allianz" Frankreichs erblühen werden. Frankreich verspricht bezeichnenderweise für Tunis das zu leisten, was es für Algerien, was England für Indien thut. Es ist auch unbestreitbar, daß nicht Frankreich allein, sondern alle Culturvölker aus den zu erwartenden Fortschritten,

Bauten, Meliorationen, Reformen aller Art, Nutzen ziehen werden. Der Beweis ist freilich nicht geführt, daß nur Frankreich im Stande ist, der Regentschaft und der Welt diesen Dienst zu leisten. Allein gleichviel, es hat zu günstiger Stunde zugegriffen und es hat eine vollendete Thatsache geschaffen, die nicht wieder rückgängig gemacht werden wird. Damit ist nicht gesagt, daß es seinen Erfolg fortan ungestört genießen wird. Die vor den französischen Waffen verschwundenen Bergstämme werden noch von sich hören lassen, auch ist zu vermuthen, daß es im Bardo nicht an Versuchen fehlen wird, aus der umgeworfenen Schlinge sich wieder frei zu machen. Möglich, daß die europäische Diplomatie eines Tages noch ein letztes Wort zu sprechen hat. Aber es wird ihr wenig übrig sein, als auf das Geschehene ihr Siegel zu drücken und die jetzt geschlagenen Rivalen auf anderweitige Entschädigungen zu verweisen. Es existiren noch andere Gebiete, die in einem unsicheren Zustande der Abhängigkeit vom Sultan sich befinden, und der Vorgang Frankreichs ist einladend genug. Insofern ist die mit dem Bey von Tunis vorgenommene Execution ein weiteres Glied, das sich den Fortschritten in der Lösung der Orientfrage anreiht.

Ueber die weiteren Folgen der gelungenen Action wäre es verwegen, heute schon Betrachtungen anstellen zu wollen. So viel ist gewiß, daß diejenigen sich täuschen, welche meinten, Frankreich habe in Tunesien sein Elsaß-Lothringen gefunden und werde nun den Gefühlen behaglicher Zufriedenheit sich hingeben. Weit eher ist zu glauben, daß sein Appetit gereizt wurde und jetzt sehr ungenügend gestillt ist, insofern wenigstens, als die Armee der Republik der ersehnten Lorbeeren gänzlich entbehrt. Auf alle Fälle ist das Selbstgefühl der Nation erheblich gestiegen. Da es eine Eroberung galt, sah man auf einmal alle Parteien und Schattirungen in rührender Eintracht; selbst die Gesellschaft der Friedensfreunde hatte ihren förmlichen Segen nicht vorenthalten, noch ehe man wußte, daß das Unternehmen unblutig verlaufen werde. Frankreich fühlt sich wieder, und das hat in diesem Augenblicke Niemand bitterer zu empfinden, als Italien. Dieses ist nicht blos der eigentlich unterliegende Theil — man muß die französischen Blätter, die Caricaturenblätter insbesondere, sehen, um sich einen Begriff von dem wegwerfenden, übermüthigen Hohne zu machen, womit Italien überschüttet wird, weil es so vermessen war, seine Hand nach einem Ziele auszustrecken, das gleichzeitig von dem mächtigen Verbündeten von 1859 begehrt wurde. Nach dieser Seite hin muß die Wirkung, sollte man denken, stark und nachhaltig sein. Auch die Cyrenaika, wohin Italien bereits seine Fäden auszustrecken begonnen hat, würde, wie ein Blick auf die Karte lehrt, nicht ein vollgiltiger Ersatz für den entgehenden Besitz von Carthago sein. Ein aufrichtiger Schmerzensschrei ist von dieser Seite zu erwarten. Ob die Wirkung eine dauernde sein wird,

steht freilich dahin. Bisher haben sich wenigstens die Italiener vom Schlage Garibaldi's als schlechthin unbelehrbar erwiesen, und die Regierenden sind nicht viel klüger gewesen. g.

Aus Oesterreich-Ungarn. Fortschreitende Magyarisirung in Ungarn. Türkische Wirthschaft. — Es ist ein tragisches Schicksal, das wir im Augenblicke in Oesterreich-Ungarn sich vollziehen sehen. Während die Monarchie mithilft, daß die orientalische Frage endlich gelöst werde, geht sie in ihrem Innern demselben traurigen Zersetzungsprocesse entgegen, den die Türkei seit Jahren durchmacht. Es ist das eine Folge der unnatürlichen Politik, die in Ungarn den Magyaren das Heft in die Hände gab und damit jene Kräfte zu den herrschenden machte, welche die Monarchie zu zersprengen drohen. Denn die Tschechen in Böhmen, die Polen in Galizien, sie thun ja nur dasselbe, was die Magyaren in Ungarn thun. Ueberall werden die Deutschen, die allein für Oesterreich staatsbildend sind und allein ein Herz für die Monarchie haben, von minder gebildeten Völkern schmählich unterdrückt, und dadurch mehren sich die centrifugalen Kräfte.

Am deutlichsten tritt es in Ungarn zu Tage. Hier wird ohne Scheu und offen daran gearbeitet, eine Zolllinie zwischen Oesterreich und Ungarn aufzurichten, also zuerst ein wirthschaftlich, dann politisch selbständiges Ungarn zu erreichen. Das eben geschaffene Gesetz über die Statistik des Waarenverkehres zwischen Ungarn und Oesterreich behandelt Oesterreich vollständig als Ausland. Nicht mit Unrecht wies eine Versammlung österreichischer Kaufleute in Wien darauf hin, daß durch dieses Gesetz solche Schwierigkeiten dem Handel bereitet würden, wie sie selbst Rußland dem ausländischen Handel nicht auferlege. Das Waarenverzeichniß, an das man sich behufs Specialisirung der gesendeten Waaren halten müsse, enthalte 378 Positionen. Der Kaufmann, der nach Ungarn Waaren sende, müsse einen geschulten Zollbeamten in Dienste nehmen und nebenbei damit rechnen, ob der ungarische Beamte bei guter Laune sei oder — ein Trinkgeld wünsche. Es soll durch dieses Gesetz ein Ersatz für die fehlende Zollschranke geschaffen werden.

Hand in Hand mit diesen Bestrebungen geht die Corruption im Innern Ungarns. Je mehr das magyarische Volk nach dem ersehnten selbständigen Ungarn strebt, um so mehr wird in Ungarn selbst magyarisirt. Denn das wird jeden Tag klarer, daß weder die Deutschen, noch die Rumänen, noch die Slaven ein solches Ungarn wollen, darum müssen sie magyarisirt werden. Daß aber die Magyarisirung in Ungarn als oberstes Princip, ja als alleiniger Grundsatz und einziges Ziel der Regierung proclamirt wird, übt eine so demoralisirende Wirkung auf den Staat und seine Bewohner, daß in der That türkische Zustände entstehen. Der Beamte wird von dem Gesichtspunkte

aus beurtheilt, ob er für die Magyarisirung dienlich ist oder nicht. Nicht umsonst verlangt das Gesetz nur für einen geringen Theil der Beamten Fachbildung; selbst die Obergespäne, die von der Regierung ernannten obersten Beamten der Komitate, bedürfen einer solchen Bildung nicht. Die Absicht ist klar. Es soll dem heruntergekommenen Landjunker, dem magyarischen Edelmanne, der nichts gelernt hat, Gelegenheit geboten werden, durch eine derartige Stelle Ansehen und Einfluß und Einkommen zu erhalten. Bei einem derartigen Mangel an Bildung läßt es sich denken, wie es mit der Ehrlichkeit, dem Verständniß der nothwendigen Bedingungen zur Führung des Amtes bei der magyarischen Beamtenschaft bestellt ist. Gerade hierüber bringt jeder Tag neue entsetzliche Thatsachen zur Kenntniß des Publikums: der erneuerte Eindruck ist der, das sind Zustände, wie sie Europa eben in der Türkei nicht mehr duldet; aber unmittelbar an der Leitha und in Siebenbürgen sieht man ihnen ruhig zu.

Daß die Beamtenwillkür am meisten auf den Nichtmagyaren lastet, ist erklärlich. Der magyarische Beamte macht seinem Hasse gegen die anderen Nationen Luft und ist sicher, von oben nicht gestört zu werden, wenn er sich das Schamloseste erlaubt. Aus dem Sachsenlande, das früher seine eigene Municipalverfassung hatte, das jetzt unter dem Drucke der magyarisch-adeligen Beamten schwer leidet, nachdem jene Verfassung widerrechtlich von den Magyaren in Stücke geschlagen wurde, werden geradezu haarsträubende Thatsachen gemeldet. In dem Großkokler Komitat, wo ein Graf Bethlen Obergespan ist, erlauben sich die Stuhlrichter eine neue Art von Frohndiensten zu etabliren und der Obergespan läßt Alles geschehen, ja die Regierung, d. h. K. Tissa, duldet das Alles. Durch Namensunterschrift und wahrheitstreue Aussagen bezeugen zehn Einwohner des sächsischen Dorfes Petersdorf, daß sie fünf Klafter Holz dem Stuhlrichter unentgeltlich führen mußten (am 17. November 1880), nachdem sie unter Androhung von Execution und Gewaltmaßregeln dazu gezwungen wurden. Desgleichen bezeugen Einwohner von Stein und Kaltwasser, daß sie gezwungen wurden, in den Weingärten und auf den Feldern des Juden Großfeld zu arbeiten, der vom Stuhlrichter die Leute gepachtet hatte und der den Arbeitern diese Tage in Abrechnung brachte von der Straßenarbeitspflicht. Ja noch mehr. Der Wegemeister, welcher den Leuten zu bestätigen hat, wenn sie ihrer Pflicht nachgekommen und an der Straße gearbeitet haben, giebt ihnen diese Bestätigung erst, wenn sie ihm Korn, Wein oder Aehnliches „ein bestimmtes Quantum" geben. Offen wurde in Marktschelke auf der Gasse es ausgerufen, daß, wer die Quittung über gelieferte Schotter haben wolle, erst ein bis drei Maß Frucht dem Wegemeister zu bringen habe. Am 6. November 1880 erließ der Stuhlrichter von Marktschelken unter Z. 2405 an das Ortsamt der sächsischen Gemeinde Schaal den

Auftrag, ihm durch Insassen der Gemeinde Holz führen zu lassen, welchen dafür von ihrer Straßenarbeit solle nachgelassen werden. An dasselbe Ortsamt erließ der Straßencommissär am 7. August 1880 den Auftrag, daß die Bauern am bestimmten Tage zur Straßenarbeit erscheinen sollten mit „Heugabeln, Sensen, Heuwagen u. s. w." ausgerüstet; er brauchte sie also offenbar zur Arbeit auf den eigenen Wiesen. So haust der türkische Begh mit seinen „Unterthanen" und — der ungarische Beamte mit dem freien sächsischen Bauer. Wer billige Arbeitskraft erlangen will, kauft sich vom Stuhlrichter die zur Straßenarbeit commandirten Bauern zu Dienstleistungen in seiner Privatwirthschaft ab, und die in den Weingärten und auf den Aeckern verrichtete Arbeit wird den mißbrauchten Bauern von ihrer öffentlichen Arbeitsschuldigkeit in Abrechnung gebracht. Die Bauern werden unter Androhung von Pfändung und Execution in die Weingärten und Maisfelder getrieben und wer nicht geht, wird vom Stuhlrichter bestraft.

Die Klagen haben sich letzthin auch in die Zeitungen gewagt. Wer weiß, wie viel es braucht, bis der kleine Mann, und noch dazu der Bauer, diesen Weg betritt, mag ermessen, was alles vorgefallen sein muß.

Diese entsetzlichen Zustände, gegen die es keine Hilfe giebt (denn wenn es hoch kommt, so fordert der Minister einen Bericht vom Obergespan, der in dieser eigenen Sache dann „berichtet", dann schweigt die Sache), für die das hier Gebotene ein Symptom ist, sind aber in ganz Ungarn zu Hause.

Sie lassen sich dahin formuliren: Ungarn wird wirthschaftlich von den Magyaren ausgebeutet. Es ist bisher viel zu wenig beachtet worden, daß die Frage nach der Rassenherrschaft der Magyaren in Ungarn in erster Reihe eine wirthschaftliche, in zweiter eine politische ist. Bis zum Jahre 1848 war der magyarische Edelmann steuerfrei und herrschte über seine Grundholden. Jenes Jahr brachte den letzteren die Freiheit, nahm dem ersten einen Theil seines Einkommens. An schlechte Wirthschaft gewöhnt, waren die Ablösungssummen bald verschleudert, an ehrliche und harte andauernde Arbeit war er nicht gewöhnt, es war eine Daseinsfrage für ihn, was anfangen. Man brauchte Aemter, von denen man leben konnte, und die gab es in Ungarn seit 1869. Die magyarische Nation lebt heute vom ungarischen Staat, d. h. ein Drittel saugt wirthschaftlich zwei Drittel der Bevölkerung buchstäblich aus. In demselben Augenblicke, wie das verlotterte Regiment von heute in Ungarn zusammenstürzt, verliert der magyarische Edelmann sein Brot, das ihm der Staat giebt, obwohl er ihm nichts leistet, denn was Arbeit und Wirthschaft heißt, kennt er nicht. Diese elende, hungrige Meute, diese arbeitslose, ämterbesitzende Masse wird aber gehalten, denn sie leistet Dienste bei der Magyarisirung.

Diese Zustände rechtfertigen aber in eminenter Weise den Kampf der

Siebenbürger Sachsen für ihre eigene Municipalverfassung. Jetzt wird die Lüge deutlich, welche die Magyaren in diesem Kampfe brauchten, als stritten die Sachsen für „ein Privilegium". Sie stritten für die eigene Verfassung, weil sie im Laufe der Jahrhunderte die Magyaren gut genug kennen gelernt hatten, um zu wissen, daß die Komitatsverwaltung mit magyarischen Beamten alle Keime einer gesunden Entwickelung zertrete, daß das deutsche Volk dadurch zum Hörigen des magyarischen Edelmannes heruntergedrückt werde.

Daß Deutschland an der Entwickelung dieser Verhältnisse ein Interesse hat, kann heute Niemand leugnen. Magyarisirung Ungarns bedeutet Abschneiden Deutschlands von dem Orient, bedeutet die Aufführung einer chinesischen Mauer gegen den Westen von Ungarn aus, bedeutet eine tiefe Schädigung des deutschen Handels, des deutschen Einflusses. Warum hat Europa den türkischen Gewaltthaten in Bosnien Einhalt gethan? Damit im alten Sachsenlande, in Siebenbürgen, damit in Ungarn überhaupt der Magyare ein ähnliches Regiment, eine ähnliche Art der Völkervernichtung und Reichszerstörung unangefochten treibe?

Aus Berlin. Die Frühjahrssaison. Die Aufführung der Nibelungen. Das Gräfedenkmal und die Statue Cornelius'. — Mit jedem neuen Frühling erweist sich die Bemerkung, welche von Kennern Berlins schon so oft gemacht worden ist, immer wieder in ihrer vollen Wahrheit, daß in dieser Jahreszeit die Spreestadt weitaus am schönsten, das Leben in ihr für alle Stände und Berufsklassen am erfreulichsten ist — freilich wohl erst seit der Zeit, da man angefangen hat, für die ursprünglich eintönige und verwilderte Umgebung der Stadt etwas zu thun, seitdem der Thiergarten nicht mehr ein ungepflegter Wald ist, drei andere große Parks entstanden sind, die größeren Plätze der Stadt einen reizenden Schmuck von Grün und Blumen erhalten haben, und die mannichfaltigsten und bequemsten Verbindungen nicht blos von einem Ende der Metropole bis zum andern hergestellt sind, sondern auch per Dampfwagen, Pferdebahn, Dampfschiff die weiter entlegenen anmuthigen Wald-, See- und Wiesenlandschaften an den Ufern der Havel und Spree erreicht werden können. Gerade daß sich der Berliner fast alle diese Genüsse durch eigene Arbeit geschaffen hat, macht sie ihm um so lieber, den Fremden, der oft noch mit allem Respect vor der sandigen Wüste vor den Thoren hierherkommt, um so überraschender und wunderbarer. Und so prangen denn, seitdem endlich wirkliches Maiwetter eingetreten ist, unsere vier großen städtischen Parks im saftigsten Grün, hier und da schon im Blüthenschmucke, und wimmeln vom Morgen bis zum Abend von frohen Spaziergängern und spielenden Kinderschaaren, wie von eleganten Equipagen, Reitern und Reiterinnen. Noch ist jetzt alle Welt in der Hauptstadt. Hof

und Reichstag, Diplomatie und Militär, Beamte und Private haben ihre Sommerzelte in den nächsten Gebirgen oder in der Schweiz noch nicht aufgeschlagen. Die Theatersaison steht noch in aller Blüthe, schüchtern beginnen die ersten Concerte im Freien und sonstigen Gartenfeste, deren Genuß noch kein Staub, keine sengende Hitze beeinträchtigt. Nur die Saison der Diners, Soupers und Bälle ist zur Freude der strapazirten vielfach gezwungenen Theilnehmer glücklich vorüber. Man athmet auf, genießt den Reiz der neuen Saison, während man bei schlechtem Wetter auch noch Amüsements der vergangenen zur Aushilfe hat und versucht sich sogar in südlichem Uebermuth an der Veranstaltung von Corsos auf der Siegesallee — eine Art des Vergnügens, die der Mehrheit der Berliner Gesellschaft allerdings noch einigermaßen unverständlich geblieben zu sein scheint. Das ist die schöne aber — kurze Frühjahrssaison, denn schon Anfang Juni pflegt sich die Scene zu ändern oder, je nach dem Wetter, gegen Ende dieses Monats. Dann geht der Hof nach Potsdam, und die Schaar Sommerreisenden wächst von den höchsten bis zu den niederen Schichten der Bewohner Tag für Tag — Berlin verödet und wird langweilig, die enthusiastisch begrüßten Landpartien und Feste im Freien beginnen ihren Reiz zu verlieren, und die in den Mauern der Stadt Verbleibenden stöhnen über ihr Schicksal und wünschen den Zeitpunkt herbei, wo auch für sie die Sommerferien beginnen, oder die klaren und linden Herbsttage des September. Zur Physiognomie des Berliner Frühlings gehören vor allem auch die auf dem Tempelhofer Felde um diese Zeit regelmäßig vorgenommenen Truppenbesichtigungen, die Ende Mai mit der großen Parade der Berliner und Potsdamer Garnison enden, welche zu einer völlig volksthümlichen großen militärischen Action geworden ist. Schon jetzt hört man alltäglich frühmorgens die schmetternde Musik der Bataillone, welche aus den verschiedenen Stadttheilen nach dem Belle-Alliance-Platze zu und von dort die gleichnamige Straße hinaus nach dem großen Manöverfelde zwischen Tempelhof — der alten Besitzung des Templerordens vom dreizehnten Jahrhunderte — und der Halle'schen Vorstadt ziehen. Mittags kehren sie mit klingendem Spiele zurück. Eine große Menschenmasse pflegt sie zu begleiten, wenn sie aus- und wenn sie heimziehen. Schon um zehn Uhr fährt pünktlich und regelmäßig der Kaiser hinaus. Hinter dem alten Zollhause, wo das Weichbild Berlins endigt, erwarten den Monarchen die Generale, Adjutanten, oft auch Prinzen und Vertreter fremdmächtlicher Armeen. Dort verläßt der greise Feldherr und Fürst, der diesmal von seinem Wiesbadner Ausfluge eine ganz besonders gestärkte Gesundheit, Frische und Elasticität, die bei seinen Jahren an das Unglaubliche grenzt, mitgebracht hat, den Wagen, besteigt sein daselbst aufgestelltes Paradepferd und empfängt die militärischen Meldungen. Dann reitet er im kurzen Galopp die Reihen der

Truppen ab, die ihn jubelnd begrüßen, läßt sie an sich vorbeidefiliren, Griffe, Wendungen und einzelne Marschbewegungen mit aller Accuratesse ausführen und schließlich ein Gefechtsexercitium vornehmen. Ein Parademarsch pflegt den Schluß zu bilden. So geht es täglich, und gestärkt, wie der Monarch sich seinen Aerzten gegenüber auszudrücken pflegt, kehrt er jedesmal nach der Arbeit und Bewegung in sein Palais zurück. Am großen Tage der Garnisonparade aber ist die Chaussée und das Feld bei Tempelhof angefüllt von Zehntausenden von Zuschauern und von Tausenden von Wagen. Damen und Herren der Geschellschaft geben sich bei diesem glänzenden Schauspiel Rendezvous und folgen so weit es gestattet wird der Suite des Kaisers, die dann aus sämmtlichen in Berlin wohnenden militärischen Autoritäten, inländischen und fremdländischen, sich zusammensetzt. Das ist ein Corso, den der Berliner versteht.

Während die königlichen Theater allabendlich gefüllt sind, gehen im Victoriatheater die Nibelungen vor einem nicht minder zahlreichen Publikum in Scene. Wie hier schon gemeldet, hat Richard Wagner, der Meister, mit seinem musikalischen Stabe selbst dem ersten Cyclus beigewohnt. Die Triumphe, die er an der Spree gefeiert, lassen sich denen von Baireuth wohl an die Seite stellen. Und man muß wohl bedenken, daß er hier vor einem beliebig sich zusammensetzenden hauptstädtischen Publikum, nicht vor der Gemeinde seiner Anhänger in einer abgelegenen improvisirten Kunstoase die große Tetralogie aufgeführt hat. Einfach ablehnend hat sich keine Kritik von irgend welcher Bedeutung ausgesprochen; das Publikum im Theater selbst theils begeistert zustimmend, theils wenigstens die einzelnen Schönheiten des Werkes, wenn nicht dessen Gesammterscheinung, durchaus rühmend und anerkennend. So hat Wagner die Reichshauptstadt sehr befriedigt verlassen und versprochen, wenn möglich zum dritten Cyclus wieder zu erscheinen. Seine specielle Gemeinde hat ihn privatim, wie zu erwarten war, noch ganz besonders gefeiert. Die Darsteller der Hauptrollen standen fast ausnahmslos auf der Höhe der Leistungen in Gesang und Spiel, welche Wagner für diese Art Musikdramen allerdings fordern muß, wenn sie lebensfähig erscheinen sollen, und das ist nicht wenig. Man hofft hier sogar in einzelnen Kreisen von angeblich Eingeweihten, daß der überaus günstige hiesige Erfolg den Meister bewegen werde, sein neues Bühnenfestspiel den „Parcival", dessen Partitur ziemlich fertig sein soll, statt in Baireuth sofort in der Reichshauptstadt die Feuertaufe bestehen zu lassen. Es wäre das in der That ein Triumph, wie er größer nicht gedacht werden kann, wenn Wagner schließlich in der Stadt, deren maßgebendes Hofoperntheater den Nibelungen hartnäckig seine Pforten schloß, weil der Componist gewisse Bedingungen der Intendanz verwarf, gewissermaßen sein musikalisches Hauptlager aufschlüge!

Wahrscheinlich noch im Laufe dieses Frühjahrs und Sommers wird sich die Stadt wieder mit zwei Monumenten schmücken, welche diesmal nicht Fürsten, Dichtern oder Feldherren und kriegerischen Lorbeeren, sondern Männern der Wissenschaft und Kunst gelten. Der berühmte und eben so verehrte, wie als Wohlthäter der Menschheit geliebte Augenarzt Albrecht von Gräfe ist der eine, der große Maler Cornelius der andere, dem diese Ehre zu Theil werden soll. Gräfe's Denkmal ist von der Künstlerhand Siemering's verfertigt. Es soll an der Ecke des Charitégartens an der Luisenstraße errichtet werden, also bei der Anstalt, an der die segensvolle Thätigkeit des Verstorbenen ihren Mittelpunkt hatte, von wo Hunderte von seiner kunstreichen Hand geheilt und zum vollen Genusse ihres weiteren Lebens befähigt, glücklich nach ihrer zum Theil weit entfernten Heimath zurückgewandert sind. Das Denkmal ist von hoher künstlerischer Bedeutung, da es die gewohnte Weise der Statuenaufstellung und Composition des Basamentes gänzlich und, wie wir glauben, in sehr glücklicher Weise — der Anblick des fertigen Monumentes muß es freilich erst beweisen — verläßt. An der abgerundeten Ecke des Charitégartens wird aus Sandstein ein natürlich der Straße zugewendeter nischenartiger Bau aufgeführt werden. In diese Nische wird die Statue gestellt, an sie schließen sich nach rechts und links Seitenflügel an, welche oben durch Reliefsfriese verziert werden. Diese wie der obere Theil der Nische prangen in leuchtendem Farbenschmucke. Die Reliefs sind in bunter Majolika (gebranntem Thon) nach Art der berühmten Arbeiten des Luca della Robbia ausgeführt, auch die Nische ist mit farbigen Platten dieses Materiales ausgelegt. Auf diesem Hintergrunde hebt sich nun die Statue selbst aus Bronce sehr wirkungsvoll ab. Die Gestalt hat neun Fuß Höhe, Gesicht und Hände werden in Feuer vergoldet, heben sich also gegen die dunklere Broncefarbe der bekleideten Theile des Körpers ebenfalls leuchtend ab. Es ist ein Versuch polychromer Plastik, der hier mit aller Energie von einem unserer berufensten und vorsichtigsten Künstler gemacht wird und man darf wohl auf den Effect, den man wie gesagt erst völlig beurtheilen kann, wenn alles zusammengefügt in freier Luft an Ort und Stelle steht, gespannt sein. Hinter der Gestalt steht ein schön geformter Renaissancelehnstuhl, der die Nische in ihrem unteren Theile füllt. Auch er ist in Bronce gegossen. Der eine Arm der Figur stützt sich auf die Lehne dieses halbrund geformten Stuhles, in der Hand des andern Armes hält Gräfe den Augenspiegel. Das schöne Antlitz desselben, der ernste, tiefe Ausdruck der Augen, kurz, die individuelle, hier so wohlbekannte Eigenart des Arztes ist vorzüglich wiedergegeben. Die beiden Reliefs zeigen die herankommenden Kranken, welche Hilfe suchen, und die Geheilten, welche froh und dankbar von dannen ziehen; sie sind sehr wirkungsvoll in vielen schönen Einzelmotiven componirt. Cornelius' Statue

rührt von Calandrelli's Hand her, dem wir das schöne Siegesmonument am Friedrichshain, die mit dem gefallenen Krieger gen Himmel schwebende Victoria, verdanken. Es ist eine Marmorfigur. Sie wird — wahrscheinlich schon in den nächsten Wochen — in der Vorhalle des Alten Museums aufgestellt, wo die Statuen der um Kunst und Kunstwissenschaft verdienten deutschen Männer der modernen Zeit ihren Platz finden sollen, und wo bereits die Standbilder von Winkelmann, Schadow, Rauch, Schinkel und Otfried Müller sich erheben. Rechts von der Eingangspforte in das Museum neben seinem geistigen Genossen Rauch wird die Figur des gewaltigsten Heroen monumentaler Malerei in unserm Jahrhundert ihren Platz finden. y.

Literatur.

Deutsche Hand- und Hausbibliothek. Collection Spemann. — Der unternehmende Spemann'sche Verlag beabsichtigt, durch Veranstaltung dieser sehr billigen Sammlung das Buch wieder mehr in die Familie einzubürgern, im Gegensatze zum Feuilleton und zur Leihbibliothek. Damit daß der erste Band zwei Erzählungen von Louise von François bringt, scheint angedeutet, daß es hauptsächlich auf unterhaltende Lectüre abgesehen ist. Doch wird nach der Ankündigung die Sammlung sehr mannichfaltig sein, Neues und Altes bringen, Deutsches und Fremdländisches, Dichtungen und Reisebeschreibungen; Homer und Cervantes, Lesage und Defoe, Cooper und Dickens neben Immermann, A. von Arnim, Schücking, Andersen u. A. Jedem Bande geht eine kurze literargeschichtliche Einleitung voraus. Ein bestimmter Plan scheint dem Unternehmen, das sich endlos fortsetzen läßt, nicht zu Grunde zu liegen. Jedenfalls aber wird dadurch manches gute Buch, und zwar — im Gegensatze zu den billigen Schandausgaben — in gediegener Ausstattung, Jedermann leicht zugänglich gemacht.
g.

Eine Frage. Idyll zu einem Gemälde seines Freundes Alma Tadema, erzählt von Georg Ebers. Stuttgart und Leipzig, Eduard Hallberger. 1881. — Unter Verzicht auf den großen Apparat des Romans liefert Ebers in diesem zierlichen Bande eine anmuthige Novelle, der er selbst mit Recht den Namen eines Idylls giebt; denn ländliches Leben wird in der dieser letzteren Dichtungsart eigenen Breite und Behaglichkeit vorgeführt und der Schilderung der Oertlichkeiten, Zustände und Beschäftigungen ein großer, ja vielleicht zu großer Raum gewährt. Aber das Attribut historisch, welches allen sonstigen Dichtungen von Ebers zukommt, gebührt auch dieser kleinen Erzählung, da sie im Alterthum spielt; eine genauere Zeitangabe fehlt freilich, wie sie doch mit einem ganz gelegentlichen Hinweis auf irgend eine bekannte historische Persönlichkeit in der allerkürzesten Form zu beschaffen war; ohne Zweifel hat der Verfasser an eine Zeit gedacht, wo in dem östlichen Sicilien, denn dies ist der Schauplatz der Handlung, noch ein vollständig griechisches Culturleben herrschte. Auf der dem Buche beigegebenen Zeichnung, deren von Alma Tadema herrührendes Original sich, wie ein poetisches

Vorwort sagt, „im Kunstpalast am grünen Isarstrand" befand, ist ein Zwiegespräch eines jugendlichen Paares dargestellt; die Deutung desselben hat sich der Dichter zum Ziele gesetzt. Nach dieser Deutung richtet Protarch's Sohn Phaon an seine Cousine Xanthe, die Tochter von Protarch's Bruder Lysander, eine „Frage" und aus der günstig ausfallenden Beantwortung derselben ergiebt sich die Vereinigung beider für das Leben. Eine Art von Verwickelung wird nur durch gewisse Zweifel Xanthe's an Phaon's Solidität, welche von Lysander's Haushälterin Semestre mit Absicht genährt werden, herbeigeführt; eine kleine Intrigue Semestre's wird durch eine von Protarch's Verwalter Jason angelegte Gegenmine unschädlich gemacht und so dies Hinderniß, welches zudem vor der eigenen Entscheidung der jungen Leute, der Zustimmung Lysander's und der anderweitigen Neigung des von Semestre in Aussicht genommenen Freiers kaum Stand halten könnte, rasch beseitigt. Blos zur Füllung dient das Auftreten eines herumziehenden Gauklers. So bewegt sich die Handlung in sehr anspruchslosen Dimensionen; der Reiz liegt fast ausschließlich in der Charakteristik, welche den Leser auch bei diesem kleinen leicht und mühelos hingeworfenen Gelegenheitswerke erkennen läßt, daß es von der Hand eines Meisters geschaffen ist. E—e.

A. Lammers, Staatsarmenpflege. Berlin, Simion. 1881. — Es ist ein treffendes Verdammungsurtheil, das der bekannte, um die neue Armenpflegerbewegung verdiente Verfasser gegen die wiederauftauchenden alten Irrlehren richtet. Wäre auf dem Gebiete des Armenwesens das Neuere nicht so besonders schwer, es könnte einem fast angst und bange werden, wie über die weittragendsten Fragen so leichtweg abgesprochen wird. Was überhaupt die allgemeinen Erörterungen über das Armenwesen in Anlehnung an die socialpolitischen Strebungen und Versuche zu Tage fördern werden, ist nicht abzusehen. Es wird auch hier wohlgethan sein daran zu denken, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Das Wort der Schrift: Arme habt ihr allezeit, ist in einem anderen Sinne gemeint, es wird aber auch in dem Sinne verstanden werden dürfen, daß Armuth einer der dauernden Mängel der menschlichen Gesellschaft ist, den keine Staatskunst beseitigen kann, jede zu lindern sich bemühen soll. Wie alle Bestrebungen, welche das Armenwesen in dieser Weise auffassen, willkommen zu heißen sind, werden umgekehrt nicht scharf genug die Bestrebungen zurückgewiesen werden können, welche Allheilmittel gegen chronische Zustände verkünden wollen. τ. λ.

Oswald Marbach, Goethe's Faust, erster und zweiter Theil. Stuttgart, Göschen. 1881. — Schon vor dreißig und vierzig Jahren hat der Verfasser an der Universität Leipzig Vorlesungen über Goethe's Faust gehalten, aus denen dann seit 1875 vorliegendes Buch entstanden ist. Der warmen Verehrung Marbach's für den Dichter und sein Werk gebührt volle Anerkennung, und anmuthig erzählt er in dem Abschnitte „eine Episode aus meinem Leben", wie einst der junge Hallenser Student sich in Goethe's Gartenhaus geschlichen und einen aufliegenden Papierbogen mit begeisterten Versen zu Ehren des Dichterkönigs füllte. Aber selbst damals, im Jahre 1829, würde das heute vorliegende Werk nicht genügt haben. So herb das Urtheil klingen mag, so wahr ist es: wir haben hier in diesen Erläuterungen wenig mehr als den in Prosa aufgelösten Text des Dichters selbst. Die Erläuterungen sind wortreiche Umschreibungen, deren jeder aufmerksame Leser der Dichtung vollkommen entbehren kann. Die moderne „Interpretationsmanier", gegen welche Marbach in der Einleitung polemisirt, mag

an vielen Irrthümern leiden, immerhin wird ästhetische wie philologische Interpretation, werden die Arbeiten Vischer's wie die Loeper's mehr zum Verständnisse der größten deutschen Dichtung beitragen als eine verwässerte Uebertragung in Prosa. Trotz aller Anerkennung der guten Absichten Marbach's können wir die Berechtigung eines solchen Verfahrens nicht zugestehen. Bei dieser im Princip ablehnenden Verurtheilung vermeiden wir auch noch am einzelnen zu mäkeln, obwohl trotz der wenigen wirklichen Erklärungen auch hier das Geleistete nicht als gelungen bezeichnet werden kann. Besonders verkehrt erscheint uns die Ansicht Marbach's, an der er in beiden Theilen des Werkes festhält, Mephistopheles sei Satan (der oberste Teufel) selbst; das widerspricht doch gröblich den eigenen Worten Goethe's im Prologe im Himmel. Dagegen finden wir in hohem Grade zutreffend die in der Einleitung ausgesprochene, freilich nicht eben neue Ansicht, daß jetzt, nachdem das Volk der Denker ein Volk der Thaten geworden, jetzt der zweite Theil des Faust, welcher die „That" zum Mittelpunkte hat, im Thun und Wirken für das Ganze die Erlösung des Einzelnen feiert, daß jetzt erst dieser zweite Theil dem Verständnisse der Nation sich erschließt. Schade, daß Marbach's Arbeit zur Förderung dieses Verständnisses gar nichts beigetragen hat.

M. K.

Molière's Tartüffe, Geschichte und Kritik von Dr. Wilhelm Mangold. Oppeln, E. Franck. — So lange es noch Tartüffes geben wird — und wann werden diese je aussterben? — wird Molières gleichnamige Comödie nicht blos das Interesse des Literarhistorikers erregen, sondern lebendig in den weitesten Kreisen fortwirken, den einen zur Freude, den anderen zum Aerger. Die so eben veröffentlichte Schrift von Mangold gehört zu den hervorragenderen Monographien, welche sich mit dem großen Dichter beschäftigen: sie empfiehlt sich durch Form und Gehalt. Der Verfasser ist nicht blos mit großem Fleiße in das so weitschichtige Material eingedrungen, so daß selbst der genaueste Kenner schwerlich wird eine erhebliche Lücke aufzeigen können, sondern er beherrscht auch das Material vollständig, das Fremde wird als Eigenes reproducirt. Fast uneingeschränktes Lob verdient der erste, auch quantitativ bedeutendere Theil: die Geschichte. Mit Interesse vernehmen wir den Bildungsgang des Dichters und die religiösen Verhältnisse seiner Zeit; der Hof Ludwig's, die Jesuiten, die Jansenisten, die Vorbilder der Dichtung, die Urbilder des Helden, die Geschichte der Aufführung, die späteren Schicksale, die Widersacher und Verehrer — all dieses wird ebenso erschöpfend als lichtvoll und ansprechend dargestellt. Der zweite Theil dagegen, die Kritik, fordert vielfach unsern Widerspruch heraus, das Bild des Helden selbst und seiner Schicksale müßte sich noch schärfer und plastischer abheben, auf die eigentliche Handlung wird nicht gebührend eingegangen, vor allem stellt der Verfasser die lettre sur l'Imposteur viel zu hoch, am wenigsten hätte er sie auf Kosten deutscher Forschungen und deutscher Urtheile preisen dürfen, doch auch dieser Theil ist so reich an vortrefflichen Einzelheiten, daß der vortheilhafte Gesammteindruck nicht wesentlich gestört wird und daß wir nur den Wunsch aussprechen können, der Verfasser möge sich zu einer Molièrebiographie entschließen.

P. N.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.

Ausgegeben: 19. Mai 1881. — Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig.

Frühlingsfeste.

Viel schwerer als heute lastete auf der des Lebens im Freien gewohnten und bedürftigen Gesellschaft des Mittelalters der Winter; am rauchenden Kamin, bei qualmendem Kienspan oder trüber Kerze saß man beisammen in dunkelen zugigen Gemächern, die alle Kunst nicht behaglich zu machen verstand, und erwartete mit Sehnsucht den Abzug des eisigen Gastes, die Rückkehr des sonnigen Frühlings.

Um so lauter und heller war dann der Jubel, wenn das erste Veilchen gefunden, wenn „Herr Maie" sich auf das grüne Zweiglein gesetzt, wenn er im Walde seinen farbenbunten Kram aufgeschlagen, mit dem er die Blumen auf dem Anger malt, wenn, von ihm geweckt, die „Waldsinger", die Amsel und die Nachtigall, in süßen Liedern streiten, wenn

„vogel die hellen und die besten
al des meigen zit wegent mit gesange ir kint."

Lachende Sonne und Vogelsang rufen zu fröhlichem Tanze auf grünender Wiese, oder zu sinnigem Wandeln im Schatten der Linden; da erwacht auch im Herzen die Liebe, welche das falbe Laub des Herbstes, der Schnee des Winters begraben; die Lyrik des Mittelalters ist vorwiegend Frühlingspoesie, in welcher mit immer neuen Variationen der Preis des neuerblühenden Lebens in der ganzen Natur ertönt.

Und wie der vornehme Sänger, so jauchzte dem Frühling, welcher nach den Worten eines Odenwälder Liedes „die Bauern zur Stube 'naus jagt", das Volk in Städten und Dörfern entgegen. Sinnfälligstes Symptom seiner Freude war „des Sommers erstes Spiel", wie Walther's von der Vogelweide sehnsüchtige Worte bekunden

„saehe ich die mägede an der strâze den bal
werfen, sô kaeme uns der vogele schal."

Die muntern Kleinen pflegen das Spiel, so lange die Jahreszeit günstig; jetzt aber vereinigt sich die gesammte Jugend zu demselben und macht es zu einer eigentlichen Frühlingslustbarkeit. Die Sammler der „norddeutschen

Sagen und Märchen" bemerken, daß fast überall in Norddeutschland zu Ostern ein Ballspiel stattfinde; die zahlreichsten und ausführlichsten Beispiele dafür liefert die Altmark. Merkwürdig ist es dabei, daß häufig die im vergangenen Jahre jüngstverheirathete Frau (wie früher in England) den „Brautball" zu liefern hat, und im Nothfalle durch ein Lied, in welchem man ihr unter anderm den Gatten zu rauben droht, dazu gezwungen wird. Der Ball wurde schließlich zertrümmert, und seine Stücke bewahrte man wohl als glückbringend auf. Im sächsischen Glauchau ward zu Anfang des vergangenen Jahrhunderts der Brautball gefordert, nachdem „der Tod ausgetragen". Dies führt uns auf eine Reihe von Frühlingsfesten tieferen Inhalts als das nur die Lust über die Befreiung vom Zwange des Winters bekundende Schlagen des Osterballes, Feste, die allen germanischen Stämmen und den in vielem so nah verwandten Slaven gemeinsam, hier und da bis auf unsere Tage erhalten, theilweise an altheidnische Religionsübung anknüpfen.

Da trug man in Gestalt einer häßlichen Puppe das Symbol des Winters und aller Noth, die in ihm sich besonders fühlbar machte, Armuth, Krankheit, Tod, hinaus auf das Feld, um ihm den Garaus zu machen, oder man brachte, die Gunst der schönen Jahreszeit zu erwerben, ein bildliches Opfer; der sieghafte Streit des Frühlings mit dem Winter wurde in scherzhaftem Kampfe oder dramatischer Wechselrede dargestellt; als ein siegreicher, gnadenspendender Fürst hielt der Mai seinen Einzug in den Gau und wurde feierlich eingeholt.

Vier bedeutsame Weisen des Sommerempfanges weiß der sinnige und gelehrte Kenner und Erforscher germanischen Volksthums, Jacob Grimm, nach Volksstämmen zu gruppiren. In Schweden und Gothland Kampf des Winters und Sommers, feierlicher Einzug des letzteren; in Schonen, Dänemark, Niedersachsen und England bloßer Mairitt oder Einholung des Maiwagens; am Rhein bloßer Kampf zwischen Winter und Sommer ohne Wassertauche, ohne den Pomp des Einreitens; bei Franken, Thüringern, Meißnern, Böhmen, Schlesiern bloßes Austragen des winterlichen Todes, ohne Kampf und feierliche Einführung des Sommers.

Seine Scheidung fixirt indessen nur die wesentlichen Merkmale der in den verschiedenen Gegenden gefeierten Frühlingsfeste; im einzelnen begegnen wir Uebergängen und Vermischungen, deren er selbst zahlreiche anmerkt; insbesondere bei den oben an letzter Stelle genannten Schlesiern, bei denen sich germanisches Volksthum aus mannichfachen Theilen des Reiches mit dem heimischen Slaventhume verschmolz, vermögen wir die Uebung aller jener „vier Weisen des Sommerempfanges" zu constatiren.

Des Todaustragens am Sonntag Laetare wird allerdings am häufigsten gedacht, bald so, daß man an einen, in christlicher Zeit zu schimpflichem

Schauspiele gewordenen Aufzug einer heidnischen Gottheit erinnert wird, bald mit dem klar ausgesprochenen Gedanken eines dargebrachten Opfers. Aus Stroh und Lumpen fertigte man eine Figur, „simulacra terribilia, similia spectris", in Gr. Glogau „Leiske-Tod" genannt — Sebastian Franck berichtet aus Franken: angethan und zugerichtet wie ein „tot" — nach Alexander Gvagninus in Frauengestalt; in der Lausitz war sie weißgekleidet und hielt in der Hand einen Besen, in der andern eine Sichel. Auf eine hohe Stange gesteckt (in Polen früher auf einen Wagen gesetzt), wird sie in neuerer Zeit von der gesammten Jugend umhergetragen; in der Ohlauer Gegend und in Nürnberg bildeten aber ihr Gefolge nur Mädchen, in der Lausitz Frauen in Trauergewändern. Während die Trägerinnen traurige Weisen, später „sinnlose" Lieder sangen, überhäuften die Umstehenden das Bild mit Schmähworten, bewarfen es mit Koth; schließlich wurde es mit Füßen getreten, in Wasser oder an einen „schimpflichen Ort" geschleudert, zerrissen, verbrannt. Danach pflegten die Lausitzer Frauen Gastereien abzuhalten. Dieses weibliche Gefolge deutet darauf, daß ursprünglich es sich um den Cultus einer Göttin handelte, wie der Wurf ins Wasser auch von sacraler Bedeutung gewesen sein mag. Die römische Deum Mater wurde im März feierlich gebadet; an den Umzug der auf einem Wagen von Kühen gezogenen Nerthus knüpfte sich die Waschung des Götterbildes im geheimnißvollen See; heidnischer Ueberrest ist der Glaube an die heilsame Kraft des Wassers besonders in der osterlichen Zeit. An die Lustratio der Göttinnen erinnert die von Petrarca so anmuthig geschilderte Sitte der Kölner Frauen, am St. Johannisabende die Arme im Rheinstrome zu baden, wofür ihm die Erklärung ward, es sei ein uralter Glaube der Weiber, daß alles im Laufe des Jahres drohende Unheil durch das Bad im Flusse an diesem Tage abgewendet werde, und auf dieselbe Anschauung ist es zurückzuführen, wenn die Knechte in Schlesien den Mägden ein unfreiwilliges Charfreitags- oder Osterbad zutheil werden lassen, indem sie dieselben bald nur mit Wasser besprengen, bald auch geradezu in Tränktröge, Bäche und Teiche werfen, sodaß, wie geklagt wird, sogar Tödtungen daraus folgten. Dabei pflegte man sich gegenseitig unter dem Rufe

Ustern, Schmeckustern!
Pfingsten, Weihnachten!

mit aus grünen Weidenzweigen und bunten Bändern geflochtenen Peitschen, den „Schmeckostern", zu schlagen, sicherlich keine Erinnerung an das „Leiden Christi", wie ein Berichterstatter meint, sondern ebenfalls altheidnischer Brauch, der sich ähnlich auch bei den Römern findet; seine Erklärung liegt darin angedeutet, daß man bei dem gleich zu besprechenden „Sommergehen" begegnendes Vieh mit „Maien" schlug, um es fruchtbar zu machen. Die alte be-

deutungsvolle Ceremonie ward allmählich zu grobem, schwerlich zu duldendem Unfuge; die Knechte überfielen die Mägde in ihren Schlafkammern, und suchten ihnen, wie ein Gewährsmann umschreibend sich ausdrückt, die Schläge „in ipsam formam humanam“ zu appliciren. Jetzt ist daher das „Schmeckostern“ in der Regel auf die Kinder beschränkt, bei denen sich die Erwachsenen durch allerlei Gaben, meistens wohl durch das gewöhnliche Ostergeschenk, bunte Eier, „Maleier“, das Symbol der Fruchtbarkeit, loskaufen.

Am frühesten findet sich das „Todaustragen“ erwähnt bei den halb- oder ganzslavischen Nachbarvölkern Schlesiens. Prager Synodalstatuten von 1366 verboten den Geistlichen, zu Mittfasten Bilder „in figura mortis“ unter Absingung abergläubischer Lieder im nahegelegenen Flusse in der Meinung zu versenken, daß nun in diesem Jahre der Tod der Gemeinde nicht schaden könne. Für Polen bezeugen Johannes Dlugossus und Mathias von Miechow die Sitte im fünfzehnten Jahrhundert, für Schlesien in dem Sinne eines Opfers vielleicht zuerst Joachim Cureus (1571); ein amtlicher Bericht aus dem Anfange dieses Jahrhunderts giebt für sie die Erklärung, die heidnischen Schlesier hätten die Frühlingsgöttin als „Tott“ verehrt, und ihr alljährlich eine Jungfrau verbrannt. Aus dem Guhrauer Kreise wird berichtet: Die Mädchen des Dorfes tragen um Mitternacht vor dem Sonntag Laetare unter Absingung „einfältiger“ Lieder eine als Mann oder Frau — je nach dem Geschlecht der zuletzt gestorbenen Person — ausgeputzte Puppe über die Grenze des Dorfes, welche dem Felde, auf welche sie geworfen wird, Unglück bringt. Lebhafter hat sich in der Ohlauer Gegend die Erinnerung daran, daß die Puppe Symbol des Todes sei, erhalten; als einst in einem Dorfe während eines Jahres sieben Jungfrauen starben, meinte man allgemein den Grund darin finden zu müssen, daß man verabsäumt hatte, wie gewöhnlich den „Tod auszutragen“. In Leipzig sollte der früher ebenfalls geübte Brauch die Stadt reinigen, Pest und andere ansteckende Krankheiten fern halten, Ehesegen bringen.

In der Regel knüpft sich an das Austragen des Todes das Einbringen des Sommers. So weiß Nicolaus Pol († 1632) zu berichten, daß die Waisenkinder in Breslau auf hoher Stange einen „Popelmann“ umhertragen, und nachdem sie denselben ins Wasser geworfen, mit grünen „Maien“ zurückkehrten, dabei singend

Haben wir nun den Tod ausgetrieben,
Und bringen den lieben Sommer herwieder.

Ein anderer Bericht aus derselben Zeit will aber nur von dem „Sommergehen“ der Breslauer Waisenkinder wissen. Die „Maien“, aus Kiefern- oder Birkenzweigen bestehend, oder kleine Fichtenbäumchen, waren mit künst-

lichen Blumen, Bändern, bunten Eierschalen, Papierketten und Sternen, den englischen Gruß darstellenden Puppen, geschmückt; um das Vieh gegen Behexung zu sichern, wurden die heimgebrachten „Maien", der „Sommer", über der Stallthür angenagelt.

Vollständige Lieder, welche die „Todausgänger" sangen, sind bereits im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts lateinisch und deutsch aufgezeichnet worden. Während des Auszuges ertönten die von merkwürdigem Rassen- und Klassenhaß kündenden Verse:

Ex urbe mortem pellimus,	Nun treiben wir den Tod hinaus,
Verpi fruatur aedibus,	Den alten Juden in das Haus,
Numosque rodat divitis,	Den Reichen in den Kasten,
Cras vivimus ieiuniis.	Morgen woll'n wir fasten.

und bei der Rückkehr:

Den Tod haben wir hinausgetrieben,
Den lieben Sommer bringen wir wieder,
Den Sommer und den Maien,
Der Blümelein mancherleien.

Dann schickte man sich an, von Haus zu Haus Gaben zu erbitten:

Ex aedibus venustula	Dort oben steht ein hohes Haus,
Hic prospicit puellula,	Da sieht eine schöne Jungfer heraus,
In nos favorem conferet,	Sie wird sich wohl bedenken,
Nobisque munus offeret.	Und wird uns etwas schenken.

und zog schließlich dankend von dannen:

Nos conprecamur intimis	Habt Dank, habt Dank, ihr Jungfern mein,
Ex pectorum praecordiis,	Das Himmelreich soll euer sein,
Fiant ut aedis hospites	Dazu die himmlische Kronen,
Nunc divites, tunc coelites.	Gott woll' euch wohl belohnen,

oder nach anderer, dem Lateinischen sich besser anpassender Ueberlieferung:

Aus Herzens Grunde bitten wir,
So viel sich finden vor der Thür,
Daß an des Hauses Herde
Man reich und selig werde.

In Liegnitz lauteten die Anfangsverse des 1861 beim „Sommergehen" gesungenen Liedes:

Den Winter haben wir hinausgetrieben,
Den lieben Sommer bringen wir wieder.

Gaben heischend zog dann die Jugend mit ihren Frühlingstrophäen umher, mit schmeichelnden Worten zur Freigebigkeit lockend:

Rothe Rosen, weiße Rosen
Blühen auf dem Stengel,
Der Herr ist schön, der Herr ist schön,
Die Frau ist wie ein Engel,

wobei, bald auf den Herrn, bald auf die Frau des Hauses angewendet, der Refrain wiederkehrte:

A wird sich wull bedenken,
Und uns zum Summer was schenken.

Immer dringender wird das Anliegen, und wenn schließlich doch keine Gabe erfolgt, zieht die Schaar höhnend von dannen unter Absingung von Worten, deren Wiedergabe meistens der Anstand verbietet.

Offenbar liegt dieser Art des Todaustragens ein etwas anderer Gedanke zu Grunde als der vorigen, wie dies schon die Substituirung des Winters für den Tod im Liegnitzer Liede andeutet. Der Winterdämon wird geschmäht, und schließlich vernichtet; an seiner Stelle hält der Frühling triumphirenden Einzug; von einem Kampfe zwischen ihm und seinem frostigen Gegner ist zwar nicht mehr die Rede, ursprünglich wird aber ein solcher anzunehmen sein. In der That haben wir Nachrichten, daß dramatische Darstellungen desselben in Schlesien nicht völlig unbekannt gewesen; hier und da zogen zwei verkleidete Burschen als Winter und Sommer von Haus zu Haus, einen Streitdialog haltend, in Oberschlesien zu Ausgang des Sommers, in kleineren Städten Mittelschlesiens noch zu Anfang unseres Jahrhunderts im Winter. Die Verlegung des Auftrittes in die späte Jahreszeit ist auffällig, aber nicht ohne Analogie. Uhland sagt zwar einmal, Hans Sachs weiche von dem Volksgebrauche ab, wenn er sein „Gespräch zwischen dem Sommer und Winter“ auf die Herbstgleiche verlege, weist aber gleich darauf selbst nach, daß man in Altengland den Streit zwischen Stechpalme und Epheu, welche Sommer und Winter vertreten, in die Zeit der Wintersonnenwende hinaufrücke, und daß in der Ukermark zur Weihnachtszeit zwei als Winter und Sommer verkleidete alte Frauen mit einander um den Vorrang in Versen stritten, die manches Alterthümliche enthielten. Hierzu tritt als willkommene Ergänzung die Nachricht aus Schlesien. In einem der dort vorgetragenen Lieder rühmte der Winter von sich:

Wenn kommt die Weihnachtszeit,
Back ich mir gute Kuchen,
Und schlacht ein fettes Schwein;
Ich schmiere meinen Bart mit Speck,
Und leg' mich dann ins warme Bett:
Ei, Sommer, das kannst du nicht!

Ein anderes schloß mit den Worten:

Du bist der Herr, ich bin der Knecht,
So haben wir alle beide Recht,

wie es in dem Streitliede in Uhland's Volksliedern heißt:

O, lieber Sommer, ich gib dir's Recht,
Du bist mein Herr und ich dein Knecht.

Unzählige Male wiederholt sich die Beobachtung, daß die Geistlichkeit, um nicht genöthigt zu sein, alte, tief eingewurzelte, der Heidenzeit entstammende Volksfeste beseitigen zu müssen, dieselben christlich umdeutete; so auch hier. Bereits im fünfzehnten Jahrhundert bezog man das „Todaustragen" auf die durch Mieczlaus von Polen angeblich befohlene Zerstörung der Götzenbilder Dziewanna und Marzanna. So berichtet Dlugossus; richtiger dürfte die Deutung der Mythologen sein, daß letztere, die Wintergöttin, vertrieben, erstere, die Sommergöttin, dafür heimgebracht wurde. Wie dem aber auch sei, die alte Sitte erhielt sich kräftig und lebendig, bis sie schließlich in der weltlichen Obrigkeit ihre Gegnerin fand, wie ein schlesischer Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts sagt „wegen des Misbrauchs und dabei vorgenommenen Ueppigkeit und Aberglaubens". Sicher beruhte es auf einer wohl überlegten Polizeimaßregel, daß in Leipzig nur die anrüchigen Dirnen den Tod austrugen; man wollte dadurch die Sitte bei dem ehrsamen Volke in Verruf bringen, und dennoch blieb sie lange in Uebung. In Liegnitz war sie ein allgemeines, großartiges Volksfest; hunderte von Bettlern strömten dazu von weit und breit herbei und durchzogen gabenheischend die Stadt, bis Friedrich der Große es verbot; die Landräthe verschiedener Kreise haben bis in die neueste Zeit dagegen bald mit mehr, bald mit weniger Erfolg angekämpft, nach einem Bericht vom Jahre 1872 aus einer ungenannten größeren Mittelstadt Schlesiens sogar unter Drohung mit dem Strafgesetz.

Das im Laufe der Zeit zu öffentlicher Ordnung zuwiderlaufender Bettelei herabgesunkene Gabenheischen hat ursprünglich einen tieferen Sinn, als es auf den ersten Augenblick erscheint. Uhland sagt gelegentlich, anknüpfend an ein elsässisches Walpurgisfest, „das Erträgniß des Jahres hängt von dem kleinen Frühlingsopfer ab". Allein noch an etwas anderes darf man denken. Wenn im Mittelalter der neue Herrscher einzog, dann wurden ihm nicht nur freiwillige Gaben dargebracht: es mußte um Neuverleihung der Lehne, um Bestätigung der alten Privilegien gegen Erlegung bestimmter Abgaben gebeten werden; nicht ohne Opfer war der Schutz des Fürsten zu gewinnen: darum sagt in dem alten Streitliede der Sommer, nachdem der Winter ihm gewichen, von sich selbst:

Und wer den Sommer von mir will haben,
Der muß viel Dukaten im Beutel han.

Gemeint ist der segenbringende „Maienbusch", der in Schlesien ja auch „Sommer" genannt wird, das Herrschafts- und Schutzsymbol, das Feldzeichen des Frühlingsfürsten, für dessen Verleihung ihm recht eigentlich eine Steuer zu zahlen war. Die sommergehenden Kinder treiben dieselbe ein, und ein Nachklang jenes alten Verses mag es sein, wenn sie singen:

Der Herr der hat 'ne huche Mützen,
Er hat sie vull Dukaten sitzen;
Er wird sich wull bedenken
Und uns zum Summer was schenken.

In Folge obrigkeitlicher Gebote ist an manchen Orten, in denen früher unser Frühlingsfest in seinem ganzen Umfange üblich war, nur die freundlichere Seite desselben, die Einholung des Sommers, das „Sommergehen", erhalten. Wohl verwandt mit demselben und nicht blos carnevalistischen Ursprunges ist der in manchen Gegenden Schlesiens übliche Gaben heischende Umzug gewisser Erwerbsklassen am Tage vor Fastnacht. In der Ohlauer Gegend versammelten sich die Dienstjungen unter Vorantritt von Musik und unter Leitung des Wächters, dessen Spieß mit Bändern geschmückt war, zum Zuge durch das Dorf; die empfangenen Fleischwaaren, Kuchen und Eier wurden an die bebänderte Waffe des Führers gehängt; in Trebnitz war es der Dorfhirt mit den Ochsenjungen, welcher die als Geschenk obligatorischen Speckstücken auf einen hölzernen Spieß steckte. In der Stadt Ohlau zog der Braumeister mit seinen Burschen und Bierschrötern spießbewehrt bei den Brauberechtigten umher; die mit Mehl gepuderte Perrücke läßt ihn allerdings kaum als einen Verkündiger des Frühlings, sondern eher als einen Vertreter des noch zum letzten Male seine Herrschaft symbolisch ausübenden Winters erkennen.

Wo das „Sommergehen" allein stattfindet, könnte man vermuthen, daß die Feier den Gegensatz vom winterlichen Tod und vom Frühlingsleben gar nicht gekannt habe, sondern daß man nur den „Fürst Mai" feierlich habe empfangen wollen. Allein das „Sommergehen" findet durchweg in den Fasten statt; jene specifischen Frühlingsfeste zu Ehren des „Maifürsten" beging man aber erst dann, wenn die schöne Jahreszeit sich völlig der Herrschaft bemächtigt, zu Anfang des Mai, oder zu Pfingsten. In Geschichte und Dichtung halten die Fürsten gern an Pfingsten ihre Hoftage ab:

it geschach up enen pinkstedach,
dat men de wolde unde velde sach
grone stân mit lôf unde gras,
unde mannich vogel vrolik was
mit sange in hagen unde up bomen;
de krûde sproten unde de blomen,

de wol vöken hier unde dâr:
de dach was schone, dat weder klâr.
Nobel, de konnink van allen deren,
hêlt hof unde lêt den ûtkrejeren
sin lant dorch over al.

So beginnt das alte Epos von Reineke Vos. Dann hielt in Schweden der „Blumengraf", „der comes florialis", in Niederdeutschland der „Maigraf" seinen Umritt, der „Füstge Mai" zog mit der „Maibraut" umher, und so erscheint der Frühlingsfürst auch in Schlesien.

Als allen sichtbares Zeichen seiner Ankunft wurden Pfingstbäume, bald nur in dieser allgemeineren ursprünglichen Bedeutung, gesetzt, wie der siegreiche Heerkönig in der eingenommenen Stadt sein Banner hoch erhaben aufrichten ließ, bald mit dem Nebenzweck verbunden, daß die Knechte ihren Geliebten damit eine besondere Huldigung darbringen; die Bäume werden dann wohl mit bunten Tüchern geschmückt, und tragen oben einen Blumenstrauß, „Richel"; gefallenen Mädchen setzt man bisweilen Pfingststangen mit verdorrtem Richel. Nachdem dies geschehen, zog im Frankensteinschen der lustigste unter den Pferdejungen in lächerlich-stattlichem Aufzuge durch das Dorf, in dreieckigem, mit Goldpapier geschmücktem Hut, einen hölzernen Säbel in der Hand, von der Jugend mit dem merkwürdigen Namen „Rauviez" begrüßt. An anderen Orten wird der „Rauhfiehs" (zu welchem man auch wohl den ältesten Hirten nahm, oder den, welcher bei Beginn der Frühjahrsweide am spätesten ausgetrieben hatte), welcher in Laub gekleidet, eine Binsenkrone auf dem Haupt, mit Bildern, Bändern, Schellen behangen, unter lautem Peitschenknallen durch das Dorf geführt, während ein Vorläufer mit einem langen Dornenbesen die Zuschauer abwehrt. Gerade so erscheint im Altmärkischen der „Füstge Maier", neben dem bisweilen noch ein „König" auftritt, oder der „Pfingstkääm" ganz in Laub gehüllt, bei Braunschweig und in einigen Gegenden Thüringens der „Maikönig", bei Fürstenwalde das sonderbar benannte „Kuderneſt".

Ganz anders trat der „Rauchfieß", „Raupfieß", „Rauchfistel", „Rauchpfister" in den Fünfziger Jahren in Hirschberg, im Breslauer und Ohlauer Kreise auf. Man umflocht einen zweirädrigen Karren, in der Regel den Vordertheil eines Arbeitswagens, so mit grünen Zweigen, daß eine kleine Laube entstand, in welcher ein größerer, mit weißem Hemd und breitkrämpigem Hut angethaner Knabe Platz nahm; Pferdejungen zogen ihn durchs Dorf, wo ihn die Jugend mit Geschrei empfing, mit Wasser begoß, mit Koth bewarf, wogegen er sich in gleicher Weise wehrte und die Passirenden mit Schimpfreden insultirte; bisweilen mußte auch nur eine Magd auf dem herrschaftlichen Hofe ihn mit Wasser zu begießen suchen; während dessen heischten

zwei mit Blumen geschmückte „Rauchfießbitter" Gaben in den Häusern, ein sinnloses Lied absingend, dessen Ende lautet:

So sind wir nun arm wieder in eurer Mitten,
Und wollten den Herrn und die Frau schön bitten,
Daß sie uns möchten eine Gabe mittheilen,
Damit wir uns können den kranken „Rauchfieß" heilen.

Zum Schluß fuhr man den Karren in einen flachen Teich und warf ihn mit dem „Rauchfieß" um. Aeußerliche Verwandtschaft mit dem österreichischen und baierischen „Wasservogel" ist nicht zu übersehen: der Knecht, welcher zuletzt am Pfingstmontag ausgetrieben, oder ein besonders gewählter Pfingstkönig wurde in Laub gehüllt auf ein Pferd gesetzt, und schließlich ins Wasser geworfen. Aber die Verwandtschaft wird nur eine scheinbare sein. Wenn wir mit Wilhelm Müller in d i e s e n Gebräuchen die „Idee eines symbolischen Menschenopfers, durch welches die Götter versöhnt werden" erkennen, so dürften solcher Deutung unseres „Rauchfieß", wie wir weiterhin sehen werden, Bedenken entgegenstehen.

Auffällig ist, daß nach dem angeführten Liede die eingesammelten Gaben zur Heilung des kranken „Rauchfieß" dienen sollen; einigermaßen erinnert daran das „Molitzlaufen" zu Brunau in der Altmark; der letzte am Ziel heißt dort „Molitz", erhält ein Strohband um das Knie, als sei er verletzt, und für ihn wird gesammelt; auf dem Kalbeschen Werder findet dasselbe schon um Ostern statt, und der Heilungsbedürftige heißt hier blos „der lahme Zimmermann", wie in dem „Molitzliede" gefunden wird:

„Molitz" hat sich ein neu Haus gebaut,
„Molitz" hat sich ins Knie gehaut, 2c.

Der altmärkische Gebrauch führt uns auf eine dritte Rolle, welche der „Rauchfieß", den wir vorher bereits auch durch den sich versäumenden Hirten dargestellt sahen, zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts in der Striegauer Gegend spielte. Man hielt dort am Pfingstdienstag ein Pferdewettrennen ab, wobei der zuletzt Kommende, dazu vorher bestimmte und deswegen mit dem schlechtesten Pferde Ausgestattete „Rauchfies" genannt wurde. Sobald der erste, der „König", das Ziel erreicht hatte, eilte der „Rauchfies" ins Dorf, und suchte im Kretscham von bereit gehaltenen Semmeln so viel wie möglich anzubeißen, während die Wettrenner im Schritt heimkehrten; vor dem Kretscham empfing der „Rauchfies" den „König" mit einem Glase Bier und herkömmlicher Ansprache; beging er dabei kein Versehen, so mußte der „König" die Semmeln bezahlen; andernfalls umgekehrt.

Auch sonst werden pfingstliche Pferderennen in Schlesien erwähnt, wobei der erste mit Blumen, der letzte mit Besenreis geschmückt, oder gar gemißhandelt, und, wie oben der „Rauchfiez", mit Koth beworfen wurde.

Der seltsame Name, welcher, wie die vielen Varianten beweisen, gewiß entstellt überkommen ist, hat, so viel wir wissen, eine befriedigende Erklärung noch nicht gefunden; bemerkenswerth ist, daß G. W. von Raumer eine altmärkische Pfingstfeier erwähnt, welche „Vizmeyer" hieß; es wäre möglich, daß dies nichts weiter als Verstümmelung des märkischen „Füstge Maier", „Füstge Mai" ist. Bei dem ersten Theile des Wortes hat man wohl an die Umkleidung mit Laub und Zweigen zu denken; die zweite Silbe klingt an das ahd. „Fizus", mhd. „viez", schlau, hinterlistig, an, welches auch geradezu als „Fuchs" gedeutet wird. An eine Verwandtschaft mit der altmärkischen, auch anderwärts geübten Sitte, zu Pfingsten mit einem Fuchs umherzuziehen und Gaben zu heischen, ist schwerlich zu denken. Die im mhd. Wörterbuche über viez gesammelten Stellen ergeben, daß dasselbe als Schmähwort auch auf den Teufel angewendet wird. Danach müßte der „Rauchfieß" ein schädlicher Dämon sein, und das Fest, an welchem er auftritt, würde, ähnlich dem Tod- oder Winteraustreiben, zur Feier seiner Besiegung begangen. Doch darf nicht übersehen werden, daß z. B. im Ohlauer Kreise das Todaustragen neben der Wassertauche des „Rauchfieß" üblich war; beide Gebräuche haben also entweder verschiedene Bedeutung, oder wenigstens verschiedenen nationalen Ursprung; im südlichen Deutschland und bei den Slaven wurden die Frühlingsfeste in der Regel in der Fastenzeit, bei den nördlicheren Germanen Anfang Mai oder zu Pfingsten begangen. Die Richtigkeit unserer Namendeutung vorausgesetzt wäre dann das von uns aus Hirschberg u. s. w. geschilderte „Rauchfießfest" das ursprüngliche; die Uebertragung des Namens auf andere Pfingstfeste erklärt sich leicht aus der äußerlichen Aehnlichkeit der die Hauptrolle spielenden Person. Der Maifürst erschien, wie wir sahen, nicht blos in Schlesien in Laub gehüllt, und im Guhrauer Kreise pflegte man den Letzten bei den Pfingstwettrennen mit Besenreisern auszustaffiren, ohne daß eines besonderen Namens für ihn Erwähnung geschieht.

Ueber kurz oder lang wird der letzte Rest dieser Frühlingslustbarkeiten verschwunden sein, und ihre Erhaltung oder Neubelebung ist kaum wünschenswerth. Ein Stück anziehender Volkspoesie war in ihnen allerdings zu realistischer Darstellung gelangt; doch ihr Kern, der Geist, der sie geschaffen und belebte, ist auf immer hinweg; mag nun auch die leere Schale zerfallen. Nicht minder unmöglich ist es, an ihre Stelle Feste von „ästhetischeren" Formen, mit „harmonischen" Frühlingsliedern, wie ein Ungenannter im schlesischen Provinzialblatte von 1864 wünschte, zu setzen. So künstlicher Schöpfungen bedarf es auch nicht; so lange das Volk in Dörfern und Städten zu Pfingsten Haus und Hof mit grünen Maienbüschen schmückt, den Frühlingsfürsten durch das Aufstecken seines eigenen Feldzeichens festlich und fröhlich zu be-

grüßen, so lange ist in ihm auch noch jene alte Frühlingslust lebendig, welche im Volksliede zum Ausdruck gelangt ist:

Der Mai will sich mit Gunsten,
Mit Gunsten beweisen,
Ich hör's an aller Vögelein Gesang,
Er bringt den Sommer mannichfalt;
Ich hör Frau Nachtigall singen,
Sie singt recht wie ein Saitenspiel:
„Der Mai uns will
Den lichten Sommer bringen."

G. Sello.

Der Feldzug im Jura.*)

Mit der zehnten Wiederkehr des Jahrestages des Frankfurter Friedens hat auch die geschichtliche Darstellung des Krieges ihren endgiltigen Abschluß erreicht. Von den Kampfeshandlungen blieb nur noch die Verdrängung der Armee Bourbaki's auf schweizerisches Gebiet zu schildern. Diese Aufgabe erfüllt der größere Theil des kürzlich erschienenen vorletzten Heftes des Generalstabswerkes.

Die dreitägige Schlacht vor Belfort hatten die vereinigten preußischen und badischen Truppen durchfechten müssen, ohne daß die aus dem nördlichen Frankreich heraneilenden Streitkräfte eine hilfreiche Einwirkung auszuüben vermochten. Jetzt, nachdem der Sieg auf deutscher Seite geblieben und die Heeresmacht Bourbaki's im Abzuge war, blieb es der neugebildeten deutschen „Südarmee" vorbehalten, den zurückgeworfenen Feind gänzlich matt zu setzen. Während nun das achtzehnte Heft die Schilderung der Ereignisse bis zum Eintritte des Waffenstillstandes geführt hatte, von dessen Wirkung allein der südöstliche Kriegsschauplatz einstweilen ausgeschlossen blieb, greift das gegenwärtig vorliegende Heft bis auf die Tage um Mitte Januar zurück, um zu zeigen, wie in der Stille jene Bewegungen eingeleitet wurden, welche zum vierten male im Laufe des Feldzuges die Waffenstreckung einer großen französischen Armee erzwangen.

Als der neu ernannte Führer der Südarmee, General von Manteuffel, von Versailles aus am 12. Januar in Chatillon sur Seine eintraf, waren

*) Der deutsch-französische Krieg 1870—71. Redigirt von der kriegsgeschichtlichen Abtheilung des großen Generalstabes. Zweiter Theil. Geschichte des Krieges gegen die Republik. Heft 19. Die Ereignisse auf dem südöstlichen Kriegsschauplatze von Mitte Januar 1871, sowie die Verhältnisse im Rücken des deutschen Heeres und in den Küstenlanden vom November 1870 bis zum Waffenstillstande. Mit Karten &c. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1881.

die ihm zur Verfügung gestellten Truppen noch keineswegs versammelt, sondern standen über einen Raum von neun Meilen Breite vertheilt: das von Paris entsandte zweite Corps (Pommern) im oberen Seinegebiete, weiter östlich das siebente (Westphalen), von dem einige Truppen noch auf dem Eisenbahntransporte von den Grenzfestungen her unterwegs waren. In einer Beilage des Werkes ist die Zusammenstellung enthalten, welche in Versailles zur Aufklärung über die allgemeine Kriegslage an das Obercommando mitgetheilt ward. Die Gefahr, welche von den um Besançon und Chalons sur Saône angesammelten Bourbaki'schen Massen drohte, war erst um diese Zeit zur vollen Kenntniß gelangt. Die aus einigen Anzeichen sich ergebende Möglichkeit, dieselben von Bourges aus in der Richtung auf Paris vorrücken zu sehen, hatte vorher eine Reihe wechselnder Gegenmaßregeln hervorgerufen. In die Ausführung dieser Bewegungen hinein fiel die bestimmte Meldung des General von Werder, daß er Truppen der Bourbaki'schen Hauptmacht vor seiner Front habe. Der preußische Gesandte telegraphirte aus Bern, daß Bourbaki persönlich in Dijon eingetroffen sei. Auch entnahm man aus einem umfangreichen Kundschaftsberichte, dessen anderweitige Angaben sich in zuverlässiger Weise bestätigten, daß dem neuen französischen Operationsplane zufolge Bourbaki Belfort entsetzen, den Elsaß wieder erobern und unsere Hauptverbindungslinie dauernd unterbrechen sollte. Die neu formirte französische Armee, hieß es ferner, sei mit Cavallerie gering, mit Artillerie ausreichend versehen. Verpflegungs- und Munitionstrains würden fast ganz fehlen und durch die Benutzung von Eisenbahnen nicht völlig zu ersetzen, die Infanterie gut bewaffnet, aber mangelhaft organisirt sein.

Der solcher Art gekennzeichnete Feind blieb auch den neu gegen ihn anrückenden Streitkräften an Zahl weit überlegen. Der Grundgedanke der deutschen Heeresleitung ging dahin, daß General Werder vor Allem die Belagerung von Belfort decken, einem feindlichen Vormarsch westlich der Vogesen indessen nicht direct entgegentreten, vielmehr in diesem Falle nur gegen schwächere Kräfte des Feindes wieder die Offensive ergreifen solle — „das Auftreten des zweiten und siebenten Corps wird hinreichen, um die Absichten des Feindes vollkommen zu durchkreuzen". Die Weisungen über die Leitung dieser Heerestheile konnten nur allgemeinster Art sein.

Die große Ausdehnung, in welcher sich augenblicklich die Streitkräfte der deutschen Südarmee befanden, bildete indessen kein Hinderniß für ihr weiteres Vorgehen. Es konnte in Betracht kommen, ob dasselbe gegen Dijon zu richten sei, wohin mehrere gebahnte Straßen durch das vorliegende Bergland führten. Die Eroberung der alten Hauptstadt von Burgund hätte einen um so größeren Eindruck gemacht, als die französische Presse noch kürzlich die Wiederbesetzung dieses Punktes durch einheimische Streitkräfte maßlos gefeiert hatte. Aber

die dringende Gefahr lag bei Belfort. Der Oberbefehlshaber wußte, daß die Deutschen dort hinter der Lisaine standen, während der Feind vermuthlich nur seinen Aufmarsch erst vollenden wollte, bevor er zum Angriffe schritt. Freilich konnten das zweite und siebente Corps dort nicht sofort eingreifen. Verzögerte sich die Entscheidung aber noch um einige Tage, so mußte ihr Anrücken wirksam werden. Es kam also vor Allem darauf an, keine Zeit zu verlieren, und der Zug gegen Dijon wäre ein Umweg gewesen. Sollte es dem Feinde gelingen, über Belfort nach dem oberen Elsaß vorzudringen, so mußte sich die Südarmee auf die hintersten Truppen desselben werfen. Vermochte dagegen das vierzehnte Corps Bourbaki abzuweisen, so beabsichtigte man, sich mittelst einer Rechtsschwenkung gegen ihn und seine Verbindungen zu wenden.

Nicht gering waren die Schwierigkeiten, welche zu überwinden blieben. Der Marsch auf das gewählte Ziel — Vesoul — führte auf tief verschneiten, vielleicht ganz unterbrochenen Landwegen über den südlichen Theil der rauhen Hochfläche von Langres. Zahlreiche Quellbäche, die auf dem Plateau entspringen, fließen der Seine und Saône zu. Die Richtung des Marsches durchkreuzte dieselben und ihre tief verschneiten Thäler mußten auf steilen Wegstrecken überschritten werden.

Als im Jahre 1814 die Hauptarmee der Verbündeten zu ihrem Einmarsche in Frankreich über Basel und das Hochplateau von Langres ausholte, bildete die Theorie der Ueberschreitung der Hauptflüsse an ihrer Quelle und der Glaube an den strategisch „beherrschenden" Einfluß einer Oertlichkeit an sich das wunderliche Motiv. Im Blücher'schen Hauptquartiere erging man sich, unwillig über die zögernden Bewegungen der großen Armee, in derbem Spott über den Abfluß des Wassers nach verschiedenen Richtungen als den einzigen Vortheil, welchen der Besitz jener Hochfläche gewährte. Die Bewegungen der deutschen Heere in dem modernen Feldzuge, und insonderheit der Vormarsch der Südarmee, zeigen, welch ein untergeordneter Einfluß den Verhältnissen der Erdoberfläche eingeräumt wurde.

Die besseren Straßen über die Hochfläche entzogen sich der Benutzung, weil sie, dem Laufe der Thäler folgend, nicht der Marschrichtung dienen konnten. Aber auch die Verbindung zwischen den einzelnen Heeressäulen war in den ausgedehnten bergigen Waldungen nicht leicht aufrecht zu erhalten. Jede mußte für ihre Sicherheit nach allen Seiten selbst sorgen. Dabei bietet das Land wenig Unterkommen. Erst am Ostabhange findet man größeren Wohlstand und hohe Cultur. Der Marsch führte von der oberen Seine zwischen Dijon und Langres hindurch und beide Orte wußte man stark besetzt.

Obwohl den Truppen nach anhaltenden Märschen einige Ruhe zur Herstellung der verbrauchten Ausrüstung sehr erwünscht gewesen wäre, so mußte

die Bewegung doch alsbald fortgesetzt werden. Es galt zunächst die Côte d'or zu überschreiten. Die Avantgarden erhielten daher den Befehl, am Morgen des 13. Januar, zugleich mit Pionierdetachements, die Bewegung anzutreten, um die Ausgänge des Gebirges nach dem freieren Gebiete der Saône zu gewinnen: vorgeschobene Theile waren bereits in Berührung mit der Vogesenarmee gekommen, welche, im December um Autun versammelt, Freischaaren in das Gelände zwischen Dijon und der Seine entsendet hatten. Ricciotti Garibaldi beobachtete seit einiger Zeit die Bewegungen der Deutschen und es war nicht gelungen, ihn gänzlich zu beseitigen.

Da sich voraussehen ließ, daß während der nächsten Tage eine regelmäßige Befehlsertheilung nicht ausführbar sein werde, so gab das Obercommando im Voraus seine Weisungen. Schnelles Erreichen der Ausgänge des Berglandes und Sicherung derselben wurde als das Wichtigste bezeichnet. Jede Colonne sollte sich dann zu beiden Seiten der Straßen entwickeln, um dem Nachbar das Heraustreten zu erleichtern. Eine reichliche Verpflegung der Mannschaften auf dem Marsche wurde empfohlen und die Verantwortung für alle darauf abzielenden außerordentlichen Maßnahmen vom Oberbefehlshaber übernommen.

Bei dichtem Nebel, großer Kälte und auf spiegelglatten Wegen begann der Vormarsch der Hauptmacht. Die Anstrengungen wurden bald sehr bedeutend, die Marschcolonnen dehnten sich beträchtlich aus und das Fortkommen verzögerte sich erheblich. Erst sehr spät am Tage erreichten die Truppen ihre Quartiere. Tags darauf stieg die Kälte; am 16. Januar ließ zwar der Frost nach, aber ein heftiger Sturm erschwerte auch an diesem Tage die Truppenmärsche. Thau- und Regenwasser stand auf dem Glatteise der Straßen.

Auch mit einzelnen von Langres aus vorgehenden französischen Abtheilungen fanden auf dem linken Flügel der Südarmee kleinere Gefechte statt. Im Uebrigen wurde das Gelände gegen die Saône frei gefunden. Am 18. Januar standen die Truppenkörper am Ostfuße der Côte d'or, nur die linke Flügelcolonne (zweites Corps) befand sich noch etwas zurück. Im Wesentlichen war der Marsch ohne störenden Zwischenfall von Statten gegangen. Bedenklich gestalteten sich nur die rückwärtigen Verbindungen. Südwestlich Langres war eine Fuhrparkcolonne vom Feinde aufgehoben worden. Beim weiteren Vorrücken der Armee konnten sich diese Verhältnisse nur verschlimmern. Man beschloß daher, die künftig nachzusendenden Abtheilungen nicht mehr über die Hochfläche, sondern östlich derselben auf der Straße über Epinal heranzuziehen, auf welche letztere ohnehin die Verbindungslinie dauernd verlegt werden sollte.

Außerordentlich sicher hatte ein Briefrelais gearbeitet, welches das Hauptquartier mit dem Telegraphen in Chatillon sur Seine in Zusammenhang hielt. Während der letzten Tage hatte auf diesem Wege ein reger Depeschenwechsel zwischen den Generalen Werder und Manteuffel stattgefunden. So hatte der letztere schon am 18. Januar Morgens die Meldung über den Verlauf des dritten Kampftages an der Lisaine in Händen, eine weitere Nachricht bestätigte den Rückzug der Franzosen. Der Sieg vor Belfort änderte die Kriegslage wesentlich.

Die Gefahr für die Verbindungen der deutschen Heere mit der Heimath war zunächst abgewendet. Der Abstand war noch zu groß, um von der Saône her unmittelbar auf den geschlagenen Feind einzuwirken. Jedoch war nun eine Vereinigung der gesammten Südarmee — welcher das vierzehnte Corps vor Belfort vom Anfange dieser Operationen zugetheilt war — etwa in der Gegend nördlich Besançon wohl ausführbar. Hierdurch wurde die Lage am wenigsten gefährlich, allein ein wirklich entscheidendes Ergebniß des Kriegszuges wurde ausgeschlossen, sobald man den Feind auf seine natürlichen Rückzugsrichtungen nach dem Süden Frankreichs warf. Bei der Rastlosigkeit, mit welcher die französischen Rüstungen betrieben wurden, stand zu gewärtigen, daß man dem neu verstärkten Heere Bourbaki's noch einmal im Felde begegnen würde. Der Feind konnte indeß seinen Abzug nur auf dem schmalen Landstriche zwischen der Saône und der Schweizergrenze bewerkstelligen, dessen Gangbarkeit durch die verschiedenen gleichlaufenden Züge des Jura beschränkt ist. Die Hauptmasse des Heeres war dabei auf die Straßen längs des Doubs angewiesen, Besançon bot ihr den nächsten Halt, aber diese Richtung konnte möglicherweise durch die Deutschen abgesperrt werden. Der Entfernung nach war es ausführbar, das Flußthal des Doubs rechtzeitig abzusperren. Freilich mußten die Verbindungen der Südarmee mit den übrigen Theilen des Heeres wie mit der Heimath vollends zerreißen, wenn noch die Saône und die mit dieser gleichlaufenden Flußlinien des Ognon und Doubs überschritten wurden. Man hatte Besançon vor sich, die Festung Langres, das verschanzte, stark von den Garibaldinern besetzte Dijon zur Seite und im Rücken, und mußte schließlich bereit sein, mit völlig umgekehrter Front eine Entscheidungsschlacht anzunehmen. Dabei betraten die Corps abermals ein verhältnißmäßig dünn bevölkertes und wenig wohlhabendes Gebiet, in welchem die bei der rauhen Jahreszeit erforderliche tägliche Unterbringung der Truppen, sowie deren Ernährung ohne regelmäßigen Nachschub schwierig und die Gangbarkeit der Gebirgswege zweifelhaft waren. Dennoch entschied sich das Hauptquartier der Südarmee für das kühnere Vorgehen. General Moltke trat in Versailles für diesen Entschluß bei dem obersten Heerführer ein — der in diesen Tagen die Kaiserwürde aufnahm — unter dem Hinzufügen, falls die

Südarmee einen Echec erleide, dürfe man die Führung nicht tadeln, denn um große Erfolge zu erreichen, müsse etwas gewagt werden.

Wie weit der Gegner seinen Rückzug bereits fortgesetzt habe, und ob er denselben rechts oder links des Doubs eingeschlagen, war nicht bekannt, es schien daher nöthig, sich der Uebergänge über den Fluß unterhalb Besançon zu versichern, um ihm rechtzeitig und an beiden Ufern entgegentreten zu können. Diese von der Vereinigung mit dem vierzehnten Corps zunächst abweichende Richtung war diejenige, in welcher man sicher sein konnte, den Feind selbst dann noch sicher zu erreichen, wenn er seinen Rückzug vom Schlachtfelde bei Belfort mit aller möglichen Beschleunigung fortgesetzt hätte.

Die bisher vor Eingang der endgiltigen Nachrichten erlassenen Anordnungen hatten noch die Fortsetzung der Bewegung nach Osten im Auge behalten, aber zugleich schon die wahrscheinlich gewordene Rechtsschwenkung vorbereitet. Man fand am 19. Januar bei Gray die Saônebrücken unzerstört und schritt außerdem sofort zur Herstellung einer Kriegsbrücke von erheblicher Länge. Bei Gray schloß das zweite Corps, welches nunmehr auf dem Drehpunkte für die angeordnete Rechtsschwenkung nach Süden stand, in sich auf, das siebente rückte weiter östlich bis in gleiche Höhe mit demselben vor. Zur Sicherung gegen Dijon wurde noch eine Abtheilung rechts hinausgeschoben. Auch über den Ognon wurden Uebergänge, theilweise unter Gefecht, hergestellt. Auch bei Dôle am Doubs, wo der Feind erst vertrieben werden mußte, fand man in der Folge den Uebergang noch unversehrt und machte die willkommene Beute von über zweihundert größtentheils mit Lebensmitteln und sonstigem Heeresbedarf beladenen Waggons, welche auf dem Transporte nach Besançon dort zurückgelassen waren. Am 21. Januar trafen badische Dragoner bei dem siebenten Corps ein. Sie hatten Vesoul frei vom Feinde gefunden. Die erste unmittelbare Verbindung der beiden Heeresgruppen der Südarmee war somit hergestellt.

Während der rechte Flügel der letzteren bereits südöstlich von Dijon stand, wurden dort blutige Kämpfe gefochten. Ueber die Stärke der bei jener Stadt versammelten Garibaldinischen Streitkräfte herrschte noch keine vollständige Klarheit. Nach Aussagen von Landeseinwohnern sollte sich der Gegner auf 30 000 Mann — mehr als das Doppelte der bisherigen Schätzung — beziffern. Um so auffallender war dann allerdings die gänzliche Unthätigkeit dieser Truppen, welche nicht allein den Vormarsch über die Hochfläche von Langres ungestört hatten geschehen lassen, sondern auch die Saônebrücken ohne ernsteren Kampf Preis gaben.

Thatsächlich war die französische Regierung im Begriffe, sehr beträchtliche Streitmittel bei der alten burgundischen Hauptstadt zusammenzubringen, um diese zu einem starken Stützpunkte für weitere Unternehmungen in Ostfrank-

reich zu machen. Nach den kleinen Gefechten, welche Abtheilungen des zweiten Corps hier und da in den letzten Tagen zu bestehen hatten, beschränkte sich der den Oberbefehl führende General Garibaldi vollständig auf die Behauptung von Dijon und dessen nächster Umgebung. Die Streitkräfte mehrten sich noch bedeutend und das französische Kriegsministerium berechnete ihre Stärke zu Ende des Monates auf 50 000 Mann mit 90 Geschützen. War diese Zahl auch wohl etwas zu hoch gegriffen, so waren die Mahnungen, welche die Regierung der Nationalvertheidigung immer wieder an Garibaldi richtete, doch sehr gerechtfertigt. Man hatte keinen glücklichen Griff gethan, als man den abenteuerlichen Freischaarenführer zur Abwehr der Invasion in französische Dienste berief. Durch die höchst sonderbaren Streitschriften, welche nach Beendigung des Krieges Bordone, der Chef des Stabes unter Garibaldi, und Middleton, ein fahrender Engländer, wechselten, sind seltsame Lichtblicke auf die inneren Verhältnisse der Vogesenarmee gefallen. Die Ernennung Garibaldi's war im Grunde nur das Werk jenes Bordone, seines alten Mitkämpfers, welcher bei Ausbruch des Krieges als Kaufmann in Avignon keinen sonderlich ehrenvollen Ruf genoß. In der Hoffnung, unter Garibaldi einen hohen Posten einzunehmen, schlug er der Regierung in Tours vor, ihn einzuladen und erhielt in der ersten Aufwallung die bald bereute Genehmigung, denselben von Caprera herbeizubringen. Zumal Gambetta bereute sehr bald den vorschnellen Schritt. Nachdem der berühmte Greis einmal in Frankreich war und seine Verwendung bekannt wurde, scheute man sich indeß, den populären Helden wieder zu beseitigen und hoffte, an der Spitze der Vogesenarmee ihn am wenigsten Schaden anrichten zu sehen. Was für ein zügelloses Treiben dann während der Ansammlung der bunt gemischten*) Truppen in Autun herrschte und welche unverschämte Willkür gerade jener Bordone entfaltete, darüber sind erstaunliche Angaben, meist durch Middleton, später veröffentlicht worden. Die harmlose Leichtfertigkeit der Commandoleitung kennzeichnet nicht übel die kleine Erzählung, daß bei einer der ersten Unternehmungen auf das damals von Preußen noch besetzte Dijon im Spätjahre 1870 Garibaldi schmunzelnd seinen Chef befragte: „Eh bien Général, allons nous souper à Dijon?“ „Allons souper à Dijon!“ erwiederte dieser, aber schon kehrten die abgewiesenen Truppen aus dem Gefechte zurück und Garibaldi versuchte erfolglos von seinem Wagen dieselben durch Absingung eines patriotischen Liedes von Neuem anzufeuern.

---

*) Aus welchem weiten Umkreise abenteuerliche Elemente dort sich zusammenfanden, wird dadurch gekennzeichnet, daß selbst in Constantinopel ein ehemaliger französischer Officier Werbungen vorgenommen hatte, deren Spuren sich vermuthlich in der neben „Chasseurs égyptiens“, „Compagnie espagnole“, „volontaires italiens“ in der Truppenliste aufgeführten „guérilla française d'orient“ weiter verfolgen lassen.

Als es galt, den Vormarsch der Südarmee zu hindern, brach Garibaldi erst am 19. Januar auf, während die Spitzen der preußischen Corps bereits die Saône überschritten. Er führte seine Truppen bis auf eine Meile nördlich von Dijon vor und kehrte nach dieser wirkungslosen Operation wieder um.

Waren somit nicht nur die Bergstraßen, sondern auch die Saôneübergänge den anrückenden Deutschen Preis gegeben worden, so hatte sich in Folge der eifrig fortgesetzten Verstärkungsarbeiten mittlerweile doch die Vertheidigungsfähigkeit von Dijon bedeutend gehoben. Die Stadt liegt in geringer Entfernung vom Fuße der Côte d'or am Zusammenflusse zweier Wasserläufe. Zwischen diesen treten zwei Bergkegel schroff hervor, welche mittelst schwerer Geschütze, ähnlich wie Forts, die Stadt auf dieser Seite vertheidigten. Die übrigen Eingänge waren durch vorgeschobene Erdwerke gesperrt. Hinter der vorderen Vertheidigungslinie gestatteten zahlreiche große Gebäude weitere Gegenwehr, so daß die Stadt auch gegen eine weit größere Truppenzahl behauptet werden konnte, als diejenige einer Seitenbrigade des zweiten Armeecorps, welche den Befehl des Obercommandos erhielt, am 21. Januar zur Besitznahme von Dijon zu schreiten. Auf deutscher Seite waren die für die Verstärkung von Dijon getroffenen Anstalten nur sehr unvollständig bekannt geworden. Die Schwierigkeiten sollten erst beim Angriffe selbst hervortreten.

Die kleine Abtheilung (4000 Mann) zergliederte sich in drei Colonnen, welche von verschiedenen Seiten gegen die Stadt anrückten. Schon auf dem Marsche stieß die mittlere Colonne wiederholt auf feindlichen Widerstand, der indeß schnell überwunden wurde. Bald gerieth man jedoch in das Geschützfeuer der beiden Bergkegel, während überlegene Infanterie vorbrach. Sie wurde abgewiesen und es gelang, eine Stellung gegenüber den Höhen so lange zu behaupten, bis Nachmittags die rechte Nebencolonne einen vom Feinde stark besetzten Ort erstürmt hatte. Schon während der Dunkelheit befahl der führende General ein allgemeines Vorgehen. Der Feind wurde mit Ungestüm angegriffen und bis auf seine letzte Position zurückgeworfen. Einen ähnlichen Erfolg hatte der selbständige Angriff der linken Flügelcolonne. Doch sah sich dieselbe bald in der Flanke bedroht und ging daher wieder zurück, ohne den Anschluß an die übrigen gewonnen zu haben. Ein nächtlicher Angriff gegen die Bergkegel wurde nach dem blutigen Gefechte schließlich wieder aufgegeben, zumal der Munitionsverbrauch sehr groß und die Stellung so überaus stark befunden war. Die Truppen blieben indeß am folgenden Tage auf dem Schlachtfelde stehen. Im Sinne seines allgemeinen Auftrages, die Bewegungen der Südarmee gegen Dijon zu decken, beschloß der General (von Kettler), den dortigen Feind, ungeachtet seiner festgestellten Uebermacht, am 23. Januar noch einmal anzugreifen, zumal Landleute und Gefangene wissen wollten, daß bedeutende Kräfte aus Dijon in südöstlicher Richtung abmarschirt seien. Die

Unthätigkeit des Gegners, welcher sogar einen Flankenmarsch der Preußen an diesem Tage nicht gestört hatte, bestärkte in dieser Auffassung. Bei dem nun erfolgenden Angriffe wurde der Feind abermals geworfen und bis an die Vorstadt verfolgt. Ein massives Fabrikgebäude, an welches stark besetzte Schützengräben sich anschlossen, gebot den vordersten Abtheilungen — drei Compagnien Einundsechziger — Halt. Sie gelangten längs eines im Bau begriffenen Schienenweges in eine Kiesgrube, kaum zweihundert Schritte der Fabrik gegenüber. Von drei Seiten richtete sich nun lebhaftes Feuer gegen die Angreifer. Wiewohl eine der Compagnien bereits bis auf etwa siebzig Gewehre zusammengeschmolzen war und nur eine einzige der drei noch einigermaßen unberührt war, trotzdem es zu dunkeln begann, Nebel und Pulverdampf die Uebersicht erschwerten, ging diese letztere noch einmal gegen das Gebäude vor. Neben dem Führer befand sich der Fahnenträger, welcher aber schon nach wenigen Schritten zusammenbrach. Da der Grubenrand steil abgestochen und zur Zeit sehr glatt war, so hatten zunächst nur etwa vierzig Mann folgen können. Ein Officier und mehrere Leute, die nach einander die Fahne aufnahmen, sanken zu Boden. Aus der Grube erkannte man im Halbdunkel, daß der Adjutant des Bataillons mit der Fahne weiter vordrang und unmittelbar vor der Fabrik fiel. Erst in dieser Nähe hatte sich ergeben, daß auf der Angriffsseite kein Eingang in dieselbe führte. Die Leute, welche bis dicht an dieselbe heranstürmten, erlagen meist den feindlichen Geschossen. Der Feldwebel führte den schwachen Rest der Mannschaft in die Grube zurück. Hier wurde erst die Fahne vermißt und nun trotz der Dunkelheit und des anhaltenden Feuers von vorgehenden Freiwilligen gesucht. Aber nur einer derselben kehrte zurück. Es herrschte noch Zweifel, ob das Feldzeichen nicht durch den letzten Träger einem andern Truppentheile zugeführt worden sei. Thatsächlich ist die einzige Fahne, welche das deutsche Heer in diesem Kriege verloren hat, unweit der Fabrik, mit Blut getränkt und zerschossen, durch Mannschaften der Brigade Ricciotti Garibaldi unter einem Haufen von Leichen gefunden worden.

Die nachdrücklichen Angriffe an beiden Gefechtstagen und die Kühnheit, mit welcher die schwache Brigade sich auch fernerhin dicht vor der feindlichen Front behauptete, zwangen Garibaldi die Ansicht auf, daß ein bedeutender Theil der deutschen Südarmee ihm gegenüber stehe, und daß er sich auf eine vorsichtige Vertheidigung seiner Stellung beschränken müsse. Sie hatten den Erfolg, daß ein ganzer französischer Heerestheil dort gebannt und der Südarmee jede Störung ihrer weiteren entscheidenden Bewegungen fern blieb.

Innerhalb der modernsten Armee, der französischen — denn sie hat bei ihrer Neugestaltung nach dem Kriege mit den meisten Traditionen gebrochen — ist vor nicht langer Zeit die Frage aufgetaucht, nachdem erst im vergangenen

Jahre die neuen Fahnen ausgegeben worden sind, ob die Heilighaltung der Fahne noch der heutigen Kampfesweise entspreche. So lange die Bataillone geschlossen an den Feind kamen, diente die Fahne als Richtungszeichen, um sie sucht alles feste Fühlung zu halten und die Lücken zu schließen, mit der Fahne geht auch der Rest des Bataillons unter. Heute, wo ganze Brigaden in Schützenschwärme übergehen, wo höchstens geschlossene Compagnien zum Sturme vorbrechen, verliert die Fahne die Bedeutung des Richtungszeichens und zum Schutze derselben können Kämpfe entbrennen, deren Opfer zur Erreichung des Gefechtszweckes nicht wesentlich dienen. Man solle, so lautete der Vorschlag, den Compagnien nur ihre Richtungsfahne geben, den Charakter heiligen Wahrzeichens dagegen nur einer Heeresfahne verleihen, welche etwa wie die Oriflamme in der Nähe des Feldherrn bewahrt werde. Bei der großen räumlichen Trennung von Hauptquartier und Truppen erscheint gerade diese Idee völlig unzeitgemäß. Der Kampf bei Dijon zeigt, welche Opferfreudigkeit die Heilighaltung der Fahne erweckt, und das deutsche Heer wird sicherlich stets an diesem Merkmale festhalten.

Während der letzterwähnten Vorgänge hatten die Bewegungen der Südarmee keine Unterbrechung erlitten, sie stand am 23. Januar bereits auf der geraden Linie von Besançon nach Lyon, so dem Feinde diesen nahen Rückzugsweg nach dem Süden von Frankreich verlegend. Auch am Doubs fanden sich die Brücken, deren man bedurfte, unversehrt. In den zahlreichen Engwegen gab es zwar Sperrungen aller Art, aber da der Feind nicht an ihre Vertheidigung dachte, bildeten sie kein bedeutendes Hinderniß.

Zu vermuthen war, daß die ganze französische Armee suchen würde, Lons le Saunier zu gewinnen. Das vierzehnte Corps erhielt deshalb die Aufgabe, den Abmarsch des Feindes durch ein kräftiges Festhalten zu verzögern, den andern beiden war die Straße und Eisenbahn von Besançon nach dem ebengenannten Punkte als nächstes Marschziel bezeichnet worden. Der linke Flügel mußte bei dieser Bewegung bereits mit der Front nach Nordosten für die Sicherung gegen Besançon sorgen. Waren bisher nur Freischärler, Mobilgarden und Besatzungstruppen aus dieser Festung angetroffen worden, so traten jetzt Abtheilungen der Feldarmee den deutschen Vortruppen entgegen und man gewann hierdurch einen klareren Einblick in die Verhältnisse beim Gegner.

Der Raum zwischen den mehrgenannten Flußlinien wird von einem stark bewaldeten Bergland ausgefüllt. Südlich des Doubs ist das Land flacher, aus der großen Ebene an der unteren Saône und Doubs erhebt sich dann das Juragebirge, dessen westlicher Fuß ungefähr durch eine Linie von Lons le Saunier nach Besançon bezeichnet wird. Das Gebirge steigt meist plötzlich auf. Weiter hinauf nach Osten nehmen die Formen den Charakter

einer Hochebene mit schluchtartigen Einschnitten an. Die Linie des eigentlichen Hochgebirges entspricht der Schweizer Grenze. Sämmtliche Wasserläufe sind tief eingerissen und die Thäler nur auf den Straßen zu passiren. Die Bergketten sind vorwiegend mit Tannenholz bestanden; von sonstigem Anbau war in der Januarszeit nichts zu sehen, denn fußhoher Schnee ließ oft kaum die Wege erkennen. Indessen zeugten die in den Juradörfern gefundenen Vorräthe nicht gerade von Armuth der Bewohner. Das große Straßennetz zieht sich von Westen her concentrisch nach Pontarlier zusammen. Größere Querstraßen von Norden nach Süden sind wenige und von diesen war eine bereits am 23. Januar von den Preußen erreicht. Es handelte sich für diese nun darum, diese Aufstellung gegen den Versuch eines feindlichen Durchbruchs zu behaupten, andererseits aber auch sich hier nicht durch geringere Kräfte täuschen und festhalten zu lassen, während die Hauptmacht auf dem östlichen Umwege etwa ihren Abzug durch den hohen Jura nahm. Auch auf den verzweifelten Entschluß des Feindes, durch den Vorstoß eines Theiles nördlich von Besançon die Südarmee aufzuhalten und so freieres Feld für den Rest zu gewinnen, mußte man rechnen. Ein solches Unternehmen unschädlich zu machen, war die Aufgabe der von Belfort nachrückenden Verfolger.

Stand die Masse des vierzehnten Corps am Abend des 19. Januar auch noch an der Lisaine, so hatte dieser Tag doch alle Zweifel über den Rückzug des Feindes gehoben. Sein geringer Widerstand, die große Anzahl der Gefangenen, welche sich meist gutwillig ergaben, fortgeworfene Waffen und Kriegsgeräthe ließen den Zustand des Gegners deutlich erkennen. Während die Belagerung von Belfort mit allem Nachdrucke wieder aufgenommen wurde, traten die irgend verfügbaren Truppen die Verfolgung zunächst über Villersexel an. Waren die in den nächsten Tagen zurückgelegten Entfernungen auch nicht groß, so erforderten sie doch nach Lage der Verhältnisse beträchtliche Anstrengungen, so daß am 22. Januar ein Ruhetag unerläßlich blieb, allein um das Herankommen der Munitions- und Proviantcolonnen abzuwarten.

General Bourbaki hatte am 18. Januar sein Hauptquartier in der Richtung auf Besançon zurückverlegt. Die Armee war vorerst noch in ihren Stellungen vor der Lisaine verblieben, wo sie unterzukommen suchte, so gut es ging. Nur der als am meisten bedroht geltende linke Flügel wurde weiter zurückgenommen. Bereits jetzt richtete der Oberbefehlshaber sein Hauptaugenmerk auf das Vordringen des Feindes gegen seine rückwärtigen Verbindungen. Der Commandant von Besançon erhielt Befehl, die Brücken über die Saône zu zerstören, diejenigen der Doubslinie dagegen in gutem Stande zu erhalten. Aehnliche Weisungen waren nach Dijon und der kleinen Festung Auxonne ergangen. Diese Maßregeln sind, wie oben erwähnt, nicht zu einer wirksamen Ausführung gekommen. Auf beiden Ufern des Doubs

sich deckend, begann die Armee ihren Abmarsch auf Besançon. Das Kriegsministerium hatte die bisher ergriffenen Maßregeln gebilligt und die Erwartung ausgesprochen, daß die Armee nach ihrer Wiederherstellung unter den Mauern von Besançon die Offensive von Neuem ergreifen werde. Vorwärts dieses festen Platzes wollte Bourbaki nun auch vorerst stehen bleiben und weitere Weisungen aus Bordeaux abwarten und befahl in Clerval und Baume les Dames für acht Tage Lebensmittel anzuhäufen. Da ein so großer Vorrath indeß in Besançon gar nicht bereit lag, so wäre dies Unternehmen auch dann nicht ausführbar gewesen, wenn die Heeresleitung ihre Absicht hätte festhalten dürfen. Diese wurde aber sofort durch die Nachricht vereitelt, daß die Ognonlinie verloren und daß selbst der Doubs von den Preußen bereits überschritten sei. Der Weitermarsch auf Besançon und die Hinüberziehung der ganzen Armee auf das linke Ufer wurde daher beschlossen.

Am 23. Januar wurden einzelne Bewegungen unternommen, welche die französischen Corps um Besançon versammelten. Aber schon jetzt war es nöthig geworden, nach zwei Seiten Front zu machen. Die in Richtung auf Dôle zur Festhaltung des Doubs vorausgesandten Truppen hatten ungünstige Gefechte gegen die Pommern, ein am 23. Januar noch folgender Militärzug wurde schon auf dem linken Ufer von preußischen Granaten empfangen. Diese Nachrichten begannen Verwirrung zu verbreiten.

Die Lage der französischen Armee war eine derartige geworden, daß nur ein schnelles und kräftiges Handeln sie zu retten vermochte. Das zweite und siebente preußische Corps schickten sich an, südwestlich Besançon aufzumarschiren. Vielleicht hätte Bourbaki noch versuchen können, sich in gerade westlicher Richtung auf Dijon durchzuschlagen. Hier stieß er indeß noch auf Widerstand und der Rest der beiden Corps vermochte rechtzeitig wieder auf das rechte Ufer des Doubs zurückzutreten. Das eilig zusammengeraffte Heer, ohne Verpflegungstrains, entfernte sich dabei vollends von seiner Eisenbahnlinie. Auf die Mitwirkung Garibaldi's durfte kaum ernstlich gerechnet werden. Noch weniger Aussicht bot das Einschlagen der nördlicheren Richtungen, wodurch die Verpflegungsschwierigkeiten sich erheblich steigern mußten. Andererseits konnte man nunmehr unmöglich lange bei Besançon stehen bleiben. Am sichersten schien immer noch für die Franzosen der Versuch, sich gegen Süden Bahn zu brechen.

Um gegen die Absicht des Gegners, sobald sie erkannt, rechtzeitig einwirken zu können, ermächtigte General Manteuffel die Corpsführer, nöthigenfalls nach eigener Einsicht selbständig zu verfahren, theilte ihnen indeß für die wahrscheinlichen Fälle seine Absichten im Voraus mit. Die Aufgabe bestand in einem vereinten Umfassen oder Abdrängen an die Landesgrenze. Sollte der Feind unter den Mauern von Besançon stehen bleiben, so erschien

es nicht nöthig, ihn anzugreifen, da der Mangel ihn alsbald zu verzweifelten Befreiungsversuchen zwingen mußte.

Die Ergebnisse der zahlreichen und von den verschiedensten Seiten ausgeführten Recognoscirungen ließen mit Bestimmtheit darauf schließen, daß der bei weitem größte Theil des Bourbaki'schen Heeres auf verhältnißmäßig engem Raume zu beiden Seiten des Doubs zusammengedrängt stehe. Nachdem er unterhalb der Festung bereits sich vom Gegner überholt sah, verhehlte sich der Oberbefehlshaber das Gefährliche seiner Lage nicht. Zu dieser Bedrängniß kamen noch Meldungen von allen Seiten hinzu, welche auch die innere Auflösung der Truppen erkennen ließen. In Besançon selbst entrollte sich ihm ein deutliches Bild der herrschenden Verwirrung. Um unter so schwierigen Verhältnissen eine Entscheidung zu treffen, hatte General Bourbaki einen Kriegsrath zusammenberufen, welchem er darlegte, wie das Heer nicht nur im Süden bereits von seinen natürlichen Rückzugslinien abgeschnitten sei, sondern auch im Norden für ernstlich bedroht gelten müsse. Unter solchen Umständen und Angesichts der Zerrüttung der Armee hielt Bourbaki nur noch die Wahl zwischen einem Durchbruchsversuche gegen Auxonne und dem Rückzuge auf Pontarlier für möglich. Er selbst schlug diesen letzten Ausweg vor, weil von einer Offensive nichts Gutes mehr zu erwarten sei. Für den kühneren Ausweg stimmte allein General Billot und Bourbaki bot diesem den Oberbefehl an. Da er diesen ablehnte, wurde am 24. Januar der Rückzug auf Pontarlier endgültig beschlossen. Nachdem hiervon dem Kriegsministerium, welches eben noch zu größerer Eile und unausführbaren Durchbruchsversuchen gerathen hatte, telegraphische Mittheilung gemacht worden war, traf Bourbaki zunächst Maßnahmen, um bei dem Marsche nach Pontarlier durch Wiedernahme der Doubsübergänge die stark bedrohten Flanken der Armee zu sichern. Diese Anordnungen führten zu neuen ungünstigen Gefechten mit den deutschen Vortruppen.

Die Fühlung mit der Bourbaki'schen Armee war also gewonnen. In den nächsten Tagen kam es nun darauf an, unter Festhaltung der an den Doubsstraßen eingenommenen Aufstellungen, mit dem rechten Flügel allmählich weiter östlich gegen die anderen Rückzugslinien des Feindes vorzugreifen und demnächst in Zusammenwirkung mit dem vierzehnten Corps den Feind zwischen zwei Feuer zu bringen.

Die Hauptmasse der Südarmee, zweites und siebentes Corps, hatten bis zum 24. Januar die Straße Besançon-Lyon erreicht. Das vierzehnte Corps hatte im Sinne einer früheren Weisung durch einen Rechtsabmarsch den näheren Anschluß an die erstgenannten Heerestheile gesucht und konnte allerdings nicht mehr geradeswegs auf die Flanke der französischen Armee wirken, doch war die Sicherheit gegen einen Rückschlag dadurch erhöht worden.

Da jetzt hinreichende Streitkräfte am Doubs versammelt waren, erschien auch eine Unternehmung in größerem Maßstabe gegen Dijon ausführbar. Die Richtung von Südosten, welche der Lage am einfachsten entsprach, erschien auch als die vortheilhafteste für die Ausführung der Operation. Bei der weiteren Vorbewegung der Armee nahm das zweite Corps Arbois und die Stadt Salins, bei welcher jedoch die Straße durch zwei Sperrforts beherrscht blieb. Es war nach dem Gesammtergebnisse zu vermuthen, daß der Abzug des Feindes nach Südosten bereits in der Ausführung begriffen sei. Es fügte sich günstig, daß derselbe mit seinen Hauptkräften erst am 26. Januar von Besançon aufbrach und daß, als man hierüber Gewißheit hatte, auch die deutschen Heerestheile zum weiteren Vordringen vereint standen. Für diesen Zweck wurde angeordnet, daß im Allgemeinen das siebente Corps geradesweges auf Pontarlier vorstoßen sollte, das zweite Corps aber sich dem Feinde bis in das Hochgebirge hinein, auf sämmtlichen nach Lyon führenden Straßen vorlegte, und nach Sperrung der wichtigsten Punkte gleichfalls gegen Pontarlier ging. Die Nothwendigkeit, die durch Befestigungen gesperrte Straße von Salins zu vermeiden, brachte zumal für das Fuhrwesen große Unzuträglichkeiten mit sich, doch fand der Vormarsch in der beabsichtigten Weise statt.

Während Besançon von dem vierzehnten Corps maskirt wurde, nahm das siebente Corps den Loneabschnitt (Nebenfluß des Doubs) in Besitz. Es wurde festgestellt, daß größere Truppendurchzüge auf der östlich gelegenen Straße über Champagnole noch nicht erfolgt waren. Um keinen Luftstoß mit dem Gros der Armee zu machen, mußte man vorerst klar sehen, ob die Masse des feindlichen Heeres in der Richtung von Pontarlier, oder doch auf dem schmalen, noch übrigen Grenzgebiet schon in mehr südöstlicher Richtung zu suchen war. Es wurde deshalb angeordnet, daß die Westphalen so weit als möglich auf Pontarlier vorstoßen, die Pommern aber die entscheidenden Punkte der einzigen noch freien Gebirgsstraße besetzen sollten, um sich im Uebrigen dem Vormarsche auf Pontarlier anzuschließen. Es wurde am 29. Januar in Erfahrung gebracht, daß über das Hochgebirge nicht mehr als etwa 8000 Mann auf Lons le Saunier durchgezogen seien. Die Westphalen erreichten die letzten französischen Abtheilungen von Pontarlier und warfen sie zurück. In Arbois erhielt das Hauptquartier der Südarmee das officielle Telegramm über die Capitulation von Paris und die vorläufigen Abmachungen in Versailles. An die commandirenden Generale erging hiervon Mittheilung unter dem Hinweis, daß die südöstlichen Departements von dem Waffenstillstand ausgeschlossen seien. Die Kriegshandlungen der Südarmee waren demnach einfach fortzusetzen. Selbständig könne von den commandirenden Generalen dem Feinde nur einfache Waffenstreckung zugestanden werden.

Auf französischer Seite hatte inzwischen das Kriegsministerium dem all-

gemeinen Rückzuge auf Pontarlier seine Genehmigung entschieden versagt, dafür aber auch nur die unausführbaren Vorschläge zur Versetzung der Armee auf ein anderes Wirkungsgebiet wiederholt und so die Zuversicht des Commandirenden nur noch mehr erschüttert. Der Anblick der Truppen raubte ihm die letzte Hoffnung. Ein Telegramm, welches General Bourbaki, der bedingungsweise seine Entlassung angeboten hatte, durch Clinchant ersetzte, war übrigens bereits unterwegs. Der neue Oberbefehlshaber übernahm die Führung unter Umständen, welche einen glücklichen Ausgang kaum noch hoffen ließen. Er verfügte zwar zwischen Besançon und der Schweizer Grenze über etwa 100 000 Bewaffnete, aber nur die Hälfte konnte als gefechtsbrauchbar gelten. Alle ihm überhaupt noch offenstehenden Möglichkeiten erwägend, sah General Clinchant ein, daß die immerhin einige Tage erfordernde Versammlung der gesammten Kräfte um Besançon zu einem Vorstoße über Auxonne schon bei dem Mangel an Lebensmitteln Verderben drohe und überdies den Deutschen nicht verborgen bleiben könne. So war denn dem neuen Befehlshaber nur übrig, fortzusetzen, was sein Vorgänger begonnen, und nach Pontarlier weiter zu marschiren. Dorthin war er selber geeilt und hatte durch Genietruppen und unter Aufbietung der Landbevölkerung die Wege schneefrei machen lassen. Er hoffte, daß die starke Stellung von Pontarlier seinen Truppen wenigstens vorübergehend Rast gewähren werde. Man rechnete dann im Gebirge noch eine, wenn auch äußerst schwierige Verbindung mit dem Süden offen zu finden. Es ergab sich jedoch, daß die vorhandenen Mittel nur für wenige Tage ausreichen würden und der General beabsichtigte den Marsch daher längs der Grenze unverzüglich fortzusetzen.

Das französische Obercommando hatte nun am 29. Januar Abends in Pontarlier ein Telegramm der Delegation in Bordeaux erhalten, wonach Waffenstillstand für ganz Frankreich abgeschlossen sei. Die von französischer Seite hierüber an das siebente Corps — vor Eingang jener Benachrichtigung der eigenen Heeresleitung — gelangte Mittheilung veranlaßte wirklich eine Einstellung der Angriffsbewegung am folgenden Tage. Der Commandirende des zweiten Corps stellte bei gleichem Anlaß die Bedingung, einen streitigen Ort zuvor zu räumen, und da dies verweigert wurde, ließ er denselben angreifen und nehmen. Die verschiedenen Gefechte (Sombacourt, Chaffois, Frasne) ergaben bereits eine namhafte Zahl von Trophäen und Gefangenen. Ein Theil der letzteren, welche sich in Folge der falschen Nachricht freiwillig ergeben hatten, wurde wieder entlassen und ihre Waffen später den Franzosen zugestellt.

Nachdem die Gewißheit erlangt war, daß die feindliche Armee bei Pontarlier mit dem Rücken an der Schweizer Grenze festgelegt sei und nunmehr angemessene Kräfte dagegen zusammengezogen waren, wurde für den 1. Februar

der umfassende Angriff beschlossen. Mehrfach wiederholte Bemühungen des General Clinchant, durch Berufung auf die ungenauen Telegramme seiner Regierung eine Einstellung der Angriffsbewegungen zu erwirken, hatten bei dem Obercommando, welches von Versailles aus besser unterrichtet war, keinen Erfolg. Es willigte zwar in Absendung eines Berichtes nach Versailles, erklärte aber zugleich, daß ein Aufschub der Feindseligkeiten auch nicht bis zum Eingange der Antwort aus dem großen Hauptquartier eintreten könne. Das bezügliche Chiffretelegramm, welches der französische Unterhändler*) auf dem sicheren Wege über Bordeaux befördern wollte, meldete zugleich den bevorstehenden Angriff auf Pontarlier.

General Clinchant hatte indeß bereits für den 30. Januar seine Bewegungen unterbrochen und rechnete auf die beginnende Feststellung einer neutralen Linie. Er wurde bald selber zweifelhaft, ob der Waffenstillstand Gültigkeit für ihn habe und erkannte, daß nach dem Verluste der Engpässe (an das zweite Corps) die Aussicht sehr gering war, auch nur Infanterie nach Süden durchzubringen. Am 31. Januar versammelte Clinchant die Truppen zum letzten Widerstand bei Pontarlier, während alle Impedimenta unter den Schutz des Chateau de Joux zurückgingen.

Als dann Nachmittags aus Bordeaux die Nachricht kam, daß wirklich die Ostarmee von dem Waffenstillstande ausgeschlossen sei, berief der Oberbefehlshaber einen Kriegsrath. Die versammelten Generale erklärten, daß sie für ihre Truppen nicht mehr einstehen könnten. Schon war mit den Schweizer Behörden wegen eines Uebertrittes verhandelt worden und am Abend begab sich Clinchant selbst zur Unterzeichnung des Vertrages nach dem Grenzort Verrieres. Die Armeereserve sollte Pontarlier so lange behaupten, bis alles Fuhrwesen abgefahren sein würde, ein anderer Heerestheil hatte beim Chateau de Joux den Abzug der Armee zu decken.

Am 1. Februar Mittags traten die deutschen Avantgarden auf allen nach Pontarlier führenden Straßen in gleicher Höhe den Vormarsch an. Der vielgenannte Ort wurde nach kurzem Gefechte genommen; dagegen entspann

*) Die Quelle der irrthümlichen Auffassung seitens des französischen Obercommandos bildete das erste Telegramm von Jules Favre aus Versailles nach Bordeaux dd. 28. Januar, worin die Clausel der Ausschließung der südöstlichen Departements nicht erwähnt war. Dennoch hieß es „faites connaître cette nouvelle à toute la France", also auch der Armee im Osten. Möglich war demnach eine Unkenntniß des genauen Vertrages in Bordeaux selbst am folgenden Tage, während von der Armee die Rückfrage kam. Aber Gambetta telegraphirte unverantwortlicherweise noch am 30. Januar an Clinchant: „la prétention de Général Manteuffel de discuter l'armistice . . . . est la violation formelle de la convention signée à Versailles . . . Bei der Abreise aus dem Hauptquartiere der Südarmee rief der französische Unterhändler übrigens zornig aus: „Ah Général Clinchant sera enchanté de voir continués les opérations."

sich ein blutiger Kampf im Gebirge zwischen Truppen des pommerschen Corps und der feindlichen Nachhut, welche sich in einer an die Sperrforts von La Cluse angelehnten und mit Mitrailleusen besetzten Stellung vertheidigte. Dies Gefecht endigte erst am späten Abend, nachdem der Knotenpunkt der beiden nach der Schweiz führenden Straßen genommen war.

In der Schweiz legten 80 000 Mann die Waffen nieder. Thatsächlich waren nach dem Süden durchgeschlüpft: ein Theil der Cavallerie und eine bis auf wenige hundert Mann zusammengeschmolzene Infanteriedivision. Die „Ostarmee" war vom Kriegsschauplatze verschwunden, der Ausgang der Belagerung von Belfort konnte nicht mehr zweifelhaft sein, und den Verbindungen der deutschen Heere drohte fortan keine Gefahr. An demselben Tage, an welchem Clinchant mit seiner Armee die Grenze überschritt, wurde auch Dijon, nachdem die dorthin entsendeten Truppen am 31. Januar Abends bis in die Nähe der Stadt gelangt waren, ohne Widerstand besetzt. Garibaldi war, dem Entscheidungskampfe ausweichend, nach Süden entkommen. Das Einzige, was der Südarmee noch zu thun blieb, war die völlige Besetzung der vom Waffenstillstande ausgeschlossenen Departements. Während vor Belfort der Angriff auf die Hauptbefestigungen eingeleitet wurde, fand zwischen den Regierungen der kriegführenden Staaten ein Abkommen statt, wonach die Feindseligkeiten auch in dem Reste des occupirten Gebietes ein Ende erreichten. In Folge dessen wurde die Festung Belfort am 18. Februar den Deutschen übergeben, der französischen Besatzung aber, in der Stärke von etwa 12 000 Mann, freier Abzug bewilligt.

Der Schluß der kriegerischen Handlungen ist eingetreten. Zur allseitigen Vervollständigung des Bildes wendet sich die Darstellung den Verhältnissen im Rücken des deutschen Heeres zu. Eine dem gegenwärtigen Hefte beigelegte Karte zeigt in Umrissen das besetzte Landesgebiet. Von der belgischen Grenze bei Givet zieht sich die Linie — die nördlichen Departements gänzlich von dem Reste Frankreichs abtrennend — bis an den Canal zur Sommemündung. An der Küste über Dieppe bis zum rechten Seineufer, dann oberhalb Rouen auf das linke springend, erreicht die Abgrenzung die Loire zwischen Tours und Blois, biegt über Orléans zur oberen Seine bei Chatillon zurück und findet unter Umfassung des zuletzt besprochenen Kriegsschauplatzes den Anschluß an den Rhein bei Hüningen. Das von dieser Grenzlinie umschlossene Gebiet zerfiel bei Beendigung des Krieges in die Generalgouvernements Elsaß, Lothringen, Reims und Versailles. Den militärischen Chefs derselben waren Civilcommissare unterstellt worden, welche ihrerseits sich der Verwaltungsbehörden ihrer Bezirke bedienen sollten. Hierbei entstanden jedoch große Schwierigkeiten, da sich die Mehrzahl der französischen Staatsbeamten weigerte, unter deutscher Oberhoheit in Thätigkeit zu treten und versuchten, ihre Thätig-

keit auf eigene Hand fortzusetzen. Williger zeigten sich die Gemeindebeamten, welche im wohlverstandenen Interesse des Landes ihren Obliegenheiten auch unter den schwierigsten Verhältnissen nachkamen. Unter diesen Umständen mußte eine größere Zahl deutscher Beamten berufen werden, welche freilich dann meist nur unter Anwendung militärischen Nachdruckes ihre Weisungen durchsetzen konnten.

Die deutsche Verwaltung ließ es sich angelegen sein, Handel und Gewerbe wieder zu heben. Wo es nicht schon durch die Armeen erfolgt war, wurde die Herstellung und die Freigebung aller Verkehrsmittel bewirkt und eine Briefbeförderung, die bis dahin höchstens im Geheimen stattgefunden hatte, eingerichtet.

Andererseits mußte das Land die Bedürfnisse der deutschen Armee aufbringen. Da es vielfach unmöglich war, die indirecten Abgaben weiter zu erheben, so wurden dieselben, namentlich in der ersten Zeit, durch eine Kopfsteuer, nach Maßgabe der Erträge des Jahres 1869, ersetzt. Hierzu trat für jedes Departement eine Million Francs Contribution als Ersatz für die Aufbringung deutscher Handelsschiffe und die Vertreibung Deutscher aus Frankreich.

Um zu geordneten Verhältnissen zurückzukehren, wurde, da die französischen Gerichte fast durchweg ihre Thätigkeit eingestellt hatten, im Elsaß und Lothringen durch Kriegsgerichte, in den übrigen Gebieten durch die deutschen Präfecten Recht gesprochen. Große Thätigkeit verlangte die Bestrafung feindseliger Handlungen durch Private. Da die Schuldigen häufig nicht zu ermitteln waren, wurde es unvermeidlich, die betreffende Gemeinde zur Verantwortung zu ziehen. Der während des Krieges von der französischen Regierung angeordneten Conscription wurde durch Aufstellung von Listen, und, zumal in den an die Schweiz grenzenden Theilen des Elsaß, durch scharfe Beaufsichtigung begegnet.

Polizeiliche Maßregeln mußten ferner gegen die Pocken und die Rinderpest ergriffen werden. Die vielfachen Schwierigkeiten, welche die Generalgouvernements bei Durchführung ihrer Aufgaben fanden, verminderten sich mit Eintritt des Waffenstillstandes. Die Bevölkerung kehrte während desselben zu ihren Arbeiten zurück und außerdem wurde eine größere Anzahl Truppen zur Erzwingung des nöthigen Gehorsams verfügbar.

Durch das besetzte Gebiet zogen sich, allmählich hergestellt, die Eisenbahnlinien im Dienste der Deutschen. Alle in die Heimath führenden Schienenwege fielen bis in den Januar hinein auf der Strecke von der Mosel bis zur Marne in einen einzigen zusammen. Erst mit der Wegnahme von Mezières ward eine neue Verbindung mit Reims geschaffen, von wo für die erste Armee und die nördliche Hälfte der Einschließung von Paris Linien

über Soissons, La Fère und Amiens bereits seit längerer Zeit im Betriebe waren. Für die Südseite von Paris bildete Lagny an der Marne den Endpunkt, der Uebergang von dieser Bahn zu der aus Paris nach Orléans führenden Strecke konnte nur auf dem Landwege stattfinden. Erst Mitte Januar konnten die Transporte für die zweite Armee auf einer südlichen Linie über Chaumont und Montereau geleitet werden, welche jedoch in Folge der großen Umwege die Entfernung zwischen Nancy und Orléans auf das Doppelte der geraden Linie, d. h. nahezu auf hundert Meilen, vergrößerten. Welche Schwierigkeiten und Rückschläge zu überwinden waren, bis die Summe der Verkehrswege einigermaßen den Massen der Transporte von und nach den Kriegsschauplätzen entsprach, legt das Werk anschaulich dar. Auf mehreren Strecken begann der Betrieb mittelst Pferden, auch mußten Eisenbahnfahrzeuge über Land von einer auf die andere Linie gesetzt werden. Französische Betriebsmittel waren verhältnißmäßig nur wenig in die Hände der Deutschen gefallen. An brauchbaren Locomotiven hatte man bis Ende Januar nur fünfzig Stück vorgefunden. Zu diesem Zeitpunkte wurde der Dienst neben den commandirten Mannschaften durch 3600 deutsche Eisenbahnbeamte versehen. Außer den erbeuteten und fünfundsiebzig angekauften liefen 280 von den heimathlichen Verwaltungen gestellte Locomotiven.

Die Sicherung dieser mehrfach verzweigten Verbindungen wurde in dem Maße schwieriger als die Entfernung von der Heimath wuchs und das Franktireurwesen zunahm. Bis kurz vor Eintritt des Waffenstillstandes dauerten die Zerstörungen der Bahnbauten an empfindlichen Stellen, die Ueberfälle auf die schwachen und nicht immer vorsichtigen Bedeckungstruppen fort und hemmten den Betrieb, ohne denselben jedoch nur einmal gänzlich zu unterbrechen.

Die Nachschübe an Ersatzleuten und Genesenden hatten mehrfach Kämpfe zu bestehen, um sich durchzuschlagen. Die Einnahme von Pfalzburg und Longwy, die Absperrung von Bitsch, gehören ebenfalls zu den Maßnahmen für die Sicherung des Rückens der Armeen. Diese Vorgänge finden daher in dem besprochenen Abschnitte eine zusammenhängende Darstellung. Den Schluß des Heftes bildet eine kurze Uebersicht der Ereignisse in den deutschen Küstenlanden und zur See, seitdem die französische Kriegsflotte im December anfing, die nordischen Gewässer zu verlassen. Die Besatzungstruppen setzten bei Sturm, Kälte und Schnee die beschwerliche Bewachung an den Küsten fort und übernahmen den Dienst bei etwa 60 000 Kriegsgefangenen. In dem Maße, als bei Eintritt des Winters die Gefahr einer Landung in den Hintergrund trat und die Armee in Frankreich Nachschub brauchte, wurde die Truppenstärke an der Küste allmählich vermindert.

Seitens der Marine wurde Mitte December die Corvette „Augusta“

von Kiel entsendet, um die Waffenzufuhr von Amerika nach Frankreich zu hindern. Das Schiff kreuzte bis Anfang Januar in Höhe von Brest und begab sich dann vor die Mündung der Gironde, woselbst es gelang, zwei beladene Kauffahrer und einen Dampfer, welche Verpflegungsmittel für die französische Armee führten, zu Prisen zu machen. Die „Augusta" lief demnächst in den Hafen von Vigo und blieb dort bis zu Eintritt des Waffenstillstandes.

Das bald zu erwartende (20.) Schlußheft des Werkes wird die Thätigkeit der Post-, der Telegraphie, der Krankenpflege, die Unterbringung der Gefangenen schildern, und schließlich die Zeit des Waffenstillstandes und die Räumung des französischen Gebietes darstellen. Eine Würdigung des Werkes in seiner Gesammtheit darf daher noch hinausgeschoben bleiben.

Aus dem deutschen Reichstage.

VII.

In Rußland hat die Partei des Panslavismus, die den feindseligen Gegensatz gegen das westliche Europa unter der Herrschaft des absoluten Selbstherrschers am entschiedensten vertritt, nach längerem Schwanken den Sieg errungen und die Zügel der Regierung sind demselben Ignatiew anvertraut, der sich im letzten Kriege gegen die Türkei als einen eben so energischen wie rücksichtslosen Vertreter eines dem europäischen Westen feindlich gegenüberstehenden Czarenreiches gezeigt hat. Das Gährende und Unsichere in allen Verhältnissen des großen, noch so wenig fest gegliederten Ostreiches läßt hiernach noch mehr als vorher tiefgehende Schwankungen und Bewegungen fürchten, die ihren Wellenschlag leicht auch auf unsere deutschen Verhältnisse erstrecken können, deren feste Consolidirung gerade deshalb für uns doppeltes Bedürfniß ist. Und während im Osten in Kaisermord, Judenverfolgung, Plünderung und verzweifelnder Rathlosigkeit fast der ganzen Nation die ersten Blitzstrahlen einer beginnenden Umwälzung sichtbar werden, wird eben in Frankreich durch die Abstimmung über das Listenscrutinium die Frage entschieden, ob die Regierung Frankreichs ganz und voll in Gambetta's Hände gelegt und damit für Deutschland die Kriegsgefahr näher gerückt werden soll. Denn wenn das Listenscrutinium siegt, das bereits die Genehmigung der Kammer erlangt hat, so wird der Ausfall der Wahlen und damit die Kammermehrheit so ausschließlich von Gambetta's Einfluß abhängen, daß auch der Präsident und das Ministerium nur noch von seiner Gnade leben. Während so die Vorgänge in unserem Osten und unserem Westen so laut uns mahnen, im eigenen Hause alles wohl zu bestellen und fest zu fügen, was thun wir

da? Im Reichstage legt die Regierung abgelehnte Vorlagen immer wieder von neuem vor und der Reichstag lehnt eine nach der andern von neuem ab, und arbeitet angestrengt pro nihilo, und in dieser ihm auferlegten ewigen Verneinung erstarkt unmöglich die schaffende Liebe zum deutschen Reiche, es wächst vielmehr unvermerkt die pessimistische Tendenz und in der fruchtlosen Arbeit erlahmt zuletzt auch die frischeste und tüchtigste Kraft. Die letzten vierzehn Tage, von denen freilich die Hälfte im Vertagungszustande vergingen, um den Commissionsarbeiten mehr Spielraum zu gewähren, haben nur solche negative Resultate zu Tage gefördert. Das Verfassungsgesetz, das in zweiter Lesung doch den, von verschiedenen Zufallsmajoritäten herbeigeführten, freilich sehr kärglichen Erfolg aufzuweisen hatte, daß die jährliche Reichstagsberufung auf den Monat October fixirt und die Wahlperiode von drei auf vier Jahre verlängert wurde, fiel in dritter Lesung ganz, weil die Rechte die Berufung im October und die Linke die Wahlperiode von vier Jahren nicht wollte und mithin der Reichstag nur über eines ganz einig war, nämlich darüber, die Forderung der Regierung einer nur zweijährigen Reichstagsberufung abzuweisen. Die gleiche Einmüthigkeit des Reichstages zeigte sich gegenüber der Wehrsteuer, für welche auch nicht eine, nicht eine einzige Stimme im ganzen Reichstage zu finden war. Graf Moltke hatte sich vor der Abstimmung entfernt; daß die Militärverwaltung dem Gedanken der Wehrsteuer, die das Princip der allgemeinen Wehrpflicht durchbricht, sehr unsympathisch gegenüber steht, ist öffentliches Geheimniß. Mögen die Männer der principiellen Opposition und die Pessimisten sich freuen über solche eclatante Abweisung einer Regierungsvorlage, wir können uns an solcher Niederlage nicht freuen, die wir als Aufgabe der Gegenwart betrachten, daß Deutschlands nationale Einigung vor allem feste, tiefe Wurzeln treiben und damit gefestigt werden müsse, während die Politik der Regierung, welche, die nationalen Parteien von sich stoßend, vergebliche Versuche macht, bei Centrum und Conservativen eine willfährige Stütze zu finden, nur die particularistischen Tendenzen stärkt und den Reichsgedanken schwächt. Dieselbe Ablehnung erfuhr die Brausteuer, die indeß doch nicht einstimmig wie die Wehrsteuer ihr Todesurtheil erhielt. Die Nationalliberalen erklärten bei ihrer Ablehnung, daß sie bei nachgewiesenem Bedürfniß in einer höheren Getränkesteuer, wobei aber Bier und Branntwein gleichzeitig und unter Berücksichtigung landwirthschaftlicher Interessen heranzuziehen sei, eine sehr zweckmäßige Steuerquelle fänden, deren Benutzung zu fördern sie bereit wären. So ist denn von dem diesjährigen Steuerbouquet Brau- und Wehrsteuer beseitigt, und nur die Stempel- oder Börsensteuer hat nach der nun beendeten Vorberathung in der Commission Aussicht auf theilweise Annahme, nämlich als eine Besteuerung der Lotterieloose mit einem Werthstempel von fünf Procent, einer Steuer auf Actien

und Werthpapiere und auf Schlußnoten u. s. w. Die übrigen hierbei von der Regierung mit vorgeschlagenen Steuern auf Quittungen, Checks und Giros und Lombardgeschäfte sind von der Commission abgelehnt. Die Innungsvorlage ist von der Commission selbst späterhin wieder der meisten Verschärfungen entkleidet worden, die sie durch von Kleist-Retzow's Bemühungen in der Richtung des Innungszwanges erhalten hatte. Die Regierungsvorlage giebt in dem vielgenannten § 100e den Innungen gewisse über ihre Mitglieder hinausreichende Rechte, wodurch allerdings ein indirecter Zwang zum Beitritte zur Innung constituirt wird und darin — die Commission ihrerseits hat noch eine kleine Verschärfung hinzugefügt — liegt nach meiner Ansicht das mit unseren heutigen Verhältnissen Unvereinbare und Unannehmbare. Höchst wahrscheinlich wird dies von der Regierung nicht aus freier Initiative vorgelegte, sondern nur durch eine starke Agitation ihr abgerungene Innungsgesetz im Reichstage eine volle Mehrheit gegen alle liberalen Stimmen finden. Wer wird Befriedigung darüber empfinden, wer wird Vortheil davon haben? Ich fürchte Niemand. Verständige Handwerker, welche die Rückkehr zum alten Innungszwange für verderblich halten, stehen dem Gesetze nur insofern sympathisch gegenüber, als sie darin ein leider nothwendiges Compelle für die Trägheit im Handwerkerstande erkennen, der das, was ihm vor allem Noth thut, genossenschaftliche Vereinigung, größtentheils auch ohne dies Gesetz in freien Innungen hätte haben können. Die stärksten Agitatoren im Innungswesen, denen es vor allem darauf ankommt, gesetzlich von der ihnen lästigen Concurrenz befreit zu werden, werden durch dies Gesetz schlechterdings nicht befriedigt, das zeigte sich deutlich auf dem unter von Fechenbach's und Graf Solms' Auspicien gegenwärtig hier tagenden conservativ-socialen Congresse, wobei Handwerker ein starkes Contingent von Rednern stellten und wo die eine Resolution das „bisherige elende Flickwerk der Gesetzgebung" verurtheilte und kategorisch verlangte den Bruch mit dem bisherigen System der Gewerbefreiheit und Einführung obligatorischer Zwangsinnungen. Bei solcher Lage bleibt vielleicht der Lohn, den die conservative Partei für ihre Bemühungen um dies Innungsgesetz bei den nächsten Wahlen ernten zu können hoffte, doch zum größern Theile aus. Denn die betheiligten Handwerkerkreise, deren Stimmen gewonnen werden sollten, scheinen nicht befriedigt. Es gehört zu den traurigsten Wahrnehmungen, zu sehen, wie vieles jetzt geschieht, wie viele Reden gehalten werden lediglich um Wahlstimmen zu gewinnen für die nächsten Wahlen und wie die Verhandlungen des Reichstages dadurch mehr und mehr den Charakter einer großen Wahlagitation annehmen.

Das Unfallgesetz, der eigentliche Mittelpunkt dieser Session, ist schließlich durch die fest geschlossene Coalition von Centrum und Conservativen auf Grund gegenseitiger Zugeständnisse verhältnißmäßig rasch erledigt worden,

freilich, nachdem die beiden Principien der Reichsmonopolanstalt und der Staatshilfe, ohne welche der Reichskanzler in seiner ersten Rede das Gesetz für werthlos erklärte, von eben dieser Coalition beseitigt waren. Die Reichsanstalt ersetzt durch Landesanstalten, das heißt der Reichsgedanke ersetzt durch den Particularismus. Das ist die natürliche Frucht der heutigen Zustände, wo die tonangebenden Parteien in unserer inneren Politik diejenigen sind, welche von Haus aus dem Reichsgedanken gegnerisch oder wenigstens kühl gegenübergestanden haben. Wenn gleichwohl der Reichskanzler diesen Ersatz der Reichsanstalt durch Landesanstalten sich gefallen zu lassen scheint, so mag dabei die Erwägung mit maßgebend sein, daß diese Landesanstalten, weil in sich unhaltbar, sehr bald von selbst in eine Reichsanstalt sich verwandeln müssen. Noch stärker aber fällt wohl ins Gewicht, daß auch diese Landesanstalten eben so wie die projectirte Reichsanstalt neben sich haben sollen den absoluten Ausschluß aller Privatversicherungsanstalten auf diesem Gebiete, also den Anfang eines Monopoles auf dem Gebiete des Versicherungswesens, das wohl bald dies Monopol auch auf die einträglicheren Gebiete des Versicherungswesens ausdehnen wird. Und von dem Schritte zu diesem einen Monopole thun sich dann die Schritte zu anderen Monopolen leichter. Je größer die Gefahr ist, durch diesen ersten Schritt zum Monopole weiter gedrängt zu werden auf der Monopolbahn, um so weniger wird eine verständige liberale Partei diesen ersten Schritt mit gehen dürfen, der schließlich in die socialdemokratischen Irrwege der allgemeinen Staatsmonopole hineinführt, wo für die freie Entwickelung des Individuums kein Raum mehr gelassen ist.

Durch diese feste Coalition von Centrum und Conservativen für das Unfallgesetz sind die vorher fast gar nicht vorhandenen Aussichten für sein Zustandekommen sehr gestiegen. Zweifelhaft ist noch, ob der Reichskanzler den Vortheil des durch die jetzige Fassung begründeten Versicherungsmonopoles für so bedeutend hält, daß er dafür das ihm so werthvolle Princip der Staatshilfe opfern zu können glaubt. Vielleicht indeß wird durch eine Vereinbarung zwischen den jetzt die Lage beherrschenden Parteien auch diese Staatshilfe noch erreicht.

Ob der österreichische Handelsvertrag den Reichstag noch beschäftigen wird, ist jetzt wieder zweifelhaft und sogar unwahrscheinlich geworden. Vom Tarifvertrage scheint keine Rede mehr, höchstens ein Meistbegünstigungsvertrag, der aber auch unsicher scheint. Im Bundesrathe ist ein erhöhter Mehlzoll und Zoll auf Weintrauben beschlossen, bis jetzt aber nicht an den Reichstag gelangt. Eine Zollerhöhung auf gewisse leichtere Webwaaren, die ihre Hauptfabrikation in Glauchau und Meerane haben und schon lange Nothschreie erheben über den hohen Zoll auf die ihnen unentbehrlichen englischen Garne, denen nicht ein gleicher Schutzzoll auf die ausländisch gewebte Waare zur

Seite steht, weil die Spinner die 1879er Schutzzollagitation besser auszunutzen verstanden als die Weber, soll im Bundesrathe in der Vorbereitung begriffen sein. Damit würde denn der bisherige Grundsatz verlassen, daß vor der Hand an dem jetzigen Zollsysteme nicht gerüttelt werden solle, freilich verlassen nur in der Richtung, daß der Zollschutz noch erhöht wird. Dadurch werden aber auch Bestrebungen in entgegengesetzter Richtung wachgerufen.

Das Gesetz wegen theilweiser Herabsetzung der Gerichtskosten hat nach abgeschlossener Vorberathung in der Commission Aussicht auf Annahme; die vielseitigen Wünsche, noch mehr Herabsetzungen herbeizuführen, als die Regierung vorgeschlagen, werden nur sehr theilweise Berücksichtigung hoffen können.

Der Antrag Varnbüler wegen Aenderung des Gesetzes über Unterstützungswohnsitz hat trotz der wohlwollenden Behandlung, welche die Angelegenheit bei der vertraulichen Besprechung in den Parteien, namentlich in der nationalliberalen Partei gefunden hat, keine Aussicht, in dieser Session eine wesentliche Förderung zu erfahren. Es handelt sich dabei in der That eigentlich weniger um Differenzen der wirthschaftlichen Anschauung über gesetzliche Regelung der Unterstützungspflicht, als um eingelebte Anschauungen über den Heimathsbegriff, Anschauungen, die im Süden Deutschlands wesentlich abweichen von denen im Norden, und für deren Ausgleichung bis jetzt kein Weg gefunden ist. Unleugbar spielt die Frage namentlich in Süddeutschland eine nicht unbedeutende Rolle in der Wahlagitation. In den Regierungskreisen scheint wenig Neigung, die Varnbüler'schen Intentionen zu verwirklichen.

Die starke Agitation gegen die Civilehe, die Ausdruck gefunden hat in beinahe 1700 Petitionen mit circa 150 000 Unterschriften, hat durch einen abweisenden Beschluß der Petitionscommission zur Zeit keine Unterstützung gefunden. Es ist zweifelhaft, ob die Sache im Plenum noch zur Verhandlung kommen wird. Charakteristisch ist aber, daß man auf hochkirchlicher und conservativer Seite es gegenwärtig nicht für opportun zu halten scheint, die Angelegenheit stark zu betreiben, sondern dafür günstigeren Zeitpunkt abwarten will, weil augenblicklich das Centrum, das der Frage der Civilehe, wie eines seiner Mitglieder in der Commission erklärt hat, äußerst kühl gegenüber steht, seine Hilfe für Agitation gegen die Civilehe der conservativen Partei ohne entsprechende Gegenleistungen im Culturkampfe noch vorenthält. So abhängig sind jetzt alle Angelegenheiten von der römischen Centrumspartei, die ihrerseits ihre Entscheidungen nicht aus der Erwägung des öffentlichen Wohles, sondern aus der Erwägung ihrer Interessen und ihres Vortheiles trifft. Uebrigens ist das Thatsache, daß mit jedem Jahre weiteren Bestehens das Institut der Civilehe sich mehr einbürgert und auch in strengkirchlichen

Kreisen gewinnt die Ansicht mehr Raum, daß die Aufhebung des Zwanges zur kirchlichen Trauung keinesweges ein kirchliches oder religiös-sittliches Interesse schädige, sondern im Gegentheile fördere. Die Zahl der kirchlich ungetraut gebliebenen Eheschließungen, die gleich nach Einführung der Civilehe in manchen Orten eine ziemlich bedeutende war, hat sich fortschreitend in starkem Grade vermindert. Die treffliche Schrift des Herrn von Oettingen über diese Frage bringt den statistischen Nachweis dafür, ein Beweis, daß jetzt in den meisten Fällen (über 90 Procent) freiwillig die kirchliche Weihe der Eheschließung gesucht wird, was doch einen andern Werth hat, als die früher auf gesetzlichem Zwange beruhende kirchliche Weihe.

Ein Nachtrag zu unserm seit 1861 bestehenden Vertrage mit China, wodurch unsere Verkehrsbeziehungen einige neue Erleichterungen erfahren, namentlich die Eröffnung eines neuen Hafens, liegt dem Reichstage jetzt zur Genehmigung vor. Abgesehen von der eigenthümlichen Vertragsform, wonach auf jeden Artikel mit der Ueberschrift: „Zugeständniß der chinesischen Regierung" ein Artikel folgt mit der Ueberschrift: „Zugeständniß der deutschen Regierung", damit die chinesische Regierung nicht in den Verdacht einer Begünstigung ausländischer Interessen komme, ist von ganz besonderem Interesse die beigefügte ausführliche Denkschrift, welche die ganze Entwickelung unserer Beziehungen zu China historisch darlegt und damit die großen Schwierigkeiten diplomatischer Verhandlungen mit den hinter steifen Formen so viel List und Verschlagenheit verbergenden Chinesen recht augenfällig macht. Außerdem benutzt die Denkschrift die Gelegenheit, um an dem Beispiele der deutschen Schifffahrt in den chinesischen Gewässern die Nothwendigkeit einer Subvention der deutschen Schifffahrt nach dem Beispiele Frankreichs, die kürzlich in einer eigenen Denkschrift behandelt ward, nochmals darzulegen. Freilich haben alsbald nach Erscheinen dieser Denkschrift die beiden wichtigsten Interessenten in der Sache, Hamburg und Bremen, solche staatliche Subvention für überflüssig und schädlich erklärt. Auffallend ist die durch die Denkschrift constatirte Thatsache des in den letzten Jahren stattgefundenen Rückganges des deutschen Antheiles an der Schifffahrtsverbindung mit China, ein Rückgang, dessen Grund wesentlich gesucht wird darin, daß Deutschland weniger energisch als andere Nationen den Uebergang von der Segelschifffahrt zur Dampfschifffahrt betreibe.

Die Verhandlungen wegen der Zolleinverleibung Hamburgs scheinen unter besonders ungünstigem Sterne zu stehen, seitdem durch die Versuche einer starken Pression auf Hamburg, die nicht allenthalben mit einem bundesfreundlichen Verhältniß in Einklang zu bringen waren, eine Gereiztheit auf beiden Seiten entstand, welche die Verhandlungen nur erschweren konnte. Gegenwärtig scheint diese Gereiztheit erneuert zu sein und der Antrag Preußens

im Bundesrathe, die Zolllinie an die Unterelbe zu verlegen und das kaiserliche Zollamt in Hamburg aufzuheben, kann vielleicht, ebenso wie die Kriegsandrohung eines Mächtigen gegen einen Ohnmächtigen, Hamburg zwingen, alle preußischen Forderungen zu bewilligen, kann aber schwerlich dazu beitragen, das Vertrauen in die Festigkeit unseres Verfassungslebens im deutschen Reiche zu erhöhen. Den Reichstag berührt hierbei nicht die Frage, ob ein Sonderinteresse Hamburgs hierdurch gefährdet wird, wohl aber die Frage, ob die von der preußischen Regierung im Bundesrathe beantragten Maßregeln gegen Hamburg verfassungsmäßig zulässig sind oder nicht. Wir würden den Boden unter den Füßen verlieren, wenn der Reichstag aufhörte, ein strenger Wächter der Reichsverfassung zu sein. Der Hinweis auf die jeweilige Nothwendigkeit einer Dictatur in des Reichskanzlers erster Rede in dieser Session kann den Reichstag in Erfüllung seiner verfassungsmäßigen Pflicht nicht beirren.

Diese Verfassungsfrage, die aus der Behandlung der Hamburger Freihafenfrage sich entwickelt, beschäftigt augenblicklich in hohem Grade die Kreise der Abgeordneten. Der Wunsch, bis Pfingsten die Session nach Erledigung der wichtigsten Vorlagen schließen zu können, ist in den Abgeordnetenkreisen nach dreimonatlicher Arbeit natürlich sehr allgemein, die Regierung steht diesen Wünschen sehr gleichgültig gegenüber und beabsichtigt sogar noch mehrere Vorlagen an den Reichstag zu bringen, wodurch die ohnehin schon geringe Hoffnung auf eine Erledigung bis Pfingsten noch weiter herabgedrückt würde. Nach Pfingsten allerdings würde die Gefahr einer Beschlußunfähigkeit des Reichstages täglich größer werden. M.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus der Provinz Posen. Volksschulwesen. Statistisches. — Nachdem ich in meinem vorigen Berichte die auffallend starke Auswanderung und deren Gründe einer kurzen Erörterung unterzogen habe, beginnen auch unsere Provinzialblätter sich mit dieser Angelegenheit zu beschäftigen; gemäß ihrem verschiedenen Standpunkte kommen sie dabei zu sehr verschiedenen Ergebnissen. Durchaus übereinstimmend mit den von mir bezeichneten Gründen sieht unser bedeutendstes deutsches Organ die „Posener Zeitung“ in den traurigen socialen Verhältnissen insbesondere der ländlichen Bevölkerung das Hauptmotiv der Bewegung. Dagegen weist der polnisch-nationale „Dziennik“ auf die verhältnißmäßig stärkere polnische Auswanderung hin, um daraus herzuleiten, daß das Gefühl des Bedrücktseins die Polen aus dem Lande treibe; worauf die „Posener Zeitung“ mit Recht entgegnet, daß bei den Polen die Anzeichen wirthschaftlichen Niederganges weit stärker noch bemerkbar sind als bei den Deutschen, eine Thatsache, die auch Seitens der Polen selbst nicht in Abrede gestellt werden kann und in ihren zahlreichen Anstrengungen, durch Aus-

bildung des Genossenschaftswesens, Errichtung von Vorschußvereinen und dergleichen einem weiteren Verfalle entgegenzutreten, eine indirecte Anerkennung findet. Ebenso charakteristisch wie das Verhalten des polnischen Organes ist das unseres zwar wenig verbreiteten, aber durch eine mit Hochdruck arbeitende Production über Wasser gehaltenen conservativen Blattes, des „Posener Tageblattes". Zwar ist es nur ein längeres „Eingesandt", welches sich mit der Auswanderungsfrage beschäftigt, aber diese Form ist neben der Reproduction von Artikeln der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" überhaupt sehr beliebt, um dem beschränkten Unterthanenverstande die conservative Weisheit beizubringen. Selbstverständlich ist es wieder einmal die „liberale Gesetzgebung", welche die Leute aus dem Lande treibt; staunen muß man aber, wenn man nun weiter erfährt, welches specielle Gebiet dieses bald auf die neuere deutsche und preußische, bald auf die Stein-Hardenberg'sche Legislatur angewandten Begriffes diesmal den Sündenbock darstellen muß. Ist man doch hier, wo von der neuen Selbstverwaltung noch keine Rede ist, ohnehin manchmal in Verlegenheit, das allgemeine Schlagwort zu specialisiren. Diesmal nun muß das Schulaufsichtsgesetz — bekanntlich unter dem „liberalen" Mühler zu Stande gekommen — herhalten. Daß die allgemeine Schulpflicht eine oft schwere Last ist, habe auch ich hervorgehoben, aber daß sie die Leute nach Amerika treibt, ist doch schwer zu glauben. Daß diese Pflicht in Preußen seit dem vorigen Jahrhundert besteht, scheint auch das „Tageblatt" zu ahnen, es muß daher einen Umweg machen, um die Schuld des angeklagten Liberalismus zu beweisen. Früher, so argumentirt der Einsender, als der Herr Pfarrer noch Schulinspector war, war's ganz anders; „das war ein Mann, der mit sich reden ließ"; sagten die Eltern: „Wir brauchen die Kinder zum Schweinehüten", so sah er das ein und dispensirte vom Schulbesuch; der „Racker von Staat" dagegen dictirt Strafen, wenn die Schule nicht besucht wird. Richtig mag diese Darstellung, was das Thatsächliche betrifft, wohl sein; nur so ist es zu erklären, daß, wie es dem Schreiber dieser Zeilen passirt ist, ein junger Mensch, der vom siebenten bis vierzehnten Jahre die Schule „besucht" hatte, nicht im Stande zu sein erklärt, seinen Namen unter ein Protokoll zu schreiben. Nur so ist die allgemeine Lage zu erklären, daß die evangelischen Schulen unserer Provinz, bei denen die Aufsicht noch allenthalben durch ohnehin vielbeschäftigte Personen nebenher geführt wird, so tief unter dem Niveau der katholischen stehen. In einer solchen unter geistlicher Aufsicht stehenden Schule war es, wo jüngst dem inspicirenden Schulrath die Klänge des bekannten Religionsliedes „Ach bleib' mit deiner Gnade" entgegentönten. Als er sich aus dem Schulplane überzeut hatte, daß Geographie auf dem Programm stand, und etwas erstaunt fragte, weshalb in dieser Stunde Religionslieder gesungen würden, erwiderte der Lehrer, er halte es für gut, daß auch in der Geographie die Kinder nach dem Himmel zu schauen lernten. Die nun folgende Prüfung ergab zur Genüge, daß sie auf der Erde um so weniger Bescheid wußten. Hier thut in der That Abhilfe dringend noth. Die bedenklichste Seite des Systems Puttkamer ist die Einstellung der Simultanisirung der Schulen. Gerade hier, wo religiöse und nationale Gegensätze sich vielfach in dem Maße decken, daß der gewöhnliche Mann auf die Frage nach seiner Religion antwortet: „deutsch" oder „polnisch", erscheint es geboten, diese Gegensätze sich nicht verewigen zu lassen, indem sie immer wieder den jungen Gemüthern schon sich einprägen. Dabei erschwert die confessionelle Scheidung die Erfüllung der Schulpflicht sehr erheblich. In Posen

besteht der völlig exceptionelle Zustand, daß die Schule ganz von der politischen Gemeinde losgelöst, von confessionell geschiedenen sogenannten Schulsocietäten unterhalten wird. Bei gemischter Bevölkerung müssen diese nun natürlich, um überhaupt leistungsfähig zu werden, räumlich sehr ausgedehnt sein. Der weite Schulweg aber ist das drückendste für die armen Leute, die ihren Kindern nicht das nöthige Schuhwerk, Begleitung und Aufsicht verschaffen können. Es tritt ferner eine ganz ungleiche Vertheilung der fast unerschwinglichen Lasten ein. Die Juden zahlen überall fast gleichmäßige, nicht übertrieben hohe Beträge. Dagegen muß bei der Armuth der großen Masse die kleine Zahl katholischer Beamter oder sonst besser Situirter fast die ganze Last allein tragen.

Auch auf einen andern, bereits das vorige Mal erwähnten Punkt muß hier näher eingegangen werden, nämlich die Verhältnisse des kleinen ländlichen Grundbesitzes. Wie schon erwähnt, fehlt hier die Gestalt des eigentlichen Bauern, wie sie uns am Unverfälschtesten noch in dem vierschrötigen behäbigen westphälischen Landmann im blauen Kittel entgegentritt. Die Bauergüter sind theils in Händen von „Besitzern", theils in denen von Ackerwirthen, deren Besitz zu klein ist, um ihnen eine bedeutendere Stellung als die der Kamerniks zu verleihen. Was zunächst die ersteren betrifft, die Besitzer der größeren Bauerngüter, so tragen sie sich in Kleidung vollständig als Städter, nennen sich Gutsbesitzer und lassen ihre Kinder in andere Lebensstellungen übergehen, häufig studiren. Die Deutschen dieser Kategorie werden „Cassuben" genannt, stammen aber nicht aus der Cassubei, sondern sind größtentheils hinterpommersche Einwanderer. Sie sind die gefährlichsten Feinde des Polenthums und in jeder Beziehung Gegensätze der Polen: sind diese geschmeidig, leichtsinnig, verschwenderisch, sanguinisch, so jene halsstarrig und hart, sparsam bis zum Geiz, zäh festhaltend am Alten. Sie sind in der Regel gut situirt, lassen aber das Geld nicht unter die Leute gehen, sondern kaufen Pfandbriefe. Eine jüngst durch den Oberpräsidenten veröffentlichte, auf Wunsch des Provinziallandtages aufgestellte Statistik zeigt ein Zurückgehen der spannfähigen bäuerlichen Nahrungen, eine Vermehrung der nicht spannfähigen. Von 48 068 im Jahre 1823 sind erstere auf 47 869 im Jahre 1859 und 39 389 im Jahre 1880 zurückgegangen, während letztere von 33 960 im Jahre 1859 auf 44 470 im Jahre 1880 sich vermehrt haben. Die erstere Erscheinung findet ihre hauptsächliche Erklärung in dem Umsichgreifen des Großgrundbesitzes. Incommunalisirt waren im Jahre 1880 in selbstständige Gutsbezirke 500 bäuerliche Nahrungen mit 29 280 Morgen Flächeninhalt, außerdem aber befanden sich noch im Besitze von Inhabern selbstständiger Gutsbezirke 2 332 bäuerliche Nahrungen mit 148 953 Morgen Flächeninhalt. Die Vermehrung der nicht spannfähigen Besitzungen ist wohl hauptsächlich eine Folge der fortschreitenden Separation. Vorsichtig wird man allerdings immer im Ziehen von Schlüssen aus dem gewonnenen Materiale sein müssen. Zur Hebung des landwirthschaftlichen Betriebes, dessen Grundbedingungen vielfach insbesondere in Kujawien nicht schlecht sind, wird insbesondere eine Entwickelung unseres Verkehrswesens durch Anlage von Straßen und Bahnen niederer Ordnung erforderlich sein. Sind wir doch bisher in dieser Beziehung besonders stiefmütterlich behandelt. Der Staat wenigstens hat wenig gethan. Bevor im Jahre 1875 die Staatschausseen in die Verwaltung der Provinzen übergingen, stand Posen mit 0,173 Meilen Staatschaussee auf eine Quadratmeile Flächeninhalt am Ungünstigsten von allen

Provinzen da; seitdem ist Seitens der Communalverbände allerdings viel geschehen. Allein der Hinweis auf dieses Gebiet könnte genügen, um die Selbstverwaltung gegen die neuerdings gegen sie erhobenen Einwendungen und Angriffe zu schützen. Dagegen läßt die Entwickelung des Eisenbahnwesens noch viel zu wünschen übrig. Namentlich für Bahnen niederer Ordnung, die nicht in dem Maße centralisirend wirken, wie Vollbahnen und deren Herstellung unendlich weniger Kosten erfordert, wäre hier recht eigentlich ein geeignetes Gebiet. Dieselben rentiren sich auch, soweit sie vorhanden sind, recht gut: die Posen-Schneidemühler Bahn hatte im vergangenen Monat das Maximum ihres bisherigen Verkehrs erreicht. Aber auch hier hat die Opferwilligkeit der Betheiligten das Beste gethan. Die Privatspeculation konnte hier natürlich ein lohnendes Gebiet nicht finden, aber auch der Staat hat bis 1879 nur 59 844 690 Mark auf das Eisenbahnwesen unserer Provinz verwandt, während z. B. Westpreußen ungefähr doppelt so reich bedacht ist mit 119 880 813 Mark, von Provinzen, wie Brandenburg, Sachsen, Hannover, Hessen-Nassau, wo doch ohnehin ein entwickeltes Privatbahnnetz bestand, gar nicht zu reden. Auch hier gilt der Grundsatz: Wer da hat, dem wird gegeben. Insbesondere der Wongrowitzer Kreis mit seinem guten Boden wäre wohl einer Eisenbahn werth. Aber bei all' diesen Fragen, welche das materielle Wohl betreffen, empfinden wir es zu unserm Schaden, daß die Vertretung unserer Provinz in den Parlamenten zum größten Theile in den Händen einer Partei liegt, die sich auf einen von vornherein ablehnenden Standpunkt stellt. So achtungswerth an sich das zähe Festhalten an der polnischen Nationalität sein mag, dem wirthschaftlichen Gedeihen des Landes kommt dieses stets nur protestirende Verhalten nicht zu Gute. d.

Literatur.

Eduard von Möller, Oberpräsident von Elsaß-Lothringen. Ein Lebensbild von Dr. A. Schricker. Cassel, 1881. — Es ist nur eine kleine Schrift, aber sie giebt den Umriß und eine Reihe ergreifender Züge aus dem Leben eines hochbedeutenden und in schweren Zeiten an leitender Stelle stehenden Mannes. Geboren 1814, 1840 bereits Landrath auf dem Hundsrück, 1843 mit dem neugeschaffenen Amte eines Staatscommissärs bei der Köln-Mindener Eisenbahn betraut, 1848 zum Regierungspräsidenten ernannt mit dem Auftrage zur Verwaltung des Oberpräsidiums der Provinz, 1866 zum Administrator von Kurhessen, 1871 zum Oberpräsidenten von Elsaß-Lothringen, zur Disposition gestellt am 30. September 1879, gestorben am 2. November 1880 — das ist eine ungewöhnliche Laufbahn, und Freund und Feind haben anerkannt, daß er in all diesen hohen und meist ganz außerordentlichen Stellungen Großes geleistet hat. Schricker erzählt davon mit dem Tone warmer Theilnahme und aufrichtiger Bewunderung, aber einfach, sachlich, ohne Uebertreibung, so wie es der Oberpräsident liebte. Wer die Verhältnisse kennt, wird namentlich das Geschick bewundern, mit dem Schricker den tragischen Sturz Möller's zur Anschauung bringt, ohne doch viel von den Dingen zu reden, die noch dem Parteikampfe angehören und nicht der Geschichte. G. Kaufmann.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.
Ausgegeben: 25. Mai 1881. — Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig.

Zum Jubiläum von Kant's „Kritik der reinen Vernunft".*)

Es war am 1. Mai des Jahres 1781, daß der Königsberger Professor Logices et Metaphysices ordinarius Immanuel Kant an seinen früheren Zuhörer, seinen Freund und ersten Anhänger Marcus Herz in Berlin Folgendes schrieb: „Diese Ostermesse wird ein Buch von mir, unter dem Titel: Kritik der reinen Vernunft herauskommen. Dieses Buch enthält den Ausschlag aller mannichfaltigen Untersuchungen, die von den Begriffen anfingen, welche wir zusammen unter der Benennung des mundi sensibilis und intelligibilis abdisputirten." Einige Wochen später, Anfang Juni, brachte es der Rigaer Buchhändler Hartknoch — das Werk erschien somit merkwürdigerweise eigentlich in Rußland — auf die Leipziger Frühjahrsmesse nach damaliger Sitte. Vielleicht nicht weit von dem ziemlich umfangreichen Werke lag ein unscheinbares Büchlein, das sich mit jenem auf derselben Messe zusammenfand — es führte den Titel: Die Räuber. Das Jahr 1781 war überhaupt eines der denkwürdigsten Jahre jener denkwürdigen Zeit. In demselben Jahre erschien auch Voßens erste Homerübersetzung, machte Lavoisier seine weittragenden Entdeckungen über das Wesen des Sauerstoffes, entdeckte W. Herschel den von Kant schon im Jahre 1755 vorausgesagten Uranus; in demselben Jahre erregte die erste Aufführung der „Hochzeit des Figaro" von Beaumarchais die Gemüther der Pariser gegen die Verworfenheit der alten Regierung, erließ Joseph II. seine Toleranzedicte, fand das letzte Autodafé in Spanien statt und schlossen die Nordamerikaner den Befreiungskrieg, indem sie die Engländer bei Yorktown zur Capitulation zwangen. In demselben Jahre starben Lessing und Turgot, wurden geboren der Philosoph Krause, der Dichter Chamisso, der Geschichtschreiber Raumer, der Architekt Schinkel, der Astronom Littrow. Diese synchronistischen Daten sprechen beredter, als es eine Aufzählung der Merkmale jener Zeit vermöchte. Fügen wir noch hinzu, daß die zweite Auflage der „Kritik der reinen Vernunft" im Jahre

*) Vorlesung zur Eröffnung von Uebungen über die „Kritik der reinen Vernunft" im Sommersemester 1881. Weiteres in des Verfassers „Commentar zu Kant's Kritik der reinen Vernunft". Erster Band. Stuttgart, W. Spemann. 1881.

1787 erschien, also ein Jahr nach dem Tode Friedrich's des Großen und zwei Jahre vor Ausbruch der französischen Revolution, so haben wir die Hauptereignisse bei einander, welche jene Zeit in literarischer, wissenschaftlicher und politischer Hinsicht charakterisiren. Es war eine Zeit des Sturmes und Dranges, der lebhaftesten Bewegung der Gemüther, eine Zeit gewaltiger Gährung in allen Lebensgebieten, in allen Ländern — kurz, eine Zeit revolutionärer Bestrebungen in jeglicher Beziehung, deren Ziel eine dauernde Umschaffung des Alten, des Veralteten war.

Eine „Umschaffung" des Vorhandenen, das war auch die Absicht der „Kritik der reinen Vernunft". In tyrannos! war die Devise der „Räuber"; gegen den „Despotismus" der dogmatischen Philosophie richtete Kant seine Kritik. Das Werk hat eine Revolution der Philosophie hervorgebracht, eine Revolution, welche sein Verfasser beabsichtigte und voraussah. Man hat, um die großartige, unübersehbare Wirksamkeit dieses Werkes zu schildern, Parallelen aus den verschiedensten Gebieten herbeigezogen. Einer der beliebtesten Vergleiche, der schon zu Kant's Zeiten aufkam und seitdem oftmals variirt worden ist, ist derjenige mit der gleichzeitigen französischen politischen Revolution. Es lassen sich auch mit einiger Scheinbarkeit Analogien aufstellen: auf der einen Seite wird das ancien régime gestürzt und ein neuer Staats- und Rechtsbegriff verwirklicht; auf der andern Seite — im „Lande der Denker" wird die Herrschaft einer veralteten Metaphysik, einer verkommenen Moral gebrochen, der moderne Welt- und Erkenntnißbegriff, der moderne Begriff der autonomen Sittlichkeit wird begründet. Man hat weiter darauf hingewiesen, daß, wie dort aus der Revolution selbst ein neues Haupt, ein Imperator, so hier aus den Trümmern der durch den „Alles zermalmenden" Kant zerstörten Gebäude neue Systeme entstanden: man hat Fichte mit Napoleon, Hegel mit Ludwig XVIII. verglichen. Andere liebten es, statt politischer religiöse Umwälzungen zum Vergleiche heranzuziehen: die Reformation durch Luther erschien nicht zu bedeutend, um sie hiefür zu verwerthen; ja, überspannte Anhänger des „Weisen von Königsberg" scheuten den Vergleich mit dem Begründer des Christenthumes nicht. Der Wahrheit und der Zeit näher ist die oft ausgeführte Zusammenstellung mit der literarischen Revolution Deutschlands am Ende des achtzehnten Jahrhunderts, wobei man speciell Goethe zum Vergleiche herbeizog. Mit einer großen naturwissenschaftlichen Umwälzung hat schon Kant selbst sein Unternehmen zusammengestellt: mit der Copernikanischen Revolution der Weltvorstellung. Anderen schien eine Aehnlichkeit zu bestehen mit der Entdeckung Amerika's durch Columbus, und neuerdings begegnet man nicht selten dem Vergleiche mit der großen Darwinbewegung seit 1860. In Bezug auf die genannten Vergleiche aus dem politischen, literarischen, religiösen Gebiete ging man über die bloße äußere

Parallele zur Auffindung innerer, sachlicher, historischer Zusammenhänge hinaus.

Derartige Vergleiche mögen ihren relativen Werth haben. Wem es darauf ankommt, über das blos rhetorisch wirksame Parallelen- und Antithesenspiel zu wissenschaftlicher Erkenntniß der Begebenheiten hinaus zu kommen, der wird Vergleichungen meiden, welche, so zu sagen, in eine andere Ebene hinübergreifen, durch welche falsche und einseitige Projectionsbilder geschaffen werden. Bleiben wir somit in dem gleichen Gebiete, in der Philosophie, stehen. Auch hier drängen sich uns Parallelen auf. Man vergleicht unsern Kant mit Protagoras oder mit Sokrates, mit Platon und mit Aristoteles, mit Cartesius, mit Bacon. Freilich, es ist nicht unrichtig, wenn Jemand, im Unmuthe über derartige billige Vergleiche, ausruft: „Welcher neuere Philosoph ist nicht schon mit Sokrates verglichen worden?" Aber es bleibt doch richtig, daß unter den genannten Philosophen Sokrates derjenige ist, an welchen Kant wohl am stärksten erinnert.

Die Berechtigung dieser Zusammenstellung Kant's mit Sokrates liegt im systematischen Gehalte ihrer Lehre, in der historischen Bedeutsamkeit ihrer Stellung. Was die inneren Merkmale der Lehre betrifft, so besteht eine unverkennbare Aehnlichkeit darin, daß Beide das philosophische Denken von der einseitig objectiven Untersuchung der Weltprobleme selbst auf das denkende Subject zurückführten, daß Beide den Primat des Handelns, des Praktischen vor dem Theoretischen lehrten, mögen auch sonst auf beiden Seiten große Verschiedenheiten sich finden. Die größte und unbestreitbarste Analogie besteht aber in der geschichtlichen Stellung. Beide Denker suchten einen neuen, einen Mittelweg zwischen ausschweifendem Dogmatismus und zerstörender Skepsis. Beide wurden dadurch zum Ausgangspunkte neuer Bildungen, in denen jene beiden Standpunkte sich erneuten. Beide bilden den wichtigsten Wendepunkt in der Bewegung des Denkens, der eine im Alterthume, der andere in der Neuzeit. Daher theilt man mit Recht die Geschichte der Philosophie nach ihnen ein, dort in die Zeit vor und nach Sokrates, hier in die Zeit vor und nach Kant.

Die Hauptleistung und die ganze Tendenz der „Kritik der reinen Vernunft" speciell und der Kantischen Philosophie überhaupt besteht in dem großartigen Versuche, die beiden Strömungen der vorkantischen Philosophie in ein Bett zu leiten. Eben durch Kant's Anstoß unterscheidet man die rationalistisch-dogmatische und die empiristisch-skeptische Richtung der neueren Philosophie. Die Namen besagen, was diese Schulen lehren. Nach Ausgangspunkt, Methode, Ziel, Umfang und Resultat unterscheiden sie sich als diametrale Bestrebungen. Die rationalistische Partei — ihre Hauptvertreter sind Cartesius, Spinoza, Malebranche, Leibniz, Wolf — nimmt zum Ausgangspunkte

die Vernunft, die ratio. Wahres Wissen strömt uns nicht durch den fünfthorigen Eingang der Sinne zu; die Sinne geben nur ein schwankendes, unsicheres, zufälliges, beschränktes Meinen, geben bloß Täuschung und Schein. In uns selbst strömt die Quelle wahren Wissens, glimmt das göttliche Feuer der Wahrheit: die sinnenfreie Function vernünftigen Denkens ist das selbstständige Organ der Wahrheit. Nach dem Vorbilde der Mathematik soll aus einfachen Begriffen (z. B. Substanz) und fundamentalen Sätzen (z. B. Alles hat seinen zureichenden Grund), welche der menschlichen Vernunft eingeboren und daher durch sich selbst klar und gewiß sind, ohne Zuhilfenahme der Erfahrung alle Erkenntniß deductiv, a priori abgeleitet werden. Bei dem Bestreben, alles Wirkliche zu rationalisiren, d. h. in durchsichtige Begriffe aufzulösen und damit gänzlich zu begreifen, überschreitet der Rationalist auch den Umfang der Erfahrung, ja er sieht in der Erkenntniß des sogenannten Transscendenten seine Hauptaufgabe. Das allgemeine Ergebniß dieser Richtung ist Spiritualismus, indem im Geistigen und schließlich im absoluten, sei es theistisch oder pantheistisch gedachten Geiste, d. h. in Gott der Grund aller Wirklichkeit gefunden wird, und ihr allgemeiner wissenschaftlicher Charakter ist dogmatisch, d. h. ohne genugsame Untersuchung wird die Möglichkeit solchen absoluten Wissens und mathematisch sicheren Beweisens angenommen.

Im schroffsten Gegensatze zu dieser Richtung, die im Wesentlichen auf dem Festlande herrscht, verfolgen die Engländer und später auch Frankreich den empiristischen Weg. Bacon, Hobbes, Locke (Berkeley gehört nur theilweise hierher), Condillac nehmen ihren Ausgangspunkt bei der Erfahrung, der Empirie. Die einzige materielle Quelle des Wissens ist für sie die sinnliche Wahrnehmung. Nur die Combination der vereinzelten Empfindungen, ihre inductive Zusammenfügung zu Allgemeinerem ist der Weg, um Erkenntniß zu gewinnen. Erfahrungsfreie Erkenntniß wird geleugnet. Ihr Ziel ist nicht so stolz als das der Gegner: mit Verzicht auf absolutes Begreifen begnügt man sich mit bescheidener Constatirung der letzten Unauflöslichkeiten der Wirklichkeit. Ueber das Transscendente will man daher eben auch nichts feststellen; ja die Heißsporne der Schule leugnen direct alles, was die entgegengesetzte Richtung als transscendent ansetzt: insbesondere Gott und Unsterblichkeit der Seele. Die gemäßigte Richtung ist realistisch: sie zieht zur Erklärung der Wirklichkeit nichts herbei, was nicht in der Erfahrung liegt; Materialismus ist das Resultat der Radikalen. Skepticismus, sei es als Zweifel an den Behauptungen der Gegner, oder als Zweifel selbst am berechtigten Ueberschreiten der unmittelbaren Erfahrung, schließlich an der Möglichkeit des Erkennens überhaupt liegt in derselben Linie.

Diese ganz allgemeinen Umrisse genügen, um die unermeßliche Kluft zu sehen, welche zwischen den Zeitgenossen Wolf und Hume bestand, um zu erkennen,

daß es anderer Männer als der Popularphilosophen, eines Sulzer, Mendelssohn u. s. w. bedurfte, um jene Kluft zu überbrücken. Mit dem vornehmen Stolze des Genies ignorirt Kant derartige Versuche seiner Zeit und kehrt zu den principiellen Gegensätzen zurück, um sie von Grund aus zu überwinden. „Der Dogmatismus," sagt er in seiner witzigen, bilderreichen Sprache, „der Dogmatismus baut Systeme; der Skepticismus stürzt sie; die Popularphilosophie aber," fügt er mitleidig-spöttisch hinzu, „stellt ein Dach ohne Haus zum gelegentlichen Unterkommen auf Stützen." Ein anderes Mal vergleicht er diese Weisheit „mit Pesttropfen oder dem Venedig'schen Therial, die wegen des gar zu vielen Guten, was in ihnen rechts und links aufgegriffen wird, zu gar nichts gut sind". Kant sucht einen neuen Weg, „die menschliche Vernunft wie zwischen zwei Klippen, zwischen Scylla und Charybdis hindurchzubringen". Dieses Bild, eines seiner beliebtesten, ausmalend, sagt Kant ferner, der Dogmatismus wage sich auf „den finsteren Ocean der Metaphysik", „das uferlose Meer, in welchem der Fortschritt keine Spur hinterläßt, und dessen Horizont kein sichtbares Ziel enthält, an dem, um wie viel man sich ihm genähert habe, wahrgenommen werden könnte". Der Empirist aber „setzt sein Schiff, um es in Sicherheit zu bringen, auf den Strand des Skepticismus, da es denn liegen und verfaulen mag". Kant aber will „dem Schiff einen Piloten geben, der nach sicheren Principien der Steuermannskunst, die aus der Kenntniß des Globus gezogen sind, mit einer vollständigen Seekarte und einem Compaß versehen, das Schiff sicher führen könne". Und die Kritik der reinen Vernunft „heftet ihr nihil ulterius mit größester Zuverlässigkeit an die herculische Säule, welche die Natur selbst aufgestellet hat, um die Fahrt unserer Vernunft nur so weit, als die stetig fortlaufenden Küsten der Erfahrung reichen, fortzusetzen, die wir nicht verlassen können, ohne uns auf einen uferlosen Ocean zu wagen".

Die neue Methode der Philosophie, welche Kant einführt, nennt er Kriticismus. Wir versuchen es, den Grundstock des neuen Gedankengehaltes in Kürze darzulegen.

Das Neue besteht darin, daß Kant die Ausgangspunkte der beiden Richtungen, ihre beiderseitigen Fundamente, auf denen beide ohne weitere Prüfung ihre Gebäude aufbauten, zum Gegenstande eindringendster Untersuchung macht, d. h. daß er sowohl die Vernunft als die Erfahrung kritisirt. Er stellt nicht blos, wie man gemeinhin darstellt, die Frage: Wie ist die (reine) Vernunft möglich? sondern er wirft auch das Problem auf: Wie ist die Erfahrung möglich?

In Bezug auf das erstere Thema stellt Kant die von den Dogmatikern ganz vernachlässigte Frage auf: Wie ist Erkenntniß von Dingen aus reiner Vernunft möglich? Gesetzt, es giebt Urtheile aus reiner Vernunft, wie ist es

denn in aller Welt zu denken, daß Sätze, in welchen wir, wie z. B. in den Axiomen der Mathematik, vor aller Erfahrung über die Erfahrungsgegenstände, die doch von uns unabhängig sind, giltige Urtheile fällen wollen, wirklich diesen Anspruch auf Giltigkeit erfüllen? Ich fälle a priori das Urtheil: In jedem ebenen Dreieck sind die drei Winkel gleich zwei Rechten. Woher weiß ich, daß dieser Satz von jedem beliebigen Dreieck, z. B. dem Nildelta gilt? Ich fälle ferner a priori das Urtheil: Jede Begebenheit setzt eine Ursache voraus. Ich behaupte das als allgemeine, nothwendige, selbstverständliche Wahrheit. Was aber ist der Grund der Berechtigung zu diesem weittragenden Gesetze? Wie kann das Subject es wagen, über das Object aus sich selbst heraus giltige Urtheile zu fällen? Object und Subject stehen sich doch fremd gegenüber. Mit dieser Frage allein schon hob Kant den Dogmatismus aus den Angeln. Mit der Antwort aber stürzt er ihn, um an seine Stelle den Kriticismus zu setzen. Wie er diese Grundfrage beantwortet, kann nur ganz im Allgemeinen angedeutet werden. Erkenntniß a priori ist nur möglich, wenn die Gegenstände, über welche a priori geurtheilt werden soll, uns eben nicht fremd gegenüberstehen, sondern wenigstens theilweise, wenigstens ihrer Form nach, von unseren subjectiven Functionen abhängig sind. Das ist aber nur bei Erscheinungen möglich. Es giebt Erkenntniß a priori nur von möglicher Erfahrung und von dieser nur, wenn und weil diese Erfahrung selbst erst durch jene apriorischen Formen möglich wird. So ist schon hier eine gewaltige Synthese des Rationalismus und des Empirismus geschaffen, welche an Größe der Conception, an Fülle fruchtbarer Anregung ihres Gleichen nicht in der Geschichte der Philosophie findet.

Aber Kant untersucht auf dieselbe Weise auch den Ausgangspunkt der Empiristen, die Erfahrung. Ungeprüft nahmen Jene sie hin als die Summe der Wahrnehmungen, welche dem Subject von außen zuströmen. Aber wie entsteht denn diese Erfahrung? Woraus besteht sie? Was enthält sie? Nur von außen Gegebenes, oder vielleicht auch — einen eigenen Zusatz des Subjectes? Erfahrung ist ein geordnetes, gesetzmäßiges Zusammen von Wahrnehmungen, die von außen zu kommen scheinen. Subject und Object aber stehen sich fremd gegenüber: wie kann von außen etwas in das Subject hineinwandern? Und was uns gegeben wird, wird es uns ohne unser Zuthun gegeben? Können auch formelle Verhältnisse, können auch allgemeine und nothwendige Zusammenhänge durch Empfindung gegeben werden? Die Erfahrung enthält sie, aber woher kommen sie? Dies die Fragen. Und die Antwort? Erfahrung ist nur möglich durch Zusammenwirken sinnlicher Empfindung mit apriorischen Formen des Subjectes. Jede Erfahrung enthält schon rationelle Zusätze. Wie Lavoisier das bis dahin für einfach gehaltene Wasser zerlegt in zwei Elemente, in Sauerstoff und in Wasserstoff,

so zerlegt Kant die Erfahrung in zwei heterogene Elemente, Empfindung und Vernunft. An Stelle des Empirismus tritt der Kriticismus.

Nun übersehen wir die gewaltige Geistesarbeit des Mannes. Auf jene beiden Fragen lauten seine Antworten: Vernunfterkenntniß ist nur in Bezug auf Erfahrung möglich. Erfahrungserkenntniß ist nur durch Vernunft möglich. Dem Dogmatismus zeigt Kant, was er zur Möglichkeit apriorischer Erkenntniß hätte voraussetzen sollen, nämlich Erfahrung. Dem Empirismus zeigt Kant, was in seiner Erfahrung factisch, wenn auch unbewußt liegt, nämlich Vernunft. Als nothwendige Bedingung der Vernunfterkenntniß entdeckt er die Erfahrung: nur von Erfahrungsgegenständen giebt es Vernunfterkenntniß, nicht aber von Transscendentem; als integrirenden Bestandtheil der Erfahrung entdeckt er die Vernunft: nur unter Mitwirkung der Vernunft giebt es Erfahrung, ohne sie haben wir ein gestaltloses Gewühle formloser Empfindungen. Erfahrung und Vernunft bedingen sich gegenseitig. Ohne die Mitwirkung der Erfahrung schwebt die Vernunft in der Luft, ohne die der Vernunft ist die Erfahrung ein bloßes Chaos. Die Vernunft bekommt Fleisch und Blut durch die Erfahrung. Die Erfahrung bekommt ihr Knochengerüste durch das Apriori, durch die Vernunft. Dem Empirismus hält Kant entgegen, daß, wenn auch alle Erkenntniß mit der Erfahrung anfange und mit ihr endige, doch darum nicht alle aus ihr entspringe, von ihr entlehnt sei; und wie der empirische Anfang und Umfang unserer Erkenntniß den Ursprung eines Theiles derselben aus der Vernunft und ihren Functionen nicht ausschließt, so verhindert — und dies gilt dem Rationalismus — der nichtempirische Ursprung eines Theiles unserer Erkenntniß nicht, daß dieselbe doch, wie sie auf den Umfang der Erfahrung beschränkt ist, so auch mit ihr anfange. Es sind, um es speciell aufzuführen, bekanntlich die zwei Anschauungsformen des Raumes und der Zeit, welche ursprüngliches Eigenthum des menschlichen Subjectes sind; es sind ferner eine Anzahl von Begriffen und Erkenntnissen, von denen wir hier nur die der Substantialität und Causalität nennen, welche Functionen des Menschen sind, die bei der Empfindung nur angeregt werden, deren Inhalt aber nicht aus den Sinnen, sondern aus der Vernunft stammt.

Dies die Grundzüge der Kantischen Erkenntnißtheorie, die Grundgedanken seiner Synthese des Rationalismus und Empirismus. Wenn schon diese Sätze genügt hätten, um der Philosophie eine neue Richtung zu geben, so waren es doch erst die daraus sich ergebenden Resultate, welche derselben einen neuen, ungeahnten Schwung gaben. Es war die erste, weittragende Consequenz, daß, da jene obengenannten Formen des Raumes, der Zeit, der Causalität Functionen des Subjectes sind, welche es hinzubringt zu dem formlosen Chaos der Sinnesempfindungen, jene Formen eben auch nur Formen

der subjectiven Erscheinungen sind, daß die Welt der eigentlichen Dinge an sich jene Formen nicht an sich trage. Daraus aber folgt weiter, daß, da auch alle Empfindungen blos subjective Reactionen des Subjectes auf Affectionen der Dinge an sich sind — alle Empfindungen des Gesichtes, Gehöres u. s. w., Farben, Töne, Geschmäcke, Gerüche, Tastempfindungen sind ja zugestandenermaßen nur subjectiv —, daß der ganze Inhalt wie die ganze Form unserer Erkenntnisse nur Erscheinungen giebt. Ein anderes Erkenntnißorgan als Sinne und Vernunft besitzen wir nicht — und so bleibt uns die Welt der Dinge an sich gänzlich verschlossen. Diese Lehre erhält ihre eigentliche Schärfe durch die weitere Consequenz, daß auch die ganze Innenwelt, die ganze Welt unserer Gefühle, Wollungen, Gedanken als in der Zeit verlaufend gleichfalls nicht das wahre Sein ist — denn auch die Zeit ist eine bloße Function des Subjectes. Alle innere und äußere Erscheinung ist kein wahres Sein, keine eigentliche Realität. Innerhalb dieser Erscheinungswelt bewegen wir uns mit unseren Empfindungen, Gedanken und Handlungen, wir stoßen zuletzt bei allem Forschen nur an die Gitter dieses Gefängnisses, an die Grenzbegriffe des unbekannten Dinges an sich, das auf uns einwirkt, und des eben so unbekannten Ich an sich, das jene Affectionen mit Empfindungen und Formen, in das es diese Empfindungen gießt, beantwortet — aber diese Antwort stammt aus dem Subjecte, seinem tiefsten Grunde selbst und giebt keinen Aufschluß über das Wesen der Dinge an sich. Diese, wie sie ohne unsere sinnlichen und logischen Formen an sich beschaffen sind, sind uns gänzlich unbekannt. Das stolze Bewußtsein, doch über diese Erscheinungswelt a priori Gesetze aussprechen zu können, eben jene Formen von Raum, Zeit, Causalität u. s. w., wird aufs Tiefste gedemüthigt durch die Einsicht, daß es nur Erscheinungen sind, welche wir erkennen, nicht das wahre Sein.

Kant's Philosophie schließt mit diesem tristen Resultate nicht ab. Wie hinter der Welt der Erscheinungen die Dinge an sich stehen, so über ihr die Ideen. Gott, Freiheit und Unsterblichkeit sind zwar zunächst nur Ideale, welche das menschliche Gemüth als seine höchste Blüthe aus sich entfaltet. Aber den Kampf des Dogmatismus und des Skepticismus um ihre Realität und die Erkennbarkeit des Transscendenten schlichtet Kant, indem er die Erkennbarkeit durch die theoretische Vernunft dem Empirismus opfert, um jene Ideen als die nothwendigen Voraussetzungen des sittlichen Handelns zu retten. Die Bedürfnisse des sittlich dirigirten Willens greifen über den mundus sensibilis hinaus in das Gebiet der intelligibeln Welt der Dinge an sich, und die sittliche Freiheit des Menschen, wie sie aus jenem Reiche stammt, erhebt den Menschen über das „Reich der Schatten" hinaus. So schließt, wie das großartige Weltdrama des „Faust", diese großartige Welttheorie der „Kritik der reinen Vernunft" ab mit einer ans Mystische streifenden Ahnung des Uebersinnlichen, welche doch

durch die Klarheit des Grundgedankens, der uns mit unserm Erkennen auf die Welt der Erscheinungen beschränkt, von dichtender Schwärmerei, von metaphysischer Grübelei zurückgehalten wird.

Diese gewaltigen Gedanken, in gewaltiger Sprache vorgetragen, machten nach kurzer Pause eine Wirkung, mit deren Umfang und Tiefe keine zweite rein theoretische Erscheinung in der ganzen Culturgeschichte sich vergleichen läßt. Ein „neues Licht" war, um mit Schiller, dem begeisterten Kantianer zu reden, den Menschen aufgegangen. Einen „novus ordo rerum" proclamirte das mächtigste periodische Organ, die „Jenaer Allgemeine Literaturzeitung". Hunderte von Artikeln, Dutzende von Schriften erschienen über das Werk. Man muß nicht blos die objectiver gehaltenen Bücher, sondern auch die mehr subjectiv gefärbten Zeitschriften und besonders die Briefe aus jener Zeit kennen, um sich eine zutreffende Vorstellung von der heutzutage ganz unglaublichen Bewegung machen zu können, welche die „Kritik der reinen Vernunft" damals in Deutschland hervorgerufen hat. Es war eben damals auch eine Constellation günstiger Umstände, die nur an dem Zusammenwirken glücklicher Factoren bei dem durch ein politisches Genie herbeigeführten Umschwung unserer nationalen Stellung im vorigen Jahrzehnt ein Seitenstück findet. Die Nation war, dies ist in erster Linie zu beachten, politisch so gut wie unbeschäftigt; sagt doch Kant selbst im Anhange zu seinen 1783 erschienenen Prolegomena: „Man weiß in Deutschland jetzt fast nichts, womit man sich, außer den sogenannten nützlichen Wissenschaften, noch sonst beschäftigen könnte, als mit Philosophie". Nichtsdestoweniger war durch Friedrich des Einzigen Größe das Selbstbewußtsein der lange Zeit unmündigen, politisch und geistig unselbständigen Nation gewachsen. In literarischer Beziehung war seit einem Jahrzehnt eine ungemein intensive Thätigkeit, eine fieberhafte Erregung. Die Seichtigkeit, die langweilige Oede der Popularphilosophie konnte die junge Generation, die Stürmer und Dränger, ihren Enthusiasmns und ihren Durst nach frischem Quellwasser nicht entfernt befriedigen. Die allgemeine europäische Gährung konnte in Deutschland trotz einzelner Versuche politisch sich nicht ausleben: so stürzte man sich denn mit Freuden auf ein Gebiet, in welchem ungestraft eine Revolution der Gedanken vollzogen werden konnte. Dies ist besonders bei zwei Männern der Fall, bei denen die gewaltige Erregung der Zeit sich auf diese Weise gleichsam in der Umwälzung der zeitlosen Welt der Ideen Luft machte, bei Schiller und bei Fichte. Solche Männer konnte weder die Willkür und Anmaßung des Dogmatismus, noch die Oberflächlichkeit und Schwachmüthigkeit des Skepticismus, und am wenigsten die, um mit Kant selbst zu reden, „geputzte Seichtigkeit" der Popularphilosophie packen: sie wollten Stärke gepaart mit Bescheidenheit, Gewißheit verbunden mit Einsicht in die Grenzen, Beschränkung

auf Erfahrung ohne Läugnung des Uebersinnlichen, Anerkennung der Rechte der Vernunft ohne Vernachlässigung der Sinne; sie wollten Natur und Freiheit, Idee und Wirklichkeit gleichermaßen berücksichtigt wissen. Und da sie dies bei Kant fanden, so kam es, daß die Philosophie eines sechzigjährigen Greisen auf die Fahne der damaligen Jugend geschrieben wurde, um so mehr, als Kant nicht rastete, sondern in zahlreichen Schriften seine Grundgedanken in die Einzelgebiete der Ethik, Aesthetik, Religionsphilosophie, Naturwissenschaft, Geschichtsphilosophie, Politik, Rechtsphilosophie hineintrug. Insbesondere jener berühmte „kategorische Imperativ", jene Forderung, ohne Rücksicht auf Neigung und Genuß die Pflicht um der Pflicht willen zu thun, jener Appell an die sittliche Selbstbestimmung fand begeisterten Widerhall und erzog das Geschlecht der Freiheitskämpfer, der Fichte und Körner, der Freiheitsmänner, der Stein und Scharnhorst heran.

Dem gewaltigen Eindrucke der Kantischen Philosophie auf alle Kreise der Nation entsprach der gewaltige Einfluß auf alle Geistesgebiete, und fast alle von diesen wurden einer vollständigen Umgestaltung unterworfen. Durch die Dichtungen Schiller's wurden Kant's Ideen in das Volk und seine breiten Schichten geschleudert, und das Studium der Kritik der reinen Vernunft, welche, um mit Fichte zu reden, ebenso „kopfzerbrechend als herzerhebend" ist, war eine treffliche Schulung für strenges Denken, wie es die Kritik der praktischen Vernunft für strenges Handeln war. Fehlte es in der unübersehbaren Literatur auch nicht an Uebertreibungen, wie an jenem Versuche, „das königlich preußische Postwesen nach den Kantischen Kategorien" darzustellen, so war doch im Großen und Ganzen die Kantische Schule ein Segen für die Entwickelung des deutschen Geistes.

In die durch Kant geschaffene Bewegung wurde seine Philosophie jedoch bald gleichfalls hineingerissen: es lagen in ihr gar mannichfache Keime der Weiterbildung: theils Keime positiver Natur, so das Ich an sich, die transscendentale Apperception, die intelligible Anschauung, der Gedanke der Einheit und Gleichartigkeit der Dinge an sich und Anderes. Dann hatte Kant durch seine Läugnung der Erkenntniß der Dinge an sich dem philosophischen Denken so zu sagen einen Stachel eingestoßen, der gerade das Gegentheil — das Streben, jene Dinge doch zu erkennen — zur Folge haben mußte. So trat nach einem natürlichen geschichtsphilosophischen Gesetze eine Reaction ein. Es war auch gar manches Alte, wie es schien, ohne Noth geopfert worden. Endlich kamen innere Widersprüche und Inconsequenzen des Kantischen Systems hinzu, um den Auflösungsproceß zu beschleunigen. Die gewaltige Synthese der beiden entgegengesetzten Richtungen der neueren Philosophie war nicht ohne Gewaltsamkeiten abgegangen: die in der Kantischen Philosophie verbundenen und gebundenen Gegensätze strebten jetzt wieder auseinander, aber befruchtet

von den neuen Gedanken, welche Kant's Genie bei jenem Verschmelzungsprocesse erzeugt hatte.

Kant hatte gedacht, die Philosophie in einen stabilen Zustand zu versetzen. Noch nie haben die Systeme so rasch gewechselt, wie seit Kant und durch seine Einwirkung. In ihr liegen die Wurzeln aller späteren deutschen philosophischen Bestrebungen, und sein Einfluß erstreckte sich machtvoll auch auf das Ausland, auf Frankreich, Italien, England. Zunächst erhob in Deutschland der alte Rationalismus und Dogmatismus wieder sein Haupt, besonders unter der Aegide Spinoza's, dessen Philosophie vorher nie in ihrer ganzen Größe begriffen und aufgenommen worden war. Die Systeme von Fichte, Schelling, Hegel sind Synthesen des Kantischen Standpunktes mit dem Spinozismus. Durch Verschmelzung des Ich an sich und der Dinge an sich mit den Ideen unter dem neuen Namen des „Absoluten" wurde ein Pantheismus aufgebaut, welcher, weil er im Denken, in der Vernunft alle Wirklichkeit findet, absoluter Idealismus genannt wurde. Diese Tendenz bekam bekanntlich durch Hegel die Oberhand, und seine Philosophie beherrschte Lehre und Leben Deutschlands während einer beträchtlichen Zeit. Kant's Philosophie war ebensobald vergessen, als sie schnell absorbirt worden war. Die Begrenzung der Philosophie auf Erfahrung wurde verlacht; das apriorische Construiren und dogmatische Speculiren wurde noch viel stärker als früher ausgeübt. Einen Gegensatz dazu bildeten die Systeme von Herbart und Schopenhauer, welche näher an Kant sich hielten, und daher auch unter den Nachkantianern heute noch am meisten studirt werden: doch theilen sie mit Jenen das Ueberschreiten der Erfahrung, und wenn sie das Reale nicht auf das Ideale, das heißt auf das Denken reducirten, so thaten sie doch das Umgekehrte. So fand Schopenhauer alle eigentliche Realität im Willen; das unbekannte Ding an sich ließ ihm, wie Jenen keine Ruhe, und Jeder wollte es erkundschaftet haben; man ging, um mich eines Hegel'schen Ausdruckes zu bedienen, demselben „mit Stangen und mit Spießen" auf den Leib. Andere behielten noch engere Fühlung mit Kant, so Fries, so Schleiermacher, der aber zu viel Spinozismus eingesogen hatte.

Nach dem Tode dieser großen Denker, insbesondere aber seit 1840 entstand eine heillose Anarchie. Zu den Schülern der Genannten, zu den vielen Ungenannten, welche auch eigene Systeme bauten, traten die sogenannten Real-Idealisten oder Ideal-Realisten, welche aus dem Pantheismus jener großen Denker den philosophischen Theismus abklärten, traten als Antipoden die Materialisten, welche auf Grund der Fortschritte der Naturwissenschaften die tristeste und ödeste, die gedankenloseste aller Weltanschauungen ausbildeten.

Die Kantische Philosophie hatte von 1785 bis zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts geherrscht. Dann kam etwa bis 1840 die Herrschaft der ge-

nannten großen Philosophen, von 1840 bis 1860 dauerte die geschilderte Anarchie. Im Anfange der sechziger Jahre aber begann eine Strömung sich geltend zu machen, welche wir als die Renaissance der Kantischen Philosophie bezeichnen können, und der wir noch einige Worte widmen müssen, da es sich noch darum handelt, die actuelle Bedeutung der Kantischen Philosophie zu schildern, deren historische Bedeutung seither unser Thema war.

Die nachkantischen Richtungen in Deutschland zerfielen nicht nur in sich selbst, sondern es war auch ein so heftiger Krieg Aller gegen Alle, daß das Publikum von dem unerquicklichen Schauspiele sich abwandte. Eng damit hing zusammen das allmähliche Uebergewicht, das die nüchterne Richtung Herbart's und die interessantere Schopenhauer's über die idealistische Richtung erhielt. Ein fernerer Factor der Aenderung war der Aufschwung der Naturwissenschaften, welche der Speculation den Boden unter den Füßen wegzogen. Endlich zeigte sich auch innerhalb der philosophischen Schulen selbst bei selbstständigen Vertretern eine Selbstbesinnung, welche zu einer Revision der Grundlagen führte. Das mit metaphysischen Speculationen übersättigte Publikum mußte doch — denn der metaphysische Trieb ist nie auszurotten — irgend eine philosophische Geistesnahrung haben. Und da war Kant der rechte Mann. Die Trennung in Erscheinungs- und intelligible Welt gestattete, Naturforschung und religiöse Ahnung zu versöhnen, ohne jener etwas zu vergeben, und ohne aus dieser demonstratives Wissen zu machen. Sein ethischer Idealismus, wenn auch in abgeschwächter Form, ergänzt die nüchterne Erfahrung durch einen höheren Factor. Rückkehr zu Kant — wurde das Schlagwort der Zeit in der Philosophie, wie Rückkehr zu Lessing in der Literatur verlangt wurde. Man ging zu Kant zurück, sei es um bei ihm stehen zu bleiben, sei es um durch das Zurücktreten auf diesen früheren Standpunkt Schwung zu neuem Anlaufe zu gewinnen, nach dem Leibniz'schen Grundsatze: Qu'on recède pour mieux sauter.

Besonders aber übte die Lectüre Schopenhauer's großen Einfluß auf die Wiedererweckung des Kantstudiums aus. Der oft wiederholte Hinweis Schopenhauer's auf den trotz scharfer Kritik tief verehrten Kant, seine Forderung, man müsse erst Kant lesen, ehe man ihn verstehen wolle, seine fast agitatorische Thätigkeit für die „Kritik der reinen Vernunft" mußten von großer Wirkung sein bei der großen Verbreitung seiner Schriften. So kam mit Schopenhauer Kant wieder in die Mode, Kant, den Schelling und Hegel, die früheren Tagesgrößen, oft geradezu geringschätzig behandelten. So kam Kant auch wieder in die Hände der Naturforscher, und dies ist ein weiterer Grund der Wiederbelebung der Kantischen Philosophie. Die Naturwissenschaft selbst führte in mehrfacher Hinsicht, z. B. bei der Physiologie der Sinne, dem Probleme der Entstehung der Raumvorstellung, der Mathematik des Unendlichen, der

Frage nach der Natur der mathematischen Axiome und Anderem, selbst auf Probleme, bei denen man bald sah, daß eine erkenntnißtheoretische Behandlung nothwendig sei, das heißt, daß man auf die Philosophie zurückgreifen müsse. Man berührte sich hierin mit den Philosophen, welche ihrerseits sahen, daß die wieder allgemein gewordene dogmatisch-objective Bearbeitung der metaphysischen Probleme scheitere, und daß zur Erkenntnißtheorie zurückgegriffen werden müsse. Bei Naturforschern, z. B. Wundt, fand Kant Beifall, weil er sich ebensosehr einerseits auf die Erfahrung beschränkt, als er andererseits eine unbekannte Welt wirkender Substanzen und Kräfte annimmt, welche hinter der Erscheinungswelt steckt, und zu der auch die Naturwissenschaft selbst führte, z. B. bei dem Probleme des Bewußtseins. Kant war ja auch der letzte große Philosoph gewesen, welcher Philosophie und Naturwissenschaft nebst Mathematik gleichermaßen beherrschte — denn Kant war auch ein großer Naturforscher, der besonders in Mechanik, Astronomie, physischer Geographie, Anthropologie, ja selbst Meteorologie Entdeckungen machte, welche erst heutzutage ihre Bestätigung und Würdigung finden.

Vielleicht der Hauptgrund der raschen und weiten Verbreitung des Kantischen Systems in unseren Tagen nicht blos in Deutschland, sondern auch im Auslande ist in dem Umstande zu suchen, daß seine Philosophie, indem sie die entgegengesetzten Strömungen der Philosophie verbindet und überwindet, nicht nur vor dem dogmatischen Spiritualismus rettet, sondern besonders dem Materialismus einen Riegel vorschiebt. Die Ueberwindung des Materialismus, welcher in der Zeit von 1850 bis 1870 blühte, ist wesentlich das Verdienst der sogenannten Neukantianer, unter denen insbesondere Fr. A. Lange zu nennen ist. Das Motiv, daß vor dem Schreckgespenst des Materialismus in Kant's Philosophie Rettung zu finden sei, ohne daß man deshalb dem metaphysischen Speculiren verfalle, trieb allein Hunderte in seine Arme. So war es wesentlich eine in Vielem ähnliche Situation der Philosophie, welche dem Kantischen Systeme zu neuer Blüthe verhalf, wie im vorigen Jahrhundert. Beidemal schroffe Gegensätze, deren Einer ewig bejaht, während der Andere ewig verneint. Dort Dogmatismus und Skepticismus, hier Spiritualismus und Materialismus. Und wie im vorigen Jahrhundert, so äußert auch jetzt Kant's Philosophie ihre Wirkung in allen Gebieten. Auf Naturwissenschaft und Theologie, selbst Mathematik und Jurisprudenz macht sich ein erneuter Einfluß Kant's geltend. Und wieder entstand eine fast unermeßliche Literatur über Kant.

Selbstverständlich war das nur das Zeichen zu einem neuen Kampfe. Die Kantische Philosophie wird von den beiden extremen Richtungen, dem auf der Rechten befindlichen metaphysischen Rationalismus, wie von dem die Linke bildenden Empirismus aufs heftigste befehdet. Das System wird im Rücken

und in der Front angegriffen von Gegnern, die unter sich selbst Gegner sind. Eben weil das Kantische System zwischen beiden eine Mittelstellung einnimmt, indem es von beiden Etwas anerkennt, Etwas verwirft, bekämpfen beide es an derjenigen Seite, an der sie von demselben abgestoßen werden.

Wie auch die Weiterentwickelung sich gestalten, welche Richtung auch wieder ein Uebergewicht erhalten mag, die „Kritik der reinen Vernunft" wird nie veralten. Sie wird nicht nur unter den großen Geisteswerken der Menschheit stets in erster Reihe genannt werden, sie wird auch immer die Grundlage des philosophischen Studiums bleiben: um Kant kann Niemand ungestraft herumgehen. Sie ist ein Werk, dem an Großheit der Auffassung, an Schärfe des Denkens, an Gewicht der Ideen und an Gewalt der Sprache innerhalb der Speculation nur wenige, etwa Platon's „Republik", des Aristoteles „Metaphysik", Spinoza's „Ethik" — dem an nachhaltiger Wirksamkeit, an tief einschneidendem und weitgreifendem Einflusse, dem an Fülle von Gedanken, an Reichthum von Anregungen wohl keines an die Seite gesetzt werden kann. Wie es historisch eine Revolution der Philosophie herbeiführte, so wird es auch stets als ein ewig actuelles Werk in Jedem eine Revolution seines Denkens hervorbringen, der es mit Ernst studirt, mag er sich nachher zu ihm stellen, wie er will.

Straßburg i/E. H. Vaihinger.

Musikalische Literatur.*)

Die zweite Serie der „Musikalischen Vorträge" steht an Werth weit über der ersten, in der neben brauchbaren und verdienstlichen Arbeiten, besonders von Meinardus, Kretzschmar, Niggli und Wasielewski manches extravagante und auch einiges geradezu schwache und hohle mit unterlaufen war. Von den zehn Broschüren dieser zweiten Serie (zwei davon umfassen Doppelnummern) ist hingegen nicht eine einzige werthlose und mehrere ungewöhnlich fesselnde und wichtige.

Besonders gespannt waren wir auf die Arbeit über Joh. Brahms von dem Posener Gymnasialdirector H. Deiters, dem Uebersetzer der Thayer'schen Beethovenbiographie und ehemaligem Bonner Freunde Otto Jahn's. Ein vortrefflicher Musiker, durch manche in Zeitschriften zerstreute Aufsätze in engeren Kreisen bereits vortheilhaft bekannt, durch Beruf und Wirkungsort längst außerhalb aller problematischen Einflüsse des Parteigetriebes stehend, darf Deiters auf besondere Beachtung seines Urtheiles über Brahms, mit

*) Sammlung musikalischer Vorträge. Herausgegeben von Paul Graf Waldersee Serie II. Nr. 13—24. Leipzig, Breitkopf u. Härtel.

dem er sich so eingehend und allseitig beschäftigt hat, Anspruch machen. Dieses Urtheil ist voll so unbedingter Bewunderung, daß sogar Leute, welche sich, wie Referent, zu den Brahmsenthusiasten zählen, über den Umfang dieser Bewunderung ein wenig erstaunt sein mögen. Daß z. B. das Clavierquintett von Brahms selbst, dem in der musicirenden Welt längst ein classischer Rang zuerkannt worden ist, dasjenige von Schumann überrage, werden dem Verfasser selbst sehr warme Verehrer Brahms'scher Kammermusik schwer zugeben; die allgemeine Liebe, fast möchten wir sagen die Popularität im edelsten Sinne des Wortes, welche das Schumann'sche Quintett sich so bald errungen, wird sich gerade dies Werk von Brahms, so hoch man es schätzen wird, kaum gewinnen. Von einer gewissen Ueberladung einer allzu häufigen Bevorzugung des Schweren und Complicirten auf Kosten der unmittelbar blühenden Schönheit ist der gegenwärtig ohne Frage bedeutendste und eigenthümlichste Meister nicht immer freizusprechen. Drei Elemente, welche in der modernsten deutschen Musik eine große Rolle spielen, verwendet Brahms mit auffallender Vorliebe: die Synkope, den Vorhalt und die Gleichzeitigkeit verschiedenartiger Rhythmen. So herrliche Wirkungen durch diese Unruhestifter gelegentlich erzielt werden können, so kann man darin doch auch zu weit gehen. Die sonst so schöne Romanze im C-moll-Streichquartett von Brahms übertreibt sie zum Beispiel. Deiters geht unseres Erachtens auf diese wie auf manche andere Eigenthümlichkeit des Componisten nicht genug ein. Brahms als Liedercomponisten kann man ebenfalls sehr hoch schätzen, ohne einige Superlative des Verfassers, dem in dieser Gattung kaum ein Schubert an Volksthümlichkeit höher steht, zu unterschreiben. Aufgefallen ist uns ferner, daß Deiters den allerdings oft überschätzten Einfluß Schumann's auf Brahms äußerst gering veranschlagt, ja, daß er gerade in Brahms Jugendwerken einen solchen Einfluß am allerwenigsten erkennen will. Angesichts der F-Moll-Sonate, op. 5, hat uns dies Urtheil doch etwas überrascht. „Der ganze Brahms steckt schon darin, allerdings noch im Banne Schumann's," sagt einmal ein anderer Brahmskenner von dieser genialen Claviersonate, „die Eigenart der Melodien, das häufige Abspringen, das träumerische Durchsingen von Mittelstimmen, die seltsamen berückenden Harmonien, die weitgriffigen Accorde, das Einflechten eines Burschenschaftsliedes in das Finale (ähnlich dem Großvatertanze in den „Davidsbündlern") — das alles erinnert an Schumann. Das kecke, schwunghafte Scherzo könnte ohne weiteres in den „Davidsbündler-Tänzen" stehen." Trotz dieser Vorbehalte müssen wir jedoch die Deiters'sche Broschüre als sehr interessant und kennenswerth bezeichnen, namentlich da es sich um einen noch lebenden und um einen gegen sich selbst überaus strengen Meister handelt, über den natürlich die Urtheile noch schwanken und der neuerdings von mehr als einer Seite so unbegreif-

liche Unterschätzung erfahren hat. Ueber viele Hauptwerke desselben, z. B. das Clavierconcert, das „Schicksalslied", das „Deutsche Requiem", das G-Moll-Quartett, das Sextett, die beiden Symphonien und andere stimmen wir übrigens in den Enthusiasmus des Verfassers vollkommen ein. Es wäre zu wünschen, daß der Verfasser die liebenswürdige Arbeit später entsprechend erweiterte.

Für einen andern neuesten (wenngleich schon gestorbenen) Componisten, der freilich nur auf ungleich kleinerem Felde geschaffen hat, legt H. Kretzschmar, ein besonders umsichtiger Kenner auf dem Gebiete des Chorgesanges, eine kräftige Lanze hoffentlich nicht erfolglos ein; nämlich für den merkwürdigen Dichtercomponisten Peter Cornelius, dem lange nicht genug gekannten Autor der „Weihnachtslieder".

Reich an zuverlässigem biographischen Material und eine wirksame Abwehr gegen übertriebene Schmähungen seiner Heldin seitens Chrysander's und Rochlitz' ist die ausführlichere verdienstliche Broschüre von A. Niggli über Faustina Bordoni-Hasse; im Zusammenhange mit ihrem eigentlichen Gegenstande beschäftigt sie sich natürlich auch mit Faustina's Gemahl, dem bei der höchsten zeitlichen Berühmtheit so schnell vergessenen Operncomponisten Hasse, und daher bis zu einem gewissen Grade mit der damaligen italienischen Hofoper überhaupt, dem colossalen Ausstattungsprunk, den eben so wohlklingenden als schablonenhaften Texten von Metastasio u. s. w. Etwas zu viel gesagt will es uns scheinen, wenn der Verfasser Hasse und Faustina „die letzten künstlerischen Blüthen einer reichen Epoche" nennt. Hat nicht die alte Opera seria, besonders in Jomelli, in Piccini, ja selbst zum Theil in gewissen Opern von Mozart, endlich zuletzt in Rossini noch ihre späteren, wenn auch mehr oder minder modificirten Ausläufer? Und sind nicht auch manche Werke dieser Componisten durch glänzende und bewundernswerthe Gesangreputationen verherrlicht, ja zum Theil nur durch sie eine Zeit am Leben erhalten worden?

Recht brauchbar, von mittlerem Werthe, im Einzelnen nicht unanfechtbar, sind die Broschüren von Paul Graf Waldersee über R. Schumann's „Manfred"; von A. Niggli über Franz Schubert's Leben und Werke; von H. M. Schletterer über G. B. Pergolese und von S. Bagge über die geschichtliche Entwickelung der Sonate. Aus Fr. Liszt's neuerdings von La Mara ins Deutsche übersetztem, etwas sensationellem Buche über Chopin ist das Kapitel „Chopin's Individualität" hier in diese Sammlung aufgenommen, eine für den mußearmen Leser dankenswerthe Probe von Liszt's Schreibweise. Ein paar näher eingehende Bemerkungen schulden wir endlich einem der werthvollsten Aufsätze in der bisherigen Sammlung, nämlich: über „die öffentliche Musikpflege in den Vereinigten Staaten von Nordamerika" von Max Goldstein. Bei der Einseitigkeit und Unzuverlässigkeit der bisher im Allgemeinen

über amerikanische Musikzustände verbreiteten Vorstellungen und Nachrichten hilft die hier gegebene Darstellung, die aus langjähriger und sorgfältiger Beobachtung entsprungen ist, entschieden einem wirklichen Bedürfnisse ab. Die ungeheure Schnelligkeit und Künstlichkeit einer kaum vierzigjährigen Entwickelung, welche die jetzt so ausgedehnte Musikpflege in den Vereinigten Staaten aufweist, hat auch für weitere Kreise hohes Interesse, und manchen Leser mag es geben, der hier zum ersten Male erfährt, daß seit geraumer Zeit in Newyork, dessen Concertwesen schon heute auf ganz weltstädtischem Fuße steht, gewisse monumentale Werke, wie Beethoven's neunte Symphonie, jedes Jahr aufgeführt werden. Daß bei so riesenhaft schnellem Wachsthum auch große Mißstände vorhanden sein müssen, daß die gesammte Musikpflege Amerikas ihre Entstehung und Entwickelung im Wesentlichen Geschäftsplänen verdankt, ist Goldstein weit entfernt zu vertuschen. „Wenn darin dennoch manche edle, reine Blüthe sich entfaltete und manche Frucht reifte, die äußerlich und innerlich künstlerisches Sein aufweist, so findet dies Erklärung darin, daß der Markt hin und wieder solcher Musiker nicht entbehren konnte, welche sich ihres Künstlerthumes in keiner Lage zu entäußern vermochten." Solche hochachtbaren und erfolgreichen Pioniere echter Kunstpflege haben allerdings nur auf dem Gebiete des Concertwesens in Amerika gewirkt, und diesem blühenden Zweige ist daher der größere Theil der dreißig Seiten langen Broschüre gewidmet. „Die Abhängigkeit Amerikas von Europa auf allen Gebieten der Kunstpflege ist bezüglich seines Concertwesens (wie leicht erklärlich) der großen Hauptsache nach eine völlige Abhängigkeit von Deutschland. Nicht allein die dirigirenden, sondern auch die große Masse der ausführenden, namentlich der Orchestermusiker, sind in Deutschland geboren und ausgebildet." Die Dirigenten Bergmann, Thomas und Damrosch und die Firma Steinway werden vom Verfasser etwas eingehender charakterisirt. Auf dem Gebiete der Oper allerdings waren mehrere geschäftlich und künstlerisch fatal mißleitete deutsche Unternehmungen zu verzeichnen, besonders das Wagner-Fest-Unglück vom Jahre 1877. Jedoch meint der Verfasser, daß noch heute deutsche Opernunternehmungen die leitenden des Landes werden könnten, fänden sich gebildete, ehrliche, der Landesverhältnisse kundige deutsche Unternehmer. „Im Herbste 1878 zog die italienische Oper wieder in die „Academy of music", wo sie zur Stunde noch weilt, allerdings unter nicht glänzenden Verhältnissen. Glänzende Opernhäuser haben alle größeren Städte des Landes; eine Oper haben sie in der That nicht." Ueber Einzelheiten des interessanten, lebendigen und belehrenden Aufsatzes habe ich natürlich kein Urtheil; jedoch haben ihn bedeutende Newyorker Blätter, wie „Tribune"' „Times", „Herald" als die erste durchaus zuverlässige Darstellung dieser Verhältnisse anerkannt. G. D.

Der Fürst Reichskanzler und die classische Bildung der Berliner Tagespresse.

Seit Jahren fesseln die öffentlichen Reden und privaten Gespräche des Fürsten Bismarck das allgemeine Interesse nicht blos wegen ihres praktisch bedeutsamen Gehaltes, sondern auch durch die Fülle reichsten persönlichen Lebens und den Nachdruck einer unmittelbaren, sicheren Sprachgewalt. Als die Reichstagsverhandlungen vom 29. April d. J. über die Besteuerung der Dienstwohnungen der Reichsbeamten den Kanzler zu eingehender Erörterung veranlaßten, folgte auch ich seinen Ausführungen mit nicht geringer Spannung und las mit zweifelnder Bewunderung, wie man einem Meister gegenüber soll, insbesondere, was über den Werth und Unwerth, über das moralische Uebergewicht einer öffentlichen Beredtsamkeit in ernster und humoristischer Weise bemerkt wurde. Dabei stieß mir an den heimischen mecklenburgischen Blättern, welche die Reichstagsverhandlungen mitunter eingehend wiedergeben, an der „Rostocker Zeitung" und den „Mecklenburgischen Anzeigen", die an sich politische Gegensätze vertreten, ein gemeinsamer schlimmer Fehler auf. Beide sprechen in dem Citate aus Horaz von der harten Rede eines Vaters p a t r i a e verbera linguae; jeder Leser des Horaz aber, zumal wenn er des eigenthümlichen, nur in einem einzigen Gedichte angewendeten Versmaßes der Jonici a minore eingedenk ist, fällt unwillkürlich auf das richtige p a t r u a e verbera linguae, auch wenn ihm die Stellen aus den Satiren entfallen sein sollten, wo der strenge Sittenrichter unter dem Bilde eines Oheims erscheint.

Es that mir leid, daß die heimischen Redactionen einen solchen Mangel an classischer Durchbildung verriethen, daß sie nicht unmittelbar den übersandten irrigen Bericht kurzer Hand verbessert hatten. An den Blättern der Reichshauptstadt, der Weltstadt, meinte ich, deren Redactionspersonal wissenschaftliche Capacitäten und literarisch bewährte Kräfte in Hülle und Fülle vereinigt, wäre eine solche Blöße undenkbar; es überraschte mich demnach nicht wenig, als ich in drei großen Parteiblättern demselben oder einem ähnlichen Irrthume begegnete. Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung", die vor anderen Organen der Oeffentlichkeit den politischen Standpunkt des Reichskanzlers zu vertreten scheint, verstümmelte die bedeutsame Stelle und beraubte sie ihrer Pointe durch die Weglassung des Adjectives. Die politischen Antipoden aber, die „Nationalzeitung" und die „Kreuzzeitung", hatten wie ihre gleichartigen Collegen in Mecklenburg denselben Fehler, von dem Vater statt von dem Oheim zu reden.

„Du mußt dich noch weiter über die Berliner Oeffentlichkeit orientiren," mahnte mich eine innere Stimme; ich suchte also so viel als möglich aller größeren Berliner Blätter für jene Reichstagsrede habhaft oder ansichtig zu werden. Hier das Resultat meines Nachsuchens:

Die classische Anspielung ist völlig ausgefallen in den Berichten der „Post", der „Börsenzeitung", des „Tageblattes", des „Reichsboten" (beiläufig auch in dem „Hamburger Correspondenten", der „Kölnischen" und der „Mecklenburgischen Zeitung"); sie findet sich einzig und allein correct in der „Germania" und — in welchem Blatte vielleicht seit Lessing's Tagen eine classische Tradition lebendig geblieben ist — in der „Vossischen Zeitung". Die „Augsburger Allgemeine Zeitung" hatte bereits in der Sonntagsnummer des 1. Mai die richtige Fassung wiedergegeben.

Und nun könnte dieser oder jener Leser einwerfen: „tant de bruit pour une omelette, solch ein Wortschwall um ein Tüffelchen, solch ein Kritteln um ein i oder u?" Mich läßt das völlig ruhig; die Sache ist wichtiger, Ihr Lieben, als sie aussieht, und ich hoffe Euch auf meiner Seite zu sehen, wenn Ihr mir noch für ein kurzes Wort ein geneigtes Gehör gönnt.

Die Nation ist es dem Reichskanzler schuldig, seine Worte, unabhängig von Gunst und Mißgunst, von Zu- und Abneigung, in urkundlicher Treue aufzunehmen. Mag die Presse immerhin ihres Richteramtes warten, Parteien sollen und müssen sein: ihre erste Pflicht aber ist, getreu zu berichten und vor der objectiven Rede der Thatsachen die zudringliche Subjectivität der Meinungen zurückzudämmen.

Dies ist die erste Erwägung, die sich mir bei dem unscheinbaren Factum aufdrängte.

Eine zweite Mahnung aber finde ich in dem unzureichenden Wissen; nicht als ob ich die zufällige Unbekanntschaft mit einer Dichterstelle an sich rügen wollte; ich finde es aber unvereinbar mit dem Respecte, den die Presse dem Publikum schuldet, wenn sie ihr unzureichendes Wissen nicht unmittelbar eingesteht oder die Lücken desselben ausfüllt. Sie soll die Dienerin, nicht die Meisterin ihrer Leser sein, und sie bekundet es dadurch, wenn sie für die versagende Kraft ehrlich nach fremder Hilfe aussieht und geheime Blößen nicht durch ein Flittergewand zu decken sucht.

Und noch ein Drittes findet sich meines Erachtens in diesem trügerischen oder lückenhaften Berichte deutlich ausgesprochen.

Vor einem Menschenalter wäre schwerlich eine Horazische Anspielung von gebildeten Männern unverstanden geblieben. Ich fürchte, daß neben der gewonnenen tieferen Einsicht in das classische Alterthum in weiten Kreisen die unmittelbare Liebe für seine reifsten Schöpfungen in Poesie und Prosa ab-

handen gekommen ist, und daß der augenblicklich in dem Jugendunterricht überwiegende Formalismus die rückhaltslose Hingabe und die liebende Bewunderung eines früheren Geschlechtes verdrängt hat.

Friedrich Latendorf.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Politische Randglossen. Der „große Bürger". — Je mehr die Republik in Frankreich, wie man zu sagen pflegt, sich befestigt, ein um so seltsameres Gesicht beginnt sie zu zeigen. Offenbar ist sie auf dem besten Wege, sich zu einer Art von Alleinherrschaft auszuwachsen, und zwar ganz unvermerkt, ohne eigenmächtige Eingriffe, auf ganz natürliche Weise, als müßte es so sein. Und es muß ja wohl so sein; sei es daß im französischen Volke der Trieb unverwüstlich ist, sich einer persönlichen Herrschergewalt zu unterwerfen, sei es daß es im Wesen der republikanischen Staatsform überhaupt liegt, in dasjenige umzuschlagen, was die Alten mit dem Worte Tyrannis bezeichneten. Der „große Bürger" ist zwar noch nicht an der Spitze der Staatsgewalt angelangt, aber er hat mehr erreicht: er befindet sich bereits im Stadium der Triumphzüge, der Ehrenpforten und der weißgekleideten Jungfrauen, er hat seinen Hofstaat und seine Leibgarde, die Zeitungen verkündigen es, wenn er gnädig gelächelt oder die Bürger seiner Heimath in der Volksmundart angeredet hat, und Hunderte von Bittstellern harren vor seiner Schwelle. Der ehrenwerthe Präsident der Republik würde ohne Zweifel überall im Lande einen recht respectablen, tadellos officiellen Empfang finden, aber dem Dauphin der Republik fliegen die Blumensträuße und die Herzen zu. Sicher ist dem ungewöhnlichen Manne ein Ehrgeiz fremd, der über die Formen der Republik hinauszielt. Er wird nicht als Copist früherer Emporkömmlinge auftreten wollen, ohne Zweifel war es ihm Ernst, wenn er die Schuljugend seiner Vaterstadt zum Schwur auf die Republik aufforderte. Aber freilich hat er bei Zeiten dafür gesorgt, daß ihm die Republik auf den Leib paßt. Nach Cahors reiste er als Sieger im parlamentarischen Kampfe um die Wahlreform. Dieser Dictator wird nicht im Sturme der Zeit, durch eine gewaltige Erschütterung emporgehoben, er steigt auf im regelmäßigen Gange der Dinge, von Staffel zu Staffel, die gesetzlichen Organe selbst bauen ihm die Brücke zur Herrschaft. So tief wirkt noch im französischen Volke die Erinnerung nach an jenes Jahr, da Gambetta ihm unerhörte Opfer abforderte, es mit geschwungener Geißel in den Abgrund eines aussichtslosen Kampfes hineintrieb: es hat die unerbittliche, despotische Herrschergewalt dieses Mannes bis ins Innerste empfunden, und das ist der Zauber, der es heute noch an den Gewaltigen fesselt. Nicht weil

er heute so gewinnend lächeln kann, jubelt ihm das Volk zu, sondern weil es einmal unter seiner schrecklichen Faust sich gekrümmt hat. Und die Kammer selbst trägt die Steine zusammen zum Aufbau seiner Herrschaft. Niemals ist der Kampf um die Wahlreform anders angesehen worden, denn als eine persönliche Machtfrage für Gambetta. Nur das war die Frage, ob das Parlament selbst den Erkorenen des Volkes im Voraus zur Herrschaft legitimiren solle. Das war die Bedeutung des Votums vom 19. Mai. Durch die Aenderung des Wahlverfahrens sollen die letzten Schranken eines Parteiregiments, dessen Mittelpunkt eben Gambetta selbst ist, beseitigt werden. Welches Verfahren an sich rationeller, gerechter, vollkommener ist, Einzelwahl oder Listenscrutinium, darüber läßt sich streiten, es giebt Gründe für und gegen; was aber im Palast Bourbon den Ausschlag gab, das hatte mit dieser technischen Seite der Frage wenig zu thun. Der Unterschied besteht bekanntlich darin, daß bei dem einen Systeme jedes Arrondissement seinen Abgeordneten wählt, während bei dem Listenscrutinium das ganze Departement zu einem einzigen Wahlkörper zusammengefaßt wird, der je nach seiner Größe so viele Abgeordnete zur Kammer sendet (durchschnittlich 10—20), als die aufgestellte Liste Candidaten enthält. Es springt in die Augen, daß bei dem einen Systeme der Abgeordnete seinen Wählern näher steht, daß also persönliche Motive und lokale Interessen bei der Wahl eine größere Rolle spielen werden. Man pflegt an den Abgeordneten ganz andere Anforderungen zu machen, wenn er aus der näheren Bekanntschaft gewählt ist, und das entgegengesetzte System hat ohne Zweifel das für sich, daß weniger die Persönlichkeit, und was drum und dran hängt, als das politische Bekenntniß des Candidaten ins Auge gefaßt wird. Man wählt nicht, weil man diese und jene besonderen Anliegen hat, sondern weil man zu den Aufgaben des Staates dieses oder jenes Verhältniß einnimmt und hiernach vertreten sein will. Das klingt sehr ideal, sehr rationell, nur leuchtet ein, daß durch die Parteiliste mit den unberechtigten auch die berechtigten Eigenheiten zum Schweigen gebracht werden, daß überhaupt aller lokalen Selbständigkeit ein Ende gemacht wird. Das eine System begünstigt die Corruption, die Käuflichkeit — wenigstens scheint dies nach der Rede Gambetta's in Frankreich eine unvermeidliche Folge zu sein —, das andere giebt die Wahlen in die Hand der Parteien, in die der herrschenden zumal, die vom Mittelpunkte aus die ganze Maschinerie leitet. Es wird vielleicht durch das Listenscrutinium keine größere Anzahl Republikaner gewählt, als nach dem bisherigen Systeme, das ja in dieser Beziehung von Jahr zu Jahr mehr seine Schuldigkeit gethan hat. Aber die Republikaner selbst werden eine disciplinirtere und gefügigere Masse bilden, die unbequemen Schattirungen verschwinden, der Machthaber wird sich auf eine zuverlässige, ergebene Mehrheit stützen. Man sieht, die Listenwahl hat

etwas echt Französisches, sie bedeutet die Unterdrückung aller lästigen Anwandlungen von Selbständigkeit, sie ist denn auch die alte Ueberlieferung der französischen Revolution. Der Sieg in der Kammer war schon entschieden, als Grevy mit den gleichdenkenden Ministern sich „neutral" erklärte: sie fühlten sich zu schwach, den Kampf mit Gambetta aufzunehmen, und unter diesen Umständen wird auch der Senat keinen Einspruch wagen. Bezeichnend aber ist doch und ominös, daß der Sieg in der Kammer mit Hilfe der Bonapartisten errungen wurde; sie selbst werden schwerlich einen Gewinn davon haben, aber sie fühlten doch eine unwillkürliche Sympathie mit einer Aenderung, welche den Uebergang der Republik zur Dictatur beschleunigt. Die Art, wie der „große Bürger" auf seiner Reise im Süden gefeiert worden ist, bedarf keines Commentars. Es ist erstaunlich, mit welcher Unbefangenheit man den ganzen Huldigungsapparat, der sonst von den Gesinnungstüchtigen „Byzantinismus" gescholten wird, hier im Dienste der „Freiheit" verwendet. Auch damit beweist Gambetta seine Herrschergewalt über das Volk, daß er es je nach Laune aufzuregen und zu beschwichtigen versteht. Er darf auf den gleichen überschwänglichen Enthusiasmus rechnen, ob er die nationalen Leidenschaften anfacht durch Hindeutung auf die „immanente Gerechtigkeit der Geschichte", oder Besonnenheit predigt und die Segnungen des Friedens preist. Er hat in Cahors das letztere gethan, und es war sicher mit voller Ueberzeugung, daß er nachdrücklich gegen jede Angriffs- und Eroberungspolitik sich aussprach. Es wäre ja Wahnsinn, gegen Deutschland die Leidenschaften aufzustacheln in einem Augenblicke, wo Frankreich durch die Wegnahme von Tunis jede Bundesgenossenschaft von sich gestoßen, von Deutschland allein einen werthvollen Dienst empfangen hat. Zur Erlangung der Herrschaft bedarf er nicht mehr des kriegerischen Appells an die Nation. Eine andere Frage ist die, mit welchen Mitteln er die Herrschaft behaupten wird. Ausgelöscht sind die Revanchegedanken durch den Erwerb in Afrika nicht. Der Verfasser der „Soldatenlieder", Herr Paul Déroulède, hat in diesen Tagen ein wuthschnaubendes Gedicht veröffentlicht gegen den „wilden Luchs mit den glühenden Augen, der in seinem Rachen ein Stück von Frankreich hält, das er mit den Zähnen zermalmt". Der Dichter hat es im „Voltaire" veröffentlicht, und der „Voltaire" zählt zu den Blättern, die vor dem „großen Bürger" auf den Knieen liegen.

g.

Aus Berlin. Ein „deutsches Theater" in Berlin. Ausstellung der Galerie Rupartshoven. Ein neuer Erwerb des Museums. — In voriger Woche ist Berlin mit der Kunde eines neuen Theaterunternehmens überrascht worden, das für die Entwickelung nicht blos der Schauspielkunst in der Hauptstadt, sondern für das Theaterwesen in ganz Deutschland, für

unsere dramatische Dichtung, wie für den Stand der Schauspieler von der größten Bedeutung sein muß, wenn es thatsächlich zu Stande kommt und in dem Sinne ausgeführt wird, in dem es sich ankündigt. Die Sache an sich ist einfach. Es ist eine Gründung, die aus der eigenen Initiative und mit den eigenen Mitteln derer in Scene gesetzt wird, welche die Vortheile davon in erster Linie genießen. Eine Reihe von Schauspielern treten zusammen zu einer Genossenschaft; sie erwerben ein Grundstück, errichten ein Theatergebäude, schaffen alle dazu gehörigen Requisiten an und spielen alsdann für eigene Rechnung, sie stehen für das Risiko ein, theilen unter sich den Gewinn und sind Unternehmer und ausführende Künstler zugleich. Man kann sich nur wundern, daß Aehnliches in unserer Zeit mit ihrem genossenschaftlichen Triebe nicht schon längst geschehen ist, zumal wir in Deutschland schon lange über die Zeit der Künstlerarmuth hinaus sind, und unsere hervorragenden Bühnenkräfte zum großen Theile durch den Ertrag ihrer Kunst reiche und selbstständige Leute geworden sind. Was die Sache also wichtig und merkwürdig macht, ist nicht die Art des Unternehmens, sondern die Thatsache, daß sich die vorzüglichsten und berühmtesten Künstler, welche — fast ausnahmslos — bisher als Virtuosen auf Wanderfahrten an allen Bühnen der Welt, wo deutsch gesprochen wird, Gastspiele gaben und einer festen Stellung, einer Einordnung in ein festgefügtes Ensemble entbehrten, daß sich solche Kräfte ersten Ranges zusammengethan und zwar in Berlin zusammengethan haben, um ein „deutsches Theater“ gleich dem Théâtre français in Paris zu begründen, mit dem vollen Anspruch für Deutschland das zu leisten, was jenes beneidete Kunstinstitut für Frankreich leistet. Danach wird das Publikum seine Anforderungen zu stellen haben, danach wird die Kritik die künftigen Leistungen der Genossenschaftsbühne beurtheilen müssen. Bleiben die Künstler, welche sich ein so hohes Ziel gesteckt haben, einig, fügen sie sich ohne Neid und Hervordrängen der einzelnen Persönlichkeiten zu einem festgeschlossenen Ganzen zusammen und legen sie — ein jeder und eine jede von ihnen — die schlimmen Seiten des wandernden Virtuosenthums ernstlich ab, so werden sie — daran ist kein Zweifel gestattet — das Höchste zu leisten im Stande sein, was ein deutsches Theater zu unserer Zeit irgend vermag. Daß eine solche Schöpfung sich Berlin als das passende Terrain auserkoren hat, liegt nur allzunahe. Unser von Herrn von Hülsen geleitetes Schauspielhaus macht durch den Mangel des Zusammenspieles, durch schlechte Besetzung der Nebenrollen, mit einem Worte, durch seine theils aus Sparsamkeitsrücksichten, theils aus fehlendem dramaturgischen Verständnisse der obersten Leitung sich herschreibende Ungleichheit der Leistungen nicht den Eindruck eines vollen und ganzen Kunstinstitutes, so treffliche Einzelkräfte und Einzelleistungen es auch gewährt. Das ist eine alte Klage, und in einzelnen dramatischen Gattungen haben sich

auch schon andere hiesige Privattheater mit Erfolg als Rivalen des königlichen Theaters erwiesen, wie eine Zeit lang z. B. das Residenztheater im feinen Lustspiele. Das neue Genossenschaftstheater aber will sich überhaupt als die deutsche Nationalbühne hinstellen, die bis jetzt unserer dramatischen und schauspielerischen Kunst zu allen Zeiten von Lessing an bis zur Gegenwart in so empfindlicher Weise gefehlt hat. Das ist eine große Aufgabe, und es wird viel Geduld zu ihrer Lösung gehören, so hervorragend die Künstler sind, welche die Angelegenheit muthig in die Hand genommen haben, denn sie werden dabei den schwierigsten aller Siege, den über sich selbst, über einzelne Seiten ihres während der bisherigen Virtuosenlaufbahn zur Ausbildung gelangten Naturelles zu erkämpfen haben. Der geschäftsgewandte, als Director und Verfasser von Lustspielen erfahrene, bühnenkundige Ad. L'Arronge tritt als Leiter des Unternehmens auf. Er besitzt seit einiger Zeit das hiesige Friedrich-Wilhelmstädtische Theater, welches nun Eigenthum der Genossenschaft wird. Das Theater ist augenblicklich verpachtet und zwar bis zum 1. October 1884. Man hofft jedoch, dies Verhältniß durch freie Uebereinkunft dahin lösen zu können, daß die neue Bühne am 1. October 1882, also schon in 1½ Jahren eröffnet werden kann. Jedoch schon vom 1. October dieses Jahres ab sind die Genossenschafter Besitzer des Theaters, das durch Aufsetzen eines neuen Stockwerkes vergrößert werden soll. Die Verhandlungen zwischen den Künstlern, denen man das Unternehmen verdankt, haben bereits zum Abschlusse des notariellen Gesellschaftsvertrages geführt. Es sind außer L'Arronge die Herren Ludwig Barnay, L. Friedmann, Fr. Haase und die Damen Franciska Ellmenreich, Hedwig Nieman-Raabe und Clara Ziegler, welche die Gesellschaft bilden. Mit den beiden letztgenannten Künstlerinnen sind die Verhandlungen noch nicht formell abgeschlossen. Herr Possart ist als Oberregisseur ausersehen. Seit dem Münchener Gesammtgastspiele ist er ein besonderer Begünstiger der Idee einer solchen Künstlergemeinschaft gewesen, und ihm dürfte neben L'Arronge das Hauptverdienst der Begründung des Institutes zuzumessen sein. Herr L'Arronge behält einen Besitzantheil von zwei Zehnteln, die übrigen erwerben je ein Zehntel Antheil am Theater. Die Antheile sind persönlich und unveräußerlich. Das Repertoire wird ebenso das classische wie das moderne Drama berücksichtigen und beide in gleicher Weise pflegen. Die Preise werden denen des königlichen Theaters gleich sein. Von Wichtigkeit und guter Vorbedeutung ist es, daß sich die Künstler schon jetzt verpflichtet haben, daß jeder von ihnen gehalten ist, alle Rollen zu übernehmen, die ihrer „künstlerischen Eigenart" nicht geradezu widersprechen, mögen es auch weniger bedeutende Nebenpartien sein. Der Einzelne soll sich also durchaus der Gesammtheit unterordnen, das ist schon jetzt stipulirt und damit die erste und nothwendigste Grundlage eines künftigen, wirklich künstlerisch abgerundeten

Ensemble gelegt — im Einzelnen bleibt hier trotz jenes Rollenzwanges freilich noch das Schwierigste zu thun übrig, und ob die „Genossenschaft" dieses Ziel erreicht und ihr Vorhaben der Begründung einer nationalen Kunststätte mit Glück und Ausdauer durchführen wird — das kann freilich allein die Zukunft, die Erfahrung lehren. Zu der gesunden Idee, zu dem gerechtfertigten Plane kann man den tüchtigen Unternehmern aber schon jetzt von Herzen Glück wünschen.

Bei einem hiesigen Kunsthändler in der Kronenstraße hat der Sammler H. Rupartshoven van Boll aus Croatien eine Collection von alten Bildern ausgestellt, meist aus der niederländischen Schule (Gerhard Dow, van der Faes, Hondeköter, Franz Hals) und zum Theil von großer Schönheit. Interessant darunter ist aber vor allen übrigen ein großes Gemälde, welches dem P. P. Rubens vom Besitzer zugeschrieben wird und in dem Augenblicke, wo unsere Kunstgelehrten und Künstler über den vom Museum neuerworbenen Rubens so hart an einander gerathen, die Aufmerksamkeit doppelt auf sich zieht. Es soll der Sammlung Waagens (des Vaters des bekannten Berliner Professor und Director der Gemäldegalerie G. Waagen) entstammen, der es in Hamburg während der Zeit der französischen Revolution erwarb. Es ist etwa 2 Meter hoch und 1¾ Meter breit, und stellt Venus dar, die mit Amor sich in eine Höhle geflüchtet hat, in der Bauern ein Feuer im Kohlenbecken eifrig anblasen, an dem die frierende Göttin der Schönheit sich wärmt. Hinter der Venus aber sieht man im Gegensatze zu der bäuerischen Gruppe vorn einen bocksfüßigen Satyr mit Trauben und Früchten, die er der Göttin präsentirt, ein herrlich gebildetes üppiges Weib mit Epheu und Aehren bekränzt und eine zweite weibliche Gestalt, die einen traubengefüllten Korb auf der Schulter trägt. Man hat es hier offenbar mit einer Gruppe zu thun, die als dienende Begleitung der Venus charakterisirt ist, ohne gleich an Ceres und Pomona oder gar an die vier Jahreszeiten zu denken, die hier dargestellt wären. In den Galerien von Dresden, Brüssel und Haag befinden sich ganz ähnliche, ja fast dieselben Darstellungen unter Rubens' Namen, die in Haag unter dem Namen des Jordaens. Im Ganzen fällt das Gemälde durchaus mit unter die Art mythologisch-allegorisirender Darstellungen, denen auch das vielbestrittene Bild unseres Museums (Neptun und Amphitrite oder Libye) angehört. Auch bei dem Venusbilde wird die Aechtheit bezweifelt. Einzelne Partien sind von der größten Meisterschaft des Colorits und gleichen dem besten, was Rubens vollbracht hat, andere wieder bleiben weit hinter dem zurück, was man von der Hand Rubens' in jedem Falle zu erwarten berechtigt ist. Es wird wohl dabei bleiben, daß der Streit über die Rubens'schen Gemälde — einige von der ersten Epoche ausgenommen — nie mit voller Sicherheit entschieden werden kann, da bei fast allen seinen späteren

Bildern ein starker Theil der Arbeit auf das Conto der Schüler gesetzt werden muß, im einzelnen aber die Urtheile der Sachverständigen fast stets darin auseinandergehen, wie viel von des Meisters, wie viel von der Schüler Hände gemalt ist — und das ist wieder nur zu natürlich, denn die Schüler waren vertreten in allen Arten, vom Farbenklexer an bis zu dem, seinem Meister nahezu ebenbürtigen Künstler.

Unser königliches Museum hat neulich bei der Versteigerung der Galerie Pourtalés in Paris ein wirklich bedeutendes und diesmal allgemein anerkanntes Bild von Claude Lorrain (für 43 000 Fr.) erworben. Es soll, sobald es von Paris hier angelangt ist, zur Aufstellung gelangen, und unser kunstliebendes Publikum, so weit es das Gemälde nicht von der Pariser Galerie her kennt, ist äußerst begierig darauf. Hoffentlich wird auch demnächst die Neueinrichtung der Gemäldesalons unseres Museums wieder einen Schritt weiterrücken und kann der vierte große Saal mit Oberlicht bald eröffnet werden. Damit ist alsdann der Umbau der Galerie in der Hauptsache wenigstens vollendet. Ein großer Theil der Bilder ist durch denselben erst für die Beschauer gewissermaßen neu erworben worden, die größeren Gemälde namentlich können jetzt, da man sie an großen Flächen erblickt und weiter Abstand nehmen kann als früher, in ihrem Effecte, für den sie der Künstler berechnet hatte, gewürdigt und erkannt werden. Der durchgreifende Umbau der Galerie dauert bekanntlich schon eine ganze Reihe von Jahren, da die Rücksicht auf das Publikum und die Bilder ein langsames Vorgehen unter beständigen Umhängungen der Gemälde nothwendig macht. y.

Aus München. Nach der Landtagssession. Verschiebung der Parteien. Graf Stauffenberg. — Die Stellung, in welcher unser Landtag nach sechsjähriger Mandatsausübung die Parteien des Landes für die Aufgaben der Neuwahlen zurückläßt, ist eine der eigenthümlichsten in der Geschichte des baierischen Constitutionalismus. Bei den Wahlen von 1875 war eigentlich außer mit Bezug auf das Stimmenverhältniß der Parteien Niemand gespannt. Man wußte im voraus, daß nur zwei große, im wesentlichen gleich starke Parteien um den Wahlsieg kämpfen und daß die neue Kammer, abgesehen von ihren Ziffern, durchaus das Bild der von 1869 bis 1875 bestandenen Landesvertretung bieten würde. Diesmal steht die Sache doch anders und tauchen neue Parteigruppirungen mit der wahrscheinlichen Wirkung einer bedeutenden Veränderung des bisher gebotenen Bildes auf. Die Ursachen der Parteiverschiebung in der Zweitheilung der Liberalen, der Dreitheilung der Klerikalen und der Bildung einer neuen, dem reichsfreundlichen Flügel der letzteren nächst verwandten protestantisch-conservativen Partei sind neulich an dieser Stelle des näheren dargelegt worden. Der eigentliche

Grund ist ein allgemein deutscher. Die Zeiten, in welchen, wie 1869 vor und 1875 nach der großen Entscheidung, die nationale Frage die entscheidende Rolle bei den Parteistellungen für die baierische Landtagswahl spielte, sind eben vorüber und frühere Parteirichtungen treten wieder in ihr Recht. Völlig überwunden ist deshalb jener Grundgegensatz in der deutschen Frage natürlich nicht und wird es auch nie, so lange es baierische Landtagswahlen geben wird. Unter diesen Umständen erinnert die diesmalige Wahl kaum an eine so sehr wie an diejenige des Jahres 1863. Damals trat in das Particularstillleben der baierischen inneren Angelegenheiten zuerst wieder die deutsche Frage und wurde unter den Marquard Barth, Fischer und Völk zuerst jene „baierische Fortschrittspartei" gebildet, welche neben inneren Freiheitsanliegen die preußische Hegemonie in Deutschland auf ihre Fahne geschrieben hatte. Es ist ein sehr, vielleicht aber auch ganz und gar nicht eigenthümliches Zusammentreffen, daß gerade jene Elemente nach dem Zustandekommen des deutschen Reiches sich stets auf der äußersten Rechten des Liberalismus gehalten und von fortschrittlichen Tendenzen im Sinne des Berlinismus niemals das geringste haben wissen wollen, während manche ursprünglich großdeutsche Elemente jetzt neben dem eifrig wenn auch erfolglos ausgehängten nationalen Aushängeschilde die allgemeinen politischen Ideen eines Richter oder doch zum mindesten eines Lasker verfolgen. Wie damals die inneren baierischen Angelegenheiten der deutschen Frage einen Platz einzuräumen begannen, so zieht sich jetzt die deutsche Frage für die baierischen Wahlen wieder auf einen bescheideneren Raum zurück. Jene Wahlen von 1863 sind auch dadurch interessant, daß nach ihnen neben jener deutschnationalen Gruppe zuerst der damals einzige klerikale Abgeordnete in die baierische Kammer trat, der Geschichtschreiber und Publicist Josef Edmund Jörg. Jetzt scheidet er nach seiner Behauptung aus derselben, weil sie ihm kein würdiger Wirkungskreis mehr zu sein und keine bedeutenden Entscheidungen mehr zu bieten scheint. Ueberhaupt interessant für die Entwickelung ist die baierische Kammer erst durch jene Wahlen von 1857 geworden. Dieselben brachen nicht nur das System Pfordten-Reigersberg; in der Herstellung einer großdeutschen liberalen Kammermehrheit enthielten sie bei aller particularistischen und specifisch süddeutschen Tendenz doch zugleich die Erklärung der baierischen Bevölkerungsmehrheit, daß man sich für Deutschland bei den 1850 wieder hergestellten Zuständen nicht definitiv beruhigen könne. Von da an bis zu dem für die Versailler Verträge abgegebenen Kammervotum des 21. Januar 1871 war noch ein weiter Weg, aber der erste Schritt auf jenem Wege war durch jene Wahlen allerdings geschehen, und die Anhänger der europäischen Souveränetät des Hauses Wittelsbach haben in dem damaligen Wahlausgange diesen ersten Schritt mit dem Scharfblicke der Furcht und des Hasses damals auch bereits ganz richtig erkannt.

Um indeß dem am 21. Mai dahingeschiedenen Landtage nachträglich gerecht zu werden: derselbe konnte sich dramatischer Peripetien nur in dem Anfange seines Daseins rühmen. Der Adreßdebatte des 13. und 14. October 1875 folgte das bekannte königliche Signat vom 19. October, welches die klerikale Partei zugleich zur Ruhe verwies und ihr bessere Lebensart anempfahl. Die Partei gab sich deshalb noch nicht gleich zufrieden. Dem abgeschlagenen Sturme folgten kleine Ueberrumpelungs- und Ueberlistungsversuche, wie die Jörg'sche Action gegen die Ausübung des Gesandtschaftsrechtes außerhalb des deutschen Reiches, und wiederholte Erklärungen des damaligen Clubchefs, Rechtsanwalt Freytag, hinsichtlich der auf die nothdürftige Fortführung des Staatshaushaltes beschränkten Budgetbewilligungen der Partei. Der Grund dieser eigenthümlichen Taktik war der Drang eines Theiles der Presse und der öffentlichen Meinung nach dem verzweifelten Mittel der Steuerverweigerung. Dieses anzuwenden fürchtete man sich, wollte aber auf der andern Seite auch das Mißtrauensvotum des 14. October 1875 nicht förmlich verleugnen und gerieth so in jene völlige Sackgassenpolitik. In der gleichen Tendenz war es, wenn man für die Aufrechterhaltung der baierischen Justizhoheit die Minister mit ihrer Existenz haftbar machte und ihnen zugleich die Bedingung dieser Aufrechterhaltung, den obersten Verwaltungsgerichtshof, nicht bewilligen wollte; nur der Abfall einiger klerikaler Beamten rettete jene neue Institution. Die Tendenz war, das Ministerium bei der Krone als für die Aufrechterhaltung der baierischen Reservatrechte ungeeignet hinzustellen. Daß das Manöver auch im Falle seines Gelingens schon durch das leichtsinnige Riskiren dieser Kronrechte etwas sehr zweischneidiges gehabt hätte, scheinen die Urheber desselben nicht eingesehen zu haben. Natürlich konnte eine so geklügelte und gestelzte Politik nach ihrem Scheitern nicht anders als den Bestand der Partei beschädigen. Die Abblätterung der extremen Fraction Rittler-Schels ist bekannt. Bezeichnender Weise fand sich in dem neuen Wahlprogramme der letzteren, sichtlich aufstrebenden Gruppe die Anwendung des „äußersten constitutionellen Mittels" der Steuerverweigerung ausdrücklich aufgeführt. Man will das Ministerium also jetzt von jener Seite angreifen; es ist indeß wenig wahrscheinlich, daß der Bestand desselben gerade von jener Seite gefährdet werden sollte. Außer jenem mit der Reichsjustiz zusammenhängenden Gesetze über den Verwaltungsgerichtshof sind in dieser Legislaturperiode von politisch eingreifenderen Gesetzen ein solches über Beamtendisciplin, ein neues Wahlgesetz und endlich ein Steuerreformgesetz zu Stande gebracht worden. Während der bis in die letzten Tage des Landtages fortgesetzten Verhandlung über das letztere schien die Stellung des Finanzministers von Riedel einige Male gefährdet; doch ging die Session ohne eine solche Krisis zu Ende. Während der sechsjährigen Wahlperiode haben überhaupt nur zwei

Veränderungen in unserm Ministerium stattgefunden. Am 1. December 1877 übernahm der ebengenannte Minister sein Portefeuille aus den Händen des durch einen Streit über die Verlegung der Aschaffenburger Forstschule an den hiesigen Ort aus den Sattel gehobenen Vorgängers von Berr; am 4. März 1880 schied der auswärtige Minister von Pfretzschner, Vorgänger des letztgenannten Ministers im Finanzportefeuille, aus dem Staatsdienste, um im auswärtigen Amte von dem protestantischen Freiherrn von Crailsheim, im Vorsitze des Cabinets von dem Cultusminister Dr. von Lutz ersetzt zu werden.

Unmittelbar vor dem Schlusse der Legislaturperiode hat die Reichsrathskammer ihren ersten Präsidenten verloren. Am 8. Mai verstarb zu Würzburg der seit dem 20. Januar 1849 in der genannten Stellung fungirende erbliche Reichsrath und Generallieutenant à la suite des Königs, Franz Ludwig Schenk Graf von Stauffenberg. Der Name desselben ist wie mit einem großen Stück baierischer Landtags-, so indirect auch mit der älteren römisch-deutschen Reichsgeschichte verknüpft. Sein Vater Adam Friedrich Freiherr von Stauffenberg war der letzte Präsident der katholischen Abtheilung des Reichskammergerichtes zu Wetzlar und später leitender Minister des Großherzogthums Würzburg. Freiherr, seit dem 17. Januar 1874 Graf Franz Ludwig Stauffenberg war ursprünglich entschieden conservativ und großdeutsch gesinnt. Noch am 28. Januar 1870 gab er das Reichsrathspräsidium zeitweilig ab, um, unbekümmert um die königliche Ungnade, das Mißtrauensvotum gegen den Fürsten Hohenlohe in eindringlicher und gewandter Rede zu unterstützen. Seit dem Umschwunge des Jahres 1870 war er in der deutschen wie in den sonstigen Fragen vollständig umgewandelt; seine Betheiligung bei den Landtagswahlen von 1875 legt davon ein unzweideutiges Zeugniß ab. Die beiden Kammerpräsidenten, welche resp. am 30. December 1870 und am 21. Januar 1871 den Eintritt Baierns in das Deutsche Reich verkündet haben, sind jetzt aus dem Kreise der Lebenden geschieden; Dr. Ludwig von Weis, zuletzt pensionirter Präsident des obersten Appellhofes seiner pfälzischen Heimath, noch ein Jahr vor dem nahezu achtzigjährigen Reichsrathspräsidenten. Die interimistische Nachfolge des letzteren wird wohl an den zweiten Präsidenten, den früheren Minister und Bundestagsgesandten Freiherrn von Schrenck fallen. Als der Zukunftsmann in dieser Beziehung gilt der neununddreißigjährige erbliche Reichsrath Graf Friedrich zu Ortenburg, der sich in den Kämpfen um die Steuerreform als ein ebenbürtiger Gegner unseres beredten Finanzministers erwiesen hat. Ein Neffe des verstorbenen Reichsrathspräsidenten Grafen Stauffenberg ist der frühere erste Präsident der zweiten Kammer und erste Vicepräsident des deutschen Reichstages, Freiherr Franz August von Stauffenberg, jener rüstige, beredte und

weltmännisch liebenswürdige Führer des baierischen Nationalliberalismus, der freilich seit den letzten Jahren andere politische Wege zu wandeln begonnen hat.

Aus Wien. Vermählungsfeierlichkeiten. Die politische Lage. — Die Feste zu Ehren der jungen Kronprinzessin brachten eine kurze Unterbrechung der unerquicklichen politischen Kämpfe. Die freudige Theilnahme war allgemein. Gerade weil die nahezu familiären Beziehungen zwischen dem Herrscherhause und der Bewohnerschaft Wiens in den letzten Jahren stellenweise eine Störung erlitten haben, begrüßte man um so wärmer die Prinzessin, welche einst Kaiserin sein soll, und deren kindlich-gewinnendes Wesen so sehr dem günstigen Vorurtheile entspricht, das dem Abkömmling eines bürgerfreundlichen, den Wissenschaften und Künsten gewogenen Fürstenstammes entgegenkommt. Auch die Politik blieb nicht ohne Einfluß auf die Manifestationen, da es jeder Partei darum zu thun war, ihre monarchische Gesinnung an den Tag zu legen. Mögen sie einander noch so schroff gegenüberstehen: insofern ihnen an der Erhaltung Oesterreichs aufrichtig gelegen ist, müssen sie sich in der Erkenntniß begegnen, daß heute mehr als jemals die Dynastie das Band zwischen den „historisch-politischen Individualitäten" ist; und wo man mit einiger Berechtigung an der Aufrichtigkeit des Oesterreicherthumes zweifeln darf, da ist um so sicherer der Wunsch vorhanden, den Kaiser und den Thronfolger zu überzeugen, daß die gegenwärtige innere Politik die Mehrheit der Völker befriedige.

In den enthusiastischen Schilderungen, welche in auswärtigen Blättern von den Festlichkeiten zu lesen waren, ist eines wieder in vollem Maße zu bestätigen, die bewundernswürdige Haltung der Bevölkerung. So groß die Schaulust und so gering häufig der Respect vor den Organen der öffentlichen Sicherheit, so allgemein ist das angeborene Tactgefühl in den Volksmassen, die bei aller Lebhaftigkeit nicht gelenkt zu werden brauchen, sondern sich selbst lenken — wie in Italien. Nicht ein Zug von Rohheit ist bekannt geworden; in einem einzigen Falle trat eine ärgerliche Störung ein, als der Kaiser und dessen Gäste eine Rundfahrt durch den Prater machen wollten und die angestaute Menge nicht zu durchbrechen vermochten: allein da traf die Schuld die Gemeinderäthe, welche als „Ordner" fungiren wollten und vor allem darauf bedacht waren, sich mit ihren Abzeichen den hohen Herrschaften bemerklich zu machen. Im übrigen mußte die Nüchternheit und Einförmigkeit des Festschmuckes und der Illumination auffallen. Die Wiener besitzen alle Eigenschaften, die bei einem derartigen Anlasse zu wünschen wären, Phantasie, natürlichen Geschmack, Farbensinn, Humor; aber es scheint, daß sie glaubten, nicht ihrem Instincte folgen, sondern sich dem Herkommen fügen zu müssen.

So war die Illumination, ungeachtet alles Aufwandes von Leuchtmitteln, eigentlich mißlungen. Daß auf der Ringstraße von den Gaslaternen die Brenner weggenommen waren und das Gas in breiten, hohen Flammen aufloderte, machte einen originellen Effect. Daneben aber war ein gräulicher Luxus mit elektrischem Lichte getrieben, das sich überall blendend und jede künstlerische Wirkung zerstörend vordrängte, höchst selten war ein Gebäude beleuchtet, vielmehr stachen nur die hellen Fenster aus dem dunklen Mauerwerk hervor, und das äußerste an Unverstand war an der Stephanskirche geleistet. Bei einer früheren Gelegenheit waren auf dem Dache eines benachbarten Hauses bengalische Flammen angebracht worden, welche die tausend Spitzen und Zacken des Thurmes auf dem Hintergrunde des dunkeln Himmels phantastisch prachtvoll erscheinen ließen. Diesmal hatte man auf die Thurmspitze ein elektrisches Licht befestigt, das über dem dunkeln Bauwerke schwebend sich wie die Laterne an einem Schiffsmaste ausnahm. Und der Humor war merkwürdigerweise gänzlich ausgeblieben, zu Transparenten hatte man höchstens die so ziemlich auf dem Niveau der Carikatur stehenden colorirten Bildnisse des neuvermählten Paares benutzt.

Unter den zahlreichen Geschenken, welche dem Paare dargebracht worden, und die nun theils im Oesterreichischen Museum, theils im Künstlerhause ausgestellt sind, befindet sich mancherlei, was der Kunst und dem Kunstgewerbe zum Ruhme gereicht. Industrielle und Kaufleute Wiens haben einen Prunkschrank gewidmet, welcher zur Aufbewahrung von Aquarellen namhafter Künstler bestimmt ist und an welchem Tischlerei, Holzschnitzerei und Metallbearbeitung ihr Bestes gethan haben; leider sind die von Canon gemalten Füllungen zu Parodien auf Rubens geworden. Ein anderer Schrank, ebenfalls mit Aquarellen, ist aus Krakau gekommen: die Maler haben lauter Momente der letzten Anwesenheit des Kaisers in Galizien dargestellt, durchaus im Geschmacke der illustrirten Zeitungen: Ankünfte, Abreisen, Empfang von Deputationen &c., wobei selbstverständlich die polnischen Herren in ihren bunten Seidenröcken, beziehungsweise ihre Kutscher und Bedienten die Hauptpersonen vorstellen. Die Handelskammern des Reiches haben ein Glasservice aus der bekannten Lobmeyr'schen Fabrik, einzelne Städte Erzeugnisse der dort heimischen Industriezweige gespendet, die meisten Gemeinden, Corporationen u. s. w. aber sich mit Ueberreichung von Adressen begnügt. Dieselben zählen nach Hunderten, jede kostbar ausgestattet, doch leider nur wenige höheren Ansprüchen genügend. Und überschlägt man, welche Summen da in Leder, Sammet, Bronce, Email und Pergament aufgegangen sein müssen, drängt sich das Bedauern darüber auf, daß nicht größere Kreise sich vereinigt haben, um Dinge von bleibendem Werthe zu schaffen. Das wunderlichste Geschenk rührt freilich von den Wiener Künstlern her: ein Bildniß der Erzherzogin Stephanie,

von Makart gemalt — nach einer Photographie! Wie bekannt, liegt Makart's Stärke nicht im Porträt; seine Frauenbilder haben durchweg einen Beigeschmack, als ob die Originale nicht der guten Gesellschaft, sondern der „halben" angehörten; dieser Gefahr ist er allerdings diesmal ausgewichen, dafür ist ein vergrößertes Modenbild zu Stande gekommen.

Um der Wahrheit die Ehre zu geben: ganz ohne Mißklänge sind die festlichen Tage nicht verlaufen. In Ungarn ist oder war man tief verletzt, weil in der Traurede von der österreichischen Monarchie, nicht von der österreichisch-ungarischen, gesprochen worden ist, und noch andere schwere Verstöße vorgekommen sein sollen, und einzelne Pesther Blätter jagten uns schon einen Schreck ein: wir fürchteten, daß der König von Ungarn dem Kaiser von Oesterreich werde den Krieg erklären müssen. Doch ist die Gefahr abgewendet, die Kronprinzessin hat in Pesth magyarisch „mit guter Aussprache" geredet. Beinahe noch ernster war ein anderer Conflict. Zu dem Hofballe, auf welchem die Prinzessin zum erstenmale in Wien sich zeigte, war dem Präsidenten des Journalistenvereines eine Einladung mit dem Bemerken zugeschickt worden, es sei nicht möglich, Vertreter der Zeitungen einzuladen, ein Referat werde denselben rechtzeitig übermittelt werden. Darob große Entrüstung. Man bedachte nicht, daß der Hof sich selbst gestraft hatte, indem das Fest durch die Anwesenheit der Herren Ballreporter ja ungemein an Glanz gewonnen haben würde; man schwieg nicht nur den Ball todt, sondern zeigte sich entschlossen, auch den Schuldigen, den Obersthofmeister Fürsten Hohenlohe, todtzumachen. Die nächsten Tage las man überall, der Fürst sei in Ungnade, bald figurirte der, bald jener Cavalier als sein Nachfolger, und als ein sehr warmes Dankschreiben des Kaisers an den Obersthofmeister in die Oeffentlichkeit gelangte, wurden wir belehrt, daß damit nur die Pille der Entlassung versüßt werden solle. Seitdem ist es wieder still geworden, und die Herren sind vielleicht zu der Einsicht gekommen, daß der Erfolg ihrer Angriffe, wenn von einem solchen die Rede sein kann, nur in der Befestigung der Stellung des Angegriffenen bestehen dürfte. Es wird damit auch nicht besser werden, bis den Journalisten verfassungsmäßig das Recht garantirt wird, Hoffestlichkeiten jeder Art, sowie den Ministerialsitzungen und den Berathungen im Cabinet des Kaisers beizuwohnen.

Woher soll der Humor kommen bei solchen Zuständen? fragen die Verfassungstreuen. Aber sie glauben wohl selbst kaum an die Wahrheit ihres Raisonnements. Hier lernt man wieder einmal, wie weit es Glauben verdient, wenn die Zeitungen die tiefe Erregung der Gemüther durch Parlamentsverhandlungen schildern. Die müßigen Leute, welche sich zu den Galerien des Abgeordnetenhauses, wie zu den Galerien der Theater drängen, und ebenso dort und hier den ersten Helden applaudiren, die „Vereinsmaier" und „Be-

zirksberger“, welche jeden Augenblick eine Resolution oder eine Adresse in der Tasche haben, bilden doch nur einen verschwindenden Theil der Bevölkerung, und die ungeheuere Mehrzahl, mag sie auch mit dem herrschenden Systeme ganz und gar nicht einverstanden sein, ist gegen die schönen Reden völlig abgestumpft. Die Einen nennen das, wenn sie es schon einräumen müssen, beklagenswerthe Apathie, die Anderen möchten eine grollende, drohende Haltung daraus machen. Den wahren Grund der Apathie wollen sie natürlich nicht sehen.

Wenn die Bevölkerung noch etwas von dem Parlamentarismus erwartete, so hätte sich das in allerjüngster Zeit erweisen müssen. Der Conflict zwischen dem Abgeordnetenhause und dem Reichsgerichte ist bekannt. Das erstere hat Wahlen in Oberösterreich trotz der offenbaren Unregelmäßigkeiten genehmigt, das Reichsgericht hat erkannt, daß bei den Wahlen Rechtsverletzungen vorgekommen seien, um den Gewählten die Mehrheit zu verschaffen. Die liberalen Blätter meinten, daß die unrechtmäßig Gewählten nun sich durch Mandatsniederlegung dem Spruche des Gerichtes beugen würden, freilich nur, um sich wieder wählen zu lassen, da inzwischen rechtskräftig geworden ist, was es damals noch nicht gewesen war. Die Gewählten rührten sich nicht nur nicht, sondern einer von ihnen drängte sich sogar ausdrücklich hervor, um zu zeigen, daß für ihn der Gerichtsspruch nicht existire. Allein die Rechtspartei war damit noch nicht zufrieden, Graf Hohenwart hielt es für nöthig, eine Enquete zu beantragen, damit die Rechte des Parlaments gegenüber der Einmischung des Reichsgerichts gewahrt würden. Die Situation ist von unwiderstehlicher Komik, der Faschingsminister als Ritter des Parlamentarismus! Und sie büßte nichts ein, als auf den Vorhalt aus Herbst's Munde, daß die Entscheidung über die Competenz jenes Gerichtes nur diesem selbst zustehe, mithin ein Eingriff in verfassungsmäßig gewährleistete Rechte geplant werde, Graf Hohenwart antwortete, man wolle ja gar nicht die Rechte des Gerichts antasten, sondern nur die eigenen schützen. Und in vollem Maße war die Erklärung der Linken gerechtfertigt, sie wolle in keiner Weise an der Action betheiligt sein, werde daher bei den betreffenden Verhandlungen den Sitzungssaal verlassen. Aber wer wollte behaupten, daß diese Vorgänge einen Eindruck außerhalb des Abgeordnetenhauses und der Redactionsbureaus gemacht haben! Was erreicht der patentirte Vertheidiger der achtjährigen Schulpflicht, Professor Süß, mit all seinen rhetorischen Kunststücken? Bravos und „Beglückwünschungen“ seitens seiner Parteigenossen im Hause, einiges Halloh auf der Galerie, und am nächsten Tage die gedruckte Versicherung, daß er die Dunkelmänner niedergeschmettert habe. Auf die Außenwelt wirkt Sonnenthal als Uriel Akosta doch noch mehr. Die Partei hat eben vom ersten Augenblicke an die Verschiebung der Parteiverhältnisse im Abgeordnetenhause als National-

unglück bezeichnet, hat stündlich den Untergang des Reiches provocirt, und „armes Oesterreich!" war eine Zeit lang stehende Phrase. Welche Glanzlichter und Drücker soll sie noch aufsetzen, um Eindruck zu machen? Wenn Rechte und Linke einander die Sünden in Ziffern vorrechnen, so denkt der Zuhörer, mit dem stets wachsenden Steuerbogen in der Tasche und angesichts der Thatsache, daß Ende Mai das Budget des laufenden Jahres noch nicht perfect ist, an „den Rabbi und den Mönch". In der Frage der tschechischen Universität für Prag haben deutsch-böhmische und tschechische Ausschußmitglieder zum ersten Male sich verständigt und das Hauptorgan der Jungtschechen begrüßt laut diese Erscheinung, welche es hoffen läßt, eine Annäherung der liberalen Parteien auf beiden Seiten des Hauses werde die Herrschaft der Klerikalen brechen. Dagegen wäre einzuwenden, daß der tschechische Liberalismus vor allem auch ein Mal Thaten sehen lassen müsse. Aber die deutschen Zeitungen Wiens waschen den zur Versöhnung geneigten Mitgliedern der Verfassungspartei in einer Manier den Kopf, welche sie den Intransigenten abgelernt haben, und hinter ihnen scheinen die Führer zu stehen. Sie zehren immer noch von dem Glauben, daß nächstens ihre Herrschaft wiederhergestellt, die letzten zwei Jahre, mit allem, was sie gebracht haben, wie mit einem Schwamme weggewischt werden müssen. Sie mögen sich vorsehen, daß sie nicht eines schönen Tages Niemand mehr hinter sich haben, als ihre Zeitungen! Die Stellung, welche sie unter dem Ministerium Auersperg und nach dessen Rücktritt muthwillig verscherzt haben, wird ihnen schwerlich wieder auf den Frühstückstisch gelegt werden, Bosnien wird der Türkei nicht zurückgegeben werden, das Volk wird begreifen, daß die verschiedenen Nationalitäten sich mit einander einrichten müssen, und wird Denen keinen Dank wissen, welche die Situation herbeigeführt haben und sie nun durch Eigensinn nur verschlimmern.

Aus Paris. Vom Salon. — Der Mai ist in Paris der Kunst gewidmet. Herr Tout Paris strömt jetzt zur Gemäldeausstellung in den Industriepalast, die seit dem siebzehnten Jahrhundert, wo die Sitte aus der Heimath abendländischer Kunst, aus Italien, eingeführt wurde, „Salon" heißt und nach und nach zu europäischer Bedeutung gelangt ist. Die Elyseischen Felder, in denen sich der Industriepalast erhebt, der mit größter Unparteilichkeit den Sommer über bald der Gemälde- und Sculpturenausstellung, bald dem Pferde-Tattersall, der Blumen- oder Kunstindustrieausstellung, sowie im Spätherbste dem Concurse für Kochkunst seine Räume öffnet, waren im Jahre 1667, als zum ersten Male der französische Salon eröffnet wurde, theils öde Steppen, theils vor den Mauern der Stadt sich ausdehnende blühende Felder, die aber sehr wenig Elyseisches an sich hatten. Die Bilder und Statuen der Mitglieder

und Offiziere der Akademie der schönen Künste — denn diese Eigenschaft war für den Aussteller eine Bedingung sine qua non der Zulassung — fanden in dem Salon dieser Akademie (in dem von Mazarin erbauten Palaste) hinreichend Platz. Die Gemälde waren nicht wie heute in eigens hergerichteten Galerien in aller Ordnung und symmetrisch aufgehängt. Sie füllten einige gewöhnlich für die Zusammenkünfte der Akademiker wie für den Empfang von Besuchen dienende Salons; — daher rührt auch die Bezeichnung für diese jährlichen Expositionen der Werke lebender Maler und Bildhauer, welche nun schon seit zwei Jahrhunderten sich des lebhaftesten Zuspruches des Publikums erfreuen, ein Zuspruch, der sich in den Jahren politischer Ruhe selbst zur Begeisterung steigerte, dem aber keine Ereignisse, so groß auch ihr Ernst und ihre Bedeutung gewesen, Abbruch zu thun vermochten.

Der Franzose oder richtiger der Pariser besitzt wirklich einen Sprühfunken Kunstliebe, denn wer nicht Kenner ist, der will doch als solcher gelten, und eines der besonderen Merkmale der nationalen Eigenliebe oder Eitelkeit liegt gerade in dem Erpichtsein auf artistischen Ruf und Geschmackscompetenz. Allerdings geht diese Tendenz meist in kleinliche Liebhabereien über, sie ist von komischen Seiten nicht frei; dennoch erzeugt sie auch ihr Gutes, so daß die kleinlichen Seiten vor den Diensten, welche diese Richtung der Förderung der Kunst geleistet, nahezu verschwinden. Wären wohl ohne diesen, wenn auch übertriebenen, Stolz auf den guten Geschmack und ohne dieses seltsame Kennerthum diese gewaltigen Ausstellungen bemalter Leinwand rc. möglich, die im Mai so viele Tausende neuer Gemälde, Stahlstiche, Büsten und Gruppen in einem Raume vereinigen, wäre die Pflege der Kunst mit einer solchen Achtung und mit einem solchen Cultus umgeben? Wie man vormals darnach strebte, ein Adelspergament zu erlangen, um seine Herkunft mit dem Gelde in Einklang zu bringen, so will heute jeder Bereicherte seine Galerie, gleichsam seinen Adelsbrief auf Leinwand besitzen. Von der prachtvollen Galerie des Millionärs geht dieser Geschmack auch auf die Minderbemittelten über.

Vor zweihundert Jahren, bei der Gründung der Salons, hatte man allerdings weder mit einem so zahlreichen, noch so dankbaren Publikum zu thun. Die Herren vom Hofe, die sich auf die Mäcene hinausspielten, einige Merveilleusen des weiland Hôtel Rambouillet, einige Fremde, welche diese Ausstellung allerdings armselig im Vergleiche zu den Galerien Hollands und des Eskurials fanden, dann natürlich die jungen Leute, welche sich der künstlerischen Laufbahn widmen wollten: das waren die Gäste der ersten Salons, welche ursprünglich nicht alle Jahre, sondern von zwei zu zwei Jahren veranstaltet wurden.

Ein alter Kupferstich bewahrt uns das Aussehen des damaligen Salons. In einem großen Saale hingen große und kleine Gemälde in regelrechter

Folge vom Karnies bis zur Decke, von allerlei Kunstkennern und Kunstfreunden in Perücke und Raifrock gemustert. Es war zumeist ein vornehmes, bildungssüchtiges Publikum: Zierliche „Rothabsätze" vom Hofe, geschminkte Favoritinnen von Versailles, die geistreichen Amateurs, die Helden der Encyklopädie. Denis Diderot schrieb seinen ersten Kunstbericht über die Ausstellung von 1759; er ist der Ahnherr und das Vorbild der zahllosen „Salonniers", die bis zum heutigen Tage das kritische Facit zu ziehen haben.

Allgemeinem Urtheile zufolge ist nun der diesjährige Salon dem vorjährigen in mancher Beziehung überlegen. Die Jury hätte im Interesse des kunstsinnigen Publikums immerhin noch etwas strenger sein dürfen. Man hat in diesem Jahre 1500 Gemälde weniger aufgenommen, dennoch ist des Mittelmäßigen noch allzu viel und es wäre vielleicht zu wünschen, daß der republikanischen Gleichheit zum Trotze eine Art Vorsalon eingerichtet würde, das heißt, daß der Flügel rechts etwa den Gemälden premier choix überwiesen würde, während die übrigen in den Sälen links Aufnahme fänden. Ohne Zweifel würden Kunst und Salon durch solches Arrangement nur gewinnen, wo dann der eigentliche große Salon auf etwa 1500 bis 2000 Gemälde beschränkt bliebe; man darf wohl behaupten, daß strenge genommen nur etwa 1000 Gemälde zu finden sind, welche die Ehre des Salons wirklich vertreten.

Um hier einige der beachtenswerthesten Bilder anzuführen, sei vor Allem der Ehrensalon erwähnt. Hier begegnen wir vier Meisterwerken: Die Einnahme oder vielmehr die Befreiung der Gefangenen der Bastille, das Gesetz, das Vaterland und die Fahnenvertheilung, welche Aller Blicke fesseln: Flameng, der, wie bekannt, mit seinem großen Gemälde „Die Girondisten" vor zwei Jahren den Salonpreis davontrug, hat diesmal „la Prise de la Bastille" gebracht, auch ist das Gemälde von großer dramatischer Wirkung; die Zeichnung ist trefflich, was jedoch das Colorit anbetrifft, so ist dasselbe gar zu düster, wodurch es an Eindruck verliert. Baudry's „Règne de la loi", welches für den Plafond des Cassationshofes bestimmt, nimmt sich demgegenüber, vom Geschmacke des Arrangements abgesehen, in Farbenton als Zeichnung schon mehr als ideal aus. Das Publikum ist Lobes voll und ganz entzückt über dieses neue Meisterwerk des berühmten Künstlers. Meinem Dafürhalten nach jedoch ermangelt das Gesetz der Hoheit einer idealen Königin; es fehlt ihr das Imponirende, die Energie. Ihre Züge tragen zu sehr den Stempel der Pariser Welt; sie ist eine elegante Opernprinzessin, die eben im Begriffe zu sein scheint, eine Meyerbeer'sche Arie vorzutragen; eine hübsche Erscheinung voll Grazie, die nur einen Fächer in die Hand zu nehmen braucht, um, in ein hübsches Boudoir versetzt, die Huldigung ihres Anbeters entgegen zu nehmen. Die Figur befindet sich auf einem Sockel, umgeben

von den mit ihren Attributen versehenen Genien. Vor ihr, am Fuße dieses Sockels, steht ein Richter in schwarzer Robe, der sie als Herrscherin ehrerbietig begrüßt. Wie gesagt, der Bewunderer sind viele, von denen die Einen behaupten, daß Baudry betreffs Leichtigkeit der Ausführung in diesem Meisterwerke sich mehr dem Plafonds des Tiepolo nähere, während Andere Veronese erkennen wollen; auch wird ihm die Medaille ziemlich sicher werden.

Eduard Detaille hat ein gar gewaltiges Gemälde, mit lebensgroßen Figuren, die Fahnenvertheilung in der Ebene von Longchamps, ausgestellt, von der officiellen Tribüne aus gesehen. Man erkennt eine große Anzahl Senatoren und Abgeordnete; die drei Präsidenten empfangen stehend die Huldigungen der Chefs und Corpscommandanten, welche, am Fuße der Tribüne gruppirt, militärisch salutiren. In einiger Entfernung von ihnen steht die ganze Linie der Fahnenträger mit ihren offenen Bannern, und es ist nicht zu leugnen, daß das Ganze mit wunderbarer Treue und so lebendig wiedergegeben, daß man sich geradezu in die damalige Scene versetzt wähnen kann, weshalb nichts begreiflicher ist, als daß es the great attraction für die Menge ist.

Das vierte der großen Gemälde, „La Patrie“ von George Bertrand, stellt einen verwundeten Kürassirfähnrich zu Pferde dar, der obgleich tödtlich getroffen dennoch die Standarte nicht fallen läßt; einige Kameraden umgeben ihn und suchen ihn zu halten. Die Einfachheit dieser patriotischen Tragödie ist überaus anziehend und das Gemälde imponirt bei weitem ergreifender und besser, als manche dreißig und mehr Quadratmeter große Leinwand, auf der ein chaotisches Schlachtgetümmel jede ruhige Betrachtung ausschließt.

In einem andern Saale hängt Bouguereau's „La vierge aux anges“, eines der trefflichsten Gemälde des Salons. Die heilige Jungfrau hält das Jesuskind auf ihren Knien, die sie umgebenden Engel scheinen es durch himmlische Melodien in den Schlaf zu bringen. Sowohl dieses als noch ein anderes Bild desselben Künstlers, das eine im Thau des Rasens sich badende üppige Frauengestalt unverhüllt zeigt, lassen an Zeichnung, Colorit und Ausführung nichts zu wünschen übrig. Noch wären Hanner, Schenk und viele andere zu nennen, hier mag jedoch nur noch de Neuville's Abend des Tages von St. Privat erwähnt sein, ein dramatisch finsteres Gemälde für solche, die kein Pulver gerochen, ein Bild zum Berücken, Grusel erzeugend und Phantasie bestrickend. Bei weitem besser gefällt mir sein Emissair. Wahrscheinlich werden beide Gemälde, wie vormals die „Einnahme von Bourget“, wieder nach Deutschland kommen, wo dann der Leser selbst urtheilen mag.

Literatur.

Auf Schwäbischem Boden. Vier Erzählungen von Paul Lang. Stuttgart, A. Bonz. 1881. — Mit diesen Erzählungen, die alle vier der schwäbischen Geschichte und Sage entnommen sind, führt sich ein Talent in die Literatur ein, das geschickt zu erfinden und gut zu erzählen versteht. Daß der Verfasser dabei seinen eigenen schlichten Weg geht, gereicht ihm nur zum Lobe, um so mehr, da die Zeiten, aus denen er seine Stoffe holt, es nahegelegt hätten, sich an fremde „bekannte Muster" zu lehnen. Die erste Geschichte, bei der die Erfindung am freiesten waltete, spielt nämlich zu Ende des dritten Jahrhunderts, zur Zeit, da die Römerherrschaft im Zehentland unter den Alemannen zusammenbrach, und die zweite, eine Bearbeitung der Legende von der H. Regiswindis, zur Karolingerzeit. „Der Vikar von Enzweihingen" behandelt eine Ueberlieferung vom Ende des vorigen Jahrhunderts. „An der Wiege eines Philosophen", nämlich Schelling's, sind durch eine freie Erfindung Schiller, Rieger, Paulus und andere bekannte Persönlichkeiten Schwabens zusammengeführt; der Verfasser hat selbst fünf Jahre in dem Diaconatshause zu Leonberg gewaltet, in welchem Schelling im Jahre 1775 geboren wurde. Ohne sichtbaren Aufwand von Gelehrsamkeit ist doch die geschichtliche Ueberlieferung fleißig benützt, und die Erzählungen haben ächten, schwäbischen Lokalton, der auch außerhalb Schwabens ansprechen wird. L.

Aus Sturm und Noth. Selbstschriften=Album des deutschen Reiches. Im Auftrage zum Besten der deutschen Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger herausgegeben von der Verlagshandlung des „Deutschen Familienblattes". Berlin. 1881. — Nach dem Vorgange von „Paris=Murcie", einem Autographenalbum, das von der Pariser Schriftsteller- und Künstlerwelt zum Besten der Ueberschwemmten in Spanien herausgegeben wurde, und das inzwischen auch in Oesterreich und in Italien Nachahmung fand, ist das vorliegende Album mit deutschen Kräften ausgestattet worden, und da der Ertrag desselben der höchst wohlthätig wirkenden deutschen Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger zu gute kommt, sei das Unternehmen auch an dieser Stelle bestens empfohlen. Es empfiehlt sich überdies durch den Reichthum und den Werth seines Inhaltes. Unter dem Vortritte von Kaiser und Kaiserin haben unsere Fürsten ihre Namenszüge mit guten Sprüchen beigesteuert; wir finden Staatsmänner, Heeresführer, Reichstagsmatadore, und eine große Zahl unserer besten Dichter, Künstler und Gelehrten. Mancher von ihnen hat ein originelles und ansprechendes Wort seinem Namen vorgesetzt. Die Künstler aber haben durch zahlreich beigesteuerte Skizzen dem Hefte einen besonderen Schmuck verliehen, und wenn auch nicht eben ein Jeder sich sehr angestrengt hat, so ist doch nicht blos eine unterhaltende Mannichfaltigkeit da, sondern man findet auch viele wirklich gute und rühmliche Leistungen, so daß man für die kleine Gabe zu dem löblichen Zwecke noch reichlich entschädigt wird. g.

Memoiren zur Zeitgeschichte von Oskar Meding. I. Abtheilung. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1881. — Schon als Romanschriftsteller, als welcher er unter dem Namen Gregor Samarow bekannt ist, hat Herr Meding eine große Vertrautheit mit den diplomatischen und politischen Vorgängen der Zeit vor und nach 1866 bewiesen. In vorliegendem Buche hat derselbe mit der Veröffent-

lichung seiner persönlichen Erinnerungen aus der Stellung am Hofe König Georg's V. von Hannover begonnen. Es war hohe Zeit dazu, denn man empfindet beim Lesen des Buches, daß „die Todten schnell reiten". Der vorliegende Band umfaßt die Zeit von 1859 bis unmittelbar vor 1866 und ist daher: „Vor dem Sturm" betitelt. Er enthält die etwas ausgedehnte und vielfach ermüdende Vorgeschichte zu dem Falle des Königs von Hannover. Karl Braun hat für die Darstellung der Verhältnisse in den Kleinstaaten genug gethan; was Meding bringt, der, früher im preußischen Staatsdienste, Secretär des Königs Georg mit dem Titel eines Hofrathes wurde, geht über die Misere und Kleinlichkeit der deutschen Kleinstaaterei nicht viel hinaus. König Georg, der sich niemals recht in die constitutionellen Verhältnissen zu finden vermochte, liebte eine geheime Nebenregierung zu führen, was er mit Ludwig XV. und Napoleon III. gemein hatte. Dazu bediente er sich Meding's. Außer dem politischen Zwischenträgerdienste versah dieser die Rolle eines Leiters der officiösen Preßangelegenheiten. Trotz seiner wenig ersprießlichen und erfolgreichen Thätigkeit legt Meding eine anerkennenswerthe Offenheit an den Tag; so daß sein Buch im Großen und Ganzen immerhin als Quelle für den Geschichtschreiber benutzt werden kann. Das gilt von diesem ersten Bande, der es mit den Zeiten vor der großen Krisis zu thun hat; ob der Verfasser für den folgenden Band, der die Ereignisse von 1866 behandelt, ebenso frei bleibt von persönlicher Tendenz, wird sich zu zeigen haben.

z.

Hermann Schulze, Lehrbuch des Deutschen Staatsrechtes. Erste und zweite Lieferung. Leipzig, 1880—81. — Der durch sein preußisches Staatsrecht rühmlichst bekannte Verfasser hat es unternommen, nunmehr auch das deutsche Staatsrecht zu bearbeiten und zwei Lieferungen dieser Arbeit liegen bereits vor: eine dritte, die das Werk abschließen wird, soll in Bälde folgen. Der Gedanke des Verfassers bei der Arbeit war nicht etwa, wie nach dem Titel wohl auch vermuthet werden könnte, der, das Staatsrecht des Deutschen Reiches darzustellen; das deutsche Reichsstaatsrecht tritt vielmehr gar nicht abgesondert hervor, nimmt überhaupt in den bisher erschienenen Theilen des Werkes nur einen verhältnißmäßig geringen Raum ein. Die Absicht des Verfassers ging vielmehr dahin, das gemeine deutsche Staatsrecht in dem Sinne darzustellen, daß aus dem in den 26 staatlichen Gemeinwesen Deutschlands in positiver Rechtskraft stehenden staatsrechtlichen Materiale die gemeinsamen Grundgedanken aufgesucht und dargelegt würden, analog wie man ja auch ein „gemeines" deutsches Kirchenrecht in diesem Sinne lehrt. Daß Schulze eine klar geordnete, wohl geschriebene, besonders nach der historischen Seite trefflich fundirte Bearbeitung des deutschen Staatsrechtes bieten werde, war nicht anders zu erwarten. Ob aber das Fundament, auf welchem dieser Schriftsteller seinen staatsrechtlichen Bau construirt hat, haltbar sei, das ist eine wohl aufzuwerfende Frage, die zu verneinen Referent wenigstens nicht anstehen würde. Wollen wir heute ein deutsches Staatsrecht im Schulze'schen Sinne annehmen, so verlieren wir den juristischen Boden unter den Füßen, indem wir uns auf „Grundsätze" und Reflexionen beschränken müssen, wobei es völlig der subjectiven Willkür anheimgestellt bleibt, was als „Grundsätze" zu betrachten sei; diese Methode der staatsrechtlichen Arbeit hatte vielleicht ihre Berechtigung zu den Zeiten des alten deutschen Bundes, wo innerhalb dieses losen völkerrechtlichen Bandes drei Dutzend souveräne deutsche Staaten neben einander in voller Unabhängigkeit existirten: in dieser Periode mochte die Arbeit der Publicisten sich damit begnügen, gemeinsame „Grundsätze" aus den particularen deut-

schen Staatsrechten zu destilliren. Heute ist dieser staatsrechtliche Zustand zum Glück überwunden und demgemäß wird wohl auch in der Theorie die oben charakterisirte Methode der staatsrechtlichen Arbeit aufgegeben werden müssen.

Der Scylla dieser älteren Methode steht die Charybdis der andern Methode gegenüber, den ganzen positiven Rechtsstoff deutschen Staatsrechtes in der Weise zu bearbeiten, daß alles, was an Reichs- und Landesstaatsrecht vorhanden ist, gesammelt, systematisch geordnet und in der Darstellung zu einer höheren Einheit zu bringen versucht wird. Diese Methode hat Georg Meyer in seinem früher erschienenen Lehrbuche des deutschen Staatsrechtes befolgt (Leipzig 1878). Daß diese Methode auf einem richtigen principiellen Gedanken beruht, muß zugegeben werden. Aber wozu soll es nützen, das „Staatsrecht" eines deutschen Duodezstaates, dessen Bevölkerung kaum das Maß der Einwohnerzahl einer Mittelstadt erreicht, wie etwa Schaumburg-Lippe, wissenschaftlich darzustellen? Und gilt das nicht für alle Einzelstaaten mit der einen Stimme im Bundesrathe und dem einen Reichstagsabgeordneten? Ja wohl auch für solche mit zwei oder drei! Wir werden uns nicht der Frivolität schuldig machen, über die „klimperkleinen Landeshoheiten" in ähnlicher Manier zu raisonniren, wie Herr Bamberger in seiner bekannten Broschüre über die Secession. Wir haben die Vereinfachung der deutschen Karte in den letzten Jahrzehnten mit Freude begrüßt, und wird die Weltgeschichte, sei es im Sturm, sei es auf anderm Wege, die deutsche Karte noch weiter vereinfachen, so würden wir dagegen auch nichts einzuwenden haben: so lange aber die Einzelstaaten, auch die kleinsten, so wie sie historisch geworden sind, bestehen und ihre Pflicht gegenüber der Gesammtheit erfüllen, sollte man den frivolen Spott und die frivolen Späße, wie sie sich Herr Bamberger in jener Broschüre erlaubte, billig unterlassen aus Achtung vor dem Recht, das in Zeiten der friedlichen Entwickelung doch das einzige Richtmaß der Beurtheilung zu bilden hat. Eine wissenschaftliche Darstellung ihres Staatsrechtes aber verdienen von den Einzelstaaten allerdings nur Preußen, Baiern, Württemberg, Sachsen, Baden und allenfalls Hessen; dazu käme noch Mecklenburg, das aber ganz aus dem systematischen Rahmen des Staatsrechtes der übrigen deutschen Staaten herausfällt und nur etwa als Anhang angefügt werden könnte. Diesen Schwierigkeiten ist denn auch Georg Meyer unterlegen und sein Werk hat in Folge der befolgten Methode wesentlich den Charakter einer sehr fleißigen und dankenswerthen Stoffsammlung gewonnen.

Die Aufgaben, welche heute der Disciplin des Staatsrechtes gestellt sind, sind zum großen Theile neu und schwierig. Die Schriftsteller, welche sich an die Arbeit gemacht haben, diese Schwierigkeiten zu überwinden, haben verschiedene Wege eingeschlagen. Der Austausch der Meinungen wird unzweifelhaft allmählich dazu führen, der Disciplin die feste Basis zu gewinnen, deren sie bedarf und die sie bis jetzt völlig entbehrt hat. Absprechende Kritik und hochfahrendes Urtheilen ist in diesen Dingen vorerst nicht am Platze. Wir bezweifeln, daß die von Schulze im vorliegenden Lehrbuch befolgte Methode die richtige sei und auf die Dauer behauptet werden könne. Das darf uns aber nicht abhalten, dem Buche das verdiente Lob zu zollen als einer klaren, wohlgeordneten, gut geschriebenen Zusammenstellung derjenigen Grundsätze, auf welchen in der Hauptsache heute das positive Staatsrecht Deutschlands im Reiche und in den Einzelstaaten beruht.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.
Ausgegeben: 2. Juni 1881. — Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig.

Die christlichen Socialisten in England.

Es war im Winter von 1847 auf 1848, inmitten von Theuerung und Hungersnoth, als England durch eine tiefe und weit verbreitete Unzufriedenheit der Volksmassen bedroht wurde, deren bedenklichstes Symptom der Chartismus war, während gleichzeitig Irland nur durch Waffengewalt darniedergehalten wurde. Der Ausbruch der Revolution auf dem Festlande vergrößerte die Gefahr: im März gab es Aufstände in London, Glasgow, Edinburgh, Liverpool und anderen großen Städten. Am 7. April wurde im Parlamente die Bill „zur Sicherung von Krone und Regierung" eingebracht und bei der ersten Lesung mit 265 gegen 24, wenige Tage später bei der zweiten Lesung mit 452 gegen 35 Stimmen angenommen. Am 10. April mußte die Regierung London mit Truppen anfüllen unter dem Commando des Herzogs von Wellington, die Brücken und Downing-Street verbarricadiren, die Bank und andere öffentlichen Gebäude besetzen und dergleichen mehr. Als die augenblickliche Krisis vorüber war, erklärte der alte Soldat im Hause der Lords, daß niemals ein großes Gemeinwesen so wie London während der letztverflossenen Tage gelitten habe, während der Minister des Innern an alle Behörden des Reiches die frohe Kunde depeschirte, daß in London der Friede aufrecht erhalten worden sei. Im April hatte der Lordkanzler bei Einbringung jener Bill im Oberhause auf die Thatsache hingewiesen, daß nicht blos in London, sondern auch in den meisten Industriestädten täglich Versammlungen gehalten würden, deren offen eingestandener Zweck das Aufgebot des Volkes gegen die bestehenden Autoritäten des Reiches sei. Noch Monate später hielt die Chartistenbewegung die Regierung in beständiger Besorgniß, und abermals wurden im Juni die Bank, die Münze, das Zollhaus und andere öffentliche Gebäude mit Truppen besetzt, ja die beiden Häuser des Parlamentes wurden wie für eine Belagerung verproviantirt.

Bald darauf verschwand die Besorgniß vor ernster Gefahr. Die Chartisten waren vollständig entmuthigt und ihre Führer saßen im Gefängnisse. Die höheren und die Mittelklassen erholten sich schnell von der Aufregung, welche eine Million aus ihrer Mitte zu Specialconstablern behufs Wahrung

der Ordnung gemacht hatte, und sie begannen daran zu zweifeln, ob die Krisis so ernst überhaupt gewesen, ob die Unzufriedenheit des Volkes wirklich tiefer gesessen habe als auf der Oberfläche.

Da erschien eine Reihe von Aufsätzen in dem „Morning Chronicle" unter dem Titel: „Londoner Arbeit und Londoner Armuth", welche die respectabeln Klassen der Gesellschaft aus ihrer triumphirenden und hochmüthigen Zuversicht aufschreckten und einen Zustand der Dinge enthüllten, der alle billig denkenden Leute sich wundern machte, nicht darüber, daß aufrührerische Reden und einige Tumulte vorgefallen waren, sondern vielmehr darüber, daß die Hauptstadt des englischen Reiches den Scenen entronnen war, welche sich in Paris, Wien, Berlin und anderen Hauptstädten des Continentes soeben abgespielt hatten.

Unter denjenigen, welche diesen Dingen ernste Aufmerksamkeit zuwendeten, befand sich namentlich eine Gruppe von Männern, meistens jungen Männern, die nur kurz zuvor sich zu ernsteren Betrachtungen zusammengefunden. Ihren Mittelpunkt bildete der Theolog Maurice, welcher um diese Zeit Prediger von Lincolns Inn geworden war. Er hatte, da seine Stellung ihm wenig geistliche Arbeit zu thun gab, nebenbei das Pfarramt eines kleinen benachbarten Districtes übernommen und beschäftigte in diesem eine Anzahl junger Leute, vorwiegend Juristen aus den Inns of Court, welche durch seine Lehre angezogen worden waren. Am Montag Abend in jeder Woche versammelte man sich bei Maurice, berichtete und besprach, was jeder in der verflossenen Woche gethan hatte; Rathschläge wurden gegeben, Pläne erwogen, alsdann ein Kapitel aus der Bibel gelesen und erörtert. Freunde und alte Schüler von Maurice, die auf dem Lande oder in der Stadt selbst wohnten, pflegten gelegentlich diese Versammlungen zu besuchen: darunter auch Charles Kingsley. Er war damals Pfarrer von Eversley geworden und hatte sich bereits einen literarischen Namen als Verfasser von The Saint's Tragedy geschaffen. Dieses Werk sowie die hohe Achtung, die ihm Maurice zollte, machte ihn in jener kleinen Gesellschaft zu einer hervorragenden Persönlichkeit. Sein treffendes Wort, sein tiefer Humor, die Lebendigkeit seines Glaubens, fesselten die Anderen mit mächtigem Reiz.

In diesen Kreis traf die Wirkung der socialen Erscheinungen jener Tage. Mehr und mehr traten in den Vordergrund des Interesses die socialpolitischen Tagesfragen, die Volks-Charte, das Versammlungsrecht, die Haltung der arbeitenden Klassen gegenüber den anderen Klassen. Am meisten war Kingsley von der Bedeutung dieser Fragen erfüllt: als Landpfarrer hatte er durch unmittelbare Berührung mit dem armen Volke dessen Zustand kennen gelernt, und in dem damals geschriebenen „Yeast", welches in „Fraser's Magazin" erschien, kann man lesen, wie tief er für die ländlichen Arbeiter fühlte, wie

nahe ihm ihr Leiden ging. Von dem Drange erfüllt, etwas für die Sache zu thun, kam er nach London und in den Kreis von Maurice. Er fand sie in ihrer Ansicht getheilt. Die Mehrzahl hatte sich als Constabler einschwören lassen, Andere hatten offen die Partei der Chartisten ergriffen: Kingsley, gleich Maurice und Ludlow, konnte sich für keine der beiden Parteien entschließen. Aber bereits im Mai trat er mit seiner That hervor — es waren die „Briefe an die Chartisten", welche er unter dem Namen „Parson Lot" (Pfarrer Lot — den Namen hatte er nach einer Unterhaltung bei Maurice heimgetragen) nach einander veröffentlichte. Noch ein Vierteljahrhundert später hat das respectable England diese Briefe und die damit begonnene Wirksamkeit so wenig verstanden, daß die „Times" aus Anlaß seines Todes zu Anfang des Jahres 1876 unter anderm schreiben konnte: „Er war der Parson Lot, welcher in einer Brandrede erklärte, die Volks-Charte gehe noch nicht weit genug." In Wahrheit lautete jener erste Brief in der fraglichen Stelle also: „Ich gehöre nicht zu denen, welche über Eure Petition lachen; ich habe keine Nachsicht für diejenigen, welche das thun. Angenommen, es stünden blos 250 000 ehrliche Namen auf jenem Bogen und die Charte selbst wäre nichts nutz, so habt Ihr doch ein Recht auf ruhiges Gehör und ehrenvolle Antwort, wie dieselbe auch lauten möge. Aber mein einziger Vorwurf gegen Eure Charte ist der, daß sie in der Reform, welche sie anstrebt, nicht weit genug geht. Ich wünsche Euch frei zu sehen, aber ich kann mich nicht überzeugen, daß Eure Forderung Euch geben wird, was Ihr verlangt. Ich denke, Ihr seid in ganz denselben Fehler gefallen wie die Reichen, über die Ihr Euch beklagt — in denselben Fehler, welcher unser Fluch und unsere Plage gewesen ist. Ich meine den Fehler, daß man sich einbildet, gesetzgeberische Reform sei sociale Reform, daß die Herzen durch Parlamentsacte gebessert werden können. Wenn irgend Jemand mir ein Land zeigen will, wo eine Verfassung die Schurken ehrlich gemacht hat oder die Faulen fleißig, so will ich meine Ansicht von der Volks-Charte ändern, aber nicht früher. Ich war davon bitter enttäuscht, als ich sie las. Sie schien uns ein freilich harmloser Schrei, aber ein so armer, hohler, buchstabengläubiger Schrei, wie ich ihn je gehört. Der Ruf der Franzosen nach „Organisation der Arbeit" ist tausendmal mehr werth, aber auch der geht lange nicht auf den Grund der Sache."

Und dann weiter erzählt Kingsley, wie er gegangen, um eine Nummer der Chartistenzeitung zu kaufen und sie endlich in einem Laden gefunden, wo allerhand Romanschund, darunter namentlich ein Werk, „die Kanzel des Teufels", zu haben war, die auch in dieser Zeitung lebhaft angepriesen wurde. „Das sind merkwürdige Zeiten, in denen wir leben," fährt er fort, „ich dachte, der Teufel war sonst der Freund der Tyrannen und Unterdrücker; aber es scheint,

daß er von Robert Burns Rath angenommen und sich gebessert hat; ich dachte, es sei noch wahr, was geschrieben steht, daß der Bedrängte ausruft: „Der Herr sieht die Unbill, die mir angethan wird" — „Er hat die Sache in seine Hand genommen" — „Der Arme vertraut sich ihm, denn er ist der Helfer der Freudlosen" —: aber jetzt scheint der Teufel mit einem Male Philanthrop und Patriot geworden zu sein, es scheint, daß er jetzt für die gute Sache kämpfen will, gegen welche er seit Adam's Zeit gekämpft hat. Ich leugne nicht, meine Freunde, daß es viel wohlfeiler und bequemer ist, durch den Teufel reformirt zu werden statt durch Gott; denn Gott reformirt die Gesellschaft blos unter der Bedingung, daß Jedermann sich selber reformirt — während der Teufel ganz bereit ist, uns die Gesetze und das Parlament, Erde und Himmel, bessern zu helfen, ohne jemals eine solche impertinente Zumuthung zu machen, wie die, daß der Mensch sich selber bessern soll ... Offen sage ich es, auf die Gefahr Euch zu verletzen, je mehr ich von Euren Reden und Zeitungen gelesen habe, desto mehr bin ich überzeugt worden, daß zu viele von Euch versuchen Gottes Werk mit des Teufels Werkzeugen zu thun. Was nutzt eine glänzende Rede über Frieden und die Majestät der Ordnung, und allgemeine Bruderliebe, wenn sie Hand in Hand geht mit Wildheit, Rohheit, Fanatismus? Bildet Ihr Euch ein, daß nach langen, aufregenden Ansprachen ein paar Worte über die heilige Pflicht der Ordnung den Sturm wieder besänftigen? Die Waffen verwerfe ich, zu denen Ihr verführt worden seid, um Eure Rechte zu erringen! Wollt Ihr Eure Feinde stärken und rechtfertigen? wollt Ihr Eure Freunde von Euch zurückstoßen? Wollt Ihr schlechte Mittel anwenden, wenn Ihr frei sein könnt durch gute Mittel? Wenn Ihr den Namen der Freiheit rein halten könnt wie den Himmel, aus dem sie kommt, wollt Ihr sie durch Lästerung, Bestialität und Blutvergießen entstellen? Wenn die Sache des Armen die Sache des allmächtigen Gottes ist, wollt Ihr sie aus seinen Händen nehmen und sie dem Teufel anvertrauen?"

Im zweiten Briefe sagt Kingsley den Chartisten, daß, wenn sie einem andern „Führer des Reformers" gefolgt seien als dem seinigen, so sei das „vornehmlich der Fehler von uns Geistlichen, welche Euch niemals gesagt haben, daß der wahre Führer des Reformers, das wahre Buch des armen Mannes, die wahre Stimme Gottes gegen Tyrannen, Faulenzer und Schwindler, die Bibel ist. Die Bibel verlangt für den Armen eben so viel und mehr als er für sich selbst verlangt; sie drückt das innigste, herzliche Verlangen des Armen aus und zwar weit edler, kühner, beredter, als irgend ein moderner Redner gethan. Ja, sie giebt eine Hoffnung, die Dämmerung einer strahlenden Zukunft, so wie kein allgemeines Stimmrecht, Freihandel, Communismus, Organisation der Arbeit, oder irgend ein Universalmittel sie geben

kann. Ich sage, die Bibel verspricht dies, nicht an einigen Stellen, sondern durchweg; es ist der Gedanke, welcher durch die ganze Bibel geht, Gerechtigkeit von Gott für diejenigen, welche von den Menschen unterdrückt werden, Glorie von Gott für die, welche von den Menschen verachtet werden. Sieht das aus wie die Erfindung der Tyrannen und Prälaten?" . . . . .

In diesem Sinne hat Kingsley weiter in den folgenden Briefen, welche unter dem Gesammttitel „Politik für das Volk" erschienen, dann aber in den darauf folgenden periodischen Schriften seiner Freunde gewirkt, welche zuerst den „Christian Socialist" herausgaben, darauf das „Journal of Association". Neben ihm und Maurice betheiligten sich namentlich drei Männer dabei, welche heute noch leben, damals junge Advokaten: John Malcolm Ludlow, welcher gegenwärtig den leitenden Posten in dem Staatsamte für die Freundlichen Gesellschaften (Friendly Societies — Unterstützungsvereine) inne hat, als socialpolitischer Schriftsteller dem Festlande durch das, auch ins Deutsche übersetzte Werk über den „Fortschritt der arbeitenden Klassen seit der Reformbill von 1832" bekannt; dann Thomas Hughes, längere Zeit Mitglied des Parlamentes, Verfasser der viel gelesenen, liebenswürdigen Darstellungen des englischen Schullebens (Tom Brown's Schultage und Tom Brown in Oxford); endlich Fred. Furnivall, welcher seitdem seine Studien der alten englischen Literatur zugewendet hat und auf diesem Gebiete in England seit Jahren den ersten Rang einnimmt.

Es waren hochbegabte, aufstrebende, feurige Köpfe, bei denen das positive Christenthum nicht eine Schranke des Geistes, sondern ein mächtiges Feuer war, das ihr Leben erwärmte; eine Species inmitten der gebildeten und freisinnigen Klassen Englands, wie sie auf dem Continente, zumal in Deutschland, seit lange selten geworden ist, da sie die rückhaltlose Anerkennung des strenggläubigen Christenthumes als Grundlage alles religiösen, sittlichen und politischen Lebens mit dem freiesten Schwunge politischer und socialer Ideen verknüpft, und auf diese Weise unter den mannichfaltigen Arten von „Radikalen", welche England seit einem Jahrhundert hervorgebracht hat, eine besondere Art bildet. Eine besondere Art, welcher bei uns zu Lande nur etwa analoge Erscheinungen im öffentlichen Leben, aber keineswegs gleichartige, zur Seite zu stellen sind, wie etwa die Richtung innerhalb der evangelischen Kirche, welche sich als diejenige der „inneren Mission" selber bezeichnet; wogegen andere, zumal ganz neuerdings hervorgetretene Abarten, welche äußerlich vielleicht am meisten Aehnlichkeit zu haben scheinen, ihrem Geiste und ihren sittlichen Beweggründen nach weniger damit zu vergleichen sein möchten.

Die Zeitschrift „Politik für das Volk" ging, wegen Mangels an Mitteln, ein. Aber ihre Begründer, bei aller Verschiedenheit der einzelnen Ansichten, waren davon durchdrungen, daß Angesichts des Ernstes der Zeit etwas gethan

werden müsse. Im Herbste des Jahres 1848 gingen Ludlow und andere von ihnen nach Paris und brachten Nachrichten über die Associationsbestrebungen der Arbeiter mit nach Hause. Man erörterte die Frage der Gründung von Genossenschaften in England als das beste Mittel, um jenes System der Aussaugung der Arbeiter zu beseitigen, welches die Artikel im „Chronicle" an das Tageslicht gebracht hatten, als die Wurzel des Elends und der Armuth, aus welcher die Chartisten erwuchsen. Man entschloß sich, die neue Zeitschrift, die jetzt unternommen werden sollte, mit der Sache der Genossenschaften zu identificiren und eine Reihe von Artikeln in Bezug darauf zu veröffentlichen. Der erste davon wurde von Kingsley geschrieben unter dem Titel „Cheap Clothes and Nasty" (zu Deutsch: „Billige Kleider und Schäbig" — das Wort, aus dem das vor einigen Jahren in Deutschland üblich gewordene „Billig und schlecht", in mehr oder weniger naher Beziehung, hervorgegangen ist). Es wurden hier in populärer, packender Form die Zustände des Londoner Schneidergewerbes dargestellt, es wurde eine Reihe von entsetzenerregenden Thatsachen enthüllt, wie sie unter dem Gehenlassen der ungezügelten, freien Concurrenz sich allmählich entwickelt hatten: „Süße Concurrenz," ruft er aus, „himmlische Maid, heutzutage gepriesen in gleichem Maße von Zeitungsschreibern und von Philosophen als die Grundlage der menschlichen Gesellschaft, die einzige wahrhafte Behüterin des Erdballs und warum nicht auch des Himmels obendrein! Vielleicht giebt es auch Concurrenz unter den Engeln, und Gabriel und Raphael haben ihren Sieg errungen durch Leistung des Maximums von Anbetung für das Minimum von Gnade? Wir werden es eines Tages erfahren: aber unterdessen sind dieses Deine Wesen, „„Du Ursprung alles Guten"". Die Menschen wollen die Menschen verzehren, in jeder Abstufung und auf jede Manier!" Wäre es wirklich, entgegnet Kingsley dann auf eine den armen Schneidern hingeworfene Rechtfertigung der Hungerlöhne, wäre es wirklich wahr, daß diese von dem Grade der Concurrenz abhängen, wovon hängt dann der Grad der Concurrenz ab? Lediglich von der Anzahl der Arbeiter? Ich denke, zum Theile auch von dem System, nach welchem die Arbeit und der Lohn vertheilt werden. Jedenfalls ist das keine erbauliche Antwort für die armen Schneider, welche ihnen Glaube, Liebe und Hoffnung verleihen kann für das bestehende Wirthschaftssystem und für diejenigen Leute, welche die Möglichkeit jedes andern Systemes in Abrede stellen. Und so fordert er denn auf, es möchten zwanzig, dreißig, fünzig, hundert Arbeiter sich vereinigen und einander sagen: Die Concurrenz richtet uns zu Grunde und die Concurrenz ist die Trennung, die Uneinigkeit, Jedermann für sich selbst, Jedermann gegen seinen Bruder; das Mittel der Abhilfe muß in der Association, in der Genossenschaft, in der Aufopferung für die gemeinsame Sache liegen. Wir können arbeiten und leben in der Höhle des Aus-

saugers zum Profite Anderer; warum können wir nicht arbeiten und leben zusammen in unseren eigenen Werkstätten, in unseren eigenen Wohnungen, zu unserem eigenen Vortheile? . . . Er wendet sich an die wohlhabenden Leute und fordert ihre Mitwirkung durch Darbringung von Geldmitteln, er appellirt an das Ehrgefühl der anständigen Leute, daß sie jenen Kaufläden ihre Kundschaft entziehen mögen, die sich von dem Schweiße der Armen ernähren u. s. w.

Ludlow gab den „Christian Socialist" heraus; unter der Leitung von Maurice wurde eine Reihe von Aufsätzen darin veröffentlicht, welche das Wesen des von ihnen angestrebten christlichen Socialismus erörterten. Gleichzeitig bildete man eine Gesellschaft zur Beförderung von Arbeitergenossenschaften. In dem Namen „christliche Socialisten" sahen manche einen Grund der Scheidung; aber die Mehrzahl nahm ihn mit Bewußtsein der Kühnheit, ja der Herausforderung an, welche darin lag. Kingsley schrieb damals an Ludlow: „Wir müssen den Arbeiter an allen Punkten fassen, die sein Interesse berühren. Vor allem bei der Genossenschaft — dann aber auch bei den politischen Rechten, wie sie sowohl auf dem christlichen Ideal der Kirche als auf der historischen Ueberlieferung der angelsächsischen Rasse gegründet sind; dann Volkserziehung, Wohnungsreform, Gesundheitspflege, Reform der Gesetzgebung über das Grundeigenthum, öffentliche Erholungsplätze, sittliche Hebung des Familienlebens und was dergleichen mehr ist."

Und später schreibt er einmal: „Die Frage des Privateigenthums ist eine solche, welche wir in diesem Zeitalter ins Auge fassen müssen, einfach deshalb, weil sie uns ins Auge faßt . . . ich will mich compromittiren und ich will Andere veranlassen, daß sie sich compromittiren . . Niemand kann gegen den Teufel ankämpfen, wenn er ihn nicht herzhaft anpackt."

Natürlich fehlte es nicht an lebhafter Gegnerschaft in den verschiedensten Kreisen der Gesellschaft, zumal da man sich auf die Mittel der Presse nicht beschränkte, sondern auch in die großen Volksversammlungen sich begab. Eine solche fand im Sommer 1848 unter dem Vorsitze von Maurice statt — nach einer Sitte, welche wenigstens heutzutage, nachdem die Leidenschaften der socialen Gegensätze in England bedeutend gemäßigt worden sind, dort sehr verbreitet ist, daß nämlich Meetings der arbeitenden Klassen unter dem Vorsitze irgend eines Mannes der höheren Klassen, eines Parlamentsmitgliedes oder dergleichen stattfinden. Auf die Ansprache des Vorsitzenden folgten mehrere sehr bittere Reden von Chartisten, und namentlich wurde ein heftiger Angriff gerichtet gegen die Kirche und die Geistlichkeit. Die Stimmung erhitzte sich und es sah bedenklich aus. Da steht Kingsley auf, kreuzt die Arme, wirft sein Haupt zurück und beginnt: „Ich bin ein Geistlicher der englischen Kirche" — (lange Pause) — „und ein Chartist!" und nun erläutert er das Nähere in dem Sinne, welchen wir kennen.

Da hieß es nun, und so noch bei Kingsley's Tode, er habe sich offen als Chartisten bekannt. Und wie von ihm, so sprach man von den Anderen. Sie wurden als Demokraten von den Tories verschrieen und zugleich als Aristokraten von den Demagogen. Sie waren weder das Eine noch das Andere: sie waren aber Aristokraten im besten Sinne des Wortes, sie glaubten, daß eine grundbesitzende Aristokratie ein Segen für ein Land sein kann und daß kein Land den höchsten Grad der Freiheit erreichen könne ohne eine solche Klasse, die ihre eigene Stellung fest behauptet, getragen von den Sympathien des Volkes.

Um jene Zeit war es, daß Kingsley den Roman „Alton Locke" schrieb (der vollständige Titel heißt: Alton Locke, Schneider und Dichter, eine Autobiographie). Die Quintessenz dieses Buches zieht der Verfasser in einem Briefe an einen Amtsbruder, welcher ihm darüber Bemerkungen gemacht hatte. Ich bin der Ueberzeugung, sagt er, daß ein Mann als Schneider oder Obsthändler ein Heiliger, ein Gelehrter und ein Gentleman sein kann, denn ich habe einige solche selbst schon mit meinen Augen gesehen; und ich glaube, es könnte Hunderttausende solche geben, wenn ihre Berufsthätigkeit auf einen christlichen Grund gestellt würde und ihnen selber durch Unterricht, sanitäre Reformen und dergleichen die Mittel zur Entwickelung ihrer latenten Fähigkeiten gegeben würden. Der Ruf nach Emporsteigen in den Berufsklassen des täglichen Lebens ist meiner Ansicht nach nur daraus entsprungen, daß es immer schwerer geworden ist, in den unteren Schichten des Berufslebens etwas anderes als ein verthiertes Wesen zu sein. Ich weiß wohl, was jetzt für Volkserziehung u. s. w. geschieht, aber dennoch behaupte ich, daß die epidemische Erscheinung des Herabsinkens in der Masse des Volkes während der letzten vierzig Jahre schneller zugenommen hat, als die Heilmittel dawider. Und ich glaube nach meiner Erfahrung, daß, wenn man die Arbeiter in menschliche Wohnungen bringt und ihnen eine christliche Erziehung giebt, sie weit entfernt von dem Wunsch, sich über ihre Klasse zu erheben oder die Anderen auf ihr Niveau herabzuziehen, vielmehr das Gegentheil thun werden — sie werden die Würde der Arbeit empfinden und ihre Arbeit als einen wahren Beruf in Gottes Kirche ansehen, sobald sie gereinigt ist von dem Unrath, welcher sie in ihren Augen nur als eine seelenlose Qual in des Teufels Werkstatt erscheinen ließ. Durch die Vernachlässigung der Kirche, dadurch, daß diese — gerade so wie die päpstliche Kirche und alle schwachen Kirchen — nur mit Weibern, Kindern und Bettlern sich zu schaffen machte, ist die Blüthe der arbeitenden Klassen fast ausschließlich durch sich selbst erzogen und darum leider ungläubig. Wir lehren sie Christen zu werden, indem wir sie lehren, daß wahrer Socialismus, wahre Freiheit, wahre Brüderlichkeit und wahre Gleichheit, nicht die fleischliche, todte, äußerliche Gleichheit des Communisten,

sondern die geistliche Gleichheit im Sinne der Kirche, welche jedem Menschen eine gleiche Gelegenheit zur Entwickelung und Nutzung von Gottes Gaben giebt und Jedermann ohne Ansehen der Person nach seinen Werken belohnt, daß diese nur zu finden ist in Unterwerfung und Gehorsam gegen Christus.

Um diese Zeit wurde auch die Gesellschaft zur Beförderung von Genossenschaften organisirt. Kingsley's Artikel über „Cheap Clothes and Nasty" zogen die Aufmerksamkeit vieler Leute aus den gebildeten Klassen an, darunter namentlich verschiedene Geistliche, welche sich mehr oder weniger enge mit der Bewegung verbanden. Maurice, Kingsley, Hansard und Andere aus diesem Kreise wurden oft darum angegangen, über sociale Fragen zu predigen, und als im Jahre 1851 die erste große Weltausstellung in London eröffnet wurde, floß von den ungeheuren Menschenmengen, die dadurch angezogen waren, ein gut Theil auch zu ihrer Zuhörerschaft. Viele Kirchen von London wurden der Gesellschaft geöffnet, Vorlesungen, Cyclen über die große Angelegenheit des Tages wurden organisirt. Auch bei diesem Anlasse war es Kingsley, der feurigste und streitbarste unter den christlichen Socialisten, welcher seine Stimme erschallen ließ, und, wie öfters, nicht ohne unliebsam zu berühren. Der Pfarrherr einer Londoner Kirche, welcher gleich anderen in seiner Kirche Vorlesungen veranstaltete, forderte auch Maurice und Kingsley dazu auf: des letzteren Schriften hatte er mit dem größten Interesse gelesen, wie er sagte, und Kingsley ließ sich — nicht ohne Mühe — bewegen, eine Predigt über die „Mission der Kirche gegenüber den Arbeitern" zu halten, ein Thema, welches Maurice ihm vorschlug. Der Pfarrer war ganz damit einverstanden, er kannte auch die Schriften und den Standpunkt Kingsley's und seiner Freunde, selbstverständlich sollte der Redner vollkommene Freiheit haben, seinen Standpunkt darzulegen. Dieser nahm seinen Text aus Lukas IV, 16—21: „Der Geist des Herrn ist in mir, weil er mich gesalbt hat zu predigen das Evangelium den Armen" u. s. w. Worin besteht denn nun das Evangelium, fragt Kingsley, und antwortet darauf: „Ich behaupte, das Geschäft, um dessentwillen Gott einen christlichen Priester in einem christlichen Volke erwählt hat, ist: Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit zu predigen, in dem vollsten, tiefsten, weitesten Sinne jener drei großen Worte; ich behaupte, daß er nur insoweit, als er diesen Beruf erfüllt, ein wahrer Priester ist, welcher seines Herrn Werk mit seines Herrn Segen thut; daß er, insoweit er diesen Beruf nicht erfüllt, er überhaupt kein Priester ist, sondern ein Verräther an Gott und den Menschen." Und er wiederholt dies: „ich sage, daß diese Worte den Kern und das Mark des priesterlichen Berufes bezeichnen, Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit für Reiche und Arme sollen sie predigen für jetzt und alle Zeit." Dann fährt er fort, indem er seine Zuhörer warnt, wie es immer ein Zerrbild der edelsten Aufgaben in dieser Welt gebe. So giebt es zweierlei

Freiheiten — die eine, nach welcher ein Mensch frei ist, zu thun, was ihm beliebt, und dieses ist die falsche Freiheit; die andere die wahre Freiheit, diejenige, nach welcher ein Mensch frei ist zu thun, was er soll. Und eben so zweierlei Arten von Gleichheit, die falsche, welche alle Begabungen des Geistes und Charakters zu einer todten Gleichheit nivellirt, und dieselbe Macht den Bösen wie den Guten, den Weisen wie den Thoren giebt, um in Wirklichkeit auf die größte Ungleichheit hinauszukommen; dagegen die wahre Gleichheit, vermöge deren jeder Mensch die gleiche Fähigkeit erhält, zu entwickeln und zu brauchen alle die Gaben, welche Gott ihm gegeben hat, seien sie nun größer oder geringer. Dies ist die göttliche Gleichheit, welche die Kirche verkündet, und welche Niemand sonst so verkündet wie sie. Und eben so giebt es zweierlei Arten von Brüderlichkeit — die falsche, bei welcher ein Mensch selber bestimmt, wer seine Brüder sein sollen, und wen er als solche behandeln will; die wahre, bei welcher der Mensch glaubt, daß alle Menschen seine Brüder sind, nicht nach dem Willen des Fleisches oder dem Willen eines Menschen, sondern nach dem Willen Gottes, dessen Kinder sie allzumal sind."

Am Ende dieser Rede, an welcher heute wohl kaum der Erzbischof von Canterbury Anstoß nehmen würde, trat der Pfarrer der Kirche vor den Altar und sagte, seiner Ueberzeugung nach sei ein großer Theil der soeben verkündeten Lehre unwahr, und er habe eine Predigt von ganz anderer Art erwartet. Kingsley bedurfte bei seinem heftigen Temperament offenbar einer großen Anstrengung, um nicht sofort zu antworten: die Versammlung war stark erregt und erwartete sichtlich eine Antwort von ihm. Er neigte blos sein Haupt, sprach den Segen und verließ die Kanzel.

Da nun, wie wir gesehen haben, die christlichen Socialisten sich keinesweges auf diese blos predigende Thätigkeit beschränkten, da sie obendrein auch nicht blos mit der Beförderung von Arbeitergenossenschaften nach dem Namen ihres Vereins beschäftigt waren, sondern unmittelbar in mancherlei Vorfälle des Arbeitslebens im Sinne der Schlichtung von Wirrniß und Zwietracht eingriffen, so konnte es nicht ausbleiben, daß in den industriellen Kreisen, namentlich aber bei den Männern der Manchesterschule, es eine ausgemachte Sache war, wie diese christlichen Socialisten nichts als eine Hand voll mittelalterlicher Pfaffen seien, welche die Unabhängigkeit und Selbsthilfe der Arbeiter unterdrücken und sie zu feudalen Maximen rückwärts belehren wollen. Was denn dieselben Leute nicht hinderte, Angesichts der versuchten Arbeitergenossenschaften, mit wunderbarer Consequenz der Logik zu behaupten, daß eben die Unabhängigkeit und Selbsthilfe, welche die Arbeiter durch diese erhalten sollten, ein Unsinn sei, daß die Arbeiter nicht unabhängig von den Kapitalisten sein könnten, daß diese Genossenschaften Schiffbruch leiden würden, eben deshalb, weil die Arbeiter sich selber helfen. Der wahre Sinn in diesem Widerspruche

war offenbar der, daß die Arbeiter von ihnen, den Kapitalisten, abhängen sollten, und von Niemand sonst.

Im Sommer des Jahres 1852 war es ein wesentlich durch die Männer von dem Vereine für Genossenschaften herbeigeführter Erfolg, daß eine Bill zur gesetzlichen Anerkennung der Arbeitergenossenschaften im Parlamente eingebracht werden sollte. Man hoffte, die Regierung unter Lord Derby, welche eben ins Amt gekommen war, würde die Sache in die Hand nehmen. Kingsley bemühte sich im Verkehre mit Parlamentsmitgliedern für das Gelingen dieser Sache und behauptete, daß durch eine Maßregel, wie die in Frage stehende, ein wahrhaft conservatives Ministerium für die conservative Sache mehr thun könnte und die arbeitenden Klassen sicherer mit der herrschenden Aristokratie versöhnen, als irgend ein Politiker seit zwanzig Jahren gethan. Ohnehin befänden sich gegenwärtig alle englischen Parteien im Zustande der Zersetzung. Da ist vor allen Dingen die Partei von Robert Peel: sie wird sicherlich am Ende alle Reste der Whigs und den sehr großen Theil der conservativen Partei absorbiren; in einem matten, ungläubigen Zeitalter, wie dem unserigen, ist der Saducäer der mundgerechteste Philosoph; eine systematische Trägheit, Lauheit, ein beständiges Compromißschließen ist das rechte Princip für die jungen Männer unserer Tage. Peel selber, meinte Kingsley, sei ein großer Mann gewesen, aber seine Methode der Compromisse, obwohl nützlich in einzelnen Fällen, wenn sie von einem großen Manne angewendet wird, sinkt zu einer festen Formel herab, wenn eine Schule kleiner Leute sie zu ihrem Principe macht. Dann kommt die Manchesterschule, vor welcher uns Gott bewahren möge; denn von allen engen, verblendeten, heuchlerischen, anarchischen und atheistischen Systemen dieser Welt ist das von Cobden und Bright genau das Schlimmste. Zu behaupten, daß man der Freund der Arbeiter ist, weil man den Preis des Brotes herab bringt, während man blos den Arbeitslohn erniedrigen will und den Kapitalgewinn erhöhen, und in der Zwischenzeit den Abgrund zwischen dem Arbeiter und Allem, was ehrwürdig, ritterlich, traditionell im englischen Volke ist, erweitern, um die Leute zu ihren Sklaven zu machen — das ist, vielleicht halb unbewußt, denn es giebt vortreffliche Männer darunter, das Spiel der Manchesterschule. Der wahre Kampf unseres Zeitalters dreht sich nicht um den Gegensatz von Radikalen oder Whigs gegen Peeliten oder Tories — laßt die Todten ihre Todten begraben —, sind die Kirche, die Gentlemen und der Arbeiter gegen die Shopkeepers und die Manchesterschule. Ein Menschenalter früher konnte dieser Kampf nicht zum Austrage kommen: denn einerseits war die Kirche ein leeres Phantom, der Gentleman zu unwissend, der Arbeiter zu roh, während auf der andern Seite die Baumwollspinner von Manchester alle Tories waren und die Shopkeepers ein von dem ihrigen verschiedenes Klasseninteresse hatten: jetzt aber sind diese

beiden letzteren vereinigt in die erhabene Idee des Profitmachens. Wir kennen jetzt unsere wahren Feinde, und bald werden die arbeitenden Klassen sie auch kennen. Weiß aber die Regierung die Arbeiter nicht an sich zu fesseln, so wird kommen, was wir mit allen Kräften haben hintanhalten wollen — ein zweites Amerika, eine Demokratie, vor welcher das Werk von Jahrhunderten in wenigen Jahren zusammenstürzen wird. Dagegen ist eine wahre Demokratie in unserm Sinne unmöglich ohne eine Kirche und eine Königin und eine Gentry. Von der Haltung der leitenden Staatsmänner wird es abhängen, ob England stufenweise und in harmonischem Fortschritte auf seinen alten Grundlagen sich fortentwickeln kann, oder ob wir immer wieder aufs Neue ohnmächtige Regierungen haben sollen, welche einander im Nichtsthun ablösen, während die arbeitenden Klassen und die Manchesterschule die wirklichen Fragen des Tages ausfechten in Unwissenheit und Leidenschaft, bis der große Krach kommt und alle rechten Männer nach Canada auswandern, um diesem Zustande zu entrinnen.

Ein Menschenalter ist seit dieser Bewegung, welche aus dem intimen Kreise hochgestimmter, ungewöhnlicher Männer in England hervorgegangen war, verflossen. Mehrere von diesen Männern leben und wirken heute noch, andere sind todt. Das praktische Christenthum, welches sie aus den Höhen einer auserwählten Gesellschaft in die Masse des arbeitenden Volkes zu bringen trachteten, hat Früchte gezeitigt und die ganze Arbeiterbewegung Englands hat heute, hat seit Jahrzehnten einen völlig andern Charakter angenommen als zu jener Zeit um die Mitte des Jahrhunderts. Die revolutionären Elemente in den Arbeiterkreisen sind in den Hintergrund gedrängt, die Stimmung derselben ist in das ruhige Bette vernünftiger Reformen geleitet worden, durch die ihnen entgegenkommende Gesinnung der höheren Klassen, wie sie durch die christlichen Socialisten angeregt wurde, dann zumal durch eine Reihe von gesetzgeberischen Maßregeln für Genossenschaften, Coalitionen, Gewerkvereine, Sparkassen, Wohnungsverbesserung und dergleichen Anderes mehr. Der Socialdemokratie des Festlandes steht die englische Arbeiterbewegung äußerlich und innerlich fern; die flüchtigen Communarden von Paris und die exilirten Socialdemokraten von Berlin, Hamburg, Dresden, Leipzig, führen in London eine Existenz für sich; die Söhne der Chartisten verstehen nichts und wollen nichts wissen von den weltumstürzenden Programme dieser Fremden. Der Chartismus ist vergessen: ein Theil seiner Forderungen ist befriedigt durch die inzwischen erlassenen politischen Reformmaßregeln; überandern ist die Zeit hingegangen und man hat gelernt, auf den Grundlagen der bestehenden Ordnung fortzuarbeiten in unabläßiger, aber schritt- und stufenweiser Arbeit. Seit Jahren sitzen die Erwählten von englischen Arbeitern,

Arbeiter selber, im Parlamente, Dank nicht irgend einer umstürzenden Aenderung des Staatswesens, sondern dem ruhigen und regelmäßigen Fortgange der Entwickelung im politischen und socialen Leben.

Zu alledem haben mannichfaltige Umstände beigetragen und verschiedene Einflüsse günstiger Art. Die christlichen Socialisten waren nicht die einzigen, aber sie waren viel für die Sache. Und wer diese Männer gekannt hat, der sah es in ihren Augen: das ist Christenthum, das ist Geist vom Geiste Christi und seiner Apostel.

In jenen Jahren war es, daß ein deutscher Mann England als Freund der arbeitenden Klassen besuchte und die christlichen Socialisten kennen lernte. Es war ein Mann von ähnlichem Gehalte und hieß V. A. Huber. In seinen „Reisebriefen aus England im Sommer 1854" (Zweiter Band der „Reisebriefe aus Belgien, Frankreich und England, Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses 1855") hat er neben anderm dieser Freundschaft ein Denkmal gesetzt. Er war es aber auch, welcher (mit dem Wahrspruche „Eifern ist gut, wenn es immerdar geschieht um das Gute") nach gewissen Seiten hin vor allen Dingen als conservativer und christlicher Mann sein Mahnwort richtete, nämlich nach den conservativen und sich so nennenden christlichen Kreisen hin. Er schildert in dem angeführten Bande einen Ausflug, den er mit Furnivall in ein London benachbartes Fabriketablissement gemacht und die überaus wohlthuenden Eindrücke, die er hier von dem Verhältnisse der Arbeiter und der Fabrikbesitzer empfangen. Daran knüpft er Betrachtungen für die Heimath und sagt unter anderm, solche Beispiele solle man daheim zur Nachachtung empfehlen . . . „den Wenigen aber, die, wie ein Borsig oder Karl, schon einen guten Anfang in so löblichen Dingen gemacht haben, wird die Kunde von solcher Concurrenz englischer Nebenbuhler nur erfreulich sein können. Wie Du Dich aber mit solchen Leuten abfinden willst, deren conservative Orthodoxie überhaupt nichts von Fabriken hören will, das muß ich Dir überlassen. Ich wünsche nur, daß diese Leute ehrlich und consequent seien: dann wird die Opferfreudigkeit des großen Grundbesitzes natürlich nicht nur auf all die sündlichen Genüsse verzichten, welche nur auf jenem Wege geboten werden, sondern es darf Niemandem einfallen, die landwirthschaftliche Production und deren schnöden baaren Ertrag durch die Anwendung von Maschinen beim Säen, Schneiden, Dreschen u. s. w. zu erhöhen. Die Branntweinbrennerei werde ich wohl ausnehmen müssen, nachdem in feierlichen parlamentarischen Verhandlungen (es klingt, als wenn es in diesen Tagen geschrieben wäre) von der äußeren Rechten her der Branntwein als ein Attribut deutschen Volksthums bezeichnet worden, während von keiner Seite auch nur mit einem Worte ein Bedenken gegen die vollkommene Harmlosigkeit dieses Labsals erhoben worden, der Minister aber ausdrücklich sich dagegen verwahrt

hat, daß durch die beantragte Steuer der Verbrauch eine Beschränkung erleiden konnte!" ... Und endlich, sagt Huber zum Schlusse, sollte nicht in den patriarchalischen Zuständen der Arbeiter auf unserem großen Grundbesitze doch noch manches sein, was vor Gott und Menschen und nach dem Maße evangelischer Christenheit schwerer zu rechtfertigen sein dürfte als das, was der verrufene Industrialismus in Belmont aufzuweisen hat? In der That, ich hoffe, die wahrhaft kindischen Ansichten, die staunenswerthe Unwissenheit, welche in conservativen Kreisen hinsichtlich der bekanntesten Thatsachen der großen industriellen Entwickelung unserer Zeit herrscht, ist nicht conditio sine qua non conservativer Rechtgläubigkeit.

Der Männer, wie Huber einer war, hat es in Deutschland kaum einen zweiten in neuerer Zeit gegeben; Männer von verwandtem Geiste manche, aber nicht Viele. Der Name des christlichen Socialismus ist freilich in neuester Zeit wieder hervorgezogen worden; wir bezweifeln, daß der Name in diesem Falle die gleiche Sache deckt. Wenn es vollends sich bestätigt, was in diesen Tagen die Zeitungen berichteten, daß ein vaterlandslos herumirrender Demagog von der niedrigsten Sorte, ein Mensch, welcher wegen schmählicher Verleumdungen, die er unter der Fahne der „Socialconservativen" gegen den Fürsten Bismarck und andere angesehene Persönlichkeiten geschleudert, von den Gerichten verurtheilt worden, ins Ausland geflohen, in der Schweiz die deutschen Socialdemokraten zur socialen Revolution gegen das deutsche Reich aufgehetzt, dieserhalb vom schweizerischen Bundesrathe des Landes verwiesen (nicht ohne auch durch sein Privatleben dringenden Anlaß zu seiner Entfernung zu bieten), — wenn es sich bestätigt, daß dieser „socialconservative" Mann in London ein „christlich-sociales" Zeitungsorgan herauszugeben beabsichtigt, so würde dieses eine merkwürdige Signatur dessen sein, was gegenwärtig alles im Namen des Christenthums für die sociale Sache geschieht — der von jedem civilisirten Lande ausgestoßene Unrath der Verleumdung und der socialen Revolution als Vertreter der conservativen Sache und des Christenthums. Wahrlich, es ist an der Zeit, daß man sich besinne, was Christenthum sei.

Carl Fortlage.

Zum 12. Juni 1881.

Die Philosophie unserer Tage hat vielfach den lebendigen Zusammenhang mit den Bedürfnissen des sittlichen Fühlens und des Gemüthes überhaupt verloren. Vor Allem leiden die verschiedenen positivistischen Richtungen an einer beklagenswerthen Unergiebigkeit für das Innenleben des Menschen. Selbst

der Materialismus ist in dieser Beziehung fruchtbarer, da er dem Gemüthe doch wenigstens unzweideutig sagt, an welche objective Beschaffenheit der Welt es sich mit seinen Hoffnungen und Idealen zu halten habe. Die positivistischen und verwandten Lehren dagegen bleiben so ängstlich innerhalb des unmittelbar Gegebenen, des Empfindungs- und Wahrnehmungsinhaltes stehen, daß sie jede Auskunft über den Wesenszusammenhang der Dinge, über die objective Bedeutung der Welt ablehnen, ja alles Fragen danach für sinnlos erklären. Auf diese Weise entziehen sie der Erhebung und Andacht, dem Schicksalstrotze und der Demuth, der Weltfreude und dem Weltschmerze, jeder Art von sittlicher Gesinnung und Werthgefühl, den Boden. Wie soll sich das Gemüth irgend einem seiner Bedürfnisse, es müßte denn die stumpfe Resignation sein, ernsthaft hingeben, wenn es sich in vollständiger Unwissenheit darüber befindet, ob diese Hingebung an der objectiven Beschaffenheit der Welt ihre Rechtfertigung oder ihre Verhöhnung finde?

Angesichts solcher für Herz und Gesinnung unergiebiger Bestrebungen ist es eine wahre Freude, sich mit der Gedankenwelt eines Philosophen zu beschäftigen, in dessen Philosophie sich ein sittlich-religiöses Gemüthsleben von warmem, edlem Aufschwunge ausspricht. Fortlage ist von der Zuversicht beseelt, daß die strenge Speculation zu denselben Zielen hinleite, auf die das Gemüth durch sein Bedürfniß nach einem „Doppelleben in zwei Welten", durch seine „heiße Sehnsucht" nach fortschreitender „Gottähnlichkeit" hingeführt werde. Die Wahrheit stellt sich ihm dar als ein großes, göttliches Geheimniß, in dessen Luftkreise wir leben, dessen Hauch unsere Beseelung ist. Die Philosophie aber sei nichts anderes als die „Anerkennung dieses Geheimnisses und die Liebe zu ihm", und diese offenbare sich eben in den unablässig forschenden Bemühungen zur Enthüllung desselben. Daher verlange die Philosophie „sinnige Geister und feine Herzen". Theorie und Wissenschaft ist ihm untrennbar geknüpft an das „gegen allen Tod und alle Stockung ewig empörerische und den unsterblichen Höhen zustürmende Herz".

So bestimmt sich auch sein Verhältniß zu den verschiedenen Weltanschauungen wesentlich immer mit durch ihr Vermögen, die ewigen Bedürfnisse des Gemüthes zu befriedigen. In einer seiner Jugendschriften („Die Lücken des Hegel'schen Systemes", 1822) wirft er Hegel besonders dies vor, daß er die unauslöschliche Sehnsucht der Menschenbrust nach einer besseren Welt, die Ahnung von einer wahreren als blos menschlichen Erkenntniß unerfüllt lasse. Die Kantische Philosophie, die er vor Allem hochhält, ist ihm nicht Sache bloßer Verstandesberechnung, sondern er findet „ihr tieferes Fundament" in einer echt religiösen Grundanschauung des ganzen Lebens, die in Kant's Seele nicht weniger lebendig arbeitete, als Klopstock von seinen religiösen Idealen in Bewegung gesetzt war. Und am Materialismus hebt er besonders die

schwache Seite hervor, daß er, eben so wie der religiöse Buchstabenglaube, eine trübe, finstere Lebensansicht sei und eine gespannte und unnatürliche Gemüthslage hervorbringe.

Fortlage war stets von dem Bedürfnisse erfüllt, seine philosophischen Ideen auch über die Kreise der Fachgenossen hinaus auf Denken und Gemüth wirken zu lassen. Doch auch in seinen populären Schriften, aus denen vor Allem seine drei Bändchen gesammelter „Vorträge“ (1869 und 1874) — meist psychologischen Inhaltes — hervorzuheben sind, führt er uns überall in die Tiefe der Dinge und weiht den Leser selbst in die kühnsten Wagnisse seiner Speculation ein, ohne indessen je in trockene, abstracte Entwickelungen zu verfallen. Ganz vortrefflich paßt zu der populären Darstellung ein gewisses sorgloses Sichgehenlassen, das freilich auch nicht selten in seinen wissenschaftlichen Schriften, und hier zu offenbarem Nachtheile, anzutreffen ist. Unter seinen Aufsätzen finden sich wahre kleine Kunstwerke, geschmackvoll ausgebaut, stimmungsvoll sich entwickelnd, voll anmuthigen Wechsels in der Behandlung jeder Frage; und aus ihrem klaren Grunde blickt uns ein sinnig und warm aufleuchtendes Auge entgegen. Und selbst wo er in eine gewisse altmodische Umständlichkeit geräth, bleibt er geschmackvoll, zierlich und liebenswürdig. Auch die Phantasie findet an diesen Vorträgen ihren Genuß: seine Bilder sind nicht vorübergehende Verdeutlichungen des Gedankens, sondern sie stehen dem Dichterischen weit näher, sie bieten sich uns als selbständige, reinlich und sorgsam ausgeführte Gebilde dar, die aus einer treuen, oft sinnreich und originell intuitiven Versenkung in die Gegenstände erwachsen sind.

Besonders bedeutungsvoll sind seine Aufsätze über die Kantische Philosophie und über Jena's philosophischen Ruhm, ferner über die Natur der Seele und über Materialismus und Idealismus. Sie führen am leichtesten in den allgemeinen Geist seiner Denkweise ein. In den Aufsätzen speciell psychologischen Inhaltes behandelt er das Gedächtniß, die Einbildungskraft, die Temperamente, die Freundschaft, den inneren Sinn u. s. w. in einer Weise, die vielfach an Kant's „Anthropologie“ erinnert. Mit viel Sympathie und Liebe ist das Bild des Dichters und Philosophen Novalis gezeichnet. Unsern Denker verbindet mit dem Romantiker die Sehnsucht nach der durch die Sinnenwelt verdunkelten, doch aber auch schon in ihr verborgen enthaltenen „Urwelt“ mit ihrer ewigen moralischen Ordnung. Er sieht in Novalis eines jener Werkzeuge, welche die unsichtbare Kirche des Herrn „mit stürmender, ja tödtender Gewalt“ erfaßt, um sich auf der Erde immer tiefer einzubürgern.

Oft geschieht es mir beim Lesen von Fortlage's Schriften, besonders seinen populären, als wenn mir Klänge aus Schiller's Lied „An die Freude“ entgegentönten. Religiöse Weltfreude ist einer ihrer Grundtöne. Unser Philosoph fühlt sich mitten in einer Welt, in der allenthalben unergründliche

Ströme geistigen Lebens, aus ewigem Urquell stammend, auf- und niederfluthen, und sein Herz wird weit und freudehell in dem hohen Bewußtsein, nicht nur ein Spiegel, sondern auch ein unvergänglicher Sammelpunkt des heiligen Alllebens zu sein. Der Mensch ist „Geist": aus dieser Einsicht quillt ihm als Grundstimmung des Lebens die „Heiterkeit der Hoffnung und die Herzenswärme einer guten fröhlichen Zuversicht". Denn Geist ist ihm Selbstbestimmung und Selbstbethätigung, und die Begeisterung ist die höchste seiner Selbstbethätigungen. Der Geist ist das durch und durch Freie, Unberechenbare; er ist das Vermögen, etwas ganz Neues, noch nie Dagewesenes in die Welt zu setzen; der Geist ist das wahre Wunder. Es ist eine erschlaffende Ansicht, sich den Geist als ein gegen die Wirkungen der Naturgesetze ohnmächtiges Wesen vorzustellen; vielmehr ist er im Stande, wie wir alle Tage in unserem eigenen Innern wahrnehmen können, die Wirksamkeit der Gesetze der sinnlichen Sphäre bald herabzudrücken, bald zu steigern. Und dazu kommt noch sein ewiger Zusammenhang mit dem Urgeiste. Zwischen Geist und Geist ist kein Unterschied, und soweit der Urgeist in uns eindringt, wird er zugleich zu unserem eigenen Geiste. Vor Allem aber ist die Liebe, diese gegenseitige Anzündung und Erregung der Geister in ihrem tiefsten Innern, nur dadurch möglich, daß sie in ihrer Tiefe im Urgeiste communiciren. Alle diese Sätze sind dem Aufsatze über den „psychologischen Begriff des Wunders" entnommen; doch auch da, wo Fortlage nicht ausdrücklich von diesen oder ähnlichen Gegenständen handelt, merkt der Kundige, wie das Gefühl der Gottnähe und der Glaube an den sich in immer neue Regionen und Wege hineinbewegenden Geist seiner Darstellung den warmen Ton hochgestimmter Zuversicht und Heilsfreudigkeit giebt.

Freilich darf auch nicht verschwiegen werden, daß seine hochgehende Speculation die irrationelle Seite der Welt, den Schmerz und das Böse, die Endlichkeit, die Vereinzelung und den Zufall und all die hierdurch bedingten Härten und Verworrenheiten viel zu gering schätzt, es mit den hieran sich knüpfenden bangen Fragen zu leicht nimmt und so die Welt viel zu einseitig als ein Reich des Lichtes auffaßt. Auch scheint er mir da, wo er einzig den Forderungen des Denkens gehorchen sollte, öfters allzusehr unter dem Einflusse von Gemüthspostulaten zu stehen. Ueberhaupt ist seine Art, zu entwickeln und zu beweisen, nicht so sehr durch ein Schritt für Schritt unausweichlich zwingendes Zerlegen und Aufbauen und durch ein haarscharfes Treffen im Vertheidigen und Vernichten ausgezeichnet, als vielmehr durch ein zartsinniges Lauschen auf die innere Sprache der Dinge, durch ein tiefdringendes Deuten derselben und ein kunstvolles Zurückführen der verschiedenen Phänomene auf die gewonnenen vereinfachenden Gesichtspunkte. Hier ist indessen nicht der Ort, auf jene unvollkommeneren Seiten seines Philosophirens näher einzu-

gehen; wir werfen lieber einen Blick auf seine älteren populären Werke, um zu sehen, wie sich in ihnen seine weltfreudige, zukunftsfrohe Stimmung zum Ausdrucke bringt.

Seine „Meditationen über Plato's Symposion" (1835) sind dithyrambisch gehaltene Variationen über Themata aus dem in dem Titel angegebenen Dialoge Plato's. Bevor er an der streng wissenschaftlichen Arbeit der Philosophie theilnimmt, will er mit den „Tönen des Platonischen Enthusiasmus" hervortreten. Er will Plato in den Herzen der Menschen zu neuem Leben erwecken, „griechisches brennendes Blut in unser nordisches Phlegma gießen und uns wieder eintauchen in das Nachtigallengeschmetter jener alten Romantik". Wäre nur mehr Maß und Mark, mehr Klarheit und Abstufung der Farbengebung in diesen oft kühn und hochpoetisch fluthenden Ergüssen einer die Gottheit und die Liebe, die Schönheit und die Poesie preisenden Seele! Der Rausch der Sehnsucht und Anbetung überschüttet uns oft mit einem übermäßigen, erstickenden Bilder- und Wortreichthume. So wird uns auch der Genuß erschwert, den sonst diese interessante Romantik, die ihre modernen Gefühle ebensosehr in die Weisen der Psalmen und Propheten, wie in die Ideen Plato's kleidet, mit ihren stürmischen, in allen Farben leuchtenden Herzensflammen in viel reicherem Maße gewähren würde.

In weitaus gereifterer Gestalt tritt uns Fortlage's enthusiastische Weltbetrachtung in den wenige Jahre später veröffentlichten „Vorlesungen über die Geschichte der Poesie" (1839) entgegen. Eines der ersten Kapitel benennt er „Lustgang durch die Reiche alter Poesie". Das ganze Buch ist ein solcher Lustgang, der uns von Höhe zu Höhe durch die Poesie aller Völker hindurch führt. Denn vor Allem kommt es dem Darsteller auf das Gepräge an, das die Dichtung von der Seele des besonderen Volkes empfängt; von den einzelnen Dichtergestalten wird nur den glänzendsten Sternen eine eingehende Charakteristik gewidmet. Jeder verständnißwillige Leser wird den Eindruck haben, als schreite er durch Tempel und Paläste von mannichfaltigstem Schmucke, die sich der Menschheitsgeist auf seinem triumphirenden Gange gebaut, und als begleite seine Wanderung das Rauschen hochfestlicher Musik in den wechselndsten Tonarten und Rhythmen. Freilich erhalten wir von den geschilderten Dichtungen und Dichtern keine erschöpfenden, scharf umrissenen Bilder. Doch versteht Fortlage überall in großen Zügen zu zeichnen und ohne viel Vorbereitungen und Umschweife den Gegenstand von nicht gewöhnlicher Seite in glanzvolles Licht zu setzen. Auch in seiner bildlichen Redeweise ist er hier weit glücklicher, wenn auch zuweilen noch Mißgriffe vorkommen. Bald weiß er uns das kühne Feuer seiner Bilder ins innerste Mark zu werfen, bald wieder durch den schimmernden Schmuck derselben in uns etwas wie süßen Rausch oder Traum zu erzeugen. Aus ganz besonders innigem Miterleben

scheint mir seine Schilderung der hebräischen Poesie und der altchristlichen Hymnen hervorgegangen zu sein. Ueberhaupt ist die Lyrik mit dem weitaus größten Verständniß behandelt.

Fortlage gehört mit seinem Streben und Stolze jener „ewig denkwürdigen Epoche an, wo der Kantische Stamm seine ersten freieren Aeste trieb, in Fichte's Wissenschaftslehre, in Schelling's transscendentalem Idealismus, in Hegel's Phänomenologie". Sein Herz hebt sich ihm im Andenken an jene Tage zu Ende des vorigen Jahrhunderts, „wo Segel an Segel sich aufspannte, um den gottbeseelten Hauch des gewaltig arbeitenden und bis in seine Urtiefen aufgewühlten Menschengeistes zu empfangen als eine neue Triebfeder der Weltgeschichte, nämlich die Triebfeder der Vernunft". Kant verehrt er nicht nur als den „entschlossensten Mann der reinen Ueberzeugung", sondern auch als den Begründer des Systemes der absoluten Wahrheit. Und zwar gilt ihm nicht, wie zumeist dem skeptisch kühlen Kantianismus unserer Tage, die „Kritik der reinen Vernunft" mit ihrem speculationsfeindlichen Resultate als der ganze Kant oder auch nur als der überwiegend wichtige Theil an ihm, sondern er ist überzeugt, daß Kant's wahres Verdienst erst durch die Hinzufügung der Ethik zur Vernunftkritik entspringe. In der Ethik habe er dem Princip des Guten den überflüssigen Flitterstaat der Lust, des Nutzens und aller interessanten, außergewöhnlichen und großherzigen Anstrengungen abgezogen und es als nackte Göttergestalt vor unsere Augen gestellt; er habe uns das Gesetz des Guten als das höchste Weltgesetz verehren gelehrt und die christliche Verkündigung eines Doppellebens in zwei Welten als ableitbar aus den Grundwahrheiten der Vernunft erwiesen.

Andererseits aber ist Fortlage durchaus nicht gesonnen, sich an Kant's Speculation genügen zu lassen und „die von ihm mit mächtiger Faust aufgerissene Pforte zu einer neuen Welt schon für die neue Welt selbst zu halten". Wer Kant's System in sich lebendig reproducire, der werde finden, daß aus ihm die Keime des nachkantischen Idealismus aller Orten in überraschender Fülle entgegenspringen, und daß der stürmische Denkproceß an dem Wendepunkte des vorigen Jahrhunderts schon in jenem als ein leises, innerliches Pulsiren enthalten sei. Unter allen nachkantischen Philosophen aber erscheint ihm Fichte, dieser „trockene Feuergeist", als der Höhe- und Culminationspunkt der ganzen Bewegung, als der Vertreter des reinsten und echtesten Idealismus, zu welchem je ein Menschengeist sich emporschwang.

Bei allem Hinausschreiten über Kant gilt ihm dieser stets als der lebendig fortwirkende Ausgangspunkt. Schon 1832 in seinem Buche über Hegel, also zu einer Zeit, wo Kant fast allgemein als überwundener Standpunkt mißachtet ward, sagte er nachdrücklich: „Lasset uns wieder zur Kantischen Mutterphilosophie zurückkehren." Und seine auch heute noch werthvolle

„genetische Geschichte der Philosophie seit Kant" (1852) ist gleichfalls in diesem Geiste gehalten. Wenn sie das energische Zurückgehen auf Fichte, diesen „stärksten Arbeiter in den Wegen Kant's", fordert, so fordert sie damit zugleich ein enges Sichanklammern an Kant's Fundamente. So hat Fortlage scharfblickend unserer heutigen Kant-Bewegung vorgearbeitet. Freilich fiel er in eine andere Einseitigkeit: durch die starke Hervorhebung des Verwandten in Kant, Fichte, Schelling und Hegel traten ihm die gewaltigen Differenzen zwischen ihnen allzusehr in den Hintergrund. Diese Unterschätzung macht sich in seiner Geschichte der Philosophie als durchgehender Mangel bemerkbar.

„Transscendenter Pantheismus": so bezeichnet Fortlage Fichte's und seine eigene Lehre. Das „absolute Ich" überragt die Raum- und Zeitwelt, die Natur- und Weltgeschichte; es ist weder unbewußter Naturgrund, noch bewußtes Individuum, doch diesem verwandter. Insoweit die endlichen Individuen ein autonomes Denken ausüben und das moralische Gesetz in sich spüren, sind sie Eins mit dem absoluten Ich, mit der Gottheit. Sehr Viele werden die Bezeichnung eines transscendenten Pantheismus für widersprechend halten. Ich glaube indessen, daß man das Enthaltensein der Welt im ewigen All-Einen so innig als möglich fassen und dabei dennoch ein Hinausreichen des All-Einen über die Welt zu eigenthümlichem Dasein behaupten darf. Ob freilich die in Fichte's Sinne gehaltene nähere Ausführung dieses Pantheismus zu billigen sei, ist eine andere Frage.

Fortlage's philosophische Hauptleistung ist sein zweibändiges „System der Psychologie" (1855). Von Fichte und seinem Nachfolger sei das Fundament der Philosophie nach synthetischer Art geschaffen worden; der Ausbau desselben aber müsse analytisch und inductiv geschehen. Der Speculation habe daher eine empirisch genaue Durchmusterung der psychischen Vorgänge, eine Psychologie auf dem Boden der Selbstbeobachtung voranzugehen. Hier bringt er besonders Beneke zu Ehren, diesen „Virtuosen" im Handhaben derjenigen Methode, welche durch die Betrachtung des Associirens und Flottirens der Vorstellungsmassen, des Anziehens und Abstoßens derselben das seelische Geschehen zu erklären sucht. Das „System der Psychologie" enthält eine Fülle feiner Beobachtungen, trefflicher Analysen und origineller Gesichtspunkte. Indessen müssen wir uns ein näheres Eingehen versagen. Hier, wo es uns darauf ankam, von Fortlage's geistiger Persönlichkeit, wie sie sich in seinen Schriften darlebt, ein Bild zu gewinnen, müssen wir bei dieser kahlen Bezeichnung des Gebietes stehen bleiben, durch dessen reinliche und liebevolle Durchforschung er sich einen ehrenvollen Platz in der Geschichte der Psychologie erworben hat.

Seit fünfunddreißig Jahren ist Fortlage eine Zierde der Universität Jena, und es war stets sein Stolz, gerade an dieser Universität, welche —

nach seinen Worten — in den glorreichen Jahrzehnten des ersten Aufblühens der Kantischen Philosophie der vorzüglichste Herd des neuen Geistes war, diesen Geist fortpflanzen zu dürfen. In diesen Tagen vollendet er sein fünfundsiebzigstes Lebensjahr. Wer indessen heute den ehrwürdigen Greis mit dem warm und geistvoll blickenden Auge über die tiefsten Fragen der Metaphysik voll jugendlichen Eifers disputiren hört, wird es kaum glaublich finden, daß so viel Jahre über dieses Haupt dahingeglitten sind. Vor Allem aber wird ihn der Wunsch erfüllen, daß uns der still sinnende Denker noch mit mancher schriftstellerischen Gabe erfreuen möge. Und in diesen Wunsch werden alle diejenigen einstimmen, die in dem Lärm und Qualm unserer allem stillen Verweilen und Insichblicken abgeneigten Zeit noch Sinn und Muße haben, sich bei der Betrachtung des Wunderbaues der Seele und der Sterne und Sonnen der Idealwelt der Führung eines zartsinnigen, geschmackvollen und dem Lichte zufliegenden Geistes anzuvertrauen.

Jena. Johannes Volkelt.

Deutsche Literaturgeschichte in England.

Es ist erfreulich, daß das Studium der letzten Blüthenperiode unserer Literatur von Jahr zu Jahr auch außerhalb der deutschen Grenzen mit Ernst und Liebe betrieben wird. Namentlich in England, wo sich schon früher ein lebhaftes, auch auf Deutschland rückwirkendes Interesse an Goethe's Leben und Werken zeigte, haben sich in jüngster Zeit verschiedene Forscher nun auch mit den anderen Führern unserer literarischen Entwickelung beschäftigt. So erschien 1877 James Sime's „Lessing", ein Buch, das sich um die Erkenntniß des geistigen Lebens Deutschlands im vorigen Jahrhundert bei den Engländern manches Verdienst erwarb, wenn es gleich bei dem Mangel einer originalen, aus dem selbständigem Studium der Quellen geschöpften Auffassung und Darstellung Lessing's die Ehre, in die deutsche Sprache übersetzt zu werden, kaum verdient hat. Diesem Werke schließt sich jetzt eine Arbeit von Alexander Hay Japp an, die in einer Reihe von Biographien der hervorragendsten Dichter und Schriftsteller die Entwickelung unseres geistigen Lebens von Lessing bis auf die Romantiker übersichtlich darzustellen strebt.*)

In diesem Sinne behandelt Japp Lessing, Winckelmann, Mendelssohn, Herder, Goethe, Tieck, Novalis und fügt ein allgemeineres Kapitel über die romantischen Elemente in unserer Literatur und über den Einfluß der deut-

*) German life and literature, in a series of biographical studies. By Alexander Hay Japp, LL. D. Marshall Japp & Company. London.

schen Philosophie auf das politische Leben unseres Volkes bei; ein Anhang bringt kürzere Aufsätze über Christian Tobias Damm, den Lehrer Winckelmann's, Hamann, Johann Georg Scheffner, den Freund Herder's, und den durch Lessing's und Ramler's kritisch-philologisches Bemühen aus unverdienter Vergessenheit wieder erweckten Friedrich von Logau. Welche Principien den Verfasser bei dieser Auswahl leiteten, ist schwer zu ersehen; jedenfalls ist aber nur eine höchst oberflächliche und mangelhafte Erkenntniß des literarischen Lebens Deutschlands im achtzehnten Jahrhundert möglich, wenn von der Betrachtung grundsätzlich Klopstock, Wieland, und sogar Schiller ausgeschlossen ist. Viel eher wäre dagegen Mendelssohn zu entbehren gewesen; nun er aber einmal in den Kreis der Untersuchung aufgenommen ist, war es unerläßlich, daß ihm, dem edelsten Vertreter jener allgemeine „Aufklärung" bezweckenden Popularphilosophie, die sich unter englischen und französischen Einflüssen aus dem Dogmatismus Leibnizens und Wolff's herausbildete, der Begründer der kritischen Philosophie entgegengestellt wurde, Kant, zu dem die Entwickelung der gesammten speculativen Wissenschaft des Jahrhunderts als zu ihrem Gipfelpunkt emporstrebte. Hamann sollte nicht blos mit zwei Seiten im Anhange abgethan, sondern ausführlich neben Winckelmann betrachtet werden: wie dieser das wahre griechisch-römische Alterthum durch die geschichtliche Forschung neu erschloß, so lenkte jener den Blick wieder auf die orientalische Urpoesie. Beide Einflüsse vereinigen sich in Herder und führen zusammenwirkend die herrliche Blüthe unserer Literatur in dem von Goethe's Dichtung ausgefüllten letzten Drittel des Jahrhunderts herbei; beide Einflüsse wirken in anderer Weise auf die Stifter und Häupter der romantischen Schule bis in unser Jahrhundert hinein.

Die Biographien Japp's bringen dem Engländer, der unsere Literatur nicht in den Quellen oder nach deutschen literarischen Darstellungen zu studiren vermag, manches Neue. Die Hauptereignisse des Lebens, der menschliche und der künstlerische Charakter eines jeden Autors, seine historische Bedeutung, eine Reihe seiner hervorragendsten Werke sind kurz, klar, meistens geistvoll und warm besprochen; die Schilderung ist durch selbständiges, bisweilen freilich auch bizarres Urtheil ausgezeichnet: sonst wird der deutsche Leser aber wenig Originelles in diesen Biographien finden. Japp hat zwar oft aus den Quellen selber geschöpft, öfter aber aus den deutschen, französischen und englischen Werken über die Quellen, und hier leider ohne alle Kritik. Die elendesten und unzuverlässigsten Scribenten über deutsche Literatur dienen ihm bald als Gewährsmänner, um sein Urtheil zu bestimmen, oder wenigstens zu bekräftigen, bald als Autoritäten, die er alles Ernstes einer eingehenden Polemik würdigt. Ja nicht selten kennt und benützt er ausgiebig die mittelmäßigen und schlechten Arbeiten über einzelne Gebiete unserer Literaturgeschichte, ohne

die besseren Leistungen hervorragender Gelehrten der früheren wie der allerletzten Zeit zu beachten. So verweist er in seiner Darstellung Lessing's viel öfter auf Stahr, Sime und ähnliche unselbständige Arbeiter als auf Danzel; von Rudolf Haym's Musterwerke über Herder, von Michael Bernays', Wilhelm Scherer's und Herman Grimm's Arbeiten über Goethe scheint Japp fast nichts zu wissen, von Haym's Buch über die romantische Schule wenigstens nicht viel. Dagegen wird aus umfassenden Literaturgeschichten, wie aus Specialuntersuchungen von geringerem Werthe, selbst aus Menzel, mancherlei citirt.

Kein Wunder daher, daß trotz der besten Absicht grobe Fehler im einzelnen und verkehrte Urtheile im ganzen zahlreich unterlaufen. Am wenigsten in dem Aufsatze über Winckelmann. Hier fand Japp Jahn's und Justi's treffliche Vorarbeiten; hier gelang es ihm auch, ein würdiges, wahrheitsgetreues Bild von dem Leben und Thun seines Helden mit Begeisterung und Wärme zu entwerfen. Mit großer Liebe ist ferner Novalis behandelt; Japp's anmuthige Darstellung nöthigt dem Leser eine herzliche Zuneigung zu dem Menschen und Dichter ab. Auch Tieck und Mendelssohn erfreuen sich derselben ansprechend warmen und klar durchsichtigen Schilderung, obwohl besonders bei dem ersteren ein erschöpfendes Studium der Quellen vermißt wird. Dagegen lassen die Biographien Lessing's, Herder's und namentlich Goethe's viel zu wünschen übrig.

Auch die Darstellung Lessing's ist übersichtlich und geistreich; sie sucht uns ein menschliches Interesse für Lessing's Leben und Wirken abzugewinnen und fällt bisweilen in einen nur zu panegyrischen Ton. Man möchte aus ihr schließen, daß Lessing sogleich hinter der trostlosen Zeit der Hofpoeten erstand, der erste Deutsche mit warmem Verständnisse für Poesie und Kunst überhaupt, ohne alle literarische Vermittelung; von den Dichtern, die vor und neben ihm blühten, wird nur Gottsched erwähnt; an Hagedorn und die Anakreontiker, an Haller, Klopstock und die theoretischen Leistungen der Schweizer ist nicht gedacht. Namentlich Lessing's Verdienst um die Bildung der deutschen Kunstsprache ist weit überschätzt; schon vor ihm hatten die genannten Poeten der Dichtersprache nicht blos Anmuth und Schönheit, sondern auch Kraft und Würde mitgetheilt, er übertrug nur dieselben Vorzüge auf die deutsche Prosa. Nicht weniger einseitig ist es, wenn Japp den Einfluß der gesammten Thätigkeit Lessing's als weiter und heilsamer für das ganze Gebiet der Cultur hinzustellen sucht, als den irgend ein anderer Deutscher, Luther, Leibniz oder Goethe, ausübte. Mit vollem Rechte wird auf Lessing's theologische Arbeiten großes Gewicht gelegt; das Verhältniß zwischen Kritik und Production in seinen Werken ist trefflich dargestellt und zuletzt glücklich in den scharf präcisirten Satz zusammengefaßt, daß Lessing in seinen kritischen

und polemischen Werken eben so viel von dem Geiste des Dramatikers als in seinen Dramen von dem Geiste des Kritikers verrathe*). Aus seiner scharfen Beobachtung alles Menschlichen und aus seinem Mitfühlen mit demselben leitet Japp Lessing's dramatische Kraft ab: ihm fehlte die künstlerische Imagination, die Eigenschaften des Dichters überhaupt; dagegen besaß er aber eine Art von der Neugierde des Dramatikers (dramatic curiosity). Er schuf nie im strengsten Sinne einen Charakter; er goß vielmehr nur die Grundelemente eines Charakters, die er an Personen aus seinem Umgange kennen gelernt hatte, in dramatische Formen. Nur seine Aufrichtigkeit und Gründlichkeit ist schuld, daß diese Personen uns wie wahre dramatische Schöpfungen berühren. Einseitig äußerlich ist Lessing's Verhältniß zu seinem Vaterlande erfaßt: wäre Lessing nicht mehr Patriot gewesen, als der Verfasser ihm zugesteht, so hätte er nie den „Philotas" schreiben können. Hingegen gilt, was von Herder's vaterländischer Gesinnung gesagt ist, vielfach eben so gut von Lessing. Auch die allerdings von Japp selbst verclausulirte Bemerkung, daß Lessing einen hervorragend britischen Geist besessen habe, daß er von allen Deutschen am wenigsten deutsch gewesen sei, bedürfte sonach noch mancher Einschränkung.

Recht oberflächlich ist die Betrachtung Herder's ausgefallen: über sein erstes größeres Werk, das seine literarische Stellung begründete, die „Fragmente über die neuere deutsche Literatur", hören wir ebenso wenig ein Wort wie über die letzte und populärste seiner Dichtungen, den „Cid". Doch zeugt die Stellung wenigstens noch von einer fast enthusiastisch warmen Theilnahme, die der Verfasser an den Geschicken und Arbeiten seines Helden nimmt.

Ganz anders bei Goethe. Zu ihm weiß sich Japp in gar kein Verhältniß zu setzen, Goethe's Leben und Dichten bleibt ihm gleicherweise völlig unverstanden, seinen Worten und Werken bringt er ein unbestimmtes Mißtrauen oder ein ausgesprochenes Vorurtheil entgegen; gleichwohl wagt er sich aber mit kleinlichem und darum gewöhnlich schiefem, oft geradezu schamlosem Urtheile an Beide heran. Den Grundzug in Goethe's Charakter bildet nach Japp's Darstellung ein unbegrenzter Egoismus, aus dem die niedrigsten Schwächen entspringen: Selbstüberhebung, Eitelkeit, Neid, Mißgunst, Verkleinerungssucht, Undank gegen die Freunde, Kälte und Herzlosigkeit gegen die Geliebten. Da Goethe's eigene Berichte über sein Leben in „Dichtung und Wahrheit" dieser Auffassung geradezu widersprechen, scheut sich Japp nicht, den wahrsten aller Dichter der bewußten Entstellung der Wahrheit aus niederträchtigen, selbstsüchtigen Bewegungsgründen anzuklagen. Indem der Verfasser

*) S. 69: Lessing is really as much of the dramatist in his critical and argumentative works as in dramas pure and proper.

verschiedene, nur halb oder gar nicht verstandene Vorgänge in Goethe's Leben, oder Stellen aus seinen Schriften und Briefen, aus dem Zusammenhange losgerissen, geschickt, aber in ganz verwerflicher Weise zu benützen weiß, sucht er diese Vorwürfe durch den Schein der wissenschaftlichen Begründung dem oberflächlichen Leser plausibel zu machen. Von Goethe's Werken — ihre Betrachtung wird höchst ungeschickt von der des Lebens viel zu sehr getrennt — vermag Japp am ersten dem „Götz" und den volksmäßig gehaltenen Liedern des jungen Dichters Geschmack abzugewinnen; außerdem widmet er höchstens noch dem „Faust" einige annehmbare Worte; sonst sind ihm die Dichtungen der Weimarer Periode nur Producte eines durch das Hofleben corrumpirten Genius. Goethe's wissenschaftliche Arbeiten scheinen ihm im Allgemeinen verfehlt; „Iphigenie" tadelt er als ultraclassicistisch; „Tasso" als krankhaft sentimental; „Wilhelm Meister's Lehrjahre", die „Römischen Elegien" und die „Wahlverwandtschaften" sind in seinen Augen schamlose Erzeugnisse einer sinnlich ausschweifenden, unkeuschen Einbildungskraft oder grob realistische Wiedergabe der unreinen und gemeinen Elemente in der den Dichter umgebenden wirklichen Welt. Natürlich bleibt einer derartigen Auffassung die eigentliche letzte Absicht des Dichters in allen diesen Werken, sowie die bedeutendsten Gestalten in denselben (z. B. Natalie im „Wilhelm Meister") ebenso durchaus unverstanden als gewisse persönliche Beziehungen Goethe's, die zum Theil den Menschen von seiner edelsten Seite zeigen. Nur das Verhältniß zu Christiane Vulpius weiß Japp richtig zu würdigen; über Frau von Stein geht er zwar äußerst flüchtig hinweg, ohne sich aber jeder gewagten Vermuthung zu entschlagen; bei Frau von Willemer wiederholt er den unverständigen Spott Gutzkow's; Lili behandelt er geradezu gemein, und die Briefe an Kestner, in denen sich der Schmerz über Lotte's Verlust ausdrückt, findet er „spooney in the extreme"! So weiß er auch an Karl August blos die schwachen Seiten hervorzukehren; in Goethe's Verhältniß zu Herder erblickt er nur eine Reihe von Mißverständnissen und Ungerechtigkeiten, welche sich der eitle, undeutsche, christlichen Sinn ebenso wie sittliche Zucht verspottende Goethe gegen den einstigen Freund, dem er mit Mißgunst und Undank lohnte, zu Schulden kommen ließ; unter den Motiven, die Goethe bis zum Jahre 1794 von einem innigeren Verkehre mit Schiller zurücktrieben, stand nach Japp's Meinung Neid und Eifersucht auf seinen Dichterruhm voran. So faßt sich sein Gesammturtheil über Goethe dahin zusammen, er sei einer von den Menschen, deren Bild sich bei näherer Bekanntschaft verdunkelt, sein Einfluß wirke erstickend und schwächend auf die besten Elemente in der deutschen Literatur und im deutschen Leben. Bedürfen diese Anklagen in Deutschland ein Wort der Widerlegung? Wird sich doch kaum der Engländer eine derartige Entstellung Goethe's gefallen lassen; den edleren und wahrhaft gebil-

beten Theil der Nation werden wenigstens Carlyle's Arbeiten davor schützen. Besonders gegen ihn und gegen Lewes polemisirt Japp gern. Es wird dem Deutschen, der sich wissenschaftlich ernst mit Goethe beschäftigt, nicht einfallen, Lewes' Biographie als ein gutes Buch vertheidigen zu wollen; Japp aber hat in seinen Angriffen auf dieselbe nahezu immer Unrecht, zu ihm verhält sich Lewes noch immer wie „Hyperion to a satyr".

Gegenüber diesen durchgreifenden Mängeln und Irrthümern ist es kaum nöthig, auf kleinere Fehler im Einzelnen hinzuweisen. Sonst könnte man wohl fragen, woher Japp die Notiz habe, daß Nicolai 1759 die Zeitschrift „Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften" gründete. Hier ist alles verkehrt: mit der „Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften und freien Künste", welche Christian Felix Weiße seit 1765 herausgab, hatte Nicolai gar nichts zu thun; er gab nur die ersten vier Bände der „Bibliothek der schönen Wissenschaften und freien Künste" von 1757 bis 1759 heraus. Zu seiner „Allgemeinen deutschen Bibliothek" schrieb hinwiederum Lessing nie eine Zeile, was Japp schon aus Lessing's und Nicolai's eigenen Aeußerungen hätte lernen können, wenn ihm auch das von G. F. E. Parthey 1842 herausgegebene Verzeichniß der Mitarbeiter an der „Allgemeinen deutschen Bibliothek" nicht zu Gebote stand. Eben so hätte ihn ein gründlicheres Studium des „Laokoon" belehrt, daß nicht sowohl an Winckelmann's „Geschichte der Kunst des Alterthums", sondern an seine Erstlingsschrift, „Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke in der Malerei und Bildhauerkunst" Lessing in seiner Untersuchung über die Grenzen der Malerei und Poesie anknüpfte. Mannichfache Versehen dieser Art sind durch das ganze Buch verstreut. Uebertroffen wird ihre Anzahl höchstens durch die Masse der Druckfehler, deren Häufung namentlich in deutschen Wörtern eine unerhörte ist und manchmal geradezu einen komischen Effect macht.*)

Ein Gewinn liegt für den Engländer, der der deutschen Sprache nicht mächtig ist, namentlich in den Theilen des Buches, in denen Japp größere oder kleinere Abschnitte aus den Werken der deutschen Autoren, über die er eben spricht, in seine Sprache übersetzt. Im Allgemeinen gut gelungen sind ihm die prosaischen Stellen, obwohl auch sie nicht ganz frei von kleineren Fehlern sind; seine Versuche hingegen, deutsche Verse (von Logau und Herder) in englischen wiederzugeben, sind recht mittelmäßig ausgefallen. Das Streben, die Kenntniß deutscher Literatur in England zu vermehren, verdient in Japp's Werke Beifall und wird hoffentlich auch vom Erfolge gekrönt werden; für die nach wissenschaftlichen Principien verfahrende literarhistorische Forschung in Deutschland ist sein Buch ohne tiefere Bedeutung. Franz Muncker.

*) Vgl. S. 268: „Die verruchte Stelle" (statt „Stella"); S. 497: „Stimmung der Volker" (statt „Stimmen der Völker") u. s. w.

Aus dem deutschen Reichstage.

VIII.

Die Verhandlungen der beiden letzten Wochen vor Pfingsten erstreckten sich auf eine ganze Fülle der bedeutsamsten Angelegenheiten. Die Lösung aber konnte auch hierbei überall nur entsprechend sein der Zersplitterung des Reichstages in eine ganze Reihe mit einander kämpfender Parteien, die in gleicher Weise, wie dies leider vielfach auch von der Regierungsseite geschieht, mehr das Einfangen von Wahlstimmen bei den nächsten Wahlen als den eigentlichen Kern der Dinge, um die es sich handelt, vor Augen haben.

Die Hamburger Angelegenheit stand einige Tage hindurch im Vordergrunde allen Interesses. Die Verfassungsfragen, ob der Bundesrath berechtigt sei, ohne Mitwirkung des Reichstages das kaiserliche Zollamt in Hamburg aufzuheben und die Zollgrenze nach der Elbe unterhalb Hamburgs zu verlegen, so daß damit die ganze Hamburger Schifffahrt unter Zollcontrole gestellt wäre, vermischte sich mit der seit vorigem Jahre bereits angeregten Verstimmung darüber, daß gegen den Bundesstaat Hamburg ein starker Druck ausgeübt werde, um ihn zur Aufgebung seiner Freihafenstellung zu nöthigen, wie sie mit dem Geiste der Verfassung nicht vereinbar sei. Die Gefahr lag nahe, daß der Reichstag durch das Gefühl einer starken Verstimmung über ein rücksichtsloses Vorgehen des Starken gegen den Schwachen sich hinreißen ließ zu einer Behandlung der Verfassungsfragen und zu Aufstellung von Ansprüchen, die bei ruhigerem Blute sich nicht aufrecht halten ließen und die zu einem Conflicte hätten führen können, der für Reichstag und Verfassung einen verhängnißvollen Ausgang nehmen konnte. Das verfassungsmäßige Recht des Reichstages auf Mitwirkung bei Aufhebung des kaiserlichen Zollamtes in Hamburg und bei der Verlegung der Zollgrenze an die Unterelbe ist mindestens sehr zweifelhaft. Etwas anderes ist die Frage, inwieweit die Ausschließung des Reichstages dem Geiste der Verfassung entsprochen hätte und inwieweit die Maßregel in ihren Consequenzen ausführbar gewesen wäre, ohne später doch Geldverwilligungen des Reichstages nothwendig zu machen und die Angelegenheit dadurch seiner Mitwirkung zu unterstellen; etwas anderes auch die Frage, inwieweit die Maßregel wirthschaftlich und politisch für Deutschland nothwendig. Zum Glück behielt im Reichstage doch die Stimmung, welche vor der Aufstellung undurchführbarer Verfassungsforderungen warnte, die Oberhand, und man begnügte sich zuletzt mit einem von nationalliberaler Seite gestellten Antrage, der später in etwas veränderter Fassung unter die Flagge der führenden Partei des Centrums gestellt ward, der nur das Verlangen aussprach, daß die Maßregeln nicht vor einer defini-

tiven Vereinbarung mit dem Bundesstaate Hamburg ausgeführt werden sollten. Die ganze Angelegenheit verlor dadurch von ihrer Schärfe, daß im Augenblicke der Berathung der Abschluß dieser Vereinbarung wenigstens mit den Hamburger Bevollmächtigten, wenn auch noch nicht mit allen betheiligten Factoren bekannt ward. Der Reichskanzler hat damit einen bedeutenden Sieg erfochten, es ist ihm gelungen, Hamburg zur Aufgabe eines ihm zustehenden Rechtes zu nöthigen, und Bremen wird natürlich nach diesem Vorgange bald nachfolgen, vorläufige Verhandlungen schweben bereits. Hamburg behält ein kleines Freihafengebiet, das die Schifffahrt ohne Zollcontrole möglich macht, wozu indeß die Erbauung der an den Hafen zusammengedrängten Niederlagsräume nöthig ist, die jetzt über die ganze Stadt verbreitet sind. Die Kosten dieser neuen Einrichtungen sollen mit vierzig Millionen vom Reiche getragen werden, weitere vierzig Millionen, oder, wenn dies unzureichend, der ganze fehlende Betrag, sollen durch Hamburg selbst gedeckt werden. Im Jahre 1888 soll die neue Einrichtung ins Leben treten; volle sieben Jahre sind für die Vorbereitungen in Aussicht genommen, woraus wohl deutlich zu erkennen, daß die früher angekündigte Einverleibung von Altona und St. Pauli, die nach wenigen Monaten ins Leben treten sollte, entweder nicht ernst gemeint war oder mit seltener Unkenntniß der Verhältnisse projectirt war. Auch die jetzt für den 1. October a. c. angekündigte Verlegung der Zollgrenze an die Unterelbe gehört in die gleiche Kategorie und erscheint in dieser Frist als technisch ganz unausführbar, abgesehen davon, daß bereits im vorigen Jahre England sein vertragsmäßiges Recht, mit seinen Schiffen ohne Zollcontrole bis Hamburg zu gelangen, gewahrt hat, ein vertragsmäßiges Recht, das bei solcher Verlegung der Zollgrenze ohne jede Belassung eines, wenn auch beschränkten Freihafengebietes aufgehoben würde.

Bei der jetzigen großen Erregung und Verbitterung in Hamburg ist die Frage der Genehmigung des Abkommens durch die betreffenden Factoren natürlich noch nicht zweifellos, indeß liegt doch die größte Wahrscheinlichkeit vor, daß die Genehmigung schließlich erfolgen wird, da der Zustand eines Zollkrieges und fortgesetzter Differenzen zwischen dem Reiche und Hamburg für alle Betheiligten ohne Zweifel noch viel störender wäre. Auch ist zu hoffen, daß bei den wesentlichen Zugeständnissen, zu denen sich jetzt der Reichskanzler im Gegensatze gegen seine früheren Forderungen herbeigelassen, für die Hansestädte selbst wie für Deutschland das künftige Verhältniß sich nicht nachtheilig erweisen wird. Indeß ist der Zweifel schwer zu überwinden, ob die Nothwendigkeit für Deutschland, das jetzige Freihafenverhältniß von Hamburg und Bremen umzugestalten, so dringend war und solche Eile mittelst starker Pressionsmittel nothwendig hatte, daß die kolossalen Mittel der Ausführung, die für Hamburg und Bremen zusammen auf 150 bis 200 Millionen

sich belaufen sollen, dadurch gerechtfertigt werden. Zum Behufe der nothwendigen Geldverwilligung wird die Angelegenheit später noch den Reichstag beschäftigen müssen, voraussichtlich indeß nicht in dieser, sondern in einer späteren Session.

Man schreibt dem Reichskanzler den Gedanken zu, daß er den Hamburger Handel abzuziehen wünsche von seiner den englischen Spuren folgenden überseeischen Richtung und ihm eine stärkere Richtung zu geben wünsche nach dem europäischen Südosten und der Levante und daß zu diesem Behufe die Zollvereinigung Hamburgs mit dem Reiche nothwendig sei. Es würde das im Einklange stehen mit der Tendenz, das politisch und wirthschaftlich eng verbundene Oesterreich und Deutschland erweiterte commercielle Beziehungen nach der Balkanhalbinsel und der Levante hin nehmen zu lassen, wofür die österreichische Besetzung Bosniens und Eisenbahnverbindung nach Saloniki als erste Etappe dienen sollte. Die Kühnheit und Tragweite des Gedankens kann nicht geleugnet werden, für seine Förderung könnte ja auch die Energie und Macht des Hamburger Handels, wenn er in diese Bahnen gelenkt werden könnte, sich äußerst wirksam erweisen. Die Frage bleibt nur, die freilich ein auf dem Gipfel der Macht stehender und alle Schranken seiner Macht abweisender Staatsmann kaum noch zu stellen pflegt, ob überhaupt irgend welche staatliche Vorkehrungen mächlig genug sind, dem Handel solche Bahnen anzuweisen, wenn nicht die natürliche Entwickelung der Dinge ihn dahin führt.

Durch einen Zwischenfall erhielten die Reichstagsverhandlungen über die Hamburger Frage eine recht peinliche Färbung, nämlich durch die mit großer Feierlichkeit verlesene Erklärung des Bundesrathes, daß er es unter seiner Würde halte, sich an einer Berathung zu betheiligen, zu welcher ein (fortschrittlicher) Antrag vorliege, der dem Bundesrathe sei es unerlaubte, sei es verfassungswidrige oder feindliche Handlungsweise gegen ein Bundesglied imputire. Nachdem der Minister von Böttícher diese Erklärung mit erhobener Stimme verlesen, verließ er nebst den eben anwesenden Mitgliedern des Bundesrathes den Saal, und der Bundesrath blieb auch den weiteren Berathungen über die Sache fern. Mir scheint, daß hierbei zu viel Pathos entwickelt und dem fortschrittlichen Antrage zu viel Ehre angethan war. Hätte aber dieser eine Antrag wirklich so viel Bedeutung verdient, so hätte doch der Bundesrath keinen Anlaß gehabt, sich auch der Berathung der übrigen gleichzeitig vorliegenden Anträge zu entziehen, was er gleichwohl that; anstatt seiner berechtigten oder unberechtigten Verstimmung über den fortschrittlichen Antrag Ausdruck zu geben, machte er den ganzen Reichstag zum Mitschuldigen in der Sache und ließ diejenige Rücksicht vermissen, die jede Regierung dem Körper der Volksvertretung schuldig ist, wenn ein ersprießliches Zusammenwirken möglich sein soll. Der Mangel der anderwärts bestehenden Ver-

fassungsbestimmung, daß auf Verlangen der verantwortliche Minister den Berathungen beiwohnen muß, macht sich für den Reichstag sehr unangenehm fühlbar. Die officiöse Presse scheint jetzt auch zu fühlen, daß dies ein Schritt ab irato war, der besser unterblieben wäre. Unangenehmer aber, als die Verlesung dieser Erklärung durch den Minister von Bötticher, wirkte das laute Bravorufen der rechten Seite, denen dabei das Gefühl ganz abgekommen zu sein schien, daß sie selbst auch zum Reichstage gehören und daß die Erklärung gegen den ganzen Reichstag gerichtet war.

Die zweite Berathung der Gewerbeordnung lieferte insofern ein überraschendes Resultat, als keinerlei Verschärfungen in der Richtung des Innungszwanges Annahme fanden; es ward sogar die in dieser Richtung anstoßgebende Bestimmung in § 100e mit einer Mehrheit von wenigen Stimmen abgelehnt, so daß das Gesetz in seiner jetzigen Fassung noch ziemlich treu innerhalb der Gewerbefreiheit und außerhalb des Innungszwanges sich bewegt. Ob aber die dritte Lesung bei den sehr geringen und schwankenden Majoritäten dasselbe Resultat ergeben wird, ist noch durchaus zweifelhaft.

Eben so überraschend war, daß bei der zweiten Berathung der Vorlage wegen theilweiser Ermäßigung der Gerichtskosten ein süddeutscher Antrag doch noch Annahme fand, der in dieser Ermäßigung viel weiter geht, als die Vorlage. Im Bundesrathe soll aus finanziellen Gründen starkes Bedenken gegen so weit gehende Ermäßigung vorhanden sein. Es wäre sehr zu beklagen, wenn etwa das Gesetz hieran scheitern sollte, denn eine Ermäßigung der Gerichtskosten ist allerdings sehr wünschenswerth und es ist besser, dieselbe jetzt in geringerem Umfange zu erlangen als gar nicht. Die dritte Lesung muß Aufschluß darüber geben, ob der Bundesrath etwa wegen dieses weiter gehenden Antrages das ganze Gesetz ablehnen würde. Vielleicht giebt auch bei dieser Entscheidung die leidige Rücksicht auf die künftigen Wahlen mit einen Ausschlag.

Der Varnbüler'sche Antrag, der den süddeutschen Heimathsbegriff an die Stelle des Unterstützungswohnsitzes setzen wollte, ist der Regierung als schätzbares Material überwiesen worden, nachdem die sehr eingehende Debatte theils große Unklarheit, theils vollständiges Auseinandergehen der Meinungen bewiesen hatte. Die Frage ist in manchen Gegenden, namentlich in Süddeutschland, äußerst populär und wird in den Wahlkämpfen viel und nicht ohne Erregung behandelt. Der Antragsteller Freiherr von Varnbüler wird sicherlich durch seinen Antrag bei den Wählern in Württemberg sehr günstig gewirkt haben.

Der seit Ende vorigen Jahres eingesetzte preußische Volkswirthschaftsrath soll nun, damit Deutschland an Parlamenten noch etwas reicher wird, auf das Deutsche Reich ausgedehnt werden und an den Reichstag ist deshalb eine

Nachtragsforderung von 84 000 Mark gestellt worden. Eine sichere Mehrheit für diese Bewilligung ist noch nicht vorhanden, da das Centrum, von welchem hier wie überall die Entscheidung abhängt, mit seiner Entschließung noch zögert. Wie ich schon früher sagte, ist irgend ein praktischer Erfolg von der Maßregel nicht zu erwarten, da die Begutachtung durch Sachverständige oder Interessenten weit einfacher und sicherer auf anderem Wege zu erreichen ist; dagegen ist das Ausspielen der Autorität des einen „sachverständigen" Parlamentes gegen das andere, angeblich nicht sachverständige Parlament nicht unbedenklich. Indeß, wenn ich die Maßregel für unpraktisch halte, so vermag ich ihr doch keineswegs die hohe Bedeutung beizulegen, wie dies von manchen Seiten geschieht, und ich würde es für ganz nutzlos halten, der Sache eine große politische Bedeutung beizulegen.

Das Börsen- oder Stempelsteuergesetz hat in Folge der stets schwankenden Majoritäten in zweiter Lesung einige Widersprüche in sich selbst erfahren, die eine Correctur in dritter Lesung absolut erfordern. Gelingt dies, so würde ich eine Annahme des Gesetzes, das nach den Verbesserungen durch die Commission nicht mehr als eine starke Belästigung des Verkehrs erscheinen kann, für politisch richtig, seine Ablehnung für einen Fehler halten.

Die Vorlagen, die einen höheren Zoll auf Weintrauben, Mühlenfabrikate und auf wollene und baumwollene Gewebe verlangen, haben die Frage der Zollsysteme wieder einmal zu eingehender Debatte gebracht. In Wiederholung dieser Debatte einzutreten ist gegenwärtig ein völlig fruchtloses Bemühen. Die drei Zollerhöhungen, die jetzt vorgeschlagen sind, werden als nothwendige Correcturen und Consequenzen des vor zwei Jahren eingeführten Schutzzollsystemes bezeichnet, damit der bisher allseitig festgehaltene Grundsatz, daß im Interesse der Sicherheit und Stetigkeit unserer Verkehrsverhältnisse jetzt nicht schon wieder an dem bestehenden Tarife gerüttelt werden dürfe, auch fernerhin nicht durchbrochen erscheine. Freilich fragt sich, wie weit man den Begriff der unvermeidlichen Correctur und Consequenz des geltenden Tarifs ausdehnt und es ist auffallend, daß die Correctur sich nur als Erhöhung bestehender Schutzzölle geltend macht. Dem vorgeschlagenen Weintraubenzoll möchte ich diese Eigenschaft einer Consequenz des erhöhten Weinzolls allerdings zuerkennen. Da der Weinzoll bedeutend erhöht ist, so muß die entsprechende Erhöhung auch für die Trauben gelten, die zum Behuf der Weinbereitung eingeführt werden. Die Höhe des Weinzolls und ungünstige Ernten im Inlande haben diesen Import auffallend gesteigert (im vorigen Jahre über 138 000 metrische Centner), wovon angeblich der größere Theil zur Weinbereitung und nur der geringere zum Tafelgenuß bestimmt gewesen. Die Freilassung der letzteren, wie sie von der sächsischen Regierung

beantragt war, wäre allerdings zu wünschen und wohl auch zolltechnisch ausführbar.

Aehnlich, aber nur ähnlich, nicht gleich steht die Frage der Zollerhöhung auf die Glauchau-Meeraner wollenen und halbwollenen Webwaaren. Die Zollerhöhung auf das diesem Industriezweig unentbehrliche Halbfabrikat, auf die in Deutschland nicht erzeugten feineren Garnnummern hat mit dazu beigetragen, diese Industrie, die zu starkem Theile für den Export arbeitet, in ihrer Exportfähigkeit schwer zu schädigen. Ich sage, diese Zollerhöhung hat mit beigetragen zu dem starken Rückgange dieser Industrie, aber eine ganze Reihe anderer Gründe hat ebenso mit dazu beigetragen und deshalb wird auch die jetzt verlangte Zollerhöhung nimmermehr das Uebel allein beseitigen, sie wird nur auf einige Zeit zur Beruhigung der schwerleidenden Weberbevölkerung in der Gegend von Glauchau und Meerane beitragen, ohne das dort allerdings auf hohen Grad gestiegene Elend beseitigen zu können. Die Inconsequenz des geltenden Tarifes kann allerdings nicht geläugnet werden, daß die Garnzölle weit mehr gesteigert sind, als die Zölle auf Webwaaren, namentlich die feineren, das Halbfabrikat genießt also höheren Schutz, als das Ganzfabrikat; das ist sicherlich ein Fehler, dem aber auf zwei Arten abgeholfen werden kann, entweder durch Erhöhung des Zolles auf Webwaaren oder durch Herabsetzung des Garnzolles. Die Regierung hat den ersten Weg gewählt, ein Antrag aus dem Reichstage schlägt den zweiten Weg vor, der aber bei der zweifellosen Mehrheit in schutzzöllnerischem Sinne gar keine Aussicht auf Erfolg hat. Eine Abstimmung im Reichstage hierüber wird erst nach Pfingsten stattfinden, ihr Resultat wird vielleicht ebenso wie im Jahre 1878 davon abhängen, daß Eisenindustrie, Spinnereien und Agrarier sich gegenseitig Zugeständnisse in Schutzzöllen machen. Mit dem höheren Zoll auf Webwaaren steht auch diesmal verbunden ein höherer Zoll auf Mühlenfabrikate. Die deutsche Mühlenindustrie, die ungemein stark für den Export arbeitet und hierfür die Mischung mit russischem und österreichischem Getreide absolut nicht entbehren kann, ist durch die hohen Getreidezölle schwer geschädigt worden, insofern sie den aufs Getreide gezahlten Eingangszoll beim Export des Mühlenfabrikates nur theilweise oder unter kaum erfüllbaren Bedingungen zurückerstattet erhält. Die Schädigung ist so zweifellos, daß schon im vorigen Reichstage von conservativer Seite ein Antrag eingebracht und zum Beschluß erhoben ward auf Abänderung des Regulatives wegen Zollbehandlung der Getreideniederlagen, um die Zollrückerstattung beim Export des Mühlenfabrikates auch ohne den Nachweis der Identität zu ermöglichen. Der Bundesrath hat leider diesen Antrag abgelehnt. Die Mühlenindustrie hat diesmal wieder in ausführlichen Petitionen um Abhilfe ihrer Beschwerden gebeten und zwar ganz ausschließlich dadurch, daß das Regulativ wegen

Rückerstattung des Eingangszolles beim Export im wesentlichen unter Fallenlassen des Identitätsnachweises geändert wird. Aber dies Verlangen paßt nicht in die strenge Schutzzolldoctrin, deshalb wird es echt doctrinär beharrlich abgelehnt und anstatt dessen ein höherer Eingangszoll auf Mühlenfabrikate proponirt, den aber die Mühlenindustrie nicht verlangt hat und auch nicht brauchen kann. Denn was in aller Welt soll einer Exportindustrie, um ihr die Concurrenz im Auslande und den dortigen Absatz zu ermöglichen, ein höherer Eingangszoll auf ihr Fabrikat helfen? Das Schicksal dieser beiden Schutzzollerhöhungen, eines industriellen und eines agrarischen, wird wohl nach Pfingsten gleichmäßig bejahend sich entscheiden.

Das Unfallversicherungsgesetz, dessen zweite Lesung vor Pfingsten leider nicht zu Ende geführt werden konnte, obwohl die zwei wichtigsten streitigen Fragen, die der Reichs- oder Landesanstalten und die der Staatshilfe, erledigt sind, hat eine weitere Förderung nicht erfahren, als bereits durch die Commissionsberathung erreicht war. Nicht als ob die dreitägigen Debatten nicht eine ganze Reihe beachtenswerther Gesichtspunkte dargeboten hätten. Aber gegenüber der festen Coalition zwischen Centrum und Conservativen, die in den Commissionsbeschlüssen ihren Ausdruck gefunden hat, sind für jetzt alle Debatten und Anträge insofern einflußlos, als an den Commissionsbeschlüssen im wesentlichen in dieser zweiten Lesung nichts geändert wird. Erst zwischen der zweiten und dritten Lesung wird zwischen den herrschenden Parteien ein neues Compromiß abgeschlossen oder wenigstens versucht werden, wodurch den Wünschen des Kanzlers etwas weiter entgegengekommen werden soll. Für jetzt hat sich derselbe den Ersatz der Reichsanstalt durch Landesanstalten gefallen lassen, wie ich schon früher bemerkte in der gewiß begründeten Hoffnung, daß diese technisch ganz unhaltbaren Anstalten in kürzester Frist einer Reichsanstalt weichen müssen. Dagegen erklärte der Minister von Böttícher in zweiter Lesung, daß eine Zulassung von Privatanstalten das Gesetz absolut unannehmbar machen würde, mit anderen Worten, daß auf dem Versicherungsmonopol bestanden wird, mag eine Reichsanstalt oder Landesanstalten beliebt werden. Außerdem ist in der officiösen Presse in den letzten Tagen wiederholt die Genehmigung der Staatshilfe als conditio sine qua non für das Gesetz erklärt worden. Bis jetzt kann aber weder für das Versicherungsmonopol noch für die Staatshilfe eine Mehrheit gefunden werden und deshalb spielen wie gesagt Verhandlungen zwischen Centrum und Conservativen, deren vorläufige Umrisse zu abenteuerlich klingen, als daß sie jetzt mittheilbar wären. Der Reichskanzler scheint die sonach verringerte Wahrscheinlichkeit, das Gesetz zu Stande zu bringen, gar nicht tragisch zu nehmen, indem er mit Recht darauf verwiesen hat, daß bei der Neuheit und Schwierigkeit des Gegenstandes erst wiederholte Anläufe und Versuche ein

befriedigendes Ergebniß erwarten ließen. Nachdrücklich ward aber hinzugefügt, daß auch im Falle des Nichtzustandekommens die Vorlage sicher für die Wahlkämpfe sich als recht wirksam erweisen werde. Die Berechnung der Vorlage als Wahlagitationsmittel tritt überall auf das unzweideutigste hervor.

Eine Thatsache muß aus der zweiten Lesung mit Befriedigung hervorgehoben werden, ich meine die, daß alle Parteien des Reichstages ohne Ausnahme der Vorlage auch in den allerdings überwiegenden Fällen der Nichtübereinstimmung wohlwollend gegenübergetreten sind und sich bemüht haben, in sachlicher Prüfung etwas annehmbares zu schaffen. Auch die Fortschrittspartei ist diesmal in solcher Richtung und nicht blos negativ thätig gewesen, indem sie einen, vielleicht unzureichenden, aber gewiß beachtenswerthen Versuch machte, eine Weiterentwickelung des Haftpflichtgesetzes (wozu völliger Entwurf vorgelegt ward) an die Stelle der Regierungsvorlage zu setzen.

Die socialdemokratischen Abgeordneten benutzten natürlich die dargebotene Gelegenheit ausgiebig und mit Freuden für den versuchten Nachweis, daß das deutsche Reich in seiner Gesetzgebung mit dieser Vorlage die Bestrebungen der Socialdemokraten thatsächlich anerkenne, in ihre Bahnen eintrete und darauf weiter schreiten müsse. Daß die Forderung der Vorlage, welche am meisten in dies Gebiet hineinragt, die Forderung der Staatshilfe, keine Mehrheit im Reichstage finden würde, war zwar schon bei der ersten Lesung klar geworden, immerhin war die überwältigende Mehrheit (kaum 40 gegen mehr als 180 Stimmen) überraschend, mit welcher diese Forderung, selbst in der von von Kleist beantragten Zeitbeschränkung auf fünf Jahre, abgelehnt ward (ein Staatssocialismus auf Zeit!).

Daß diese zweite Lesung vor Pfingsten nicht beendet werden konnte, sondern wegen Beschlußunfähigkeit bis nach Pfingsten vertagt werden mußte, hat man der jetzigen conservativ-klerikalen Geschäftsleitung des Reichstages zu danken, deren Umsicht und Geschick nicht immer gerühmt werden kann.

Am Donnerstag nach Pfingsten, den 9. Juni, werden die Sitzungen nach achttägiger Pfingstpause wieder aufgenommen und zwar zunächst mit der dritten Lesung der Gewerbeordnung. An wichtigeren Sachen sind dann noch zu erledigen das Unfallgesetz, Börsensteuer, Gerichtskosten, Volkswirthschaftsrath, Handelsverträge mit Oesterreich, Belgien, Schweiz, zwei Consularverträge, die oben erwähnten Zollvorlagen und Anderes. Es gehört die volle Hingebung der nun durch viermonatliche Berathungen von Vorlagen, die zum Theil durch die Hast und das Ungenügende der Vorbereitung recht sehr erschwert wurden (namentlich beim Unfallgesetz), ermüdeten Abgeordneten dazu, wenn dieser mannichfache und schwierige Stoff ohne Ueberstürzung noch erledigt werden soll. Hoffentlich wird die, von der Strömung der Zeit so weit zurückgedrängte nationalliberale Partei in gleicher Weise wie bisher ihre

Hingebung in sachlicher Mitarbeit, wenn auch mit der Zurückhaltung bethätigen, welche die Verhältnisse ihr auferlegen. Auf ihre durch ungünstige Zeitlage unbeirrte Hingebung und Mitarbeit ist um so sicherer zu hoffen, je einmüthiger und geschlossener sie sich auf der am 29. Mai hier gehaltenen Besprechung der nationalliberalen Abgeordneten des Reichstages und der deutschen Landtage gezeigt hat. Die dort beschlossene gemeinsame Erklärung wird natürlich dem Schicksale aller Erklärungen der Mittelparteien nicht entgehen, von rechts und links wegen angeblicher Halbheit tüchtig angegriffen zu werden. Im intelligenten Mittelstande Deutschlands wird aber dadurch schwerlich die Ueberzeugung erschüttert werden können, daß Deutschland solche liberale Mittelpartei entschieden nicht entbehren kann, und daß, wenn die heutige auseinanderfiele, sie morgen neu begründet werden müßte. M.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus Stuttgart. Ausstellungen. — Die am 19. Mai eröffnete württembergische Landesgewerbeausstellung bildet seitdem das Ziel ganzer Schwärme von Besuchern, die sich aus der Nähe, aber allmählich auch aus der Ferne einfinden, um prüfend zu betrachten, was das abgeschlossene und neuerdings durch die Richtung der großen Schienenwege leider fast noch mehr als früher zur Seite gedrängte Schwaben in den verschiedenen Zweigen der gewerblichen Thätigkeit zu leisten vermag. Anfänglich nur als eine feierliche Einweihung der permanenten Gewerbehalle gedacht, die nahe dem Centrum der Stadt, nur wenige Schritte vom Bahnhofe erbaut ist, hat die Ausstellung im Verlaufe der Ausführung, die ganz in privaten Händen lag, aber durch einen löblichen Ehrgeiz von allen Seiten gefördert wurde, eine weit bedeutendere Ausdehnung gewonnen, sie hat sich zu einem zwar nicht lückenlosen, aber doch annähernd vollständigen Gesammtbilde der industriellen Thätigkeit unseres Landes erweitert. Ueber das Gelingen des Unternehmens ist nur eine Stimme, und nach den Jahren des wirthschaftlichen Druckes ist dieser Erfolg eine mächtige Hoffnung zum Besseren. Den fröhlichen Gesichtern, die der Ausstellungsplatz zeigt, wozu freilich auch die wunderbare Gunst des Himmels mitwirkt, glaubt man es anzumerken, daß andere Zeiten im Anzuge sind. Wenn zunächst die freundliche, ja festliche Gesammtwirkung ins Auge fällt, die zum großen Theile durch die Hereinziehung des schönen, baumreichen Stadtparkes in die Ausstellungsräume bewirkt ist, wenn vor Allem der Geschmack in der Anordnung des Ganzen und der einzelnen Theile verdientes Lob erfährt, so lautet auch über den Gehalt der Leistungen, die in so anziehender Form sich darstellen, das Urtheil so, wie wir es nicht besser wünschen

können. Man erkennt die Gediegenheit der Arbeiten an, die Energie und Unternehmungslust, die Vielseitigkeit der blühenden Gewerbszweige; und wenn in allen eine respectable Höhe des Könnens und Vermögens erreicht ist, so fehlt es nicht an solchen Industrien, deren Erzeugnisse auch auf einer Weltausstellung jeden Vergleich herausfordern könnten.

Damit ist aber noch nicht erschöpft, was unsere Stadt zur Zeit der Beschauung und Prüfung darbietet. Um den Mittelpunkt der Gewerbeausstellung gruppirt sich noch eine Reihe weiterer Schaustellungen. Einmal zeigt sich unsere Gartenkunst von Monat zu Monat in neuer Verwandlung; in Verbindung eben mit dem schöngepflegten Stadtgarten zeugt sie von der Höhe dieser hier in schönster Blüthe stehenden und von besonderer Theilnahme der Bevölkerung getragenen Kunst. Der Ausstellung unmittelbar angehängt ist ferner eine Sammlung vorgeschichtlicher Alterthümer, deren unser uralter Culturboden, von kundigen Männern angebohrt, Jahr um Jahr neue Schätze an das Tageslicht fördert; sodann eine Sammlung kunstgewerblicher Alterthümer, zu der unsere Staatssammlungen, die des Fürsten von Hohenzollern — die hohenzollernschen Lande haben sich überhaupt freundnachbarlich an der schwäbischen Ausstellung betheiligt —, die Schlösser des Adels, das Ulmer Münster u. s. w. beigesteuert haben; endlich eine Ausstellung von Werken moderner württembergischer Maler und Bildhauer — ein Appell gleichsam an das öffentliche Urtheil in der neuerdings vielerörterten Frage, ob Württemberg nicht besser thäte, auf eine eigentliche Kunstschule zu verzichten und sich dafür auf die Pflege des Kunstgewerbes zu beschränken. Und zu dem allem hat, die erweckte Schaulust sich zu Nutz machend, der württembergische Kunstverein den Plan einer Specialausstellung von Bildnissen aus unserem Lande gefaßt, ein Gedanke, der sich durch die Ausführung als äußerst glücklich erwies. Diese Ausstellung, die im Königsbau untergebracht ist, wo in diesen Tagen auch die permanente Ausstellung des Kunstgewerbevereines eröffnet wurde, erweckt nach mehreren Seiten ein lebhaftes Interesse, nach der kunsthistorischen, aber noch mehr nach der culturgeschichtlichen, und sie hat vor Allem ein intim schwäbisches Interesse: man hat hier eine Geschichte Schwabens in Bildnissen seiner bemerkenswerthen Männer vor sich. Die Veranstalter haben freilich keine strengen Grenzen setzen können, und die Mannichfaltigkeit der Zeiten und Länder, der Künstler und Schulen ist deshalb groß. Der Aufforderung zu dieser Vereinigung von Porträtbildern ist von allen Seiten mit großer Beeiferung entsprochen worden. Zunächst hat die Staatsgalerie eine Anzahl von Bildnissen hergeliehen, die zum Theil der oberdeutschen, zum Theil der niederländischen Schule angehören. Sie bilden aber nur gleichsam die Vorhalle zu den Räumen, welche das eigentlich Charakteristische der Ausstellung enthalten. Hierzu hat nun einmal der Hof beigetragen, indem er

eine Reihe von Regentenbildnissen, vom Herzog Christoph an, zur Verfügung stellte, woran sich übrigens auch etliche Napoleoniden anschließen und Angehörige der russischen Kaiserfamilie, von Katharina II. an; und da auch Prinz Hermann von Sachsen-Weimar, der Schwager des Königs, seine Schätze geöffnet hat, fehlt auch die Kaiserin Augusta (Jugendbildniß von Begas) und ihr erlauchter Ahn Karl August nicht. Ferner hat der Adel des Landes seine Ahnenbildnisse hergeliehen, insbesondere ist das Haus Rechberg-Rothenlöwen durch eine stattliche Reihe von Ahnen vertreten. Ein anderes Bild zeigt Conrad Wiederhold, den berühmten Vertheidiger des Hohentwiels im dreißigjährigen Kriege. Sodann aber ist aus dem Besitze bürgerlicher Privaten eine solche Menge Bildnisse beigesteuert worden, daß die Sammlung im Ganzen gegen sechshundert Nummern enthält. Da läuft nun freilich viel Unbedeutendes, künstlerisch Werthloses mit unter, dennoch erhielt sie eben durch jene Privatbeiträge ihr eigenthümliches Gepräge.

Wenngleich ziemlich viele neue und neueste Bildnisse vorhanden, Namen wie Winterhalter, Lenbach, Canon, de Kayser, Ary Scheffer, A. von Werner u. s. w. vertreten sind, so ist man doch mit Recht vorzugsweise auf die Darbringung älterer Familienbildnisse bedacht gewesen: der Schwerpunkt ruht auf der Zeit von Mitte des vorigen Jahrhunderts bis in den Anfang des gegenwärtigen. Es ist eine Zeit, in der die Kunst zwar im Allgemeinen, d. h. in ihren idealen Schöpfungen darniederlag, wo sie weder in Energie der Auffassung noch im Colorit mit den Niederländern wetteifern kann; allein, wie Wilhelm Lübke in dem Vorworte des Cataloges bemerkt, man erkennt hier eines der bemerkenswerthesten Gesetze der Kunstentwickelung: „Daß nämlich selbst in Epochen, wo die ideale Kunst in hohle Affectation, in conventionellen Schein, in schablonenhafte Leere ausgeartet ist, die Bildnißdarstellung sich meistens noch auf achtbarer Höhe zu erhalten weiß. Denn in ihr findet die Kunst, wenn sie sich ins Schematische zu verflüchtigen droht, immer wieder den Zusammenhang mit der Natur.“ Hier finden wir Tischbein und Angelica Kaufmann vertreten, vor Allen aber die schwäbischen Künstler dieser Epoche, die sich mehr oder weniger an die Karlsschule anlehnen, Guibal, Ludvike Simanowitz, J. A. Koch, den „Schüler und Deserteur der hohen Karlsschule“, Schick, Wächter und seinen Schüler Leuboldt, Hetsch und seinen Schüler Morff. Mit diesen Namen rücken wir zum Theil schon in neuere Zeiten. Den Mittelpunkt bildet aber die denkwürdige Zeit des Herzogs Karl und seiner berühmten Schule. Hier erscheint er selbst, der lebenslustige, geistvolle, despotische Fürst, sodann der Intendant der Karlsschule Freiherr von Seeger, Daniel Schubart und sein Kerkermeister Oberst Rieger, und ein anderes Opfer der fürstlichen Willkür, der Landschaftsconsulent Johann Jakob Moser. Freigebig hat die Familie Schiller ihre Schätze aufgethan. Schiller

selbst ist in dem ansprechenden, poetisch empfundenen, etwas sentimentalen Bilde der Simanowitz da, außerdem seine Eltern, seine Gattin, seine Schwägerin Caroline Wolzogen, seine Söhne und der Freund Körner. Dannecker fehlt so wenig als der Hofrath Rapp, Boisserée's Schwiegervater, als Gotthold Stäudlin und Matthison. Fügen wir noch hinzu, daß weiterhin L. Uhland, W. Hauff, G. Schwab, Freiligrath (von Hasenclever), Hackländer (von E. Leutze) gleichfalls in der Reihe sind, von den noch lebenden Berühmtheiten zu schweigen und von so manchen anderen Namen, die, wenn nicht auswärts berühmt, doch einen guten altschwäbischen Klang haben, so kann man sich die Anziehungskraft denken, welche diese Ausstellung ausübt. Es sei zum Schluß nur noch erwähnt, daß von Emanuel Leutze, dem Düsseldorfer, ein paar Köpfe da sind, die er in seiner schwäbischischen Heimath, noch als junger Mann, unberühmt und mittellos, in seinen bekannten Kreisen gemalt hat.

Literatur.

Adolf Michaelis, Die Entwickelung der Archäologie in unserem Jahrhundert. — Bei dem Rectoratswechsel der Universität Straßburg hat der neue Rector, Professor Adolf Michaelis, nach üblicher guter Sitte sein Amt durch eine Rede eröffnet, welche bis jetzt nur in den Universitätsschriften gedruckt vorliegt, von welcher aber alle Freunde der Archäologie und Kunstgeschichte wünschen müssen, daß sie durch Sonderabdruck auch weiteren Kreisen zugänglich gemacht werde. Die hervorragende Stellung des Redners unter seinen Fachgenossen wird durch diese Arbeit von neuem gerechtfertigt. Sie ist bei aller Knappheit des Umfanges eine Meisterleistung. In großen Zügen schildert Michaelis das gewaltige Wachsthum des archäologischen Stoffes im Laufe der letzten Jahrzehnte und entwirft ein anschauliches Bild von den reichen Entwickelungen, durch welche unsere Kenntniß des classischen Alterthums in so überraschender Weise erweitert wurde. Die Erzählung wird mit einer Fülle feiner und fruchtbarer methodischer Bemerkungen begleitet und ist in dem ruhig klaren, fesselnden und überzeugenden Tone gehalten, welchen die Leser an dem berühmten Verfasser des Parthenon schon längst kennen. Wie trefflich vertraut Michaelis auch mit den Nachbargebieten seiner Wissenschaft ist, beweist folgende Stelle, welche hoffentlich ihre eindringliche Wirkung nicht verfehlen wird: „Es hat sich gerächt, daß die moderne Kunstwissenschaft sich so völlig von dem Boden der Alterthumswissenschaft gelöst hat. Denn damit hat sie sich der strengen Zucht methodischer Schulung entzogen, welche sie dort durchmachen konnte, und ist lange Zeit — mit wenigen rühmlichen Ausnahmen — allzu sehr der Neigung gefolgt, zu ernten, ehe der Boden gehörig bereitet und die Saat ordentlich bestellt war. Der Beifall des bildungsbedürftigen großen Publikums täuschte hinweg über die noch vorhandenen Lücken und Mängel der Forschung. Erst neuerdings ist auch hier eine strengere Arbeitsweise, eine schärfere Methode eingeführt worden, obschon bisher unter dem großen Haufen von Thyrsosschwingern die Zahl der Geweihten nur klein zu sein scheint."

—i—

Kunst- und Natur-Skizzen aus Nord- und Süd-Europa. Ein Reise-Tagebuch von Karl Woermann. 2 Bde. Düsseldorf, L. Voß & Co. 1880. — Der durch seine kunstgeschichtlichen Arbeiten bekannte Verfasser veröffentlicht hier das Tagebuch einer Reise, die er unter glücklichsten Verhältnissen durch sämmtliche Länder und Hauptstädte Europas gemacht hat. Sie währte über ein Jahr, vom August 1878 bis September 1879, und ging erst nach Belgien und Holland, dann nach Kopenhagen und Stockholm, nach Petersburg und Moskau, Kiew, Odessa, Constantinopel, Athen und — um es kurz zu machen — durch Italien von Sicilien an bis Turin und Genua, durch Frankreich, Spanien, England und Schottland, von wo die Rückkehr nach Hamburg erfolgte. Eine solche Reise ist keine geringe Leistung, sie erfordert, auch bei den heutigen Beförderungsmitteln, eine Ausdauer, die sich doch nur durch einen bestimmten wissenschaftlichen Zweck erklärt: ihr Zweck war, durch das Studium einmal der Gemäldesammlungen, und dann der berühmtesten und folglich am meisten gemalten Landschaften Europas (mit Ausnahme der deutschen und der Alpengegenden) das Material für eine Gesammtgeschichte der Landschaftsmalerei zu sammeln. Was aber Woermann in dem vorliegenden Werke giebt, ist nicht der Ertrag seiner wissenschaftlichen Studien, sondern eine Aufzeichnung allgemeiner Eindrücke, die er in den Galerien, in den Städten und Landschaften gewann, geschrieben nicht für den gelehrten Fachgenossen, sondern für den verständnißvollen Kunst- und Naturfreund. In der That ist diesen ein wirklicher, man möchte sagen festlicher Genuß dargeboten. So leicht und angenehm die Skizzen sich lesen, so verrathen sie doch überall den geschmackvollen Forscher, den Kenner, den Künstler. Die Sprache ist lebendig, aber zugleich gehalten und sorgfältig. Der Verfasser findet mit seinem durch weite Reisen gebildeten Auge überall das Charakteristische und weiß es anschaulich in Worte zu fassen: ob er sich in den holländischen Seestädten oder in Moskau, im Bosporus oder am Aetna, in der Alhambra oder im schottischen Hochlande befindet. Eine gewisse Einförmigkeit empfindet man aber doch, trotz dem raschen Scenenwechsel, sofern nämlich der glückliche Reisende immer nur dem Schönen, in Kunst und Natur, nachtrachtet. Die Form des Tagebuches rechtfertigt es, daß gerade den persönlichen Eindrücken ihr Recht wird, aber doch wirkt es fast ermüdend, wenn ein „herrliches", „köstliches", „entzückendes" Bild auf das andere folgt. Es fällt uns ein Wort von Herder ein: „Wer schon mit einem bestimmten Zwecke, z. B. um Alterthümer, Gemälde u. s. w. aufzusuchen, reiset, trägt überall nur allein seine Individualität zur Schau. Die höchste egoistische Individualität ist in der enthusiastischen Schilderung." Der Verfasser besitzt in hohem Grade die Kunst, anziehende Bilder vor das Auge des Lesers zu stellen — ich erinnere nur an die nordischen Strandscenen, die Rundsicht vom Kreml, die Fahrt nach dem Schloß der sieben Thürme in Constantinopel, den Sonnenaufgang in Taormina —, aber es wäre zu wünschen, der Verfasser verführe objectiver und ließe diese Bilder von selbst vor dem Leser sich zusammensetzen, während er es, zuweilen wenigstens, nicht unterlassen kann, dem Leser zu verkündigen, daß er ihm jetzt ein Genrebild, jetzt eine heroische Landschaft vorführe. Das bringt ein absichtliches, zuweilen auch selbstgefälliges Moment hinein, das man wegwünscht, um ganz ungestört den Genuß all des Schönen dem Verfasser nachzuempfinden und mit ihm zu theilen. L.

Louisiana. Von Frances Burnett. Autorisirte Uebersetzung. Berlin, Kogge und Fritze. 1881. — Nach dem Vorworte des Uebersetzers Paul Jüngling ist diese kleine Erzählung die neueste Arbeit von Mrs. Frances Hodgson

Burnett; die deutschen Ausgaben ihrer beiden größeren Werke, Laß o' Lowrie's und Haworth's, sollen erst im Laufe dieses Winters erscheinen. Jedenfalls ist „Louisiana", womit nicht der amerikanische Staat dieses Namens, sondern ein nach ihm benanntes junges Mädchen gemeint ist, sehr geeignet, ein günstiges Vorurtheil für die Verfasserin zu erwecken und jenen größeren Werken den Weg zu bahnen. Das für uns Deutsche Eigenthümliche an der Dichtung ist eine in ihr mit besonderer Schärfe und besonderem Glück angewandte Manier der Charakterzeichnung, wie sie auch sonst bei englischen und amerikanischen Schriftstellern zu finden ist: ein bestimmter Zug des Helden oder der Heldin, der dazu angethan ist, den Gegenstand eines Problemes zu bilden und zu einem Seelenconflict Anlaß zu geben, wird von vorn herein dem Leser entgegengehalten und für die Entwickelung desselben seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch genommen. In unserem Falle ist dieser Zug das bei Louisiana Rogers, der Tochter eines reichen amerikanischen Grundbesitzers, vorhandene Gefühl des Gegensatzes, welcher zwischen ihrer inneren Empfindung und ihrer äußeren Bildung besteht, und die damit verbundene und auch keineswegs ganz unbegründete Meinung, daß sie nicht in die feine und äußerlich so gebildete Welt gehöre und in steter Gefahr sei, sich in derselben mit ihrer schlichten Erscheinung lächerlich zu machen. Eine sehr einfache Handlung dient dazu, auf Grund dieser Voraussetzung einen sehr ernsten Conflict zu entwickeln, der Louisiana mit sich selbst zerfallen läßt, sie von ihrem Geliebten trennt und sie namentlich ihrem Vater entfremdet, der kein anderes Glück kennt, als alle Wünsche seiner Tochter zu befriedigen, und selbst dann noch nur für sie lebt, als er glauben muß, von ihr vor ihren feineren Freunden um seiner Schlichtheit willen verleugnet zu sein. Die Lösung des Conflictes geht auch von dem Vater aus, der bei aller Unbildung das kostbare Gut der Herzensfeinheit in hohem Maße besitzt und in dem die Verfasserin ein ganz vorzügliches Bild gezeichnet hat. Neben den drei oder vier Hauptfiguren sind die wenigen übrigen Gestalten allerdings nur skizzirt, indessen fällt das neben der vortrefflichen Ausführung des psychologischen Hauptproblemes in keiner Weise ins Gewicht. E—o.

Die evangelische Kirche im neuen deutschen Reiche. Von O. Aurbach, Pastor in Döbrichau. Berlin. 1880. — Der ansprechende Titel könnte die Leser dieser Wochenschrift zu dem Glauben verleiten, als verarbeite das vorliegende Buch seinen Gegenstand für das Bedürfniß des Laien. Das ist indeß nicht richtig. Es kommt nur theologischen Lesern wirklich entgegen. Der Verfasser gehört der Vermittelungstheologie an und ist patriotisch gesinnt; er sagt in dieser Hinsicht manches, was Jeder gern lesen wird, besonders in der Einleitung. Bald aber wird er sehr theologisch und setzt bei den Lesern, aus Mangel an Kenntniß weltlicher Bildung, Zustimmung zu seiner Theologie zu schnell voraus. Er operirt z. B. mit dem Begriffe „Heilsthatsachen" so geläufig, daß er gar nicht merkt, wie viel die Laien gegen den Begriff einwenden müssen. Es ist auch sonst merkwürdig, wie der Verfasser mit halbverdauter Metaphysik von „Immanenz und Transcendenz" uns imponiren will. Er scheint sich überhaupt in beneidenswerther Kritiklosigkeit, unversehrt von der weltlichen Skepsis, von Tholuck-Müller'schen Vorlesungen in sein Amt weiter entwickelt zu haben. Seine Schrift wird, wenn sie von gleichgestimmten theologischen Freunden gelesen wird, einen ansprechenden Eindruck hinterlassen, für das große deutsche Publikum ist sie schwerlich geeignet.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.
Ausgegeben: 9. Juni 1881. — Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig.

Das historische Reichscolleg.

Im Verlaufe des siebzehnten Jahrhunderts sind in Deutschland eine Anzahl von Gesellschaften mit unverkennbaren nationalen Tendenzen entstanden. Wer kennt nicht jene Sprachgesellschaften, die an verschiedenen Orten, die eine früher, die andere später, zuerst von einigen Fürsten und Herren, dann von einzelnen angesehenen Dichtern gestiftet, alle die gemeinsame Bestimmung hatten, die deutsche Sprache vor dem Eindringen fremdartiger Elemente zu schützen, sie innerlich zu verbessern und äußerlich zu heben und die vaterländische Literatur, in erster Linie die poetische, in jeder Weise zu fördern? Wir erinnern hier, des Beispieles wegen, nur an die „fruchtbringende Gesellschaft" oder den „Palmenorden", der kurz vor dem Ausbruche des großen deutschen Krieges zu Weimar, oder an die Gesellschaft der „Pegnitzschäfer", die einige Jahre vor dem Ende desselben zu Nürnberg gegründet worden ist. Sie sämmtlich — mit einer einzigen Ausnahme — haben das Jahrhundert, dem sie ihren Ursprung verdankten, allerdings nicht überlebt, jede aber doch in ihrer Art wohlthätig gewirkt, wie das in unseren Literaturgeschichten des Weiteren zu lesen ist. Ein anderer Verein wissenschaftlicher Richtung, aus dem gleichen Triebe der Association hervorgegangen und ebenfalls in jener Zeit entstanden, war die sogenannte Leopoldina, die „Naturforschende Gesellschaft", die jenen ersten Namen nach ihrem Protector, dem Kaiser Leopold I., erhalten hat und zur Stunde noch besteht. Diese und ähnliche Vereinigungen sind unverkennbare Nachahmungen der in Italien seit geraumer Zeit erblühten zahlreichen Akademien, zugleich aber offenbare Zeichen der trotz der ungünstigsten Verhältnisse nie erloschenen Lebenskraft unseres Volkes und aber auch erfreuliche Symptome der, wenn auch langsam, beginnenden Wiedergeburt desselben.

Jene Zeit, genauer gesagt die beiden letzten Jahrzehnte des siebzehnten Jahrhunderts, haben noch eine andere, weniger bekannt gewordene Gesellschaft erlebt, deren Bestimmung einem ganz andern Gebiete zugewandt und die nicht minder von einem ausgesprochen vaterländischen Gedanken getragen war. Wir meinen das „historische Reichs-Colleg" — „Collegium historicum

imperiale“ —, für welches wir die Aufmerksamkeit der Leser dieser Zeitschrift in Anspruch nehmen möchten. Dasselbe ist allerdings mit genauer Noth bis zur Constituirung gelangt und hat sich dann im Sande verlaufen, aber es hat doch eine Reihe von Jahren hindurch nicht gemeine Aufmerksamkeit erweckt und die Theilnahme auch hervorragender Männer beschäftigt; außerdem ist es in seiner Entstehung wie in seinem Verlaufe so charakteristisch zur Signatur der Zeit, daß schon aus diesem Grunde allein es der Mühe werth erscheinen dürfte, die Erinnerung an dasselbe aufzufrischen. Den Männern von Fach, wenigstens der Mehrzahl nach, kann ja wohl das in Rede stehende Unternehmen als solches nicht unbekannt geblieben sein, aber in die weiteren Kreise der Gebildeten der Nation ist die Kunde davon schwerlich gedrungen. Es ist zwar in dem letzten Menschenalter gelegentlich von der Sache die Rede gewesen, wie z. B. in der Schrift über den Chronisten Lucä (Frankfurt a. M. 1854), aber eine genügende und aus den originalen Acten geschöpfte Nachricht über das historische Reichscolleg besitzen wir, so weit wir sehen können, bis zur Stunde nicht.

Diese Lücke soll in Folgendem, in möglichster Bündigkeit, ausgefüllt werden. Außer den bekannten und allgemein zugänglichen Hilfsmitteln, von welchen im Verlaufe die Rede sein wird, stützen wir uns bei diesem Versuche vor Allem auf die handschriftliche Correspondenz der verschiedenen Gönner und Freunde des Projectes mit Paullini, dem ursprünglichen Urheber desselben. Diese Passiv-Correspondenz, mit welcher auch ein guter Theil der übrigen Acten der Gesellschaft vereinigt ist, umfaßt zwei starke Foliobände und wird in der Jenaer Universitätsbibliothek aufbewahrt, deren Verwaltung sie mir in der liberalsten Weise zur Benutzung überlassen hat. In dieser Sammlung, die u. a. auch einige ungedruckte Briefe von Leibniz enthält, ist die Geschichte des Collegs in der wünschenswerthesten Vollständigkeit niedergelegt. Die Existenz derselben, die offenbar aus dem Buder'schen Nachlasse in die Jenaer Bibliothek gelangt ist, war bisher allerdings kein Geheimniß, aber die verdiente Ausbeutung hat sie noch nicht erfahren. Und diese soll ihr hiermit zu Theil werden. — —

Wie bekannt, hat die deutsche Geschichtschreibung, die im Gefolge des Humanismus einen vielversprechenden Aufschwung genommen, in der folgenden Zeit die erweckten Erwartungen nicht erfüllt. Die Ursachen dieser unerfreulichen Thatsache liegen nahe genug und hängen mit dem allgemeinen Gange unserer Geschichte und dem Schicksale der Reformation aufs engste zusammen. Waren uns die Italiener wie in der Cultur überhaupt, so in der Geschichtschreibung im besondern weit voraus, so haben uns fernerhin auch die Franzosen und nach ihnen die Engländer darin überflügelt. Es fehlten bei uns eben doch die nothwendigen politischen und literarischen Voraussetzungen, um

auf diesem Gebiete trotz aller Emsigkeit und alles Sammelns etwas Hervorragendes, was uns befriedigen und Anderen hätte imponiren können, hervorzubringen. Die theologisch-confessionelle Leidenschaft und ein Krieg wie der dreißigjährige, neben einer unleugbaren Schwerfälligkeit unseres Wesens, helfen dieses Ergebniß hinlänglich erklären. Bezeichnend ist es aber doch, wenn auch nicht entscheidend: während wir in der schönen Literatur unsere linksrheinischen Nachbarn emsig genug nachgeahmt haben, in Sachen der Historie, so weit dazu Gelegenheit geboten war, haben wir es hübsch bleiben lassen, ihnen nachzueifern. Nur auf dem Gebiete der historischen Hilfswissenschaften hat der Anstoß, den die Franzosen seit Mabillon gegeben, in Deutschland einen fruchtbaren und nachhaltigen Widerhall gefunden. Anläufe zu selbständigen Darstellungen unserer Geschichte sind zwar nicht ganz und gar unterblieben, aber sie sind, wie das Werk von Vorburg, doch gar zu stofflich und nebenbei unförmlich ausgefallen, oder bei der ersten Anregung stehen geblieben. Und wenn ja ein entschieden historisches Talent wie Pufendorf auftauchte, so trat es in den Dienst eines fremden Staates, oder wurde für die Interessen eines hoffnungsreich aufblühenden deutschen Territorialstaates gewonnen, oder endlich, ließ sich, wie Veit L. von Seckendorf, von der Kirchengeschichte in Beschlag nehmen.

Bei dieser untröstlichen Lage der Dinge wollte es in der That schon etwas heißen, wenn der Gedanke, eine umfassende Darstellung unserer Gesammtgeschichte zu veranlassen und die etwa vorhandenen Kräfte zu diesem Zwecke zu vereinigen, überhaupt nur entstehen und Gestalt gewinnen konnte; es wollte um so mehr heißen, als auch nach der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts Deutschland nicht zur Ruhe kam und von mehreren Seiten, in erster Linie von Frankreich her, immer wieder mit räuberischen Anfällen heimgesucht wurde, die seine Wiederherstellung unmöglich erleichtern konnten. Daß unter den angedeuteten Verhältnissen zu einem Unternehmen, wie das erwähnte war, ein hoher Grad von Muth gehörte, kann demnach nicht in Abrede gestellt werden; man kann sogar sagen, daß es einen nicht geringen Vorrath von Selbsttäuschungen nicht über das an sich Wünschenswerthe, wohl aber über das Mögliche voraussetzte. Jedoch immerhin, es wurde gewagt und der schließliche Mißerfolg allein darf unser Interesse an dem löblichen Versuche keinesfalls von vorn herein beeinträchtigen.

Allerdings, die erste Anregung zu diesem Unternehmen ging nicht von einem der ersten Männer der Nation und der gelehrten Welt aus. Es war das vielmehr ein Gelehrter untergeordneten Ranges, von Haus aus Arzt, freilich zugleich ein äußerst fruchtbarer Polyhistor, der sich auch schon als Historiker versucht hatte, nebenbei aber ein vollendeter Streber und Projectenmacher, dessen Charakter bei näherem Zusehen nichts weniger als gewinnt, und der bei alledem zu imponiren wußte, — Franz Christian Paullini.

Persönlichkeiten der Art sind öfters dazu bestimmt, zu Unternehmungen den Anstoß zu geben, zu welchen ihnen sonst weit überlegene Naturen den Muth nicht finden.

Paullini hatte zu der Zeit, als er mit dem Vorschlage des historischen Reichscollegs heraustrat, ein ziemlich bewegtes, nahezu abenteuerliches Leben hinter sich. Im Februar 1643 zu Eisenach aus einer kaufmännischen Familie geboren, war er später eitel genug, seine Ahnenreihe auf das „berühmte Paullinische Geschlecht" zurückzuführen, „welches unter anderen vortrefflichen Leuten geistlichen und weltlichen Standes sonderlich den Paulinus, Bischof zu Nola, und den Paullinum, Bischof zu Trier, der Welt geschenkt hat." Seine gelehrte Ausbildung erhielt er zunächst auf dem Gymnasium zu Gotha, weiterhin an dem Casimirianum zu Coburg. Von da führte der ihm eigene Wandertrieb ihn in die weite Welt hinaus und weit in der Welt herum. Er sah Königsberg i. Pr., Kopenhagen, Franecker und Leyden, wo er sich überall seiner Studien wegen kürzere oder längere Zeit hindurch aufhielt. Außerdem hat er England, Norwegen, Schweden und Livland, später auch Frankreich besucht. Mit anerkennungswerther Lernbegierde ausgestattet, erwarb er sich neben der Arzneikunde die verschiedenartigsten Kenntnisse und verstand er es, mit seltener Gewandtheit die mannichfaltigsten und ergiebigsten Verbindungen anzuknüpfen. Betriebsam wie er war, gewann er von Jena aus den poetischen Lorbeerkranz, ließ er sich von der Universität Wittenberg die Magisterwürde, von dem Poeten Neuwerk für sich und seine Nachkommen das Wappen ertheilen, Sigismund von Birken nahm ihn in den Blumenorden an der Pegnitz auf; später ist er Mitglied der Fruchtbringenden Gesellschaft und der Leopoldina und bald darauf der Recuperatoren in Florenz geworden. Aber auch Italien hat er betreten. Der Großherzog von Florenz ließ ihm eine Professur der Medicin in Pisa anbieten: Paullini lehnte sie zwar ab, machte aber doch gleich darauf eine Reise über die Alpen, um dem gelehrten Jesuiten Athanasius Kircher, dessen Gunst er, man erfährt nicht wo und wie, gewonnen hatte und der ihn zu jener Professur empfohlen hatte, in Rom einen Besuch abzustatten. Von da nach Hamburg zurückgekehrt, wo er sich gern länger aufhielt, erwarteten ihn neue Ehren: er erhielt die Würde eines kaiserlichen Pfalzgrafen, kraft welcher er „viele Magistros, Poëtas und Notarios gemacht und H—Kinder legitimirt hat". Endlich gewann es den Anschein, als wolle den Unsteten sein Geschick in den sicheren Hafen geleiten. Der bekannte streitbare Fürstbischof Bernhard von Münster, der z. Z. zugleich Administrator von Corvey war, ernannte Paullini um das Jahr 1676 zu seinem Leibarzte und zum Historiographen des genannten Stiftes, ohne daß sich dieser auf letzterem Felde bisher hervorgethan hatte. Der Administrator starb aber schon das Jahr darauf. Paullini fuhr jedoch fort, an der ihm übertragenen Herstellung einer Geschichte von

Corvey zu arbeiten und vollendete sie in der Handschrift im Jahre 1681. Im Zusammenhange mit diesen Arbeiten Paullini's ist es geschehen, daß sein Name auch in den bekannten Proceß über die Aechtheit des Chronicon Corbeiense verwickelt worden ist. Es darf indeß nicht verschwiegen werden, daß auf dieser und der nächsten Zeit von seinem Leben ein nicht ganz behagliches Dunkel ruht, das mit confessionellen Zweideutigkeiten von seiner Seite zusammenhängt und bis zu seinen bereits gedachten Verbindungen mit Athanasius Kircher und Anderen zurückreicht. Gewiß ist, daß Paullini, mit den Capitularen von Corvey entzweit, sich dort nicht mehr halten konnte und nun zu dem braunschweigischen Hofe in Beziehungen trat, durch welche er sich zu der eben verlassenen Stellung in einen unverkennbaren Widerspruch setzte. (Zu vgl. Dr. P. Wigand, Die Corvey'schen Geschichtsquellen. Leipzig 1841.) Aber auch in Braunschweig gelang es ihm nicht, festen Fuß zu fassen und so lenkte er denn im Laufe des Jahres 1685, ein Odysseus in seiner Art, die Schritte in seine Vaterstadt Eisenach — Ferrara in Thüringen, wie er es gerne zu nennen liebte — zurück. Er erfreute sich hier noch aus seiner Knabenzeit nutzbarer Beziehungen zum herzoglichen Hofe — es gab damals einen solchen — und vermuthlich dank diesen erhielt er jetzt hier das Amt eines herzoglichen Stadtphysikus, ein Amt, welchem er bis zu seinem Tode, ein volles Menschenalter lang, freiwillig oder nicht, treu geblieben ist. In dieser Zeit hat er eine dem Umfange nach äußerst fruchtbare literarische Thätigkeit in mehr als einer Richtung entwickelt. Seine bezüglichen Schriften gehören theils der Medicin und den Naturwissenschaften, theils der Historie an. Die ersteren sind überwiegend populärer Natur. Von ausgebreiteter Belesenheit zeugend, sind sie ganz im Geschmacke der Epoche gehalten, der bekanntlich nicht der feinste und oft recht unsauber war. Schon die Titel mancher seiner Werke sind bezeichnend: „Bauernphysik", „Heilsame Dreckapotheke", „Anmuthige Langeweile", „Zeitkürzende Lust", und was dergleichen geschmackvolle Einfälle mehr sind.

Dies war der Mann, von dem die Anregung zur Gründung des historischen Reichscollegs ausgegangen ist. Uns mag eine Persönlichkeit der Art, mit einer solchen Vergangenheit, nicht die geeignetste zu solch einem löblichen Beginnen erscheinen, die Zeitgenossen, so weit sie ihn zu beurtheilen in der Lage waren, haben wohl oder übel darüber anders gedacht. Vielgeschäftig und erfinderisch, wie Paullini unstreitig war, bereits Mitglied einer Anzahl verwandter Gesellschaften, voll des lebhaftesten Dranges, sich wichtig zu machen, und in historischen Dingen nicht fremd, lag ihm ein solcher Gedanke nahe genug. Hatte er einmal das Project ersonnen, so war mit Sicherheit zu erwarten, daß er es nicht so leicht wieder fallen ließ, da ihm die Stimmung der Zeit dabei entgegenkam. Das sozusagen officielle Geburtsjahr des Unter-

nehmens ist 1687; Paullini aber erzählt selbst, und wir dürfen ihm dies glauben, daß bereits im Jahre 1677, während seines Aufenthaltes in Corvey, der betreffende Gedanke in ihm erwacht sei. Derselbe begleitete ihn nach Eisenach, und hier hat er unzweifelhaft schon in der nächsten Zeit die ersten Schritte zu dessen Verwirklichung gethan. E. W. Tentzel — der gelehrte Herausgeber der „Monatlichen Unterredungen", der damals als Lehrer am Gymnasium zu Gotha wirkte, in historischen Disciplinen fachmäßig gebildet, ein ernster Forscher und kritischer Kopf — an den sich Paullini zuerst in dieser Sache gewandt zu haben scheint, redet bereits in einem Schreiben vom 13. Januar 1686 davon. Tentzel hat den Vorschlag mit Lebhaftigkeit aufgegriffen, wie er denn auch einer der ausdauernderen Freunde desselben geblieben ist. In seiner gedachten Zeitschrift ist wiederholt von dem historischen Reichscolleg die Rede, hier sind die „leges" der Gesellschaft zuerst veröffentlicht worden. Paullini sah übrigens bei aller Eitelkeit recht gut ein, daß er sich vorerst noch der Zustimmung einer und der anderen gelehrten Berühmtheiten der Nation versichern müsse, ehe er mit dem Vorschlage an die Oeffentlichkeit trat. Und so war es kein übler Griff, daß er zu diesem Zwecke seine Absicht zunächst Jak. Ludolf, dem ersten Sprachforscher der Zeit, mittheilte. Ludolf, ein geborener Thüringer, durch seine epochemachenden Leistungen im Gebiete besonders der äthiopischen Sprache (und Geschichte) hinlänglich bekannt (vgl. Th. Benfey, Geschichte der Sprachwissenschaft u. s. w. München 1869, S. 236), hatte längere Zeit im Dienste des Herzogs Ernst des Frommen von Gotha gestanden und einige Jahre nach dem Tode desselben sich nach Frankfurt a. M. zurückgezogen, wo er seitdem, zwar nicht ganz frei von dienstlichen Geschäften, in erster Linie seinen wissenschaftlichen Zwecken hingegeben, lebte. Mit deutsch-geschichtlichen Studien hatte er sich bisher allerdings nicht beschäftigt, aber er war unzweifelhaft der Mann allgemeiner Interessen und eines regen vaterländischen Sinnes. So kam es, daß er, als Paullini ihm sein Project vorlegte, dasselbe beifällig aufnahm und seine erbetene Mitwirkung zusagte. So reichten sich hier zu einem gemeinsamen Unternehmen zwei Männer die Hand, wie sie verschiedener kaum gedacht werden konnten: Ludolf erscheint eben so bedächtig, besonnen und tactvoll, als Paullini hastig, überstürzend und auch tactlos sein kann. Das Verdienst, die Initiative ergriffen zu haben, gehört unstreitig Paullini an; nicht minder gewiß ist aber, daß ohne Ludolf's umsichtige Führung das Project die Windeln schwerlich verlassen haben würde. Bereits das Programm, mit welchem Paullini der gelehrten deutschen Welt sein Vorhaben mittheilen wollte, die sogenannte Delineatio Imperialis Collegii Historici, ist vor der Veröffentlichung Ludolf's Begutachtung unterbreitet worden und hat durch ihn offenbar einige nicht unwesentliche Verbesserungen erfahren; so manches Voreilige und Nebensächliche hat Ludolf mit

vorsichtiger Hand zu beseitigen gewußt. Im Herbste 1687 trat dann die Delineatio, ohne eine nähere Angabe ihrer Herkunft, an das Licht. Sie ist, genau genommen, nicht ein ausgeführtes Programm, sondern mehr nur der Entwurf eines solchen; das Hauptgewicht wurde schon jetzt auf die Herstellung von Annalen der deutschen Geschichte von Anfang an bis auf die Gegenwart herab, als die Hauptaufgabe des historischen Reichscollegs, gelegt, und zwar so, daß die einzelnen Mitglieder desselben die Bearbeitung der einzelnen Jahrhunderte, oder von Abschnitten derselben, übernehmen sollten; das gegenseitige neidlose Zusammenwirken und die wechselseitige Förderung zu dem gemeinsamen großen Zwecke werden ausdrücklich dabei vorausgesetzt.

Damit war der erste, entscheidende Wurf gethan und es kam nun zunächst auf den Erfolg des Versuches an. Ob Paullini und seine Freunde, die hinter ihm standen, sich die Schwierigkeiten des Unternehmens hinlänglich klar gemacht hatten, war freilich eine andere Frage. Die nahe liegende Erwägung z. B., ob für die sachgemäße Durchführung eines solchen ja gewiß löblichen Beginnens die nothwendigen Kräfte vorhanden und eventuell zur Mitwirkung bereit sein würden, haben sie, Ludolf nicht ausgenommen, im ersten Enthusiasmus nicht angestellt. Freilich, die Aufnahme, die das patriotische Programm in dem größeren Theile wenigstens des protestantischen Deutschlands fand, war so sympathischer und ermuthigender Art, daß es verzeihlich erscheint, wenn solche Bedenken vorläufig nicht zum Worte kamen. Rasch hinter einander wurde die Delineatio, um sie leichter zu verbreiten, an zwei verschiedenen Orten nachgedruckt. Einzelne Gutachten, welche das Programm hervorrief, wie z. B. das von Pregitzer, Professor der Historie und Politik in Tübingen, sind vortrefflich und eröffnen eine reizende Perspective. Nur ein paar dissentirende Stimmen, wie die von V. L. von Seckendorf, wurden laut, blieben aber unbeachtet. Bei jenem abstracten, wenn auch noch so wohlthuenden Optimismus konnte man jedoch nicht stehen bleiben. Mehrfache brennende Erwägungen, in erster Linie die Organisation und Constituirung der Gesellschaft, die Wahl eines Präsidenten u. dgl., meldeten sich unerbittlich an. In der Correspondenz, die sich von verschiedenen Seiten her entwickelt, lassen sich die betreffenden Vorschläge und Erörterungen in der wünschenswerthesten Deutlichkeit verfolgen. Wie hätte man in einer Zeit, die nicht viel über ein Menschenalter hinter dem westfälischen Frieden lag, in einer Angelegenheit wie das historische Reichscolleg war, die leidige Frage der Confessionalität umgehen können? Sollen auch Katholische eingeladen und aufgenommen werden? Diese Frage ist sehr bald aufgeworfen und verschiedenartig beantwortet worden. Zuletzt aber einigten sich die Meisten doch für die Zulassung derselben, und dazu hatte man freilich einen zwingenden Grund. Es verstand sich doch eigentlich von selbst, daß das Colleg, als dessen Aufgabe

die Herstellung einer deutschen Geschichte bezeichnet wurde, womöglich das ganze Reich umfassen sollte. Aber das war nicht der entscheidende Gesichtspunkt. Paullini's wie Ludolf's und Anderer Meinung war von vornherein, daß für das historische Reichscolleg die kaiserlichen Privilegien, die kaiserliche Confirmation, womöglich das kaiserliche Protectorat gesucht werden sollte — auch darum hieß es imperiale —: wie hätte man unter diesen Umständen im Ernste daran denken können, die Katholischen, zu welchen doch der Kaiser erst recht gehörte, davon auszuschließen? Später hat man sich, um dies doch gleich hier zu erwähnen, auch die Frage vorgelegt, wie sich die Gesellschaft zu den Jesuiten zu verhalten habe? Das gegen die eifrigen Väter in den protestantischen Kreisen nicht ohne Grund vorhandene Mißtrauen sprach gegen ihre Zulassung, am Ende drang aber die Ansicht durch, daß man dieselben zwar nicht einladen, aber, da sie an den Höfen so mächtig seien, auch nicht grundsätzlich ausschließen wolle: ein Beschluß, der übrigens, wie die Aufnahme von Katholiken überhaupt, niemals eine praktische Bedeutung erlangt hat. Die katholischen Provinzen und Gelehrten haben sich bis zuletzt, trotz allem Entgegenkommen, abseits gehalten.

Anlangend die Absicht, der Gesellschaft das kaiserliche Protectorat zu erwerben, machte sich doch auch eine andere Meinung geltend. Professor Moller in Altdorf, ein Deutsch-Ungar, den die officielle Unduldsamkeit von dort vertrieben und der endlich die Professur der Geschichte an der kleinen, aber nicht unbedeutenden Hochschule der Reichsstadt Nürnberg erhalten hatte, wies in beredten Worten auf den Kurfürsten von Brandenburg als den Fürsten hin, dem man das Protectorat, und auf Pufendorf, dem man das Präsidium des Collegs anbieten müsse. Wohl möglich, daß dem Unternehmen, so weit ihm überhaupt zu helfen war, auf diesem Wege am sichersten geholfen werden konnte. Indeß fand Moller's Vorschlag, insofern er das Protectorat anging, geringen Beifall, und insoweit er Pufendorf betraf, so standen dem ausgezeichneten Manne in den gelehrten Kreisen so lebhafte Antipathien entgegen, daß es manchen zweifelhaft erschien, ob man ihn überhaupt nur einladen solle. Mit anderen Worten, Pufendorf war gefürchtet; man meinte, er würde „wegen seiner spitzen und stachlichten Reden" andere nur abschrecken. Paullini namentlich scheint eine heilige Scheu vor ihm gehabt zu haben. Ludolf und einige andere drangen dagegen mit Nachdruck darauf, daß man den Gefürchteten zum Mitgliede zu gewinnen versuchen müsse, und bemühten sich, jenes Vorurtheil zu entkräften. Professor Rechenberg in Leipzig übernahm es, mit demselben die Unterhandlung zu führen. Pufendorf, der eben erst von Stockholm nach Berlin übersiedelte, hatte sich ihm zufolge nicht ungünstig über das Vorhaben ausgesprochen; unmittelbare Aeußerungen von seiner Seite liegen nicht vor. Er ist zwar niemals wirkliches Mitglied des Reichscollegs geworden,

erscheint aber ausdrücklich in der Reihe der sogenannten Patrone desselben; er muß demnach in irgend einer Form seine Sympathie für dasselbe kundgegeben haben.

Es blieb also dabei, die kaiserlichen Privilegien, Confirmation, Protectorat u. s. w. sollten nachgesucht werden, und zwar lieber heute als morgen. Auch darüber waren schon jetzt so ziemlich alle, die sich bisher zum Eintritt in die Gesellschaft gemeldet hatten, einig, daß Ludolf Präsident werden solle. Anfangs waren allerdings auch andere Namen, wie Carpzow in Leipzig und Winkelmann in Bremen, genannt worden; doch hatte man sie schnell wieder fallen lassen. Dagegen lastete auf Ludolf's Schultern bereits thatsächlich die Geschäftsleitung; er fing an, sich mit dem Entwurfe der „Gesetze" des Reichscollegs zu beschäftigen, erklärte sich auch bereit, den tomus prodromus, d. h. die Einleitung zu den Annalen zu bearbeiten, — was aber die förmliche Uebernahme des Präsidiums anlangte, so war er fest entschlossen, sich dafür noch in keiner Weise zu binden, die fernere Entwickelung der Dinge abzuwarten und für jeden Fall seiner Zeit nur kraft einer einmüthigen Wahl sämmtlicher Mitglieder die ihm zugedachte Ehre anzunehmen. Paullini führte, ebenfalls provisorisch, die Geschäfte eines „Syndicus" (d. h. Secretärs) und Archivars der Gesellschaft, hielt es aber sicher für undenkbar, daß dieses Amt jemals einem anderen definitiv übertragen werden könne; Ludolf selbst hat dies übrigens von jeher nicht anders angesehen, obwohl es ihm oft Mühe kostete, dem ungestümen Genossen Geduld zu predigen und die eine und andere seiner Tactlosigkeiten abzuwehren.

Geduld allerdings erwies sich nach allen Richtungen hin ganz besonders nöthig. Daß die Privilegien und was sonst man alles von Seite des Kaisers erhoffte, und etwa gar noch zugleich eine reelle Unterstützung des Unternehmens, nach allen Erfahrungen und dem bekannten langsamen Geschäftsgange der Reichskanzlei, im besten Falle nicht schnell zu erreichen sein würden, darüber war eine Täuschung nicht gestattet. Und doch drängte sich die Sorge um den nervus rerum immer ungemüthlicher in den Vordergrund. Schon der einfache briefliche Verkehr u. dgl. muthete Ludolf empfindliche Auslagen zu, und größere standen in gewisser Aussicht. „Wäre," rief dieser in diesem Zusammenhange einmal aus, „doch ein Johannes Philippus da!" — er dachte dabei an den weiland Kurfürsten von Mainz d. N. aus dem Hause Schönborn, der sich in der That als ein freigebiger Gönner der Wissenschaft bewährt und u. a. durch Böcler in Straßburg die Herstellung einer deutschen Geschichte im großen Stile hatte veranlassen wollen. Dann gerieth Ludolf, um das Unternehmen möglichst auf die eigenen Füße zu stellen, auf einen andern Ausweg: er hielt es nämlich nicht für unbillig, die eintretenden Mitglieder des Collegs heranzuziehen und von ihnen theils bei der Aufnahme,

theils in regelmäßigen Zwischenräumen Geldbeiträge zu erheben. Wie erwähnt, es hatten sich schon verschiedene Gelehrte aus verschiedenen Gegenden Deutschlands als Mitglieder angemeldet und der Beitritt noch Mehrerer galt als gesichert. Auf eine große Anzahl rechnete man anfangs überhaupt nicht und meinte, sich zunächst etwa mit dem numerus apostolicus begnügen zu sollen. Ludolf's Gedanke fand auch hier und da Beifall, wie bei Tentzel, der fast eine Lebensfrage daraus machen wollte, jedoch auch abweichende Meinungen ließen sich vernehmen, und so wurde es für rathsam erachtet, aus Zweckmäßigkeitsgründen mit einer derartigen Zumuthung wenigstens vorerst zurückzuhalten.

Während auf diese Weise noch alles im Ungewissen und im Werden sich bewegte, wurden in dem Kreise der Freunde des Unternehmens sonderbarer Weise Befürchtungen laut, als sollte diesem eine Concurrenz erwachsen und die Baiern und Oesterreicher ihnen „den Vogel aus dem Munde nehmen". Das erwies sich nun freilich schnell genug als ein völlig grundloses Gerücht, das überhaupt niemals hätte Glauben finden sollen. In jenen Provinzen dachte Niemand auch nur im Traume an dergleichen Dinge. Wäre man nur im eigenen Lager ganz einig gewesen! Ludolf hatte in der Zwischenzeit den Entwurf der leges der Gesellschaft fertig gestellt und denselben bei verschiedenen Gelehrten, auf deren Mitwirkung man mit Sicherheit rechnete, zur Begutachtung vorgelegt. Aber da mußte er erfahren, daß es keine so leichte Sache sei, die für nöthig befundene Unterordnung der Einzelnen unter gemeinsame Bestimmungen zu erzielen. Ein Mann wie Sagittarius in Jena, der sich als Historiker eines beträchtlichen Rufes erfreute, war entrüstet über die in den Entwurf aufgenommene Bestimmung, daß die Einzelnen ihre wissenschaftlichen Beiträge der Censur ihrer Collegen unterwerfen sollten; überhaupt war ihm, und nicht ihm allein, die straffe, fast monarchische Anlage der Verfassung der Reichscollegs von Herzen zuwider. Er und manche andere, auf deren Mitwirkung zuversichtlich gehofft worden war, haben sich denn auch standhaft der Sache entzogen.

Gegenüber solchen Erfahrungen ließ Ludolf, gelehrig genug, die Absicht, schon jetzt mit den leges hervorzutreten, fallen und zog sich (März 1688) auf die Idee einer vorläufigen Propositio zurück, deren Bestimmung war, zunächst Licht in das Unternehmen zu bringen und die aufgetauchten Zweifel zu zerstreuen, damit wenigstens auf diesem Wege Jedermann erfahre, um was es sich eigentlich handle, und die Gesellschaft dann auch höre, wessen man sich zu versehen habe. Nur wer die Propositio unterschreibe, solle als wirkliches Mitglied betrachtet werden; darauf gestützt könne man dann zur endgiltigen Constituirung des Collegs schreiten. Es war das nach Maßgabe der Verhältnisse ein zweckmäßiger Gedanke. Die Propositio ist nach ihrer

Tendenz und ihrem Inhalte eine erweiterte Delineatio und das gemeinsame Werk Ludolf's und Paullini's. Sie ist zuerst im Juni 1688 veröffentlicht und bald darauf mit einigen redactionellen Aenderungen wiederholt worden. Sie stellt noch einmal die Aufgabe und Organisation des Collegs fest. Das Hauptgewicht wird wie früher auf die Herstellung „allgemeiner deutscher Annalen" gelegt und werden die leitenden Gesichtspunkte angedeutet. Das Werk soll in lateinischer Sprache abgefaßt werden, weil seine Wirkung über die Grenzen Deutschlands hinaus berechnet ist. Außer der Betheiligung an der Herstellung der Annalen sind auch einzelne Untersuchungen, Mittheilungen urkundlichen Materiales, überhaupt kleinere Beiträge erwünscht: alles zusammen aber unterliegt der Censur der Gesammtheit der Mitglieder. Anlangend die Organisation, soll ein Präsident an die Spitze der Gesellschaft gestellt werden. Nach dem Vorbilde der Kreiseintheilung des Reiches gruppirt sich auch das Reichscolleg nach Kreisen, in deren jedem ein Adjunct gewählt wird, der die Verbindung mit dem Centrum vermittelt. Endlich soll der Kaiser um die Ertheilung der Privilegien und der Uebernahme des Protectorates angegangen werden.

Der Erfolg der Propositio war zunächst ein günstiger. Es meldeten sich neue Mitglieder, nnd einzelne bezeichneten bereits den Theil der Annalen, den sie bearbeiten wollten. Paullini machte zugleich den Vorschlag, jedes Mitglied sollte zu Handen des Collegs sein Curriculum vitae liefern, und diesem Einfalle verdanken wir eine Anzahl solcher bündiger Autographien, welche, wie z. B. die von Pregitzer und Moller, noch heut zu Tage lesenswerth und zugleich fast das Einzige sind, was außer der Correspondenz aus den gemachten Anstrengungen Bleibendes hervorgegangen ist. Pregitzer entwickelte überhaupt in den ersten Jahren einen wahren Feuereifer, der freilich die Feuerprobe, wie bei so vielen anderen, nicht bestanden hat. Er erklärte sich bereit, das zweite Jahrhundert der Annalen und die Adjunctur im schwäbischen Kreise zu übernehmen. Er war ohne Zweifel einer der Wenigen, die für die Aufgabe des Collegs das richtige Verständniß mitbrachten, und besaß zugleich die Fähigkeit, seinen übernommenen Verpflichtungen gerecht zu werden. Es liegt aus dem handschriftlichen Nachlasse von Leibniz der Bericht Pregitzer's über eine wissenschaftliche Reise vor uns, die er im Sommer des Jahres 1688 im Interesse des Reichscollegs durch einen Theil der Schweiz, des Elsasses und durch die Freigrafschaft unternommen hat. Das Jahr darauf machte er zu ähnlichen Zwecken einen Ausflug in die Klöster der Schweiz und hat auch darüber an Leibniz berichtet. Jener erste Bericht legt von der Einsicht seines Urhebers das günstigste Zeugniß ab, man wird dabei an ähnliche gelehrte Reisen, die in unserem Jahrhundert in Sachen der Monumenta Germaniae gemacht und beschrieben worden sind, lebhaft erinnert. Ueber-

haupt, die leitenden Freunde des Collegs waren zu dieser Zeit des besten Muthes und glaubten auf dem besten Wege zu sein. Leider hat der pfälzische Krieg, der im Herbste 1688 den deutschen Südwesten mit unerhörten Räubereien und Verwüstungen heimsuchte, diese hoffnungsvolle Stimmung recht empfindlich unterbrochen. Wir möchten zwar in diesem Kriege, so tiefe und viele Wunden er auch schlug, nicht, wie schon damals geschehen ist, eine der entscheidenden Ursachen des heranreifenden Mißerfolges des Reichscollegs erblicken, aber nicht zu leugnen ist, eine recht unzeitige Störung des eben Begonnenen hat er für dasselbe im Gefolge gehabt. Selbst ein Mann wie Ludolf, der nicht so leicht die Fassung verlor, war der Meinung, daß ohne die baldige Wiederkehr des Friedens nicht weiter zu kommen sei. „Sonst wird es heißen: wer nichts hat, verkaufe seine Bücher und kaufe ein Schwert" u. s. w.

Und doch eröffnete sich gerade in dieser Zeit die Aussicht, daß die Hoffnungen, die man für die Zukunft des Reichscollegs auf den kaiserlichen Hof gesetzt hatte, in Fluß kommen würden. Hatte doch der Nachfolger des großen Lambecius an der Spitze der königlichen Bibliothek in Wien, D. Nessel, die erste ihm über das historische Reichscolleg gemachte Mittheilung mit wohlwollenden Worten erwiedert. Und nun bot sich als Vermittler am kaiserlichen Hofe kein Geringerer als Leibniz dar. Er war von Ludolf, mit welchem ihn so viele gemeinsame Interessen verbanden, bei Zeiten in das Unternehmen eingeweiht worden, und hatte demselben Beifall gezollt. In dieser Zeit bereits ernsthaft mit seinen Forschungen über die Geschichte des welfischen Hauses beschäftigt, die ihn immer tiefer in die deutsche Geschichte hereinführten, dachte Leibniz unbefangen genug, ein Project, wie das vorliegende, von der günstigsten Seite her anzusehen. Für Ludolf persönlich war er von der aufrichtigsten Verehrung erfüllt. In Begriff, eine wissenschaftliche Reise anzutreten, die ihn nach Wien führte, erklärte er sich bereit, daselbst für das Colleg seinen Einfluß einzusetzen, und hat Wort gehalten. Auch weiterhin und bis zuletzt, wie das sein Briefwechsel mit Ludolf bestätigt, hat er der Gesellschaft seine Theilnahme bewahrt. Allerdings ist er derselben niemals als Mitglied beigetreten: aber man wird aus dieser Thatsache kaum den Schluß ziehen dürfen, daß er an der Zeitgemäßheit des Collegs gezweifelt habe, außerdem würde er sicher nicht für dasselbe eingetreten sein; immerhin jedoch hat er es vorgezogen, seine eigenen Wege zu gehen und sich nicht zu zersplittern. Und darin hat er unzweifelhaft recht gethan! Kam es zuletzt doch so, daß er in seinen „Annales imperii", deren Plan sich allmählich aus dem ihm ursprünglich ertheilten Auftrage entwickelte, für sich allein zum guten Theil die Aufgabe meisterhaft löste, welche sich das Reichscolleg erfolglos gestellt hatte. Wir wiederholen es aber, Leibniz hat es sicher gut mit demselben gemeint, er hat es mit Rath und That unterstützt. Er vorzugsweise ist es

gewesen, der das Programm desselben auf die richtige Basis stellen half — in der zweiten Ausgabe der Propositio sind die Spuren seiner Rathschläge leicht zu entdecken —, er hat auf das Beispiel der Leopoldina hingewiesen, das Festhalten an den „Annalen" als Hauptaufgabe der Gesellschaft, und daneben die Veröffentlichung von kleineren Beiträgen empfohlen. Und die Annalen anlangend, hat er nachdrücklich gewarnt, ja nichts zu übereilen und nicht etwa auf die Abfassung eines eleganten Geschichtswerkes auszugehen, sondern eine im ernsthaften Stil gehaltene und auf der festen Grundlage gesicherter Zeugnisse, in der Art des Baronius aufgebaute Geschichte herzustellen; die Popularisirung des so Geschaffenen könne ein späterer dann leicht auf sich nehmen. Diese Grundsätze haben denn auch die verdiente Zustimmung gefunden und sind mit in die Statuten der Gesellschaft aufgenommen worden. Das eine gab aber auch Leibniz zu, daß die Gunst des Kaisers und der Fürsten nicht werde entbehrt werden können, rieth aber zugleich dringend, auch in dieser Beziehung vorsichtig zu Werke zu gehen.

Leibniz traf in den letzten Wochen des Jahres 1688 in Wien ein und schon kurze Zeit darauf gab er Nachricht über die von ihm zu Gunsten des Collegs unternommenen Schritte. Freilich war die Aufmerksamkeit des Wiener Hofes zur Zeit von anderen Sorgen, wie der türkische und pfälzische Krieg waren, in Anspruch genommen, und den Ehrgeiz, sich in nationalen Unternehmungen, wie das Reichscolleg der Idee nach doch war, an die Spitze zu stellen, kannte das Haus Habsburg nun einmal nicht. Gleichwohl lauteten die ersten Mittheilungen des Vermittlers durchaus nicht entmuthigend, wenn er auch nicht verschwieg, daß der Ernst der Lage nicht schon in der nächsten Zeit eine reelle Unterstützung des Unternehmens erwarten lasse. Gewiß ist, daß sowohl der Kaiser selbst, als mehrere angesehene Herren in seiner Umgebung sich wohlwollend über das Colleg ausgesprochen haben. Wenigstens stieß Leibniz mit seinen Empfehlungen des Reichscollegs in den maßgebenden Kreisen nicht auf die Bedenken, wie in unserem Jahrhunderte Pertz, als er, um die Betheiligung Oesterreichs an den Arbeiten der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde zu bewirken, nach Wien kam. Von einem Mißtrauen gegen Alles, was nach einer Gesellschaft oder Vereinigung wenn auch für die edelsten Zwecke aussah, wie Gentz im Sinne seines Herrn und Meisters in der berühmten Unterredung vom 23. August 1821 (Pertz, das Leben des Ministers Freiherrn von Stein, fünfter Band, Seite 581 ff.) es deutlich genug zu verstehen gab, wußte die österreichische Staatsweisheit damals noch nichts. Aber freilich, bei den artigen Worten hatte es auch sein Verbleiben, und es war Ludolf nicht zu verdenken, wenn er am Ende ungeduldig wurde und sich die Frage erlaubte, worin denn die aus der Ferne

gezeigte kaiserliche Huld in Wirklichkeit eigentlich bestünde? und was reelles man von ihr zu erwarten habe?

Darüber verging die Zeit, die Leibniz für seinen Aufenthalt in Wien verwenden konnte, er schlug von da den Weg nach Italien ein, seine eigenen Zwecke zu verfolgen, und das Reichscolleg war wieder auf sich selbst angewiesen. Was es von der Huld des Kaisers in seinen kühnsten Augenblicken zu erhoffen wagte, wissen wir bereits: es waren die Confirmation, das Protectorat, überhaupt die Privilegien, wie sie die Leopoldina in der That erlangt hatte. Auch an irgend eine specielle Auszeichnung für den Präsidenten der Gesellschaft, dessen Wahl sich doch nicht mehr lange aufschieben ließ, dachten einzelne, wie z. B. Paullini. Aber hier überall ergaben sich Schwierigkeiten. Man wußte recht gut, daß die kaiserliche Kanzlei dergleichen Gnaden nicht um Gottes Lohn ertheilte. Ludolf kannte die Summe genau, welche die Leopoldina für ihre Privilegien hatte entrichten müssen, und dieselbe war ziemlich hoch. Wer sollte in diesem Falle vor den Riß treten? „Vestigia terrent.“ Daher meinte Ludolf weiter, es sei am Ende genug, wenn man nur die Postfreiheit erhalte, auf anderes könne man ja leichter verzichten. Aber auch davon erwartete man nicht viel. Tentzel z. B. schreibt: „In diesem Falle würden die Briefe nur liegen bleiben oder zu langsam bestellt werden"; dagegen dürfte ein Privilegium perpetuum gegen den Nachdruck eher zu wünschen und zu erhalten sein. Was die geplante Auszeichnung für den Präsidenten des Collegs betrifft, so legte Ludolf — der wohl wußte, daß er dieser Ehre nicht entrinnen würde —, verständig wie er war, darauf am wenigsten Gewicht. „Rathstitel und Nobilität", äußert er sich gelegentlich, reizen ihn nicht; das sei heutzutage schon so gemein, „daß es Niemand respectirt". Die Ertheilung des Adels an den Präsidenten könne unter Umständen sogar zum Schaden für seine Nachkommen ausschlagen, wenn derselbe nicht mit Reichthum gesegnet sei, „es müßte ihn denn der Kaiser mit einem Rittergute oder dergleichen ausstatten" — wozu freilich geringe Aussicht bestand.

Unter diesen Umständen blieb, um all diesen Unsicherheiten einmal ein Ende zu machen, nichts übrig, als von dem Entschlusse des kaiserlichen Hofes vorläufig abzusehen und auf eigene Faust zur endgiltigen Constituirung des Reichscollegs zu schreiten. Ludolf ist dieser Entschluß sicher nicht leicht geworden, denn er hat von der moralischen Wirkung des kaiserlichen Schutzes für das Gedeihen der Gesellschaft stets viel, ja zu viel erwartet: aber gewiß war es ihm nicht zu verdenken, wenn er dem Zuwarten endlich ein Ziel setzen wollte. Genug, er erklärte sich im Sommer 1689 bereit, das ihm angebotene Präsidium anzunehmen, wenn sich sämmtliche Mitglieder zur Mitarbeiterschaft an den Annalen verbindlich machten und sich den in der Propositio ausgesprochenen Bedingungen unterwerfen wollten. „Wenn jeder College

schreiben und ediren könne was er wolle", möge man ihn mit dem Präsidium verschonen. Allerdings hatte er, um den nach Wien hin gesponnenen Faden nicht ganz preiszugeben, zugleich seiner Geneigtheitserklärung den Vorbehalt hinzugefügt, das Präsidium solle vorher wenigstens pro forma dem kaiserlichen Bibliothekar Nessel angeboten werden, und erst, wenn derselbe ausdrücklich ablehne, wolle er die ihm zugedachte Ehre endgiltig auf sich nehmen. Paullini war mit diesem Entschlusse durchaus einverstanden: der Edle war noch immer eifrig bei der Sache, obwohl er zu gleicher Zeit über anderen Entwürfen brütete. So beschäftigte ihn jetzt das Project der Gründung „der höchst rühmlichen Teutschliebenden Gesellschaft", in welcher die Geheimnisse der „deutschen Sprache und Politik tractirt werden" sollten. Daneben trug er sich mit dem Gedanken eines Berichtes über den bisherigen Verlauf des Reichscollegs, und Ludolf hatte Mühe ihn davon zurückzuhalten, da in der That noch wenig Erfreuliches zu berichten war. Im Juni 1690 hatte Pregitzer den Kaiser und den römischen König Josef im Interesse des Collegs in Augsburg begrüßt, ohne jedoch mehr als seiner Zeit Leibniz zu erreichen. Da langte die entscheidende Ablehnung von Seite Nessels an und nun, im December 1690, übernahm Ludolf auf Grund der Wahl von achtzehn Mitgliedern definitiv das Präsidium. Die von ihm längst vorbereiteten „Gesetze" des Collegs waren bereits vorher in den „Monatlichen Unterredungen" veröffentlicht worden, sie wurden das Jahr darauf seperatim herausgegeben und in einer revidirten Ausgabe dann noch einmal wiederholt: sie sind eine erweiterte Propositio und sollten das Grundgesetz des historischen Reichscollegs bilden, das nunmehr als constituirt betrachtet wurde — ohne die so heiß ersehnten kaiserlichen Privilegien erlangt zu haben. Das Jahr darauf feierte eines der eifrigsten Mitglieder, der Bibliothekar Joachim Feller in Leipzig, die Gründung der Gesellschaft in einer akademischen Rede, welche dann nach dem bald darauf eingetretenen Tode desselben Paullini, mit Anmerkungen von seiner Seite vermehrt, veröffentlichte und wobei er sein Verdienst um die Sache nicht unter den Scheffel stellte.

So schien der Rubicon überschritten zu sein. Vermuthlich hat auch ein so bedächtiger Mann wie Ludolf angenommen, daß ein solcher Schritt eine vollendete Thatsache schaffen und die weitere Entwickelung des Collegs beschleunigen würde. Es war ja durchaus nicht die Meinung, daß man mit der vollzogenen Constituirung auf die kaiserlichen Privilegien verzichten wolle, im Gegentheil! Indeß, jene von uns vermuthete Voraussetzung hat sich nicht bewährt, es trat vielmehr in der nächsten Zeit eher ein Stillstand ein. Während das Unternehmen in der deutschen Schweiz lebhafte Theilnahme gefunden hatte, blieb das katholische Deutschland, beziehungsweise Oesterreich und Baiern, standhaft taub und stumm. Da brach die im Princip gewiß richtige Ansicht

durch, der sicherste Weg, diese untröstliche Gleichgiltigkeit zumal des kaiserlichen Hofes zu brechen, würde sein, wenn man die Arbeiten des Collegs nachdrücklich in Angriff nähme und wenigstens einen Theil derselben möglichst bald vollendete. Ludolf selbst wollte sein in Aussicht genommenes Exordium bis zum Ende des Jahres 1691 zum Abschlusse bringen, und daran sollten sich die Annalen der ersten drei Jahrhunderte reihen: so würde man nicht mit leeren Händen kommen und könne mit größerem Muthe die alten Wünsche erneuern. Aber gerade dieser an sich so verständige Entschluß stieß in der Durchführung auf Schwierigkeiten. Dr. Otto in Ulm (Weyermann, Nachrichten von Gelehrten u. s. w. aus Ulm. Ulm 1798, Seite 418) hatte das zweite Jahrhundert übernommen, er lieferte sein Pensum nun auch wirklich ein, aber bei näherer Prüfung ergab sich, daß die Arbeit nicht zu brauchen sei. Und Otto war und blieb der Einzige von Allen, der seiner übernommenen Verpflichtung wenigstens nach Kräften nachkam! So rächte sich der schwere Fehler, den man trotz erfolgter Warnungen begangen hatte, daß man bei der Aufnahme der Mitglieder und der Vertheilung der Arbeiten zu sorglos verfahren war und die Leistungsfähigkeit der Einzelnen nicht vorsichtiger in Erwägung gezogen hatte. Ueberhaupt, man durfte sich nicht täuschen, eine peinliche Theilnahmslosigkeit fing im Schooße der Gesellschaft um sich zu greifen an. Auch für mehrere protestantische Reichskreise wollten sich die statutenmäßigen Adjuncten nicht finden; einzelne berufene Gelehrte, wie der eine Schuarzfleisch in Wittenberg, Meibom und andere weigerten sich nach wie vor, in das Colleg einzutreten. Selbst Männer wie Moller in Altdorf und Thulemar in Heidelberg, die anfangs dem Unternehmen zugejauchzt hatten, lassen nichts mehr von sich hören. Die Correspondenz wird matter, inhaltsloser. Sogar der Eifer eines Pregitzer, dessen Heimath allerdings im pfälzischen Kriege schwer heimgesucht worden war, beginnt zu erkalten; mit Geschäften überhäuft, sieht er sich außer Stande, seine gegebene Zusage zu halten. Aehnlich ergeht es mit Tentzel, der eine der Säulen des Collegs gewesen war; seit November 1693 verstummt er. Wer kann es Ludolf verdenken, daß er sichtlich verstimmt wird, wenn er wahrnimmt, daß er mit allem seinem guten Willen solchen Schwierigkeiten machtlos gegenübersteht. „Keiner der Großen, klagt er, will einen Pfennig geben;“ überall bleibt er auf sich allein angewiesen. In der That, man muß sich billig wundern, daß er die Geduld und den Glauben an ein Gelingen nicht schon jetzt vollends verloren hat. Nur der Syndicus und Archivar des Collegs verliert den Gleichmuth nicht. Er findet immer noch Zeit, wieder neue Projecte zu ersinnen. So trägt er sich jetzt mit dem Gedanken des „belorbeerten Taubenordens“, der sich mit Antiquitäten und Historie beschäftigen soll. Und fast gleichzeitig macht der Unerschöpfliche den Vorschlag einer „Academia Pauperum“, einer gelehrten

Anstalt für Arme, deren Organisation er bereits entworfen hat, vielleicht nicht das Albernste, was ihm in den Sinn gekommen ist. Daß er den kritischen Stand des Reichscollegs noch immer mit günstigen Augen ansah, erfahren wir zu unserer Ueberraschung gerade bei dieser Gelegenheit. Er hat nämlich den Muth, etwaigen Zweiflern über die Zweckmäßigkeit seines neuesten Projectes gegenüber sich auf das historische Reichscolleg zu berufen, „das ebenfalls mit Anfechtungen heimgesucht worden, nun aber so weit vorangeschritten ist, daß es feststeht, viele Mitglieder zählt und sogar das Wohlgefallen des Reichsoberhauptes auf sich gezogen hat."

Diese neuen Einfälle Paullini's, die übrigens solche geblieben sind, entsprangen in der That nicht etwa aus einer inneren Abwendung desselben von der Schöpfung, an welcher er einen so wesentlichen Antheil gehabt hatte. Gerade das letzte öffentliche Lebenszeichen, welches das Colleg — im Jahre 1694 — noch einmal von sich gab, ist sein, freilich seit längerer Zeit vorbereitetes, Werk und von ihm ausgegangen. Es war das der „Kurtze Bericht vom Anfang und bisherigen Fortgang des vorhabenden Historischen Reichscollegii", allen patriotischen Liebhabern der Teutschen Historie zur Nachricht in Druck gegeben (Frankfurt a. M. 1694). Ludolf hatte diesem Vorhaben seines „Syndicus" nicht ohne Bedenken entgegengesehen: Paullini hatte schon in seiner „Zeitkürzenden Lust" über das Colleg Bericht erstattet und Ludolf diesen zuvor revidirt; die schwülstige, bilderreiche und geschmacklose Manier des Berichterstatters machte ihm Sorge: „dergleichen figürliche, tiefsinnige Redensarten schicken sich mehr zu einer Schäferei als historisch-gravitätischem Stile, welche ernst und planus sein soll", äußert er sich im Hinblick darauf. Dem Bericht Paullini's sind die leges der Gesellschaft beigegeben. Die Absicht dabei war aber doch, die erkaltete Aufmerksamkeit der gelehrten Kreise von neuem auf dieselbe hinzulenken und zweifelhafte Freunde zu bestärken. Nebenher vergaß Paullini auch bei dieser Gelegenheit wieder sich selbst nicht. Insbesondere lag ihm daran, sich als intellectuellem Urheber des Collegs die Priorität zu wahren; er sucht namentlich nachzuweisen, daß die Societas Rhenana Dalberg's und das beabsichtigte Correspondenzcolleg des Kurfürsten Johann Philipps von Mainz ganz andere Zwecke verfolgt hätten.

Indeß an dem Schicksale des Reichscollegs wurde weder durch diese noch andere Anstrengungen etwas geändert. So gab jetzt Ludolf, um den Titel eines Präsidenten der Gesellschaft nicht umsonst zu führen und Anderen zugleich ein gutes Beispiel zu geben, die Geschichte der ersten dreißig Jahre des laufenden Jahrhunderts „durch alle Theile der Welt" heraus, und zwar in deutscher Sprache, weil das sein Verleger so wollte (was übrigens der geringere Schaden war), und nicht unter seinem Namen, sondern unter dem eines Mitgliedes des historischen Reichscollegs, „um dasselbe bekannter zu

machen". Man kann zweifeln, ob Ludolf damit auf dem richtigen Wege war. Gewiß hätte er besser gethan, seinen längst verheißenen Tomus prodromus der Annalen einmal zu vollenden und zu veröffentlichen. So aber wartete er fortgesetzt auf die noch ausstehenden Bearbeitungen der ersten Jahrhunderte, und wartete vergeblich. Otto in Ulm, welchem man sein Pensum zu Umarbeitungen zurückgestellt hatte, gab überhaupt keine Antwort mehr. Man wundert sich, wie Ludolf glauben mochte, daß, wenn dem Colleg die Autorität des Kaisers zur Seite gestanden hätte, Hemmungen dieser Art leichter überwunden worden wären. Auch an Leibniz wendet er sich von Zeit zu Zeit noch in seiner Noth. Dieser hat zwar dem Colleg seine ursprüngliche Sympathie bewahrt, er ist bereit, es mit seinen urkundlichen Sammlungen zu unterstützen, läßt sich aber nicht bewegen, die Adjunctur im niedersächsischen Kreise zu übernehmen, der sein Eintritt in die Gesellschaft hätte vorausgehen müssen. Von Tentzel's Theilnahme hört man nur mehr aus der Entfernung. In seiner öfters erwähnten Zeitschrift bringt er im Jahre 1697 den Vorschlag einer deutschen „Gelehrtenbiographie" zur Sprache, ohne aber an die Ausführbarkeit eines solchen Unternehmens zu glauben: „es dürfte mit dieser Societät verlaufen wie mit anderen dergleichen Vorschlägen, deren viele bisher an den Tag kamen; jedermann lobet sie, aber Niemand will die Hand anlegen und also wird nichts daraus. Machte nicht Anfangs das historische Reichscolleg ein großes Aufsehen, und itzund höret und siehet man nichts mehr davon!" In der That, bündiger konnte die Geschichte des Collegs nicht gefaßt werden. Der Ryswicker und dann der Carlowitzer Frieden hoben die allseitig gesunkenen Hoffnungen für dasselbe noch einmal empor; bekam der Kaiser doch jetzt nach zwei Seiten hin freie Hand und wurde schwere Sorgen los. Jedoch dem Reichscolleg kam diese Gunst der Umstände gleichwohl nicht zu gute. Es war eine verlorene Sache, der sich bereits fast alle früheren Anhänger entzogen hatten. Vergebens versuchte Ludolf noch einmal, Pregitzer, der inzwischen in Folge erfahrener Beförderung nach Stuttgart übergesiedelt war, in Bewegung zu setzen. Die wehmüthigen Worte, die er in einem Schreiben vom 7. September 1697 an ihn richtete, dürfen hier wohl eine Stelle finden. „Aus derselben längst erwarteten Antwort vom 27. August," heißt es, „habe ich meines herzoglichen Oberraths Entschuldigung wegen bisher verzögerter Elaboration des primi seculi annalium Germaniae allen ihren Umbständen nach wolverstanden. Dieselbe ist freilich wichtig genug und habe ich meines Orts wenig dazu zu sagen, erinnere mich aber noch wohl, was ich bald anfangs Herrn Paullini geantwortet, wie man mir das praesidium dieses Collegii zugemuthet, daß ich wenig dabey würde thun können. So lange keine höhere Autorität vorhanden, welche die Herren Collegen respectiren müssen, würde ein jeder sich seiner guten Ge-

legenheit in Hauß und Amtsgeschäften gebrauchen und arbeiten so viel ihnen beliebet, ohne mein zuschreiben und vermahnen im geringsten zu achten. Ich habe mich aber durch vieles vermahnen und zuschreiben unterschidlicher von den angegebenen Collegen endlich bewegen lassen den Nahmen eines Praesidis anzunehmen, welchen ich längst wieder abgelegt hätte, wenn ich nicht immer gehofft, Gott würde Gnade geben, daß nächst meinem Prodromo nur ein Seculum herauskommen möchte, auf daß die Collegen nicht allein, sondern auch die Teutschen hohen Häupter sehen könnten, was es werden und was es für eine Gestalt haben sollte, da ich willens gewesen, solches Ihrer kayserlichen Majestät zu dediciren und zu bitten, durch dero allerhöchste Autorität mir privilegia oder beneficia pro Collegis, und wo es nöthig, mandata auszuwirken, damit das Werk seinen ungehinderten Fortgang haben möchte, dafür haltend, wenn der Anfang einmal gemacht, daß man den scopum und methodum daraus sehen könnte, es würde nachgehends sich alles viel leichter ergeben und sich nach mir schon ein guter Praeses und zu demselben tüchtige Collegen finden" Was in dem Schreiben weiter folgt, sind direct an Pregitzer gerichtete Vorstellungen, die aber erfolglos geblieben sind. Doch hat die Correspondenz der beiden Männer bis in das Jahr 1699 hinein gedauert.

Genug, mit dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts kann man zugleich die Geschichte des historischen Reichscollegs, so weit man von einer solchen sprechen kann, als abgeschlossen betrachten. Der letzte Brief Ludolf's an Paullini datirt aus dem September 1699, die noch übrigen schwachen Lebenszeichen erstrecken sich bis in das Jahr 1703; schon das Jahr darauf ist Ludolf gestorben. Sein „Syndicus" hat ihn um acht Jahre überlebt, und in dieser Zeit seine uns bekannte literarische Geschäftigkeit fortgesetzt, ohne seinen Anspruch auf Unsterblichkeit dadurch zu erhöhen. Tentzel ging 1702 als Archivar und Historiograph nach Dresden, verlor aber schon nach ein paar Jahren sein Amt, weil, wenn die Ueberlieferung Recht behält, sein kritisches Gewissen ihm nicht gestattete, den genealogischen Prätensionen des Hofes gerecht zu werden. Er starb zu Dresden in dürftiger Lage 1707.

So ohne Sang und Klang erlosch ein Unternehmen, das s. Z. hoffnungs- und geräuschvoll genug in die Welt getreten war. Bei ruhiger Erwägung muß man jedoch zugestehen, daß es den Keim des wahrscheinlichen Mißerfolges von vorn herein in sich getragen hat. Der Grundgedanke an sich war unzweifelhaft löblich und entsprach dem Interesse der Nation, aber die Mittel, welche allein sicher zum Ziele führen konnten, waren allzu ungenügend bemessen. Von übler Vorbedeutung war schon, daß von den leitenden Männern keiner das Zeug oder den Muth in sich hatte, mit dem guten Beispiele der Arbeit voran zu gehen, daß einer auf den andern wartete, daß man die Fähigen und Unfähigen nicht strenger gesondert hatte, daß man auf den

kaiserlichen Schutz zu viel Gewicht legte und ein Verständniß für das Vorhaben suchte, wo wohl oder übel keines vorhanden war. Gegen die Annahme, daß durch die Vereinigung aller Kräfte der Aufbau unserer Geschichte am sichersten zu fördern sei, ließ sich ja im Grundsatze gewiß nichts einwenden. Leibniz freilich hat, wie schon berührt, in den nächsten Jahren gezeigt, daß auch ein einzelner, genialer und arbeitsamer Mann in verhältnißmäßig kurzer Zeit einen guten Theil der Aufgabe, die eine zahlreiche Gesellschaft vergebens zum Gegenstande ihres Ringens gesetzt hatte, mustergiltig zu lösen im Stande war. Und wenn in unserem Jahrhundert auf den Gedanken, unsere Geschichte, zunächst des Mittelalters, durch eine Reihe von Gelehrten in breiter, annalistischer Form bearbeiten zu lassen, mit Erfolg zurückgegriffen worden ist, so erklärt sich diese Thatsache u. a. eben durch den Umstand, daß in diesem Falle die Fehler vermieden wurden, die man damals begangen hat, und daß dem Unternehmen von heutzutage alle Voraussetzungen der umsichtigen Leitung und der entsprechenden Kräfte in demselben Maße freundlich zur Seite traten, als sie den Aspirationen des historischen Reichscollegs, trotz der besten Absichten seiner Urheber, von Anfang bis zu Ende standhaft sich entzogen haben.

Würzburg. Prof. v. Wegele.

Im Vorschatten der Wahlen.

Während die Arbeiten des Reichstages noch einmal durch die Pfingsttage unterbrochen wurden, hat die nationalliberale Fraction, verstärkt durch Landtagsmitglieder der Einzelstaaten, der politischen Unterhaltung Stoff gegeben durch eine „Erklärung", welche unter dem bescheideneren Namen die Stelle eines Wahlprogrammes oder Aufrufes auszufüllen bestimmt ist. Wollte man die Bedeutung der Kundgebung allein nach dem Eindrucke würdigen, den sie bei den verschiedenen an dem Verhalten der nationalliberalen Partei interessirten Kreisen und Stellen gemacht hat, so wäre die Verlegenheit nicht gering, denn ziemlich jeder hat aus denselben Worten herausgelesen, was gerade ihm paßte. Die keinen sehnlicheren Wunsch haben, als daß ihnen die alten Parteifreunde den unwiederbringlichen Fehler der Secession tragen helfen, haben begierig den wenn auch abgeschwächten Widerhall ihres eigenen Manifestes gegen die veränderte innere Politik des Fürsten Bismarck herausgehört. Im fortgeschritteneren Lager dagegen, wo man sich das versprechende Jagdrevier der nationalliberalen Wahlsitze nicht durch die Rücksichten einer politischen Gemeinschaft will abzäunen lassen, findet man an der Erklärung alle die Unentschiedenheit, Halbheit u. s. w., die zu aller Zeit der Vorwurf der Extremen

gegen die Mittelparteien waren. Auf dem äußersten conservativen Flügel findet man umgekehrt seine Rechnung dabei, die nationalliberale Erklärung in den allgemeinen Topf des Liberalismus zu werfen, um seinerseits bei den Wahlen jeder Schonung überhoben zu sein. Die conservative Mittelpartei wiederum möchte trotz mancher Vorbehalte doch im Ganzen das Günstigste in ihrem Sinne aus dem Schriftstücke herauslesen und verspricht sich von demselben eine wesentliche Erleichterung ihres Bestrebens, eine geschlossene Front aller gemäßigten nationalen Elemente gegen den oppositionellen Radikalismus. Endlich, um den Reigen voll zu machen, nennen die officiösen Organe die Erklärung einerseits ein wohlmeinendes, andererseits ein farbloses und nichtssagendes Schriftstück.

Wer vieles bringt, wird Manchem etwas bringen — eine Aeußerung, in welche sich so entgegengesetzte Deutungen hineintragen lassen, muß dazu wohl irgendwo und wie die Handhabe eines innern Widerspruches darbieten. Und wie die Dinge liegen, kann dies nicht ohne Weiteres ein Vorwurf für die nationalliberale Partei sein. Die Forderung unbedingter Klarheit des Verhaltens ist immer äußerst wohlfeil für diejenigen, die, unbekümmert um alle übrige Welt, in einer geraden Linie ihrer Einfälle oder Hirngespinste fortstürmen. Die Aufgabe einer Mittelpartei ist Vermittelung, ihre Richtung kann immer nur die Diagonale gegen einander laufender Kräfte sein, und wo die eine oder andere derselben sich in unberechenbaren Curven bewegen, ist es jener unmöglich, die eigene Haltung in der Zukunft mit mathematischer Sicherheit vorauszubestimmen. Was man aber unter allen Umständen von ihr verlangen kann ist, daß sie den klar vor- und rückwärtsliegenden Thatsachen gegenüber ohne alle Zweideutigkeit, unumwunden Stellung nehme, und leider läßt es auch daran die nationalliberale Erklärung nur zu sehr fehlen. Der erste charakteristische Satz derselben spricht von einer „veränderten Richtung, welche die innere Politik der Reichsregierung zur Zeit verfolgt" und von der „Veränderung, welche ihre eigene Stellung zur Reichsregierung dadurch erfahren" habe. Gerade dieser Satz ist von Secessionisten und Conservativen als offene Absage an den Fürsten Bismarck, als Uebergang in die Oppositionsstellung der geplanten „großen liberalen Partei" aufgenommen worden, obwohl das ganz gewiß nicht die Meinung der Bennigsen und Miquel, der Hobrecht und Gneist ist, welche das Schriftstück unterzeichnet haben. Aber die Mißdeutung findet freien Weg, da es vom ersten bis zum letzten Satze der Erklärung ein Räthsel bleibt, an welcher Stelle das Charakteristische der Veränderung in der Politik des Reichskanzlers liegen soll, welches eine veränderte Stellung der Partei zu ihm bedingte. Das einzige Feld, auf welchem Fürst Bismarck geständig ist und es sich offen zum Ruhme rechnet, eine veränderte Richtung eingeschlagen zu haben, ist die Zollpolitik,

und jene eben ist, alle Verbrämungen abgezogen, der Angelpunkt für das Einschwenken der Secessionisten in die offene Opposition. Aber die Erklärung wiederholt ausdrücklich den Satz des Wahlaufrufes von 1878, „daß entgegengesetzte Meinungen über Schutzzoll und Freihandel nicht zur Grundlage politischer Parteibildung dienen dürfen", und sie begründet denselben sehr treffend dahin, daß diese Meinung nicht sowohl einem zwiespältigen Princip, als dem wirklichen oder vermeintlichen Interesse entspringt, wie es sich nach Landschaften und wirthschaftlichen Erwerbsgruppen sondert und abstuft — Gegensätze, welche eine wahrhaft nationale Partei in sich muß überwinden können. Darüber zu rechten, ob die Partei in ihrem bisherigen Verhalten, insbesondere bei der Krisis von 1879, wirklich darauf ausgegangen ist, diese Gegensätze innerlich zu überwinden, statt, was für eine große Partei immer an Selbstvernichtung streift, bei einer Entscheidung, die im parlamentarischen Kampfe doch unvermeidlich mit politischen Gegensätzen verflochten wird, jedes einzelne ihrer Mitglieder dahin fallen zu lassen wohin es eben will — dazu ist hier nicht der Ort. Genug, daß die Partei durch den unzweifelhaft richtigen Satz sich die Möglichkeit abschneidet, die veränderte Zollpolitik von 1879 — zumal in ihren doch immer sehr maßvollen Grenzen — für ihre veränderte Stellung zum Reichskanzler verantwortlich zu machen. Bleiben die beiden anderen Seiten der Bismarck'schen Wirthschaftsreform — die steuer- und die socialpolitische. Die Erklärung rechnet „die Steigerung der eigenen Einnahmen des Reiches und die ausreichende Befriedigung seiner finanziellen Bedürfnisse" zu „dem alten Programm" der Partei; sie versichert, daß dieselbe „in Preußen bei einer Reform der directen Steuern mitwirken" werde, „welche die Entlastung der weniger bemittelten Klassen von einem Theile der ihnen auferlegten directen Steuern herbeizuführen bestimmt ist"; und nennt wiederum die „Ueberweisung eines Theiles der Grund- und Gebäudesteuer in Preußen an Communen und Communalverbände" eine „alte Forderung der liberalen Partei". Sie bezeichnet mit alle dem nur solche Absichten, die mit dem Steuerreformprogramme des Fürsten Bismarck sich decken, und scheidet sich von dessen weiter gehenden Zielen nur durch die nicht überaus greifbare Ankündigung ab: „einer Zerstörung des directen Steuersystemes oder einer wesentlichen Schmälerung seiner Erträge zu Gunsten ungemessener Vermehrung indirecter Steuern sich widersetzen" zu wollen. Wir haben in einem früheren Artikel („Wahlpolitik", J. n. R. 1881, Nr. 18, S. 672) das ungemessene Aufthürmen von Project auf Project bis zu den Wolken hinauf als die neueste Seite der Steuerreformaction des Reichskanzlers bezeichnet und die Ueberzeugung ausgesprochen, daß keine besonnene Partei sich von den Undecimenaccorden dieser Zukunftsmusik könne hinreißen lassen. Aber das entbindet doch nicht eine Partei, die in den Ausgangspunkten des Programmes mit dem Reichskanzler so einverstanden ist,

wie die Erklärung wieder bekundet, klare Stellung zu nehmen zu den concreten Vorschlägen, in welchen sich dasselbe bisher allein positiv eingeführt hat. Nun haben zu dem Verwendungsgesetzentwurf des Finanzministers Bitter die Herren von Bennigsen und Hobrecht, Mitunterzeichner der Erklärung, ein Amendement gestellt, welches die Anforderung neuer Einnahmen für Preußen von 70 auf einige 40, fürs Reich von 110—120 auf etwa 70 Millionen herabminderte, in dieser Höhe doch aber einen Bedarf — abgesehen von der Deckung des Steuererlasses — bestimmt anerkannte. Wie stellt sich nun zu der Nothwendigkeit der Beschaffung dieser Mittel die Erklärung? „Vor dem Eingehen auf weitere umfassende Pläne, welche die Steuerkraft des Landes in höherem Maße in Anspruch nehmen" (nebenbei bemerkt, eine Wendung, die bedenklich in den demagogischen Ton des Radikalismus einschlägt; wenn die neuen indirecten Steuern bestimmt sind, drückende directe Steuern zu erlassen, so kann doch nicht davon die Rede sein, daß „die Steuerkraft des Landes in höherem Maße in Anspruch genommen" werde), muß zunächst das volle und nachhaltige Ergebniß der vom Reichstage im Jahre 1879 bewilligten Zölle und Verbrauchssteuern abgewartet werden." Nun beläuft sich die stärkste Schwankung in der Schätzung des Ertrages der Steuererhöhungen von 1879 auf 20—30 Millionen; kann dies einen Grund abgeben, für die nach dem eigenen nationalliberalen Antrage noch erforderlichen 70 Millionen nicht schon jetzt eine theilweise Deckung zu beschaffen? Aber die Erklärung spricht ja die Zuversicht aus, daß für die Ueberweisung eines Theiles der Grund- und Gebäudesteuer, den wichtigsten Posten des Hobrecht-Bennigsen'schen Antrages, „hoffentlich die im Jahre 1879 bewilligten Reichssteuern in ihren nachhaltigen Erträgen unter normalen wirthschaftlichen Verhältnissen einer umsichtigen Finanzverwaltung die Mittel bieten werden".

Ein grellerer Widerspruch gegen die Finanzrede des Herrn Hobrecht vom November vorigen Jahres — als Mitgliedes der nationalliberalen Fraction — ist gar nicht denkbar, und die innere Unwahrheit der Behauptung drängt sich aus jeder der geschraubten Wendungen ans Tageslicht, in welche sie ängstlich gekleidet ist. Nein, die nachhaltigsten Erträge der Bewilligungen von 1879 werden für die umsichtigste Finanzverwaltung im günstigsten Falle gerade ausreichen, um das durch den Steuererlaß geschwellte Deficit im preußischen Staatshaushalte zu decken, jeder weitere Schritt auf dem Wege der Reform des directen Steuersystemes erfordert neue Mittel, und aus welchem andern Grunde, als weil sie selbst an jenem günstigsten Falle noch starke Zweifel hegten, haben denn die nationalliberalen Mitglieder der Commission für das Verwendungsgesetz, die Herren von Bennigsen und Hobrecht an der Spitze, nachdrücklich dagegen gestanden, daß die Erträge neuer Reichssteuern „unverkürzt", wie Herr Bitter sich verbindlich machen wollte, zur Steuerreform —

verwendet werden sollten? — Die unzeitige „Hoffnung" der Erklärung gewinnt auch dadurch wahrlich keinen besseren Anstrich, daß sie binnen kurzem die dritte grundverschiedene Losung der nationalliberalen Fraction zu der Steuerfrage im Reich ist. Bis in die Reichstagssession hinein war es die feste Annahme, daß die Partei ihre Zustimmung zu einer Erhöhung der Brausteuer nur von gleichzeitiger entsprechender Erhöhung der Branntweinsteuer abhängig mache, und daß beide Steuern vereint eben den Hauptstock zur Deckung des im Antrage Bennigsen-Hobrecht anerkannten Bedarfes abgeben sollten. Da trat plötzlich Herr von Benda, mit noch zweifelhaftem Auftrage, einige Wochen später der Abgeordnete Reinecke in einer von der Fraction formulirten Fassung, mit der Ankündigung auf, man müsse die Bewilligung der Getränkesteuer von gleichzeitiger entsprechender Ermäßigung „drückender indirecter Steuern, wie des Getreide- und Petroleumzolles abhängig machen — so daß sie also für die Reform des directen Steuersystemes ganz verloren ginge. Nun tritt statt des einen und des andern das einfache fin de non-recevoir auf, daß von neuen Steuern einstweilen gar nicht die Rede sein könne. Wir überlassen es gern dem künftigen Geschichtschreiber, diesen Zwiespalt der Natur aus dem Schooße des Fractionsgeheimnisses heraus zu lösen — wenn es dann noch der Mühe lohnt.

Werfen wir noch einen Blick auf das socialpolitische Gebiet, so sagt uns die Erklärung, die Partei werde die „Vorschläge, welche für die arbeitenden Klassen die Förderung der Wohlfahrt und den Schutz gegen die Folgen von Unglücksfällen im Auge haben, unbefangen und sachlich prüfen und dem als nützlich Erkannten ihre Zustimmung leihen". Wir erfahren aber nichts, gar nichts davon, warum die Partei sich dennoch gerade in diesem Augenblicke gedrungen fühlt, das Unfallversicherungsgesetz wesentlich an der Frage des Staatszuschusses zu der Versicherung der unbemitteltsten Arbeiter scheitern zu lassen. In den Reichstagsverhandlungen sind gewiß manche recht schöne Gründe gegen diesen Staatszuschuß angeführt worden, die vielleicht ausschlaggebend sein würden, wenn die Frage abstract und von der Höhe des Principes zu entscheiden wäre, ebenso wie in der besten aller Welten ohne Zweifel auch die Lasker-Hänel'schen Gründe gegen ein Ausnahmegesetz zur Einschränkung der socialdemokratischen Agitation durchschlagend gewesen sein würden. Was man nur vollständig vermißt und doch in einer politischen Erklärung zu erwarten berechtigt wäre, ist ein Funke des Verständnisses für die politische Unmöglichkeit, volle drei Jahre nach dem Socialistengesetze die erste der schon damals versprochenen „positiven Maßregeln zum Wohle der arbeitenden Klassen" damit in die Welt zu schicken, daß den Arbeitern das Vier- bis Achtfache des eben ins Werk gesetzten Steuererlasses als Zwangsprämie auferlegt würde? Oder will es die nationalliberale Fraction auf sich ruhen

lassen, daß sie zwar, wenn es Zwangsmaßregeln giebt, allenfalls mit dem „Principe" sich abzufinden weiß, das „Princip" aber unerbittlich findet, wenn es gilt mit einigen Millionen Staatszuschuß doch thatsächlich nur die bisher den Gemeinden obliegende Armenpflege der verunglückten Arbeiter abzukaufen?

Die „unbefangene und sachliche" Prüfung der Regierungsmaßregeln ist ja überhaupt die wohlklingende Losung der Parteien, welche sich in das streng-parlamentarische Entweder-Oder der Unterstützung oder Bekämpfung der bestehenden Regierung nicht finden können oder wollen. Auch die Fortschrittspartei hat sich damit zu Zeiten viel gewußt, ehe sie zuletzt rettungslos dem Radikalismus verfiel. Wir haben aber noch jüngst beleuchtet, wie unmerklich diese Selbstbespiegelung der „Sachlichkeit" zu derjenigen Fractionspolitik führt, die, statt die Regierungsvorschläge nur auf das zweifellos Unzuträgliche und Verwerfliche zu prüfen, sich mit dem Urtheile über das Nothwendige und Nützliche an die Stelle der Regierung selbst setzt. Die nationalliberale Partei hat eben wieder einen neuen schlagenden Beweis dieser Fractionspolitik gegeben durch Ablehnung der Forderung für den deutschen Volkswirthschaftsrath, während man doch im preußischen Abgeordnetenhause keinen grundsätzlichen Widerspruch gegen die entsprechende Einrichtung gefunden hatte. Wenn Herr von Bennigsen eine Schöpfung, welche Fürst Bismarck als sein eigenstes Werk bezeichnet, als unreif und unnützlich verwirft, kann er es da der secessionistischen Presse verwehren, die Ablehnung als eine „politische Abstimmung", als eine „Verurtheilung der inneren Politik des Fürsten Bismarck" zu begrüßen, und in diesem praktischen Verhalten der nationalliberalen Partei den authentischen Commentar zu der Unbestimmtheit ihrer „Erklärung" zu finden?

x.

Englische Heeresnöthe.

Klagen über die inneren Verhältnisse der britischen Armee sind nichts Neues, am allerwenigsten in England selbst. Obgleich die Masse der Nation dem Heere fern steht, hat die Aristokratie zu jeder Zeit die Officiersstellen gesucht. Dieselben boten im Frieden einen behaglichen Aufenthalt für Müßiggänger, ein Anreiz, welcher durch das hohe Maß von Entbehrungen und harter Arbeit während eines gelegentlichen Feldzuges nur gesteigert wurde. Eine sehr beträchtliche Zahl von Officieren außer Dienst lebt im Lande und die Discussion militärischer Fragen in der Tagesliteratur wird von vielen mehr oder minder berufenen Federn genährt.

Eben so wie in diesen Kreisen die Aufhebung des Stellenkaufes in der Armee immer noch hin und wieder Bedauern erweckt wegen der Erschwerung des Avancements, zumal der Reicheren, so wird nunmehr auch die Anwerbung der Mannschaft auf kürzere Dienstzeit (sechs Jahre) vielfach angegriffen und die Unglücksfälle, welche den englischen Truppen in verschiedenen Welttheilen zugestoßen sind, einfach auf diese seit zehn Jahren eingeführte Neuerung geschoben. Es ist eine auch in anderen Armeen gewöhnliche Erscheinung, daß Wandlungen in der Organisation, welche das Zeitbedürfniß mit sich bringt, lange Jahre hindurch als bedrohliche Maßregel gelten, weil sie die Tradition erschüttern. Die actenmäßige Kenntniß der Vorgänge, welche die Aenderung bedingt haben, bleibt weiteren Kreisen verschlossen, die alltäglichen Erfahrungen werden leicht vergessen und die abfälligen Urtheile der Gegner treten um so zuversichtlicher hervor, als sie unverantwortliche Aeußerungen darstellen. Somit verdient ein Aufsatz, welchen der bekannteste englische General der Gegenwart, Sir Garnet Wolseley (im XIX. Century), an die Gegner der kurzen Dienstzeit richtet, besondere Theilnahme, umsomehr als er sich nicht scheut, die „Legende" zu beleuchten, welche sich aus den Erinnerungen an die Glanzzeit von Wellington's Heerführung in ähnlicher Weise gebildet hat, wie die napoleonische Tradition in Frankreich bis auf Trochu's Buch (1867) geherrscht hat. Das Raisonnement, welches Wolseley bekämpft, bleibt dabei stehen, daß es die alten, langgedienten Soldaten gewesen seien, welche in der „Peninsula" den Sieg errungen haben und vergißt, welche Schattenseiten diesem Bilde angehaftet haben: die innere Zuchtlosigkeit der Armee, in welcher schließlich Leute aus den Gefängnissen eingestellt wurden, die Auflösung aller Bande bei dem Rückzuge des großen Herzogs auf Lissabon und in ähnlichen mehrfach wiedergekehrten Lagen. Zu jener Zeit eben so wie heute, entgegnet derselbe, war ein glänzender Erfolg nur sicher gestellt, sobald wirklich fähige und durchgebildete Generale an der Spitze standen, damals wie jetzt bedingten die Mängel der Führung ein Fehlschlagen und Unheil. Man darf nicht vergessen, daß Wellington selber die Armee von Waterloo die schlechteste nannte, welche er jemals befehligt. Aber die „Legende" besteht und die jüngeren sprechen sie den älteren Kameraden einfach nach. Freilich bringt die Verkürzung der Werbejahre den Truppenofficieren mehr dienstliche Arbeit. Unter der Herrschaft des früheren Systems (Verpflichtung auf einundzwanzig Jahre) bedurfte ein Regiment unter gewöhnlichen Umständen sehr wenige Recruten alljährlich. Heute sind die in England stehenden Bataillone im Wesentlichen nur Sammelstätten für auszubildende Soldaten, welche den außer Landes befindlichen Truppen zugeführt werden. Zwar erreicht die daraus erwachsende Arbeit noch lange nicht das Pensum der deutschen Armee, welche alljährlich ein neues Drittel der Mannschaft einschulen muß, aber das Mehr an dienstlicher

Thätigkeit hat vielen englischen Officieren die gegenwärtige Einrichtung unlieb gemacht.

Dennoch war die durch Lord Cardwell im Jahre 1870 angebahnte Reform, Leute auf sechs Jahre zu werben, welche sich verpflichteten, weitere sechs Jahre im Reserveverhältniß zu bleiben, eine Maßregel, welche seit langer Zeit sich nothwendig erwiesen hatte. Der Zusammenbruch der britischen Heeresmacht gegen Ende der Belagerung von Sebastopol war so offenkundig, daß schon damals gebildete Officiere auf eine Abhilfe sannen. Bis zum Ausbruche des Krimkrieges hatte man von dem Kriegsruhme gelebt, den das Genie Wellington's erworben hatte. Seit Waterloo hatte kein großer Kampf, kein bedeutender Feldherr die Welt auf neue Gedanken geführt und die Heilsamkeit eines stetigen Fortschrittes im Heerwesen hatte man uneingedenk der Lehren früherer Zeiten außer Acht gelassen. Wellington selber hielt mit zunehmenden Jahren immer zäher am Alten fest, so widersetzte er sich mit derselben Entschiedenheit jedem Versuche, die Dienstzeit abzukürzen, wie er zuvor die Umwandlung der Steinschloßgewehre in solche mit Percussion nur zögernd zugelassen hatte. Und erst nach seinem späten Tode (1852) kam die englische Armee in den Besitz gezogener Musketen. Bei den Friedensgedanken, welchen alle Welt nachhing, und der Ungeneigtheit des Parlamentes, größeren Aufwand für das Heer zu bewilligen, fand die Kriegserklärung 1854 das letztere unfertig nach jeder Richtung. Kein Mann Nachersatz für die Expeditionstruppen war bereit. Schon damals mußten, um nur das schwache Corps von 20 000 Mann nach dem Osten zu senden, eine beträchtliche Anzahl Freiwilliger (gegen sehr hohes Aufgeld) aus den Reihen der zurückbleibenden Regimenter entnommen werden, welche darauf größtentheils selber in ähnlicher Weise nothdürftig gefüllt und nachgesendet werden mußten. Also gerade dieser Uebelstand, welcher auch während des Zulukrieges sich wiederholt hat, ist alt. Das neuere System hat ihn noch nicht zu beseitigen vermocht, doch ist es ein Irrthum, dasselbe als die Ursache davon anzuklagen, wie es die Gegner versucht haben. Gegen Ende des Krimkrieges, als alle Hilfsquellen in England erschöpft und der geringe Nachersatz an blutjungen und unausgebildeten Leuten im Orient „wie die Fliegen" (so schrieb Lord Raglan damals) hingesunken waren, griff man zu dem traurigen Mittel, Fremdenlegionen zu errichten. In gleicher Weise unzureichend war der Nachersatz für die indischen Truppen und während des Aufstandes (1857) zeigten sich die größten Calamitäten, trotz des hoch bemessenen Werbegeldes und der Herabsetzung des Eintrittsalters und des Militärmaßes. Die Desertionen erschwerten die Lage der Armee noch mehr, ihre Zahl betrug im schlimmsten Jahre 1858 über 20 000 Mann, und es gelang niemals, die Lücken durch Neuanwerbungen zu schließen.

Der Krieg in Böhmen zog mit Gewalt die Augen auf die preußische Wehrverfassung und das Verfahren, durch welches ein armes Land eine sehr starke Armee ins Feld schicken konnte, ohne darum im Frieden mehr als einen Bruchtheil mit kurzer Dienstzeit versammelt zu halten. Das gleiche System in England einzuführen bleibt freilich vergebliches Bemühen, da man niemals geworbene Truppen für die Entsendung in die Colonien entbehren kann. Allein die Vorgänge in Frankreich 1870 drängten so entscheidend die Frage auf, wie sieht es mit Englands Sicherheit aus, daß der damalige Kriegsminister das mehrfach erwähnte Auskunftsmittel vom Parlamente votiren ließ. Durch Herabsetzung der wirklichen Dienstzeit erwartete man die Abneigung der Masse der Nation gegen den Eintritt in die Armee zu überwinden. Früher diente die Mehrzahl ihre vollen einundzwanzig Jahre und schied dann mit einer Pension, welche zum Unterhalte nicht ausreichte. Daher lebten in jedem Kirchspiele einige dieser Veteranen in erbärmlicher Lage, die Länge der Abwesenheit hatte sie der Heimath gänzlich entfremdet, und dies Vorbild schreckte alle jungen Leute vor der Anwerbung zurück. In der That ist beispielsweise der Bruchtheil der Leute mit Schulbildung auf 576 vom Tausend (1880) gegen 137 bei der ersten Anwerbung nach dem neuen Gesetze gestiegen. Dagegen ist die Zahl der kriegsrechtlichen Verurtheilungen und der Desertionen heruntergegangen. Freilich ist es bisher nicht zu vermeiden gewesen, von tausend Mann der Armee noch hundert in einem Alter von weniger als zwanzig Jahren zu zählen.

Da bisher nur partielle Mobilmachungen stattgefunden haben, sind die reservepflichtigen Leute noch nicht herangezogen worden, um die ausrückenden Regimenter zu ergänzen. In diesem Falle hat sich in England demnach beständig die nämliche Schwierigkeit gezeigt, wie bei den zur Expedition nach Tunis bestimmten französischen Truppen; die Bataillone haben sich durch Abgaben anderer füllen müssen. Wenn aber die französische Mobilmachung während der letzten Monate vielfach und meist vorschnell bemängelt worden ist, so darf man sich nur erinnern, welche Angriffe das entgegengesetzte Verfahren in Preußen 1864 zu erleiden hatte, als bei der partiellen Mobilmachung einiger Armeecorps die alten Jahrgänge einberufen wurden, während der große Rest der activen Armee ruhig zu Hause bleiben durfte.

Wir müssen daher die Uebelstände dieser Art bei der englischen Armee nachsichtig beurtheilen und dürfen zugeben, daß durch das System der kürzeren Dienstverpflichtung immerhin eine Verbesserung im Gange ist. Eine Anomalie bleibt das Werbewesen bei dem gegenwärtigen Zuschnitte der übrigen europäischen Heere allerdings, und der veralteten Einrichtungen giebt es auch sonst noch eine Menge. Die wiederkehrenden Unglücksfälle britischer Truppen in fremden Welttheilen, seitdem nicht mehr ungeordnete Schaaren Wilder, son-

dern gut bewaffnete, leidlich organisirte und intelligent geführte Gegner zu bekämpfen standen, deuten auf innere Mängel der Armee. Diese werden einem Manne wie Sir Garnet Wolseley und manchen Anderen, welche die Verhältnisse der continentalen Heere fleißig beobachten, nicht unbekannt geblieben sein, aber das Werk der Reform ist ungemessen schwierig und die vereinzelten, an sich immer noch ziemlich geringfügigen Niederlagen genügen nicht, um die „Legende" zu zerstören. Es ist vielmehr charakteristisch, daß die Opposition sich gerade gegen die einzige Verbesserung gewendet hat, und daß das Stichwort vom „alten Soldaten" dort — wie seiner Zeit in Frankreich und sogar bei uns — immer noch nachgesprochen wird. Wie der General Wolseley anführt, mußten aber in früherer Zeit stets bei Entsendung einer Truppe ein beträchtlicher Theil alter Unterofficiere und Soldaten als nicht felddienstfähig zurückgelassen werden.

Luxusgesetze in Genua im Jahre 1449.

„Vor seiner Excellenz dem erlauchten Don Ludovico von Campofregoso, von Gottes Gnaden Dogen von Genua, und dem erhabenen Senate der Gemeinde Genua erschienen Freitag, den 7. März 1449 die achtbaren Beamten der Moneta und Romania (zwei genuesische Municipalämter) und etwa hundert Bürger." Auf Befehl des Dogen wurde ihnen auseinandergesetzt, daß mit der zunehmenden Verschwendung und Vertheuerung des ganzen Lebens die Einnahmen nicht zugenommen hätten, und es also zum Heile des Staates und wegen der verringerten Erträge des Handels nothwendig sei, den übertriebenen Luxus, besonders der Frauen, zu beschränken. Der Bericht über diese Verhandlung ist im alten genuesischen Dialecte abgefaßt, und erfreut durch die Naivetät des Ausdruckes und die Kraft der Sprache. Darauf wird lateinisch fortgefahren, und erzählt, daß von der Versammlung beschlossen worden sei, den Vorschlag, der von vier Mitgliedern der Versammlung ausging, auszuführen, und eine Commission von acht Männern mit Abfassung eines Gesetzes zu beauftragen, durch welches die gerügten Uebelstände abgestellt werden sollten.

Diese Commission, unter deren Mitgliedern Battista Lomellini und Pietro Battista Doria waren, erließ nun ein langes Gesetz, welches die früher für einzelne Fälle erlassenen Bestimmungen zusammenfaßte und ergänzte, und für die Kenntniß der socialen Verhältnisse jener Zeit von großem Interesse

ist. Seine Veröffentlichung verdankt man einem patriotischen Genuesen L. T. Belgrano, der sich um die Geschichte seiner Vaterstadt auch sonst schon große Verdienste erworben hat.

Sehr hart verfährt das Gesetz mit den Bräuten. Denn es bestimmt nicht nur ganz genau die Größe und Zahl der Fackeln, die beim Brautzuge getragen werden dürfen, verbietet mehr als zwei Hochzeitsmahlzeiten auszurichten, den Schwiegereltern und der Braut selbst andere als bestimmte und einen festgesetzten Werthe nicht überschreitende Geschenke zu machen — sondern es beschränkt auch den Diamanten- und Perlenschmuck auf ein Arm-, ein Halsband und Fingerringe. Diese drei zusammen aber dürfen nicht mehr werth sein als die Hälfte der Mitgift! Und nicht zufrieden mit dieser unerhörten Härte, bestimmt es ferner, daß der Braut vom Tage der Verlobung an in den nächsten drei Jahren nur ein seidenes oder sammtenes Kleid geschenkt werden darf: jedoch soll dasselbe, wenn es von Sammt ist, nicht roth oder violett sein. Die Kleider dürfen nur eine Spanne lang auf dem Boden nachschleifen, sei es daß die Besitzerin Schuhe, sei es daß sie Pantoffeln trägt. Gänzlich verboten wird den Frauen der Gebrauch von golddurchwirkten Stoffen, ebenso das Tragen von Capuchons und das Besetzen der Aermel mit Hermelin, das letztere als „unnütz und für das weibliche Geschlecht unpassend". Der junge Gatte darf in seinem Hause nur drei Gastmähler veranstalten, nämlich am Sonntag, Montag und Dienstag. Am Dienstag aber darf nach der sechsten Stunde nach Ave Maria (also doch recht spät) kein Gast mehr im Hause sein. Wer dann etwa die Braut aus dem Hause ihres Gatten im Ernst oder im Scherz, heimlich oder öffentlich, entführen sollte, verfällt, sei es Mann oder Frau, in eine Strafe von zehn Gulden, während der, welcher sie in seinem Hause aufnimmt, fünfundzwanzig Gulden zahlen muß. (Es sind Goldgulden gemeint, die etwas über zwölf Francs galten). Niemand darf unter irgend einem Vorwande Eßwaaren, Wein oder Confect in das Haus der Neuvermählten zum Geschenke schicken.

Knaben und Mädchen unter sieben Jahren sollen weder Edelsteine noch Perlen, weder Sammt noch Seide tragen. Mädchen zwischen sieben und zwölf Jahren dürfen Edelsteine, Gold und Perlen tragen bis zum Werthe von 150 Lire. (Die alte genuesische Lire galt etwas über zwei Francs.) Nach dem zwölften Jahre waren sie in Betreff ähnlichen Schmuckes weniger beschränkt.

Nun folgen genaue Bestimmungen über die Beschränkung des Luxus der Matronen: so nämlich wurden Frauen nach dreijähriger Ehe genannt. Sie sind etwas liberaler als die vorher in Betreff der jungen Frauen erlassenen, in einigen Stücken aber ebenso streng; besonders wird das Verbot seidene Unterkleider zu tragen eingeschärft.

Sehr genau wird vorgeschrieben, welche Art Besatz an den verschiedenen Kleidern anzubringen erlaubt ist. Streng wird verboten, dem erstgeborenen Kinde eine Wiege zu schicken. Mägde dürfen ihre Kleider nur vier Finger lang nachschleifen lassen. Sie sind ferner bei Strafe von zwei Gulden gehalten, kein Stück Seide am Körper zu haben. Weigert sich der Herr im Uebertretungsfalle für seine Magd zu zahlen, so soll sie öffentlich mit fünfundzwanzig Schlägen bestraft werden.

Niemand darf maskirt gehen, bei Strafe von zehn Gulden für ihn und eben so viel für die ihn etwa begleitenden Flötenbläser oder Saitenspieler. Wer eine maskirte Gesellschaft in seinem Hause aufnimmt, verfällt für jeden einzelnen Fall in eine Buße von zwanzig Gulden.

Keine Frau, Wittwe oder Jungfrau soll sich nach Sonnenuntergang in den nach der Straße geöffneten Theilen des Hauses aufhalten, sondern Frauen dürfen sich nur oben, in geschlossenen Räumen und allein, ohne männliche Begleitung, gesellig versammeln. Dawiderhandelnde verfallen in eine Strafe von fünf Gulden. Ein Mann, der dabei ertappt wird, daß er mit einer Frau, welche sich in der Loggia ihres Hauses aufhält, ein Gespräch anknüpft, zahlt zehn Gulden. Doch gilt diese Bestimmung nur für die eigentliche Stadt, und nicht für die Vorstädte, wo die armen Frauen, mit weiblichen Arbeiten beschäftigt, zu sitzen pflegen.

Vorstehende Gesetze sollen für alle Bürger von Genua gelten, mit Ausnahme Sr. Excellenz des Dogen, Sr. Magnificenz des Generalcapitäns (Don Pietro von Campofregoso) und des „Magnifico" Don Giovanni Ludovico von Fiesco, sowie ihrer Söhne, Töchter und Schwiegertöchter.

Damit diese Gesetze genau befolgt werden, so soll nach Abschluß einer Ehe binnen drei Tagen von den contrahirenden Parteien der Ehecontract der Behörde der Syndici vorgelegt, und dabei von den Contrahenten beschworen werden, daß sie alle vorstehenden Gesetze genau beobachten wollen. Uebertreten sie dieselben dennoch, so verfallen sie, je nach der Beschaffenheit des Falles und dem Stande der Uebertreter, in eine Strafe von fünfundzwanzig bis zweihundert Gulden. Dieselbe wird festgesetzt von den Syndici und gehört zur Hälfte dem Angeber. Die Syndici sind mit der Ausführung der Gesetze beauftragt und verpflichtet, die von ihnen festgesetzten Strafen den Schreibern der Moneta anzuzeigen, welche Behörde dann die Einziehung besorgt. Damit aber die Syndici ordnungsmäßig verfahren, so werden wiederum zu ihrer Controle und Beaufsichtigung vier angesehene Bürger ernannt mit Strafgewalt für den Fall gewissenloser Amtsführung.

Das Gesetz wurde vom Dogen und dem Senate am 1. April beschworen, am 2. und 3. April publicirt, und trat am 12. April in Kraft. Am 8. April

wurden alle bis dahin geltenden älteren Gesetze über denselben Gegenstand für ungiltig erklärt.

Freilich macht es einen unwiderstehlich komischen Eindruck, wenn dann auch am 8. April sechs von den acht zur Verbesserung der Sitten eingesetzten Herren sich wiederum versammeln, und erklären, sie hätten zwar nichts über die Länge der Kleider festgesetzt, welche man giornea nennt (dies waren vorn offene, hauptsächlich von Vornehmen getragene Kleider), sie beschlössen und erklärten aber einstimmig, daß dieselben nicht länger sein dürften als die im Gesetze erwähnten Gewänder. Offenbar hatten die Damen von Genua, sowie die Bestimmungen jenes Gesetzes bekannt wurden, versucht, es dadurch zu umgehen, daß sie sämmtlich lange Schleppkleider anlegten, deren eigenthümlicher Schnitt dieselben von den gewöhnlichen Kleidern unterschied, und dadurch nicht unter das Gesetz zu fallen schien. Ob die beiden fehlenden Mitglieder der Commission, Simone Giustiniani und Francesco Selvaggi, sich gescheut haben, das Odium auch dieser neuen Bestimmung auf sich zu nehmen, oder warum sie sonst ihre Collegen im Stiche ließen, darüber giebt das Archiv keine Auskunft. F. Eyssenhardt.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Politische Randglossen. Cäsarismus mit Hindernissen. — In seinem Laufe zur Macht ist Gambetta offenbar an einem kritischen Punkte angelangt. Mit der Wahlreform ist die Frage seiner Dictatur so zu sagen offen vor der Nation gestellt worden, Niemand hat dieser Gesetzesänderung einen andern Sinn beigelegt, mit merkwürdiger Unbefangenheit haben sich die Debatten zuletzt darum gedreht, inwiefern das System der Listenwahl zur Alleinherrschaft führen und inwiefern diese zu fürchten sei. Die Mehrheit der Kammer für die Neuerung war eine unbedeutende gewesen, aber doch schien sie eine Entscheidung, mit einer Art von Fatalismus schickte man sich an, das Unvermeidliche hinzunehmen. So sehr hat man sich schon an den Gedanken der Allgewalt Gambetta's gewöhnt, daß der Widerstand des Senates eine allgemeine Ueberraschung war. Niemand dachte im Ernste daran, daß noch irgendwo der Muth vorhanden sei, den Siegeslauf des Glücklichen aufzuhalten. Gambetta selbst dachte nicht daran. Noch in Cahors hatte er den Senat schmeichlerisch umworben. Während seine ungeduldigen Freunde bereits den Feldzug für die Revision der Verfassung, d. h. für die Abschaffung des Senates, eröffneten, hatte er die obere Kammer ein nützliches und wohl-

thätiges Organ unter den Einrichtungen der Republik genannt. Er hatte damit verrathen, daß er am liebsten mit Schonung der bestehenden Einrich-tungen, also am liebsten mit Hilfe der gemäßigten Republikaner, ohne den Weg durch demagogische Neuerungen und Katastrophen zu nehmen, bequem und sicher die Stufen der Macht ersteigen möchte. Eben aus dieser Illusion ist er nun durch das Veto des Senates unsanft gerissen worden. Weder jene Schmeicheleien des Redners von Cahors, noch die rücksichtslosen Drohungen, mit welchen die gesinnungstüchtige Presse den Senat überhäuft hatte, sind auf diesen von Wirkung gewesen. Gerade das Auftreten Gambetta's in seiner Heimath, oder vielmehr die abgöttischen Huldigungen, die ihm das Volk da-selbst entgegenbrachte, scheinen den Senat vollends bestimmt zu haben, den bedenklichen Weg der Kammer zu vermeiden. Waddington hat als Bericht-erstatter den Fall so scharf wie möglich formulirt: er hielt dem Senate ein-dringlich die Pflicht vor, seine Wahl zu treffen zwischen der parlamentarischen Republik und der cäsarischen Republik, und der Senat folgte mit ansehnlicher Mehrheit dem conservativen Rathe, ohne durch das Schreckgespenst eines Conflictes zwischen den gesetzgebenden Gewalten sich beirren zu lassen. Dieses Votum ist auf alle Fälle ein anerkennenswerther Beweis von Muth. Es rief dem Emporkömmling ein empfindliches Memento zu. Unvermuthet sieht er sich in seinem Laufe aufgehalten, der Zauber seines Namens hat eine Be-schädigung erfahren; um ihn wiederherzustellen, gilt es einen neuen Anlauf zu nehmen, vielleicht einen veränderten Feldzugsplan zu wählen. Ein kurzer Stillstand ist eingetreten, und es fragt sich, welche von den Parteien den-selben am besten auszunützen versteht. Und da wird sich nun freilich bald zeigen, wie groß der Vorsprung ist, den Gambetta bereits gewonnen hat. So lebhaften Eindruck der Widerstand des Senates gemacht hat, so ist doch geringe Aussicht vorhanden, daß er den Anfang einer Umkehr bedeutet. Gewiß giebt es unter den heutigen Republikanern ernstgesinnte Männer genug, welche den verhängnißvollen Gang, den die Republik nimmt, deutlich erkennen, die den redlichen Willen haben, die Nation vor ihrem Abgott zu schützen und ihr die abermalige Demüthigung zu ersparen, daß die Volksherrschaft den gewöhn-lichen Ausgang zur Alleinherrschaft nimmt. Allein die seitherige Erfahrung zeigt, daß diese Elemente aller Initiative entbehren, mit ihrer besseren Einsicht haben sie sich bisher schieben und drängen lassen, und der Beweis ist erst noch zu liefern, daß das Votum des Senates mehr ist als ein wirkungslos vorübergehender Protest. Die Freunde der parlamentarischen Republik, um den Ausdruck Waddington's beizubehalten, haben längst den Zeitpunkt versäumt, wo sie vielleicht einen erfolgreichen Widerstand einsetzen konnten. Ein solcher Zeitpunkt war noch einmal der Beginn des Streites über die Wahlreform, der Beginn der öffentlichen Discussion über die Dictatur. Allein indem der

Präsident der Republik und der Präsident des Ministeriums mattherzig sich dazu bestimmen ließen, im Kampfe um die Wahlreform neutral zu bleiben, also von ihrer abweichenden Meinung keinen Gebrauch zu machen, haben sie im Grunde im Voraus die Waffen gestreckt.

Und die Abstimmung des Senates selbst, wenn man sie genauer beim Lichte betrachtet, verliert offenbar viel von ihrer scheinbaren Bedeutung. Sie hätte ein ganz anderes Gewicht, wenn sie wesentlich als Werk und Ausspruch der republikanischen Fractionen zu betrachten wäre, wenn also aus den Reihen der Anhänger der Republik selbst heraus Protest gegen den werdenden Cäsarismus eingelegt worden wäre. Allein die Mehrheit, die Herrn Waddington folgte, bestand zum größten Theile aus den Fractionen der Rechten, zu denen sich ein kleines Contingent von gemäßigten Republikanern gesellte. Dies läßt wenig Hoffnung, daß die republikanische Partei selbst zur Gegenwehr sich zusammenschließen werde. Alle Augen sind jetzt auf die kommenden Wahlen gerichtet, und unter den jetzigen Umständen werden sie sich noch schärfer zu der Entscheidung: für oder wider Gambetta zuspitzen. Werden sie wirklich beschleunigt, angeblich um den Conflict zwischen beiden Kammern abzuwenden, so darf dies Gambetta als ein erstes Pflaster auf die empfangene Wunde betrachten; der Wahlkampf wird dann noch ganz unter dem Eindrucke der Schlappe stehen, die er durch die Rechte erlitten hat. Die Masse des Volkes hat sich im Kampfe um die Wahlreform ziemlich gleichgiltig verhalten, weder das Votum der Kammer noch das des Senats hat sie aufzuregen vermocht: an den Wahlurnen wird sie von neuem als ein gefügiges Werkzeug des demagogischen Ehrgeizes sich bewähren. Die Phrase von der nothwendigen Einheit unter den Republikanern treibt sie alle unter die Fahne derjenigen, die am rücksichtslosesten zu herrschen verstehen. Gerade die Aristokratie des linken Centrums hat die geringste Aussicht durch die Wahlen an Boden zu gewinnen. Die Frage ist also die, ob der Einspruch des Senats durch die Masse der Wähler ratificirt werden wird, und die Frage so stellen heißt auch sie beantworten. Mit Hilfe der allgemeinen Wahlen, das ist offenbar die Rechnung Gambetta's und seiner Freunde, wird der Widerstand, den der Senat versuchte, aufs gründlichste gebrochen werden. Das Land wird, so lautet jetzt schon die Parole, viel mehr verlangen, als man ihm verweigert hat. Der Ausfall der Wahlen wird, wenn es nöthig ist, das Ministerium, den Präsidenten, den Senat selbst hinwegschwemmen. Der kurze Stillstand wird also voraussichtlich nur dazu dienen, daß die Entwickelung beschleunigt wird. Soll diese Rechnung täuschen, so müßten jetzt in Frankreich Kräfte zum Vorschein und zur Geltung kommen, die bisher nur schüchtern und nur vereinzelt sich gezeigt haben. Der Einsicht fehlt ersichtlich das Selbstvertrauen und der Muth, und das ist jedesmal da so gewesen, wo aus der Demokratie

die Alleinherrschaft herauswuchs. Der große Bürger ist vom Senate officiell zum Verdächtigen gestempelt worden: er wird sich dadurch rächen, daß er vom Senate an das Volk appellirt. g.

Literatur.

Historischer Festzug veranstaltet bei der Feier der Vollendung des Kölner Domes. Nach den Originalaquarellen von Tony Avenarius. Dreißig Blätter in Farbendruck. Leipzig, Köhler. 1881. — Historische Festzüge sind nachgerade ein unentbehrlicher Bestandtheil im Programme unserer großen öffentlichen Feste geworden, und nicht blos der unentbehrliche, sondern weitaus der beliebteste und für alle Theilnehmer lockendste. Es ist, als ob wir wenigstens bei solchen Anlässen der entsetzlichen Nüchternheit und Geschmacklosigkeit unserer gewöhnlichen Tracht bewußt würden und wenigstens für kurze Augenblicke uns die Freude eines farbenreichen Daseins gönnen wollten. Noch ein anderes Wahrzeichen der modernen Bildung giebt sich in der Vorliebe für historische Festzüge kund, das Streben nach äußerer Richtigkeit in der Wiedergabe vergangener Ereignisse. Die antiquarische Wissenschaft darf sich rühmen, bei jeder künstlerischen Reproduction der Geschichte, als vornehmster Rathgeber herangezogen zu werden. Rein künstlerische Schöpfungen leiden nicht selten an dieser archäologischen Correctheit. Hier wo es sich nur um die bloße Wiederbelebung historischer Scenen handelte, die Phantasie nicht bei der Composition, sondern vorwiegend nur bei der Farbenwahl und Farbenzusammenstellung der Trachten eine leitende Rolle spielte, erscheint die Betonung der äußeren Treue der Darstellung keineswegs tadelnswerth, sie dürfte vielmehr dem Werke eine besondere Anziehungskraft verleihen. Als bei der Feier des der Vollendung Kölner Domes auch die alte Kölner Geschichte in lebendigen Gruppen verkörpert an den Domfreunden vorüberzog, hörte man nur eine Stimme über die glückliche Wahl der Scenen und über die treffliche Ausführung des Planes. Natürlich regte sich der Wunsch, das Bild des historischen Festzuges auch weiteren Kreisen zugänglich zu machen und dauernd zu fixiren. Dem Wunsche kommt ein Kölner Maler, Herr Tony Avenarius nach. Er unternahm es, nach sorgfältigen Detailaufnahmen zehn große Aquarellgemälde zu entwerfen und diese in Farbendruck zu vervielfältigen. Die erste Lieferung des Prachtwerkes, drei stattliche Blätter enthaltend, zu dem überaus billigen Preise von zehn Mark für die Lieferung, liegt uns vor. Im Allgemeinen darf man dem Maler das Zeugniß geben, daß er sich seiner Aufgabe gewachsen zeigt und eine Reihe ansprechender, lebendig aufgefaßter Costümgruppen gezeichnet hat. Es wäre unbillig, an ein Werk dieser Art strenge künstlerische Anforderungen zu stellen. Der tableauartige Charakter läßt sich nicht völlig verwischen, ein gewisser Zwang in den Stellungen und Bewegungen schwer vermeiden. Wenn uns in den vorliegenden Blättern da und dort einzelne Härten der Zeichnung, ein gesuchter Wechsel in den Stellungen und in der Carnation manche unwahre Töne entgegentreten, so drücken wir das Auge zu und hoffen bei dem weiteren Fortgange des Werkes auf Besserung. Daß sich die Publication zahlreiche Freunde erwerben wird, sind wir fest überzeugt. Aus dem Prospecte hätte folgender Satz ohne Schaden gestrichen werden können. „Bei dem Bestreben, Costüm und Portrait der Darsteller mit gleicher Genauigkeit zu behandeln, wurde eine antikisirende Manier, wie wir sie auf mittelalterlichen Turnierbildern finden, gewählt.“ —er.

Der christliche Glaube und die menschliche Freiheit. Theil I. Präliminarien. Mit einem offenen Briefe an Herrn R. von Bennigsen als Vorwort. Zweite Auflage. Gotha, Fr. A. Perthes. 1881. — Seit Schleiermacher in seinen „Reden über Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern" gerade demjenigen Theile der deutschen Nation, welcher durch Kenntnisse und Stellung, durch Beispiel und Einfluß sich als Träger der nationalen Bildung kundgiebt, seine religiöse Pflicht wieder zum Bewußtsein gebracht hat, ist an apologetiischen Versuchen nach dieser Seite hin kein Mangel gewesen. Wie weit ihre Wirkung reicht, ist freilich eine andere Frage: im Allgemeinen wird sich nicht läugnen lassen, daß die modernen Apologien weit mehr den Glauben der Gläubigen stärken, als die Zweifel der draußen stehenden erschüttern, eben so daß auch die gediegensten apologetischen Werke fast nur in „christlichen Kreisen" gelesen werden. Ist dadurch bewiesen, daß die Kluft, welche Christenthum und Bildung trennt, unübersteigbar sei und sie sich immer tiefer grabe? Ist es nicht eine fruchtlose Sisyphusarbeit, aufs neue eine Brücke darüber schlagen zu wollen? Der unbekannte Verfasser dieser höchst anregenden, originellen und interessanten Schrift läßt — und wir stimmen ihm damit bei — diesen pessimistischen Gedanken nicht aufkommen, er hat sich auch nicht getäuscht in der Schätzung seiner Landsleute: denn daß ein Buch, das doch nur den an philosophisches Denken Gewöhnten fesseln kann, in Jahresfrist eine zweite Auflage erlebte, ist immerhin ein gutes Zeichen, es legt aber dies zugleich dem Verfasser und dem Verleger die Pflicht auf, die dabei interessirte Lesewelt, mag sie nun mit den Ergebnissen dieser Apolegetik übereinstimmen oder nicht, nicht blos mit den Präliminarien abzuspeisen, sondern unverzüglich das Hauptwerk (es soll schon druckfertig im Pulte liegen) an das Tageslicht treten zu lassen.

Vielleicht der interessanteste Theil des Buches ist die Vorrede, ein umfangreicher offener Brief, an den Führer der nationalliberalen Partei R. von Bennigsen gerichtet. Das Dunkel freilich, das der Verfasser sorgsam über Namen und Stellung gebreitet hat, lichtet sich nicht, sein Standpunkt und Ziel tritt aber in aller nur wünschenswerther Klarheit hervor. Der nationalen, der liberalen Partei angehörend, von der Wahrheit des historischen Christenthums überzeugt und durchdrungen, ohne einen der landläufigen kirchlichen Parteistandpunkte zu theilen, ausgerüstet mit einem umfassenden Rüstzeuge theologischer, philosophischer, naturwissenschaftlicher und historischer Kenntnisse, mit einem freien Blicke für die Zustände unseres Volkes, unserer Zeit geht er an seine Arbeit, offenbar nicht mit der gewöhnlichen Pedanterie des berufsmäßigen Apologeten, der einfach seiner Pflicht nachkommt, sondern man merkt ihm an, es ist ihm Herzensbedürfniß, seinem deutschen Volke, dessen Schicksal durch seine Stellung zum Christenthume bestimmt ist, eine Hand zu bieten, um den Punkt zu treffen, wo die Wahrheit des Glaubens und die Wahrheit des Wissens sich einigen. Nur allzurecht hat der Verfasser, wenn er behauptet, daß die deutsche Art im Materialismus, in einer Welt ohne Gott, auf die Länge keine Befriedigung finde. Jenes Gefühl der Verödung, der Leere, welches nach der Erfüllung der nationalen Sehnsucht das deutsche Volk in so weiten Kreisen ergriffen hat, rührt nicht etwa von dem Mangel einer bestimmten politischen oder socialen Aufgabe her, liegen deren ja doch nur allzuviele vor den Füßen einer rathlosen Gegenwart, sondern von dem Verschwinden der Religion, des Glaubens an das Ideal in den Gemüthern; wir theilen aber auch mit dem Verfasser völlig seinen patriotischen Glauben an die Rückkehr und Verjüngung der deutschen Volksseele durch den Lebenssaft des Evangeliums, und unterschreiben auch das, daß er der theoretischen Discussion nur die Mit- und

Vorarbeit einräumt, sonst aber den Beweis der That, besonders auf dem Felde der Liebesthätigkeit fordert. Auch das vielgebrauchte Wort, daß wir an einem Wendepunkte in der Entwickelung unserer Nation stehen, lassen wir uns gefallen und präcisiren das Wort des Verfassers: so gewiß es eine Kirche des Mittelalters und eine Kirche des sechzehnten Jahrhunderts gegeben hat, so gewiß wird es auch eine Kirche des zwanzigsten Jahrhunderts geben, in den Wunsch, daß uns nun ein zweiter Luther erstehen möge, nachdem ein Bismarck den großen politischen Zwiespalt der Reformationszeit ausgetilgt hat.

Den Ausführungen des Verfassers im Einzelnen bei seinem apologetischen Versuche zu folgen, ist hier nicht unsere Aufgabe; um den Boden dafür zu ebnen, sucht er hier das Verhältniß von Glauben zur Sittlichkeit, den Einfluß festzustellen, welchen die Weltanschauung auf die sittliche Erkenntniß und auf die Sittlichkeit selbst hat; eine Prüfung der philosophischen Systeme zeigt die gleichmäßige Unhaltbarkeit aller Weltanschauungen, eine wissenschaftlich haltbare gegen Zweifel und Einwände gesicherte, lücken- und widerspruchsfreie Deutung des Welträthsels giebt es nicht; aber auch der Nachweis wird erbracht, daß ein Einfluß des Wissens, der Erkenntniß, bald mehr, bald weniger bewußt, auf die Sittlichkeit stattfinde und das Maß derselben nach verschiedenen Seiten abgegrenzt. Umgekehrt ist das Wort Lessing's nur allzuwahr: Unser Urtheil schlägt sich immer auf die Seite des Wunsches, und wenn in dem großen irdischen Conflicte von Glückseligkeit und Tugend die Paradoxie der göttlichen Weltregierung zu ihrem prägnantesten Ausdrucke gelangt, aber auch dem Zweifel und dem Unglauben ihre Hauptnahrung verschafft, so wird mit Recht die göttliche Pädagogie dagegen ins Feld geführt, wonach das tiefe Incognito Christi, die Anfechtbarkeit und Fehlbarkeit der Schrift, die Zweifelhaftigkeit der wesentlichen Thatsachen &c. zur Oekonomie eines Gottes gehört, der Söhne und nicht Höflinge in uns heranziehen will. So gelangt der Verfasser zu dem Schlusse: Da der auf das Gute gerichtete Wille, der als solcher die religiöse Wahrheit anerkannt, zugleich als der schlechthin normale gelten muß, so wird durch die Begründung des Glaubens zugleich die Glaubenspflicht begründet. Der Verfasser hat es sich in seiner Beweisführung in Nichts leicht gemacht, seinem scharfen Verstande sind die möglichen Einwände sogleich gegenwärtig, keinem geht er aus dem Wege und der lebendige rasche Fluß der Sprache, eben so frei von der Einförmigkeit der scholastischen Methode, wie von dem trockenen Tone eines Predigers, macht das Werk in Wahrheit zu einer genußreichen Lectüre. —tt.

Pypin und Spasović, Geschichte der slavischen Literaturen. Nach der zweiten Auflage aus dem russischen übertragen von Traugott Pech. Autorisirte Ausgabe. Erster Band. Leipzig, Brockhaus. 1880. — Schon von der ersten Auflage dieses Werkes (St. Petersburg, 1865) wünschte damals August Schleicher eine deutsche Uebersetzung. Von der zweiten, gänzlich umgearbeiteten und auf zwei Bände erweiterten Auflage liegt nun der erste Band in deutscher Ausgabe vor, hat aber seither in Deutschland noch nicht die Beachtung gefunden, die ihm unbestritten gebührt.

Der Verfasser verzichtet darauf, in Specialuntersuchungen einzugehen, er will nur einen allgemeinen Ueberblick für Nichtspecialisten geben. Daher begnügt er sich in der Hauptsache mit der Darlegung der wichtigsten Daten und dem Nachweise der literarischen Hilfsmittel für diejenigen, welche dem Gegenstande näher treten wollen. Die Gefahr, die einer derartigen Behandlung des Stoffes am nächsten lag, in eine trockene und ermüdende Darstellung zu verfallen, hat Pypin

außerordentlich glücklich vermieden; er ist offensichtlich eine geistig hochbedeutende Natur, die mit großem Blicke den Fortschritt der Culturentwickelung durch die Jahrhunderte verfolgt und mit sicherem Urtheile das wahrhaft Gehaltvolle von dem nur äußerlich Glänzenden scheidet. Vorab berührt es angenehm, daß sich keine Spur einseitigen slavischen Nationalstolzes findet; er bekennt offen, daß sich bislang die Slaven fast ganz mit einer untergeordneten und nachahmenden Rolle neben den westlichen Völkern, den Trägern und Förderern der allgemein menschlichen Entwickelung, begnügen mußten, er stellt sich unbedingt in Gegensatz zu den Slaven extremer Richtung, die es als die Aufgabe ihrer Nation ansehen, in der Zukunft durch eine slavische, auf höheren Principien beruhende Civilisation die nach ihrer Ansicht abgelebte europäische Cultur zu verdrängen. Schon die Frage nach der nationalen Einheit und nach der Idee des heutigen Panslavismus behandelt er in klarer und nüchterner Weise, ohne alles Phrasenthum, wie es auf solchen Gebieten so häufig begegnet. Nur einen Satz zum Beweise hierfür (Seite 49): „Wie sich die slavische Entwickelung gestalten wird, ist Sache der Zukunft; aber zu fabeln, daß sie der Welt eine noch nie gesehene Civilisation bringen werde, ist eine poetische Phantasterei, die bisher nur schädlich gewirkt hat, da sie Selbsttäuschungen bei Leuten nährte, die ohnehin schon stark mit solchen behaftet sind.“ Und wer wird es nicht gerne verzeihen, wenn dem Verfasser gelegentlich ein tadelndes Wort über das mittelalterliche Princip der Germanisirung, das auch in dem jetzigen preußischen Verwaltungssysteme der Bevölkerung polnischer Gebietstheile gegenüber in Kraft stehe, entschlüpft, wenn er einmal von österreichischer Willkür gegen slavische Unterthanen redet? Denn sein slavisches Nationalbewußtsein verleugnet Pypin nirgends; nur daß ihn die Liebe zu seinem Volke gegen die Fehler desselben so wenig blind macht, wie gegen die Vorzüge anderer Culturvölker.

Nach einer meisterhaften ethnographisch-historischen Einleitung behandelt er im ersten Kapitel die Bulgaren, im zweiten die Südslaven (Serbo-Kroaten und Slovenen), im dritten den russischen Volksstamm. Ausgeschlossen ist in der vorliegenden zweiten Auflage die großrussische Literatur, von der die erste Auflage eine kurze Uebersicht gab; sie soll in einem besonderen Werke, das als dritter Band des Gesammtwerkes wird gelten können, behandelt werden.

Die Uebersetzung ist nirgends als solche fühlbar; auch hat sich der Verfasser selbst bereits höchst befriedigt über dieselbe geäußert. Hoffentlich bringt der zweite Band ein alphabetisches Namensverzeichniß.

Man muß dem Werke recht viele deutsche Leser wünschen, die daraus — diese Hoffnung spricht der Uebersetzer im Vorworte aus — die berechtigten Seiten der slavischen Bewegung werden kennen und achten lernen. Dr. Beer.

Archiv für mittel- und neugriechische Philologie, herausgegeben von Dr. Michael Deffner, Bibliothekar und Docenten der Linguistik in Athen. Band 1. Athen, A. Coramilas. 1880. — In zwangloser Folge soll dieses Archiv Abhandlungen über mittel- und neugriechische Sprache und Literatur, Geschichte und Geographie, Sitten und Rechtsbräuche bringen, auch unedirte Texte veröffentlichen, während in den Miscellen Raum für kleinere Mittheilungen aus dem Gebiete dieser Studien ist. Der vorliegende erste Band hat einen vorwiegend philologischen Inhalt, der Herausgeber selbst hat weitaus das Meiste beigesteuert, und er verfolgt in seinen mundartlichen Forschungen vornehmlich den Zweck, ihre Ergebnisse für die altgriechische Philologie fruchtbar zu machen. Wir finden aber auch eine Abhandlung über Vulkaneruptionen und Erdbeben im Orient von Dr.

Julius Schmidt, eine Mittheilung über die juristischen Handschriften der Athener Bibliothek von Prof. Zachariae von Lingenthal, einen Aufsatz von Deffner über die Bienenzucht in Osis und die Fatalität der Zehntausend in den kolchischen Dörfern und Anderes. Außer deutschen Gelehrten haben auch griechische zur Mitarbeit sich eingefunden. Unter den mitgetheilten Texten sind Volkslieder, Märchen und drei zakonische Heirathsprotokolle. Den Zakonen ist auch die Hauptabhandlung gewidmet, die vom Herausgeber herrührend das Archiv eröffnet. Man weiß, daß dieses an dem Osthange des Malevogebirges, in der alten Kynuria, noch in einem Dutzend Dörfern lebende Völkchen von jeher die Forschung der Gelehrten gereizt hat. Auf Grund der Dorismen, die man in seinem Dialekt entdeckt hat, gelten sie als unmittelbare Nachkommen der alten Lakonen, und als solche erkannte sie sogar Fallmerayer an. Um so auffallender war es, daß Hopf auf Grund geschichtlicher Zeugnisse, die den Ergebnissen der Sprachforschung zu widersprechen schienen, die Zakonen für Slaven erklärte. Deffner weist nun mittelst gründlicher Analyse ihres Dialektes nach, daß derselbe wirklich als die Fortentwickelung des lakonischen Dialektes zu betrachten ist. Er hat das Zakonische zum Gegenstande seines ganz besondern Studiums gemacht und giebt demnächst eine Grammatik desselben heraus. L.

Zipser Geschichts- und Zeitbilder. Ein Beitrag zur vaterländischen Geschichte von S. Weber, ev. Pfarrer in Bela. Mit fünf Ansichten und einer Tafel Siegelabbildungen. Leutschau, 1880. — Für jeden Freund des deutschen Volksthumes wird das Buch eine willkommene Gabe sein. Doppelt willkommen in einer Zeit, wo gegen dieses Volksthum in Ungarn ein leidenschaftlicher Kampf geführt wird, der die Augen der Patrioten in Deutschland ohnehin auf die minder glücklichen Stammesgenossen gelenkt hat. Am Fuße der hohen Tatra in den kühlen, aber nicht unfruchtbaren Thälern des Poprád und Hernád leben heutzutage noch über 61 000 Deutsche unter einer Gesammtbevölkerung von 175 000 Seelen. Die deutsche Einwanderung begann unter Karl dem Großen, der die ersten Sachsen nach der Grafschaft Zipsen am Berge Krapak oder Karpath verpflanzt haben soll. Die ungarischen Könige sahen die Einwanderung gerne; denn die starken Männer, die aus Liebe der Freiheit die Heimath mieden, waren tauglich zu harter Arbeit und gaben dem unwirthlichen Lande rasch ein freundlicheres Aussehen. Die Könige beließen sie bei ihrem eigenen Rechte, dem Sachsenrechte, das in dem „Rechtspuechle Leutschau" oder „Willkür der Sachsen in dem Zips" aufgeschrieben war, und als die Sachsen im Jahre 1241 den furchtbaren Einfall der Mongolen ausgehalten und nach dem Abzuge der schlimmen Gesellen ihre Ansiedelungen mit unermüdlichem Eifer wieder herzustellen begannen, ertheilte ihnen der Ungarkönig Stephan V. neue Privilegien. Nachdem die Sachsen oft ihr Blut für den König vergossen haben, wählen sie sich ihren eigenen Grafen, den sogenannten Sachsengrafen, der sie nach dem Sachsenrechte richtet. Sie haben das Recht, ihre Pfarrer frei zu wählen, sind befreit von auswärtigem Gerichtsstande, und besitzen endlich das Recht zu Fischerei, Jagd und Bergbau. Es gab 24 königliche Sachsenstädte in der Zips, neben welchen die Städte Leutschau und Kesmark als königliche Freistädte einen höheren Rang einnahmen. 1412 verpfändete König Sigismund 13 dieser Städte an die Krone Polen, und erst nach 360 Jahren bei der ersten Theilung Polens 1772 kamen sie wieder an Ungarn zurück. Die 11 übrig gebliebenen hatten ein noch härteres Schicksal. Sie gingen mit der Zeit ihrer Privilegien verlustig und sanken zu bloßen Dörfern herab. Den anderen erneuerte Maria Theresia bei ihrer Wiedererwerbung die

alten Rechte; sie bildeten eine eigene Provinz, und gehörten zum Comitat nur während der Regierungszeit Joseph's II., dessen Nivellirungssucht Sonderrechte nicht ertrug. Erst 1876 hörte die Selbstverwaltung endgiltig auf.

Bis zu den Hussitenkriegen war das deutsche Volksthum in der Zips im Vordringen begriffen. Von da an ging es zurück. Das Slaventhum drang mit Macht ein und überwand den Widerstand eines von der Gesammtheit seiner Nation losgelösten Stammestheiles. Ganze Städte, namentlich die bei der ungarischen Krone verbliebenen, die einst rein deutsch waren, erinnern sich heutzutage ihres Ursprunges nicht mehr. Das deutsche Sprachgebiet wird von allen Seiten eingeengt. Die Deutschen, die einst einzig das Land besaßen, bilden heutzutage noch 35 Procent, die Slaven 64 Procent der Bevölkerung; der Magyaren sind nicht mehr als 1326.

In Brauch und Sitte haben die Zipser noch manches Alterthümliche bewahrt; doch dringt magyarisches und slavisches Wesen überall vor und der Verfasser unseres Buches sieht sich, wenn er von den ehrwürdigen Resten altdeutscher Cultur spricht, meist genöthigt im Präteritum zu sprechen. Aber wenn auch Bauart und Einrichtung der Häuser, Kleidung und Nahrung sich geändert, so haben doch die Zipser an ihrer Sprache festgehalten, und dieselben Reime, an denen sich unsere Jugend ergötzt, werden von den Kindern in den Karpathenthälern der Zips gesungen.

Der Verfasser hat in dem Buche sein Heimathländchen und dessen Verhältnisse von allen Seiten beleuchtet und, soweit der Fernstehende es beurtheilen kann, erschöpfend behandelt. Gegen die Anordnung und Sichtung des überreichen Stoffes ließe sich vielleicht manches einwenden. Die Hauptsache aber bleibt die Wärme und der tüchtige deutsche Sinn, mit welchen der Verfasser seine Aufgabe erfaßt und durchgeführt hat. Wir Deutschen haben allen Grund ihm dankbar zu sein.

Die Publicistik der Gegenwart. Die Preßverhältnisse im Kaiserstaate Oesterreich-Ungarn. Würzburg, L. Woerl. 1881. — Herr Leo Woerl, dem wir die Statistik der Preßverhältnisse in Hessen und Baden, in Württemberg, in der Schweiz, in Baiern verdanken, hat jetzt mit bekanntem Fleiße und bekannter ultramontaner Gesinnung auch die Preßverhältnisse Oesterreich-Ungarns dargestellt. Der Verfasser constatirt hier einen großen Reichthum der journalistischen Literatur, aber zu seinem großen Mißvergnügen, da „nur ein verhältnißmäßig schwacher Bruchtheil dieser Schriften von christlichem Geiste durchweht ist." Der „Ritter des päpstlichen Ordens vom heiligen Grab" und „Inhaber von sechs päpstlichen Medaillen" sehnt den Tag herbei, „da die Krone die Nothwendigkeit erkennen wird, sich nicht länger auf ein verlottertes, unzuverlässiges Bourgeoisthum zu stützen, sondern auf die Kraft des christlich-gebildeten und eine christliche Staats- und Gesellschaftsordnung fordernden Volkes." Dann würden die Zeitungen überhaupt überflüssig, oder doch „wieder auf ihre erste natürliche Aufgabe beschränkt: auf die Mittheilung der Tagesereignisse. Es wird dann keines Leitartikels mehr bedürfen, um dem Volke neue Gesetze und Einrichtungen zu erklären." Die zusammengetragenen Notizen sind werthvoll; übrigens stört doch gerade in diesem Hefte die beliebte Unterscheidung der Zeitungen in „katholische" und „nichtkatholische". Natürlich ist in Oesterreich-Ungarn die Unterscheidung derselben nach den Nationalitäten ungleich wichtiger. g.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.
Ausgegeben: 16. Juni 1881. — Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig.

Die Silberentwerthung und die Pariser Münzconferenz.

Wenn sonst die Mächte zu einer Münzconferenz zusammentraten, so geschah es hauptsächlich, um über die Einführung eines gleichen, für alle gemeinsamen Münzsystemes Erörterungen zu pflegen. Die innigen internationalen Beziehungen, welche die inaugurirte Freihandelspolitik der Staaten geschaffen hatte, warben für solche Pläne einen stärkeren Anhang, als dies früher der Fall sein konnte. An Stelle der Mannichfaltigkeit der Münzeinheiten (Liver Sterling, Frank, Thaler, Dollar, Gulden u. s. f.), welche thatsächlich in Geltung waren, sollten metallische Münzen treten, welche gemäß einer einheitlichen Münzordnung zu prägen waren. Damit hoffte man eines der wesentlichsten Hindernisse für den Verkehr unter den verschiedenen Ländern zu beseitigen. Die Bildung einer kleineren Union war 1865 bereits gelungen, ihr gehörten bekanntlich Frankreich, Belgien, Italien und die Schweiz an. Den idealistisch und kosmopolitisch angehauchten Führern der öffentlichen Meinung erschien dies als der erste Schritt zur allgemeinen Weltmünzunion. De Parieu, Präsident der Conferenzen, welche zur Zeit der Pariser Weltausstellung (1867) stattfanden, gab den damals herrschenden Ideen in seiner Eröffnungsrede warmen Ausdruck. Seine Schlußworte lauten: „Das römische Reich hat der alten Welt ein einheitliches Geldwesen auferlegt. Man versichert uns, daß im dreizehnten Jahrhundert das religiöse und commercielle Uebergewicht Italiens dem Goldgulden in allen christlichen Reichen Geltung verschaffte. Seit dieser Zeit haben gelegentlich Kriegsereignisse das Gebiet von Münzsystemen erweitert. Ein Zeitalter, welches, wie das unserige, so viel für die Annäherung der Nationen gethan hat durch die reich entwickelten Mittel des Verkehres und durch gesetzgeberische Maßnahmen, welche die gegenseitigen Interessen schützen, von der Unterdrückung des Strandrechtes an bis herab zu den internationalen Verträgen wegen Vollstreckung der Urtheile und Auslieferung der Verbrecher; von Post-, Telegraphen- und Zollconventionen bis herab zu solchen für den Schutz des geistigen Eigenthumes; ein Zeitalter, dessen Kennzeichen die immer wärmere Anerkennung der Solidarität aller einzelstaatlichen Interessen; ein Zeitalter, welches den Geist des Friedens ehrt und pflegt, sollte es nicht die

friedliche Erörterung der Mittel heischen, um durch Errichtung einer allgemeinen Münzeinheit ein Erforderniß der Civilisation zu erfüllen? Wenn wir dieses große Ziel auch nicht sofort erreichen, so zweifle ich doch nicht, daß wir zusammentraten, um vorzubereiten, was der Zukunft nützen wird."

Dreizehn Jahre sind seitdem verflossen und man ist dem Ziele wahrlich nicht näher gerückt. Deutschland hat in der Zwischenzeit mit großen Kosten für sein eigenes Bundesgebiet die langersehnte Münzeinheit durchgeführt, aber auf einer andern Basis, als der des Franc-Stückes, welches 1867 zur Rolle des Geldes in allen civilisirten Ländern auserkoren schien. Und Niemand erwartet, daß das Deutsche Reich diese Basis bald wieder verlasse.

Was bezwecken aber dann jene internationalen Münzconferenzen, welche im August 1878 und vor kurzem zusammentraten, die erste auf Anregung Amerika's ohne Betheiligung Deutschlands, die letztere auf Einladung der französischen Republik und der Vereinigten Staaten unter Theilnahme von Deutschland, Italien, Spanien, der Schweiz, von Belgien, Holland, Griechenland, Portugal, und endlich Rußland und Oesterreich? Nicht mehr die Berathung darüber, welche Vortheile eine allgemeine gleiche Weltmünze bietet und welche Schwierigkeiten der Einführung entgegenstehen. Seit 1878 steht auf der Tagesordnung der Münzconferenzen eine andere Frage, welche für die Staaten diesseits und jenseits des Oceans, im Abendlande wie im Orient, von größtem, für manche von vitalem Interesse ist; die Frage: wie der Entwerthung des Silbers, das schon um 25 Procent im Goldpreise gesunken war, Einhalt zu gebieten, und wie die unberechenbaren Schwankungen im Silbercourse, welche den Handel zwischen Gold- und Silberländern zerrütten und zur Speculation degradiren, zu beseitigen seien.

Die Geschichte des Edelmetallmarktes seit 1873, welche ihres Gleichen in der ganzen Neuzeit nicht findet, ist wohl einer kurzen Darstellung werth, um so mehr, als ohne eine solche Vorkenntniß ein Verständniß für die Pariser Berathungen nicht zu gewinnen ist.

Durch die Reichsgesetze vom 4. December 1871, 9. Juli 1873 und 6. Januar 1876 ist in Deutschland die alleinige Goldwährung angenommen und bestätigt. Das Silber sollte nur als Scheidemünze und zwar im Betrage von zehn Mark pro Kopf circuliren. 420—430 Millionen solcher zehn Procent unterwerthig ausgeprägter Münzen sind bereits ausgegeben, so viel also, als der früheren Bevölkerungszahl entsprechend in Verkehr gesetzt werden durften; nur für den Zuwachs der Bevölkerung, der seitdem eingetreten ist, ließe sich nach den bestehenden Gesetzen der Münzumlauf des Silbers etwas erweitern. Alle sonstigen Silbermünzen, besonders also alle Thaler, müssen nach der Absicht des deutschen Münzgesetzes eingezogen und verkauft werden. Ein großer Theil hat dieses Schicksal auch erfahren, aber gegen 500 Millionen

befinden sich noch in Deutschland und werden wahrscheinlich so bald nicht veräußert werden — weil die Verluste bei dem niedrigen Silberpreise zu groß sein würden.

Bereits im Jahre 1872, also ehe das Deutsche Reich die Silberverkäufe begann, machte sich ein leichtes Sinken des Silbercourses bemerklich. Man glaubte damals an eine allgemeine Durchführung der Goldwährung in Europa, welche natürlich mit einer allgemeinen Demonetisation des „weißen Bleches" verbunden gewesen wäre. Dazu kamen maßlos übertriebene Gerüchte über die Ausbeute in den Silberminen Nordamerika's. Zuerst suchten die Banken ihr Silber abzustoßen, auch die skandinavischen Länder kamen mit ihren Silberverkäufen bei Durchführung der Goldwährung den deutschen zuvor. Immer aber behielt das Silber einen Preis von 59—60 d. bis gegen das Ende von 1873. Unter diese Höhe konnte der Cours nicht sinken, weil die französische Doppelwährung in Geltung blieb.

Ein charakteristisches Merkmal des französischen Währungssystemes besteht bekanntlich darin, daß Jedermann seine Gold- und Silberbarren zur Münze bringen kann, welche ihm aus 1 Kilo Silber $^9/_{10}$ fein 200 Silberfrancs, und aus 1 Kilo Gold $^9/_{10}$ fein 3100 Goldfrancs prägt, so daß man für $15^1/_2$ Kilo Silber eine eben so große Summe erhält als für 1 Kilo Gold; das gleiche Gewicht Gold ist also $15^1/_2$ mal so viel werth als das gleiche Gewicht Silber, nicht mehr und nicht weniger. Der Weltmarkt für die Edelmetalle ist aber nicht Frankreich, sondern London. Kann sich dort der Preis viel anders stellen als $15^1/_2$ Silber = 1 Gold? So lange in Frankreich freie Prägung besteht, auf keinen Fall. Nehmen wir an, ein mexikanischer Minenbesitzer komme mit einer Sendung Silber auf den Londoner Markt und man biete ihm für je $15^1/_2$ Kilo seiner Waare bedeutend weniger als 1 Kilo Gold. Wird er zu diesem Preise verkaufen? Gewiß nicht. Er behält dann sein Silber, versendet es in die französische Münze und bekommt hier für je $15^1/_2$ Kilo Silber 3100 Francs in Silber zurück, damit tauscht er 3100 Francs in Gold ein, in diesen ist aber 1 Kilo Gold enthalten. In Frankreich bekommt er somit stets für $15^1/_2$ Kilo Silber 1 Kilo Gold, so viel muß man ihm in England auch geben, abgesehen von einem ganz geringen Abschlage, den er deswegen hinnimmt, weil er den Transport nach Frankreich, den Schlagschatz und einen kleinen Zinsverlust im andern Falle zu tragen haben würde. Die französische Doppelwährung ist danach die Ursache, daß in London der Preis für eine Unze Standard-Silber, welcher bei genauer Geltung der Relation $1 : 15^1/_2$ $60^7/_8$ d. notiren würde, nie unter $58^1/_2$ d. in den letzten siebzig Jahren sinken konnte. Anders, wenn Frankreich seine Prägungen einstellt. Bietet man dann dem Silberbesitzer für $15^1/_2$ Kilo nur $^3/_4$ Kilo Gold, so wird er oft zu dem Preise losschlagen müssen, er kann sein Metall nicht

mehr in die französische Münze schicken und mit deren Hilfe sich ein ganzes Kilo Gold verschaffen. So lange also die französische Doppelwährung mit ihrer Prägungsfreiheit für Gold und Silber bestand, konnte Silber nicht wesentlich im Preise sinken, mit Aufhebung der freien Prägung war aber das Silber hilflos dem Spiele von Angebot und Nachfrage preisgegeben.

Wir verstehen jetzt, warum bis Ende 1873 das Silber nicht unter 59 bis 60 d. herabging, obwohl die Banken und die skandinavischen Staaten bedeutende Quanten verkauften: Frankreich war immer bereit, das Silber aufzunehmen und für je $15^1/_2$ Kilo Silber 1 Kilo Gold abzugeben. Die deutsche Regierung durfte ebenfalls hoffen, sich ihres gesammten Silbervorrathes zu normalen Preisen entledigen zu können, indem sie ihn in Frankreich zu Fünffranc-Stücken ausprägen ließ und die auf eine gleiche Zahl von Franken lautende Summe Gold dafür eintauschte und ausführte, welche in Deutschland zu den neuen Reichsgoldmünzen umgeprägt worden wäre. Da faßten unerwarteter Weise die lateinischen Staaten, aus Furcht vor einer zu großen Silberüberschwemmung, den Beschluß, vom 1. Januar 1874 an die freie Prägung einzustellen und jährlich nur ein bestimmtes Quantum Silber in Umlauf zu setzen. Das war das erste ferne Wetterleuchten, welches das heranziehende Gewitter verkündete. Die feste untere Preisgrenze für Silber war beseitigt, und sowie ein Verkäufer mit einem großen Angebote auf den Markt trat, mußte ein gewaltiger Preissturz erfolgen.

1874 und 1875 sinkt der Silberpreis, aber nur um 2 d. Deutschland hat zwar bedeutende Silbermassen eingezogen, dieselben aber zur Ausprägung von Scheidemünze benutzt. Im ganzen Jahre 1875 wirft Deutschland nicht halb so viel Silber auf den Markt, als später in dem einen Monat September 1877. Mit dem Jahre 1876 erst beginnen die großen Verkäufe, bis Juli immer rapider anwachsend. Zu gleicher Zeit aber sinkt und sinkt in früher nie dagewesener Weise der Preis des Silbers, bis er am 8. Juli auf 48, am 15. auf $47^1/_2$ und dazwischen sogar einmal auf $46^3/_4$ d. steht. Dies kommt einer Werthverminderung des Silbers von 25 Procent gleich! Unter diesen ungünstigen Verhältnissen hält Deutschland mit seinen Verkäufen zurück. Da erholt sich der Silbermarkt wieder, ziemlich rasch sogar, weil Speculanten Silber zur Versendung nach Amerika suchen, dessen Uebergang zur Doppelwährung damals sicher schien, dann auch, weil der asiatische Bedarf sehr stark war, auch Ordres aus Oesterreich einliefen. Im Januar 1877 findet sich sogar ein Cours von $58^1/_8$ d. Aber der Edelmetallmarkt ist zu einer Sisyphusarbeit verurtheilt. Deutschland, durch den hohen Preis angeregt, stößt in colossalen Mengen Silber ab. Obwohl die günstige Nachfrage fortbesteht: solche Quanten vermag sie nicht zu bewältigen. So rollt der Stein wieder abwärts, allerdings nicht ganz so tief als im Juli 1876, weil die deutsche

Regierung unter 54 d. kein Silber verkauft. 54 d. — früher unerhört — das wird gleichsam der feste Punkt, um den sich der Silbercours bewegt. Gegen dieses Uebel ist kein Kraut gewachsen, auch die amerikanische Blandbill, welche monatlich mindestens 2 Millionen Dollars einen sicheren Absatz verschafft, vermag den Cours nicht nennenswerth zu heben. Letzterer sinkt, als vollends die Pariser Münzconferenz von 1878 fehlschlägt, weiter und steht im November wieder $49^1/_2$, beim Jahreswechsel 1878 auf 1879 $49^1/_2$—$50^1/_2$, Ende März 1879 auf $48^7/_8$, im April dauernd unter 50 d.

Es wäre unverantwortlich von der deutschen Regierung gewesen, zu solchen Bedingungen die Silberverkäufe fortzusetzen, im Mai 1879 wurden sie auch suspendirt, nachdem sie thatsächlich wohl schon längere Zeit aufgehört hatten. Deutschland hatte bis dahin für 567,2 Millionen Mark Silber verkauft — mit einem Verluste von $96^1/_2$ Millionen Mark. Bringt man für Abnutzung der alten eingezogenen Münzen 23,2 Millionen Mark in Abzug, so ergiebt sich, daß durch die ungünstigen Course das deutsche Reich 73,2 Millionen Mark eingebüßt hat. Den Betrag der noch zu demonetisirenden Thaler schätzte der Reichsbankpräsident von Dechend auf 476 Millionen — eine Schätzung, die keineswegs zu hoch ist — und er meint, daß daran noch 90—100 Millionen verloren gehen würden. „Ich bin," sagte er in der Reichstagssitzung vom 18. Juni 1879, „an große Zahlen gewöhnt und kann mir auch wohl vorstellen, daß eine Maßregel, wie die Münzreform, ohne große Opfer nicht durchzuführen war, aber vor diesen Zahlen bin ich doch erschreckt, und ich glaube beinahe, daß hier im Hause wenige Herren nicht dieses Gefühl theilen."

Andererseits ist das Fortbestehen des jetzigen Zustandes gleichfalls sehr bedenklich. Das Silber hat sich zwar etwas gehoben, ist aber seit Jahr und Tag gleichmäßig 14 Procent unter dem früheren normalen Preise geblieben. Das hat die üble Folge, daß überall in kolossalen Mengen Geld circulirt, dessen innerer Werth ähnlich wie beim Papiergelde, seiner Benennung nicht entspricht. Die neuen Reichssilbermünzen sind, was die Sache noch verschlimmert, dem Thaler gegenüber um 10 Procent schlechter ausgeprägt, weil sie nicht, wie dieser, zum vollen gesetzlichen Zahlmittel, sondern zu Scheidemünze bestimmt sind. Ist der Thaler durch das Sinken des Silbercourses schon 14 Procent weniger als 3 Mark in Goldwerth, so beträgt die Differenz bei dem Fünf-, Zwei-, Einmarkstück u. s. f. gar 25 Procent! Und welche Summen circuliren von diesem unterwerthigen Gelde, diesem „silbernen Papiergelde"! Der gesammte Geldumlauf im deutschen Reiche beträgt circa 3325,5 Millionen Mark. Davon bestehen nur etwa 1200 Millionen Mark, kaum mehr als ein Drittel, in Gold, 991 Millionen aber in Banknoten, 163 Millionen in Reichskassenscheinen und 971,5 Millionen endlich in unter-

werthigen Silbermünzen. Von diesen 971 Millionen sind 500 Millionen (die noch restirenden Thaler) 14 Procent unterwerthig, 427 Millionen (die Fünf-, Zwei-, Einmarkstücke u. s. f.) 24 Procent unterwerthig. Jetzt gilt der Thaler freilich noch drei Mark, ebenso coursiren die Reichssilbermünzen zu ihrem Nominalwerthe, wie das Gold. „Jedes den Credit erschütternde Ereigniß jedoch kann den Paristand des Creditgeldes gegen Gold aufheben, wir stünden für die Masse der Circulation nicht auf Basis der Goldwährung, sondern hätten eine schwankende Creditvaluta aus Papiergeld und unterwerthigem Silber gemischt, bezw. ein schwankendes Goldagio gegen die Banknote und das gesetzliche Silberzahlungsmittel. Dieser gefährlichen Eventualität sollte man sich entwinden." (Schäffle.)

Frankreich befindet sich noch in weit schlimmerer Lage wegen seines enormen Vorrathes an Silbermünzen. Von französischem Silbercourant existiren gegenwärtig 2 Milliarden Francs. Dazu kommen in der ganzen lateinischen Union noch 800 Millionen Francs und 471 Millionen Silberscheidemünze. 2 800 Millionen Francs circuliren mithin gleichwerthig neben dem Golde, sind aber ihrem Metallgehalte nach 14 Procent weniger werth; noch tiefer entwerthet sind die 471 Millionen Scheidemünze. Holland und Spanien leiden unter ähnlichen Verhältnissen. Etwas günstiger ist die Lage der Vereinigten Staaten, welche seit März 1878 zwar auch Silber ausprägen, aber doch nur in geringen Mengen. An der Herstellung des Silberwerthes hat Amerika aus anderen Gründen ein hervorragendes Interesse. Einmal wird es ihm sonst schwer werden, aus der Papierwirthschaft vollständig herauszukommen. Dann aber leidet die ungeheuere Silberproduction unter den ungünstigen Absatzverhältnissen. Etwas Aehnliches gilt übrigens auch von unserm deutschen Vaterlande, dessen Silbergewinnung bedeutender ist, als man gemeiniglich anzunehmen scheint. Man hat die Verluste der deutschen Silberproducenten bis Ende 1879 auf 20 Millionen Mark geschätzt.

Am folgenschwersten ist die jetzige Situation für England, nicht wegen seiner europäischen Länder — hier ist die Goldwährung vollständig durchgeführt, Silber nur zu geringem Betrage als Scheidemünze in Umlauf —, sondern wegen des indischen Reiches, in welchem die reine Silberwährung herrscht. Die indische Regierung hat jährlich 17 Millionen £ an England zu zahlen. Dafür mußten in normalen Zeiten von den Einwohnern des großen Colonialreiches 170 Millionen Rupien steuermäßig beigetrieben werden. Schon früher war die Steuerlast in Indien drückend; seit etwa 20 Jahren sind Deficits in den indischen Finanzen keine seltenen Gäste, nur durch Anleihen, also durch Aufnahme neuer Schulden, waren diese auszugleichen: die Steuerkraft des armen Volkes war nicht höher anzuspannen. Jetzt kommt als neues, zerrüttendes Moment die Silberentwerthung und da-

mit das Sinken des Werthes der Rupie hinzu. Um jene 17 Millionen £ in Gold für England herbeizuschaffen, muß man 195 Millionen Rupien in Indien erheben, 25 Millionen mehr als früher. Das giebt für einen Zeitraum von sechs Jahren ein unwiederbringlich verlorenes Kapital von 150 Millionen Rupien (circa 300 Millionen Mark). Diese Last sollte auf die Dauer ein Land ertragen können, welches nach der Meinung vieler Engländer schon lange dem Bankerotte nahe ist? In dem „Financial Statement“ für 1876 bezeichnet die Regierung Indiens selbst die Zukunft als eine sehr düstere und fügt wörtlich bei: „Von welchem Gesichtspunkte immer man die Gefahr der Silberentwerthung betrachten mag, immer bleibt sie die schwerste, von welcher die Finanzen Indiens jemals bedroht waren. Krieg, Hungersnoth und Trockenheit haben dem Schatze schon schwerere Lasten als in diesem Jahre auferlegt, allein diese Calamitäten gehen vorüber, die Verluste, welche sie erzeugen, sind bekannt und begrenzt. Gleiches gilt aber nicht von der jetzigen Ursache der Besorgniß: Schon die unmittelbaren Wirkungen sind schlimm genug; was aber ihre Bedeutung noch erhöht, ist das, daß das Ende der Dinge nicht abzusehen und die Zukunft voll Unsicherheit ist.“

Ein weiterer großer Verlust ist England, aber auch den anderen Ländern erwachsen durch den Besitz in Silber zahlbarer ausländischer Obligationen. Das in Ländern mit Silberwährung in öffentlichen Anleihen, Eisenbahnen und industriellen Unternehmungen angelegte Kapital hat eine bedeutende Entwerthung erfahren. Ueber den Betrag dieser Einbußen für England sind mir nähere Angaben nicht bekannt, für Deutschland lassen sich ungefähre Schätzungen anstellen. Allein an österreichischen Silbereffecten dürfte Letzteres 2 Milliarden Mark besitzen. Durch das Sinken des Courses hat das deutsche Kapital 200 Millionen Mark daran eingebüßt, wozu 50 Millionen Zinsverlust in den letzten 5 Jahren kommen.

Was ferner alle Länder schädigt, in erster Linie wieder England, ist die Erschwerung der Geschäfte mit den Silberländern. Früher konnte den kaufmännischen Berechnungen ein festes Pari zu Grunde gelegt werden, dieses ist seit 1873 zerstört. Im Juni 1879 sagte Mr. Croß im englischen Parlament: „Innerhalb der letzten 10 Tage haben wir größere Schwankungen im Silberpreise gesehen, als sie in den 70 Jahren stattgefunden haben, während welcher die französische Doppelwährung in Wirksamkeit war.“ Dieses stete Steigen und Sinken nimmt den kaufmännischen Berechnungen jede sichere Basis: der legitime Handel der Goldwährungsländer mit Indien, China, Java, Oesterreich, Chile, Mexiko ist zur wilden Speculation geworden; das große Risiko wird die bezügliche Verwendung von Kapital immer mehr erschweren und vermindern. Deutschland, welches die letzte Krisis noch lange nicht überwunden hat, darf diese Gefahr nicht aus dem Auge verlieren: die

Existenz von Tausenden von Arbeitern ist damit verknüpft. Ein einziger Platz der Lausitz führt beispielsweise nach Indien und China jährlich circa 3 Millionen Meter Tuch im Werthe von 12 Millionen Mark aus, bei deren Herstellung 3000 Arbeiter und Handwerker ihr Brod finden! Die Lieferungen der Sommerfelder Fabriken für China schätzt man auf 12 Millionen Mark.

So hat die Silberentwerthung unheilvolle Wirkungen gehabt. Die Verluste an in Silber zahlbaren fixen Kapitalien und Renten sind sehr empfindlich, der Handel mit den Silberländern liegt darnieder, die Silberproduction leidet schwer, das Geldwesen der meisten Staaten ist mit Creditgeld überladen und für politische und wirthschaftliche Krisen wenig widerstandsfähig. Wird die Pariser Münzconferenz diesen Uebeln allen abhelfen können? Die nächsten Wochen bereits werden es lehren. Nur anerkennenswerth ist es jedenfalls, wenn auch Deutschland, welches durch Gesetz die reine Goldwährung angenommen hat, diesmal den Sitzungen nicht fern blieb. Es würde der deutschen Regierung nicht ziemen, der Weisheit eines englischen Wochenblattes zu huldigen, welches vor kurzem in dieser Angelegenheit schrieb: „Jeder Staat möge für sich sorgen, wie es sein Interesse erheischt und die anderen ihrem Schicksale überlassen!“ Alle Staaten sind an der Restitution des Silberwerthes interessirt, mag ihr Münzwesen auf Basis der Silber-, der Gold- oder der Doppelwährung aufgebaut sein und diese Restitution ist nicht anders als durch internationale Vereinbarung zu erreichen. Daß Deutschland Zugeständnisse angeboten hat, um seinerseits zur Lösung dieser wichtigen wirthschaftlichen Frage beizutragen, wird ihm in den Augen aller Einsichtigen zum Ruhme gereichen. Max Schippel.

Gesammelte Novellen von Ludwig Steub.*)

Als Ludwig Steub, einer der letzten von des Fragmentisten Fallmerayer Münchener Tafelrunde, vor zwei Jahren seine „ziemlich wahre Geschichte: Die Rose der Sewi“ veröffentlichte, glossirte er mit bittersüßem Humor einen ihm unlängst von Auerbach gewidmeten Lobspruch. Aus dieser Vorrede und gelegentlichen feuilletonistischen Ergüssen über die böotische Gleichgiltigkeit eines gewissen deutschen Stammes tönte der Stoßseufzer: „wir wollen weniger erhoben und fleißiger gelesen sein.“ Aber wie viele ziehen nicht alljährlich mit Steub auf lyrische Reisen und durchpilgern Baiern und Tirol von einem behaglichen Cicerone geleitet, der Land und Leute, Berge, Thäler und Her-

*) Stuttgart, Bonz und Co. 1881.

bergen kennt wie kein zweiter? wie vielen ist nicht durch den kundigen Erklärer ein Licht über seltsame Orts- und Personennamen, etwa den Ursprung des gewichtigen Mittersackschmöller (saxum malum) aufgesteckt worden? Und wenn Steub vor der „Rose“ und außer der wohltönenden „Trompete in Es“, der ein Ehrenplätzchen im „Novellenschatze“ nicht versagt wurde, noch manche Novelle geschrieben hat, die sich mit Ehren sehen lassen darf, warum blieb Alt und Jung so versprengt statt auf einem Flecke zu gefälliger Musterung vereinigt zu sein? Endlich ist Steub sich selbst zu Hilfe gekommen und wir zweifeln keinen Augenblick, daß der Bauernmaler, später Oekonom Johannes Duldenhofer zu Grünau mit seiner alten Trompete unserm lieben Fabulisten ein großes Auditorium in deutschen Landen zusammenblasen wird, damit es sich an ungekünstelter Naturfrische, schalkhafter Laune, drastischer Offenheit und gemüthvoller Kleinmalerei ergötze und erquicke.

Wer bajuvarisches Kleinbeamtenthum durch den fahnenflüchtigen Hans Hopfen kennen gelernt hat, kann hier Herrn Johann Baptist Schimmelhauser, den „Staatsdienstaspiranten“ in seinem säuerlichen Stillleben belauschen und endlich zum Assessor aufrücken sehen. Dann führt uns Steub aus dem Honoratioren- und Basenkreise der Kleinstadt hinaus aufs Land: „die Trompete in Es“, in Briefform, gehört zu den vorzüglichsten Stücken der dorfgeschichtlichen Gattung. Daß sie in den Unruhen von 1848 entstanden ist, verräth sich nirgends. Ein biederer Dorfmaler und Musikfreund berichtet in einem köstlichen, weit ausholenden und gar oft, aber stets zur Lust, nie zum Verdruß des Lesers abschweifenden, dabei von lauterer Herzlichkeit durchströmten Stil dem Freund Forstwart, wie er sich die schöne Burgel vom Lindenberg durch ein Familienconterfei ermalt, wie er mit dem grimmigen Vikari, seinem alten Duzbruder und einstigen Nebenbuhler bei des Heubauern Lisi, wegen der Trompete in Streit und Proceß geräth, wie er aber sammt seinem braven Weibe aus allen Ungelegenheiten siegreich hervorgeht und der klerikale Kampfhahn vor den heiteren herzensguten Menschen die Waffen strecken muß. Eine andere, mit dieser durch die Einkleidung leicht verknüpfte Novelle schildert den Hader über die geplante Entthronung der alten wunderthätigen Mutter Gottes zu Gunsten eines neuen Kunstwerkes, das eine Städterin in aller Unschuld angeregt hat, aufs anschaulichste; namentlich sind etliche Nebenfiguren, fromme Weiblein, mit ein paar Strichen gezeichnet. Durch diese einfachen Landmären weht eine gesunde Aufklärung ohne irgend zudringlich in tendenziösen Luftzug auszuarten. Dagegen ist „Der schwarze Gast. Aus den Tagen der tirolischen Protestantenfrage. 1863“ mit dem bezeichnenden Motto: Jam iam clarescent puris aquilonibus alpes allerdings eine wortreiche Tendenzpredigt, novellistisch eingeleitet, doch nach Anlage und Durchführung nicht durchweg glaubhaft: ein fanatischer Sendling

der „Schwarzen“ wird von norddeutschen ketzerischen Insassen einer Villa durch weibliche Schelmerei nicht minder als durch ernsten Disput zur Toleranz bekehrt. Günstiger erweist sich dem Poeten der volksmäßige Aberglaube im „Seefräulein“, wo sich der kecke Scherz einer jungen Dame gegen einen romantischen Schwärmer mit einer hübschen populären Ueberlieferung verbindet und dem neckisch-ironischen Eingange ein allerliebst aus Spiel und Ernst gemischter Schluß folgt.

Norddeutschland und Süddeutschland finden einander unter obligaten flotten Schnadahüpfln und Gebirgsabenteuern in „Benno und Krimhilde“: der Waldler („Benno Fichtner hieß er und war ein Rechtspraktikant. In Niederbaiern aufgewachsen, besaß er zwar viel Gemüth, aber wenig Schliff“) wird ein bischen mit Spreewasser getauft, dafür braucht schließlich Krimhilde, die Berlinerin, schon auf der Hochzeitsreise waldlerische Koseworte. Auch ein Beitrag zur Ausgleichung der Gegensätze. Steub ist überhaupt ein ausgezeichneter Lehrmeister süddeutscher Art; man höre etwa wie er, immer den Schalk im Nacken, den Leser unterweist (Die Zigeunerin Seite 281): „Er war ein fröhlicher, aber bescheidener und gutmüthiger Mensch, der des Abends gewöhnlich auf den Keller ging, den Rettig selbst mitbrachte, sorgfältig aufschnitt und dann unter die Freunde freigebig vertheilte. So weit dürfte aber jetzt die Bildung wohl in ganz Deutschland vorgeschritten sein, daß jeder wohlerzogene Leser wissen wird, unter einem baierischen Keller verstehe man in diesem Sinne nicht ein unterirdisches Gewölbe, sondern einen luftigen Baumgarten, der allerdings mit einem großen Gebäude verbunden ist, welches über der Erde leere, unter dem Boden aber volle Fässer enthält“ .... Der bescheidene Kellerfreund bringt nun gegen sonstige Gepflogenheit eines Tages seine Frau mit und muß natürlich alsbald seine Leidens- und Heirathsgeschichte erzählen. Er ist ein verunglückter Sänger. Wer an den Tenoristenfahrten und der Wahrsagerin vielleicht zu mäkeln hat, wird die Kunst des Vortrages freudig bewundern, besonders die Belebung durch kleine Unterbrechungen seitens der Frau an wohl berechneten Stellen. Der Secretär hat seine gute Kathi ihrem erbärmlichen Bräutigam, einem famosen Commis voyageur aus der Maingegend (Herzche, Kaste) abgewonnen; ihr Finden erzählen sie nun einander ablösend.

Mitten zwischen den Geschichten, die zu München oder „am Land“ spielen, steht „Haimon und Haura“ als märchenhafte Vertreterin der idealen Ferne des romantischen Mittelalters, stilvoll ohne Alterthümelei vorgetragen, 1850 entstanden. Dann ist Steub von normannischen Burgherren und minniglichen Orientalinnen, denen wundersam gezähmte Thiere beistehen, ins Vaterland zurückgekehrt und daselbst verblieben. Johannes Duldenhofer schreibt dem Lorenz Rehböckel 1871 noch so frisch wie 1848, theilhaftig der Unver-

wüstlichkeit seines Schöpfers, dem fast vier Jahrzehnte nach dem „Staatsdienstaspiranten" die „Rose der Sewi" glückte.

Zweitheilig die Exposition; erst nach geraumer Zeit laufen beide Linien in eine. Erst hören wir von der Wirthstochter Rosi Hechenplaickner, dann von dem Wirthssohn Florian Weitenmoser. Schöne Landschaftsbilder machen uns erst in der Sewi, die in ihrer Abgeschlossenheit einer „melancholischen Waldromanze" gleicht, dann in Langkampfen („eigentlich Unterlangkampfen"), das sich einer heiteren epischen Breite wie die Ebene von Troia erfreut, heimisch. Wir hören in den Schilderungen der Elternhäuser und in behaglichen Abschweifungen von der guten alten Zeit, wo eine tirolische Herrenkellnerin noch ein Ideal der Anmuth war und Freier aus höherem Stande sie umwarben, wie griechische Götter sterbliche Schönen. Der Frau Euphrosyne Weitenmoser wird nachgesungen: sie „war namentlich für ihre Speckknödel, das Nationalgericht der Tiroler, berühmt, und auch jenen dunklen Trank, der aus Arabien stammt, dessen Namen aber idealisirende Schriftsteller so gerne umgehen, theils wegen seines unedlen Klanges, theils auch, weil sie nicht wissen, wie sie ihn schreiben sollen, auch ihn verstand sie so zu bereiten, wie ihn der geläuterte Geschmack unserer Zeit verlangt" u. s. w., nicht ohne einige Anzüglichkeiten. Steub scheint überhaupt durchaus kein Anhänger der sogenannten objectiven Erzählungstechnik zu sein und ich möchte seine subjectiven Betrachtungen wahrlich nicht missen. Er setzt sogar braven Wirthen, bei denen es ihm wohl gewesen, ein Denkmal, macht gelegentlich der Krone Titaniens spaßhaft Reclame für „unsern Herrn Max Rottmanner, Juwelier (Theatinerstr. Nr. 12)", denkt beim Eintritt ins Baierland an „unseres Sigmund Riezler (in Donaueschingen)" preiswürdiges Geschichtswerk und erinnert bei den geographischen Studien des alten Wirthes an „unsern Heinrich Kiepert, der so eben wieder ein vortreffliches Lehrbuch der alten Geographie ans Licht gestellt." Sehr launig und wahr ist die Charakteristik der Familien, z. B. des langsamen, wortkargen Vater Thomas Hechenplaickner. Nach der meisterlichen Schilderung seines Aeußeren heißt es: „Ueber des Wirthes Lebensgang ist wenig bekannt. In seiner Jugend mag er viel gekegelt, etwas gerauft und etwas gewildert, aber Schiller's Räuber oder Goethe's Tasso schwerlich gelesen haben. Thatsache ist, daß er sich sehr früh einem beschaulichen Leben ergab . . . . alles half zusammen um seinem Geschäfte einen Schwung zu verleihen, der ihn weit über irdische Sorgen hinaushob. Nicht daß er sich deshalb der überirdischen Sphäre mit besonderem Drange zugewendet und in ihrem Bereiche neue Fragen entdeckt und aufgestellt hätte, denn sein Instinct ließ ihn fühlen, daß schon genug räthselhafte Probleme auf die Menschheit drücken und daß es nicht an ihm sei, sie noch zu vermehren. Er philosophirte wenig, aber, was auch anderen zu em-

pfehlen wäre, immer verständig. Ein gesunder Realismus ging durch alle Worte, die er während seines reiferen Lebens sprach, nur daß man deren mit den Jahren immer weniger und weniger zählte." Dafür sind Rosi und Florian aparter, gebildeter. Sie verdankt den Malern als Bildungsträgern einige Lectüre, Florian besucht — wie seine Eltern dazu vermocht werden, ist sehr ergötzlich — die Schule der Franciskaner, freilich mit wenig Erfolg im Griechischen, gewinnt einen guten Briefstil, auf den er stolz ist, lernt dann zu Schleisheim die Landwirthschaft und weiß durch Galerienbesuch gefördert in München sogar recht verständig über Malerei, worin er selbst in aller Bescheidenheit dilettirt, mitzureden; wie daß die Tiroler statt der ewigen Martyrien doch gute Bilder aus der vaterländischen Geschichte malen sollten. Steub läßt es sich natürlich nicht nehmen anzumerken, wie meisterhaft nunmehr Defregger und Matthias Schmid Florians Programm erfüllt hätten.

Florians Vater stirbt. Er muß sich daheim, spät, aber rasch und gründlich, austoben. „Es war eine moralische Nothwendigkeit", daß er, wie die homerischen Helden, eine Aristeia gegen baierische Epheben durchmachte. Aber er ist bald damit fertig und ein überaus tüchtiger junger Mann. Das Gerücht verlobt ihn mit Rosi. Beide haben einander nie gesehen, doch viel von einander gehört. Rosi würde die Sage gern bewahrheitet sehen. Sie redet mit der Mutter darüber, so wie man in diesen Kreisen die Heirathsfrage ohne Rückhalt und Ziererei bespricht; auch dazu ein gesunder Steub'scher Excurs, Seite 356 f. Es verdient alle Anerkennung wie Steub in Rosi dem verfeinerten jungfräulichen Empfinden nicht etwa allen Zusammenhang mit der derberen Gefühlswelt ihrer Umgebung genommen hat. Florian ist ihr stilles Ziel; ihm zu Liebe, der doch einmal kommen muß, theilt sie Körbe aus, auch dem jungen Mittersackschmöller aus der Bozener Gegend, „einem gottesfürchtigen und kräftigen Burschen, der zwar im Lesen und Schreiben etwas schwach war, aber am Fronleichnamstage schon etliche Male die große Fahne getragen hatte." Florian dagegen ist mißtrauisch — der Maler wegen und weil Rosi einmal am 18. October als Germania mitgethan hat, was einen norddeutschen Künstler zu einem so begeisterten, wie geschmacklosen Erguß über ihre schöne Erscheinung veranlaßte. Sein Freund Valentin, selbst nicht ohne Absicht auf die Rose der Sewi, macht durch nicht all zu bös gemeinten Klatsch die Wirkung aus der Ferne zu nichte. Rosi härmt sich ab. Endlich sollen Held und Heldin zusammentreffen. In Erl wird das „bittere Leiden Christi" aufgeführt. Rosi und Florian kommen hart neben einander zu sitzen. Er begrüßt sie aufs artigste, sie weist ihn hitzig ab wegen seiner ihr durch Valentin gemeldeten verdächtigenden Aeußerung. Alles schaut auf sie. Mitten im Spiele bricht das Gerüst der Bretterbude — eine virtuose Beschreibung, denn wie dem Florian die Sinne schwinden und dann ein romantischer Traum

aufsteigt, wie er endlich athemlos zuschnappt und da erwachend einen Schrei hört u. s. w., läßt sich schlechterdings nicht im Auszuge nacherzählen. Verwegenheit und Takt halten gleichen Schritt. Sie sind im Munde aller Leute. Florian vermag das nicht so tief zu spüren, als Rosi mit der gebissenen Wange; er eilt fort nach München, wo er unter anderm eine Engländerin ins Hofbräuhaus geleiten muß, das (Seite 401) mit viel Satire nicht eben einladend, aber ohne Uebertreibung behandelt wird. Rosi's Gram wächst. Zunächst müssen die Maler marschiren, denn diese haben am Ende doch den Ruf des heirathsfähigen Wirthstöchterleins geschädigt. Der Alte vertraut sich drei Winkeladvokaten an und wird ganz insgeheim im Namen seiner Rosi gegen Florian auf Schmerzensgeld, Ehrenerklärung und Abbitte klagbar. Rosi muß mit vor Gericht; eine ausgezeichnete Scene: der kluge Richter, der trotzige Alte, das verschämte Mädchen, der erglühende Florian. Beim zweiten Gerichtsgange aber, an dem der Vater nicht theilnehmen soll, ist Florian früh genug eingetroffen, um nach einem guten Rathe des weisen Daniel der Rosi entgegenzueilen; in einem kurzen reizenden Gespräche wird alles Leid weggesprochen und mit den Fingern schlenkernd ziehen sie ein in das Städtchen, wo sich allmählich die ganze Freundschaft hoch erfreut über das trotz allem lang ersehnte Ereigniß zusammenfindet und die Verlobung feiert. Leider sind Florian und Rosi jung gestorben. Möchte dafür ihre Geschichte viel andächtige Leser finden und ihrem Herold die jugendfrische Kraft noch lange Jahre dauern. Sollte er in der Sewi und in Unterlangkampfen nicht noch mehr erkundet und von Johannes Duldenhofer nicht noch einen dritten und vierten Brief in Verwahrung haben? Erich Schmidt.

Talleyrand auf dem Wiener Congresse.*)

Im Verlaufe der Wiener Congreßverhandlungen bildet der wachsende Einfluß Talleyrand's ein so hervorstechendes Moment, daß keine der bisherigen Darstellungen des Congresses es versäumen konnte, den Wechsel in der Rolle Frankreichs gebührend ins Licht zu stellen und als ausschlaggebend für die endliche Fassung der Beschlüsse hervorzuheben. Schien es anfangs zweifelhaft, ob Frankreich, mit dem die Rechnung bereits abgeschlossen war, über-

*) Talleyrand's Briefwechsel mit König Ludwig XVIII. während des Wiener Congresses. Nach den im Archive des Ministeriums des Auswärtigen zu Paris aufbewahrten Handschriften herausgegeben von G. Pallain. Autorisirte deutsche Ausgabe besorgt von Paul Baillen. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1881.

haupt zu den weiteren Verhandlungen zugelassen würde, so genügten wenige Wochen, um seinem Vertreter eine höchst einflußreiche, ja eine entscheidende Stellung zu verschaffen. Sicher hätte der Bourbonenhof keinen geschickteren Vertreter finden können, als den kaltblütigen, geriebenen Meister in allen diplomatischen Künsten: er verstand es ebenso, den Keil in die Gemeinschaft der sogenannten Verbündeten zu treiben, als sie wieder alle mit dem Zauberworte „Legitimität" zu berücken. Andererseits springt in die Augen, daß Talleyrand den denkbar günstigsten Boden, um seine Talente spielen zu lassen, bereits vorfand. Zuletzt war es nicht sein überlegenes Genie, wie man es wohl dargestellt hat, was ihn seine Zwecke so glänzend erreichen ließ; es war einfach die Gunst der Umstände, die es nur mit Klugheit zu benützen galt. Das letztere Verdienst bleibt ihm unbenommen, aber es bedurfte keiner ausnehmenden Genialität, eine Coalition zu sprengen, die von Anfang an nur nothdürftig zusammenhielt, Verbündete zu trennen, die sich unverhohlen mit Neid und Argwohn beobachteten. Preußen hat schließlich die ganze Wucht dieser unglücklichen Umstände zu tragen gehabt. Vom Besiegten aufs Bitterste gehaßt, von Rußland weder ehrlich noch ausdauernd unterstützt, genoß es die eifersüchtige Mißgunst aller Anderen. Man kann aber seinen Bevollmächtigten nicht vorwerfen, daß sie nicht rechtzeitig die Gefahr geahnt und erkannt hätten. Hardenberg suchte vorausschauend die Einmischung Frankreichs auszuschließen; er hatte es durchgesetzt, daß bei der Vertheilung der dem Besiegten und seinen Bundesgenossen abgenommenen Gebietstheile Frankreich nicht mitwirken sollte. „Aber die praktische Bedeutung dieser Bestimmung hing offenbar lediglich von der Eintracht der Verbündeten ab. Verständigten sie sich nicht unter sich, so mußte ein Staat von der Macht und den weitverzweigten Verbindungen Frankreichs, wenn er einmal am Congresse theilnahm, unausbleiblich auch in die Gebietsstreitigkeiten hineingezogen werden, ja er konnte vielleicht allen Verabredungen zum Trotze das entscheidende Wort sprechen." (Treitschke, Deutsche Geschichte im neunzehnten Jahrhundert. Erster Theil. Seite 566.)

Sieht man näher zu, so war schon in Paris, schon in Chatillon alles geschehen, Frankreich seine spätere Rolle zu ermöglichen. Lange bevor die Verhandlungen zu Wien eröffnet wurden, waren unter den Verbündeten treulose Gedanken aufgekeimt, sich Frankreichs wider die Bundesgenossen zu bedienen. In Chatillon war es gewesen, daß Hardenberg die Forderung stellte, Frankreich überhaupt von dem künftigen allgemeinen Congresse auszuschließen. Er drang damit nicht durch, Metternich konnte es nicht über sich bringen, dem Besiegten eine solche Demüthigung aufzuerlegen, und nur nach lebhaftem Widerstreben schloß er sich wenigstens der von Preußen und Rußland aufrecht erhaltenen Forderung an, daß die Vertheilung der Eroberungen den Verbündeten allein zustehen solle. Frankreich selbst wurde im Pariser Frieden

die Grenze von 1792 bewilligt; es gelang Talleyrand noch überdies, diese Grenze aufs Vortheilhafteste abzurunden, die bescheidensten Vorstellungen Preußens fanden kein Gehör, selbst mit seinen Schuldforderungen an Frankreich sah es sich abgewiesen. Der Czar, Metternich, Castlereagh brachten wetteifernd den Franzosen ihre Gunst, ihre „unerschöpfliche Freigebigkeit" entgegen. Und noch mehr: die Vereinbarung, kraft deren Frankreich sich verpflichtete, für die Vertheilung der eroberten Länder die von den Verbündeten in ihren Verträgen aufgestellten Grundlagen als maßgebend anzuerkennen, wurde, Dank der Festigkeit Hardenberg's, zwar erneuert: allein Talleyrand erreichte, daß man diesen Satz in den geheimen Artikeln des Friedensvertrages begrub: die Franzosen durften nichts von dieser Bestimmung erfahren, die ihrem Stolze unerträglich war. So war schon in Paris die Coalition empfindlich gelockert. Als Hardenberg in seiner Denkschrift vom 29. April die preußischen Gebietsansprüche darlegte und begründete, wurde er auf den Congreß vertröstet und Metternich sorgte inzwischen dafür, ihnen einen Riegel vorzuschieben. Oesterreich und England begannen schon damals Frankreich zu umwerben, um die preußisch-russischen Pläne zu vereiteln. Castlereagh lud geradezu Frankreich ein, sich in die polnischen Händel zu mischen, und erkundigte sich bei Wellington, ob Frankreich in der Lage sei, seiner Ansicht in dieser Frage durch die Waffen Nachdruck zu geben. Wie wenig Talleyrand überhaupt daran dachte, dem unterschriebenen Vertrage gemäß der Einmischung in die Gebietsfragen sich zu enthalten, beweist am besten die Instruction, die er für sich selber als Congreßbevollmächtigten niederschrieb. Mit der größten Unbefangenheit war hier ein vollständiges Programm für die Neugestaltung Europas entworfen, ein Programm, dessen Hauptgedanke der war, daß Preußens Besitzstand in Deutschland beschränkt, sein Einfluß auf die deutschen Staaten möglichst im Zaume gehalten werden müsse, dagegen seien die deutschen Mittelstaaten zu erhalten, zu vergrößern, Sachsen wieder herzustellen. Frankreich trat also aufs Neue als Beschützer der „deutschen Freiheit" auf, es war entschlossen, die Rheinbundpolitik fortzusetzen. Damit kam es zugleich den österreichischen Wünschen entgegen, und da Talleyrand in dieser Instruction ganz dem Gedankengange jener vertraulichen Hardenberg'schen Denkschrift folgt, so liegt die Vermuthung nahe, daß diese durch Metternich dem französischen Gesandten verrathen worden war. (Treitschke, a. a. O. Seite 575 ff.).

So war also, schon ehe der Congreß zusammentrat, der Boden für das französisch-österreichisch-englische Bündniß geebnet. Talleyrand hatte die Rolle bereits begonnen, die er auf dem Congreß zu spielen berufen war. Wie er sie aber gespielt und zu Ende geführt hat, darüber sind kürzlich authentische Geständnisse ans Tageslicht getreten, die bisher im Archiv des auswärtigen

Ministeriums in Paris verschlossen lagen. Alle Geschichtsfreunde werden es der französischen Republik danken, daß sie, von den seitherigen Gewohnheiten der französischen Archivverwaltung absehend, den Briefwechsel, den Talleyrand während des Congresses mit König Ludwig XVIII. geführt hat, veröffentlichen ließ. Ganz neu ist zwar sein Inhalt für die Geschichtskunde nicht; denn die französischen Geschichtschreiber, Thiers, Mignet und Andere haben die Briefe einsehen und benützen dürfen. Man kann auch nicht sagen, daß überraschende Aufschlüsse geboten seien, oder das Bild des Congresses, wie es aus den bisherigen Quellen sich darstellte, in erheblichen Punkten verändert würde. Aber für die Kenntniß der Einzelheiten ist das neue Material vom größten Werthe. Man blickt deutlicher in den Gang des diplomatischen Spieles, die persönliche Thätigkeit, die Talleyrand in den Conferenzen, in Gesprächen mit den Ministern, mit dem Kaiser Alexander entwickelt hat, tritt schärfer hervor, man kann jetzt Schritt für Schritt die Triumphe verfolgen, die der französische Vertreter „mit Geduld, Mäßigung und Verstand" zu erringen wußte. Das Lesen dieser Briefe, die sowohl vom französischen als vom deutschen Herausgeber mit erläuternden Noten, Auszügen aus anderen diplomatischen Schriftstücken, versehen worden sind, bietet daher einen eigenthümlich fesselnden Reiz. Sie beginnen im September 1814 und gehen bis Ende Mai des folgenden Jahres, also bis dicht vor die Unterzeichnung der Schlußacte. Angehängt ist noch eine Denkschrift des als Attaché dem Botschafter beigegebenen Staatsrathes La Besnadière, welche die Erfolge der französischen Politik auf dem Congresse kurz zusammenfaßt, und ein längerer Bericht vom Juni 1815 an den König, worin Talleyrand selbst die Resultate seiner Arbeit wohlgefällig Revue passiren läßt, und sich beglückwünscht, daß es ihm gelungen ist, „so viele Hindernisse zu besiegen, so viele unfreundliche Gesinnungen zu ändern, so viele ungünstige Eindrücke zu beseitigen und endlich der Regierung Ew. Majestät den ganzen Einfluß wiederzugeben, der ihr in den europäischen Berathungen gebührte. Wir hatten dieses wichtige Ziel — so fährt der Fürst fort — dadurch erreicht, daß wir uns ganz der Vertheidigung des Legitimitätsprincips widmeten. Die Anwesenheit der zu Wien befindlichen Souveräne und aller Mitglieder des Congresses bei der Sühnefeier am 21. Januar war eine glänzende Huldigung, die diesem Princip dargebracht wurde."

Auszüge aus dem Zwiegespräche zwischen dem Minister und dem König sollen hier nicht gegeben werden. Man hat den rechten Genuß nur, wenn man die Briefe im Zusammenhange liest, sie wirken gerade durch die Vergegenwärtigung des Details, in welchem der Fortgang der Staatsaction sich bewegt. Nur das soll noch hervorgehoben sein, wie rasch es dem Fürsten gelang, vom blos geduldeten Mitgliede des Congresses zum erfolgreichen

Ränkeschmied, zum Beherrscher der Lage sich emporzuschwingen. Im Anfange machten die vier Mächte, die sich als die eigentlichen Sieger fühlten, wirklich Miene, Talleyrand als Vertreter der besiegten Macht zu behandeln. Er sollte als nur in zweiter Linie beigezogen erscheinen, sie selbst fuhren fort, sich „Verbündete" zu nennen. Aber schon in der ersten Sitzung, in die er zugelassen ist, am 30. September, wehrt er sich gegen jede Art von Zurücksetzung. Den Ausdruck „Verbündete" weist er zurück: „ich sagte, derselbe nöthige mich zu fragen, wo wir eigentlich wären, ob etwa noch in Chaumont oder in Laon, ob kein Friede geschlossen wäre, ob eine Feindseligkeit bestehe und gegen wen?" Man legt ihm ein Protokoll vor, wonach die verbündeten Regierungen sich vorbehielten, in allen zur Verhandlung kommenden Fragen die Initiative zu ergreifen und die Vertheilung der verfügbaren Provinzen zu vereinbaren; Frankreich und Spanien „sollten jedoch ihre Ansichten äußern und ihre Einwendungen erheben können, über die man dann mit ihnen verhandeln würde" — so sehr war der ursprüngliche Gedanke Hardenberg's bereits verblaßt; allein Talleyrand wehrt sich gegen die Zumuthung, daß Frankreich auf dem Congresse eine blos passive Rolle spielen solle, er liest ein paar Sätze des Protokolls und sagt dann: „Ich verstehe nicht"; er liest langsam und bedächtig zum zweiten Male mit der Miene eines Mannes, der den Sinn einer Sache zu ergründen sucht, dann sagte er: „ich verstehe immer noch nicht." Er wußte, was er sich erlauben durfte: Das Ende ist, daß die Bevollmächtigten erklären, sie legten wenig Gewicht auf das Schriftstück und sie wären ganz zufrieden, es zurückzunehmen. „Sie nahmen es wieder an sich, Metternich legte es bei Seite, und es war nicht mehr davon die Rede."

Dieser Prolog konnte nicht ermuthigender sein. Hatte Talleyrand bei seiner Ankunft in Wien geseufzt, daß man von den Bevollmächtigten noch nicht die Sprache der Vernunft und der Mäßigung vernehme, so weiß er bald genug das Entgegenkommen Castlereagh's und ganz besonders Metternich's zu rühmen. Schon Anfang October sagt ihm Metternich in einem vertraulichen Gespräch: „es giebt keine Verbündeten mehr" und macht ihm, seine Hand ergreifend, die intime Eröffnung: „Wir stehen einander weniger fern, als Sie glauben. Ich verspreche Ihnen, daß Preußen weder Luxemburg noch Mainz haben soll; es liegt uns eben so wenig als Ihnen daran, daß sich Rußland übermäßig vergrößert, und was Sachsen betrifft, so werden wir alles thun, was an uns liegt, damit wenigstens ein Theil davon erhalten bleibt." Man sieht, wie rasch sich Talleyrand in seinen Zwecken gefördert sah. Während er mit Castlereagh in der neapolitanischen wie in der polnischen Frage Fühlung gewann, sah er sich mit Metternich eins in den deutschen Fragen, wie in der polnischen. Bereits sondirt Metternich, ob er zur Hinter-

treibung der Pläne Rußlands und Preußens auf die militärische Unterstützung Frankreichs rechnen könnte. Am 17. October sucht Talleyrand bei seinem König die förmliche Ermächtigung nach, diese Mitwirkung zuzusagen, und der König erwidert, unter Anrufung Gottes als Zeugen seiner Friedensliebe, daß er Befehl zur Mobilmachung der Armee geben werde. Nur ist es ihm peinlich, mit Oesterreich allein sich zu verbünden, er möchte England als Dritten im Bunde haben. Dieses war weniger leicht zu gewinnen. Castlereagh begünstigte damals noch Preußen in der sächsischen Frage, er wollte Preußen auch Rußland gegenüber verstärken und hoffte auf Preußens Mitwirkung, um eine übermäßige Vergrößerung Rußlands zu verhindern. Um so intimer gestaltete sich das Verhältniß zu Oesterreich. Zu Anfang oder am Schlusse der Conferenzen pflegt Talleyrand allein mit Metternich zu sein und er spricht mit ihm „in dem Tone eines alten Freundes". Metternich betheuert ihm, seinem an Preußen gegebenen Versprechen zum Trotze, daß er Sachsen nicht im Stiche lassen will. Auch bei Baiern klopft Metternich indessen wegen einer Allianz an und Fürst Wrede verspricht frischweg 75 000 Mann, vorausgesetzt, daß die Allianz mit Frankreich geschlossen werde. Anfang December ist aber auch der Widerstand Castlereagh's gebrochen. Daß Preußen, allen Verlockungen zum Trotz, seine Sache nicht von derjenigen Rußlands trennen will, bewirkt endlich, daß auch England für die Erhaltung Sachsens eintritt. Am 4. Januar kann Talleyrand die Tags zuvor geschehene Unterzeichnung der Convention mit Metternich und Castlereagh melden, der auch Baiern, Holland und Hannover beitraten. Er ist jetzt am Ziele und triumphirend schreibt er: „Wären die Entwürfe, die ich bei meiner Ankunft hier vorfand, verwirklicht worden, so hätte Frankreich ein halbes Jahrhundert lang allein in Europa dagestanden, ohne irgend eine gute Verbindung. Alle meine Anstrengungen gingen darauf aus, einem solchen Unglück vorzubeugen; aber auch in meinen kühnsten Hoffnungen schmeichelte ich mir nicht, das vollständig erreichen zu können. Heute, Sire, ist die Coalition aufgelöst, und sie ist es für immer. Nicht allein ist Frankreich nicht mehr isolirt in Europa, sondern Ew. Majestät haben schon ein Bundessystem, wie man es kaum als Ergebniß der Unterhandlungen eines halben Jahrhunderts hätte erwarten dürfen. Sie sind im Einverständniß mit zwei Großmächten, mit drei Staaten zweiten Ranges und bald mit allen den Staaten, die nicht revolutionäre Grundsätze und Maximen befolgen. Sie werden in Wahrheit das Haupt und die Seele dieses Bundes sein, der die Grundsätze vertheidigen soll, die Sie zuerst verkündigt haben."

Diese Coalition Frankreichs, Englands und Oesterreichs ist fortan für die Beschlüsse des Congresses entscheidend gewesen. Talleyrand konnte zuletzt der Wahrheit gemäß seinem Könige berichten: „Alle Hauptpunkte waren zur Genugthuung Frankreichs geregelt worden, in dem Umfange, wie wir es hatten

hoffen dürfen, und selbst darüber hinaus. Auch in den Einzelheiten hatte man auf seine besonderen Vortheile wie auf die der anderen Länder Rücksicht genommen." Und der Staatsrath La Besnadière faßte in der oben erwähnten Denkschrift die Erfolge, welche die französische Diplomatie auf dem Congresse errang, folgendermaßen zusammen:

„Es war der französischen Botschaft vorgeschrieben worden, alles anzuwenden:

1) daß die preußische und französische Grenze einander nicht berühren: sie stoßen an keinem Punkte zusammen;

2) daß Preußen Luxemburg und Mainz nicht erhalte: es bekommt weder das eine noch andere, beide Plätze werden Bundesfestungen;

3) daß sein Einfluß in Deutschland nicht ausschließend oder zu überwiegend werde: dafür hatte man hauptsächlich durch die Bundesverfassung gesorgt, die jedoch aus Mangel an Zeit noch nicht vollendet ist;

4) daß die Organisation der Schweiz in ihrer früheren Form erhalten bleibe: sie ist so erhalten worden;

5) daß ihre Unabhängigkeit gesichert werde: das ist geschehen;

6) daß sie bei den dereinstigen europäischen Kriegen beständig neutral bleibe, was für Frankreich nicht minder nützlich ist als für die Schweiz selbst: diese Neutralität ist ihr verbürgt worden."

So hatte bei allen Fragen von Gewicht Frankreich nach dem eigenen Geständniß seiner Vertreter seine Zwecke erreicht, als die Rückkehr Napoleon's von Elba im März einen Augenblick Alles wieder in Frage stellte. Die Sorge für die „Vernichtung Napoleon's" drängte die noch unerledigten Aufgaben zurück, es war unmöglich, sie jetzt zu Ende zu führen. Da ist es nun Talleyrand's erstes Anliegen, daß Frankreich seine unter den Mächten errungene Stellung nicht wieder verliere. Er ist aber sofort im Stande, den König hierüber zu beruhigen und ihm zu versichern, daß „die in Frankreich vorgefallenen Ereignisse die Stellung der Congreßbotschaft Ew. Majestät in keiner Weise erschüttert" haben. Sein nächstes Anliegen ist, daß der Congreß nicht auseinandergehe, ohne die vereinbarten Artikel in einer Schlußacte zusammenzustellen: er beeilt sich, die Früchte der französischen Diplomatie glücklich unter Dach zu bringen. Es gilt um so mehr keine Zeit zu verlieren, als wirklich „einige Personen" davon sprachen, die Unterzeichnung der Acte, welche die Arbeiten des Congresses sanctioniren sollte, auf die Zeit zu verschieben, wo sie beendigt werden könnten. Aber auch dieser letzte Triumph ist Talleyrand beschieden und abermals rühmt er die Dienste Oesterreichs und Englands, welche ihm dazu verhalfen. Es ist der letzte Brief der vorliegenden Sammlung, vom 27. Mai datirt, der auch über diesen wichtigen Punkt den König beruhigen kann: „Es war die Frage aufgeworfen worden, ob man

nicht, da die Umstände nöthigen, einige Punkte unentschieden zu lassen, sich entschließen solle, die Unterzeichnung der Congreßacte auf eine spätere Zeit zu verschieben; eine ziemlich starke Intrigue war in diesem Sinne thätig. Der Zweck dabei war, die abgemachten Dinge wieder in Frage zu stellen und über mehrere Punkte, die noch der Regelung harrten, eine Entscheidung zu hintertreiben. Nichts war für Ew. Majestät von größerer Wichtigkeit, als Ihren Namen unter eine Acte zu setzen, welche die Einigkeit aller Mächte verkünden soll. Daher habe ich alle meine Anstrengungen aufbieten müssen, um dieses Ziel zu erreichen. Von der englischen Botschaft und von Oesterreich bin ich ausgezeichnet unterstützt worden." W. L.

Aus dem deutschen Reichstage.

IX.

Daß für die erste Sitzung nach der Pfingstpause die dritte Lesung der Innungsvorlage auf die Tagesordnung gesetzt war, erwies sich als ein heilsamer Zwang, um die Abgeordneten zu pünktlichem Eintreffen zu veranlassen. Das Haus war in seltener Beschlußfähigkeit versammelt, auf der linken Seite war indeß die Pünktlichkeit des Erscheinens größer als auf der rechten, und so blieb der Versuch in der Minderheit, den Innungszwang durch die Bestimmung einzuschmuggeln, wodurch im Falle des Wohlverhaltens Innungen „das Recht ertheilt werden kann, über den Kreis der Innungsgenossen hinaus ihren Einfluß geltend zu machen und auch Nichtmitgliedern das Halten von Lehrlingen zu verbieten", ein Vorrecht, was namentlich auf dem Lande jeden Gewerbtreibenden in die unbedingte Abhängigkeit von den städtischen Innungen gebracht und zum Innungsbeitritt gezwungen hätte. Je weniger bei den gegenwärtigen Parteiverhältnissen dies ablehnende Ergebniß zu hoffen war, um so erfreulicher ist es, daß auf diese Weise der Versuch, die Gewerbefreiheit zu durchbrechen und einen mittelbaren Innungszwang wieder einzuführen, glücklich abgeschlagen worden ist, ein Versuch, den die Regierung sichtbar nicht aus eigener Ueberzeugung und Initiative heraus gemacht hat, sondern durch die conservative Zunftmeisteragitation sich hat abringen lassen. Für diese Agitation lag der Schwerpunkt des ganzen Gesetzes in dieser nun gestrichenen Bestimmung des bekannten § 100e, alle anderen Bestimmungen des Gesetzes, wenn dieselben auch hier und da noch kleine Vorrechte den Innungen einräumen, sind nicht von tiefgreifender Wirkung. Es mag dadurch dem, woran es dem Kleingewerbe am meisten fehlt, dem genossenschaftlichen Zusammenwirken einiger Anstoß und einige Erleichterung gegeben werden. Aber, wie

ich schon früher sagte, das hätten die Gewerbtreibenden auch im Wege freier Innungen aus ihrer eigenen Thätigkeit heraus sich verschaffen können, wenn es nicht leider an dieser Selbstthätigkeit so vollständig fehlte und wenn nicht leider der trägen und schwächlichen, jede Thatkraft lähmenden Vertrauensseligkeit auf die Hilfe des Staates, die in allen Lebensgebieten und in allen Bevölkerungsschichten sich zeigt, auch von oben herab so viel Vorschub geleistet würde. Das Gesetz erscheint nach Streichung dieser Bestimmung als ziemlich bedeutungslos, es wird äußerst wenig nützen, kann aber auch nicht sehr viel schaden. Genutzt würde allerdings dem Gewerbestand auch der mittelbare oder unmittelbare Innungszwang nichts haben, im Gegentheil, unser Kleingewerbe würde dadurch dem Großbetriebe und dem Auslande gegenüber noch concurrenzunfähiger geworden sein. Aber für die Wahlagitation, worauf ja jetzt leider so vieles berechnet wird, wird natürlich dem Liberalismus gegenüber dieser abgeschlagene Angriff auf die Gewerbefreiheit nicht ohne Erfolg ausgenutzt werden, denn warum sollte der Handwerker im mühseligen Ringen um eine erträgliche Existenz den autoritativen Stimmen nicht glauben, die ihm täglich vorreden, daß der Innungszwang mit seinen Privilegien und Verboten, den der böse Liberalismus ihm verweigert, alle seine Schmerzen heilen und ihm ein bequemes Leben sichern würde? So zweifellos erschien es der conservativen Seite, daß mit der Streichung dieser Bestimmung in § 100 e dem Gesetze sein eigentlicher Kern genommen sei, daß im ersten Aerger darüber nicht wenige der rechten Seite sich anschickten, nun das ganze Gesetz zu verwerfen und es ward erzählt, daß auch der Reichskanzler die preußischen Stimmen im Bundesrathe in solcher Weise instruiren wolle. Dadurch würde freilich im Widerspruche mit den Regierungsmotiven, die sehr entschieden gegen jede Durchbrechung der Gewerbefreiheit und gegen jeden Innungszwang sich verwahren, stillschweigend anerkannt, daß die eigentliche Tendenz des Gesetzes doch auf die mittelbare Einführung eines Innungszwanges gerichtet war.

Ein Unwohlsein hielt den Reichskanzler von den Reichstagssitzungen fern, er würde sonst wohl Anlaß gehabt haben, an der Berathung über den Volkswirthschaftsrath, über das Unfallgesetz und über die Handelsverträge sich zu betheiligen. Auch sein Eingreifen in die Debatte würde indeß schwerlich an der Ablehnung der für den Volkswirthschaftsrath geforderten Summe von 84 000 Mark etwas geändert haben. Die Ablehnung erfolgte mit einer überraschenden Mehrheit und auf conservatives Verlangen in der feierlichen Form der namentlichen Abstimmung, weshalb die Sache als eine besonders eclatante Niederlage des Reichskanzlers dargestellt worden ist. Ich halte es nicht für angezeigt, der Sache diese hohe Bedeutung beizulegen und hätte eine einfach kühle Ablehnung für richtiger gehalten. Denn das Nothwendige oder auch nur Vortheilhafte des Vorschlages ist so ganz und gar nicht nachgewiesen oder auch

nur nachzuweisen versucht worden, daß von einer Verwilligung der geforderten Summe in der That nicht die Rede sein konnte. Es hat schon starke Bedenken gegen sich, organische Einrichtungen nur auf eine Etatposition, nicht auf ein Gesetz zu basiren. Nothwendige Organisationen bedürfen einer gesetzlichen Basis, sonst schweben sie in der Luft, denn jeder kommende Reichstag kann durch Ablehnung der erforderlichen Geldmittel ihnen die Basis entziehen. Abgesehen von diesem Mangel, fragt man bis jetzt vergeblich nach dem Nachweise einer Nothwendigkeit für die Einfügung dieses neuen großen Apparates in die Gesetzgebungsthätigkeit. Der Minister von Boetticher verwahrte sich wiederholt und entschieden dagegen, daß damit der Einfluß und die Bedeutung des Reichstages abgeschwächt werden solle, Niemand denke daran, damit eine Art von Nebenparlament zu schaffen. Die eigentliche Tendenz reducirt sich damit darauf, daß man wünscht, durch diesen Volkswirthschaftsrath, dem weder eine Initiative noch irgend eine Entscheidung eingeräumt wird, zur Vorbereitung von Gesetzen werthvolle sachverständige Gutachten zu erhalten. Diese Tendenz ist als vollberechtigt anzuerkennen, zu ihrer Verwirklichung soll man mitwirken, aber der vorgeschlagene Weg erscheint sehr ungeeignet, dies Ziel zu erreichen. Denn werthvolle sachverständige Gutachten werden sicherlich nicht durch Mehrheitsbeschlüsse einer großen parlamentarischen Versammlung von 125 Personen erzielt. Um aus den Interessentenkreisen werthvolles Material und Gutachten zu erhalten, dazu empfiehlt sich ungleich mehr der Weg des englischen Enquêteverfahrens mit specieller Befragung einzelner Sachverständigen, der auch bei uns in der Tabaksenquête und in der Enquête über die Textilindustrie nicht ohne Glück, in der Eisenenquête mit wenig Glück versucht worden ist. Daß die Regierung und die Mehrheit des Reichstages damals den Resultaten der beiden ersteren Enquêten keinen maßgebenden Einfluß auf ihre Beschlüsse eingeräumt hat, beweist nur, daß auch die besten Sachverständigengutachten nicht immer durchschlagend wirken bei den Gesetzgebungsfactoren und die Gutachten des Volkswirthschaftsrathes würden nicht besser gestellt sein. Dazu kommt die sehr ungenügend projectirte Zusammensetzung des letzteren, die fast nur dem im Reichstage schon sehr stark vertretenen Großgrundbesitz und Großkapital zu Gute kommen würde, während das wirthschaftlich so ungemein bedeutende Kleingewerbe und die Arbeitnehmer darin fast gar keine Vertretung finden. Die bisherige Erfahrung mit dem preußischen Volkswirthschaftsrathe spricht auch nicht für den Werth der neuen Institution, bei den Berathungen über das Unfallversicherungsgesetz ist seiner Begutachtung durch den preußischen Volkswirthschaftsrath kaum jemals gedacht worden, sie ist gänzlich einflußlos geblieben und in anderen jetzt zur Berathung gelangten, die volkswirthschaftlichen Interessen auf das unmittelbarste berührenden Fragen, z. B. die Handelsverträge mit Oesterreich, der Schweiz u. s. w., der Zollanschluß der Hanse-

städte, die Innungsvorlage, die Börsensteuer, hat die preußische Regierung ihren Volkswirthschaftsrath nicht einmal um seine Meinung befragt. Und gerade in diesen Fragen wären unabhängige sachverständige Gutachten recht am Platze gewesen, die man freilich auch dann beachten muß, wenn sie den eigenen Wünschen nicht entsprechen und wenn sie nicht auf den Beschlüssen einer ad hoc zusammengesetzten Majorität, sondern auf den unabhängigen Aeußerungen sachverständiger Interessenten beruhen. Die conservativen Agrarier freilich, die so lebhaft für die Dotation dieses Volkswirthschaftsrathes eintraten, schienen nur auf diejenigen Gutachten aus Interessenkreisen Werth zu legen, die ihren eigenen Wünschen entsprechen. Denn als bei der Börsensteuerberathung Bezug genommen ward darauf, daß die Verwaltung der Reichsbank sich gegen den von conservativer Seite beantragten procentualen Werthstempel auf Schlußscheine als eine schwere Schädigung und kaum ausführbar erklärt habe, da konnten die agrarischen Führer nicht genug die völlige Werthlosigkeit einer solchen abfälligen Erklärung der Reichsbank betonen, weil sie aus Interessentenkreisen komme und mithin befangen sei, und die agrarischen Herren glaubten, die Interessen und Bedürfnisse der Börse besser zu verstehen, als die Börse selbst.

Wenn die Regierung nur eine Geldverwilligung verlangt hätte, um in der Lage zu sein, sachverständige Gutachten in Gesetzgebungsfragen einholen zu können, so würde der Reichstag sicher dazu die Hand bieten. Der Abgeordnete von Bennigsen erklärte dies ausdrücklich Namens der nationalliberalen Partei in einer meisterhaften Rede, deren großer Apparat indeß die ganze Frage zu einer überflüssigen Bedeutung erhob.

Da dem Reichstage nicht die Frage der gesetzgeberischen Begründung eines Volkswirthschaftsrathes vorlag, sondern nur die Geldverwilligung zur Bezahlung von Diäten an die Mitglieder, so ist mit dem ablehnenden Votum des Reichstages nur diese Diätenzahlung aus Reichsmitteln ausgeschlossen, nicht aber, daß durch kaiserliche Verordnung ein solcher Volkswirthschaftsrath ohne Diäten einberufen wird. Das letztere ist wohl zu erwarten.

Interessant war in diesem Falle wie in einigen anderen die unverkennbare Thatsache einer zunehmenden Spaltung innerhalb des Centrums und der Freiconservativen. In unmittelbarer Aufeinanderfolge sprachen mit gleicher Entschiedenheit ein hervorragendes Mitglied des Centrums gegen und ein anderes für den Volkswirthschaftsrath und bei der Abstimmung waren 50 Stimmen des Centrums gegen und nur 24 für die Vorlage abgegeben (die letzteren meist den katholischen Großgrundbesitzern Preußens angehörig). Auch in anderen Fragen zeigten sich ähnliche Spaltungen in den beiden genannten Parteien. Die geschlossene Haltung und der Einfluß des Centrums wurzelte namentlich in der bedingungslosen Opposition dieser Partei gegen die

Politik des Reichskanzlers, wie umgekehrt das einigende Band für die Freiconservativen in ihrer bedingungslosen Unterstützung dieser Politik lag. Je mehr der Reichskanzler seinen Grundsatz, unterschiedslos seine Freunde zu suchen wo er von Fall zu Fall sie finden kann, zur Anwendung gebracht hat, und je mehr er in Folge dessen die Unterstützung des Centrums gesucht oder gefunden und von den Parteien, die die eigentlichen Stützen der Reichsgründung bildeten, sich ab- und ihren Gegnern sich zugewendet hat, um so mehr verliert damit das einigende Band seine Bedeutung, welches seine Freunde wie seine Gegner zusammenhielt. Die gegnerischen wie die befreundeten Parteien werden auf diese Weise gleichmäßig zerstört; in beiden treten die darin enthaltenen conservativen und liberalen Elemente stärker als bisher in den Vordergrund. Bis jetzt sind dies nur Vorboten, aber nicht zu verkennende Vorboten einer allmählichen Umbildung der jetzt sicherlich nicht gesunden politischen Parteiverhältnisse in Deutschland. Ob schon die jetzt bevorstehenden Reichstagswahlen eine gesündere Entwickelung in dieser Beziehung herbeiführen werden, ist freilich zu bezweifeln. Ich hoffe wenigstens, daß sie einen Anfang damit schaffen werden und da es nicht unwahrscheinlich ist, daß diesen Wahlen bald eine Auflösung und damit neue Wahlen folgen werden, so kann dann damit vielleicht eine den wirklichen Verhältnissen mehr entsprechende Parteibildung geschaffen werden.

Die Handelsverträge mit Oesterreich, Italien, Belgien und der Schweiz sind genehmigt, natürlich nicht ohne daß wiederholt der Klage Ausdruck gegeben worden wäre, daß unsere neue Schutzzollpolitik der so wesentlich auf den Export angewiesenen deutschen Industrie die internationalen Beziehungen nicht verbessert, sondern verschlechtert habe, so daß wir selbst mit dem befreundeten Oesterreich nicht über das dürftige Niveau eines Meistbegünstigungsvertrages hinauskommen können und fortwährend am Rande eines Zollkrieges mit demselben stehen. Der Abgeordnete Delbrück betonte mit Recht, daß dieser Vertrag mit Oesterreich nur einen politischen, nicht einen wirthschaftlichen Werth habe und nur aus politischen Gründen zu empfehlen sei, denn sein wahrer Inhalt gewähre uns wirthschaftliche Vortheile gar nicht und das Zollcartell nütze nur Oesterreich, während es uns fast nur Lasten auflege.

Der im Jahre 1878 vorgelegte, aber damals an der fehlenden Gleichstellung der Juden scheiternde Vertrag mit Rumänien konnte jetzt in unveränderter Fassung anstandslos genehmigt werden, da diese Gleichstellung der Juden inmittelst durch den Berliner Vertrag völkerrechtlich erreicht ist. Und dies ist ein Gewinn, da die deutschen Handelsbeziehungen zu Rumänien von großem Belang sind. Ein Versuch von conservativer Seite, bei dieser Ge-

legenheit eine Antisemitendebatte im Reichstage aufzuführen, scheiterte zum Glück an dem tactvollen Schweigen der andern Seite.

Die kleine Erweiterung der Schutzzölle durch einen Zoll auf Weintrauben — (der mit 1 Mark wohl richtiger normirt worden wäre, als mit 1½ Mark) — und einen höheren Zoll auf Mühlenfabrikate und auf wollene Gewebe, ist, wie nicht anders zu erwarten war, verwilligt worden. Die durch die Getreidezölle leidende Mühlenindustrie, die nicht um höheren Zollschutz, sondern um günstigere Bedingungen für die Rückerstattung des Getreidezolles gebeten hatte, wird schwerlich einen Vortheil hiervon spüren. Die nothleidenden Weber in Sachsen, die beeinträchtigt wurden durch die hohen Garnzölle, die sich die Spinner zu erringen gewußt hatten, haben vielleicht eine kleine Erleichterung von dieser Zollerhöhung zu erwarten, aber schwerlich eine durchgreifende, da ihre Nothlage nur zum kleinsten Theile durch auswärtige Concurrenz bedingt ist.

In dem weiten, aber nie deutlich erkennbaren Gebiete der hohen Finanzreform ist als einzig positives Resultat die Stempel- oder Börsensteuer genehmigt worden unter Ablehnung der von der Regierung geforderten Stempelsteuer auf Quittungen, Cheks, Giros und Lombarddarlehne und unter Ablehnung der von conservativer Seite beantragten Steuererhöhung auf die Schlußscheine und Rechnungen der Börse in Form eines technisch kaum ausführbaren procentuellen Werthstempels auf diese Schlußscheine. Der Haß der agrarischen Hochtories gegen die Börse trat dabei eben so unverhüllt zu Tage, wie die vollständige Unkenntniß mit den Verhältnissen des berechtigten und gesunden Börsenverkehrs. Ich betrachte die Verwilligung dieser Steuer als einen nothwendigen Act ausgleichender Gerechtigkeit gegenüber der Besteuerung des immobilen Kapitales. Ihre finanzielle Wirkung wird nicht sehr bedeutend, immerhin aber nicht zu verschmähen sein. Zu beklagen ist nur, daß der Antrag, den Ertrag nicht den Landeskassen, sondern der Reichskasse zur Abminderung der Matricularbeiträge zuzuführen, abgelehnt ward in Folge des Franckenstein'schen Antrages traurigen Andenkens. Ein Theil des Ertrages soll gewonnen werden durch die Stempelsteuer auf Lotterieloose. Ein Antrag, daß der Reichskanzler auf Abschaffung der so verderblichen Staatslotterien hinwirken möge, konnte es zu keiner Mehrheit bringen. Ein trauriges Anzeichen!

Das Gesetz wegen theilweiser Herabsetzung der Gerichtskosten ist nicht ohne Schwierigkeit zu Stande gekommen, nachdem die Regierung weitergehende Ermäßigungen, als sie ursprünglich wollte, zugestanden und nachdem ein in zweiter Lesung angenommener Antrag auf noch weitergehende Ermäßigungen auf die bestimmte Erklärung der Regierung, daß daran das Gesetz scheitern werde, in dritter Lesung wieder abgelehnt ward. Da ein Sperling in der

Hand besser ist als die Taube auf dem Dache, so hat der Reichstag gewiß wohl daran gethan, der Bevölkerung wenigstens diese Erleichterung zu sichern, während sie sonst ganz leer ausgegangen wäre. Der durch dies Gesetz bedingte Ausfall in den Justizeinnahmen der deutschen Staaten, oder mit anderen Worten die damit der Bevölkerung gewährte Steuerleichterung wird immerhin auf 5 bis 6 Millionen zu veranschlagen sein.

Das eigentlich den Mittelpunkt der ganzen Session bildende Unfallversicherungsgesetz hat trotz der wirklich anerkennenswerthen Mitarbeit aller Parteien, um ein positives Resultat zu erlangen, zuletzt doch den Ausgang genommen, den man im Anfange erwarten mußte, der aber oft wieder anderen Aussichten Platz machte, das heißt, es ist zwar zu Stande gekommen, aber in einer für die Regierung unannehmbaren Form. Ein positives Ergebniß liegt also nicht vor, was bei der Neuheit und Schwierigkeit der Sache, der Ueberlastung und der mangelnden Vorarbeit nicht eben Wunder nehmen kann. Die den Reichstag jetzt beherrschende conservativ-klerikale Mehrheit hat dabei ihrer gesetzgeberischen Befähigung nicht das beste Zeugniß ausgestellt. Sie allein hatte dem Gesetze seine jetzige Gestalt gegeben durch die Commissionsbeschlüsse, die in zweiter und trotz vieler Abänderungsversuche ebenso völlig unverändert in dritter Lesung vom Reichstage angenommen sind. Freilich waren hierbei die beiden Punkte beseitigt, die der Kanzler als die unentbehrlichen Grundsäulen des Gesetzes bezeichnet hatte, die Reichsmonopolanstalt und die Staatshilfe durch Uebernahme eines Theiles der Arbeiterbeiträge auf das Reich. Den Ersatz der Reichsanstalt durch Landesanstalten hatte der Reichskanzler schon erklärt, sich gefallen lassen zu wollen. Die Staatshilfe schien aber nach wiederholten Erklärungen als conditio sine qua non aufrecht erhalten zu werden. Da ward Abhilfe gesucht, indem die Conservativen einen von der Fortschrittspartei gestellten Antrag sich aneigneten, anstatt der Staatshilfe alle Beiträge ohne Ausnahme einfach den Arbeitgebern aufzubürden. Und es geschah das Unerwartete, daß die Reichsregierung am letzten Tage durch den Minister von Boetticher ihr Einverständniß hiermit erklärte. Ob die einzelnen Industrien diese Belastung der Arbeitgeber allein ertragen können, ohne daß damit eine Abwälzung auf die Arbeiter herbeigeführt wird, ist gar nicht gefragt worden. Das System des Gesetzes ist aber damit ganz verlassen. Es bleibt eigentlich nichts bestehen, als eine erweiterte Haftpflicht der Arbeitgeber, denen dabei zur Pflicht gemacht wird, eine Deckung für ihre Haftpflicht bei einer monopolisirten Versicherungsanstalt zu suchen, sie dürfen für diese ihnen ganz ausschließlich auferlegte Haftpflicht nicht einmal wählen, bei wem sie wohl die günstigsten Bedingungen für ihre Deckung finden können. Die Fortschrittspartei hatte wenigstens die richtige Einsicht gehabt, mit ihrem Antrage auf Belastung des Unternehmers mit allen Bei-

trägen den Antrag auf Freigebung der Privatversicherungsanstalten zu verbinden, der conservative Antrag aber wollte alles dem Unternehmer aufbürden und ließ ihm keine Wahl der Versicherung, sondern kettete ihn an die monopolisirte Landesanstalt. Die Führer des Centrums schienen geneigt, um das Bündniß mit den Conservativen zu erhalten und zu festigen, auch diesen conservativen Antrag sich anzueignen. Aber die auseinandergehenden Strömungen innerhalb der Partei ließen es nicht dazu kommen, das Centrum beharrte bei den conservativ-klerikalen Commissionsbeschlüssen und so erhielt der conservativ-fortschrittliche Antrag keine Mehrheit und alles verblieb völlig unverändert bei diesen Commissionsbeschlüssen, die wieder nach den letzten Erklärungen des Ministers von Boetticher für die Regierung unannehmbar scheinen, wie sie ebenso dem größten Theile der Linken unannehmbar schienen. Bei der Schlußabstimmung stimmte unter anderen auch der Sohn Bismarck's, Graf Wilhelm Bismarck, gegen das Gesetz.

So endet die schwere lange Arbeit, die der Reichstag mit wirklicher Hingebung auf dies Gesetz verwendet, eben so wie die meisten übrigen seiner Arbeiten mit keinem positiven Erfolge. Verloren wird aber diese Arbeit nicht sein; in dieser schwierigen Frage darf ein wiederholter fruchtloser Anlauf nicht abschrecken vor immer neuen Versuchen.

Unmittelbar nach Erledigung dieser Angelegenheit ward der Reichstag in später Abendstunde in nüchternster Weise geschlossen, nach viermonatlicher Thätigkeit, die eben so reich war an Anstrengung und Arbeit wie arm an Erfolgen. Denn abgelehnte Vorlagen bilden die Signatur dieser Session. In derselben Stunde, wo der Reichstag geschlossen ward, genehmigte die Hamburger Bürgerschaft mit der erforderlichen zweidrittel Mehrheit den Vertrag wegen des Zollanschlusses, den die Hamburger Unterhändler so vortheilhaft zu gestalten wußten, daß die ursprüngliche Forderung „Aufhebung des Freihafens und Zollamtes, Behandlung aller in die Unterelbe seewärts einlaufenden Schiffe" jetzt nur noch lautet: „Beschränkung des Freihafens auf ein kleines Gebiet und freier Eingang der Schiffe dort." Ein späterer Reichstag wird nun zu beschließen haben über die Verwilligung der 40 Millionen, die das Reich zu den betreffenden Baukosten beisteuern soll.

Die Ermüdung unter den Abgeordneten nach so langer parlamentarischer Arbeit war so groß, daß in ihren Kreisen alles zum Schluß drängte, in gleicher Weise, wie in denen der Regierung, so daß in stillschweigendem Einverständniß vieles unerledigt bleiben mußte. Vielleicht trug zu dem Wunsche nach endlichem Schluß nicht weniger bei das Verlangen der preußischen Regierung, die definitiven Ernennungen für die Ministerien des Innern und des Cultus endlich vornehmen zu können, wobei wie es scheint Herrn von Puttkamer mit dem Inneren der Einfluß auf die bevorstehenden Wahlen und dem Herrn von Goßler trotz des Reichskanzlers Abneigung der Cultus zu-

fallen soll. Die zunehmende Erkaltung des Verhältnisses zwischen Centrum und Conservativen und die wachsenden Differenzen im Schooße dieser Parteien selbst mußten auch die Ueberzeugung verstärken, daß die gegenwärtige Zusammensetzung des unter Ausnahmezuständen gewählten Reichstages nicht mehr ein treues Abbild der Stimmung der Nation und daß deshalb eine Erneuerung durch Neuwahlen recht nothwendig ist. An den Wählern ist es nun, durch diese Neuwahlen der Stimmung der Nation einen wahrhaften Ausdruck zu geben. Mögen diese Wahlen weder von kleinlichem Fractionsgeist noch von reiner Interessenvertretung, sondern von dem Gedanken beherrscht sein, daß die allgemeine Lage uns dringend mahnt, nach wie vor unsere Thätigkeit zu concentriren in der einen Aufgabe einer nationalen Festigung durch die starke Monarchie des deutschen Reiches.

Es scheint, daß die Neuwahlen auf September oder October fallen sollen und es könnte wohl sein, daß dem berechtigten Verlangen, das Reichsbudget vor den Landesbudgets festzustellen, durch eine Berufung des Reichstages im November entsprochen würde. Würde dann der neue Reichstag gleich im Anfange vor eine große Entscheidung gestellt, auf die er etwa eine unerwünschte Antwort gäbe, so bliebe dann für den Fall einer Auflösung immer noch Zeit, auf Grund anderweiter Neuwahlen das nächstjährige Budget rechtzeitig festzustellen. M.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus München. Zu den Landtagswahlen. Veränderte Stellung des Episkopats. Die Führerschaft der ultramontanen Partei. Erfolg in Eisenbahnsachen. — Während die anfangs principiellen Vorbereitungen zu den Reichstagswahlen sich mehr und mehr in das übliche kleine Geplänkel und Geknatter auflösen und eine wirkliche Vorbereitung zu diesem Kampfe wohl erst nach der Sommerfrische eintreten wird, hat die baierische Landtagscampagne bereits eine Reihe interessanter Erscheinungen gezeitigt. Vor Allem in der gegen 1875 gründlich veränderten Stellung des Episkopats. Damals flammten von allen Seiten die Wahlhirtenbriefe in den Kampf hinein und gab es, wie namentlich mit den kurz nachher verstorbenen Kirchenfürsten von Würzburg und Speyer, dann auch mit dem damaligen hiesigen Erzbischof und dem bekannten Regensburger Führer der entschieden ultramontan-infalliblen Richtung unseres Epikopats die ärgerlichsten Anstände. Jetzt ist es ganz ruhig geworden. In den drei erstgenannten Diöcesen herrschen Friedensmänner, und der Regensburger Kirchenfürst wie sein Eichstädter

Gesinnungsgenosse Freiherr Franz Leopold von Leonrod sind auf dem achtfeldrigen Schachbrett der baierischen Kirchenpolitik vollkommen matt gesetzt. Wie versichert wird, hätte das eigentliche geistige Haupt der durch Herrn von Lutz in das Kirchenamt gebrachten halbjosefinischen Partei, Bischof Josef Franz von Weckert in Passau, seinem Diöcesanklerus sogar jede Betheiligung an der Wahlagitation auf das strengste untersagt. Die Nachricht ist geleugnet worden; von extremer Seite hält man sie indeß aufrecht und giebt nur zu, daß der durch die Schicksale seines Vorgängers Dr. Heinrich von Hofstätter gewitzigte Bischof keinen förmlichen Erlaß, sondern nur eine von oben nach unten weiter geleitete mündliche Parole ausgegeben habe. Viel zu dieser geänderten Sachlage hat natürlich der päpstliche Thronwechsel des 7. Februar 1878 beigetragen. Jene am Tiber eingetretene Aenderung zeigt sich namentlich auch in dem Verhältnisse der extremen Presse zu den dortigen Willensmeinungen. Gewissen Nachrichten zufolge beantragt man innerhalb des baierischen Epikopats auf seiner nach Eichstätt einberufenen Versammlung eine oberhirtliche Erklärung gegen die extreme Presse und ihre speciell gegen den Dr. Pancratius von Dinkel in Augsburg gerichteten Angriffe. Die Ursache derselben war die von jenem Bischof als Referenten der Reichsrathskammer gegen die Aufhebung des siebenten Schuljahres genommene Stellung. Die bezeichnete Publicistik aber nimmt jene Drohung auf die leichte Achsel und erklärt, eventuell sich selbst einem römischen Verdicte nicht fügen zu wollen; jene Angriffe hätten nicht dem Bischofe, sondern dem Reichsrathe von Dinkel gegolten und in dieser Beziehung habe der Vatikan keinerlei Censur zu üben. Gegen das an jener Stelle herkömmliche Verlangen, die Kirche auch in weltlichen Dingen herrschen zu sehen, ist dieser Protest allerdings ein vollkommener Widerspruch; indeß darauf kommt es jener Partei nicht an. Der populären Wirkung bei dem katholischen Landvolke ist sie sicher und das ist ihr die Hauptsache. Ueberdies ist sie den bisherigen Kammerpatrioten zwar nicht parlamentarisch, wohl aber publicistisch bedeutend überlegen, wie eine von einem kirchen-, reichs- und kammerpolitischen Widerspruch in den andern fallende, aber bemerkenswerth klar, elegant und schneidend geschriebene Wahlbroschüre des extremen Parteichefs, Wallfahrtspriesters Dr. Rittler zur Genüge beweist. Unter diesen Umständen werden die Extremen diesmal gegenüber den Patrioten in der klerikalen Kammermehrheit entschieden an Terrain gewinnen und ihnen ihre Aufgabe erschweren.

Was die Führerschaft innerhalb der letztgenannten Richtung betrifft, so hat der letzte Clubchef Dr. Jörg die Wiederwahl in den Landtag und wie man hört auch in den Reichstag glatt und vollständig abgelehnt. Als sein Nachfolger im Kammerclub war anfangs der Graf Arco-Zinneberg in Aussicht genommen. Dieser sehr entschieden klerikal gesinnte Hochtory hat Man-

dat und Aufgabe indeß auch diesmal abgelehnt, und somit denkt man an den hiesigen Magistratsrath Ruppert. Derselbe, seit dem 8. August 1878 Nachfolger des Freiherrn von Stauffenberg in dem hiesigen Reichstagsmandat, ist wie Jörg eine entschiedene Capacität, dabei im Gegensatze zu ihm von gefälligem und verbindlichem Wesen und in seinen Ansichten überdies, abgesehen von einer Schattirung ins Demokratische, ausgesprochen klerikal. Seine Persönlichkeit wäre demnach für eine Vereinigung beider klerikaler Fractionen recht wohl geeignet und ist von den Patrioten den Extremen auch bereits mit dem Bemerken präsentirt worden, wenn man von jener Seite auch diesen Mann ablehne, so sei damit der Beweis gegeben, daß man Ausgleich und Zusammenwirken überhaupt nicht wolle. Bezeichnender Weise aber haben die leitenden Blätter jener Seite auch diesen Mann als für eine Parteiführung gänzlich ungeeignet bezeichnet. Sie wollen eben für sich operiren und würden nur nach einer eclatanten Wahlniederlage mit sich reden lassen, an die aber bei der herrschenden Strömung auch nicht entfernt zu denken ist.

Bei dieser Lage der Dinge ist die Stellung der Regierung natürlich doppelt interessant. Je mehr sich der Gegensatz zwischen beiden klerikalen Richtungen verschärft, desto mehr wird wenigstens der eine Flügel der Patrioten in das rein ministerielle Lager getrieben und gerade dies will man auf Seite der Regierung. Auch hinsichtlich der bürgerlich liberal-conservativen, aus allerlei versprengten und mit Recht unzufriedenen Elementen der bisherigen Parteien entstandenen gemäßigten Richtung hegt man in Regierungskreisen die gleiche Hoffnung; doch dürfte dies wenigstens in der betreffenden Ausdehnung eine Illusion sein, so wenig auf jener Seite principielle Opposition auch nur im Entferntesten möglich ist. Für jenes Interesse der Regierung an der Herstellung einer oder auch von beiden bisherigen Kammerhälften abgesplitterten zwei Mittelparteien ist der Mandatsverzicht unseres wetterkundigen Justizministers bezeichnend. Dr. von Fäustle wurde bei den Landtagswahlen von 1875 mit Dr. Völk und dem früheren Minister des Innern von Hörmann zusammen in dem heimathlichen Schwaben für den Landtag gewählt. Auf eine wie gewohnt sehr hämisch vorgebrachte Anfrage des Dr. Jörg in der Adreßdebatte des 13. October erwiderte er lakonisch, er habe das Mandat angetragen erhalten, bei dem Landesherrn um Erlaubniß zur Annahme von jener Seite her angefragt und dieselbe bewilligt erhalten. Wenn der gewandte Minister jetzt auf die Wiederwahl verzichtet, so beweist das zwar durchaus keinen Bruch der Regierung mit dem Kammerliberalismus, wohl aber ein Zurückziehen ihrer damals sehr stark markirt gewesenen Stellung gegen die Kammerpatrioten. Man glaubt sich jetzt wenigstens officiell wirklich neutral halten zu können, eben wegen der Hoffnung auf die Bildung einer kleinen aber ausschlaggebenden rein ministeriellen Fraction wie der von

1871 bis 1875 in der damaligen Kammer bestandenen sechsköpfigen Vereinigung Schleich-Sepp.

Unser neuer auswärtiger Minister Freiherr von Crailsheim hat dieser Tage in der deutschen Eisenbahnfrage einen entschiedenen Erfolg davongetragen. Die hier am 10. und 11. Juni gehaltene Conferenz von Vertretern der Reichs- und der preußischen Staatsbahnverwaltung mit der diesseitigen ergab in fast allen Punkten ein Durchdringen der hiesigen Ansichten und Interessen namentlich zu Gunsten der durch ihre Lage so stark exponirten pfälzischen Bahnen; die Zeche soll eine neuerdings viel genannte mittelstaatliche Eisenbahn getragen haben. Wie man sieht, wird die 1871 angenommene Maxime, die Stellung Baierns nicht in einer Coalition mit den übrigen Mittelstaaten, sondern im Anschlusse an die Reichspolitik unter thunlichster Fürsorge für das Detail der eigenen Interessen zu wahren, hier noch immer befolgt und trägt ihre guten Früchte.

Aus Wien. Jubiläen und Todesfälle. — Todesfälle und Jubiläen in ununterbrochener Reihe haben in den letzten Wochen das tröstliche Gefühl lebendig erhalten, daß die Gegenwart nicht arm, sondern überreich ist an großen Männern, daß aber dieser Reichthum sie keineswegs gleichgiltig oder gar ungerecht gegen die Größe macht. Im Gegentheil äußert sich der Rechtssinn auch darin, daß man raisonnirt: Winden Jene ihrem X Kränze, so verdient unser Y ausgespannte Pferde. Nur als eine natürliche Folge des Wunsches, kein Verdienst um seine Krone kommen zu lassen, erscheint dann die Abkürzung der Fristen, nach deren Ablauf der Triumph zuerkannt wird. Jemand feiern, der in Ehren das achtzigste Jahr erlebt, und sich des Ruhmes würdig gemacht hat, um dessen willen der biedere Gellert einst in die Saiten griff: „Von einem Greise will ich singen!" — oder der vor fünfzig Jahren seinen Platz am grünen Tische zugewiesen erhielt: das ist ja recht schön und gut, allein wie mancher arme Teufel muß sterben, eh' er den halben Weg erreicht! Deswegen hat man nach und nach die gesetzliche Zeit für die Jubilirfähigkeit herabgesetzt, und indem wir jetzt Todesfall und Jubiläum neben einander stellen, weisen wir zugleich den herkömmlichen Vorwurf zurück, daß die Deutschen ihre großen Männer nur im Tode zu ehren pflegen.

Uebel traf sich's für den Dr. Ignaz Kuranda, daß die Vermählung des Kronprinzen beinahe mit seinem siebzigsten Geburtstage zusammenfiel und in den Festvorbereitungen nicht genügende Aufmerksamkeit für ihn übrig blieb. Dafür war dies auch schon sein zweiter Triumph, da vor einer Reihe von Jahren seine fünfundzwanzigjährige journalistische Thätigkeit gebührend verherrlicht worden war, und bei seiner Rüstigkeit darf man hoffen, ihn noch

manchesmal als Jubilar begrüßen zu können. Und bis dahin wird abermals den Festrednern und den Verfassern von Huldigungsartikeln neues Material zugewachsen sein, wie in der Zeit zwischen 1866 und 1881. Diesmal erfuhren wir von den Panegyrikern, welche offenbar aus den zuverlässigsten Quellen geschöpft hatten, welche andere Wendung die neueste Geschichte genommen haben würde, wenn an Stelle des Grafen Rechberg Dr. Kuranda Minister des Auswärtigen gewesen wäre. Er hätte Preußen gedemüthigt, und nicht in Berlin, sondern in Wien säße ein Kanzler des deutschen Reiches; seinen Namen brauchen wir nicht zu nennen. Es wurde aber auch berichtet, daß Kuranda neidlos den Mann berathen habe, welcher nach 1866 den eigentlich ihm selbst zukommenden Platz einnahm. Wahrscheinlich ist Graf Beust nur in der ersten Zeit seiner Ministerschaft Kuranda's folgsamer Schüler gewesen, höchstens bis 1870, denn sonst würde er damals entschlossen den Deutschen in den Rücken gefallen sein und die Folgen des Krieges von 1866 rückgängig gemacht haben; vor allem aber würde er noch heute am Ballplatze anstatt in der Rue Las Cases residiren. Ach, Cassandra Kuranda!

Mußte diese Gedenkfeier sich bei der Ungunst der Umstände mit einem einigermaßen privaten Charakter begnügen, so wurde der Tag, an welchem vor einem Vierteljahrhundert der Schauspieler Sonnenthal in den Verband des Burgtheaters getreten war, zu einem Nationalfeste in mehr als einem Sinne. Als Tragöde beginnend, hat Sonnenthal bald dem bürgerlichen Schauspiele und dem Lustspiele seine eigentliche Thätigkeit zugewendet, und zu seinem Heile. Dort immer nur ein mittelmäßiger, ist er hier unbestreitbar einer der bedeutendsten Schauspieler geworden, und zugleich den lebhafteren Sympathien begegnet. Als „Held" stand er immer auf dem Niveau der heutigen Tragödiendichtung, aber in den ernsten und komischen Conflicten, welche in das tägliche Leben Abwechselung bringen, bewährt er sich als Held. Das sind aber die Conflicte, welchem sich viele Dichter gewachsen zeigen, und denen das Publikum ungeheuchelte, unerzwungene Theilnahme entgegenbringt. Außerdem hat er das Verdienst Jude zu sein, Jude geblieben zu sein, was allein schwer genug wiegt. Der Enthusiasmus kannte denn auch keine Grenzen. Stünde heute Vater Radetzky aus dem Grabe wieder auf, der Jubel könnte nicht größer sein. Daß der Neid der Götter auch da zwei Tropfen Galle in den Freudenbecher thun mußte. Begeisterte Verehrer und Glaubensgenossen des Künstlers hätten es in der Ordnung gefunden, wenn die Stadt Wien ihn in die Zahl ihrer Ehrenbürger aufnähme, aber das geht leider nicht, da Sonnenthal ungarischer Staatsbürger ist; nun beantragten sie wenigstens, eine Deputation möge ihm den Dank der Stadt dafür zu Füßen legen, daß er dieselbe durch seinen Aufenthalt beglückt. Auch dagegen erhob sich Widerspruch und einer der Stadträthe sprach die Ansicht

aus, daß ein Schauspieler nicht die für eine solche Ehrenbezeigung erforderliche sociale Stellung einnehme. Der hat dafür büßen müssen! Täglich avanciren Schauspielerinnen zu Gräfinnen oder Fürstinnen, Oesterreich hat soeben ein neues ritterliches Geschlecht derer von Sonnenthal erhalten — und keine sociale Stellung! Der Gemeinderath schlug den Mittelweg ein, nicht eine Deputation, der Bürgermeister allein solle den Jubilar begrüßen; der Bürgermeister aber fühlte sich allein zu schwach, er nahm den Antragsteller mit — und so war's dennoch eine Art Deputation. Die Journalistik wieder, die einige Tage lang fast nur von Sonnenthal gesprochen hatte, war böse, daß dessen Collegen eine Feier im geschlossenen Kreise veranstalteten: es darf ja keine geschlossenen Kreise geben!

Sein Director hatte den Triumph seines „Adolph" nicht mehr erleben sollen. Nach langen, harten Leiden, die er mit äußerster Willenskraft ertragen, war Dingelstedt gestorben, und auf das Grab des Mannes, der so wenig Freunde gehabt — oder sich zu erhalten gewußt hatte, regneten die Blumen und blumigen Nachreden. Es ist so oft als komisches Motiv benutzt worden, daß Jemand sich todt stellt, um die unbefangenen Urtheile seiner Mitmenschen kennen zu lernen, und er dann fast nur Böses und Liebloses zu hören bekommt. So mag es früher gewesen sein, jetzt ist die Welt besser. Berühmte Leute wenigstens würden staunen, wenn ihnen vergönnt wäre zu sehen, wie viele „Freunde" sich um ihren Sarg schaaren. Jedesmal bringen die Zeitungen lange, lange Verzeichnisse von Verehrern, welche auf den Bändern kostbarer Kränze den unvergeßlichen Freund, den theuren Meister u. s. w. beklagen; ohne Zweifel halten die Bandhändler dergleichen schon vorräthig. So war auch das Tyrannische in Dingelstedt's Natur, das sich seiner Umgebung so bitter fühlbar machte, gänzlich in Vergessenheit gerathen, und diese Gedächtnißschwäche erschwerte den Nekrologisten den Versuch einer psychologischen Erklärung der Wandlungen in seinem Lebensgange. Weil er einmal als politischer Satiriker aufgetreten war, mußte er Demokrat gewesen sein, obwohl er keine Ader eines solchen hatte. Dem Ehrgeizigen waren die Verhältnisse einer Gelehrtenlaufbahn zu eng, und sein Spott wendete sich gegen Kreise, nach denen er sich sehnte, die ihm jedoch auf immer verschlossen zu sein schienen. Das war seine ganze Demokratie. Sobald sein gutes Glück ihn in die Atmosphäre eines Hofes versetzt hatte, kümmerte er sich wenig um politische Freiheit, doch erwachte der „Nachtwächter" regelmäßig wieder in ihm, wenn sein herrisches Wesen und seine böse Zunge ihn irgendwo unmöglich gemacht hatten. Ach, er fühlte sich so glücklich unter den Höflingen, er war so selig, als er auf seine Karten stechen lassen konnte le baron de Dingelstedt, er war so ganz geschaffen, sich nach der einen Seite bis zur Erde zu bücken und nach der andern kerzengerade emporzuschnellen, auf sein Theater-

völklein aus unnahbarer Höhe hinabzublicken oder, gutgelaunt, sich gnädig zu ihm zu neigen, es im nächsten Augenblicke aber durch Malicen bis aufs Blut zu kränken. Ohne die Tyrannenlaunen, die ihn gelegentlich wie ein müßiges Spielzeug behandeln ließen, was doch zu seiner Lebensaufgabe geworden war, würde er ein unvergleichlicher Theaterdirector gewesen sein, eben weil er zu viel Geist besaß, um ganz in der Coulissenwelt aufzugehen.

Ohne den Beisatz des Gemachten äußerte sich die allgemeine Erschütterung nach dem Tode des Generals Uchatius. Wenn über der eigentlichen Ursache seines Todes überhaupt noch Dunkel liegen sollte, so wird dies schwerlich je gelichtet werden. Allein es scheint, als habe die leicht erregte Phantasie Räthsel geschaffen, wo keine vorhanden waren. Wer einmal den Mann über seine Erfindung der Stahlbroncekanonen sprechen hörte, konnte sich wohl kaum des Gedankens erwehren: Wie nun, wenn in der Kette der Berechnungen eine einzige Ziffer unrichtig sein sollte? Wenn ihm eine jener Ueberraschungen vorbehalten wäre, durch welche die Materie so oft die gründlichsten Untersuchungen und Schlüsse des Menschen durchkreuzt? Es war in seinen Auseinandersetzungen etwas von der Gläubigkeit des Adepten, welche begeisterte Anhänger wirbt, aber die Möglichkeit eines Fehlschlages gar nicht zuläßt. Ebenso erinnert man sich jetzt jener Schießproben, welche für die Mitglieder der Reichsvertretung veranstaltet wurden, als die Summen für neue Geschütze zu bewilligen waren. Wie viele von den Herren befähigt waren, die Leistung eines Geschützes zu beurtheilen, wissen die Götter. Genug, sie ließen sich durch den Augenschein von der Vortrefflichkeit der Erfindung überzeugen und stimmten für die verlangten Millionen. Nachher sollen Mängel zum Vorschein gekommen sein, welche sich voraus nicht hatten berechnen lassen, und die Kränkung darüber mag den General zum Selbstmorde getrieben haben. Mit dieser Erklärung war jedoch die öffentliche Meinung nicht zufriedengestellt, Uchatius sollte absichtlich gekränkt worden sein. Die zum Beweise dafür angeführten Daten haben sich sämmtlich als erfunden herausgestellt. Nichtsdestoweniger blieben die schmählichsten Verdächtigungen nicht aus, wurde vorsichtig angedeutet, daß Krupp Mittel und Wege gefunden habe, das bessere österreichische Erzeugniß durch das seinige zu verdrängen, und als auf den physisch-psychischen Zustand des Generals hingewiesen wurde, um die Möglichkeit momentaner Unzurechnungsfähigkeit darzuthun, hieß es: Warum wird denn der Sectionsbefund nicht veröffentlicht? Das geschah, die Aerzte constatirten anormalen Zustand, natürlich sollte aber damit nichts bewiesen sein. Genug, Uchatius ist und bleibt ein Märtyrer, er ist in den Tod gehetzt worden. Ein Märtyrer war er gewiß, aber selten ist mit weniger Grund über Ungerechtigkeit gegen das einheimische Verdienst geklagt worden. Ihm war eine Stellung gegeben worden, in welcher er so frei, als dies in

militärischen Verhältnissen überhaupt möglich, seine Studien und Experimente betreiben konnte, er war Feldmarschallieutenant, Geheimer Rath, Freiherr geworden, mit Ehrenzeichen reichlich versehen. Was verlangte man eigentlich noch vom Staate? Sollte sein System beibehalten werden, auch wenn es sich nicht in vollem Maße bewährt haben sollte? Doch diese Frage will man eben nicht hören, geschweige beantworten, man raisonnirt eben.

Literatur.

Asmus Jakob Carstens' Jugend- und Lehrjahre, nach urkundlichen Quellen. Von Dr. A. Sach. Halle a. d. S., Buchhandlung des Waisenhauses. 1881. — Der Verfasser legt auf Grund zahlreicher, bisher unbekannter Urkunden und Aufzeichnungen den Gang dar, den Carstens' geistige und künstlerische Entwickelung bis zu der ersten italienischen Reise im Jahre 1783 und der folgenden Lübecker Zeit genommen hat. Während für die spätere Zeit die Lebensbeschreibung Fernow's auch nach neueren Forschungen im Berliner Staatsarchiv sich im Wesentlichen als zuverlässig erwiesen hat, zeigt der Bericht über die Jugendjahre des Künstlers in hohem Grade die Mängel, welche in der Regel spät geschriebenen Jugenderinnerungen, zumal wenn sie von anderen aufgezeichnet sind, ankleben. Gleich über Carstens' Mutter macht Fernow Angaben, die nach den Urkunden im Wesentlichen als irrthümlich sich erweisen. Fernow scheint verwechselt zu haben, was Carstens von seiner Mutter und was er von der Frau seines Lehrherrn Bruyn in Eckernförde erzählt, in dessen Weinhandlung er bekanntlich das Küferhandwerk erlernte. Diese vornehm erzogene, vielseitig gebildete und wohlwollende Frau hat von dem Augenblicke an, da aus dem unscheinbaren, abstoßenden Wesen des Jünglings die Künstlernatur vorzubrechen begann, des Verwaisten sich mit mütterlicher Liebe angenommen. Auch das ist unrichtig, daß er eine Zeitlang wirklich den Entschluß gefaßt hätte, seine Neigung zur Kunst zu unterdrücken und sich ganz den Pflichten des ergriffenen Berufes zu widmen. Vielmehr war er von Anfang an entschlossen, mit einer für sein Alter erstaunlichen Thatkraft, allen Hindernissen und Schwierigkeiten zum Trotz, sich seiner Kunst zu erhalten. „Da er sich," schrieb wenige Jahre später sein Vetter Jürgensen in sein Tagebuch, „aus eigener Kraft und eigenem Vermögen nicht zu ändern vermochte, so gewöhnte er sich vom ersten Augenblicke an, all die schwereren Arbeiten, die er im Weinkeller zu besorgen hatte, mit der linken Hand zu verrichten, um seine rechte für die Zeichenkunst zu schonen." Fünf Jahre lang, 1771—1776, war er im Bruyn'schen Hause, in der ersten Zeit Gebinde und Flaschen spülend, Keller und Wirthszimmer ausfegend, Wein in Flaschen mit der Hand oder mit dem Ziehwagen in der Stadt ausbringend oder auch den kleinen Weinverkauf in der Schenke besorgend, dazu noch vielfach zu häuslichen Verrichtungen benützt. Erst als er die schwersten Jahre seiner Lehrzeit überwunden und sich in der Stadt als Portraitzeichner bekannt gemacht hatte, war er im Stande, auch aus eigenem Vermögen etwas auf seine Ausbildung zu verwenden. Bisher war ihm J. M. Cröker's „Wohlanführender Maler", dessen Besitz er der Frau des Hauses verdankte, der

einzige Leitstern seiner Kunst gewesen. Eines Tages aber fiel ihm in einem Buchladen zu Kiel eine Schrift in die Hände, die seinem Streben eine neue Richtung gab und ihn mit Ideen erfüllte, die seine spätere Künstlerlaufbahn beherrschten. Es war Dan. Webb: „Die Untersuchung des Schönen in der Malerei", ein Buch, das Winkelmann's Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke zur Grundlage nahm. Hier schloß sich ihm eine Welt von neuen, wunderbaren Ideen auf, und je fremdartiger ihm die höheren Regionen waren, die Winkelmann der Kunst eröffnet hatte, desto heftiger wurde er davon ergriffen, desto tiefer wurzelte der Same des Griechenthums in seiner jungfräulichen Seele. Von einen Schüler Winkelmann's geleitet, wanderte er in Gedanken durch die Kirchen und Paläste Roms, seine erhitzte Phantasie träumte Tag und Nacht von jenen wunderbaren Gemälden, von denen er sich keine Vorstellung machen konnte. Er brannte vor Begier, mit leiblichen Augen die Werke der großen Meister zu sehen, deren bloßer Name ihn mit unbegrenzter Verehrung erfüllte. Der Weg war ihm nach Rom gewiesen, das er freilich auf seiner ersten italienischen Reise noch nicht erreichte. Aber er hatte, als er nach Lübeck zurückkehrte, wenigstens Giulio Romano's kühne und kraftvolle Schöpfungen in Mantua kennen gelernt, und er selber betrachtete mit dieser Reise seine Lehrzeit als abgeschlossen. Im Anhange sind eine Anzahl Gedichte von Carstens abgedruckt, deren größter Theil von ihm selbst unter dem Titel: „Oden und Elegien von Jakob. Kopenhagen, 1783" herausgegeben worden ist. Es sind, wie schon Fernow mit Recht urtheilte, Anklänge an Klopstock, Stolberg, Gerstenberg und Andere. L.

Staat und Gesellschaft in den volkswirthschaftlichen Systemen der Gegenwart, beleuchtet vom Standpunkte der christlichen Ethik. Von Wilhelm Hauck, Pfarrer in Landsberg bei Halle. Berlin, 1880. — Der Verfasser dieser kleinen Schrift hat sich, wie es scheint, zu dilettantischen Zwecken eine Zeit lang mit der „socialen Frage" beschäftigt und auch Manches an der Oberfläche liegende über die Sache gelesen. Er will die Systeme der socialen Parteien sich auseinander entwickeln lassen und sie alle vom Standpunkte der christlichen Sittenlehre beleuchten. Natürlich geht das nicht auf hundert Seiten, er beschränkt sich daher auf Deutschland. Doch ist das wieder nicht wörtlich zu verstehen, weil z. B. Colbert und Smith nicht Deutsche sind. Kurz die Darstellung ist sehr lückenhaft und auch für bescheidene Zwecke nicht genügend, obwohl er von allem Möglichen redet. Seine Kenntnisse entsprechen der Aufgabe kaum, unter den Gegnern der Manchesterpartei führt er Männer auf, die durchaus nicht diese Bezeichnung verdienen; er verwechselt Marx und Lassalle (Seite 30). Von der Stellung der Manchesterpartei zum Eigenthume hat er ganz confuse Vorstellungen. Nun könnte man hoffen, daß er als Vorlage von der christlichen Ethik desto reichere und social-verwerthbare Kenntnisse besäße. Aber dies wäre irrig. Man findet nur einige Reste von theologischen Vorlesungen über Ethik, verbunden mit sonstigen Gemeinplätzen; alles in guter Absicht und mit dem besten Willen, auch keineswegs in engherziger und schroffer Kirchengesinnung. Nirgend ein klarer Begriff von christlicher Ethik, der für theoretische Kritik brauchbar wäre. Denn was soll eine solche Kritik des Kathedersocialismus, in der es schließlich heißt (Seite 86): er schiebe die Religion und speciell das Christenthum zu sehr bei Seite und „es handle sich eben um das Christenthum als religiöse Lebensmacht". Sehr schön, aber wem will man mit solchen Phrasen etwas Nützliches sagen?

Elisabeth Charlotte, Herzogin von Orleans. Eine deutsche Prinzessin am französischen Hofe. Von Dr. Theodor Schott. Heidelberg, C. Winter. 1881. — Wie früher den Feldmarschall Blücher, so hat Th. Schott jetzt die „Lise-Lotte" zum Gegenstande einer biographischen Darstellung gemacht und damit aufs Neue sein Geschick in derartigen populären Bearbeitungen gezeigt. Auf Grund der berühmten Briefe der Herzogin, aus denen charakteristische Mittheilungen eingeflochten werden, wie auf Grund der sonstigen einschlägigen Literatur wird ein Lebensbild gezeichnet, das die originelle Frau mit ihrem gesunden Menschenverstande, ihrem urwüchsigen Humor und ihrer unverwüstlichen deutschen Gesinnung trefflich wiedergiebt. Blücher wie Elisabeth Charlotte gehören zu der bei Winter in Heidelberg erscheinenden „Sammlung von Vorträgen, herausgegeben von W. Frommel und Fr. Pfaff", einer Sammlung, die in gediegener Auswahl Darstellungen aus der Geschichte, Biographisches, Naturwissenschaftliches, Sociales bringt und einer weiten Verbreitung werth ist. Unter den neuerdings ausgegebenen Heften finden wir: Goethe's Stellung zur deutschen Nation von Arnold Schäfer, die Gefahren der See und die Rettung Schiffbrüchiger von R. Werner, Herr Peter Doß, ein norwegisches Literaturbild von C. Passarge, Ueber die Nachahmung von Naturstimmen in der deutschen Poesie von L. Jacoby, Max Rieger über Dante und über den religiösen Gehalt von Goethe's Faust. Die letztgenannte Studie geht von der kritischen Zerlegung des Faust in seine früheren und späteren Theile aus und kommt, freilich nicht ohne einige religiöse Befangenheit, zu beachtenswerthen Resultaten. g.

Neudrucke älterer Literaturdenkmale. — In Nachahmung der English Reprints, welche Eduard Arber in London herausgegeben hat, unternahm Professor Wilhelm Braune 1876 die Sammlung von „Neudrucken deutscher Literaturwerke des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts", im Verlage der Lippert'schen Buchhandlung (Niemeyer) zu Halle. Von allgemeinem Beifalle begleitet sind bereits neunundzwanzig Hefte (Luther, Opitz, Hans Sachs, Simplicissimus, Lauremberg u. A.) erschienen. Vor kurzem ist nun die Verlagshandlung der Gebrüder Henninger in Heilbronn mit zwei ähnlichen Unternehmungen hervorgetreten: „Neudrucke deutscher Literaturdenkmale des achtzehnten Jahrhunderts", herausgegeben von Dr. Bernhard Seuffert, und „Sammlung französischer Neudrucke", herausgegeben von Professor Karl Vollmöller. Die Frage, ob denn Neudrucke aus dem vorigen Jahrhundert bereits nöthig geworden sind, wird gewiß Niemand erheben, der literarhistorische Studien, welche jene Zeit berühren, gemacht hat. Gerade für die Entwickelung der deutschen Literatur äußerst wichtige Schriften sind ungemein selten geworden und selbst auf größeren Bibliotheken nicht immer anzutreffen. Solche Originalschriften sollen hier wieder zum Abdrucke gebracht werden aus dem Zeitraume von Gottsched's Auftreten bis zu dem der Romantiker. Bodmer, Bürger, Gleim, Jacobi, Maler Müller, Wieland u. s. w. sollen in der Sammlung erscheinen. Besonderen Dank aber verdient Seuffert, wenn er sein Vorhaben ausführt und aus Zeitschriften bedeutende Aufsätze und Kritiken zum Abdrucke bringt, so aus den „Schleswigschen Literaturbriefen", den „Frankfurter gelehrten Anzeigen" und Schubart's „Deutscher Chronik". Wir möchten Seuffert besonders auch die schweizerischen Zeitschriften zur Berücksichtigung empfehlen. Obwohl es sich zunächst nur um diplomatische Abdrücke handelt, sollen nach Seuffert's Plane auch kritische kleinere Ausgaben von der Sammlung nicht ausgeschlossen sein. Die eingeführte Zeilenzählung er-

höht den praktischen Nutzen der Ausgabe, die Einleitungen sind, soweit die Hefte erschienen sind, kurz, aber alles Nöthige enthaltend, so daß Seuffert's Thätigkeit auch nach dieser Seite hin der Ausgabe zu Gute kömmt. Von den beiden erschienenen Heften enthält das erste Klinger's Trauerspiel „Otto" von 1775, das, da Klinger selbst es nicht in seine Werke aufgenommen hat, nur ein einzigesmal erschienen war; gerade dieses Werk hat aber für die Entwickelung des Dramas der Sturm- und Drangperiode besonderen Werth. Das zweite Heft enthält H. L. Wagner's Satire: „Voltaire am Abend seiner Apotheose", von 1778, ein interessanter Beitrag, die Stimmung kennen zu lernen, welche im Kreise der Freunde des jungen Goethe gegen die französische Literatur um sich gegriffen hatte. Möchte Seuffert nur Wagner's Satire bald seine „Kindesmörderin" folgen lassen.

Die Reihe der französischen Neudrucke ist mit einem der älteren Don Juan-Dramen eröffnet: „Le Féstin de Pierre ou le fils criminel" des Schauspielers de Villiers (geboren zwischen 1610 und 1615, gestorben 23. Mai 1681 zu Chartres). Das Corneille gewidmete Stück wurde 1659 zu Paris gespielt, im folgenden Jahre zu Amsterdam gedruckt. In der Reihe der in Frankreich die Don Juan-Sage behandelnden Theaterdichtungen erscheint Villiers' Werk als das dritte. Die Harlekinade der italienischen Komödianten „il convitato di pietro" ward 1657 in Paris mit großem Beifall aufgenommen. 1658 wurde zu Lyon Dorimond's „le festin de pierre ou le fils criminel" gespielt. Dorimond wie Villiers übersetzten italienische Vorgänger. Nach der Untersuchung des Herausgebers W. Knörich ist Villiers' Arbeit von der Dorimond's abhängig. Villiers selbst urtheilt von seinem Werke sehr geringschätzig, aber die Beliebtheit, welche diese älteren Bearbeitungen beim Publikum genossen, veranlaßte Molière seine herrliche Dichtung: „Don Juan ou le festin de Pierre" zu schaffen (1665), die noch jetzt auf der französischen Bühne fortlebt.

Die folgenden Hefte der französischen Neudrucke sollen außer metrischen und prosaischen Dichtungen hauptsächlich französische Grammatiken des sechzehnten Jahrhunderts, alte Verslehren, literar- und culturgeschichtliche Abhandlungen, diplomatische Abdrücke erster Ausgaben der französischen Classiker enthalten. Nicht nur den Fachgelehrten, sondern allen Freunden der französischen Literatur sollen auf diese Weise wichtige Werke, welche sonst in Deutschland kaum zu erlangen sind, zugänglich gemacht werden. Da die französischen Neudrucke wie die deutschen aus dem achtzehnten Jahrhundert einem wirklichen Bedürfnisse entgegenkommen, so wird auch ihnen der verdiente Beifall, welcher den Halleschen Neudrucken des sechzehnten Jahrhunderts zu Theil wurde, nicht ausbleiben. M. K.

J. G. Fischer, Der treue Knecht. Ein Idyll in neun Gesängen. Stuttgart, Bonz. 1881. — In der Gedichtsammlung, die J. G. Fischer im Jahre 1872 unter dem Titel „Aus frischer Luft" herausgab, fand sich ein Idyll in reimlosen Trochäen: „Beim Kirchenbauer", das um des trefflich gelungenen epischen Tones Willen als die Perle der Sammlung anerkannt wurde. Es schilderte treuherzig einfach das Leben eines Dorfknechtes, mit den kleinen Episoden, Freuden und Höhepunkten, die einem solchen Leben beschieden sind. Jetzt hat der Dichter eben dieses Idyll zu neun Gesängen ausgeweitet, die einzelnen Erlebnisse sind vermehrt und behaglich ausgeführt, und indem der Held auf einen weltgeschichtlichen Schauplatz versetzt, zu einem glücklichen Mitkämpfer bei Sedan und Champigny gemacht wird, hat der Inhalt auch eine gewisse Vertiefung gefunden. Das beste sind aber die Dorfsceuen, sie athmen ächte Landluft, der Dichter

schildert mit der Treue eines Sachverständigen, offenbar schöpfte er aus den Erinnerungen seiner eigenen Jugend. Mit Vergnügen sieht man den treuen Johannes beim Heufest, bei der Ernte, wie er ein paar Roßdiebe abfängt oder, dem Förster zum Verdruß, einen kleinen Waldfrevel begeht. Um neun Gesänge auszufüllen, erscheint aber doch der Lebenslauf des wackeren Helden zu geradlinig, es fehlt eine Verwickelung, man wartet vergeblich auf einen Conflict, der den Helden erst bewähren soll, auf eine Leidenschaft, die auch das Gemüth des Lesers stärker in Bewegung setzte. Die Neigung zu Juliane, der Tochter des Gutsherrn, bleibt in den Grenzen einer verhaltenen, gedämpften Gluth. Offenbar hat der Dichter absichtlich das Motiv so einfach als möglich gehalten. Aber dann mußte er es mit einem anderen, größeren Stoffe versetzen. Eingelegt in eine größere Dichtung würde der treue Knecht erst recht seine Wirkung thun. L.

Compendium der Naturwissenschaften an der Schule zu Fulda im neunten Jahrhundert von Stephan Fellner. Berlin, Th. Grieben. 1879. — Durch die Jahrhunderte ausfüllenden Stürme der Völkerwanderung ging die antike Welt, deren Entwickelung mit der Stiftung des Christenthums bereits ihren inneren Abschluß gefunden hatte, auch äußerlich zu Grunde. Verhältnißmäßig nur geringe Bruchstücke ihrer wissenschaftlichen und künstlerischen Schätze wurden dem Verfalle entrissen, um theilweise unmittelbar auf das geistige Leben des Mittelalters fortzuwirken, theilweise aber erst, nachdem sie ein volles Jahrtausend verborgen und vergessen gelegen hatten, wieder entdeckt zu werden und durch ihren mächtigen und vielseitigen Einfluß die neuere Zeit zu begründen. Was das Mittelalter schon von diesen Zeugnissen antiker Cultur kannte, verdankte es meist dem erhaltenden Eifer des Benedictinerordens. Nur durch ihn war es Karl dem Großen möglich, Klosterschulen im weiten Frankreich zu errichten und dadurch wenigstens einige gelehrte Bildung unter den höheren Ständen zu verbreiten. Aus der ersten derartigen Erziehungsstätte in Deutschland, dem Kloster Fulda, ging Hrabanus Magnentius Maurus hervor, der durch sein fruchtbares Wirken als Lehrer, wie durch seine ausgebreitete schriftstellerische Thätigkeit nach jeder Hinsicht den Grund zu einer besseren wissenschaftlichen Bildung in Deutschland legte. Namentlich in seinem encyclopädischen Werke de universo umfaßte er das gesammte, geistliche und weltliche Wissen der Zeit. Von den zweiundzwanzig Büchern desselben befassen sich acht vornehmlich mit den Naturwissenschaften. Wir erfahren aus ihnen die allgemeinen Kenntnisse und Ansichten der Gebildeten jener Zeit über den Weltbau, die Himmelskörper und unsere Erde, ihre Beschaffenheit und Producte an Mineralien, Pflanzen und Thieren, über den Bau und die Functionen des menschlichen Leibes, seine Krankheiten und das Heilverfahren ihnen gegenüber. So sehr wir vom Standpunkte der modernen Wissenschaft aus manche Sätze des gelehrten Sammlers zu Fulda belächeln, so interessant in culturhistorischer Rücksicht bleibt das Bild, das wir aus seinem Werke gewinnen. Und darum mag das pietätvolle Bestreben des Wiener Benedictiners und Professors Stephan Fellner wohl willkommen geheißen werden, wenn er den modernen Naturkundigen, die kaum je zu den alten Originalwerken Hrabans zurückgreifen würden, das Gedächtniß des großen Mitgliedes seines Ordens erneut, das diesen Wissenschaften zuerst in Deutschland ein Feld bereitete. Fellner theilt in einem nach modernen Principien gegliederten Auszug ohne alle Weitschweifigkeit die Quintessenz der Arbeit Hrabans mit. Nur selten übersetzt er im engen Anschlusse an das Original; meist giebt er den Sinn frei in gutem, klarem Deutsch wieder. Die zahlreichen

Hinweise auf die Theologie, die Citate aus der Bibel, welche Hraban seiner Schilderung der Natur überall einflicht, hat Fellner sämmtlich gestrichen; seine Darstellung wird so freilich klarer und namentlich weitaus kürzer, aber der eigenartige Charakter der Betrachtung der Natur im Originale wird dadurch verwischt. In erläuternden oder ergänzenden Anmerkungen deutet Fellner bald auf den jetzigen Stand der Forschung hin, bald auf die Ansichten, welche andere naturkundige Männer des Alterthums oder des Mittelalters über die gleichen Themen in ihren Werken aussprachen. F. M.

Die Feier von Lessing's hundertjährigem Todestage zu Braunschweig. Denkschrift, herausgegeben von den Studirenden der herzoglich technischen Hochschule zu Braunschweig. Braunschweig 1881. — Die Studentenschaft der technischen Hochschule zu Braunschweig hat am 15. Februar eine solenne Gedächtnißfeier für den großen Todten dieser Stadt veranstaltet, eine Feier, zu welcher ihrerseits auch der dortige literarische Verein und das herzogliche Hoftheater mitwirkten. Die vorliegende mit mehreren Abbildungen geschmückte Schrift bringt einen kurzen Bericht der verschiedenen Festlichkeiten nebst den Reden, eingesandten Gedichten u. s. w. und da sie zu einem löblichen Zwecke veröffentlicht wird, nämlich zum Besten der für die Wolfenbüttler Bibliothek bestimmten Lessing-Büste, so sei sie ohne weitere Kritik der Reden und Gedichte bestens empfohlen. g.

Das bei der letzten Concurrenz in Frankfurt a/M. zwar nicht preisgekrönte, aber „preiserwähnte" und bei der Aufführung daselbst mit großem Beifall ausgezeichnete Trauerspiel: „Die Patricierin" von Richard Voß ist nun auch im Buchhandel erschienen. (Frankfurt a/M., L. Koenitzer. 1881.) — Das Stück wird voraussichtlich seinen Weg über die deutschen Bühnen nehmen, da es nicht etwa ein akademisches Buchdrama, sondern voll warmen Lebens, manchmal sogar etwas zu heißblütig und naturalistisch ist. Aber Voß ist kein bloßer Theaterschriftsteller, er geht als echter Dichter auf die Lösung ernster Probleme aus und bietet uns einen poetischen Gehalt, ein Ding, das nicht fehlen darf, wenn uns dramatische Dichtungen blos als solche, auch ohne den zauberischen Mechanismus der Bühne, gefallen sollen. Es ist ein echt dramatischer Nerv in dem Dichter. Das bekundet schon die Wahl des Stoffes, ferner die Art und Weise, wie er die Handlung führt und entwickelt, die Charaktere wählt und entwickelt, die Sprache lebendig und charakteristisch zu gestalten sucht. Noch ist es kein Meisterwerk, vor dem wir stehen, aber wir gewinnen bei der Lectüre dieser Dichtung die freudige Ueberzeugung, daß der Dichter solche liefern wird, wenn er ferner hält, was er hier versprochen. I. L.

Berichtigungen.

In der Abhandlung über F. G. Welcker, Nr. 18 und 19, bittet man Folgendes zu verbessern: S. 661, Z. 14 „Reinhard" statt Reinhold. S. 672, Z. 3 „1819" statt 1813. S. 716, Z. 20 „Becker" statt Zencker. O. L.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.

Ausgegeben: 23. Juni 1881. — Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig.

A. Th. Engelhardt, Leipzig.